4° Eph. lit.
25a (1 u. 2

Digitized by Google

<36626083370013

<36626083370013

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN

LITERATUR-ZEITUNG

ERSTER JAHRGANG.

ERSTER BAND.

JENA,
in der Expedition dieſer Zeitung,
und
Leipzig,
in der königlich-ſächſiſchen Zeitungs-Expedition.
1813.

Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1813.

JURISPRUDENZ.

BERLIN b. Mylius: *Lehrbuch des Naturrechts*, als einer Philosophie des positiven Rechts, vom Professor *Hugo* in Göttingen. Dritter ganz von neuem ausgearbeiteter Versuch. 1809. XII u. 486 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Das Lehrbuch, dessen dritte Ausgabe wir jetzt vor uns haben, erschien zum ersten Mal im Jahre 1798 und zum zweyten Male ein Jahr später 1799. Alle drey Ausgaben sind von einander sehr verschieden, und der Vf. hat Recht, wenn er sagt, dass die drey Auflagen als drey verschiedene Bücher betrachtet werden können. Diese Verschiedenheit liegt jedoch mehr und eigentlich nur in der Ökonomie und in der Ausführung, nicht aber in den Grundsätzen und in der Tendenz des Werks selbst. Diese ist im Wesentlichen in allen drey Ausgaben ganz und gar dieselbe, und Rec. ist bey einer, freylich nicht von Wort zu Wort vorgenommenen, Vergleichung kein Punct von Bedeutung aufgestossen, über welchen der Vf. seine Ansicht geändert hätte. Auch daraus allein, dass Manches weggelassen ist, was in einer der früheren Ausgaben sich fand, darf man keineswegs folgern, dass der Vf. es ganz aufgegeben oder seine Meinung darüber geändert habe: denn es lassen sich Gründe genug denken, warum in einem Buche, dem durch seine Bestimmung gewisse, nicht gar zu weite Grenzen gesetzt sind, über einen Gegenstand oder vielmehr über eine Masse von Gegenständen von einem sehr grossen Umfange, etwas weggelassen wird, und einem anderen Gedanken Platz machen muss. Auch ist es für einen denkenden reichhaltigen Kopf, der aus sich selbst schöpft, eben so reizend, das Bekannte, schon einmal Gesagte, in einem neuen Lichte aufzufassen, oder es ganz wegzulassen, und mit einem anderen gleichfalls nahe liegenden Gedanken zu vertauschen, als es ihm unerträglich ist, das, was ein Werk des Geistes ist und seyn soll, in der Folge zu einem Werke der Hände werden zu lassen. Darum gewähren aber auch die Werke dieser Männer denen, die mit Geist und für den Geist lesen, einen so reichen und bey wiederholter Lectüre nicht leicht verminderten, wohl gar noch erhöhten Genuss, und Rec. gesteht es gern, dass er der wiederholten, oft fragmentarischen Lectüre der Lehrbücher, wie anderer Schriften, des eben so geistreichen als gelehrten Prof. *Hugo* sehr vielen Genuss verdankt, und er weiss von mehreren einsichtsvollen Männern, dass ihnen diese Lehrbücher zu belehrenden und unterhaltenden Handbüchern stets zur Seite liegen.

Zu dem inneren Berufe des Vfs. als Lehrer und Schriftsteller über die Philosophie des Rechts aufzutreten, kam, wie wir aus mehreren Stellen sehen, noch eine äussere Veranlassung durch den ehrwürdigen *Feder*, welchem der Vf. auch, als seinem ehemaligen Lehrer, Gönner und Collegen und unwandelbaren Freunde, dieses Lehrbuch gewidmet hat. Doch ist dasselbe dem bekannten Lehrbuche dieses verdienstvollen Gelehrten durchaus nicht ähnlich; vielmehr liegt das Eigenthümliche desselben in der Verschiedenheit von diesem und anderen Lehrbüchern des Naturrechts, welche besonders in dem Jahrzehend, in welches die ersten beiden Ausgaben desselben fallen, in so grosser Anzahl erschienen. Wie nämlich jenes Decennium dadurch ewig merkwürdig bleiben wird, dass man in der politischen Welt, von metaphysischen Sätzen ausgehend, ein neues Gebäude aufzuführen versuchte, welches den Foderungen der Vernunft, und folglich, wie man rasch fortschloss, auch den Bedürfnissen der Menschheit und der menschlichen Gesellschaft vollkommen genügen, und von ewiger Dauer seyn sollte, selten aber nur die erste Probe auszuhalten im Stande war, und daher nur zerstörend, nicht hervorbringend sich zeigte: eben so brachte jegliches Jahr ein oder etliche Systeme zum Vorschein, in welchen mit mehr oder weniger göttlicher Grobheit und Allgemeinheit die aus den Tiefen der Metaphysik geschöpften, und aus einem sogenannten höchsten Gesichtspunct aufgefassten Sätze, nicht nur als Wahrheiten, sondern geradezu als die einzig möglichen Wahrheiten gegeben wurden, und in welchen die Befolgung und Anwendung dieser Sätze aufs wirkliche Leben als thunlich und als höchst heilsam angepriesen, ja von denen geradezu und höchst gebieterisch erklärt wurde, dass deren Übertragung durchaus nothwendig, und dass jede Abweichung davon nichts weniger sey, als eine Verletzung solcher Rechte, welche ohne eine wahre und gänzliche Entwürdigung des Menschen, und ohne Verzichtleistung auf das, was den Menschen gerade zum Menschen macht, nicht veräusert werden könnten, welche daher auch nicht nur durch Mittel jeglicher Art gegen Jedermann vertheidigt, sondern auch zu jeglicher Zeit und unter jeglichen Umständen reclamirt werden könnten, wenn durch die bisher bestandene geistige und sittliche Barbarey das eine oder das andere derselben aufgegeben oder beschränkt seyn sollte.

Dergleichen Lehren, welche für die Ruhe und für das auf diese Ruhe hauptsächlich sich gründende Glück der Menschheit eben so gefährlich, als der Wahrheit entgegen waren, droheten dadurch recht tief und zerrüttend in das Innere der Gesellschaft ein-

Digitized by Google

zudringen, weil — §. 35 — man sogar den Richtern erlauben wollte, oder sie selbst es sich erlaubten, das, was man Naturrecht nannte, und was man in den Untersuchungen über diese Wissenschaft als Wahrheit construirte, wenigstens dann und wann, noch ehe es promulgirt war, über das promulgirte Gesetz zu stellen. Diese Tendenz, welche bey der Mangelhaftigkeit der bestehenden Legislationen sich gar leicht in einzelnen Fällen als zweckmäfsig darstellen liefs, mufste natürlich den besonnenen, die Grenzen und Zwecke der verschiedenen Disciplinen richtig schätzenden Gelehrten doppelt auffallen, da auch so Manches aus Gründen *a priori* der Verdammnifs übergeben wurde, was Jahrhunderte hindurch nicht nur ohne Nachtheil, sondern zum wahren Heil der Völker bestanden, und den Beyfall der aufgeklärtesten und sittlichsten Menschen erhalten hatte. Zu diesen gehörte auch unser Vf., der, ehe noch die Erfahrung als Lehrmeisterin auftrat, bemüht war, die Speculation in die ihr gebührenden Schranken zurückzuweisen, und mit Gründen und Beyspielen darzuthun, dafs die Speculation *allein* nicht im Stande sey, über die Angelegenheiten *endlich* und *unbedingt* zu entscheiden, über welche sie sich eine Entscheidung anmafste. Er ging daher, als er den lange genährten Vorsatz zur Ausführung brachte, über die Jurisprudenz, welche er bis dahin in dogmatischen und historischen Vorlesungen und Schriften — unter welchen das Lehrbuch über die Rechtsgeschichte diesem Zweige des menschlichen Wissens eine ganz neue Gestalt gab — bearbeitet hatte, philosophische Untersuchungen anzustellen, und philosophische Vorlesungen zu halten, nicht *davon* und *danach* aus, ein einzig mögliches untrügliches System des sogenannten Naturrechts blofs mittelst abstracter metaphysischer Untersuchungen und Combinationen zu ergrübeln, und auf eine den Lehrlingen meistens unverständliche Weise zu demonstriren und zu construiren, sondern sein Streben ging dahin — 38 —, frey von den Fesseln eines Systems und mit möglichster Überwindung der Macht der Gewohnheit und des Vorurtheils, unter Leitung einer gesunden und gebildeten Vernunft, mit Rücksicht auf die Geschichte und Erfahrung seine Zuhörer — denn auf diese ist besonders bey der ersten Auflage hauptsächlich gerechnet — über den Menschen, über die Gesellschaft und über die rechtlichen Verhältnisse und Grundsätze, wie solche hie und da wirklich sind, oder wie solche unter diesem oder jenem Volke einst waren, oder wie solche seyn könnten und seyn sollten, zu verständigen, und auf mehrseitige Ansichten über die wichtigsten Institute und Doctrinen der Rechtswissenschaft zu leiten, und das bey einer redlichen und bescheidenen Forschung fast nothwendig sich hervorthuende fruchtbare Resultat ihnen recht eindringend zu machen, dafs es bey den Gegenständen, welche in das Gebiet des Rechts gehören, und die eine positive Bestimmung zu erhalten pflegen, leicht sey, sich sowohl in Ansehung des Umfanges als des Inhalts derselben mehrere Gestaltungen zu denken, dafs es hingegen oftmals schwer, ja dem endlichen menschlichen Verstande fast unmöglich werde, anzugeben, welche von mehreren Modificationen und Bestimmungen, die sich gedenken lassen, oder die einst existirt haben oder noch existiren, der Vernunft nur *allein* und in *jedweder Hinsicht* entsprechen, ja dafs es schon schwer sey, zu bestimmen, welche der Vernunft *am meisten* entsprechen, und zur Erreichung des Zweckes, welchen sie befördern sollen, am *wirksamsten* seyen, und dafs es von einer anderen Seite oftmals schwer und gefährlich sey, das, was man für vernunftmäfsig erkennt, anzunehmen, dafs es endlich überhaupt nicht leicht etwas in der Welt gebe, wobey nicht gefehlt werden könne, und wirklich gefehlt werde, sobald die Menschen sich irren oder gegen ihr Gewissen handeln (§. 110). Dieses alles führt dann gleichsam von selbst zu der Bemerkung, dafs das dreiste und unbedingte Absprechen über die Rechtssatzungen von geringer Einsicht zeuge, und dafs die unerläfsliche Pflicht des Staatsbürgers, sich bey einer bestehenden Gesetzgebung zu beruhigen, und in Allem, hauptsächlich aber in den richterlichen Verhältnissen, sich unter das Gesetz zu stellen, nicht aber über dasselbe sich zu erheben, von der moralischen Seite betrachtet, eine so schwere Pflicht gar nicht seyn könne, indem die Gewissenhaftigkeit des Staatsbürgers in Beziehung auf seine äufseren Handlungen ganz und gar unter dem Staate stehen — unter anderen §. 11 der ersten, §. 41, 45 der zweyten — §. 380 der dritten Ausgabe. — Aber nicht nur für diejenigen, die unter dem Gesetze stehen, und nach demselben leben sollen, liegen dergleichen wichtige Lehren in jenen Sätzen; sondern auch der Staat, und diejenigen, welche ihn zu repräsentiren haben, finden darin die höchst wichtigen Wahrheiten, von ihrer Seite recht gewissenhaft zu seyn, und bey ihren Satzungen die ewigen Gesetze der Sittlichkeit vor Augen zu behalten, und solche möglichst zu befolgen und zu befördern, wie auch mit Anordnungen und recht einfachen allgemeinen Vorschriften nicht zu sehr bey der Hand zu seyn, sondern das, was da ist, zu achten, den Gewohnheiten den ihnen gebührenden Einfluss zu lassen, §. 120. 122. 130 ff., bey Neuerungen und Abänderungen behutsam zu seyn, und lieber Alles, was nicht ganz nothwendig zerstört werden mufs, unangetastet zu lassen — §. 125. 133, indem jedes Bestehende, aufser dem Guten, das auch die mangelhaft scheinende Sache mit sich führe, noch das, was oft mehr als alles Andere entscheidet, für sich habe, dafs es einmal da ist, und vielleicht lange schon da ist, dafs die Menschen daran gewöhnt sind, und die damit verbundenen Unbequemlichkeiten und Härten auszugleichen gewufst haben, auch ja selbst der Zufall, durch welchen so Manches entstanden seyn mag, als Werk der Vorsehung betrachtet werden müsse, §. 107. Es wird mithin der Willkühr, welcher die letzten Grundsätze dieses Systems allerdings ein weit gröfseres Feld einräumen, als jene Systeme, die nur von *einem* möglichen Rechte, von einer *allein seligmachenden* Form etwas wissen wollen, ein weit mächtigeres und kräftigeres Bollwerk entgegengesetzt, als das ist, welches durch Gründe *a priori* auf eine sogenannte innere Nothwendigkeit und auf eine Unmöglichkeit des Gegentheils gestützt wird, die mit der Wirklichkeit in Widerspruch steht, und durch That-

Digitized by Google

ſachen widerlegt wird. Zugleich wird durch dieſe Behandlung Alles praktiſcher, und den Regionen des gemeinen Lebens und des gemeinen Verſtandes, für welchen die Tiefen der Metaphyſik ſo wenig gemacht ſind, näher gerückt, und es wird der Politik und Moral der wohlthätige Einfluſs auf die Satzungen des poſitiven Rechts gelaſſen, den jene ohnehin ſich nie nehmen läſst, dieſe aber nie verlieren darf. Dieſer Einfluſs aber muſs, wenn man conſequent ſeyn will, da, wo Alles *a priori* entſchieden werden ſoll, ſo gut wie ganz wegfallen. Wenn ſich übrigens der Vf. über das, was die Politik heiſcht, weniger herausgelaſſen hat, auch wegen des Unbeſtandes dieſer groſsen Beleberin des Weltalls weniger hat herauslaſſen können: ſo hat er dagegen des Moraliſchen, und, frey von der Aufklärerey und dem Kaltſinne des Zeitalters, der Religion, dieſer eben ſo ſchönen als ſicheren Stütze des Moraliſchen, ſehr oft Erwähnung gethan, und wie z. B. §. 220 bey der Ehe verſchiedener Glaubensgenoſſen, §. 225 Note 3 bey der Trauung durch Geiſtliche, §. 375 Note 13 bey Religionsverſchiedenheit der Staatsbeamten, und beſonders §. 180, wo über die Religion als Grund eines Unterſchieds in der Civität gehandelt wird, und bey noch vielen anderen Gelegenheiten, ſich der Religion da angenommen, wo man ihren Werth nur zu oft, wegen einer Toleranz, die aber nichts anders iſt, als völlige Gleichgültigkeit, verkennt, und ihr gar keinen Einfluſs mehr einräumen will.

In der Einleitung S. 1 — 42 wird zuerſt der Begriff einer Philoſophie des Rechts §. 1 dahin beſtimmt, daſs ſie Vernunfterkenntniſs aus Begriffen über das iſt, was in einem Staate Rechtens ſeyn *kann*. Daſs hier von einem moraliſchen, nicht phyſiſchen *Können* die Rede ſey, braucht wohl nicht erwähnt zu werden, da noch in dem nämlichen Paragraphen demſelben das *Soll* ſubſtituirt wird, auch überhaupt dem Sprachgebrauche nach das *Können* hauptſächlich nur von einer moraliſchen Möglichkeit zu verſtehen iſt — erſte Ausg. S. 28 —, überhaupt aber das, was in dergleichen Dingen der Gewalt möglich iſt, der Vernunfterkenntniſs aus Begriffen nicht unterliegt. Dann werden die Diſciplinen — poſitives Recht — Moral — Politik — Naturrecht — Völkerrecht — angegeben, welche mit der Philoſophie des Rechts zuſammengrenzen, und welche bey Unterſuchungen leicht durch einander flieſsen, bey den wirklichen Geſetzgebungen aber ſelten in der gehörigen Miſchung ſich finden. Hierauf folgen einige ſehr geiſtvolle und recht aus der Fülle geſchöpfte Züge über die Literatur der Philoſophie des poſitiven Rechts. Wozu die Philoſophie des Rechts nützen ſoll, was für Quellen dabey benutzt, und was für Cautelen dabey zu beobachten, macht den Schluſs der Einleitung aus. Mit Recht wird beſtändige Rückſicht auf die Meinung verſtändiger und guter Menſchen empfohlen. Freylich giebt es aber auch hier Grenzen: denn die Macht der Gewohnheit hat auch auf ſie ihren Einfluſs, und die Umſtände ändern auch Manches. Miſstrauiſch und beſcheiden muſs uns freylich die abweichende Meinung Anderer gegen unſere Anſichten machen, und die Wahrheit, daſs es in unſerer Erkenntniſs ſo wenig objective Gewiſsheit gebe — §. 64 —, bey uns ſtets gegenwärtig erhalten; aber weiter dürfte auch die Achtung gegen die Meinung der Verſtändigſten nicht gehen.

Den erſten Theil des Werkes ſelbſt macht S. 49 — 103 eine juriſtiſche Anthropologie aus, in deren erſtem Theile der Menſch als Thier, im zweyten als vernünftiges Weſen, und im dritten als Mitglied eines Staats betrachtet wird. Wir wollen, eingedenk des Geſetzes, kurz zuſeyn, nur auf den §. 72, in welchem die Entſtehung der bürgerlichen Verfaſſung, der Obrigkeit, des rechtlichen Zuſtandes entwickelt wird, aufmerkſam machen. Die Zwecke der Menſchen ſtehen, ſo ſagt der Vf., ſich oft unter einander entgegen, es fehlt an den Mitteln, ſie alle zu befriedigen, es entſtehen Colliſionen; und da freywillige Unterwerfung unter den unparteyiſchen Ausſpruch eines Dritten nicht leicht zu erwarten ſteht: ſo iſt Gewalt zu fürchten. Dieſes iſt offenbar eine unvernünftige Entſcheidungsart. Die Vernunft befiehlt daher, ſobald auf irgend eine Art eine Entſcheidung durch unparteyiſche Dritte zu Stande kommt, ſich ihr zu fügen. So entſteht bürgerliche Obrigkeit, jedoch ohne daſs es gerade eines Vertrages bedarf. Daſs es ſich ſo denken läſst, daſs es der menſchlichen Vernunft viele Ehre macht, wenn man ſo zu Werke geht, will Rec. nicht beſtreiten. Wenn man aber bedenkt, wie, beſonders bey unſerer Tradition von Entſtehung des Menſchengeſchlechts durch ein einziges Menſchenpaar — eine Tradition, welche ſo viele innere Wahrſcheinlichkeit für ſich hat als jede andere —, nicht zu verkennen iſt, daſs *Hülfe bedürfen*, *abhängig ſeyn*, *folgen* von der einen Seite, und *Hülfe leiſten*, *ſorgen*, *leiten* und *gebieten* von der anderen Seite ſo alt ſind als das Menſchengeſchlecht, und daher Familienherrſchaft zugleich mit der Entſtehung und Vergröſserung der Familien entſtand, deren Grund in der That ſelbſt noch älter iſt; wenn man ferner erwägt, daſs, wenn die Häupter von einzelnen Familien, oder die Häupter mehrerer Familien, von einander unabhängig waren, die Zuſammenſchmelzung in eine gröſsere bürgerliche Geſellſchaft auf einem ganz anderen Wege geſchah — wie die Geſchichte der neueren Staaten genugſam lehrt —; wenn man die dem einen Theile der Menſchen beywohnende überwiegende Neigung zur Herrſchaft und das bey einem anderen Theile eben ſo ſtarke Bedürfniſs nach Rath, Schutz und fremder Leitung gehörig ſchätzt: ſo findet man ſich mehr noch, als es ſelbſt auch mit der Deduction des Vfs. beſtehen kann, geneigt, einer Erklärungsart beyzutreten, welche an einem neuen geiſtreichen Schriftſteller einen ſo beredten als edeldenkenden Vertheidiger gefunden hat, und den erſten Grund aller Herrſchaft gleichſam als eine Mitgabe des Schöpfers zu betrachten. Jedoch braucht man deſswegen nicht die Folgerungen für richtig anzuerkennen, welche Hr. *v. Heller* aus der von ihm beſtrittenen Theorie herleitet; vielmehr möchte Rec. glauben, daſs ſich aus der Theorie, nach welcher die höchſte Gewalt auf Verträgen beruht, mehr wohlthätige Folgen für die Menſchheit herleiten laſſen, als aus jeder anderen. Aber Theorieen ſind es freylich nicht, welche den Menſchen zu leiten, und im Zaune zu halten im Stande ſind; dieſes kann nur die Stimme in uns, und die zum Gefühl ge-

Digitized by Google

wordene Überzeugung, dafs es noch etwas Höheres gebe, als den Menfchen und als diefes irdifche Seyn. Rec. kann fich bey diefer Gelegenheit der Bemerkung nicht enthalten, dafs die *hellerfche* Staatenkunde, und ein anderes Werk eines geiftreichen, mit trefflichen Gaben ausgeftatteten Verfaffers — *Ludens* Politik — als fehr lehrreiche Beyfpiele dienen können, wie wenig es für die Willenfchaft taugt, und zur Wahrheit führt, wenn die Erfahrungen und Eindrücke einer beftimmten Zeit auf die Behandlung der Wiffenfchaften einen bedeutenden Einfluls gewinnen. Vor ihnen mufs jede Zeit fo betrachtet werden, wie fie dem Unendlichen erfcheint, dem taufend Jahre find, wie ein Tag, der geftern vergangen ift.

Richtig bemerkt der Vf., dafs fich nicht allgemein beftimmen laffe, bey welchen Handlungen das Mittel der Entfcheidung durch Obrigkeit eintreten folle; und das, was man in verfchiedenen Staaten und zu verfchiedenen Zeiten wahrnimmt, beftätigt diefe Bemerkung. Inzwifchen möchte doch Rec. nicht geradezu zugeben, dafs fich hier gar keine Regel aufftellen laffe, und er möchte fich nicht dabey beruhigen, dafs es eine phyfifche Unmöglichkeit fey, dafs Alles durch die Obrigkeit beftimmt werde. Hier möchte doch dem Zufall, dem man zwar feine Rechte laffen mufs, aber doch auch nicht zu viele Rechte einräumen darf, zu viel überlaffen bleiben. Ohne anderer fehr gewichtvoller Gründe zu gedenken, möchte blofs die Wahrnehmung, dafs es fchwer ift, zu beftimmen, welche Entfcheidung von mehreren möglichen gut und die befte fey, zu dem Grundfatz führen, dafs die Obrigkeit nur dann mit ihrer Entfcheidung dazwifchen treten müffe, wenn es nothwendig ift. Dafs übrigens für den Unterthan jede Entfcheidung, fie mag ihm nun nothwendig und gut fcheinen oder nicht, blofs weil fie da ift, und da feyn foll, nothwendig ift, bedarf keiner Erwähnung; wenigftens kennt der philofophifche Jurift das nicht, was dem leidenden Gehorfam entgegenfteht.

Dafs fich ein Univerfal-Staat denken laffe, dafs, wenn man fich die Hauptübel, welche aus dem Particularismus der Staaten entfpringen, recht lebhaft vor die Augen gerückt ficht, die Betrachtung eines Univerfal-Staats feine Reize haben könne, dafs ferner die Übel, welche ein *imperium orbis terrarum*, wie es die Römer hatten und nannten, mit fich führen kann, auf einen Univerfal-Staat nicht übergetragen, am wenigften aber in vergröfsertem Mafse übergetragen werden dürfen, will Rec. gern zugeben. Allein deffenungeachtet würde er ohne Bedenken es übernehmen, darzuthun, dafs die Realifirung der Idee eines Univerfal-Staats zu den Unmöglichkeiten gehöre, und dafs ein folcher in der Wirklichkeit nicht fo wohlthätig feyn würde, als er in der Idee erfcheint. Des Menfchen Wirken, das dürfte Nachdenken und Erfahrung lehren, ift, fobald es nicht blofs geiftig ift, und nicht blofs durch Ideen fich an den Tag legen foll, an Zeit und Raum gebunden, und wenn fich gleich die Grenzen der einen fo wenig als des anderen beftimmen laffen: fo läfst fich doch eher demjenigen beypflichten, der diefe Grenzen ziemlich eng, als dem, der fie zu weit beftimmen will. Rec. nimmt daher keinen Anftand, den Particularismus der Staaten als den peremtorifchen Zuftand zu betrachten, da es fich nicht blofs erklären läfst — §. 83 —, wie Particulär-Staaten entftanden, fondern da es fich unwiderfprechlich demonftriren und nachweifen läfst, wie fie entftehen mufsten.

Auch in dem, was über und gegen die Privatrechte §. 107 u. f. gefagt wird, kann Rec. mit dem Vf. nicht übereinftimmend denken. Er glaubt vielmehr, dafs es fich, ohne nöthig zu haben, in tiefe metaphyfifche Unterfuchungen einzugehen, aus fehr wefentlichen Eigenfchaften und Gefühlen des natürlichen Menfchen, bis zu einer ziemlich hohen Evidenz darthun laffe, dafs er mit der Beftimmung zu Privatrechten, und zu der Art von bürgerlicher Freyheit, welche ohne Privatrechte nicht beftehen kann, aus der Hand des Schöpfers gekommen, und dafs mit den Privatrechten ihm mehr genommen werden würde, als ihm auf eine andere Weife je wieder gegeben werden könnte. Wie viele Anftalten find nicht auch in einer Utopia, und in einem Staate, der noch mehr als Utopia feyn würde, nöthig, welche man in einem auf Privatrechte gegründeten Staate nicht braucht; und liegt nicht in diefer Nothwendigkeit fo vieler Anftalten — welche am Ende doch nicht ausreichend feyn würden — von der einen Seite, und in der Allgemeinheit der Privatrechte, für die ein wahrer *conſenſus gentium* fpricht, von der anderen Seite ein grofser Beweis für daffelbe? Und was liefse fich nicht fürchten, wenn einmal die Machthaber Weisheit und Mäfsigung verlören, die Machthaber, die doch auch Menfchen find! Damit will Rec. jedoch nicht behaupten, dafs die den Privatrechten zukommenden Grenzen unendlich feyen, dafs nicht die denfelben angepriefene Heiligkeit übertrieben werden könne, und dafs nicht jegliche Privatrechte einer fehr mannichfaltigen Einwirkung des Staats unterworfen feyn müffen. Wenn es ferner auch noch fo richtig ift, dafs fich fchwer entfcheiden läfst, welchen Einfluls die wichtigften Einrichtungen auf die Glückfeligkeit der Menfchen haben, und wenn der Streit über die befte Staatsverfaffung bey weitem den Werth nicht hat, den Einige ihm beylegen wollen: fo kann Rec. doch *Popen* nicht beypflichten, wenn er in dem bekannten Verfe behaupten will, dafs es fich nicht beftimmen laffe, ob bey der einen Art der Verfaffung die Wahrfcheinlichkeit einer guten Verwaltung gröfser oder kleiner fey, als bey der anderen. Führe uns nicht in Verfuchung, heifst der göttliche Herzenskündiger feine Jünger täglich beten; und es giebt nicht nur Verfuchungen zum Unrechtthun, fondern auch zum Läffigwerden, und fo viel Schönes und Edles im Menfchen geht verloren, wenn die Verfaffung mit ihrer eifernen Hand zu fehr in den Weg tritt, wenn die Liebe fehlt, die nicht das Ihre fucht. Doch wir brechen ab.

(Der Befchluſs folgt im nächſten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1813.

JURISPRUDENZ.

BERLIN b. Mylius: *Lehrbuch des Naturrechts*, als einer Philosophie des positiven Rechts, vom Professor *Hugo* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Die Untersuchungen über das Privatrecht, an deren Spitze einige sehr richtige Bemerkungen über die Gewohnheit und über die Einfachheit der Privatrechte stehen, folgen der Ordnung der Institutionen. Also zuerst das Personen-Recht. Der Vf. erklärt sich für die Rechtmäfsigkeit der Sclaverey, und ungeachtet er defshalb verketzert worden ist, nimmt doch Rec. keinen Anstand, ihm darin beyzustimmen, ja er gesteht sogar, dafs es ihm zweifelhaft sey, ob nicht in einem Staate, in welchem die Sclaverey rechtlich ist, die Masse von allgemeiner Glückseligkeit gröfser seyn werde, als in den unsrigen. Er nimmt dabey freylich an, dafs dieselbe Gesetzgebung, welche die Sclaverey sanctioniren oder ganz aufheben kann, auch eben so gut die Befugnisse habe, dem Rechte des Herrn Schranken zu setzen und Bedingungen vorzuschreiben — §. 137. not. 3 —, als unsere Gesetzgeber den Eigenthümern von manchen Sachen, z. B. Waldungen, Jagden, Bauplätzen in den Städten, dergleichen Einschränkungen machen, und dafs die Verfeinerung der Sitten ihre Kraft auch auf die Behandlung der Sclaven nicht unbezeugt lassen werde. Die ganze Lage der Dinge, welche entsteht, wenn nicht jeder Mensch aller Rechte, namentlich nicht des Rechts auf Eigenthum, fähig ist, wenn also die Zahl der Subjecte der Rechte vermindert wird, indem zugleich die Masse der Objecte desselben wächst, ist so wesentlich von der jetzigen verschieden, und es werden dadurch so manche Hindernisse einer höheren Cultur aus dem Wege geräumt, so manche Ursachen der Verarmung und der Hülflosigkeit gehoben, dafs dadurch gewifs ein grofser Theil der mit der Sclaverey verbundenen Übel compensirt werden mufs. Überhaupt wird aber eine unparteyische Betrachtung des Zustandes — sowohl des physischen als moralischen — derjenigen grofsen Classe von Menschen, welche nichts zu thun hat, als gegen die stets auf sie eindringenden unerbittlichen Feinde der menschlichen Existenz — gegen Hunger und Kälte — zu kämpfen, und eine Vergleichung ihres Zustandes mit dem Zustande anderer unedlerer Geschöpfe, die sich im Eigenthum befinden, die Begriffe von dem Werth der Freyheit sehr herabstimmen, und der Lage einen grofsen Theil ihrer Reize benehmen, in welcher es Jedem frey steht, seine Mitmenschen, so lange es ihm gut dünkt, und so lange er seinen Vortheil dabey findet, zu benutzen, hinterher aber, wenn die Umstände sich ändern, oder wenn Alter und Krankheit die Miethlinge drückt, durch deren Arbeit er sich vielleicht bereichert hat, und die nur für ihn gelebt haben, wegzuwerfen und hülflos der Noth und der Gesellschaft, für die sie bisher nichts waren, zu überlassen. Es wäre gewifs eine sehr interessante Arbeit, wenn einmal ein geistreicher Mann, nicht mit Blicken in das Leben der Negersclaven in den Colonieen, sondern mit Rückblicken in die Familien der Römer und Griechen, bey welchen der Erzieher, der Hausarzt, der Capellist so gut Sclav war als der gemeinste Arbeiter, die Idee verfolgte und uns zeigte, wie es in einem Staate aussehen würde, von dessen Bewohnern etwa die Hälfte frey, die andere Hälfte hingegen Sclaven wären, welche durch ihre Concurrenz nicht nur die Quoten der übrigen nicht verkürzten, sondern noch vermehrten.

Wenn der Vf. in der Note 5 zum §. 170 glaubt, es habe bey einer gemeinschaftlichen Behandlung der Geschäfte von beiden Geschlechtern mit dem Geschlechtstriebe nicht so viel auf sich, als ein geistreicher zu früh verstorbener edler Schriftsteller gemeint habe: so dürften doch gerade alle die Beyspiele, die er für sich anführt, gegen ihn sprechen. Denn endigt sich nicht so manches Geschäft einer Mannsperson mit einer Frauensperson, je nachdem die Personen und Umstände sind, mit Liebschaft, Ehe und Schwangerschaft? Sind die Regentinnen, die in ihren Ministern Liebhaber fanden, etwas Unerhörtes? Und wird die Andacht in der Kirche, die Aufmerksamkeit bey einer Vorlesung nicht oft durch das Zusammenseyn beider Geschlechter gestört? Es liefse sich überall wohl mit guten Gründen behaupten, dafs die Rechte des weiblichen Geschlechts nicht dieselben seyn sollen und seyn dürfen, als die des männlichen Geschlechts. Wer weniger oder mehr Rechte haben solle, ist damit nicht entschieden, sondern nur so viel, dafs sie verschiedene Rechte haben müssen. — Vollkommen pflichtet hingegen Rec. dem Vf. bey, wenn §. 180 von ihm die Intoleranz etwas in Schutz genommen wird. Wenn man die Sache recht genau untersuchte: so würde es sich finden, dafs das, was man so oft Toleranz nennt, die Jedem Jedes gestatten will, nichts ist, als ein unglücklicher Indifferentismus, der gar keine Früchte tragen kann. — Was §. 189 u. 390 über den Staatsbanquerot gesagt wird, hat etwas Richtiges, und wenn man den Gläubigern, die das Ihrige

Digitized by Google

ganz oder zum Theil verlieren, die Klagen über eine unbillige und ungerechte Compenſation, bey welcher derjenige, der an dem Staat nichts zu fodern hat, frey ausgeht, nicht wird verargen können: ſo drängt ſich doch die Bemerkung auf, daſs die Mittel, wodurch jeder Staatsbanquerot würde vermieden werden können, vielleicht ein noch gröſseres Übel ſeyn würde, zumal da die Erfahrung lehrt, daſs ein ſolcher Banquerot nicht die Convulſionen und Zerrüttungen hervorbringt, welche man davon erwarten ſollte.

Die Materie von den Ehehinderniſſen wird in einer künftigen Ausgabe viele Abkürzungen leiden können. Um dem *ſapienti ſat* Genüge zu leiſten, bedarf es hier nur wenig, und wie mit Anderen umzugehen, iſt §. 79 geſagt.

Daſs — §. 232 — die älterliche Gewalt ſtrenger ſeyn dürfe, als die vormundſchaftliche, hat doch ſeine ſehr guten Gründe. Die Ältern ſind doch eines Theils auf eine vielfachere Weiſe die Wohlthäter ihrer Kinder, als die Vormünder, welche von dem Ihrigen nichts hergeben, anderen Theils ſpricht in dem Innerſten der Ältern etwas, was bey den Vormündern wenigſtens nicht vorausgeſetzt werden darf. Es wäre daher wohl beſſer geweſen, wenn die beiden ganz verſchiedenen Verhältniſſe abgeſondert abgehandelt worden wären. Das älterliche Verhältniſs iſt ja gröſstentheils ganz natürlich, und es würde kein groſses Unglück ſeyn, wenn die Geſetzgebung und der Staat ſich gar nicht darum bekümmerte; das vormundſchaftliche hingegen entſteht ja erſt durch die bürgerliche Geſellſchaft. — Daſs die Mutter bey der Erziehung die wenigſten Rechte habe, iſt nun freylich wohl kaum zu ändern; wenn aber derjenige, der die meiſten Pflichten dabey hat, auch die meiſten Rechte haben ſoll: ſo würde es anders ſeyn müſſen. Auch zeigen viele Beyſpiele, daſs die Mütter, denen die Erziehung der Töchter ganz obliegt, ſich auch häufig der Erziehung der Söhne mehr und glücklicher annehmen, als die Väter. Wie ſchlecht ſieht es nicht meiſtens um die Erziehung aus, wenn die Kinder ihre Mütter verlieren, wo hingegen der frühe Tod der Väter ſelten die nachtheiligen Folgen hat, welche man in den erſten Augenblicken davon fürchtet. Hier iſt es, wo das weibliche Geſchlecht in ſeinem ſchönſten Glanze, in ſeiner hohen Herrlichkeit erſcheint. Die Erziehung durch Ältern mag nach §. 236 ein gewiſſes Fortſchreiten erſchweren; aber dagegen wird dadurch die Beſchränkung auf die Gegenwart vermieden, welche etwas ſehr Widriges hat. Und mag — §. 237 — bey den Ältern einer guten Erziehung Manches im Wege ſtehen: ſo glaubt doch Rec., daſs im Ganzen die Erziehung der Ältern, ſobald man auf ein ruhiges Gewöhnen mehr ſieht, als auf ein ſchnelles Dreſſiren, ſehr viel für ſich habe: Denn was vermag die Liebe nicht, und wo iſt der Liebe mehr als bey den Ältern, und wo bedarf es der Liebe mehr, als bey der Erziehung?

Die reichhaltige vortreffliche Schilderung des unglücklichen Looſes der Armen §. 250 ff., welchem das ſo viel glücklichere der Reicheren die Wage nicht halten kann, weil auch der Reichthum eine groſse Schattenſeite darbietet, verdiente in die Haustafel eines Jeden, der ſich zu den Reicheren rechnet, eingegraben zu werden, nicht nur um die Wohlthätigkeit zu befördern, ſondern um eine ganz andere Anſicht, ſowohl in Anſehung der Armen, als des ganzen Eigenthums, gemein zu machen. Denn wer wird billigerweiſe über Beſchränkungen des Eigenthums klagen, wenn der Zweck derſelben Minderung eines ſo grellen Unterſchiedes iſt? Freylich muſs die Überzeugung dabey ſeyn, daſs ein ſo edler Zweck beabſichtigt werde, und daſs die Mittel demſelben entſprechen.

Die richtige Bemerkung §. 287, daſs das Erbrecht poſitiv und eine Wohlthat des Staats iſt, welche um ſo weniger nothwendig und natürlich iſt, je geringer und ſchwächer die Verbindung zwiſchen dem Erblaſſer und dem Erben iſt, rechtfertigt die Abgabe, welche hie und da von dergleichen Erbſchaften gegeben werden muſs, und es wäre vielleicht zu wünſchen, wenn dieſer Weg noch mehr als bisher benutzt, und zu einer reicheren Quelle für die Armen gemacht würde. Aber auch nur zu dieſem Zwecke würde Rec. dieſe Abgabe empfehlen, welche bey den nächſten Verwandten, z. B. Deſcendenten, ganz wegfallen, und dann ſtufenweiſe bis zu einer ziemlich groſsen Quote ſteigen könnte. Der Ausdruck *lachende Erben* zeigt recht eigentlich an, wie wenig wehe man thut, wenn man hier etwas derb eingreift. Es iſt aber ſonderbar, daſs die gemeine Anſicht dieſem ſo ſehr entgegen iſt, und daſs man ſicher darauf rechnen kann, daſs eine neue Abgabe, zu welcher man von dem, was man ſchon in der Taſche, und oft ſauer verdient hat, zahlen muſs, ungleich weniger Tadler finden wird, als wenn man *bona vacantia* und Erbſchaften, die Jemandem bloſs durch den Zufall zukommen, dem gemeinen Säckel zuſpricht.

Auch bey der Lehre von den Foderungen und den Gründen derſelben finden ſich der feinen Bemerkungen ſehr viele; wir dürfen uns aber aus Mangel an Raum nicht darüber verbreiten. Nur in Anſehung der Aſſecuranzen §. 337 kann Rec. nicht unbemerkt laſſen, daſs er die Schattenſeite derſelben für gröſser hält, als man gewöhnlich zu thun geneigt iſt. Nicht nur kann der Menſch dadurch in gewiſſen Fällen zur Nachläſſigkeit verführt, ja wohl gar zu ganz neuen Gattungen von Betrügereyen gereizt werden, ſondern es geht dadurch ein gewiſſes Gefühl der Abhängigkeit von einem höheren Weſen, das Vertrauen und das Hinblicken auf dieſes höhere Weſen, welches den Menſchen veredelt und ſtärkt, und die ſtete wohlthätige Sorge für ſchlimme Zeiten und Unglücksfälle verloren. Unſere Väter aſſecurirten und zählten überhaupt auf die Beyhülfe Anderer weniger, vertrauten dagegen mehr auf Gott, und ſuchten in guten Tagen ſich einen Nothpfennig zurückzulegen, der ſie in den Stand ſetzte, einen Unglücksfall, er mochte herkommen woher er wollte, zu ertragen, und der, wenn die Noth nicht eintrat, reiner Gewinn war.

Indem Rec. hier abbricht, will er dieſes Buch allen denen empfehlen, welche Freude am Leſen ſach- und geiſtreicher Schriften finden; denn zu dieſer Gattung gehört dieſes Werk in einem ſehr hohen Grade, und weit mehr, als man es von einem

Digitized by Google

Lehrbuche erwarten kann. Auch wünscht Rec., dafs die Vorlefungen über daffelbe gemeiner werden, aber freylich im Geifte und mit dem Geifte des Vfs.; und er ift feft überzeugt, dafs dadurch mehr Befcheidenheit im Urtheil, mehr Zufriedenheit mit dem Beftehenden, und mehr Anhänglichkeit an das Vorhandene hervorgebracht wird, als wenn das Pofitive mit Gründen, die die Probe nicht halten, als das einzig Mögliche, dargeftellt wird. Was und wer zu viel beweifet, beweifet nichts.

PN.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Leipzig, b. Hartknoch: *Handbuch bey dem Studium der Harmonie* von *Heinrich Chriftoph Koch*, fürftl. fchwarzburg-rudolftädtifchem Kammermufikus. 1811. 472 gefpaltene S. 4. (2 Rthlr. 12 gr.)

2) Rudolstadt in der Hof- Buch- u. Kunft-Handlung: *Verfuch, aus der harten und weichen Tonart jeder Stufe der diatonifch-chromatifchen Tonleiter vermittelft des enharmonifchen Tonwechfels in die Dur- und Moll-Tonart der übrigen Stufen auszuweichen*, von *Heinr. Chrift. Koch.* 1812. 64 S. 4. (1 Rthlr. 12 gr.)

Mit Vergnügen bemerken wir auch in diefen Schriften des rühmlichft bekannten Vfs. die feltene Vereinigung von Kunfterfahrung und theoretifchem Sinne, der, bey dem Gegebenen nicht ftehen bleibend, den Fortfchritten der Meifter mit fcharfem Auge folgt, und dabey die Gabe der wiffenfchaftlichen Mittheilung in einem den Mufikern fo feltenen Grade befitzt. Das erftere war der Grund, welcher den Vf., wie in der Vorerinnerung bemerkt wird, bewog, ftatt einer Umarbeitung feines beynahe vergriffenen erften Theiles der Anleitung zur Compofition, das Handbuch der Harmonie No. 1, auszuarbeiten. Befonders haben *Chladni's* Unterfuchungen, und das freyere Fortfchreiten in dem Gebrauche der diffonirenden Verbindungsarten der Töne einen Haupteinflufs auf das vorliegende Werk geäufsert. Der Vortrag deffelben ift zwar ernft, aber ohne pedantifch, deutlich und lebendig, ohne fpielend zu feyn, und erhebt fich dadurch, wie durch das fortfchreitende Intereffe, welches der Vf. felbft den trockenften Gegenftänden zu geben fucht, über viele neuere Anleitungen diefer Art. Damit wollen wir jedoch nicht behaupten, dafs es dem Vf. geglückt fey, die für den Gebildeten, aber Uneingeweihten erwünfchte fyftematifche *Ordnung* der Lehrmaterien und *Präcifion* in der Beftimmung der Begriffe überall erreicht zu haben. Wir wollen z. B. von der erborgten Definition in der Einleitung abfehen; aber wenn der Vf. fagt, es werden zur Verfertigung neuer Kunftwerke (follte heifsen Werke der Tonkunft) zwey von einander ganz verfchiedene Fähigkeiten des Geiftes erfodert, nämlich 1) Dichtungskraft, oder das Vermögen, ein fchönes Tongemälde zu erzeugen, 2) die Fähigkeit, diefes Tongemälde in organifcher Bildung fchulgerecht zum Vortrage darzuftellen; und wenn er dann diefem gemäfs die Tonfetzer den Contrapunctiften gegenüber ftellt: fo wird Jeder leicht einfehen, dafs dem Ausdrucke Dichtungskraft eine zu enge, dem Ausdrucke Contrapunctift eine zu weite Bedeutung gegeben worden fey; ohnehin aber die nähere Beftimmung des Letzteren noch nicht gegeben worden war. Übrigens follte man eigentlich die letztere Fähigkeit mit der reinen *Setzkunft* oder Compofition der Wortbedeutung gemäfs bezeichnen, wie man eben auch bey Werken der Malerey die Erfindung von der Compofition und Anordnung unterfcheidet. Dann gäbe es immer noch einen *äfthetifchen* und einen *mechanifchen* Theil der Darftellung. Der Grund, warum man diefes gemeiniglich verwechfelt hat, ift, weil die Erfindung nur durch die *Darftellung erkannt* wird. Wir wünfchten defshalb, der Vf. hätte feine eigene Beftimmung der letzteren Fähigkeit genauer betrachtet: fo würde er theils gefunden haben, dafs vor der organifchen Bildung das Schulgerechte verfchwindet, oder vielmehr das Skelet in der organifchen Bildung *verborgen* liegt, mithin die Correctheit der Schönheit der Darftellung ftillfchweigend untergeordnet ift, theils folglich jene zweyte Fähigkeit nicht „ein Gegenftand der Kunft fey, welcher gelehrt und gelernt (wie kann überhaupt eine Fähigkeit gelernt werden?) werden kann, und den man gemeiniglich den mechanifchen Theil der Setzkunft nennt," fondern letzterer Theil auch nur einen *Theil* jener Fähigkeit der Darftellung betrifft. — Sonderbar ausgedrückt heifst es S. 7: „In der modernen (blofs in der modernen?) Mufik fpricht fich ein Tonftück bey feinem Vortrage durch zwey verfchiedene, aber zufammen vereinigte Verbindungsarten des Kunftmaterials aus" — Harmonie und Melodie. Nicht ganz bequem rechnet der Vf. die Theorie des Rhythmus, welche auch die Lehre vom Takte umfaffen würde, zur Theorie der *Melodie*. Auch möchten wir die Anführung mehrerer Definitionen für eine Sache in einem fchriftlichen Unterrichte wenigftens nicht billigen. Dennoch vermiffen wir gleich in der Einleitung die Anführung der übrigen *Bedeutung* von Contrapunct und befonders von Harmonie. Der Vf. fcheint letzteren Ausdruck blofs in den oben angegebenen mehr praktifchen und empirifchen Bedeutungen zu nehmen, nicht aber als das auf Naturgefetz begründete Zufammenftimmen der Töne überhaupt. Die Gründe, warum die Theorie der Melodie eher als die der Harmonie ftudirt werden foll, haben uns keineswegs befriedigt. Vielleicht hätte man auch einen Abrifs der Gefchichte und Literatur diefer Theorie in der Einleitung diefes Handbuchs erwartet.

Das Ganze ift in zwey Abtheilungen getheilt, von welchen die erftere, nicht ganz fchicklich überfchrieben: *Grammatik des Satzes*, von den gegenfeitigen Beziehungen der Töne und ihrer Verbindung zu einer allgemeinen Tonfamilie, von den Tonarten, Tonleitern, Intervallen, Accorden, und der Verbindung einzelner Accorde, fo wie auch anhangsweife von dem Gebrauche der Töne, welche nicht zur Harmonie (hier wiederum Harmonie in einer anderen Bedeutung genommen) gehören. Die zweyte, unverhältnifsmäfsig kürzere, überfchrieben: *vom Contra-*

Digitized by Google

puncte, — (gleichsam die harmonische Syntax) —, handelt nach Erläuterung einiger Vorbegriffe vom Takte, von der Modulation u. s. w., welche zum Theil hätten vorausgesetzt werden können, vom zwey-, drey- und vierstimmigen Satze.

Übrigens haben wir für den Unterricht in der Harmonie ganz denselben Wunsch, welchen wir auch immer für die Logik gehegt haben, und auf welchen der Vf. vielleicht bey einer zweyten Auflage dieses Werks Rücksicht nehmen könnte, — den nämlich, dass man sich in diesen Feldern, zwar einfacher, aber darum nicht *geistloser*, oder überflüssiger (vgl. S. 463 — 466) und nirgends vorkommender Beyspiele bediene. Wie Manches, was nach den Regeln der Theoretiker für erlaubt gehalten wird, wird doch von keinem ächten Componisten so gebraucht, oder ist so widrigklingend, dass man es wenigstens nicht durch Beyspiele fortpflanzen und das Ohr des Schülers daran gewöhnen sollte, welches so leicht verbildet werden kann. Viel interessanter müssten ausgewählte Beyspiele aus classischen Werken seyn.

Dasselbe Urtheil möchte Rec. über die Beyspielsammlung No. 2 fällen, deren Werth und Nutzen er nicht einsehen kann. Er beklagt vielmehr die „angehenden Tonsetzer und Organisten, oder Dilettanten, die sich bey ihren musikalischen Privatunterhaltungen auf dem Fortepiano gern mit der freyen Phantasie beschäftigen," und eine solche — Brücke *suchen*. Das Äussere dieses Werkchens ist vorzüglich.

M . . . s.

Carlsruhe, in Macklots Hofbuchhandlung: *Davids Erhöhung*, ein Schauspiel in fünf Acten. Von *Albert Ludwig Grimm*. 1811. VIII u. 248 S. gr. 8. (18 gr.)

Dies merkwürdige Erzeugniss eines, wie es scheint, jungen, aber vielversprechenden Dichters ist auf den Grund der heiligen Schrift gebaut. Wie David, Isaïs jüngster, in seiner Kindheit von Samuel gesalbter Sohn, von seinem Vater gesandt, zu seinen drey im Heere Sauls dienenden Brüdern mit Lebensmitteln kömmt; wie er dort von Saul Erlaubniss erhält, den Zweykampf mit dem riesenhaften Philister zu bestehen, und nach Besiegung desselben seinen Bund mit Jonathan schliesst: dies ist der in der Bibel gegebene Stoff zum ersten Aufzuge. Hinzugefügt vom Dichter ist die Scene, worin David seinem Freunde eingesteht, dass er die ihm zum Siegeslohn bestimmte Königstochter Michal schon längst geliebt habe (vielleicht nach 1 Sam. 18, 20); ferner die Erzählung Jonathans S. 38. ff., und überhaupt dessen Liebe zur Hanna, Davids Schwester, deren in der Bibel gar nicht gedacht wird. — Im zweyten Aufzuge wird uns die Eifersucht des auf sein Heldenthum stolzen Saul gegen den siegreichen David vorgeführt, den er von nun an mannichfaltig verfolgt. Dazwischen schlingt sich das (1 Sam. 18, 19 angedeutete) Verhältniss Adriels mit der von David verschmähten Merob, deren teuflische Cabalen gegen David eben durch jene Verschmähung und zugleich durch ihre einwirkende Eifersucht begründet werden. Die Vereinigung Davids und Michals, die historisch genommen in diesen Aufzug gehört hätte (18, 27), ist, der theatralischen Foderung wegen, bis zum Ende des Stückes verschoben. Der dritte Act beginnt mit einer Scene zwischen Isaï und Hanna, worin das Verhältniss der Hanna zum Jonathan lebendig aufgeführt wird. Hieran knüpft sich bequem die Verfolgung Davids durch Saul, und Davids Übergang zu Achis, die 1 Sam. 29, 6 — 11 erzählt wird. Im vierten und fünften Aufzuge ist in Rücksicht auf den Stoff das Meiste des Dichters Eigenthum, doch auch dieses ist an die wenigen historischen Begebenheiten geknüpft, welche die Bibel darbietet 1 B. Sam. 24, 1 — 19; 21, 1 — 9; 22, 17 — 18; 31, 1 — 4. Rührend ist Davids Klage bey der Leiche des Saul, vor dem er nun nicht mehr seine Unschuld rechtfertigen kann; aber Saul öffnet noch einmal seine Augen, und die letzten Worte der auf immer erblassenden Lippen sind der Segen seiner geliebten, ihm nun auf immer versöhnten Kinder. Davids Erhöhung beruht nicht allein auf seiner Ernennung zum Könige, sondern wird in einem geistigeren Sinne von Isaï in folgender schönen Schlussrede ausgesprochen:

So trifft des Samuels Verheifsung ein!
Du warst ein Knäblein noch, und klein und kindisch,
Und spieltest mit den Lämmern auf der Weide.
Da trat der Richter Samuel zu mir,
Die Brüder sah er alle forschend an,
Dann fragt' er: „Sind das alle deine Söhne?"
Ich sagte: „Nein, Herr, einer ist noch übrig,
Ein Kindlein, das noch mit den Lämmern spielt."
Da sprach er: „Lafs das Kindlein zu mir bringen."
Und als er dich ersah, da salbt' er dich
Aus seinem Ölhorn, einem König gleich,
Legt' dir die Händ' auf deine zarten Locken,
Sprach über dich ein fromm Gebet des Segens,
Und wandte sich zu mir mit diesem Wort:
„Freu dich des Kindes, Vater Isai,
„Denn es wird einst ein grofser König werden,
„Von Gott vor allen andern hoch gestellt.
„Durch einen seines Stammes wird der Erden
„Grofs Heil entspringen, Heil der ganzen Welt."

Die Anordnung der Scenen des so reichen Stoffes ist durchaus trefflich und dramatisch; die Charaktere sind scharf gezeichnet, und mannichfaltig das ganze Stück durch gemischt. In der That gewähren, der unstäte Saul, der heldenmäfsig kindliche David, der fromme, heifsliebende Jonathan, der gottergebene patriarchalische Greis Isaï, der rechtliche Abner, die lautere Unschuld der Hanna, die rein liebende Michal neben der teuflischen Merob, und dem nicht viel besseren Adriel, ein eben so anziehendes als lehrreiches Gemälde, das durch seinen biblischen Ursprung eine noch höhere Weihe empfängt.

Die Sprache des Vfs. ist edel, bis auf einige Weitläuftigkeiten, die eine zweyte Auflage tilgen wird. Dass sie häufig an Schillers Wallenstein erinnert, wollen wir nicht zum Nachtheile gesagt haben, da unser Dichter nie sclavisch nachahmt. Und welch ein schöneres Vorbild im dramatischen Stile hätte er zum Muster erwählen können? X—y.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

PHYSIK.

TÜBINGEN, b. Cotta: *Zur Farbenlehre* von *Goethe*. Erſter Band. XLVIII und 654 S. Zweyter Band. XXVIII u. 757 S. 1810. gr. 8. Mit Kpf. (8 Rthlr. 12 gr.)

[Von zwey Recenſenten.]

Es iſt ein merkwürdiges Schauſpiel, wenn ein groſser Mann gegen einen andern auftritt und einen Rieſenkampf beginnt, dem die Menge nur in der Ferne ſtaunend zuſehen mag. *Goethe* und *Newton*, beide gleich unerreichbar, kämpfen nicht als einzelne Menſchen; das Innere und Äuſsere kämpft in ihnen und durch ſie. Der Sterbliche wagt ſich nicht in den Streit der Unſterblichen; aber wenn auch Götter einander gegenüber ſtehen: ſo bleibt es dem zuſchauenden Haufen erlaubt, Beyfall oder Tadel laut zu rufen, und dieſes Recht wollen wir uns nicht nehmen laſſen. Und wenn wir gewahr werden, daſs der Kampf ewig dauern würde, daſs die Kräfte der Streitenden gleich und unerſchöpflich ſind: ſo rufen wir ihnen Frieden zu. Auch hier fängt der geiſtige Kampf mit der Frage an: welches iſt das Urphänomen? wo ſollen wir anfangen, wo aufhören? Beantworten läſst ſich eine ſolche Frage nicht; es iſt Sache des Genies, den Ort zu finden, wo die Forſchung am fruchtbarſten anhebt; und wenn wir nur tief in den Gegenſtand eindringen, wenn ſich nur die Mannichfaltigkeit der Natur unſern unſeren Augen entwickelt: ſo mag es fürs Erſte gleichgültig ſeyn, ob die Forſcher zuſammentreffen, oder nicht. Die Geſchichte der Wiſſenſchaft lehrt, daſs man nur ſtill und ruhig ſeinen Gang gehen muſs; endlich erſcheint doch ein heller Punct, der allen Forſchern ein Ziel wird, wohin ſie ſtreben. *Goethe* fängt mit der Frage an: wie ſehen wir einen hellen oder dunkeln Gegenſtand auf ſeiner dunkeln oder hellen Unterlage? Es iſt das Sehen ſelbſt in ſeiner Totalität, welches den alles lebendig ergreifenden Forſcher leitet. Ihm iſt die dunkle Kammer, durch deren Öffnung nur ein Strahl dringt, die Zurüſtung mit Prismen, das kleinliche Meſſen der Winkel ein verwickeltes, zuſammengeſetztes ſpäteres Geſchäft, als der erſte heitere Blick in die groſse Natur. *Newton* miſst den Weg, auf welchem das Bild zu ihm kommt; er ſucht den Strahl ſo einzeln zu faſſen, als möglich iſt; er verdunkelt ſein Zimmer, um alles Fremde zu entfernen, ganz allein auf den Gegenſtand ſeiner Forſchung gerichtet. Es iſt gewiſs, daſs *Newton* durch alles Meſſen der Winkel nie dahin gelangt, zu lernen, wie der Sinn mit eigener Kraft das Bild ergreift; es iſt gewiſs, daſs *Goethe* leicht ungerecht gegen eine Beobachtung werden könnte, welche die Veranlaſſung zur Entdeckung der achromatiſchen Gläſer wurde. *Goethe* hat in dieſem Werke zuerſt einen wichtigen fruchtbaren Satz aufgeſtellt, der in das Innere des Menſchen ein helles Licht wirft, und den man als Geſetz des menſchlichen Geiſtes anſehen kann, dieſen nämlich, daſs der Geiſt überall Totalität fodere. Wenn man dem Auge das Helle bietet, ſagt er: ſo fodert es das Dunkele; bietet man ihm das Dunkele: ſo will es das Helle. Giebt man ihm das Blaue: ſo bringt es das Gelbe hervor; giebt man ihm das Gelbe: ſo erzeugt es das Blaue, um den ganzen Farbenkreis zu ſchlieſsen. Nicht bloſs den Gegenſatz (in kleinliche Gegenſätze die ganze Natur zu feſſeln, iſt das Geſchäft kleinlicher Menſchen), die Totalität verlangt der Geiſt, um in einer wiederkehrenden Linie das Ganze zu finden. So klingt auch das Licht, wie *Goethe* ſich ſchön ausdrückt, durch das ganze Farbenbild ab; die ganze Reihe der Erſcheinungen folgt einander im Geiſte, wenn eine verſchwindet. Dieſes Geſetz läſst ſich überall in unſerem Innern nachweiſen; es iſt für den Geiſt, was das Geſetz der Anziehung für die äuſsere Natur war. Liegt nicht das Weſentliche des Begriffs darin, daſs ein Merkmal nicht iſolirt, nicht als Merkmal eines Gegenſtandes gefaſst wird, ſondern daſs der Geiſt die Totalität der Gattung fodert, zu welcher das Merkmal als ſolches gehört? Iſt es nicht das Weſentliche des Urtheils, daſs in ihm das Verbindungswort mit Rückſicht auf alle möglichen Urtheile, bejahende, verneinende, allgemeine, beſondere, ausgeſprochen wird, daſs der ganze Kreis des Möglichen durchlaufen, gezogen wird? Das Thier ſcheint auch ein Urtheil zu haben, ein Analogon des Urtheils nannten es einige Philoſophen; es bringt wenigſtens dieſelben Erfolge hervor, als ob es geurtheilt hätte: aber nie ſpricht es ſein Urtheil aus, weil es ihm nur um den Erfolg zu thun iſt, nie um die Totalität der Urtheile, welche mit und durch das Ausgeſprochene gefodert wird. Das Auge des Geiſtes blickt nie auf einen Gegenſtand allein, es ſehnt ſich nach dem Ganzen, und ein beſtändiges Streben nach dieſem Ganzen iſt der Charakter deſſen, was wir in eigentlicher Bedeutung Geiſt nennen, was nur dem Menſchen allein und ausſchlieſslich eigen iſt. Ausſprechen muſste ſich dieſes Geſetz zuerſt in dem Geiſte, der dieſen Namen vor allen andern vorzüglich verdient. Was über die Art, wie der Menſch ſieht, eigentlich ſehen lernt, was über die mit Unrecht ſogenannten Geſichtsbetrüge und damit verwandten Ge-

Digitized by Google

genſtände geſagt wird, iſt das Beſte von Allem, was je Phyſiker darüber lehrten. Aber iſt der Zweck erreicht, das newtoniſche Syſtem zu ſtürzen? Wir zweifeln. Schon der Grundſatz, daſs Blau, und in gröſserer Vollendung Violet entſteht, wenn ſich das Helle über das Dunkele zieht, und ſo Gelb und in gröſserer Vollendung Roth, wenn ſich das Dunkele, Trübe hinzieht über das Helle, läſst ſich nach *Newton* ebenfalls erklären. Denn überall, wo Dunkelheit iſt, haben wir ein dunkles Zimmer, und durch brechende Mittel ſehen wir in einem Falle die untere Seite des Farbenbildes, im anderen die obere. Die farbigen Ränder, wo und wie ſie entſtehen mögen, laſſen ſich newtoniſch deduciren, und es iſt nur eine mathematiſche Aufgabe, dieſes in jedem Falle zu bewerkſtelligen. Man ſieht auch immer, wenn eine ſolche Erſcheinung durch Brechung Statt findet, neben dem Gelben den gefärbten rothen Rand, und neben dem Blauen den violetten Rand; auch ſieht man ihn, wenn man helle Gegenſtände durch ein convexes oder concaves Glas auf einem dunkeln Grunde betrachtet, wo es *Goethe* nicht angiebt. Selbſt das Gefärbte kann eine Art von etwas verfinſtertem Zimmer geben, und in dieſer Rückſicht farbige Ränder zeigen. Die Luft iſt blau; dieſe zarte Materie vermag nur die ſchwächſten Strahlen zurückzuwerfen, in dem alle anderen durchgehen, aber dieſe blaue Farbe ſehen wir nur in groſsen Maſſen, ſo wie wir die Farbe der Fernambuktinctur in zarten Röhren nicht mehr wahrnehmen. Die Sonne ſchickt durch ein dunkles Glas nur die ſtärkſten Strahlen, die rothen, durch. Und wenn wir dunkles Ebenholz durch trübe Gläſer, Flor und andere trübe Mittel anſehen: ſo wird es doch nie blau; eben ſo bekommt das reine Gelb durch ähnliche Mittel keine rothe Farbe. Wie nun, wenn der Mathematiker fragt, nach welchen Geſetzen die Verrückung des Bildes geſchehe, deren es nach *Goethes* Theorie der farbigen Ränder bedarf, um dieſe hervorzubringen? Wenn hier alſo eine Lücke bleibt, welche nur die mathematiſche Phyſik auszufüllen vermag: ſo werden wir es ihr danken müſſen, daſs ſie zugleich bey dieſen nothwendigen Unterſuchungen die Geſetze der farbigen Strahlen mit anzeigt. So wenig die mathematiſchen Geſetze ſagen können, wie wir das Sehen lernen: ſo können ſie doch allein uns lehren, unter welchen Winkeln Bilder erſcheinen, und Regenbogen ſtehen. Nur von ihr erwarten wir die Beſtimmung, wie mit dem verdoppelnden Kryſtall ſich die abgebildeten Puncte um einander drehen. Das Licht iſt körperlich, es hat ſogar ſeine Polaritäten, es will, wie die Körper, gemeſſen werden. Aber lieſse ſich nicht die reiche, fruchtbare *goetheſche* Anſicht mit den genauen *newtoniſchen* Erörterungen vereinigen, und könnte dieſe nicht dadurch von den Hypotheſen befreyet werden, welche ſich dem unbefangenen Forſcher als widrig ſchon ankündigen, daſs nämlich im Lichte nichts als kleine Bündel von Strahlen ſich befinden, und ein Bündel von ſieben Strahlen ein weiſses Bündel macht? Uns ſcheint es wohl. Alles Licht iſt urſprünglich ſich ſelbſt gleich, ein reines ungetrübtes Weſen. Aber es iſt noch immer materiell, obgleich die zarteſte Materie, und daher bewegt es ſich von einem Orte zum andern. Die verſchiedene Schnelligkeit, womit die Strahlen fortgehen, giebt die verſchiedenen Farben. Die brechenden Mittel, chemiſch auf das Mechaniſche wirkend, bringen erſt dieſe verſchiedene Schnelligkeit hervor, und auf dieſe Weiſe Trennung in das gleichförmige Licht. Es iſt hier nicht von einem überall verbreiteten elaſtiſchen Äther die Rede, der bewegt in Schwingung geräth, ſondern von einer Emanationslehre, die ſich aber auf verſchiedene Bewegungen gründet. In dieſer Rückſicht hat ſie die gröſste Ähnlichkeit mit der Lehre vom Ton. So wie das Ohr Accorde fodert, und dieſe im Abklingen der Töne hört: ſo fodert das Auge die Totalität der Farben-Accorde, und merkt beym Blauen und Violetten auf die Quinte deſſelben, auf das Rothe. So wäre die ganze prismatiſche Erſcheinung nur ein Abklingen des Lichts, und *Goethes* Theorie ſtände hier oben, indem ihr die *newtoniſche* dienſtfertig zu Hülfe käme, um Winkel zu meſſen, wie der Tonkünſtler Saiten zu meſſen hat. Wie der Wiederhall denſelben Ton zurückruft, ſo bleibt auch das gefärbte Licht nach Brechungen und Zurückſtrahlungen daſſelbe. Die phyſiſche Übereinſtimmung zwiſchen Ton und Farbe, welche man längſt geahndet, welche *Euler* heraus zu zwingen verſucht, und *Goethe* in ihrem innerſten Weſen durch den Ausdruck Abklingen angegeben hat, würde hiedurch eine pſychiſche werden. Der Streit zwiſchen dem Inneren und Äuſseren, der Dynamik und Atomiſtik, Philoſophie und Mathematik wird immer aufhören, wenn man eins dem anderen richtig zu Hülfe kommen läſst. Immer mag das Erſte oben an ſtehen; nur muſs man nicht vergeſſen, daſs überall das Zweyte zur Ergänzung und Berichtigung unſerer Anſichten folgen müſſe, und daſs Jenes ohne Dieſes nicht ſicher ſtehen könne. Dann wird der polemiſche Theil dieſes Buchs wegfallen, und die ſchöne Dogmatik bleiben, die hier in dem reinen, anſpruchloſen Gewande der ſchönſten Sprache auftritt. Doch man möge den Inhalt des Werks ſelbſt vornehmen, den ein anderer Mitarbeiter dieſer Zeitung geliefert hat. L. R.

Die vorliegende Arbeit zerlegt ſich in drey Theile: der erſte giebt den Entwurf einer Farbenlehre nach einigen Hauptgeſichtspuncten, beſonders dem *phyſiologiſchen*, *phyſiſchen* und *chemiſchen*, nach allgemeinem Umriſs und nachbarlichen Verhältniſſen mit anderen Lehren und Künſten, endlich nach ſinnlich-ſittlicher Wirkung der Farben und deren Bezug auf Schönheit und Ebenmaſs. Dieſer Theil iſt der eigentlich *didaktiſche* des Werkes. Der andere iſt *polemiſch*, und beſchäftigt ſich damit, die newtoniſche Farbenlehre in ihrer Quelle zu prüfen; ihr gegenüber, und ſtets im Angeſicht, das Natürliche hervorzuheben und gleichſam ſichtbar zu machen, wie es ſich von ſelbſt rechtfertigt, ſomit durch einen von der Zeit abgenöthigten Umweg, der jedoch wegen der ſtets dringender werdenden Foderungen der Natur zumal die bündigſte Beweisführung iſt, zuletzt zu beruhigen, und mit bewährter Kraft die natürlichen Lehren ſelbſt weiter zu führen. Der dritte Theil iſt

Digitized by Google

der *hiſtoriſche*, beſtimmt, von der einfachſten unmittelbarſten Anſicht der Farben, wir möchten ſagen von der vollen, aber annoch ſich unverſtändlichen Empfindung derſelben ausgehend durch die Vermittlung der Phantaſie, des Gedankens, des Begriffes, kurz der ganzen Entwickelungsreihe des Subjectiven bis zur reinen Objectivität in der Erkenntniſs der Farbe hinzuführen. Ein ſolches Anheben von der Fülle des Sinnes und Fortſchreiten durch alle Momente der Verwickelung bis zur Befreyung aus derſelben, zum Maſs und zu reiner Überſicht des Ganzen ſtellt alle Momente der Wiſſenſchaft ſelbſt dar, ſo daſs die wahre Geſchichte mit der Wiſſenſchaft eins und daſſelbe iſt. Obgleich nun dieſer hiſtoriſche Theil, wie er im zweyten Bande vor uns liegt, in der Vorrede beſcheidentlich eine bloſse Materialienſammlung genannt wird: ſo fühlen wir uns doch von der Einheit, welche gleichſam verborgen unter dieſen hiſtoriſchen Andeutungen und Ausführungen waltet, unwiderſtehlich angezogen, dieſelbe darzulegen, um zu dieſem Behuf vor allem dieſe hiſtoriſche Gallerie zu durchwandern, und die fortſchreitende Geiſtesentwicklung darin nach unſerem Vermögen aufzudecken, um in ſolcher Erwägung des ſich allmählich aufſchlieſsenden Sinnes für die ganze Naturwiſſenſchaft überhaupt, ſo wie der Erkenntniſs der Farbenerſcheinungen insbeſondere, zuletzt von der Nothwendigkeit überzeugt zu werden, wie ſehr man einer falſchen Lehre entgegenwirken, ſie von Grund aus vernichten müſſe, wenn es endlich damit Ernſt werden ſoll, der natürlichen Erkenntniſs ihre gebührende Wirkſamkeit zu verſchaffen. So gehen wir dann mit dem Vf. wirklich vereint in den Kampf gegen dasjenige, was durch die Zeugniſſe der Hiſtorie ſich als unnatürlich herausgeſtellt, und reinigen uns gleichſam hiedurch für die Auffaſſung der heiteren und natürlichen Lehre.

Die einfachſten Farbeneindrücke werden von dem kindlichen, d. h. hier höchſt aufmerkſamen Sinne ſogleich in den tiefſten Beziehungen aufgefaſst, ohne daſs man ſich noch darüber erklären könnte. Dieſe erſte friſche Empfindung drückt ſich aus als Freude oder Abſcheu, wird ſolcher Art in Dichtung und Geſtalt gekleidet, ſo wie im Schaffen und Wirken zu Tage gelegt. Dieſs Alles am meiſten, anhaltendſten und mit Religion bey ſtationären Völker, ſo zwar, daſs ihre Aufnahme und Behandlung nur von der höchſten Kunſtbildung, wo Mechanik zum verſtändigen Organ ſich erhebt, erreicht oder übertroffen wird. Eben ſo merkwürdig möchte die ſittliche Beziehung der Farben bey den früheſten Völkern ſeyn; wir haben in den indiſchen und perſiſchen Schriften Beweiſe genug hievon gefunden. Schon über die Auswahl der königlichen Farben, des Gelb und Orange der Sineſen, des Blau und Schwarz des indiſchen Kriſchna, des Purpurs bey den Vorderaſiaten, des Grün bey den Tataren u. ſ. w. lieſse ſich Mancherley bemerken. Hier wird das zwar vielfältig, aber ganz in den Mythus oder die Technik verwebt, bey den Morgenländern Vorkommende übergangen, und ſogleich bey den *Hellenen* begonnen, wo die Behandlung der Farbe als beſonderer Gegenſtand der Unterſuchung uns ſchon etwas Entſcheidenderes verſpricht. Vom *Pythagoras* beginnt die Betrachtung, und durchwandert zuerſt die altgriechiſche Literatur bis auf *Theophraſtus*. Beſonders bedeutſam hat uns das aus *Platon* Beygebrachte geſchienen; man erkennt hieraus am meiſten das Hindringen der alten Phyſik auf das Harmoniſche in den Farben, wie in anderen Dingen. Immer aber bleibt in einigen Namen der Farben, wie ſie im Timäos aufgezählt werden, etwas zurück, was annoch unerklärbar iſt, und weſswegen man andere Stellen zu Rathe ziehen muſs. Einer der bedeutendſten Ausſprüche, ganz elementariſch in der Farbenlehre, iſt der, daſs durch das Weiſse das Geſicht entbunden, durch das Schwarze geſammelt werde. Dieſer Satz iſt ſo oft unter anderer Geſtalt wieder erſchienen, bis er zuletzt von unſerem Vf. ſelbſt in reinſter Objectivität ausgeſprochen worden. Überhaupt können wir nicht eindringend genug bemerken, daſs der Timäos über Farbe wie über andere Naturerſcheinungen die tiefſinnigſten Lehren enthält, und uns gleichſam als der reinſte und innerlich vollſtändigſte Abriſs der ganzen Phyſik der alten Welt dienet. — Aus dem Fortgange der Betrachtung erhellet, wie nahe der rechten Bedingung des Urſprungs der Farbe Ariſtoteles geweſen: eben ſo der Umwandlungen, Steigerungen und Miſchungen. — In der beygefügten Rubrik: *Farbenbenennungen der Griechen und Römer*, wird jener oben bemerkten Unentſchiedenheit des Ausdrucks über Farben begegnet, und wir ſehen das hier Geſagte als einen ſchönen Anfang der Kritik an, wodurch bey genaueſter Vergleichung des überall Zerſtreueten endlich etwas ganz Entſcheidendes wird geſagt werden können. Was die *Römer* zu Ergründung der Farbenverhältniſſe geleiſtet, iſt ſo ziemlich in *Lucretius* und *Plinius* begriffen. Aus des Erſteren Gedicht über die Natur der Dinge iſt hier die ſchöne Stelle über die Farben nach der *knebelſchen* Überſetzung beygebracht, und was Plinius und etwa der Eine oder der Andere über die Malerey und das Colorit geſagt haben, findet man hier durch *Heinrich Meyer* in eine inhaltsvolle Geſchichte des Colorits verarbeitet, welche, wenn ſie gleich hypothetiſch genannt wird, dennoch eine ſo gründliche Vorarbeit bleibt, daſs die fernere Erforſchung dieſes Verſuches nicht entrathen kann. Denn das trockene Verzeichniſs des Plinius iſt hier zu ſchönerem Leben verjüngt.

Nun faſst die fortſchreitende Darſtellung die Beſtrebungen der alten Welt in der Farbenlehre in *eine* Betrachtung zuſammen. Wir müſsten zu ſehr ins Einzelne gehen, wenn wir alle die treffenden Bemerkungen, denen man hier begegnet, auszeichnen wollten. Insbeſondere haben wir das Wahre und ſo zart Gegriffene gefühlt bey den Äuſserungen (S. 113): „So entzückt uns denn auch in dieſem Fall, wie in den übrigen, am Plato die heilige Scheu, womit er ſich der Natur nähert, die Vorſicht, womit er ſie gleichſam nur umtaſtet und bey näherer Bekanntſchaft mit ihr ſogleich wieder zurücktritt, jenes Erſtaunen, das, wie er ſelbſt ſagt, den Philoſophen ſo gut kleidet.“ So, däucht uns, zeigt ſich überall das rechte Beginnen, aus dem etwas Vollendetes hervorgeht. Auch das

Digitized by Google

leuchtet aus diesen Bemerkungen hervor, wie Vieles den *wirksamen Alten* die Selbstthätigkeit des Auges, seine eigene Lichtkraft gegolten, die wir jetzt minder anerkennen, aber darum ihrem Zauber nicht weniger unterthan sind. Endlich wie die Alten alle die hauptsächlichsten Puncte, worauf es ankömmt, kannten, aber nicht dazu gelangen, ihre Erfahrungen zu reinigen und zusammenzubringen. Ihre eigentlichen *Versuche* gingen aufs Plastische, die mehr geisterhaften Erscheinungen der Farben wusten sie wohl zu fassen, aber nicht zu bannen und zu behandeln. Am tiefsten bewegten uns die Bemerkungen S. 121 über die Möglichkeit der vollständigen Durcharbeitung aller von den Alten vorbereiteten, von den Neueren weitergeführten Elemente der Kunst und Wissenschaft, welche, wie eindringend gezeigt wird, ungeachtet aller Verwirrungen der Gegenwart, uns Deutschen vor allen verliehen und aufbewahrt sey. — In einem Nachtrage wendet sich der Blick noch einmal auf die Römer und insbesondere auf *Seneca*, an dem sich zeigt, wie ungeachtet mancher erworbenen schönen Kenntnisse und ungeachtet der Gewandtheit, die insbesondere dieser Römer sonst an sich blicken läfst, und des zutrauensvollen Blickes über seine Zeit hinaus, er dennoch nicht aufhört Römer zu seyn, d. h. ein in engen Schranken Geborner, und mit dem Besitz der Welt Überfüllter, der niemals mit der Natur, von Anfang an, vertraut umgegangen nach Art der Griechen, sondern an ihren Begebenheiten hängt, und die Seltsamkeit derselben gern erspähen mochte. Übrigens möchte, was besonders noch von der Farbe nach römischem Sinne gesagt werden könnte, in den Dichtern zerstreut zu finden seyn. — Die Lücken von hier an bis zur Erwägung dessen, was das Mittelalter gewährt, sind mit Betrachtungen über das Edele, Menschliche, überhaupt Erfreuliche, was uns aus allen, auch den dunkelsten Zeiten entgegentritt, trefflich erfüllt; insbesondere haben uns die Blicke auf die grofsen Epochen des Werdens und Wirkens in der Universalgeschichte angezogen, wie denn hier ein für allemal bemerkt werden mufs, dafs uns dergleichen weit über das Einzelne der Farbenlehre Hinausreichende in diesem Werke keineswegs wundern, sondern erquicken und befriedigen wird; sobald wir erwägen, was der Vf. S. 107 sagt: „Wie Jemand über einen gewissen Fall (hier die Farbe) denke, wird man nur erst recht einsehen, wenn man weifs, wie er überhaupt gesinnt ist. Dieses gilt, wenn wir die Meinungen über wissenschaftliche Gegenstände, es sey nun einzelner Menschen, oder ganzer Schulen und Jahrhunderte recht eigentlich erkennen wollen. Daher ist die Geschichte der Wissenschaften mit der Geschichte der Philosophie innigst verbunden, aber eben so auch mit der Geschichte des Lebens und des Charakters der Individuen, wie der Völker.“ So finden wir denn gerade in der Erwägung dieser, für alle Wissenschaften dunkeln Zeiten vom Vf. die klarsten Vorschriften zur Ergründung des tief Verborgenen in Natur und Geschichte gegeben, und wenden uns nun mit ihm zur Schätzung des aus dem Alterthume dieser Zeiten Überlieferten, welches als weit über die unentwickelte Kraft der Zeit hinausragend mit der vollen Gewalt heiliges Ansehens auf dieselbe wirken mufste — der *Bibel*, dann des *Platon* und *Aristoteles*. Wie sehr erfreulich ist es in unseren Tagen, wo fast Alles auf die entgegengesetzten Seiten entweder des Verständigen, Kritischen, oder des Phantastischen, Schwärmerischen allzusehr neigt, zwey der besten Männer, *Goethe* und *Johannes Müller*, in wahrer Schätzung der für alles Menschliche so bedeutungsvollen Schriften des alten und neuen Bundes übereinstimmend zu finden! Wenige haben den Einfluss derselben auf die Erziehung der Völker so tief eingesehen, und so überzeugend dargestellt. Auch den Einfluss Platons und Aristoteles haben wir sonst nirgends mit *der* Bestimmtheit angegeben gefunden. Eben so wird die Gewalt der Autorität überhaupt erwogen; wie der Mensch sich benimmt, während sie herrscht, und wie er zuletzt, ihr auszuweichen strebend, ins Extreme geht. Dieses Schwanken der Entwickelung zeigt uns die *Geschichte des Mittelalters* im Grofsen, und wir möchten sie schon darum die *romantische* Zeit, das grofse *Helldunkel* der Geschichte überhaupt nennen, darin die hellsten Lichter im tiefsten Dunkel glänzen, von ihm wieder verschlungen werden, die kaum beginnenden Wege bald wieder plötzlich abbrechen, dann aufs neue aus eigener Kraftaufregung aufgefunden werden sollen, und zuletzt unter den Füfsen ausgleiten, bis der Geist endlich die Selbstständigkeit gewinnt, in diese Verwirrung sich zu finden, und das in jener lebensschwangeren Zeit tausendfach Angeregte, Begonnene, scheinbar Verlorene, fest zu fassen und zu vollenden.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Berlin*, b. Unger: *Vierstimmige Gesänge ohne Begleitung, zur Belebung gesellschaftlicher Unterhaltung*, componirt von *Adolph von Lehmann*. 1stes Heft. (Mit bunter Capsel, auf welcher der Kanon, welchen das erste Stück ausmacht, abgedruckt ist.) Quer 8., jede Stimme 13 S. (20 gr.) Ein neuer Zuwachs von wenigstens fünf guten vierstimmigen Gesängen, für welche die Freunde dieser schönen, geselligen Unterhaltung dem Herrn v. L. dankbar seyn werden. Wir rechnen nämlich den Kanon Nro. 1 ab, welchen die Schwierigkeit der Declamation etwas drückt, und Nro. 5 (überschrieben „die Alten waren keine Narren“), bey welchem Stücke die Langweiligkeit der componirten Prosa den Tonsetzer herabgezogen hat. Im Übrigen erblickten wir überall einen richtigen fliefsenden Satz und Kenntnifs der Stimmen. Den einzelnen Stimmen ist eine Übersicht beygefügt, welche auch als Clavierauszug brauchbar ist. Das Aufsere ist sauber. M...s.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1813.

PHYSIK.

Tübingen, b. Cotta: *Zur Farbenlehre* von *Goethe*. I. II. Band. u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Mit Vergnügen sehen wir aus dieser Dunkelheit den *Rogerius Bacon* gleich einem aufgehenden Stern uns entgegenleuchten. Was an dem Manne selbst und dessen Eintritt in seine Zeit merkwürdig ist, wird (S. 148 — 164) sehr befriedigend aufgeführt. Die Wichtigkeit desselben für die Geschichte der Naturwissenschaft, so wie die Köstlichkeit auch der kleinsten von seinen Schriften, haben wir an dieser Stelle treu und sinnvoll beachtet gefunden. B. hat auch in die Farbenlehre tiefe Blicke gethan, nicht selten zwar ganz nach dem Vorbilde der damals herrschenden Meister des Alterthums, aber dennoch mit eigener Kräftigkeit, welche uns in diesen Zeiten gährendes Geistes auch in anderen und auf Anderes gerichteten Männern, z. B. in *Peter Abälard*, so grofs anspricht. Uns ist dieser *Rog. Bacon* oft wie ein Prophet erschienen, der aus anhaltender Vertraulichkeit der Natur weissagt, was des Menschen Kunst noch zu Tage bringen wird; dann wieder tritt er uns, gefangen von seiner Zeit und deren besonderer Entwickelungsstufe, wie ein in Geheimnifs gehüllter Priester Ägyptens mit Hieroglyphen und Symbolen entgegen, um durch die deutungsvollen Zeichen der Mathesis auch das tiefer gelegene Geistige zu bezeichnen, was annoch nicht verstanden, aber von ihm insbesondere zart und tief gefühlt wurde. Es wäre wünschenswerth, dafs wir überhaupt von den Früchten jener stillen, einsamen Klosterstudien im Mittelalter eben so geistreiche Notizen hätten, wie die hier von *Bacon* gegebene ist. Haben die damals mitlebenden jene mit der Natur vertrauten, ja oft von ihr ganz überwältigten Männer, wie das furchtbare Geheimnifs und den Zauber der Natur selbst mit Erstaunen, nicht selten mit Abscheu angesehen: so sollten wir uns um so mehr bemühen, an dem Studium derselben unsere Einsicht zu üben, und was in früherer Zeit dunkeles Gefühl bleiben mufste, nun zur Klarheit zu führen. Hiedurch allein dürfte erkannt werden, auf welche Weise diesen mittleren Zeiten der Schrecken zuerst, dann die Lust am Geheimnifs gekommen, und wie man weiter unruhig dahin gewirkt, das Geheimnifs so offenbar als möglich zu machen. Übrigens ist aufser den wenigen Beobachtern, welche man in dem Zeitalter *Bacons* findet, von Licht und Farbe selten absichtlich die Rede. In den Lebensaltern, wo die Factionen alle noch in einer gewissen Fluctuation sind, lebt, athmet, sieht, hört und empfindet man überhaupt, ohne Vieles darüber zu bemerken oder zu reden; am liebsten spricht sich dann die Empfindung in Bildern aus, und so sind in den Dichtern damaliger Zeit, besonders den Minnesängern, oft ganz herrliche Blicke in die Farbenwelt geschehen, wovon wir manches Beyspiel aufzuführen wüsten. Es scheint uns überhaupt das Studium der Dichter nicht allein dieser, sondern aller natürlichen Zeiten im Betreff der Farbe äufserst wichtig: denn wir finden in ihrer gemeinsamen Überzeugung vom Gegensatz der Farben die Beruhigung, deren die Einsicht nur dann sich zu erfreuen hat, wenn sie mit der unbefangenen Empfindung übereinstimmt.

In das 16te Jahrhundert treten wir mit dem frohen Vorgefühle erhöheter Wirksamkeit der Geister ein. Durch alte Literatur und Sprachkunde sehen wir auch die Farbenlehre gefördert. Wir finden (S. 173 ff.) das Büchlein des *Thylesius de coloribus* in der Ursprache abgedruckt, worin ein redliches Bestreben, die Alten zu verstehen, und ihre Aussagen von den Farben aufs Reine zu bringen, unverkennbar ist. Ferner lernen wir *Portius* als Übersetzer und Herausgeber der theophrastischen Schrift von den Farben kennen, endlich den *J. L. Scaliger*, der solche kritische Untersuchungen über die Ansichten der Alten von Farben und insbesondere Farbenbenennungen für diese Zeit abschliefst, und zur Erläuterung des *Thylesius* dient. Zu dergleichen historischen Studien und Ansichten trat nun, ihnen Anfangs geradezu entgegenwirkend, und in den meisten Dingen völlig polemisch, die auflebende Chemie und mit ihr als seinem vorzüglich geübten Organ *Paracelsus*. Wer seine Schriften genau kennt, wird wissen, dafs, obgleich auch die Farbe bey ihm überall vom Schwefel und dessen Verhältnissen zu Mercur und Salz abhängt, dennoch aufser dieser besonderen Weise von Erklärung sehr vieles Herrliches, das Gemüth aufs innigste Ansprechendes über Licht und Farbe von ihm gesagt worden ist. Besonders möchten wir aufmerksam machen auf die Art, in welcher bey *P.* die Farbe als Signatur der Dinge genommen wird. Wir haben (nach S. 206) über diesen Mann noch Manches zu erwarten, und wollen hier nicht vorgreifen. So wahr (S. 207) das Urtheil über die *Alchymie* im Allgemeinen und als ein *bestimmtes Kunstbestreben* ist, dafs sie nämlich „ein Sprung sey von der Idee, vom Möglichen zur Wirklichkeit, eine falsche Anwendung ächter Gefühle, ein lügenhaftes Zusagen, wodurch

Digitized by Google

unſeren liebſten Hoffnungen und Wünſchen geſchmeichelt wird," und ſo monoton auch dergleichen Unweſen von den Meiſten bis zum Ekel getrieben wird: ſo können wir doch nach vielfachen und höchſt ermüdenden Studien dieſer Sache nicht umhin, von einigen Alchymiſten, wie z. B. *Baſilius*, *Valentinus*, *Raim. Lullus* (beſonders in deſſen Experimenten), dann auch von *J. P. Faber* mit Achtung zu ſprechen, und eben für die tiefſte Empfindung der Farben-Verhältniſſe Bedeutendes in ihren Schriften zu finden. Hier iſt nicht der Ort, davon zu reden. Dieſs wird nächſtens unter vielen anderen Beleuchtungen des Myſtiſchen in der Erziehung des Menſchengeſchlechtes in einer eigenen Schrift geſchehen.

Es ſcheidet ſich nun immer ſchärfer die alte und neue Zeit, und es wird klarer, daſs, je mehr die Menſchen ſelbſt thätig werden, und neue Naturverhältniſſe entdecken, das Überlieferte an ſeiner Gültigkeit verliere, und ſeine Autorität nach und nach unſcheinbar werde. Dieſs wird auffallend genug an den Entdeckungen gezeigt, welche von nun an ſich drängen. Aber die Scheidung aus dem Chaos der Mittelzeit ging langſam, und ſo fand auch die Farbenlehre meiſtens nur in allgemeinen Betrachtungen über Naturerſcheinungen ihre Stelle. Vor Vielen begegnet uns *Bernardin Teleſius*, welcher gegen die ariſtoteliſche Gewohnheit den durch das All greifenden Gegenſatz nach Art der eleatiſchen Schule aufgriff, und denſelben auch auf die Farben anwandte. Der Vf. bedauert, das beſondere Büchlein *de colorum generatione* nicht geſehen zu haben. Wir möchten nach der craſſen Weiſe, wie Teleſius, Pomponatius u. A. der damaligen Zeit die Lehren der Alten erneuerten, aber nicht erfriſchten, faſt bezweifeln, ob ſich in jenem Büchlein etwas Bedeutendes finde. Freylich wäre ſchon genug, wenn die Farben auf den Gegenſatz des Warmen und Kalten richtig vertheilt wären, was indeſs dem natürlichen Gefühle nach ſchon nicht wohl anders ſeyn kann. Nun folgt *Cardanus*, ein Mann, der in Allem, womit er ſich befaſste, eine intereſſante Seite zeigt, voll Seltſamkeit, tiefes Blickes und Verwirrung, doch ſelten ohne eine die Wiſſenſchaft mächtig fördernde Gewalt des Geiſtes. Man lernt an ihm mehr als an vielen Anderen *ſich zurecht finden*. S. 220 ff. wird *Bapt. Porta* ganz der groſsen Bedeutung gemäſs, welche deſſen Bemühungen für ſeine Zeit hatten, behandelt, und hiebey über das Weſen und den Urſprung der *Magie* eindringende Bemerkungen mitgetheilt, welche man ja nicht überſehen möge, wenn ſie gleich nur fern andeutend ſind, und mehr ans Negative grenzen. Bey Würdigung des *Bacon von Verulam* und ſeines vielverheiſsenden, anregenden, anſprechenden, aber nichts vollendenden Weſens freuen wir uns der gänzlichen Übereinſtimmung mit dem Vf. Der ganze Abſchnitt vom 16ten Jahrhundert ſchlieſst ſich mit einigen Grundzügen deſſelben, daſs es nämlich in ſeiner erſten Hälfte eine hohe Bildung gehabt, welche aus Gründlichkeit, Gewiſſenhaftigkeit, Gebundenheit und Ernſt hervorgegangen, und nicht leicht wieder in gleicher Höhe zu erringen ſey. Dabey herrſche in ihm noch das lebhafte, fördernde Ineinandergreifen von Autorität und Selbſtthätigkeit. In der zweyten Hälfte wird der Freyheitstrieb gewaltiger, und der Proteſtantismus gegen alles was bisher gegolten, umgreifender. Bacon ſpricht das alles nur aus, und jeden tüchtigen Mann ſehen wir nun ferner ſich und die Natur verſuchen, und durch jeden von ſolcher Art wird ſeine Zeit auf eine gewiſſe Weiſe in Schwingung geſetzt. So ein eigener Mann war *Galilei*; der bewies, wie *ein* Fall für Tauſende entſcheidet. Die Farbe ſelbſt ſcheint ſeinem conſtruirenden Geiſt zu weit abgelegen zu haben. Wahrhaft erquickt haben wir uns an dem freundlichen Bilde von *Keppler* (S. 247) — ſo müſste man überall den Menſchen ins Gemüth dringen, wenn eine treffende Geſchichte der Wiſſenſchaften, gerecht gegen jede Zeit, zu Stande kommen ſollte. Seine Bezeichnung der Farbe als *Lux in potentia* ſcheint uns (beſonders da er auch die Stelle ihrer Erzeugung zwiſchen Licht und Dunkel angiebt) ſehr bedeutungsvoll gewiſſermaſsen die *lebendige Intention zur völligen Verklärung in einer jeden Farbe* anzugeben, und es lieſse ſich durch manche Stellen ſeiner Schriften belegen, wie er bey der Farbe und anderen Naturerſcheinungen überall dieſes ſtufenweiſe ſich entwickelnde Beſtreben der Dinge zur Offenbarung im Sinne gehabt. — Bey Erfindung des Fernrohrs drängte ſich Alles, an deſſen Verbeſſerung zu arbeiten; die Geſetze der Refraction, vorher meiſt nur empiriſch beſtimmt, wurden genauer unterſucht. *Snellius* nähert ſich dem gegenwärtig allgemein bekannten Geſetz; jedoch ſprach er es nicht unter dem Verhältniſs der Sinus des Einfalls- und Brechungs-Winkels aus. *Antonius de Dominis* thut ſehr richtige Blicke in die Lehre von der Verdunkelung des Lichtes zur Farbe, und nächſtdem einen groſsen Schritt zur Erklärung des Regenbogens. *Aguilonius* giebt ein ziemlich richtiges Farbenbild, betrachtet aber die Gewalt des Lichten und Finſteren zu ſehr und faſt allein pathologiſch. Nun, nachdem durch eine heitere Erklärung von der bey vielen Schriftſtellern dieſer Zeit beſprochenen Intentionalität der Farben (S. 267 ff.) eine gar ſchickliche Gelegenheit gefunden wäre, hätten wir gewünſcht, etwas von dem tiefen Farbengefühl und der Licht- und Flammen-Luſt des *Jordano Bruno* (z. B. *de minimo* c. I.) zu vernehmen; eben ſo von den zwar *ſehr ſubjectiven*, aber doch bedeutſamen Eröffnungen *J. Böhme's* über die Farben (Sign. R. 14. 10. Myſt. m. 1, 6. Ird. und himml. Myſt. 7, 3. 4. 5. 6. 7. Sign. R. 11, 43 u. a. a. O.), von letzteren beſonders wegen der ſinnlich-ſittlichen Bedeutung der Farben. Von *Carteſius* wird mit völlig entſchiedener Wahrhaftigkeit geſprochen. Bey vielem Verdienſt um den Regenbogen fühlt man in allen ſeinen Arbeiten nur allzu ſehr den Mangel des Lebens, daher ſeine lahme Einbildungskraft ſich allerwärts an Häkchen und Handhaben feſthält. Überhaupt wird man bey der durch ihn vorzüglich vorbereiteten Sucht, alles durch Bewegung zu erklären, bemerken, wie ſich die Sinne allzu ſehr vermiſchen und verwirren. Auf ihn hat ſich der craſſeſte Materialismus franzöſiſcher Atomiſtik und Handgreiflichkeit gebauet. Ganz anders finden wir es bey *Athanaſius*

Digitized by Google

Kircher, der, weniger Willens, aus eigenem Gedankenwerke die Natur zu bauen, sie vielmehr fleifsig beobachtet in Gemeinem und Wunderfamem, wie es vorkommt. Er erkennt die rechte Weise, die Farben abzuleiten, und ist reich an den herrlichsten Bemerkungen über dieselben, wie schon der hier gegebene Auszug seines Werkes: *Ars magna lucis et umbrae*, beweist. Man könnte denselben verdoppeln, und das Gute, Brauchbare wäre noch lange nicht erschöpft. Überhaupt ein in Fleifs und Aufmerksamkeit seltener Mensch war dieser Ath. Kircher, freylich nach Art der guten alten Zeit zum Glauben geneigt; aber davon läfst sich eher wegnehmen, als hinzuthun. Man wird von nun an immer mehr dem Technischen geneigt, und kann vor Freude über die täglich anwachsenden Entdeckungen nicht fertig werden mit Kunststücken und Wunderthaten, die man mit steigendem Selbstgefühle sich zumifst, und bald alles Geheimnisses mächtig zu werden wähnt, indefs dasselbe nur eingesperrt wird, um bald unversehends mit all seiner Wundergewalt die mühsamsten Künsteleyen zu verderben, und die grofssprecherischen Lichter auszulöschen. Der Materialismus war nun unvermeidlich, auch zeigt er sich bald in der Lehre vom Licht und den Farben. So ist dann auch nicht unbegreiflich, wie nun allmählich von Farben als Bestandtheilen des Lichtes die Rede kommt. *De la Chambre* schiebt und schreibt Alles dem Lichte zu, um Alles wieder von ihm zu fodern, indefsen jene alte und von Kircher besonders aufgegriffene Lehre vom Gegensatz sich noch erhält, bis sie von *Newton* verdrängt wird. Die Schwächung des Lichtes konnte man zwar nicht umgehen; aber die Natur des Schattens wurde nicht mehr erwogen, man hatte ihn ja schon so sehr besiegt. Man hatte sich schon so sehr gewöhnt, von einer behandelbaren Substantialität des Lichtes zu reden, dafs *Isaac Vossius* auch die Ansichten, welche er aus der Alchymie geholt, die Farbe nämlich als Signatur innerer Thätigkeit zu betrachten, als Steigerung zum Lichte durchs Verbrennen und als Sinken ins Dunkel durch die Auflösung, nicht benutzte, vielmehr den Schlufs hieraus zog, dafs *also* im vollen Lichte *alle* Farben seyen. Er ist schon früher als eigentlicher Vorläufer *Newtons* angesehen worden. Mit *Grimaldi* beginnen die *Leiden des Lichtes* unter den Menschen *statt des früher anerkannten selbstthätigen Kampfes*. Er zerrt, quetscht, zerreifst, zersplittert das Licht und quält es mannichfach, um ihm Farben abzugewinnen Diese Leiden steigen, wie der Mechanismus herrschender wird. Durch *Boyle*, einen Mann von Treue und Aufmerksamkeit für die Natur, aber ganz in der Zeit gefangen, werden diese Leiden von anderer nicht so innerlich zerstörender Art — das Licht wird von Façetten und Rauhigkeiten der Oberfläche zurückgeworfen. Auch *Malebranche* will das Licht durch die Bewegung fassen, und neigt besonders zum Vergleich mit den Schallschwingungen. Überhaupt beliebt man in dieser und der nun folgenden Zeit immer mehr *die Natur wie ein mechanisches Product menschlicher Kunst* anzusehen, *was, so barok es erscheint, doch eine tiefliegende Bedeutung hat* — es war dieser Ansicht auf diesen Stufen nicht auszuweichen. Ganz klare Beobachtung ist bey aller Wahrhaftigkeit in vielen Naturforschern dieser Zeit etwas Seltenes. Um so achtbarer ist *Nuguet*, der zuerst die prismatischen Farbenerscheinungen richtig ableitet. Sein ganzes System wird hier (S. 332) mitgetheilt und seine wahren Einsichten von den falschen und unzulänglichen gesondert. Wie natürlich, machte der Mann auf seine Zeit wenig Eindrücke, er war still und ruhig bey der Wahrheit einfacher Beobachtung, indefs die selbst gemachte Meinung immer laut hervortritt, und Alles überschreyet — dieis um so mehr, je gröfsere Anstrengung das Selbstmachen der Meinungen kostet. — S. 346 finden wir noch einige Nachholungen, — dann folgt nach einer kurzen Einleitung, woraus zwar die Unsicherheit, aber doch der Vorzug richtiger Gefühle in der praktischen Farbenbehandlung für diese Zeiten sich ergiebt, die Geschichte des Colorits seit Wiederherstellung der Kunst von Hn. Hofrath *Meyer* — ein ganz köstlicher, hier jedoch keinen Auszug gestattender Aufsatz, der durchaus gelesen werden mufs. Es beginnt nun das achtzehnte Jahrhundert, und damit die merkwürdige Periode von *Newton* bis *Dollond*. Zugleich wird es wichtig, die *londoner Societät* kennen zu lernen. Ihr Anfang verliert sich ins Dunkel. Die Unruhe der Zeit hat uns Vieles entrückt. In der allgemeinen Bewegung des politischen Lebens suchte man im Stillen Trost an der Natur; früher fühlte man sich nicht hiezu gedrungen, da das Leben noch allzu viel mit sich selbst zu schaffen hatte. Mit dem Frieden mufste auch die neue Liebe für die Naturwissenschaft wachsen; doch verlangte der praktische Sinn allzu frühe nach dem Brauchbaren, und so konnte bey dem durch Baton bemerklich gemachten Gefühl des Endlosen in der Natur nicht so bald ein fester Überblick gewonnen werden. Man schweifte planlos, ergriff bald diefs bald jenes. Vieles mufste so entgegen kommen, noch Mehreres überraschte den unvorbereiteten Geist, der sich nun, wie man in den philosophischen Transactionen sieht, zwischen der bey der Societät angenommenen Scheue vor der Theorie und dem angeborenen Drang zu erklären oft gar wunderlich durchhalf. Vieles wurde angeregt, aber nach Art der *Silva silvarum* des Bacon: man *versuchte bald Gott und die Natur*, aber es kam weniger zur Vollendung, zum Abschlufs in Principien. *Hook* erscheint als geistreicher, unterrichteter, geschäftiger, aber zugleich eigenwilliger, unduldsamer, unordentlicher Secretair und Experimentator. Nun tritt *Newton* auf, und geht äufserst rasch zur Vollendung der Lichtzersetzungslehre vorwärts, wie sich denn bey schwankenden Meinungen diejenige alsbald in ihrer Art vollendet, welche von dem eigensinnigsten Geiste gehalten wird. Wir machen hier mit dem Vf. (S. 410) auf den Grundfehler *N's.* — das Leugnen vom Einfluss der Grenze bey der Farbenerzeugung — aufmerksam. Es ist diefs die Hauptsache, mit deren Erläuterung die newtonische Lehre stehen oder fallen mufs, welches letztere jetzt durch unseres Vfs. Entwurf der Farbenlehre

Digitized by Google

hinlänglich erwiesen, ja man darf sagen, nach den Hauptpuncten abgeschlossen ist. *N.* hat Viele dadurch für sich gewonnen, dass er die oft für unrein und gesetzlos gehaltenen prismatischen Farben mit entschiedener Haltung als gesetzmäßig erklärte, wofür man ihm Dank schuldig ist; aber die Behauptung des Gesetzmäßigen in einer Erscheinung ist noch nicht die wahre Erörterung des Gesetzmäßigen selbst nach seinen innerlichen Bedingungen. Der innere Reichthum des Lichtes, seine Farbenfülle kann gefallen, mag sogar, recht behandelt, etwas Poetisches haben, aber allzu reich macht arm, und unterwirft endlosen Leiden, wie denn das Licht nie mehr gelitten, als da man es *innerlich* trübte, und dabey doch Alles so hell machen wollte. Wenn die Dunkelheit nichts Wesentliches bey Erzeugung der Farben ist, wodurch sollte denn jemals das Licht bewogen werden, anders denn als Licht — nur in verschiedenen Graden der Stärke — zu erscheinen? Was jedoch noch auf keine Weise Farbe zu nennen ist. Aber gerade ein solcher Schein hat die Meisten verführt, und *N.* selbst rannte sich fest darin, und wurde sophistisch. — Dieser Gegenstand, als der wichtigste in Beziehung auf den polemischen Theil, wird hier sehr ausführlich und gründlich behandelt. Es wird dann weiter gezeigt, wie *Lucas* gründliche Einwendungen beseitigt worden, wie man sich im Falschen mehr und mehr verhärtete. *Mariotte* fand die Sache gegen *N.* auf, kommt der Wahrheit nahe, bemerkt genau die zwey Reihen der Farben, aber kann sich von dem solidificirten Lichtstrahl nicht losreißen. Seiner wird wenig geachtet. *Desaguliers* tritt gegen ihn und *Rizetti* auf, welcher ebenfalls das Wahre in mancher Hinsicht getroffen. *Newtons* Lehre liegt — sein unbeugsamer Charakter drückt ihr das Siegel auf. Hiebey ganz ins Innerste dringende Bemerkungen *über Charakter* und *Charakterlosigkeit*, den tiefen Eindruck, welchen Consequenz auf den mit ihr Begabten selbst sowohl als auf die Anderen macht, und über die Individualität der Engländer im Ganzen; dann, was die ersten Schüler und Bekenner *Nr.: Clarke, s'Gravesand, Muschenbroekh* u. A. gethan.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stucke.*)

KURZE ANZEIGEN.

PÄDAGOGIK. *Hamburg*, b. Bachmann u. Gundermann: *Entwurf gemeinnütziger Kenntnisse fur Landschullehrer von Johann Georg Heyher*, Dr. u. Prof. der Arzneykunde in Kiel. Erster Band. Die Naturlehre. Auch unter dem Titel: *Entwurf einer Naturlehre fur Landschullehrer* etc. 1804. XVI u. 184 S. 8. (20 gr.) Der Vf. will in vier Bänden einen Entwurf gemeinnütziger Kenntnisse für Landschullehrer liefern, wovon der erste Band die Naturlehre, der zweyte die Naturbeschreibung, der dritte die allgemeine Kenntniss der menschlichen Körpers, die Gesundheitslehre und die Lebensordnung mit den ersten Vorkehrungen bey plötzlichen Unglücksfällen, und der vierte die ökonomische Technologie enthalten soll. Der vor uns liegende erste Band enthält die Naturlehre. Der Vf. handelt im 1 Abschn. in 13 §§. von den allgemeinen Eigenschaften der Körper; darauf trägt er in der 1 Abth. die Lehre von der Stereometrie in 4 §§., in der 2 die Lehre von der Chemie in 12 §§., in der 3 die Lehre der Mechanik, Hydraulik und Hydrostatik in 15 §§. vor. Im II Abschn. redet er zuerst in 3 §§. vom Weltgebäude überhaupt, handelt darauf in der 1 Abth. von der Sonne in 3 §§., in der 2 vom Monde in 4 §§., in der 3 von Kometen, Planeten und Fixsternen in 3 §§. Im III Abschn. wird von der Erdkugel, in sofern sie als ein Planet betrachtet wird, in 11 §§. geredet. Im IV Abschn. wird zuerst von der physischen Erdbeschreibung überhaupt gehandelt, und darauf in der 1 Abth. die natürliche Beschaffenheit des Erdkörpers in 3 §§. beschrieben. Die 2 Abth. handelt von den Eigenschaften und Erscheinungen einiger Körper, die sich überall auf unserer Erde finden. In der 1 Unterabth. ist von der Lichtmaterie in 10 §§. die Rede. Die 2 handelt von der Wärmematerie in 15 §§. In der 3 wird die elektrische Materie in 7 §§. näher beschrieben, und in der 4 ist vom Wasser in 6 §§. die Rede. Die 3 Abth. handelt von der Beschaffenheit und den Eigenschaften der Luftmasse, welche unseren Erdkörper umgiebt, überhaupt in 2 §§. In der 2 Unterabth. wird von den physischen Eigenschaften der Luft in 10 §§. geredet. Die 3 handelt von den chemischen Eigenschaften der Luft in 10 §§., die 3 von der Materie in 20 §§.

Rec. ist überzeugt, dass einige physikalische Kenntnisse dem Landschullehrer unentbehrlich sind, damit er theils sich selbst von den unter den Landleuten so gewöhnlichen abergläubischen und lächerlichen Meinungen frey erhalten, theils ihnen auch in seinem Wirkungskreise entgegenarbeiten könne; er giebt auch gern zu, dass eine Naturlehre, wie die vorliegende, wenn von Vorschlägen zur Bildung der Landschullehrer, *wie sie seyn sollen*, die Rede ist, vollkommen zweckmäßig sey; er zweifelt aber, dass es sich ganz so verhalte, wenn man an Landschullehrer, *wie sie bey der gegenwärtigen Lage der Dinge seyn können*, denkt, gesetzt auch, dass sie in den besseren Seminarien gebildet würden. Ganz richtig bemerkt Hr. *R.*, dass es nicht seine Absicht habe seyn können, etwas Neues zu sagen, sondern nur das zu ordnen, und im Zusammenhange aufzustellen, was die besten und neuesten Schriftsteller über diese Gegenstände gedacht, und durch Erfahrung und Beobachtung erwiesen haben. Aber wenn der Vf. in der That nützlich werden wollte: so musste er überdiess auch in einer populären Sprache schreiben, er musste sich aller wissenschaftlichen Terminologie enthalten, musste Alles, was ohne weitläuftige und kostbare Experimente nicht verstanden und begriffen werden konnte, unterdrücken. So lange unsere Landschullehrer noch nicht aus den gebildeten Ständen genommen, und von früher Jugend an zu ihrem künftigen Berufe erzogen werden: so lange können sie auch in den wenigen Jahren, in welchen sie in einem auch noch so gut eingerichteten Seminario für ihre künftige Bestimmung vorbereitet werden, keine eigentlich wissenschaftliche Bildung erhalten, weil diese ihnen mehr schädlich als nützlich seyn würde. Rec. beförchtet vielleicht nicht ohne Grund, dass ein Schullehrer, dem die Naturlehre, nach der Manier des Vf., vorgetragen worden, in seiner Schule und im Umgange mit seinen Landleuten auch vom Salpeterstoffgas, Wasserstoffgas u. s. w. reden werde, worüber seine Zuhörer freylich Nase und Ohren aufsperren, aber von allen seinen gelehrt klingenden Worten kein einziges verstehen würden. Nach unserer Überzeugung müssen Landschullehrer jeden Unterricht so viel möglich in der Sprache und auf die Art erhalten, in der und auf welche sie ihn dereinst wieder mittheilen sollen. Wir können also diesen Entwurf wohlgebildeten Lesern empfehlen, denen es um einige Bekanntschaft mit den neuellen Entdeckungen in der Chemie und Physik zu thun ist; aber als Lehrbuch für künftige Landschullehrer können wir ihn nicht billigen, und wünschen, dass der Vf., wenn er sein Werk fortsetzen sollte (denn noch ist uns keine Fortsetzung davon zugekommen), sich zuvor eine genauere Bekanntschaft mit den wahren Bedürfnissen des Landmannes, mit dem Zustande desselben und mit der Beschaffenheit derer, die zu Landschullehrern gebildet werden, verschaffen möge. —m—

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1813.

PHYSIK.

TÜBINGEN, b. Cotta: *Zur Farbenlehre* von *Goethe*. I. II. Band u. f. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Nun tritt die *französische Akademie* auf. Da wurde denn gleich vom Anfange her zwar nicht so Reichliches wie in London, aber doch Gutes und im Ganzen nach einem geordneteren Plane geleistet. Der gesellige Geist der Franzosen konnte aber nicht lange im Stillen die Naturbeobachtung fortsetzen, ohne dass ein grösseres Publicum daran Theil nähme. So wurde, was zuerst nur zwischen einigen wackeren Männern, wie *Mariotte, de la Hire etc.*, zur Beförderung der Farbenerkenntnifs verhandelt worden, was weiter zur Aufnahme der newtonischen Ansicht geschah, sehr bald ins gesellschaftliche Interesse gezogen, um so mehr, je mehr man sich von Seiten der Akademiker bemühte, die Gegenstände gründlicher Untersuchung in interessante Gegenstände zu verwandeln. Literatoren, Lobredner, Schöngeister, Auszügler und Gemeinmacher, *Fontenelle, Voltaire, Algarotti* u. A., geben vor der Menge den Ausschlag für die newtonische Lehre, welche als eine bereits fertige und in der Autorität einer schon wohlbegründeten Gesellschaft glänzende von der eben entstandenen französischen Akademie der Wissenschaften mit Begierde aufgenommen und diese Aufnahme schon der Anglomanie der Franzosen wegen zu einer hohen Ehre gerechnet wurde. Des Eigenen, Besseren einzelner Glieder vergafs man leicht. Die gröfste Angelegenheit aber liefs man sich seyn, die einmal autorisirte Sache zu verbreiten, Alles eifrig zu besprechen, ja damit die Luft der Gesprächigkeit nicht unterbrochen würde, Alles unmittelbar vom Auge und von den anderen Sinnen sogleich in die Kehle gehen zu lassen. So wurde Physik und Optik insbesondere *mise à la portée de tout le monde* — man nippte, kostete von Allem, und es wurde der Rand des Weltbechers vielfach beschmutzt, aber der Inhalt nicht erschöpft. Dazu das siebenfarbige Licht, welchen Spielraum gestattete es nicht der Redseligkeit! und die Lichtstrahlen, die hüpfenden, springenden, dann plötzlich gelähmten, gebrochenen, zerrissenen und wieder heil und ganz auferstehenden — wie war *dem* Reize zu widerstehen? — Der gesunde Verstand praktischer Arbeiter in der Färberey wirkte indessen im Stillen fort, und man sieht hieran, wie der einfache, in sich selbst sich besinnende Sinn das Zusammengesetzte, Gekünstelte sich nicht aufdringen läfst. Der gelehrteren Gegner *N's.*, z. B. *Dufoy, Castel*, wird nicht geachtet, so geistreich und treffend besonders des Letzteren Äufserungen sind (527). *Gautier* trat noch kühner hervor, hatte sehr viel Wahres, hing aber an den Strahlen, womit sich dann gegen Strahlen nur endlos kämpfen läfst. Indessen sind wir ihm Vieles schuldig. Seine Unterdrückung durch die Akademie fällt mit der Geburt und dem frühesten Leben unseres Vfs. in *eine* Zeit. So ist die Geisterwelt verbunden; ihr innerliches Leben mag wohl unterdrückt, ja dem Scheine nach zerrissen werden: keine Gewalt der Willkühr aber wird sie jemals überwinden; in ihr liegt die Spannkraft aller Dinge. — S. 551 ff. wird aufgeführt, was seit der Zeit in Deutschland für die Farbenlehre geschehen. Einzelne richtige, manchmal tiefe Blicke sind nicht zu verkennen, besonders an *Tob. Mayer, Lambert, Scherffer*, allein die Atomistik, und die bald weit und breit herrschende Autorität *Newtons* hinderten den freyen Blick. Scherffer hat noch mitten im Druck des Irrthums am meisten das Wahre gefühlt und ausgesprochen. Über die physiologischen Farben machte auch *Franklin* wichtige Bemerkungen.

Die Entdeckung der Achromasie entkräftete *N's* Lehre im Innersten: theils aber achtete man ihrer Anfangs wenig, theils schlofs man sie durch das Wort *Zerstreuung* an das bisherige Gerede an, und so suchte man die Gefahr noch zu umgehen, was um so leichter war, da diejenigen Freunde der einfachen Natur, wie z. B. *Klügel*, der schon in Zusammenstellung der Lehrmeinungen über die Farbe äufserst behutsam zu Werke ging, die Bedeutenheit der Achromasie zwar anerkannten, aber damit kühn und derb hervorzutreten noch nicht wagten. So viel geschah indefs durch viele dergleichen auf einander folgende Erfahrungen, die alle gegen *N.* zeugten, dafs Manche von der Autorität sich losrissen; doch nur Wenige vermochten schon für sich selbst zu gehen — man versuchte mancherley Accommodationen, und gerieth bald mehr und mehr in eine völlige Anarchie der Meinungen. Indefs war hiemit ein Jeder auf seine eigene Kraft zurückgewiesen, und es geschahen bey vielem Unwesen dennoch einige die Sache fördernde Schritte, die man in der Art, wie sie geschehen, nach der Verzeichnung S. 593 — 665 selbst mitwandeln mufs. Nicht selten kam uns hier Erfreuliches entgegen, und in den Bemerkungen des Vfs. insbesondere liegen segensreiche Maximen für den Umgang mit der Natur. Doch diefs sind ihren Stellen gemäfs nur Fragmente,

Digitized by Google

und wir dringen weiter zum Ganzen, und wie der Vf. selbst dazu gekommen. Vom *einfachen, natürlichen* Blick ist in den frühesten Zeiten der Grund zur wahren Farbenlehre gelegt worden; mit der Verwicklung und Verwirrung menschlicher Bildung hat man sich hievon entfernt, hat *alle Ausflüchte* des Falschen bis zur Hartnäckigkeit versucht, und wir sehen die Geschichte nun bis dahin geführt, dass sie mit anerkannter Nothwendigkeit zur ältesten Ansicht zurückkehrt. Aus der *Confession des Vfs.* von sich selbst leuchtet hervor, wie er aus besonderem, und man darf bey einem für die ganze Naturwissenschaft so wichtigen Gegenstand wohl sagen, *höherem Beruf* bey dem Grund aller Farbe, den ihm eben jener natürliche Blick eröffnete, nicht blos, gleich so vielen Anderen, zusehend stehen blieb, sondern darauf fortbauete, sich durch keinerley kalte, spöttische oder bemitleidende Aufnahme seiner Mittheilungen, insbesondere von Seiten der Physiker von Profession, abschrecken liess, wie vielmehr die von innen durchdringende Kraft hiedurch vielfach geübt, gestärkt und zur völligen Klarheit in sich selbst gebracht wurde. Wir wissen nicht leicht etwas Lehrreicheres, jeden wahren Beruf gegen alle Schwierigkeiten Stärkenderes, als diese Confession, wodurch dann zumal auch das Verhältniss zwischen den fruchtbaren Bestrebungen des Vfs. in Poesie, bildender Kunst und Naturforschung in ein heiteres freundlich überraschendes Licht gesetzt wird. Unverrückbar hat der Vf. den Anfang und das Ende aller Farbenlehre festgehalten, und zuletzt durch die historische Vermittlung im eigentlichen Entwicklungsgange derselben sich festgesetzt, so dass wir in den ersten Elementen dieser Lehre in dem frühesten Zeitalter ihm schon begegnen, mit ihm den Gang der Entwicklung gewandelt, zuletzt in Anerkennung der Nothwendigkeit nur auf jenen Elementen fortzubauen aufs Neue mit ihm zusammengetroffen sind, somit für die Farbenlehre, ja für alle wahre Naturwissenschaft, eine entschiedene Erkenntniss des Anfangs, Mittels und Endes gewonnen haben.

Wie nun dieses in aller Wissenschaft das eigentlichste Bestreben seyn, und man sich nirgends beruhigen sollte, bis jeder einzelne Moment sorgfältig erwogen, das Wahre durchgehends vom Falschen geschieden, und dem letzteren keinerley Ausflucht mehr gestattet ist, so dass es nun in eigenem Ärger sich auffrisst oder berstet: so hat uns der Vf. im polemischen Theil (S. 353 bis zu Ende des ersten Bandes) ein Beyspiel gegeben, wie alle wahre Polemik für die Sache der Wahrheit auf Leben und Tod zu führen ist. So derb und kräftig musste gestritten werden — hatte das falsche *Evangelium* von der *inneren Zwietracht des Lichtes* nicht alle Köpfe eingenommen? Es war demnach entweder so zu kämpfen, wie hier geschieht, oder man muss besser gar nicht anfangen. Wir haben ja die Beweise, dass man es sich auch im Falschen und Unreinen bequem machen könne, dabey verbleibe man. Wie sehr wünschten wir, dass alle Tüchtigen in allen Wissenschaften den angehäuften Wust, mit *der* Geduld, mit *dem* Scharfblick zergliederten, und so aus dem eigenen Gewebe desselben den Beweis von seiner Nichtigkeit führten. Einstweilen hat uns der Vf. das reine Licht wieder gegeben, bey dessen Klarheit wir hoffen dürfen, auch noch in anderen Dingen, und am meisten über uns selbst klar zu werden. — Was nun in dieser Abtheilung des Werkes begriffen ist, gestattet keinen Auszug, es muss Schritt vor Schritt verfolgt werden. Wir geben nur die Hauptgesichtspuncte an, unter denen der erste die genaue Angabe des *wesentlichen Unterschiedes der newtonischen und goethischen Farbenlehre* ist. Hierüber hat sich der Vf. (Seite 365 1 B.) zur Genüge erklärt, und wir haben nichts als das schon hie und da Angedeutete zu wiederholen, wie nämlich *N.* das Licht blos von der leidenden Seite fasse, ohne ihm doch seinen wahren Feind entgegenzusetzen; *G.* aber wie natürlich das Licht von der wirksamen, gleichwie von der leidenden Seite betrachtet, und durch die Entgegensetzung des Dunkels auf die Vollständigkeit des Urphänomens dringt. Ferner aber müssen wir den Leser dringend ersuchen, auf die (S. 387) gegebene Betrachtung des Grundsteins der n. Lehre, die Refrangibilität des Lichtes als Quelle der Farben, so wie auf die Recapitulation der 8 ersten Versuche *Newtons* (S. 463) vor allem aufmerksam zu seyn; dabey immer *Newtons* Optik zur Hand zu haben, um sich von der Aufrichtigkeit des Kampfes, den *Goethe* führt, zu überzeugen. Bey der mühseligen Durcharbeitung des polemischen Theils, der durch dürre Wüsten führt, wo die Meinung nicht selten wie durch die *Fata Morgana* täuschen möchte, wird dem Leser an den Ruhepuncten des Kampfes manches Erfreuliche begegnen, z. B. die tiefgegriffenen Aufserungen über den Werth des Experiments, über den Ursprung der Meinung aus der Art des Wollens u. s. w. Beym Abschluss dieses polemischen Theils verweist uns der Vf. auf die historische Entwicklung, aus welcher wir die Sinnes- und Denk-Art, gegen die solche Polemik nothwendig geworden, ihrer Entstehung und Bedingungen nach begreifen sollen. Da diess nun dem von uns eingeschlagenen Wege gemäss schon einigermafsen klar geworden, und man sich mit dem Menschen, gleich wie es der Vf. lehrt, sogleich völlig aussöhnen soll, sobald man dessen Irrthümer ihm sichtbar gemacht: so hoffen wir, dass wahrheitsliebende Newtonianer, durch das Studium des historischen und polemischen Theils vom alten Irrthume losgebunden, zu freyer Beweglichkeit gelangen, und ihr Gemüth in eine Stimmung bringen werden, welche heiter genug ist, die einfachen und gründlichen Lehren des Entwurfs selbst aufzunehmen, wie sie gegeben sind — wohlmeinend und mit Liebe zur Natur.

Der *Entwurf der Farbenlehre* selbst (S. 1 — 352 des ersten Bandes) hat, abgesehen von der Wahrheit des Inhaltes, schon in Hinsicht der Methode den Vorzug vor der newtonischen Optik, dass in jenem nicht wie in dieser von den verwickeltsten, alle Sorgfalt und Vorbereitung erfodernden Erscheinungen ausgegangen, vielmehr die Grundanschauung, worauf Alles beruht, auch vor Allem uns nahe gebracht, und von

Digitized by Google

ihr in heiterer Folge fortgeſchritten wird. Stellt ſich dem Geiſt gleich Anfangs eine intriguate Verwicklung entgegen: ſo geſchieht gar leicht, daſs er nach dem nächſten Scheine greift, der etwa die Sache erhellen könnte, weil der Geiſt ſich gerne vom Drange befreyet. Hier dagegen wird Schritt vor Schritt nichts zugemuthet, das die vorhergehenden Anſchauungen und Betrachtungen nicht ſchon wohl und ohne Schwierigkeit begründet hätten. Die Schwierigkeit kann demnach nur demjenigen noch ſich aufwerfen, welcher den Entwurf nicht von vorn herein ſtudirte, ſondern nur da und dort etwas aufgreifen wollte. Wonach die ganze hiſtoriſche Entwicklung trachtete, das iſt hier nicht in Bruchſtücken, ſondern in wohlgeordnetem Zuſammenhange aufgeſtellt, und wir dürfen behaupten, daſs, wer dieſe Anordnung der Grundanſchauungen, ihre natürliche Entwicklung, leugnen wollte, der müſste gegen eigenes Gewiſſen ſeinen Sinn verläugnen, denn auch nicht das Geringſte iſt in den Grundlehren, das nicht ohne die mindeſte Künſteley dem Auge dargelegt werden könnte, und dieſs iſt doch wohl die erſte Foderung, welche man an eine Farbenlehre zu machen berechtigt iſt. Wir können hier nur ſkizziren, und hie und da eine Bemerkung beyfügen; mit der beſonderen Anordnung des Entwurfs hat die den Kupfertafeln des Werkes angehängte Anzeige und Überſicht den theilnehmenden Leſer ſchon hinreichend bekannt gemacht. Der Vf. betrachtet in der *erſten Abtheilung* die Farben, in ſofern ſie dem Auge angehören, und auf einer Wirkung und Gegenwirkung deſſelben beruhen. Er nennt ſie mit Recht *phyſiologiſche* Farben, da ſie zur geſunden Natur des Auges gehören, wenn man ſie gleich ſonſt meiſtens als ſchädliche Geſpenſter anſah. Sie ſind die eigentlichen Gegenſtände des Geſichtes, und Alles, was von ihnen ihrer Erzeugung, Erſcheinen und Verſchwinden geſagt werden kann, beruht auf der urſprünglichen Anſchauung des Lichtes und der Finſterniſs, wodurch das Auge in einen völlig entgegengeſetzten Zuſtand verſetzt wird, in Spannung und Fülle des Lichtgefühls und in Erſchlaffung und Leere, da dann das Auge ſucht und ſtrebt, und nach Aufsen ſtets verſchwimmend, gleichſam nach Innen gewieſen wird. Es knüpft ſich natürlich hieran das Verhältniſs der Retina, ihr Wechſel von Empfindlichkeit und Unempfindlichkeit für Licht und Finſterniſs; das geſunde Schweben des Auges im mäſsig Erleuchteten. Dem Licht und Dunkel entſpricht das Weiſse und Schwarze, und zwar zum Behuf der Farbenerzeugung im begrenzten Verhältniſſe — in *Bildern*. — Beide können neben einander aufs Auge wirken, und thun dieſs wirklich. — Die Wirkſamkeit in der Fülle des Einen fodert das Andere, wo dann in der Oppoſition der groſse Unterſchied vom Ausſtrahlen des Weiſsen und dem in ſich ſelbſt ſich Zurückziehen des Schwarzen bemerklich wird. Bey Verſuchen hierüber hat man ſich vor den Täuſchungen des Ineinanderwirkens der Entgegengeſetzten zu hüten, daſs nicht Alles im Nebel ſchwinde. Hieran ſchlieſst ſich alſo von ſelbſt die Betrachtung grauer Bilder und die Erhebung derſelben auf ſchwarzem, die Verdunkelung auf weiſsem Grunde. Dieſs eben Bezeichnete iſt ſo ſehr die Oppoſition und das *Ineinandergreifen der erſten Regſamkeiten des Auges*, daſs es Menſchen giebt, welche durchaus die Farbe nicht unterſcheiden, ja, was hier die Hauptſache iſt, ſie gar nicht ſehen, wie uns ſelbſt ein Fall gegenwärtig iſt. Nur erſt beym *feſteren Aushalten des Auges* im Licht ſowohl als im Dunkeln, im Weiſsen wie im Schwarzen, beginnt die Farbe, dem Schattenhaften entſteigend, ſich zu zeigen, in ihrer natürlichen Ordnung zu folgen, im geletzmäſsigen Gegenſatz ſich zu erwecken, wie dieſs im 4 *Abſchn.*, *blendendes, farbenloſes* Bild, und im 5 *Abſchn.*, *farbige Bilder*, ſich aufs Anſchaulichſte zeigt. Wir erinnern uns nirgends ſo freundlichen, heiteren, und leicht zu wiederholenden Erfahrungen begegnet zu ſeyn. Die ganze Farbenwelt erſcheint uns in höherem Leben, da uns ihr voller Umkreis, ihre wechſelſeitige Belebung und Erfriſchung, ihr Bezug auf Grundfarben, worin das Leben der Farben überhaupt ſich ſammelt, und die Brennpuncte ſeiner Exiſtenz erreicht, aufgeſchloſſen wird, und gezeigt, wie das Auge nach Totalität verlangt, und nur darin ſich beruhigt, weil nur in dieſem Falle ſeine Function erfüllt iſt. Daher denn bey Kindern und kindlichen Völkern ſogleich vom erſten Helldunkel die Neigung nach Grundfarben ſtrebt, und zwar nach den ſtrahlendſten Lichtern in denſelben — die Vermittlung folgt erſt im Verlaufe der Bildung. Jedes Stehenbleiben auf einer dieſer Entwicklungsſtufen des Auges, ſo wie das Auseinanderweichen oder in ſich ſelbſt Schwinden des ganzen Farbenkreiſes ſowohl, wie jedes Grades und jeder Stufe deſſelben, führt ins Krankhafte, wovon S. 42 folgende bedeutende Beyſpiele vorkommen, die wir, wenns der Raum geſtattete, leicht vermehren könnten. *Des* Winkes doch wollen wir uns nicht enthalten. Beobachter möchten bey ſolchen Übeln, wo ſie von innen entſpringen, niemals die Gemüthsart der Kranken überſehen, und welche Welt jedesmal aus derſelben ſich erzeugen und fortbilden könne. — An die phyſiologiſchen Farben ſchlieſsen ſich in der *zweyten Abtheilung* die *phyſiſchen* an, zu deren Hervorbringung farbloſe Mittel, durchſichtig und durchſcheinend ſowohl als undurchſichtig, gehören. Sie laſſen ſich ſchon leicht objectiviren, aber noch nicht halten. Hier begegnen wir nun im erſten dioptriſchen Abſchnitt der wichtigen Lehre von den Graden der Durchſichtigkeit, und der Trübung der Mittel. Dieſe Lehre, durch alle verſchiedenen Mittel hindurch geführt, wie hier der Anfang gemacht worden, würde uns zugleich auf die Stufen *innerer Beweglichkeit* und *Lebendigkeit der Mittel* aufmerkſam machen; damit zumal würde die *mannichfaltige Regſamkeit für flüchtigeres Farbenſpiel*, ſo wie das mit *hartnäckigerer Trübung auch dauerndere Halten der Farbe* bemerklich werden. Überhaupt ſcheint uns die Lehre von der Trübung der Mittel den eigentlichſten innerſten Lebensproceſs der chemiſchen Farben aufzuſchlieſsen, und wir ſehen mit dem Vf. die *Trübung* als ein *Urphänomen*,

Digitized by Google

als das Wirken und Schaffen, wodurch Licht und Finſterniſs ſich vermitteln, und als die wahre Mutter der Farben an. (Die wunderliche Erfahrung vom Erſcheinen des Blauen beym Abwaſchen eines ſchwarz bekleideten Portrait (S. 63) iſt zum Theil auch uns begegnet). Nun folgt die durch ſubjective und objective Verſuche erläuterte und berichtigte Lehre von der *Refraction* und zugleich der eindringendſte Beweis, daſs kein farbenloſes Licht, von welcher Art es auch ſey, durch Refraction Farben hervorbringe, wenn es nicht begrenzt, nicht in ein Bild verwandelt worden. Das hier S. 70 — 142 von den Bildern und deren Wirkung zur Erzeugung und Anordnung der Farben Geſagte können wir dem eigenen Studium nicht genug empfehlen. Die Klarheit der Sache, das Unwiderſprechliche zeigt ſich ſchon auf den erſten Blick; aber um ſo leichter iſt es auch, dieſen erſten natürlichen Blick des Sinnes durch Vermittlung mannichfaltiger ſub- und objectiver Verſuche, wie ſie hier angegeben ſind und leicht vermannichfacht werden können, zu rechtfertigen, und zur vollen Evidenz zu bringen. Wir ſelbſt bewerkſtelligen dieſs auf eine ſehr fruchtbare Weiſe in Geſellſchaft einiger unbefangener Kinder von 11 — 13 Jahren, deren reinen Sinn wir zwar leiten, aber die Erſcheinungen ſelbſt finden, und an denſelben ſich erfreuen laſſen. — Was nun die Farbenerſcheinungen betrifft, welche bey der *Spiegelung* ſich zeigen: ſo findet man auch hierüber im Gefolge der Entwicklung der Farbenlehre (S. 142 ff.) ſowohl in objectivem als ſubjectivem Betracht höchſt merkwürdige Erfahrungen und tief eindringende Blicke. Es ſind manche Erſcheinungen darunter, die einem Jeden begegnen: aber hat man ſie wohl bey aller Präciſion der katoptriſchen Geſetze auch geſetzmäſsig und ordentlich an die übrigen anzuknüpfen gewuſst? Die *paroptiſchen* Erſcheinungen, bisher von der ſogar als Beweis der Anziehung des Lichts durch die Körper berühmt gewordenen *Beugung* deſſelben hergeleitet, hier aber als aus dem an undurchſichtigen farbenloſen Körpern herſtrahlenden Licht entſtanden betrachtet, führen eben auch wieder auf die Ränder und auf die Verhältniſſe farbiger Schatten und Doppelbilder. Sie gehören zu den nicht ſeltenen im Leben, und mögen manche Täuſchung bewirken, weil ſie unſer Auge, wie die ganze Körperwelt, *nur an den Rändern berühren.* (Zu den Randbeleuchtungen und Ränderausgleichungen durch das Sonnenbild (154) möchten wir auch die Erſcheinung noch hinzufügen, daſs am hohen Mittag da, wo die Sonne durch dunkelbelaubte Gänge dringt, ihre Erleuchtung in kreisförmigen oder ovalen, theils helleren, theils halbſchattigen Lichtbildern auf dem Boden erſcheint, wie vielfältig auch bey genauerer Unterſuchung die Ränder ſind, an welchen das Licht vorbeyſtrahlt.) Die *epoptiſchen* Farben entſpringen auf der Oberfläche eines farbenloſen Körpers durch mancherley Veranlaſſung, jedoch ohne fremde Mittheilung, vielmehr aus der Art ihres Fortſchrittes im eigenen Trübungsverhältniſs. So zeigen ſie ſich in verſchiedenen Stufen, welche (S. 165 ff.) lehrreich durchgeführt werden, zuerſt noch vorübergehend, wie beym Anhauchen geſchliffener Flächen, alsbald aber dauerhafter, z. B. bey Sprüngen im Glas oder Eis, bey der Trennung der Blätter durchſichtiger Steine, ſodann immer mehr in die Oberfläche dringend und haftend, wie bey den häutchen metalliſchen Auflöſungen, bey Erhitzung der Metalle; endlich faſt die ganze Maſſe durchdringend, wie bey abgeſtorbenem Glas. So gelangen wir an die Grenze, wo, nach denſelben Geſetzen erſcheinend, dieſelben Geſetze nur körperlicher, d. h. durch einen und alle Puncte hindurch ausdrückend, die *chemiſchen* Farben eintreten, welchen die 3 *Abtheilung* dieſes Entwurfs (S. 186 — 254) gewidmet iſt.

(*Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.*)

KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Berlin*, i. d. Realſchulbuchhandlung: *Anleitung zur zweckmäſsigen Abfaſſung aller ſchriftlichen Aufſätze, welche im bürgerlichen Leben vorkommen*, nebſt einer kleinen Sprachlehre und dem nöthigen Stoff zu Stilübungen von *H. F. Wilmſen*, Prediger an der evangel. ref. Parochialkirche. 1811. VI und 157 S. 8. (8 gr.) Das groſse Talent des Vfs. im Unterrichten bewährt ſich auch an dieſem kleinen Briefſteller. Sehr zweckmäſsig ſind die nöthigen Vorbereitungen angeordnet, worauf doch zuletzt Alles ankömmt. Der 1 Abſchnitt giebt Anleitung zur Sammlung eines Wörtervorraths durch Aufſuchung der Wurzelwörter und der von denſelben abgeleiteten oder zuſammengeſetzten; durch die Anwendung der Vor- und Nachſilben; durch Zuſammenſtellung zahlreicher Wörterfamilien, oder ſolcher Wörter, welche entgegengeſetzte oder gleiche Bedeutungen haben; durch Aufſuchung edler und unedler Wörter und Redensarten u. ff. Die Lehrer werden freylich Anfangs das Beſte thun müſſen. Im 2 Abſchnitte iſt von der Claſſification der Wörter die Rede, und ein Anhang dazu giebt ein Verzeichniſs unregelmäſsiger Zeitwörter mit ihren vorzüglichſten Abweichungen. So kurz hier Alles abgehandelt iſt: ſo iſt doch nichts Weſentliches übergangen. Der 3 Abſchnitt beſchäftigt ſich mit der Wortfügung, und ihm iſt zugegeben ein alphabetiſches Verzeichniſs ſelten vorkommender Zeitwörter in Verbindung mit den Fällen (*Caſus*), welche ſie erfodern. Dieſes Verzeichniſs hätte viel kürzer ſeyn, wo nicht gänzlich wegbleiben können. Die lebendige Übung des Sprechens muſs hier doch das Meiſte thun, oder das Leſen. Wenn dieſs Wort da iſt: ſo iſt auch wohl die Conſtruction deſſelben da. Der 4 Abſchnitt handelt von der Verbindung der Wörter zu Satzen und von der Wörterfolge; und der Anhang dazu von Scheidezeichen. Daſs die Benennung Scheidezeichen nicht ganz glücklich gewählt ſey, ergiebt ſich beſonders aus dem darunter begriffenen Ausrufungszeichen, Oberſtrich (Apoſtroph), Längeſtrich und Gedankenſtrich. Der 5 Abſchnitt iſt der Rechtſchreibung gewidmet. Nichts Neues zwar, aber das Gewöhnliche mit muſterhafter Präciſion und Kürze. Der 6 Abſchnitt endlich die eigentliche Anweiſung zur zweckmäſsigen Einrichtung ſchriftlicher Aufſätze, nebſt Beyſpielen von Aufſätzen im Geſchäftsſtil, im Briefſtil und im Lehrvortrag. Die Beyſpiele ſind mit vielem Geſchmack gewählt. Von S. 132 an iſt als Anhang Stoff zu Stilübungen beygegeben. — Das Buch iſt der beſten Empfehlung werth, und wird ſich beym Gebrauch immer ſelbſt wohl mehr empfehlen.

De.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

PHYSIK.

Tübingen, b. Cotta: *Zur Farbenlehre* von *Goethe*. I. II Band u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Wir müssten eine Abhandlung schreiben, wenn wir Alles mittheilen wollten, was sich uns beym Studium dieser dritten Abtheilung aufgedrungen, z. B. bey Anknüpfung des Gegensatzes der Farbenreihe an den *chemischen Gegensatz von Säure* und *Alkali*, wo sich das ganze Gebiet der *Gährung* und *Verbrennung*, der *Fäulniss* und *Verwesung* aufthut, und der ganze chemische Farbenkreis sich wieder an das Schwarze und Weisse anschliesst, wie diess schon wackere Chemiker des Mittelalters aufs herrlichste zeigten, nur allzusehr in räthselhafte Worte gehüllt. Ferner, wie Vieles giebt die Erscheinung des Weissen bey Pulverisirung durchsichtiger Krystalle zu denken! Zeigt sich nicht schon auf dieser Stufe erstarrten Lebens die Klarheit der Gemeinschaft und die Trübung des Selbstischen? Bey den Metallen wird das chemische Farbenverhältniss am reichsten und wichtigsten, und wie in physiologischer Entwicklung des Auges schliesst sich auch hier mit dem Gegensatz des Weissen und Schwarzen die Farbenwelt auf. Doch über dem Drang und der Beschattung der Farben in den Metamorphosen dieser ohnehin *drangvollsten Körper* der Erde geräth äussere Beobachtung selbst in Drang, und wir haben uns noch gar sehr zu gedulden, nur um gehörig zu unterscheiden. Neben dem, was hier sich findet, verweisen wir einstweilen auf die schönen Bemerkungen von *Steffens* bey *Runge's Farbenkugel*. Die Wichtigkeit der Grenze wird S. 198 auch für die chemische Farbensteigerung dargethan, eben so S. 199 das Schwanken und lebendige Wogen der Farbe. Wie weit wären wir, wenn überall das Durchwandern der ganzen Farbenkreise so wie S. 202 berücksichtiget würde! — Was die Fixation, Mischung und Mittheilung der chemischen Farben betrifft: so ist bisher nirgends so Vollständiges gesagt worden, wie S. 205—224; die praktische Behandlung ist für den Künstler hiedurch ausnehmend befördert. Die Bemerkungen über den Gang der Färbung bey Mineralien, Pflanzen, Thieren, Menschen S. 228—248 geben uns wesentliche Grundzüge zu reichen Betrachtungen, insbesondere, wenn man den Gegensatz zwischen dem Licht und der Finsterniss, wie er in der inneren Natur eines jeden Geschlechts liegt, tiefer verfolgt. Auf diesem Wege allein kommen wir zur Erkenntniss der hohen Bedeutung, welche die Farbe für die Physiognomik der Dinge hat. Die physische und chemische Wirkung farbiger Beleuchtung, dann die chemische Wirkung bey der dioptrischen Achromasie deuten zuletzt noch auf eine höhere Belebung und Verklärung des chemischen Farbenverhältnisses und Steigerung zu einer Zartheit und Feinheit, welche, das Körperliche erweckend und bethätigend, dasselbe mehr und mehr einem durchdringenden, heiteren Geist unterwirft. — So sehen wir denn beym Schluss dieser Abtheilung deutlicher, als je, das ursprünglich geistige Verhältniss von Licht und Dunkel bis in die tiefste Leiblichkeit verfolgt und in dieser Letzteren noch das in den Bewegungen und mannichfaltigen Metamorphosen der Farbe sich verkündigende Regen und Leben jenes Grundverhältnisses; und so dürfen wir mit Recht die Arbeit unseres Vfs. als den Gipfel dessen betrachten, was seit den ältesten Zeiten für die Farbenlehre geschehen ist, und zugleich als den in einem ausführlichen Beyspiel dargelegten Anfang einer gründlichen ächt empirischen Durchforschung der Natur zu rechtem Heil und Frommen der Wissenschaft. Die 4 *Abtheilung: allgemeine Ansicht nach Innen*, enthält Rückblicke auf die innerliche Natur der Farbe, sucht im lebendigen, durchgreifenden Verein zu fassen und darzustellen, was bisher der genauen Unterscheidung wegen aus einander gehalten wurde. Das Unterscheiden scheint uns fast überall in der gegenwärtigen Manier der Behandlung der Naturlehre das Verwahrloseste zu seyn, und eben daher so mancher Jammer zu kommen. Hier finden wir ein Muster des Geduldens bis ins Einzelnste des Unterschieds. Um so erfreulicher kommen uns die Betrachtungen nach Innen entgegen. Vor allem musste auffallen, wie leicht, wie augenblicklich die Farbe entsteht, oft durch leisen Druck, Schwingung, Hauch, Wärme an glatten reinen Körpern sowohl, wie an farbenlosen Flüssigkeiten; wie ernst jedoch bey dieser spielenden Beweglichkeit die Farbe sey. Schon als Ausdruck des geheimnissvollen, räthselhaften Strebens und Versinkens im Verhältniss zwischen Licht und Finsterniss erscheint sie nothwendig tief und ernst; eben so entschieden und bestimmt ansprechend, charakteristisch, da ein gewisser Grad jenes Verhältnisses jedesmal ausgedrückt ist. In völliger Klarheit wird der Geist wieder magisch in das Geheimniss gezogen, von da verlangt er wieder zur Klarheit; was aber dazwischen liegt, macht den eigentlichen Reiz des Lebens aus. — Der Vortrag geht nun immer mehr

Digitized by Google

in die Tiefe des Farbenlebens, weiſt beſtimmt auf zwey Grundfarben, *Gelb* nnd *Blau* — als zwey urſprüngliche Gegenſätze, die durch Steigerung ſich gemeinſchaftlich einem Dritten nähern, wodurch nach beiden Seiten ein Tiefſtes und Höchſtes, ein *Gemeinſtes* und *Edelſtes* — das *Grün* und der *Purpur* entſteht, und zuletzt eine Harmonie der Farben, die uns befriedigt und neu belebt, die eben ſo beweglich und mannichfach iſt, als ſie ſich entſchieden und dauerhaft darſtellen läſst u. ſ. w. Die 5 *Abtheilung* betrachtet die *nachbarlichen Verhältniſſe der Farbenlehre* zu anderen Lehren und Künſten, wobey wir beſonders auszeichnen, was über des Phyſikers Anerkennen ſeiner Grenze und verſtändiges Bewegen innerhalb derſelben, vom Haften auf den Urphänomenen geſagt iſt, in denen die Phyſik ihre Vollendung und Abſchluſs in ſich und die Philoſophie den wahren Anfang findet. Die Theilnahme der Matheſis finden wir mit dem Vf. um ſo wünſchenswerther, weil durch ſie erſt eine richtig eingeleitete Methode zur Schärfe der Evidenz gebracht wird. In dieſe Evidenz haben wir indeſſen hier ſchon den Grund der Farbenlehre, zwar ohne Zahl und Figur, aber mit der wahren innerlichen Gewalt der Matheſis erhoben gefunden. — Welche Bedeutung die Farbe in der wahren Naturgeſchichte zur Bezeichnung des beweglichen Lebens in den Dingen habe, möge jeder Naturfreund bedenken. Hierin haben wir vom Vf. noch vieles Schöne zu erwarten: aber auch ſchon ausgeſprochen hat er Vieles als Dichter für den, der es zu nehmen verſteht.

Wenn bekannt iſt, was in der Phyſiologie die richtige Faſſung der natürlichen Wirkſamkeit eines ſo edelen Organs, wie das Auge, beſagen wolle, und dann die Erörterung des Verrückten, Verwirrten in einer ſolchen Wirkſamkeit für die Pathologie, wird begreifen, wie vielen Dank auch der heilende Künſtler unſerem Vf. ſchuldig ſey. Auf gleiche Weiſe in ſeiner Art der Färber. Was die allgemeine Phyſik beſonders in ihrer Methode gewinnen möchte, ſobald ſie durchaus mit *der* Geradheit, Schärfe und Klarheit behandelt wird, wie hier die Farbenlehre, dieſs iſt ſchon aus dem von uns bisher Angegebenen einigermaſsen zu erkennen; des Genaueren muſs man ſich ſelbſt belehren. Nur wenn die Kraft des Sinnes ſo geleitet, geübt, befriediget wird, mag Manches, was bis jetzt Formel und Wortſchall war, zum Leben auferſtehen. Die Lehre vom Gegenſatz, der durch Alles greift, konnte von keinem Sinne ſo objectiv und ſubjectiv zugleich gefaſst werden, die Momente der Wirkſamkeit durch keinen anderen ſo neben einander geſtellt, im Übergange gezeigt, mit einem Mal überſehen, wie durch das Auge; auch ergiebt ſich bey näherer Betrachtung, daſs z. B. die Lehren vom Magnetismus, von der Elektricität, vom Galvanismus, chemiſchen Proceſs u. ſ. w., ſo tief ſie auch eindringen in die Natur, dennoch, ihren Gegenſtänden gemäſs, nie zu dem überall eingreifenden Reichthum, zu der Steigerung und Veredlung in ſich ſelbſt — kurz, zu dem Adel, welcher den Menſchen ſchon an ſich zur Kunſt auffodert, gelangen können, ſo daſs man ſagen darf: die Farbenlehre verklärt die Erkenntniſs der übrigen Erſcheinungsweiſen der Natur, wie das Auge den dunkeln Leib verklärt, und wohl verſtanden wird ſie uns einen heiteren Durchblick ins Innerſte der Dinge gewähren, wie durch das Auge wir ins Gemüth des Menſchen ſchauen. Von der 6 *Abtheilung: Sinnlich ſittliche Wirkung der Farbe*, ſchweigen wir lieber ganz, als daſs wir in allzugedrängter Kürze etwas Ungehöriges ſagen ſollten. Am liebſten geht man ohnehin mit dem Zarteſten, Edelſten in ſtiller Vertrautheit um. Hiezu aber wird eine Würdigkeit erfodert, die errungen ſeyn will, und wir können Jeden, insbeſondere auch den Künſtler, verſichern, daſs dieſe reifſte Frucht der Farbenlehre, welche ſinnig genoſſen das innere Auge eröffnet, niemals von demjenigen erreicht werden möchte, welcher voreilig, oder in müſſiger Neugierde nach ihr hinlangt; nur *der* wird ſie verdienen und haben, welcher ſich mühſelig durch alle Entwicklungsſtufen, wie wir bisher ſie angedeutet, durchgearbeitet hat.

K. J. W.

MEDICIN.

Frankfurt a. M., b. Hermann: *Ausführliche Darſtellung und Unterſuchung der Selbſtverbrennungen des menſchlichen Körpers, in gerichtlich-mediciniſcher und pathologiſcher Hinſicht*, von *J. H. Kopp*, der A. u. W. Doctor u. Profeſſor der Chemie, Phyſik und Naturgeſchichte zu Hanau. 1811. 84 S. 8. (8 gr.)

Wenn es dem gerichtlichen Arzt obliegt, bey eintretenden auſsergewöhnlichen Todesfällen dem Richter nach dem Befunde der Thatſachen über den Zuſammenhang derſelben befriedigende Auskunft zu ertheilen: ſo ſind die Selbſtverbrennungen des menſchlichen Körpers in dieſer Hinſicht ſehr merkwürdig und wichtig. Denn die Erfahrung hat bewieſen, daſs durch Unkunde mit dieſer Todesart das mediciniſche Gutachten den Richter bey ſolchen Fällen zu Ungerechtigkeiten verleiten kann. *Metzger* war der erſte, der die Selbſtverbrennungen in gerichtlich-mediciniſchen Schriften als einen dahin gehörigen Artikel aufnahm. Auch unſer Vf. unterſuchte ſchon früher die Selbſtverbrennungen hiſtoriſch und ätiologiſch, in ſeiner Diſſertation *de cauſis combuſtionis ſpontaneae in corpore humano factae* (Jen. 1800), und in *Piepenbrings Archiv für die Pharmacie und ärztliche Naturkunde Bd. III. St.* 1. Seitdem hat er dieſen Gegenſtand von Neuem und mit Sorgfalt bearbeitet, und glaubt nun die vorliegende Abhandlung als die ausführlichſte und vollſtändigſte über die Selbſtverbrennung des menſchlichen Körpers liefern zu können. —

Die Krankheit, von der die Rede iſt, gründet ſich auf eine eigenthümliche Entzündbarkeit des menſchlichen Körpers, wodurch er geeignet wird, ohne eine äuſsere verhältniſsmäſsig hinreichende Einwirkung des Feuers plötzlich in Brand zu gerathen, und gröſs-

Digitized by Google

tentheils in Aſche überzugehn. Der Vf. führt 17 der glaubwürdigſten Fälle an, und gründet darauf ſeine eigene Theorie der Selbſtverbrennungen. Bey den angeführten Beobachtungen fällt vorzüglich die Bemerkung auf, daſs die meiſten ſelbſtverbrannten Perſonen ſich mehr oder weniger der Trunkenheit ergeben hatten. Es ſchien dieſs Vielen ſo wichtig, daſs ſie hierin den Schlüſſel zur ganzen Krankheit gefunden zu haben glaubten. Der Vf. aber glaubt im Gegentheil, daſs die Selbſtverbrennung auf die vermuthete Weiſe nicht entſtehen könne, wofür er mehrere nicht verwerfliche Gründe anführt. —

Seine aus allen Thatſachen gezogenen Reſultate, wodurch dieſes Phänomen der Erklärung fähig wird, ſind folgende: 1. Weibliche Perſonen waren den Selbſtverbrennungen vorzüglich — doch nicht ausſchlieſslich — unterworfen. Bekanntlich iſt die Haut und das Zellgewebe des andern Geſchlechtes zarter und laxer, und die Individuen deſſelben mehr zur Erzeugung des Fettes geneigt. — 2. Alle Selbſtverbrennungen ereigneten ſich bey bejahrten Perſonen. Meiſt hatten ſie ſchon 60 überſtiegen. Junge Leute waren dieſer Krankheit nie ausgeſetzt. 3. Auſser der Kraftloſigkeit, welche dem hohen Alter ſchon eigen iſt, litten Selbſtverbrannte auch an ausgebildeten Formen mit Aſthenie; ſo an Gelbſucht. Wie gering der Fonds von Lebensthätigkeit bey ihnen öfters war, zeigt ſich beſonders in einer Beobachtung, wo Theile des Körpers gänzlich in Fäulniſs übergingen. 4. Die Lebensart der Selbſtverbrannten war unthätig, ſie muſste mithin der Schwäche Nahrung geben. 5. Den Erfahrungen zufolge waren mehrere dieſer Perſonen ſehr dick. Die im hohen Grade Statt findende Fettigkeit verbindet ſich gemeinhin mit Aſthenie, die beſonders im Lymphſyſtem prädominirt. Daher die Geneigtheit zur Waſſerſucht und zu anderen Kachexieen. 6. Die meiſten durch Selbſtverbrennung Umgekommenen liebten den Trunk. 7. Meiſt befand ſich ein, doch nur unbedeutendes Feuer, Licht, brennende Kohlen u. dergl. in der Nähe des Orts, wo die Verbrennung vorfiel. 8. Die Entzündung geſchah mit groſser Geſchwindigkeit, und ſetzte bald den ganzen Körper in Brand, ſo daſs gewöhnlich ſolche Menſchen nicht um Hülfe rufen konnten. 9. Die dabey erzeugte Flamme war leicht beweglich, lieſs ſich ſchwer mit Waſſer löſchen, und beſchädigte nicht eher die brennbaren Umgebungen, als wenn ſie ganz nahe und in beſtändiger Berührung mit dem entzündeten Körper waren. 10. Der Ort, wo die Verbrennung vor ſich ging, war mit einem empyreumatiſchen Geruche angefüllt; die Wände, die übrige Aſche und Kohlen u. dergl. mit ſtinkender Feuchtigkeit und Fett bedeckt. 11. Der Rumpf war gröſstentheils, bis auf einige Knochen, vom Feuer verzehrt. Vom Kopfe und den Extremitäten blieb in den häufigſten Fällen mehr oder weniger übrig. 12. Die Krankheit erſchien gern bey kalter Witterung und gemeiniglich im Winter. —

Nach dieſen Vorausſetzungen ſucht nun der Vf. den Verbrennungsproceſs zu erklären. — Man kann hier, wie in anderen Krankheiten, die Anlage von den hinzugekommenen ſchädlich einwirkenden Potenzen unterſcheiden. Zu den Umſtänden, welche die Ausbildung der Anlage, der Verbrennlichkeit, begünſtigten, gehörte zuvörderſt Schwäche. Der häufige und unmäſsige Genuſs von Brantwein ſcheint beſonders das Saugaderſyſtem in einen aſtheniſchen Zuſtand verſetzt zu haben. Durch dieſe anomaliſche Beſchaffenheit konnte es geſchehen, daſs ſich eine Maſſe brennbarer Stoffe in dem Körper der Selbſtverbrannten verbreitete und nach der Structur der Theile ſich mehr oder weniger anhäufte. Der entzündbare Stoff muſste die Eigenſchaft haben, alle Zellchen leicht zu durchdringen und durch die flüſſigen Theile nichts von ſeiner Brennbarkeit zu verlieren, wie dieſes auch die Natur der brennbaren Gasarten mit ſich bringt. So wie ſich in der Waſſerſucht in den laxen Zellen Lymphe anhäuft: ſo erzeugte ſich hier *Hydrogengas*. Nicht als wenn die ganze Quantität von Luft, die zur Einäſcherung nöthig war, ſchon vorhanden geweſen wäre. Nein, es kam hier nur darauf an, daſs ſich ſo viel brennbarer Stoff anweſend befand, um die erſte Entzündung zu unterhalten. Denn durch dieſe ſelbſt entband ſich noch hinlängliche Quantität brennbarer Luft, aus dem mit Hydrogen geſchwängerten Körper. Gleichzeitig iſt in ſolchen Körpern auch ein Übergewicht anderer brennbarer Stoffe, beſonders des *Schwefels* und *Phosphors*, vorhanden; der dadurch brennbar gewordene Körper kann eben ſo wenig für ſich in Feuer übergehen, als es ähnliche verbrennliche Materien ohne das Hinzutreten eines zündenden Funkens vermögen. Einige glaubten, der Körper der Selbſtverbrannten würde durch ein in der Nähe befindliches Feuer angeſteckt. Allein vereinigt man die Beweiſe für die Unwahrſcheinlichkeit dieſer Meinung mit anderen angeführten Beobachtungen: ſo wird es ſehr glaublich, daſs die *Elektricität* als Veranlaſſung in den Selbſtverbrennungen eine wichtige Rolle ſpielt, welches beſonders aus der 17ten Beobachtung erhellet, wo der Zufall offenbar einen elektriſchen Anfang nahm. Dafür ſtimmen auch noch andere Umſtände, unter welchen die Selbſtverbrennungen geſchahen. Mehrere berühmte Schriftſteller ſuchten den Grund dieſer Erſcheinung allein in der Elektricität; aber dieſe allein iſt dazu nicht hinreichend, ſondern es wird die Verbrennlichkeit als Anlage erfodert. So wie mehrere Thiere, hat auch der Menſch ein Quantum Elektricität in ſich, welche unter gewiſſen Umſtänden frey werden, und als ſolche hervortreten kann, wovon es an Beyſpielen nicht fehlt. Der ſo entwickelte elektriſche Funken durchdringt nun den mit entzündlicher Materie angefüllten Körper mit groſser Schnelligkeit und entzündet ſie. Durch die plötzliche Entbrennung derſelben vermögen die wäſſerigen Theile nicht, das von allen Seiten hervorbrechende Feuer zu unterdrücken. Bey den Meiſten verbreitete ſich die Entzündung ſo geſchwind, daſs ſie nicht einmal im Stande waren, durch Rufen ein Zeichen ihrer Noth zu geben. Anfangs erſtreckt ſich das Feuer mehr über die Oberfläche des Körpers, weil dieſe mit der zum Verbrennen nothwendigen at-

Digitized by Google

moſphäriſchen Luft in Verbindung ſteht. Sobald die äuſseren Theile zerſtört ſind, kann alsdann dieſe auch die Entzündung der tiefer verborgenen Theile unterhalten. — Alle übrigen bey den Selbſtverbrennungen gemachten Bemerkungen erklärt der Vf. aus der gegebenen Expoſition. — Weiber beſitzen deſswegen eine gröſsere Dispoſition zu dieſer Krankheit, weil ihre Faſer laxer, das Zellgewebe ſchlaffer, mithin die Anhäufung der brennbaren Subſtanzen leichter von Statten gehen kann. — Bey bejahrten Perſonen concurriren viele Veranlaſſungen zu dieſer Krankheit, die bey jungen Leuten nicht in ſolchem Maſse wirken; daher ſtellt ſie ſich auch leichter bey jenen als bey dieſen ein. Hang zum Trunke, Mangel an Bewegung, allgemeine Abnahme der Vitalität u. ſ. w. — Die Eigenſchaften der beobachteten Flamme, ihre Leichtigkeit, der geringe Eindruck, den das Waſſer auf ſie macht, ſind alle dem brennenden Waſſerſtoffe eigen. — So erklärt der Vf. auch die übrigen dabey ſich ereignenden Phänomene aus ſeinen Prämiſſen auf eine ſehr befriedigende Weiſe. Überhaupt muſs Rec. bekennen, daſs, ſeiner Überzeugung nach, die von dem Vf. gelieferte Theorie der Selbſtverbrennungen Alles leiſtet, was nach unſeren Kenntniſſen und den vorhandenen mangelhaften Thatſachen nur irgend geleiſtet werden konnte, obgleich nicht zu leugnen iſt, daſs noch manche Schwierigkeit zu löſen bleibt. J. M. PF.

KURZE ANZEIGEN.

Vermischte Schriften. *Leipzig*, b. Bruder u. Hoffmann: *Die Leiden der Thiere.* Ein Buch für Jedermann, beſonders für die Jugend und ihre Freunde, zur gerechten und liebreichen Behandlung der Thiere. Von *J. L. W. Scherer*, erſtem Prediger zu Berſtadt im Groſsherzogthum Heſſen. *Zweyte, ſtark vermehrte Auflage.* 1810. VI u. 176 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.) Rec. hat dieſe Schrift, welche einen von uns oft zu wenig geachteten Gegenſtand zur Sprache bringt, bereits in No. 22. Jahrg. 1810 dieſer A. L. Z. ausführlicher angezeigt. Die Bemerkungen deſſelben ſind jedoch bey dieſer *zweyten* Auflage nicht benützt worden, vielleicht weil die zweyte Auflage zu ſchnell auf die erſte folgte. Sollte das Buch noch eine Auflage erleben: ſo würde Rec. dem Vf. rathen, für ſeinen Zweck hauptſachlich dadurch zu arbeiten, daſs er bey der kurzen Naturgeſchichte der einzelnen Thiere mehr, als es bis jetzt geſchehen iſt, intereſſante, von geiſtigen (noch nicht genug erforſchten) Anlagen und Fähigkeiten zeigende, Anekdoten aus der Thierwelt zur Beherzigung für ſeine jungen Leſer erzählte. Die beſtändigen Wiederholungen der beſonderen Thierquälereyen bey jedem einzelnen Thiere iſt zu einförmig, geht nicht ſelten ins Kleinliche und erreicht dann kaum den beabſichtigten Zweck, ja der Fall iſt gar wohl denkbar, daſs dergleichen Angaben von jungen leichtſinnigen Gemüthern ſogar miſsbraucht werden können. Lernt dagegen das Kind in den Thieren mehr überhaupt *geiſtige*, der höheren Menſchennatur verwandte Anlagen, Fähigkeiten und Äuſserungen anerkennen; ſo bekommt es Achtung gegen die Thierwelt, und wird ſich, ohne daſs man ſeinem Gefühle durch Aufführung der mannichfachen beſonderen Thierqualereyen wehe zu thun nöthig hat, alsdann zu einer gerechten und liebreichen Behandlung derſelben innerlich verpflichtet fühlen. Rec. macht aus dieſer Urſache den Vf. auf einige Schriften aufmerkſam, welche er bey einer neuen *Umarbeitung* des Buchs, aus dem hier angegebenen Geſichtspuncte, zweckmäſsig benutzen könnte: *Bingley's* Thierſeelenkunde. Aus dem Engl. bearbeitet von Dr. *J. A. Bergk.* III Th. Leipzig 1810. Thierſeelenkunde auf Thatſachen gegründet, oder 56 merkwürdige Anekdoten von Thieren. Berlin, 1804. Die Erde, oder Schilderungen der Natur und Sitten der Länder und Völker etc. Von *Reinecke.* Weimar, 1803, wo man beſonders Th. I. S. 155 ff. mehrere äuſserſt intereſſante und unterhaltende Anekdoten von Äuſserungen ſeltener Seelenfähigkeiten aus der Thierwelt erzählt findet. H. H.

Hannover, b. den Gebr. Hahn: *Neuer Volks-Kalender auf das Schaltjahr* 1812. Oder: *Beyträge zu einer nutzlichen und angenehmen Unterhaltung, beſonders für den Bürger und Landmann*; herausgegeben von *F. J. Kutſcher*, Paſtor zu Hayen und Grohnde. 190 S. 8. (9 gr.) Wohlausgeſtattet mit belehrenden und unterhaltenden Aufſätzen erſcheint der alte Freund auch dieſes Jahr. Unter den Scenen aus dem Leben merkwürdiger, intereſſanter Menſchen wird beſonders gefallen, was von Eduard Drinker, Bürger in Philadelphia, und dem böhmiſchen Erzbiſchof, Johannes von Jenzenſtein, erzählt iſt. Die Scenen aus dem Leben und den letzten Tagen des unglücklichen Grafen von Patkul haben etwas Schauderhaftes. Auch der fünfte Abſchnitt, Merkwürdigkeiten aus der Natur und fremden Ländern, hat gleich den übrigen, recht anziehende Aufſätze. Die Beſchreibung des Seeburger See's, vier Stunden von Göttingen, wird vielleicht in manchem Leſer angenehme Rückerinnerungen erwecken. In der Beſchreibung der Abtey de la Trappe wird der Stifter dieſes ſtrengen Ordens Johann Armond *de Roine* genannt, da er doch eigentlich Armand Jean le Bouthillier *de Rancé* heiſst. Die gemeinnützigen Vorſchläge und Anweiſungen für Haushaltungen in der Stadt und auf dem Lande haben es dieſsmal mit den Spargelfeldern, den Ratten und Mäuſen, den Stubenfliegen und der Peſt oder peſtartigen Krankheiten zu thun. Bg.

Carlsruhe, in Macklots Hofbuchh.: *Die Wanderer nach Salem. Ein Buch für Leidende.* 1810. 278 S. 8. (1 Rthlr.) Ein paar Proben werden genugſam zeigen, was man in dieſem Buche zu erwarten hat. S. 179 „Prinzeſſin! flüſserte (flüſterte) Athanaſia ängſtlich, laſſen Sie ihn. Alle Mühe iſt hier umſonſt. Er iſt tod (todt). Die Kugel hat ihm das Herz getroffen, *und wenn* jemand uns hier überraſchte. Mag er ſelbſt kommen, der Tirann (Tyrann), der Barbar, dem ich geopfert wurde, der meinen Geliebten durch ſeine Hänkershänker (Henkershenker) morden lieſs. Die fürchterliche Wolluſt ſoll er mir nicht nehmen, ſeine Leiche zu küſſen. Aber er iſt ja nicht tod (todt)." S. 56. „Wenn der Menſch das Beſtreben, mit ſich ſelbſt einig zu werden, nicht aufgeben darf noch kann, und doch von der anderen Seite in ſich heterogene Weſen, eine ſinnliche und eine vernünftige Natur, zu dem Ganzen einer Perſon für die Totalität eines Erdenlebens verbunden ſieht, wovon ſowohl die ſinnliche als auch die vernünftige Natur ſich einen eigenen Zweck zu realiſiren vorzeichnet: ſo muſs er beym erſten Blick auf dieſes räthſelhafte Verhältniſs der beiden Theile ſeiner Perſon, beynahe ganz verzweifeln, ob er je mit ſich einig werden, und Frieden und Harmonie zwiſchen ſeine Anlagen, Vermögen und Kräfte bringen werde." — Man ſieht, die Wanderer ſind erſt ganz kürzlich noch bey einem akademiſchen Lehrſtuhle vorbey gewandert. — Hätte ſie ihr Weg doch auch bey einer Dorfſchule vorbeygeführt, um etwas Orthographie zu lernen, damit man nicht *Hyrogliphen, Hyrogliſen, Piramide, Lecktüre, Pſiche, Miſterien, Even* (*Ephen*) u. ſ. leſen müſste. Wie herrlich würde ſich dann nicht, von ſolchen niederen Fehlern gereinigt, die Stelle S. 68 ausnehmen! „Vorwärts treibt das Stundenrad die Zeiger an der Uhr in die Unendlichkeit, und der Menſch ſteht zwiſchen ſeinem *angewieſsenen* Secundenraum, erblickt die Stunde vor ſeiner Ankunft in der Weltgeſchichte, und iſt ſchon wieder in ſein Grab hinabgetaucht, ehe die folgende ausgeſchlagen hat." Welche Erhabenheit! Cd.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

GESCHICHTE.

GÖTTINGEN, b. Vandenhoek u. Ruprecht: *Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmſten Völker der alten Welt*, von *A. H. L. Heeren*. Dritter Theil. *Europäiſche Völker*. Erſte Abtheilung. *Griechen*. Mit einer Charte. 1812. XII u. 522 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Als Hr. *Heeren* den beiden erſten Bänden ſeines bekannten Werks mehrere Jahre nach ihrer Erſcheinung die Sorgfalt einer gänzlichen Überarbeitung widmete, ohne die vom Anfang her angekündigte Fortſetzung über die europäiſchen Völker zu beginnen; als ſeitdem wieder eine Reihe Jahre verfloſs, ohne daſs er die geäuſserten Wünſche des Publicums befriedigte: war wohl allerdings der Zweifel ziemlich allgemein geworden, den er in der Vorrede des vor uns liegenden Theils berückſichtiget, ob es auch ſeine ernſtliche Abſicht ſey, den urſprünglich angedeuteten Plan zu vollenden. Mit dem jetzt erſchienenen Bande (welcher auf dem Titel als der *erſte* der erſten Abtheilung des dritten Theils hätte bezeichnet werden müſſen) fängt er nicht nur an, ſeine Zuſage zu erfüllen, ſondern er verpflichtet ſich aufs Neue, dieſes Werk durch die byzantiſche und arabiſche Zeit des Mittelalters zu führen. Er betrachtet es als die eigentliche Aufgabe und Beſtimmung ſeines Lebens, und leicht wird ſich jeder Sachkundige ſagen, wie deſſen glückliche Ausführung wohl die ganze Kraft eines in gelehrten Forſchungen hingebrachten Lebens erfodert. Zumal da die Schwierigkeiten mit jedem Bande wachſen, wie freylich auch die Erndte der Entdeckungen es thun kann: und bey dieſer Fülle der Gegenſtände würde es ſehr unangenehm ſeyn, wenn ſich die Leſer nicht mit den S. 16 angekündigten Beſchränkungen befriedigen wollten, welche auſser Griechen, Macedoniern und Römern die übrigen Völker des alten Europa ausſchlieſst.

Wenn ein intereſſanter Unbekannter ſeinen Beſuch im Voraus ankündigt: ſo empfangen wir ihn mit einem Bilde vor der Einbildung, welches nicht ſelten ſeiner wirklichen Erſcheinung ſchadet. Der Umriſs, welchen ſich Rec. von einem Werke über Griechenland, nach dem Plan des *heerenſchen*, entworfen hatte, ſchien ihm nothwendig aus den Andeutungen des Titels hervorzugehen, wenn auch die Ausführung der beiden erſten Bände zum Theil etwas anderes gewährte. Er foderte ſo wenig eine Geſchichte (S. V), als er ſie erwartete; und über den Begriff der *Politik* glaubt er mit dem Vf. einverſtanden zu ſeyn. Der Name von *Ideen* ſchien ihm erſchöpfende und eindringende Unterſuchungen, Kritik und ſtrenge Gelehrſamkeit keineswegs zu entfernen, ſondern nur Anſpruch auf gröſsere Kühnheit und freyere Ordnung auszudrücken. Wäre es anders gemeint, und hätte ein Schriftſteller über die Geſchichte des Alterthums, in einem Neuheit ankündigenden Werke, zunächſt ein anderes Publicum vor Augen, als das der ſtrengſten Sachkundigen: ſo müſste daraus eine ſo verfehlte Manier entſtehen, daſs eine ſolche Schrift für die Wiſſenſchaft wenigſtens als verloren angeſehen werden müſste. Je richtiger nun unleugbar das Gefühl war, welches Hn. *H.* zuerſt beſtimmte, die von ihm aufgefaſsten Seiten der alten Geſchichte mit der Literatur des Alterthums und der neueren Ethnographie zu beleuchten; je mehr man ſich die geringe Brauchbarkeit der früheren Bearbeitungen einiger Hauptheile der griechiſchen Alterthümer und den gänzlichen Stillſtand in demſelben eingeſtehen muſste: um ſo mehr foderte Rec., daſs hier nun auch dem Bedürfniſſe und den von laut gewordenen Bewunderern der früheren Theile erregten Erwartungen genügt werde. Er hoffte, daſs ein Werk dieſer Art, ſich beſtimmt auf ſeinen Gegenſtand beſchränkend, und dadurch Raum dafür gewinnend, den politiſchen Zuſtand der Griechen vom Anfang der hiſtoriſchen Zeit bis zur Errichtung der Provinz Achaja, ganz nach unabhängigen Studien, im Einzelnen und in der Verbindung des Ganzen, nach der Folge der Entwickelungen, darſtellen würde. Er wünſchte, daſs bey dieſer glücklichen Gelegenheit, durch ein allgemein verbreitetes Werk, der Unbeſtimmtheit und Verworrenheit der Vorſtellungen, ſelbſt der meiſten philologiſchen Gelehrten, über die unter dem Namen Griechenland zuſammengefaſste Welt ein Ende gemacht werden möchte; daſs die Verſchiedenheit der Nation und ihres Zuſtandes in verſchiedenen Zeitpuncten, wie um den perſiſchen Krieg, vor und nach dem peloponneſiſchen, und unter den Macedoniern, ſo anſchaulich gemacht werde, daſs die Nennung der Zeit künftig hinreiche, damit jeder gute Leſer ſich vergegenwärtige, wie die Staaten und ihre Bürger in jeder charakteriſch verſchieden waren. Er hoffte beſonders, daſs Hr. *H.* ſich der belohnenden Arbeit widmen werde, die inneren Verhältniſſe der verſchiedenen Staaten zu prüfen; zu unterſcheiden, welche Gegenden in den mit einem Namen bezeichneten Landſchaften einen Staat bildeten, welche, in einigen, dem herrſchenden Canton unterthan waren, wie ſich dieſes, wie ſich die Verfaſſungen der ſouverainen Staa-

Digitized by Google

ten veränderten. Die Verzögerung ſchien ihm ein Unterpfand zu ſeyn, daſs Hr. *H.* ſich nichts Geringeres vorſetze. — Der *Verkehr* iſt in Hinſicht der Griechen noch ungleich intereſſanter, als für die auſsereuropäiſchen Völker, weil ſo wenig erörtert iſt, wie ſie auf andere Nationen erleuchtend und bildend einwirkten, und alſo dieſes Glied des Titels wenigſtens hier durchaus gegen den überhaupt vielleicht mit Unrecht bey den erſten Bänden erhobenen Tadel geſichert war, daſs dieſe Unterſuchungen eigentlich mit denen über den Handel zuſammenfielen. Ein Werk aber, wie jenes, deſſen Plan wir ausgeführt zu ſehen wünſchten, konnte unmöglich aus einzelnen Excerpten hervorgehen, noch weniger auf moderne Bearbeitungen, nur auf ihre Quellen zurückgeführt, gegründet werden. Es muſste wie unwillkührlich entſtehen, aus der Fülle vertrauter Kenntniſs, eben als wenn wir ein ähnliches über unſere Heimat niederſchrieben, oder über andere Staaten, in denen wir uns einheimiſch gemacht haben. Was hier für das Alterthum unwiederbringlich verloren iſt, Anſchauung und Belehrung über beſtimmte Fragen, konnte nur durch die vollkommenſte Vertraulichkeit mit der alten Literatur einigermaſsen erſetzt werden: welche wieder ganz nothwendig eine ſo umfaſſende und vertraute Kenntniſs der griechiſchen Sprache vorausſetzt, als wäre ſie lebend und im Geſpräch geübt. Oder, mit anderen Worten, wenn auch die älteren Philologen gröſstentheils den Tadel verdienen ſollten, daſs ſie eine lebendige Kenntniſs des hiſtoriſchen Alterthums weder hatten, noch begründeten: ſo konnte dieſe doch nur von einem gelehrten Philologen ausgehen. Eben daher muſste Hn. *H's.* Zögern, die griechiſche Geſchichte zu bearbeiten, leicht erklärlich ſcheinen, indem, um die Wahrheit unumwunden zu ſagen, die erſten Bände eine Unbekanntſchaft mit der Sprache verrathen, bey der ihm ſelbſt gerade dieſe Fortſetzung unmöglich vorkommen muſste, als er vor ſechzehn Jahren das Werk unterbrach. Sie zeigt ſich in jenen Bänden in faſt allen überſetzten Stellen auf eine Weiſe, wovon man, ohne beſtimmte Beyſpiele, ſchwerlich eine Vorſtellung haben würde. Wir erinnern daher nur an eine Stelle Herodots Th. II. S. 764 der erſten Ausgabe (die zweyte kann Rec. nicht vergleichen), wo γένεια, *Zeugungsglieder*, πυρὴν, *Schote*, und σακκέουσι ἱματίοισι, *ſie ſchütten es in Säcke*, überſetzt iſt. So wenig es nun einem Manne von Hn. *H's.* Talenten ſchwer fallen konnte, ſobald ihm ſelbſt das Bedürfniſs klar war, das ihm hier Mangelnde zu erwerben: ſo war damit doch nur erſt die Möglichkeit gewonnen, jene einheimiſche Vertraulichkeit mit den ſämmtlichen Claſſikern Griechenlands zu erlangen, in deren Beſitz er ein Werk, wie wir es als Bedürfniſs der Literatur erkennen, ſeiner Nation ſchenken konnte.

Unſere Wünſche ſind aber durch die gegenwärtige Erſcheinung keineswegs erfüllt worden; ja wir können nicht umhin zu fragen: wenn der Vf. nichts anderes geben wollte, warum lieſs er denn ſo viele Jahre ungenutzt verflieſsen für die Fortſetzung eines Werks, deſſen Vollendung er als eine ſo heilige Pflicht betrachtet? Nicht allein finden wir von allem dem, was wir zu erhalten wünſchten, gar nichts geleiſtet, ſondern wir wüſsten auch nicht einen einzigen Punct anzugeben, über den die Alterthumskunde wirklichen, wenn auch nur kleinen, Gewinn erlangt hätte. Wir ſind weit entfernt, zu verkennen, daſs an mehreren Stellen intereſſante Gegenſtände zur Sprache kommen; immer aber ſind ſie nur mit einem erſten und flüchtigen Blick betrachtet. Forſchungen giebt der Vf. ſo wenig, daſs er vielmehr, was ihm ſelbſt deren würdig zu ſeyn ſcheint, an „den Fleiſs der Geſchichtſchreiber oder Antiquare" verweiſt (ſo S. 66. 95. 187. 352. 374), und, im Widerſpruche mit der Idee ſeines Werks, im Grunde das Materiale der Alterthümer und Geſchichte für ſo wohl ausgemacht halten muſs, daſs es nur noch Reflexionen darüber bedürfe. Ferner erhellet es aus dem Buche ſelbſt, daſs er, weit entfernt, jene überſchauende Vertraulichkeit mit der griechiſchen Literatur gewonnen zu haben, nur einen kleinen Theil ihrer Schriften, und auch dieſen nur theilweiſe, benutzt hat. Denn wie wären ſonſt auf der einen Seite die gänzliche Vernachläſſigung von Hauptſchriftſtellern, auf der anderen Behauptungen erklärlich, die durch Stellen in den doch ſonſt angeführten geradehin widerlegt ſind? Überhaupt aber trägt der ganze Band das Gepräge der Flüchtigkeit und Eilfertigkeit, welches freylich auch den früheren eigen iſt, hier aber keineswegs die Entſchuldigung zuläſst, welche Rec. ſich für jene genügen lieſs, daſs der damals noch jugendliche Vf. von dem Intereſſe der Vergleichung eben ganz neu hervorgetretener Entdeckungen mit dem Alterthum hingeriſſen ſchrieb.

Rec. weiſs den eigentlichen Sinn und Plan dieſes Theils nicht anders zu bezeichnen, als durch den Namen einer Skizze der Culturgeſchichte Griechenlands, mit Rückſicht auf die politiſche, und auf den bürgerlichen Zuſtand. Die Politik nimmt bey weitem den kleinſten Theil dieſer Abhandlungen ein, und würde, bey einer mäſsig gedrängten Behandlung, auf einen noch weit geringeren Raum gebracht ſeyn. Wären die einzelnen Abhandlungen über die Religion, die älteſte Poeſie, die Wiſſenſchaften u. ſ. f. ſo richtig und befriedigend, als ſie es wenig ſind, könnten wir dem Vf. für Belehrung und Ertrenung durch ſie danken: ſo ertrügen wir es freylich, daſs ſie hier nicht an ihrem Orte ſind. Der griechiſche eigenthümliche Sinn, der in den Verfaſſungen und der Politik erſcheint, iſt allerdings derſelbe, welcher auch dort wirkte; aber wir ſollen ihn hier nur von der politiſchen Seite betrachten, und wir klagen eben darüber, daſs bey der Zugabe des Fremdartigen ſo Vieles von dem Allerweſentlichſten fehlt, wo wir gerade zu Foderungen berechtiget ſind. Für den berufenen Leſer ſind jene Gegenſtände keineswegs ſo fremd, daſs man ihm darüber viel zu erzählen brauchte, wenn ſie auch als einwirkende Urſachen berührt werden muſsten — wie die Entſtehung der Wiſſenſchaften und der Gelehrſamkeit. Doch auch dieſe waren in ihren Äuſserungen weit mehr Folge allge-

Digitized by Google

meinwirkender Urſachen, als ſelbſt Urſache. Die Dichter gehören dem Nationalgeiſte an, der von ihnen allerdings wieder genährt ward; aber wenn auch die Verfaſſungen, die Geſetzgebungen und die Staatsverhältniſſe in einer Nation, die keinen Homer und keinen Sophokles hervorzubringen vermocht hätte, eine andere Geſtalt haben müſsten: ſo haben dieſe doch das alles nicht beſtimmt. Shakſpeare und Goethe haben unbeſchreiblichen Einfluſs auf viele tauſend Gemüther gehabt, doch weder der Eine noch der Andere auf die politiſche Geſchichte und den bürgerlichen Zuſtand, und ſie würden ihn auch nicht haben, wenn ſie ſo allgemein vernommen würden, als Homer und die Lyriker, vielleicht, zu Athen.

Wir halten den Beruf des Geſchichtſchreibers für ein heiliges Amt, und für ſo ernſt, daſs er, wie der Redner vor Gericht oder im Staat, jedes Wort abwägen muſs: nicht allein in ſofern die Ehre der vergangenen Geſchlechter ihm anvertraut iſt. Dem deutſchen Sinne ſind hingewagte halbwahre Äuſserungen zuwider, und ſtreng müſſen wir darüber wachen, daſs unſere Schriftſteller nicht in die Leichtfertigkeit verfallen, welche wir ſo oft fremden Literatoren vorgeworfen haben. Von Behauptungen dieſer Art, niedergeſchrieben nach dunkeln Erinnerungen, welche der Vf. zu prüfen ſich nicht die Mühe gegeben, lieſse ſich aus dieſem Werk eine leidige Menge ſammeln, wie S. 146 Epheſus, welches nie eine einzige Colonie ausgeſandt hat, und, wenigſtens in der vormacedoniſchen Zeit, ſeines Handels wegen niemals genannt wird, gerade in dieſen beiden Hinſichten zwiſchen Milet und Phocäa aufgeführt iſt; und ebendaſelbſt heiſst es von den griechiſchen Colonieen in Vorderaſien: „die Kette, die ſich vom Hellespont bis zu Ciliciens Grenzen hinzog," da doch öſtlich von Rhodus nur das einzige iſolirte Phaſelis lag. So ſagt der Vf. S. 203, von den Macedoniern ſowohl als von den Römern ſey in den Einrichtungen der Amphiktyonen (wegen der ſtimmführenden Völker) Vieles geändert worden, welches nur von den Römern wahr iſt; ſo redet er S. 436 von dem ſo groſsen Schatz von Maximen zur Führung der öffentlichen Geſchäfte, der ſich in den poetiſchen Fragmenten Solons finde, u. ſ. f.

So geſchrieben iſt ein hiſtoriſches Werk kaum für ein ἀγώνισμα ἐς τὸ παρὸν, ein vorübergehendes Schauſpiel, zu achten, vielweniger für ein bleibendes Eigenthum, wie Hr. *H.* S. 468 Thucydides bekannte Worte κτῆμα ἐς ἀεὶ hätte überſetzen müſſen, und nicht „ein Werk auf immer", welchen Stolz der Geſchichtſchreiber gar nicht hat äuſsern wollen. In den aus ihm angeführten und überſetzten Stellen iſt überhaupt Vieles falſch gefaſst, wovon zum Theil in den einzelnen Bemerkungen. Noch ſchlimmere Fehler enthalten die Auszüge und Überſetzungen aus dem angeblich ariſtoteliſchen zweyten Buch der Ökonomik; dieſe werden wir bey dem zehnten Abſchnitt erörtern. Auch S. 191 enthält die überſetzte Stelle aus dem Panegyricus des Iſokrates mehrere Unrichtigkeiten. So: ὥστε σπεισαμένους πρὸς ἀλλήλους — συναλθεῖν εἰς ταὐτόν· „daſs wir *gleichſam als Verbündete* — zuſammenkommen, anſtatt *unſere Fehden ruhen laſſend.* Μήτε τοῖς ἰδιώταις, μήτε τοῖς δισυγκοῦσι τὴν φύσιν ἀργὸν εἶναι τὴν διατριβήν· „daſs weder die *Ungebildeten* noch die *Gebildeten* hier leer ausgehen"; es iſt aber von Ungeſchickten, und denen, die vorzügliche Talente *zu den Wettkämpfen* haben, die Rede. Ἐπιδείξασθαι τὰς ἑαυτῶν εὐτυχίας „ihren *Reichthum* zu zeigen", nicht ſo, ſondern ihre *Gaben*; auch hier iſt, wie die Folge zeigt, von den Kämpfenden, im Gegenſatz der Zuſchauer, die Rede.

Dem Mangel an Vertraulichkeit mit der griechiſchen Literatur müſſen wir auch eine andere in dieſem Werke ſehr häufige Claſſe von Fehlern zuſchreiben, die in deutſchen auch nur halbwegs gelehrten Schriften ſelten vorzukommen pflegt.. wir meinen falſche Schreibart der griechiſchen Ortsnamen. Wo hier nicht ein allgemeiner Gebrauch etwas geändert hat, oder Analogie gilt, wie bey dem Abſtreifen der Endungen, darf man nicht von der Schreibart der Nation abweichen, und jedes grundloſe Vertauſchen eines Buchſtabens iſt ein Barbarismus. Dergleichen Fehler aber ſind die folgenden: Tänarium, S. 19 (ſtatt Tänarus); Scilläum, S. 25 (ſt. Scylläum); Phalereus und Phalerä, S. 40 (ſt. Phalerus); Munychius, ebend. (ſt. Munychia); Cytheron, S. 41, 42 (ſt. Cithäron); Pagaſa, S. 49 (ſt. Pagaſä); Eſtiäotis, S. 50 (ſt. Heſtiäotis); Cythere S. 53 (ſt. Cythera, τὰ Κύθηρα); Plateä, S. 153, 213, 215, 391 (ſt. Platää); Cytyniuin, S. 204 (ſt. Cytinium); Clazomene, S. 290, 319 (ſt. Clazomenä); Aegospotamos, S. 346 (ſt. Aegospotami); Olynt, S. 365 (ſt. Olynth); Leontium, S. 403, 440 (ſt. Leontini, freylich ein ſehr gewöhnlicher Fehler); Segeſtus, S. 498 (ſt. Segeſta). Solche Fehler, oder ſie mit dem eigentlichen Namen zu nennen, Schnitzer, nicht zu machen, iſt gar kein Verdienſt; ſie nicht machen zu können, ſo wenig als es einem Deutſchen begegnen könnte, anſtatt Göttingen, Götting oder Göddingen zu ſchreiben, iſt nur ein Zeichen der *Vorkenntniſſe*, um griechiſche Alterthümer und Geſchichte zu bearbeiten; und ſo weit wenigſtens waren jene „gelehrten Compilatoren", deren unſer Vf. unter anderen S. 233 unſanft gedenkt, zu ihrem Werk ausgerüſtet. Jedermann weiſs, daſs man ſehr gelehrt über das Alterthum ſeyn, und doch aus Geiſtloſigkeit es ſchlecht verſtehen kann; aber ohne Gelehrſamkeit wird auch der beſte Kopf unmöglich etwas Treffendes darüber ſagen können. — Als unphilologiſch können wir auch die falſche Stellung der Accente auf einzeln angeführten Worten nicht ungerügt laſſen: ſo etwas iſt mehr, als nur ein unangenehmer Übelſtand. Wir erwähnen, zum Beyſpiele, unter vielen nur φύλαι S. 347, welches kein Druckfehler ſeyn kann, da auch S. 246 φύλαις vorkommt. Rec. wird nur über einige Abſchnitte Bemerkungen bey den Stellen, welche er ſich im Durchleſen angezeichnet hat, etwas vollſtändig vortragen, und auch ſo fürchtet er den Raum zu überſchreiten, worauf er eigentlich Anſpruch machen kann.

Die *allgemeinen Vorerinnerungen* machen den Übergang zur alteuropäiſchen Geſchichte mit Verſu-

Digitized by Google

chen über das Problem der Überlegenheit Europa's. Hr. *H.* ſelbſt giebt die hier verſuchten Löſungen nicht für befriedigend aus: um ſo weniger brauchen wir unſere Bedenklichkeiten ausführlich vorzutragen. Die Nationen von ganz Voraſien bis Tibet und an den Indus, auch die von Nordafrica, Ägypten ausgenommen (*Λίβυες ξανθοὶ*, Herod. Scyl. Callim.), ſind von derſelben Raçe wie die Europäer; auch die Indier ſcheinen durch Einwanderung eines Volks gemiſcht, welches mit den Perſern und den Hauptnationen Europens nahe verwandt war; die Braminen ſind noch jetzt durch weiſsere Farbe unterſchieden. Ferner möchten alle dieſe Länder, mit Ausnahme Arabiens, alle von dem Vf. angeführten, zum Ackerbau und zur Cultur einladenden Vorzüge noch mehr als ſelbſt das ſüdliche Europa beſitzen. Rec. glaubt aber auch, daſs, wenn Europa jetzt über die anderen Welttheile herrſcht, ſeine Colonieen ausbreitet, und die alten Einwohner vertilgt oder verdrängt, dagegen Aſiens Einfluſs, als des Stammlandes der Religionen, ungleich tiefer eindringend geweſen iſt; dann, daſs am Anfang unſerer hiſtoriſchen Zeit das Übergewicht in jeder Hinſicht für Aſien war; wie denn auch bey den Hebräern die erhabenſte Literatur und Freyheit blühten — Freyheit in eigenthümlichen Formen, die in den Propheten auch unter Tyrannen noch lange fortlebte. Die mohammedaniſche Religion, welche am Niger wohlthätig geworden iſt, hat über Aſien Erſtarrung und todte Einförmigkeit gebracht; hätte dieſe nicht eine undurchdringliche Scheidewand gegen Europa gezogen: ſo würden die Perſer Bildung und Literatur mit uns theilen; und hätten dagegen die ſlaviſchen Völker nicht die Religion Europens angenommen: ſo würden ſie noch vollkommene Aſiaten ſeyn. Willkommen würde es wohl Vielen mit uns geweſen ſeyn, wenn der Vf. hier entwickelt hätte, wie wir eben die europäiſche Form den Nationen verdanken, welche ſein Werk darſtellen ſoll, und vorzüglich den Griechen. — Auch mit der gröſsten Deutungsfreyheit iſt es ein falſcher Satz (S. 14), daſs die Alpen bis auf Cäſars Zeit gegenſeitige Schutzwehr des Südens und Nordens geweſen wären; Italien, Illyrien, Macedonien, Griechenland, Thracien, ſelbſt Aſien haben es empfunden, daſs dem nicht ſo war.

(*Die Fortſetzung folgt im nächſten Stücke.*)

KURZE ANZEIGEN.

GESCHICHTE. *Tübingen*, b. Heerbrandt: *Denkwürdigkeiten aus dem Leben Leopolds I, römiſchen Kaiſers.* Ein Beytrag zur Geſchichte des öſterreichiſchen Hauſes und der göttlichen Weltregierung. 1812. VI und 138 S. 8. (10 gr.) Den Ton und die Abſicht dieſes Werkchens kündigt ſchon der Titel an. Es iſt, wie der Vf. ſagt, ein ſehr vollſtändiger und doch concentrirter Auszug aus dem zu Leipzig 1708. in 2 Theilen herausgekommenen *Leben und Thaten Leopolds des Groſsen* u. ſ. w. Der Predigerton wird durch den Stand des Vfs. entſchuldigt. Die kritiſche Geſchichte ſtellt Leopold I, der auf den Beynamen des Groſsen keine gegründeten Anſprüche hat, gar nicht ſo vortheilhaft dar, als unſer Vf. ihn gleich Anfangs ſchildert. Man findet indeſſen hier manchen Beweis von ſeinen guten Geiſtesfähigkeiten, die verſchiedene Äuſserungen des jungen Prinzen liefern. (Laſſen ſich aber ſolche Äuſserungen nicht von den meiſten Prinzen anführen?) Seine Fertigkeit in der lateiniſchen Proſa und Poeſie wird durch verſchiedene Belege, an welchen wohl die Lehrer keinen geringen Antheil gehabt haben, dargethan. Die Zahl ſeiner witzigen Einfälle ſoll ſo groſs geweſen ſeyn, daſs ſie ein ganzes Buch füllen könnten. Bey Audienzen beantwortete er alle Anreden in der Sprache der Anredenden, und in der groſsten Ordnung; auch ſoll er in allen modernen Sprachen ſich mit der gröſsten Zierlichkeit ausgedrückt haben. Warum werden die vortrefflichen Hofmeiſter und Lehrer, deren Leitung und Unterricht Leopold I ſo viel Ehre macht, nicht angeführt, wie es bey anderen Geſchichtſchreibern dieſes Kaiſers geſchieht? Einer ſeiner Lieblingszeitvertreibe war der Beſuch der Bibliothek, die im Jahre 1665 ſchon auf 10,000 Manuſcripte und 90,000 gedruckte Bücher enthielt. Leopold vermehrte dieſe durch 583 Handſchriften und 1459 auserleſene Bücher; auch kaufte er dem berühmten Lambecius 3000 Bücher ab. Er hatte auſserdem noch eine Cabinetsbibliothek von 1300 Bänden. Die wiſſenſchaftliche Cultur beförderte er nicht nur durch Anlegung eigener, ſondern auch durch Begünſtigung fremder Inſtitute. Zu jenen gehört das *Conſilium artis conſultorum*, eine Akademie der Künſte, unter deren Mitgliedern ſich, auſser den vornehmſten Fürſten Deutſchlands, der Pater Menegalti, Mathematicus Summus, als Director, der berühmte Mathematiker Ehrhard Weigel, der Maler (Joachim) Sandrat, der Mechaniker Hautſch, und der Bildhauer Weigel befanden. Die Freygebigkeit, mit welcher er Gelehrte und Künſtler belohnte, mag wohl an ſeinem Beynamen der Groſse hauptſächlich Urſache ſeyn. Er ſoll die von Becker (?) erfundenen, ledernen Schiffbrücken bey ſeiner Armee zuerſt eingeführt haben. Sein religiöſer (von Menegalti und anderen Gewiſſensräthen geleiteter) Charakter wird durch manche Äuſserungen bewieſen. Als Regent wird er ſelbſtthätig, weder ſich noch ſeinen Miniſtern zu viel zutrauend, geſchildert, und ſeine Regierung ſoll gleichſam eine Theokratie (?) geweſen ſeyn. Er ſoll keine Leibwache gehabt, und ſein Hof ſoll vom kleinſten verdunkelt worden ſeyn. — Von der Kriegsgeſchichte Leopold I werden bloſs die Begebenheiten des türkiſchen Kriegs (bis zum carlowitzer Frieden) und des nordiſchen Krieges erzählt. Der ſpaniſche Erbfolgekrieg war doch für das öſterreichiſche Haus ungleich wichtiger, als der nordiſche. Der Groſswezir hatte, wie es hier heiſst, vor Wien (1683) 300,000 Mann, ohne die Tataren, und 100,000 Zelte; ſein Zelt ſtellte eine Reſidenz, ſo groſs wie Warſchau oder Lemberg, vor. Leopolds Verfahren, als er Ungarn in ein Erbreich verwandelte, wird für gemäſsigt und groſsmüthig erklärt, und die ungariſchen Stände ſollen, aller Einwendungen Fökölys ungeachtet, einmuthig beſchloſſen haben, Ungarn als ein Erbreich dem Hauſe Öſterreich zuzuſprechen. Wie wenig kennt doch der Vf. die wahre Geſchichte!

Ig.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

GESCHICHTE.

Göttingen, b. Vandenhoek u. Ruprecht: *Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmſten Völker der alten Welt*, von *A. H. L. Heeren*. Dritter Theil u. ſ. w.

(*Fortſetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recenſion.*)

Die *geographiſche Anſicht Griechenlands*, im *erſten Abſchnitt*, iſt an einigen Stellen durch Züge zum Gemälde des Landes aus Reiſebeſchreibungen belebt, übrigens erſetzt ſie die groſse Kürze, welche Vieles übergehen muſs, weder durch Bündigkeit noch durch Zuverläſſigkeit. Eine eigentliche Überſicht der politiſchen Geographie, in dem von Rec. oben angegebenen Sinne, hat ſie offenbar nicht ſeyn ſollen; dennoch war doch eine ſolche unentbehrlich, hingegen an Geographieen, weitläuftig und kurz gefaſst, fehlt es nicht. Daſs der Vf. überhaupt nur von dem Zuſtand Griechenlands bis auf die macedoniſche Unterjochung reden wolle, erfahren wir erſt gegen das Ende dieſes Bandes; denn auch unter dieſer Herrſchaft blieben die Griechen noch ſo eigenthümlich, und ſo bedeutende Landſchaften behaupteten beſtändig ihre Unabhängigkeit, daſs die Ankündigung der Einleitung, die nächſte Abtheilung werde von den Macedoniern handeln, jene Abgrenzung gar nicht erwarten läſst. Auch geht der Vf. in dieſem Abſchnitte zuweilen darüber hinaus, an anderen Stellen ſcheint er die Zeitgrenze zu beobachten, immer bleibt es unbeſtimmt; und doch iſt z. B. die Behauptung (S. 21), daſs Arkadien nirgends das Ufer erreichte, wegen Triphylien, nur unter einer Zeitbeſtimmung wahr oder falſch. Gythium lag nicht 3 Meilen von Sparta (S. 24), ſondern 6 (240 Stadien, Strabo VIII p. 363). Nicht ſich ſelbſt verkennend ſtiftete ſich Sparta eine Flotte (ebend.); ſo etwas kann man mit Recht von Peter des Groſsen ſo lange bewunderter Liebhaberey ſagen: ohne eine Flotte hätte Sparta im peloponneſiſchen Kriege Athen nie beſiegen gekonnt. Und wie wenig laconiſche Schiffe zählte dieſe! Argos war keineswegs die Hauptſtadt der ganzen, hier Argolis genannten Landſchaft (S. 25); die ἀκτὴ mit ihren vier unabhängigen Städten iſt überſehen. Da Sparta den Argivern das Schickſal von Meſſene bereitete; durch die Schlacht in der Hebdoma ſie an den Rand des Verderbens gebracht, und zu heilloſen Rettungsmitteln gezwungen hatte, auch nachher immerfort ſie bedrohte: ſo iſt das harte Urtheil des Vfs. ungerecht (ebend.). Die Spiele zu Nemea wurden nicht zu Poſeidons Ehre gefeyert (ebend.), ſondern entweder als Leichenſpiele oder für Zeus Nemeäus. Von Elis friedlicher Ruhe, durch allgemeines Einverſtändniſs der Griechen dem heiligen Lande gewährt, redet der Vf., als ob das Land dieſen Vorzug in der hiſtoriſchen Zeit genoſſen habe; er nennt es das Land des Friedens (S. 25, 26). Nach Strabo (VIII p. 358) verſchwand das Vorrecht der Unverletzlichkeit ſchon ſeit Phidons Angriff, in der achten Olympiade: und wie hätte der herrſchſüchtige Staat, welcher Piſatis und Triphylia ſich unterwarf, darauf ferner Anſpruch machen können? Elis gehörte zur Ligue von Argos, und Agis verheerte das Land nach dem peloponneſiſchen Kriege; nun nahmen ſie an allen griechiſchen Fehden Antheil. — Vielleicht verdient keine einzige Nation das Lob der Tugend, nicht nach Vergröſserung geſtrebt zu haben (S. 31), die Achäer gewiſs nicht; ihr Bund, als er glänzte, war höchſt eroberungsſüchtig, und ſchon zwey Jahrhunderte früher (Ol. 97) hatten ſie Calydon an ſich geriſſen, und hätten gern Acarnanien erobert. Der Vf. redet von dem achäiſchen Bunde, als einem Beyſpiele für das übrige Griechenland (ebend.), als ob es eine ganz eigenthümliche Verfaſſung geweſen wäre. Das war ſie ſo wenig, daſs Polybius (II c. 39) die Conföderation der Italioten mit ihr vergleicht; und alle griechiſchen Volkſtaaten (ἔθνος) der alten Zeit hatten keine andere; in ſeiner Zeit freylich hatte ſich von dieſer Art auſser Achaja wenig erhalten. Im peloponneſiſchen Kriege waren die Achäer nicht neutral (S. 32). Thucydides meldet ausdrücklich (II c. 9), ſchon Anfangs wären die Pelleniер unter Sparta's Verbündeten geweſen, nachher alle Achäer; jene Abſonderung einer achäiſchen Stadt zeigt auch, wie kein Unterſchied zwiſchen dem ihrigen und anderen Völkerſtaaten war. Gefährlich (ebend.) war der achäiſche Bund den Macedoniern nicht einmal in Antigonus hohem Alter, und unter Demetrius ſchwacher Regierung, verbündet mit den Ätolern. Denn Aratus war ein ſchlechter Feldherr, und die Achäer, bis auf Philopömen, ſehr ſchlechte Soldaten; als Cleomenes ſich erhob, und Griechenlands Befreyung von äuſserer Herrſchaft gewiſs war, wenn man ſich einen einheimiſchen Dictator gefallen laſſen wollte: waren ſie es, welche ſich ſelbſt und der übrigen Nation Ketten ſchmiedeten. — Die attiſchen Berge ſind *jetzt* nackt (S. 35): im Alterthum waren ſie mit Wald bedeckt. — Lord Elgins Raub (S. 38) iſt allerdings auf ewig entweiht, und dem Continent auch verloren, aber doch aus dem Meere geborgen: es gelang ſchon 1806, die Kiſten aus dem geſunkenen

Digitized by Google

Schiffe durch Taucher heraufzufördern. Ob und wo dieſe Heiligthümer jetzt als antiquariſche Curioſitäten aufgeſtellt ſind, iſt freylich unbekannt. — Locris liegt nicht am Euripus (S. 46), denn dieſen Namen führte nur die enge Straſse bey Chalcis, nicht das breite Meer zwiſchen Euböa und dem feſten Lande. Eben ſo wenig liegt Thermopylä im Umfang des Landes der öſtlichen Locrer (ebend.), es ward zum Gebiet der Melier gerechnet (Scylax Caryand. p. 24 ed. Hudſ.). Die Acarnaner waren keineswegs Barbaren (S. 47): wie viele unter den griechiſchen Völkern des Mutterlandes kann man denn nennen, welche Schriftſteller hervorgebracht hätten? Und wenn nicht alle dieſe mit derſelben Schmach belegt werden ſollen: ſo verdienen es wahrlich die Acarnaner nicht, die in ganz Griechenland wegen ihrer Treue und Rechtlichkeit hochgeachtet waren (Polybius IV c. 30), und die, ſelbſt ein harmloſes Volk und ſchwach, in den ſchrecklichſten Zeiten einen ganz erhabenen Muth gezeigt haben. Alſo hat der Geſchichtſchreiber von ihnen wohl mehr zu erwähnen, als ihren Namen (S. 47); noch viel mehr aber von den Ätolern (ebend.), deren Verfaſſung und Ausbreitung, durch die zugewandten Orte, Hr. *H.* um ſo weniger übergehen durfte, da er von den Achäern in der macedoniſchen Zeit redet. — Demetrias war nicht der ſpätere Name von Pagaſä (S. 49), ſondern eine neue Stadt, nicht fern von dieſem alten Hafen erbaut (Strabo IX p. 436). — Eine theſſaliſche Stadt, Magneſia (ebend.), welche S. 50 ſogar zu den berühmten gezählt wird, hat nie exiſtirt. Danville, deſſen Ruhm es nicht ſchaden darf, daſs er kein Philolog war, weſswegen aber ſeine Charten der alten Geographie mit groſser Vorſicht gebraucht werden müſſen, hat dieſe Stadt, ſo wie Chalcis in Chalcidice, durch ein Miſsverſtändniſs auf die Charte gebracht. — Über den ungriechiſchen Urſprung der Theſſalier, über ihr Staatsrecht, und die Abhängigkeit der umwohnenden Völker, ſagt Hr. *H.* gar nichts; dieſe Letzten rechnet er an einer anderen Stelle (S. 204), nach einer bey den Neueren eingeſchlichenen, den Griechen völlig fremden und falſchen Anſicht, zu den Theſſaliern. Dieſen Namen trug nur die herrſchende Nation. — Auch die Vermuthung (S. 51), daſs die Perrhäber und Athamaner illyriſches Urſprungs geweſen ſeyn möchten, kann nur auf einem Miſsverſtändniſs beruhen; die Erſten haben dem Alterthume immer für Griechen gegolten, die Anderen waren Epiroten (Strabo VII p. 321, 326. IX p. 440 ff.). — Kein alter Schriftſteller nennt Cythera reizend (S. 53); es iſt nicht der geringſte Grund vorhanden, anzunehmen, daſs es nicht ſchon im Alterthume die traurige Felſeninſel geweſen ſey, deren Anblick neuere Reiſende befremdet hat, welche hier, auf die Autorität moderner Poeten, das lachende Eiland der Liebesgöttin zu ſehen erwarteten. — Die Schluſsbetrachtungen (S. 54 ff.) würden ziemlich erläuternd ſeyn, wenn Griechenland ein reiches, induſtrievolles und allgemeinhandelndes Land geweſen wäre; aber es war im Ganzen arm, kaufte die Arbeiten fremder Fabriken, und hatte, da Ägina gefallen war, kaum andere Handelsſtädte als Corinth und Athen. Die griechiſche Vortrefflichkeit aber hatte mit der geographiſchen Lage nichts gemein: es gehört vielmehr zu den Wundern, daſs der Handel zu Athen die Poeſie nicht gefährdete; auch wäre es doch gewiſs geſchehen, wenn er nicht faſt ausſchlieſslich von den Beyſaſſen betrieben worden wäre. — Die Beſchreibung der Colonieländer ſcheint für den folgenden Theil aufgehoben zu ſeyn; da die Griechen ſelbſt das Mutterland nur als *das zuſammenhängende Hellas* (ἡ συνεχὴς Ἑλλάς) unterſcheiden, die Pflanzorte aber doch nicht weniger zu Hellas zählen, als ob ſie von dieſem nicht durch Meere oder Barbaren getrennt wären: ſo hätten dieſe ihren Platz auch hier finden ſollen.

Zweyter Abſchnitt. Älteſter Zuſtand der Nation und ihre Zweige. Der Vf. hat ſich begnügt, die gewöhnlich geltenden Meinungen vorzutragen; ſo daſs wir hier die Verbreitung der helleniſchen Nation über ganz Griechenland, ihre vier Stämme, und deren ſpätere Verminderung auf zwey — durch Verſchmelzung der Aeolier und Achäer mit den Doriern — wiederfinden. Daſs dieſe Meinungen falſch und unbrauchbar ſind, muſs Jedem, bey dem erſten Verſuch, ſich die Sache kritiſch klar zu machen, einleuchten. Über einige Puncte, wie über die Erweiterung des helleniſchen Namens, läſst ſich vielleicht nur ein negatives Reſultat gewinnen, obwohl es höchſt glaublich ſcheint, daſs ſie erſt durch die doriſche Eroberung des Peloponneſus vollendet ward. Wegen der angeblichen vier Stämme verweiſen wir auf Herodot, der von dieſer Beſchränkung nichts weiſs, ſondern die Arcadier Pelasger nennt, und von den Dryopern, Minyern, Phociern und anderen Völkern nicht weniger, denn von den Doriern, als Hauptabtheilungen der Nation redet. Die älteren Griechen kennen die Äolier nur als die alten, von den Theſprotern überwältigten Einwohner des eigentlichen Theſſaliens: von dort zogen die äoliſchen Auswanderer nach Aſien, und die Böoter in ihre Landſchaft; die Magneter gehören auch zu den Äoliern. Es war ein Volk, nicht mehr und nicht weniger als Phocier, Ätoler, Acarnaner. Erſt als die Grammatiker das Gemeinſchaftliche, von dem doriſchen Dialekt Verſchiedene, der Dialekte aller nichtioniſchen Völker zuſammenſtellten, und einen gemeinſchaftlichen Namen dafür gebrauchten, bediente man ſich des äoliſchen dafür, wahrſcheinlich aus gar keiner anderen Urſache, als weil nur die im ſtrengſten Sinn äoliſchen Völker (Böotien, Lesbus) Schriftſteller hatten. Nun ward aber auch dieſer Name nicht weniger auf die Achäer, welche jene Eintheilung doch abgeſondert aufſtellt, angewandt, und auf die Arcadier, welche man als Pelasger, gar nicht unter den äoliſchen Stamm zwingen kann, und daher redet Strabo von dem äoliſchen und dem doriſchen Dialekt als den beiden Sprachen des Peloponneſus (VIII, p. 333). Rec. übergeht nun ſehr Vieles in dieſem Abſchnitt, was einzelner Berichtigung bedürfte; nur die Note S. 62 kann er nicht unerwähnt laſſen, weil ſie dem Hange förderlich iſt, die ſorgfältige Behandlung der Alterthümer zu ver-

Digitized by Google

ſäumen. Es iſt falſch, daſs ſich die Verbreitung der Ioner nicht genau bezeichnen laſſe, und daſs die Griechen ſelbſt nicht vermocht hätten, jedes Völkchen auf ſeinen Stamm zurückzuführen. Sie haben es eben ſo äuſserſt ſorgfältig gethan, und das Glück hat uns ihre Nachrichten ſo vollſtändig erhalten, daſs wir eben dasjenige, was hier als ein eitles Unternehmen angegeben wird, mit der allergröſsten Vollſtändigkeit geben können; nicht fünf von allen bekannten griechiſchen Städten bleiben einigermaſsen zweifelhaft. — Ein Hauptgegenſtand dieſes Abſchnitts iſt eine Charakterſchilderung der Dorier und Ioner. Der Vf. tadelt, daſs dergleichen in der Geſchichte ſo wenig erläutert werde, deren Verſtändniſs eigentlich davon abhange (S. 65). Wir beſorgen, daſs Schilderungen dieſer Art meiſt willkührlich und übereilt ausfallen, und ſo das Miſsverſtändniſs erſt recht aufs Höchſte bringen möchten, da ſchon Charakterſchilderungen einzelner Männer nur äuſserſt wenigen Meiſtern gelungen ſind. So könnten wir eben die Richtigkeit der Seinigen (S. 62 ff.) durchaus nicht einräumen, wenn er es uns auch für die Dorier nicht dadurch erſchwerte, daſs er (S. 61) faſt alle nichtioniſchen Völker zu ihnen rechnet. Solche Charakterzeichnungen haben unter anderen auch die ſehr ſchlimme Folge, daſs ſie verleiten, ſich entgegengeſetzte Extreme aufzuſtellen, wie ſie nie wahr geweſen ſind, und indem man im Voraus zugiebt, daſs ſich wohl Ausnahmen fänden, giebt es Ausflüchte ohne Ende. Die Ariſtokratie der doriſchen Städte im Peloponnes, zum Beyſpiel, war theils ſcheinbar, weil ſie, die Eroberer und kleinere Zahl, ein abhängiges Gebiet beherrſchten, theils allgemeine altgriechiſche Form, welche nur Sparta, wo es konnte, mit Gewalt erhielt, während ſie im übrigen Griechenland ſich umwandelte. Argos, welches ſich unabhängig hielt, ward früh demokratiſch, und zu Corinth ward der Nationalgeiſt ſelbſt Sparta's höchſter Macht zu ſtark. Muſs man nun eingeſtehen, daſs die gröſsten aller doriſchen Städte, Syracus, Tarent, ſich wilddemokratiſch regierten: wo bleibt denn hier die Ariſtokratie als Zug des Nationalcharakters? Eben ſo verhält es ſich mit allen übrigen angegebenen Eigenthümlichkeiten, der Religioſität u. ſ. w., ſelbſt wenn man, um vollkommen billig zu ſeyn, die Völker abſondert, die Hr. *H.* nicht hätte zu den Doriern zählen ſollen. Der leidige Gegenſatz entwirft das Gemälde der Ioner: dort ſahen wir feyerliche Biedermänner, hier kommen geiſtvolle und tapfere Wüſtlinge, in Luſt und Freude ſchwelgend; ſogar die Sprache erinnert den Vf. faſt an die Dialekte der Südſee (S. 64)! Alſo die formenreichſte, gediegenſte, wohlgemiſchteſte in den Tönen unter allen griechiſchen an einen Jargon ohne Flexionen und Grammatik, ſogar bedeutender Buchſtaben entbehrend, und kindiſch lallend! Dieſe ärgerliche Parallele zwiſchen Athen und Otaheite kömmt noch zweymal wieder vor, S. 322 u. 479. — Wir berufen uns auf die Geſchichte, wenn man doch nach Stämmen ſcheidend charakteriſiren will, daſs gerade in den ioniſchen Städten weit weniger bösartige Revolutionen vorgefallen ſind, als in den doriſchen, und keine Stadt war geachteter wegen ihrer Eunomie, als das ioniſche Maſſalia. —

Der *dritte Abſchnitt* ſoll erläutern, wie das Heldenalter aus einem Zuſtande der Wildheit (S. 57) durch Religion, älteſte Poeſie und fremde Einwanderungen hervorging (S. 66). Da nun die älteſte Poeſie, wodurch die griechiſche Religion gebildet ſeyn ſoll, ausdrücklich, nach einer bekannten Stelle Herodots, für die des Homer und Heſiodus erklärt wird (S. 79, 80), und der Vf. Homers Zeitalter wenigſtens drey Jahrhunderte nach dem trojaniſchen Kriege ſetzt (S. 165), der auch ihm die Höhe und faſt der Schluſs des heroiſchen Alters iſt (S. 142, auch S. 116): ſo muſs Rec. bekennen, daſs ihm das wie eine wahrhaft irländiſche Cauſalitätsverbindung vorkömmt. Er iſt weit entfernt, Hn. *H.* zu beſchuldigen, ſich etwas Ungereimtes zuſammengedacht zu haben; wohl aber findet er hier eines der auffallenden Kennzeichen von der groſsen Flüchtigkeit, womit er dunkel gefaſste Verbindungen auf das Papier geworfen hat; und hier vermögen wir ſeine eigentliche Meinung nicht zu errathen: ob die Heroen noch die altphyſiſche Religion gehabt, und durch den Dienſt des Äthers und der Dunſtluft aus der Wildheit veredelt wären, oder ob die Namen Homer und Heſiodus nicht bloſs abſteigend (S. 80), ſondern auch aufſteigend von anderen Dichtern bis jenſeits der Heroenzeit zu verſtehen ſeyn ſollen. Rec. iſt geneigt, das Letztere für des Vfs. eigentliche Meinung zu halten, weil derſelbe an einer anderen Stelle (S. 157) die Möglichkeit einräumt, daſs Geſänge, wie die „von der Liebe des Ares und der goldenen Aphrodite", älter als das Heldenalter geweſen ſeyn möchten. Und dieſe könnten doch, ſelbſt nach der Anſicht, der er huldigt, nicht mehr mit ſymboliſchen phyſiſchen Abſtractionen geſpukt haben. Über dieſe angebliche phyſiſche Urreligion braucht Rec. hier nichts zu ſagen, da die Sache genug erörtert iſt: mag, wer Luſt daran hat, ſich Homer durch ſolche Vorſtellungen (S. 77) verderben. Freylich wünſchten wir, daſs Hr. *H.* die Stellen angäbe, wo dieſe alte Lehre „noch unverkennbar durchblicken" ſoll. — Auch uns iſt Herodots Autorität ſehr groſs; aber geringer als innere Evidenz; was iſt es denn weiter, wenn er ſich von ägyptiſchen Pfaffen betrügen lieſs? Nimmt man die griechiſche Götterwelt weg: ſo verſchwindet mit den Genealogieen auch das ganze Geſchlecht der Heroen, und dieſe Sagen gehören nur zum allerkleinſten Theil Homer, — ja ſelbſt Heſiodus; und deſſen Namenverzeichniſs hätte eine lebendige dichteriſche Geſchichte begründet? Die Sache wird um ſo ſonderbarer, da der Vf. das heroiſche Alter für eben ſo hiſtoriſch hält, als die Ritterzeit des Mittelalters. Alſo die Helden wären hiſtoriſche Perſonen, und ſie hätten entweder ihre Abſtammung vom Äther hergeleitet, oder die Dichter hätten ihre hiſtoriſche Genealogie weggeſchafft, und ſie mit den neuveredelten Symbolen verbunden, um dieſen ſo viel eher zu perſönlicher Exiſtenz zu verhelfen. Für Rec. iſt nichts gewiſſer (und er zweifelt auch nicht, daſs dieſe ſchon von ſo Vielen, die es

Digitized by Google

ernstlich meinen, aufgefaſste Wahrheit ſich immer mehr verbreiten wird), als daſs eine poetiſche Welt der Götter und Helden zu erſinnen, ſelbſt Homers Geiſt weit überſteigt, daſs ſie nie von einem Einzelnen ausgehen kann, und daſs nie, ſo lange die Welt ſteht, etwas ſo Erſonnenes Nationalglaube geworden iſt, noch werden kann. —

(*Die Fortſetzung folgt im nächſten Stücke.*)

KURZE ANZEIGEN.

Pädagogik. *Bremen*, b. Müller: *Vollſtändige Darſtellung der erſten öffentlichen badberger Schulprüfung*, gehalten im Geiſt des hannöverſchen Seminarii, nebſt vier Schul- und Ermahnungs-Reden, denkenden und edlen Ältern und Jugendfreunden gewidmet von *Johann Heinrich Thole*, Lehrer der Hauptſchule in Badbergen im Weſerdepartement. 1808. 144 S. 8. (8 gr.) Wenn auch der undeutſche Titel (denn man weiſs nicht, ob die Darſtellung oder die Schulprüfung gehalten worden iſt) nicht eben einladend iſt: ſo kann man doch dem Vf. das Zeugniſs geben, daſs er es herzlich gut meint, und von Eifer für ſein Amt durchdrungen iſt. Schuld mag aber der gute Mann wohl ſelbſt ſeyn, wenn er über viele erlittene Verfolgungen der Ältern klagt, weil er das Auswendiglernen in ſeiner Schule zum Theil abgeſchafft habe. In jedem Zeitalter geſchehen Miſsgriffe. Sonſt lieſs man die Kinder eine Menge Sachen auswendig lernen, die ſie nicht verſtanden; heut zu Tage verfällt man auf das andere Äuſserſte, läſst gar nichts oder wenig auswendig lernen, und glaubt mit dem bloſsen Erklären allein Alles auszurichten. Aber iſt denn nicht das Gedächtniſs das Aufbewahrungsmittel von allem unſeren Wiſſen? Iſt es nicht die Vorrathskammer, worin alle unſere Kenntniſſe niedergelegt ſind, und aus welchem man das jedesmal Benöthigte zu ſeinem Bedarf herausholt? Wird nun dieſe Kraft, die Kraft, die geſammelten Kenntniſſe zu behalten, in der Jugend nicht geübt: muſs da nicht alles Docirен umſonſt ſeyn? O wie thöricht handeln alſo Lehrer, welche auf dieſe ſo unentbehrliche Kraft wenig oder gar keine Rückſicht nehmen! — Daſs der Vf. dieſe Schulprüfung hat abdrucken laſſen, verdient nur in ſofern Entſchuldigung, als er ſich dadurch vor ſeiner Gemeinde rechtfertigen will. Auſserdem wiſſen wir nicht, wem damit gedient ſeyn ſoll. Die Katechiſation, womit die Prüfung beginnt, gehört durchaus nicht zu den muſterhaften. Um unter dieſe gerechnet zu werden, müſste darin mehr Ordnung und Zuſammenhang herrſchen, und die Fragen müſsten beſſer geſtellt ſeyn. Oft kommen ſogar unrichtige und ganz gemeine Fragen vor, z. B. S. 17: L. Wowider handelt der, der Andere betrügt? K. Gegen ſeine Pflicht. L. Worüber kann ſich der vielleicht einmal freuen? (??) K. Über ſeinen Betrug. (??) Oder S. 25: L. Wenn können die Störche und Schwalben nicht bey uns leben? K. Im Winter. L. Wenn ziehen ſie daher von uns? K. Im Herbſt. L. Wenn können ſie ſich nur bey uns nähren und ausdauern? K. Im Frühling und Sommer. L. Wenn kommen ſie daher wieder? K. Im Frühlinge. L. Zu welcher Zeit ziehen ſie daher weg und kommen ſie wieder? K. Zur rechten Zeit. — Iſts möglich, daſs man heut zu Tage noch ſolche Sachen abdrucken läſst? Von den angehängten Schluſsreden kann man auch nichts weiter ſagen, als daſs ſie von gutem Willen zeugen. —R—

Schöne Künste. *Dresden: Kleine Gedichte* von *Catharine*, Baronin *von Falkenſtein*, geb. Gräfin *König*. Neue vermehrte Ausgabe. 1812. Erſter Band. 252 S. Zweyter Band. 258 S. 8. Der Bewegungsgrund zu der neuen Ausgabe dieſer Gedichte, welche in dieſen Blättern (1812 Nr. 65) ſchon ſind gewürdigt worden, liegt, wie die achtungswerthe Verfaſſerin in der Vorrede ſagt, vornehmlich in der groſsen Incorrectheit der vorigen, die durch das Zuſammentreffen mehrerer ungünſtiger Umſtände veranlaſst wurde; auch war ſie nur für ein kleineres Publicum berechnet, wie ſowohl der Titel (Vergiſsmeinnicht für edle Schweſtern) als auch die Vorerinnerung ſelbſt zu erkennen gab.

Da nun denjenigen, welche ohne groſse Foderungen an Kunſtbildung und ſchöpferiſche Kraftäuſserung der Phantaſie gern an ſanften, edlen Geſinnungen in leichten, ziemlich wohlklingenden Verſen, wie ſie hier gegeben werden, ſich erquicken und erbauen, dieſe Gedichte in der verbeſſerten Geſtalt noch willkommener ſeyn müſſen: ſo finden wir bey erneuerter Erwähnung derſelben weiter nichts, als unſeren Dank hinzuzufügen, für die preiswürdige Sorgfalt, welche die hochgeſinnte Verfaſſerin aus Achtung gegen das Publicum ihren Herzensproducten bewieſen hat. L. W.

Berlin, b. Sander: *Emma*, von *Auguſt Lafontaine*. Erſter Band. 1809. 394 S. Zweyter Band. 1810. 372 S. 8. (3 Rthlr. 20 gr.) Die Briefform, welche in dieſem Romane die vorherrſchende iſt, hat das Eigene, daſs Meinungen, Urtheile und Bemerkungen ungezwungener in derſelben hervortreten. Man kann durch verſchiedene geſchliffene und gefärbte Gläſer in die Welt hineinſehen laſſen, und das Leben ſo darſtellen, wie man es eben haben will. Deſswegen iſt auch dieſe Form nur für gute Köpfe, und für reiche. Hr. *L.* gehört gewiſs zu dieſen. Denn, obſchon er in allen ſeinen Producten ſich ſelbſt nicht verleugnen kann: ſo kleidet er ſeine Individualität doch immer verſchieden, aber immer auch gefällig. Die Leichtigkeit der Darſtellung vereinigt ſich hier mit beſonderer Tiefe des Gefühls und einer, man möchte ſagen, gediegeneren Anſicht des Lebens. Daſs manche Wendungen, auch in der Sprache, vielleicht zu oft wiederkehren, iſt ein Fehler, der leichter gefunden als empfunden wird. Zu ſpät kömmt wohl der Wunſch, daſs Emma viele Leſer finden möge. —pa—

Gotha, b. Steudel: *Aruja*, oder *die weibliche Treue*. Eine morgenländiſche Erzählung aus Tauſend und einem Tag. Nebſt einer Zugabe. 1811. 311 S. 8. (1 Rthlr.) Nach einer beſcheidenen Dedication an eine liebenswürdige Demoiſelle, der der Vf. aus Scherz irgend ein *Erzeugniſs ſeiner Feder* zu widmen verſprochen, kömmt eine noch beſcheidenere „Recenſion dieſes Werkchens", — ein abgenutzter Einfall, — die den Vf. immer mehr als Einen ankündigt, der von ſich nicht genug ſprechen kann. Auch in der kurzen Vorerinnerung zur Aruja, ſpielt er die Hauptrolle, entſchuldigt nochmals aufs Beſte ſein poetiſches Beginnen, und geſteht, daſs ſeine Blumen nicht vom Muſenberge ſtammen, ſondern weit vom Helikon, von ſeinem Genius auf einem Raine gepflückt worden ſind, um ſich, wo möglich, mit dem ſchönen Ruhme zu bekränzen, ſtets gefällig gegen die Schönen zu ſeyn: als Dichter aber wolle er nicht glänzen. In dieſem Geſtändniſs hat der Vf. die Wahrheit geſagt. Die Damen, denen er gefällig zu ſeyn ſich beſtrebt, werden ihm die Gefälligkeit erweiſen, ihn zu leſen, die Anderen aber, welche einen Dichter ſuchen, werden ihn ungeleſen laſſen. Der Vf. hat die Erzählung aus Tauſend und einem Tage verſificirt: ſie hat aber wohl ſchwerlich etwas anderes dabey gewonnen, als einige matte Stellen, die der leidige Reim erzwungen hat, z. B.

Ich bleibe *bis zur Todespforte*
Treu gegen meinen Mann geſinnt.

Oder:

Und ſollten wir auch mit der Hyder ringen,
Bis an des duſtern Grabes Rand.

Die auf den Titel angekündigte Zugabe hat auch noch den Titel: „*Ein Strauſs zur Zugabe, als ein Angebinde für Lorchen, zu ihrem Geburtstage*". Die Galanterie des Vfs. iſt auch hier ſichtbar. Übrigens befinden ſich in dem Strauſse einige artige Blümchen, unter anderen auch eine franzöſiſche Nachbildung des bekannten Liedes: *Freuet euch des Lebens* u. ſ.; die mehrere wohlgelungene Stellen hat. Gifiblumen enthält der Strauſs gar nicht, aber wohl ein paar Grasblumen, die keinen Geruch haben. 3×13.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1813.

GESCHICHTE.

Göttingen, b. Vandenhoek u. Ruprecht: *Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmſten Völker der alten Welt*, von *A. H. L. Heeren*. Dritter Theil u. ſ. w.

(Fortſetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recenſion.)

Wir wollen mehrere Anmerkungen übergehen, die wir zu machen hätten, da wir uns auch über den allgemeinen Sinn des *vierten Abſchnitts*, *vom Heldenalter*, äuſsern müſſen. Wenn das Alter einer verkehrten Meinung ihre Beybehaltung rechtfertigte: ſo dürfen wir Keinen tadeln, der das Heldenalter als einen durch Phantaſie verſtellten Theil der Geſchichte behandelt, und dazu durch Abſchneiden und Auslaſſen zuſtutzt: denn es läſst ſich nachweiſen, daſs ſchon die Alexandriner ſo verfuhren. Andere unter ihnen ſetzten aber auch die mythiſche Zeit vor der dunkeln, mit völlig richtigem Sinn; ja die beiden älteſten Dichter unterſcheiden die Zeit der Heroen, des göttlichen Geſchlechts, von jener der ohnmächtigen und nichtswürdigen Menſchen, *wie ſie jetzt ſind*: nicht als eine ältere, ſondern als eine ganz verſchiedenartige. Das iſt bey Homer nicht weniger klar als bey Heſiodus: Götter ſind Väter oder Ahnherren der Heroen; ſie kämpfen mit ihnen; in übermenſchlicher Kraft und Gröſse ſchwingen ſie Waldbäume anſtatt Lanzen, und Felsſtücke, die viele Menſchen kaum wälzen können, wie einen Schleuderwurf. Daſs ſolche Helden allein den Sieg entſcheiden, iſt der ganzen Idee angemeſſen; iſt denn nicht alle Poeſie zerſtört, und heiſst es nicht Homer zu einem nüchternen modernen Epiker herabſetzen, wenn man dafür eine Erklärung braucht, und ſie in der Überlegenheit vollſtändig Gerüſteter über Schaaren ohne Schirmwaffen findet (S. 138)? Überdieſs Schade, daſs Homer in allbekannten Verſen, die vollſtändige Rüſtung der dichten Phalangen beſchreibt. Hätte nur Hn. *H.* die Ritterzeit, und beſonders die Kreuzzüge, nicht ein ewig wiederkehrendes fatales Blendwerk vorgemacht, hätte er ſich an die einheimiſche und die ſcandinaviſche Heldenwelt erinnert: denn dieſe ſind mit der griechiſchen verſchwiſtert, und an ihnen wenigſtens ſollte man dieſe verſtehen lernen. Man nehme die hiſtoriſchen Nachrichten von Attila, Dietrich und den Burgundern weg, denke ſich, wir wüſsten von ihnen nur durch die Lieder, wie von den Helden der Ilias, und nun wollte einer das Gedicht zu einer Geſchichte verarbeiten, und die Sitten der Heldenzeit nach der treuen und reichhaltigen Schilderung des Nibelungenlieds abhandeln. Rec. begreift nicht, wie es nur zweifelhaft ſeyn könne, daſs Agamemnon und Achill des Gedichts denen einer Chronik, wenn ſie vorhanden wäre, eben ſo unähnlich ſeyn müſsten, als der Dietrich des Gedichts dem des Caſſiodorus; und daſs der Grund, weſswegen das Ganze der troiſchen Zeit, ſobald es von der Götterwelt geſondert iſt, für hiſtoriſch gilt, — nämlich, weil es keine damit unvereinbaren hiſtoriſchen Nachrichten giebt, — gerade alle Anwendung dieſer Art ausſchlieſsen ſollte, weil eben gar keine Vergleichung möglich iſt, nach der Einiges für hiſtoriſch gerechnet werden könnte, weil es mit einigen wenigen bewährten Puncten verwandt wäre. Bey klarer Einſicht über die epiſche Poeſie verſchwindet der ſchale Begriff von Erdichtung, und es wird dem, der die griechiſche Geſchichte von der Völkerwanderung der Dorier und Theſproter anfängt, nicht einfallen, mit griechiſchen Sophiſten das Daſeyn von Ilion in Zweifel zu ziehen. Griechenland und Voraſien, das letzte mit Thracien, ſtehen ſich hier offenbar als zwey Staaten, die ſich am Olympus berührten, gegenüber; von den europäiſchen Eroberungen des gewaltigen Heeres der Teucrer und Myſer redet Herodot (VII. c. 20): und daſs wir Griechenland am Anfange der wirklich hiſtoriſchen Zeit in getrennte Landſchaften zerriſſen ſehen, ohne daſs es klar wäre, wie eigentlich das in jener alten Zeit verknüpfende Band aufgelöſt ward, iſt nur eine Folge davon, daſs es von dieſer keine Geſchichte giebt. Vor chronologiſchen Combinationen über die troiſche Zeit und das ganze Heroenalter wird die Betrachtung uns warnen, daſs in dem deutſchen Heldenliede Markgraf Rüdiger in die Zeit der Hunnen und Burgunder verſetzt iſt. Wir erwarten keinen Spott über die vergleichende Erwähnung unſeres vaterländiſchen Gedichtes, ſeitdem *A. W. Schlegel* darüber geredet hat; würden uns aber auch ohnedieſs ohne Furcht nach unſerem Gefühl und Gewiſſen erklärt haben. Von dem Glauben, mit dieſen Anſichten etwas ganz Neues zu ſagen, ſind wir übrigens ſo weit entfernt, daſs uns vielmehr die Gewiſsheit erfreut, daſs ſie ſchon in vielen empfänglichen Gemüthern, mehr oder weniger beſtimmt, vorhanden ſind, und daſs es nicht lange mehr währen kann, ehe eine andere ganz unmöglich ſcheint. Aber man braucht nicht einmal ſie ſich zu eigen gemacht zu haben, um die Behauptung undenkbar zu finden, daſs Homer, *angenommen nach drey Jahrhunderten*, als eine hiſtoriſche Quelle für den Zuſtand und die Sitten des Helden-

Digitized by Google

alters gelten könne, welche er mit abſichtlicher ſorgfältiger Treue in ihrer Eigenthümlichkeit geſchildert habe, das Frühere oder Spätere faſt genauer unterſcheidend, als es dem Dichter oblag (S. 116. 117). Abgeſehen nun davon, daſs dieſs nur bey einem Reichthum an Büchern und Urkunden möglich wäre: ſo bedarf es nur einer Andeutung, wie fremd dergleichen einem dichteriſchen Zeitalter iſt, und daſs eben damit für die Zeitgenoſſen der lebendige Eindruck ganz zerſtört worden wäre. Der ächte epiſche Dichter kann kein einer beſtimmten Zeit entſprechendes Sittengemälde gebrauchen, am wenigſten aber von einer längſt vergangenen: man erinnere ſich ſelbſt an die ſchlimme Wirkung eines genau beobachteten Coſtums, wie wenn Shakſpeare den Hamlet in die nordiſche Heidenzeit gelegt und darin gehalten hätte, oder den Coriolan in römiſchen Formen. Rec. begreift nicht, wie es einem Manne, wie Hr. *H.*, hat in den Sinn kommen können, eine Erklärung für den Glanz der homeriſchen Fürſtenhäuſer zu ſuchen, nach welchem erſten falſchen Schritt freylich die Vermuthung weniger befremdet, viele von den erwähnten goldenen Geſchirren möchten wohl nur vergoldet geweſen ſeyn (S. 131). Muſste denn nicht dem Dichter die alte Königsgröſse mit jeglichem Glanz überſtrahlt erſcheinen? Was folgt aus der Schilderung von Kunſtwerken (S. 132) anders, als daſs der Dichter im Geiſt ſchon ſah, was die Hand des Künſtlers wohl noch lange nachher nicht vollbringen konnte? Hoffentlich hat ſchon Jemand in den hephäſtiſchen Statuen Automate gefunden. Stellen, wie die folgenden, brauchen wir nur anzudeuten: die Bewaffnung ſey im trojaniſchen Kriege aus der Rohheit fortgeſchritten geweſen, in deren Zeit Hercules nur noch mit Keule und Löwenhaut gerüſtet war (S. 138); die pragmatiſche Erklärung, wie der Argonautenzug veranlaſst worden (S. 121), und der trojaniſche Krieg auch ohne einen Raub der Helena hätte erfolgen müſſen (S. 139) u. ſ. f.

Die falſche hiſtoriſche Gläubigkeit dieſes Abſchnitts erſtreckt ihre Folgen auch auf den folgenden *fünften: Zeiten nach dem Heldenalter*. Hier aber ſind die Vernachläſſigungen nicht weniger bedeutend, als die Unrichtigkeiten, welche ſich berichtigen lieſsen. Die völlige Umwandlung Griechenlands durch die Eroberungen roher Bergvölker; wie dadurch neue Staaten in neuen Grenzen entſtanden, und in den eroberten Gegenden, anſtatt der alten Völkerſtaaten, der Unterſchied zwiſchen einem herrſchenden Volk und Unterthanen in demſelben Gebiet, während der alte Zuſtand blieb, wo die alten Bewohner ihre Unabhängigkeit bewahrt hatten; wie ſogar Leibeigenſchaft aufkam; wie zuerſt die Ariſtokratie die königliche Würde verſchwinden lieſs, ohne die Verfaſſung weſentlich zu ändern; wie aus ihr oder bey ihrem Zuſammenſtoſsen mit dem ſich ſtark und gedrückt fühlenden Volke Tyrannen aufkamen; wie die Grundzüge der alten Verfaſſungen ausgelöſcht wurden, und faſt allenthalben entweder Oligarchieen oder Demokratieen entſtanden: — dieſs alles iſt ſowohl hier, wo es in der hiſtoriſchen Überſicht ſeinen rechten Platz gehabt hätte, als im neunten Abſchnitt, wohin es der Vf. zum Theil gezogen hat, entweder gar nicht berührt, oder äuſserſt unbefriedigend behandelt. — Daſs alle griechiſchen Staaten als Städteverfaſſungen zu betrachten wären (S. 132), iſt, ſelbſt im weiteſten Sinn, im Mutterlande, wie eben angedeutet, nur von den eroberten Gegenden richtig, aber nicht von Attica, Arcadien u. ſ. f.: — dann kann man aber auch da, wo Stadt und Gebiet vorkommen, weder die deutſchen, noch die italiäniſchen Städte der Imagination vorſchieben, weil die Bürgerſchaften des Mittelalters gerade aus den Ständen beſtand, welche in den griechiſchen ausgeſchloſſen waren. Denn dieſe Republiken waren immer vielmehr Cantone als Städte, eine Verſammlung von Bauerſchaften, von denen auch ſicher allenthalben der bey weitem gröſsere Theil auſserhalb der Ringmauern lag. — Wie geſtattete die Liebe für Heldengröſse, die Hr. *H.* ſo oft äuſsert, die herabwürdigende Benennung eines Abenteurers für Ariſtomenes (S. 149)? Zum Heros hat ihn Rhianus freylich nicht erheben können, eben weil er ſchon an die hiſtoriſche Zeit reicht. Bey der Überſicht der griechiſchen Colonieen (S. 146 ff.) müſſen wir uns wieder fragen, für wen der Vf. ſie niederſchrieb. Denn fände das Buch einen Leſer, dem die hier hingeworfenen geographiſchen Elemente neu wären: ſo würde, um der vielfachen Unrichtigkeiten nicht zu erwähnen, welche der Vf. wirklich eingemiſcht hat, die unbegreifliche Flüchtigkeit des Vortrags bey einem ſolchen unvermeidlich die Meinung veranlaſſen, z. B. daſs Chios und Samos nicht zu den zwölf joniſchen Städten gehört hätten (S. 149), welches Hr. *H.* auch nicht im Traum hat können ſagen wollen.

Sechſter Abſchnitt: Homer und die Epiker. Der Vf. ſucht die epiſche Poeſie von ihrem Urſprung im Heldenalter, aus der Improviſation, bis zu ihrer Vollendung durch Homer zu verfolgen: eine Unterſuchung, bey der wir ihn nach unſerer Anſicht von der vorhiſtoriſchen Zeit nicht begleiten können. Eben ſo wenig mögen wir Betrachtungen theilen über die Umſtände und Veranlaſſungen, unter deren Gunſt das Dichtergenie Homers ſich erhoben habe, da ſolche wirkende Urſachen nur in der höchſten Individualität und Schärfe genommen etwas Weniges bedeuten. Nur das läſst ſich behaupten, daſs ein auſserordentlicher Geiſt ein ihm verwandtes kräftiges und geiſtreiches, wenn auch nicht mannichfaltiges Zeitalter vorausſetzt, und daſs wir alſo auch das homeriſche dem des Perikles nicht nachſetzen können, am wenigſten den Dichter als einen Stern in der Nacht denken dürfen. Daraus ſchon erhellet, wie übertrieben die Behauptung iſt, daſs die Griechen durch Homer geworden wären, was ſie waren (S. 170), denn dieſe ſetzt nothwendig voraus, daſs ihnen vorher das Unterſcheidende ihres Adels gefehlt hätte. Eben ſo wenig kann man aber auch ſagen, daſs Homer auf die ſpäteren Jahrhunderte der Blüthe Griechenlands ausſchlieſslich und herrſchend gewirkt habe. Hr. *H.* überſieht ganz die Lyriker, deren Lieder durch Geſang und Melodie noch weit inniger an das Herz redeten, und weit häufiger als der

Digitized by Google

Vortrag des Rhapſoden, indem ſie nicht allein bey jedem Gaſtmahl vernommen wurden, ſondern Citherſpiel und Geſang, ehe Gelehrſamkeit entſtand, zum weſentlichſten Unterricht einer liberalen Erziehung gehörten. Auch die untergegangenen Epiker müſſen ganz allgemein gekannt geweſen ſeyn, weil die Sagen der Heroenzeit doch nur in ihnen aufbewahrt ſeyn konnten, da in den homeriſchen und heſiodiſchen Gedichten nur ein unendlich kleiner Theil des Stoffs der zahlloſen Tragödieen gefunden wird. Es iſt wohl ſehr wahrſcheinlich, daſs eben die Tragödieen dieſe Gedichte gegen die macedoniſche Zeit in Vergeſſenheit brachten, da epiſche Poeſie nothwendig ſättigt; und Rec. glaubt, daſs es ſich darthun laſſe, daſs erſt damals die homeriſchen Gedichte ſo alleinherrſchend wurden, indem zugleich, wie es ſchon aus dem Verſchwinden der Chöre ſichtbar iſt, der lyriſche Geiſt in der Nation erloſchen war. — Die Phäaken waren keine Griechen (S. 161): die Eretrier, welche Scheria einnahmen, fanden dort Barbaren, wahrſcheinlich Epiroten. Das phäakiſche Volk des Dichters hat er geſtaltet; daſs er griechiſche Namen nennt, geſchieht nach demſelben Geſetz, nach welchem er es nicht ahnden läſst, daſs die Phryger Barbaren waren; wir glauben auch in ihnen Griechen zu ſehen. Das Gegentheil, ein beobachtetes barbariſches Coſtum, iſt ja in der Poeſie abſcheulich. Auch Rec. iſt überzeugt, daſs in einer epiſchen Zeit eine Folge dichteriſcher Gemüther die Heldenſage ausbildete; aber die Jahrhunderte ſind es nicht, welche einen Stoff für die Epopöe zu reifen vermochten (S. 165), der, wie das angeführte Beyſpiel der Kreuzzüge, als Geſchichte und in einer hiſtoriſchen Zeit begann. Das hat Taſſo auch nicht überwinden können: von Liedern über die Kreuzzüge (ebend.) iſt uns nicht das Geringſte bekannt; ein paar ganz magere altfranzöſiſche hiſtoriſche Reimgedichte kann der Vf. nicht meinen, und als Taſſo dichtete, würde wohl kein Menſch in Italien etwas von jenen Zeiten gewuſst haben, wenn es nicht Bücher gegeben hätte. — Der Vf. zählt die Cykliker zur Sängerſchule (S. 175) der Homeriden (S. 174): dieſe aber waren ein Geſchlecht auf Chios, welches zu Homer, dem Götterſohne, in demſelben Verhältniſs ſtand, wie andere zu dem Heros, deſſen Namen ſie trugen. Es hebt alle beſtimmten Grenzen des Sprachgebrauchs auf, einen Cyprier, Mileſier und Mitylenäer zu ihnen zu rechnen.

Siebenter Abſchnitt: Mittel zur Erhaltung der Nationalität. Von Mitteln, ſcheint es, könnte nur bey einem gedachten Zwecke die Rede ſeyn, was zum Begriff gehört, wie hier Einheit der Sprache, nicht einmal zu den Urſachen. Dieſe Einheit, welche aber der Politik ganz gleichgültig iſt, werden auch die abgeſchiedenſten Pflanzſtädte behalten, bis ihnen fremde Oberherrſchaft fremde Mitbürger und Sitten aufdrängt: auf dieſe Weiſe verloren denn auch viele griechiſche Städte ihre Nationalität. Nicht auf höhere Bildung (S. 182) war der Grieche ſtolz, ſondern auf Freyheit, Charakter und Sinn: wie verehrten nicht die Älteren die Weisheit der Barbaren! — Die griechiſche Sprache war viel zu ſehr verbreitet, als daſs Unbekanntſchaft mit ihr fremde Völker von der Befragung des Orakels zu Delphi hätte abſchrecken können (S. 188). Auſser Rom wiſſen wir, daſs Karthago, und ſchon unter Cyrus Agylla, dorthin ſandten. — Ἀμφικτίονες iſt freylich wohl auf eine wahrſcheinliche Etymologie gegründet: aber das Dilemma der Anm. S. 196 iſt falſch, die Griechen ſchrieben nur Ἀμφικτύονες, und ſo dürfen auch wir nicht anders ſchreiben. — Der Vf. nennt (S. 199) nach Ste. Croix alle Volksverſammlungen bey gemeinſchaftlichen Tempeln Amphiktyonieen: wir warnen bey dieſer Gelegenheit gegen den willkührlich und ganz unbegründet angewandten Ausdruck. — Daſs die προμαντεία der Vortritt bey der Befragung des Orakels geweſen ſey (S. 203. Anm. 2), iſt wohl die gewöhnliche Erklärung, aber nur auf buchſtäbliche Auslegung des Worts gegründet, und, wie ſo viele ähnliche, wahrſcheinlich falſch. Herodot und Thucydides nennen die Prieſterin πρόμαντις, welches auf mehrere Deutungen führen kann, gewiſs aber weg von dieſer gewöhnlichen. — Die vier S. 204. Anm. 4 genannten Völker konnten ihren Antheil an der Amphiktyonie bewahren, als ſie, nach langen Kriegen (Ariſtot. Polit. II. 7. (9).), die Hoheit Theſſaliens anerkennen muſsten; daſs der Bund nicht ſchon urſprünglich aus zwölf Völkern beſtanden haben ſollte, könnte Niemand wahrſcheinlich finden, wenn auch nicht die bekannte Stelle des Äſchines ausdrücklich dafür zeugte. Das zwölfte, deſſen Namen aufgefallen iſt, waren gewiſs die Doloper (ebend.).

Achter Abſchnitt: die Perſerkriege und ihre Folgen. Nicht das kleine Naxus allein (S. 211) ſtellte acht Tauſend Hopliten; es iſt klar aus Herodot (V. c. 31), daſs die umliegenden Cykladen alle, namentlich aber Parus und Andrus, von dieſer Hauptinſel abhingen, alſo mit ihren Bewaffneten zuzogen. — Daſs Sparta ſchon vor dem Perſerkriege als vorſtehender Staat anerkannt ward, läſst ſich nach Herodot nicht bezweifeln: ſo ſagt der Mileſier Ariſtagoras, Herodot V, c. 49 ὅσῳ προεστάτε τῆς Ἑλλάδος. Bey der Behauptung (S. 224), ohne die Seeherrſchaft Athens würde kein Sophokles gediehen ſeyn, hat der Vf. alle früheren groſsen Dichter und Aeſchylus vergeſſen. Bey minderem Reichthum und einfältigerer Kunſt wären die Tragödieen nur mit etwas weniger Pomp und Glanz aufgeführt, nicht weniger erhaben gedichtet worden. Die Leiden und der Sieg des Perſerkriegs gaben allerdings den Gemüthern einen Schwung, der auch den jugendlichen Sophokles erhob, wie Goethe ſelbſt den ſiebenjährigen Krieg zu den ſtarken Reizungen ſeiner Jugend zählt. Bey der Darſtellung, wie die abhängigen Staaten behandelt worden, S. 226 ff., übergeht der Vf. die Kleruchieen und die Epiſkopen. Sonſt wollen wir nicht mit ihm darüber rechten, daſs er mit Vorliebe die böſen Züge der Regierung Athens mildert, ſondern ſind mit ihm geneigt, ſolche Zeiten im Ganzen zu nehmen, und halten wenig auf Jeremiaden über Herrſchſucht und Ungerechtigkeit, welche ſich in der Geſchichte ewig wiederholen müſsten. Über die Tribute wird er wohl

Digitized by Google

bey der Abhandlung von Athen genauer reden, als S. 227 geschehen ist. Das Lob des Isokrates (S. 230 Anm.) möchten Wenige unterschreiben, welche wirklich die Geduld gehabt haben, die weitschweifigen und gedankenleeren Declamationen des eiteln alten Mannes durchzulesen, dem Thucydides barbarisch und Demosthenes in jeder Hinsicht ein verhafstes Ärgernifs gewesen seyn mufs. — Da der Vf. hier die Entstehung und Blüthe der Herrschaft Athens darstellte: so hätten wir in einem andern Capitel eine entsprechende Darstellung der Zeit erwartet, in der Sparta tyrannisirte, und der Auflösung, bis Philipps Reich vollendet ward.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. 1) *Hildesheim* und *Leipzig*, in Comm. b. Gerstenberg: *Lebens- und Reise-Abenteuer eines Junglings, der die Welt nicht kannte.* 1804. 1 Thl. VIII und 267 S. 2 Th. 232 S. 8. (2 Rthlr.)

2) *Zerbst*, b. Füchsel: *Leben Traugott Würdig's, Landpredigers zu Rosenfeld.* 1804. 1 Th. m. einem K. 270 S. 2 Th. 276 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Der erste Theil von No. 1 enthält die Geschichte eines Jünglings bis in sein 18tes Jahr. Die Mutter bestimmt unseren Helden für das Studium der Theologie, schickt ihn zuerst nach Gandersheim, dann nach Hildesheim auf die Schule, die der junge Herr aber, seiner Betrügereyen und Unterschleife wegen, verlassen mufs, und sich entschliefst, zu seinem Onkel nach T—t (Tilsit) in Preussen zu gehen. Er tritt seine Fufsreise über Berlin an, wo er in den Tabagieen, um seine Unschuld zu bewahren, Sprüche aus dem Schatzkästlein betet, das er in der Tasche hat; zehrt, so lange er Geld hat, aus seiner Casse, und fängt dann an, sich durchzubetteln, wobey er dann den Leuten, die er anspricht, immer ein Gewebe von Lügen vorträgt. Er kömmt bey seinem Onkel an, wird sehr gut aufgenommen, verläfst aber dies Haus bald wieder, und kehrt zu seinen Ältern zurück. Dafs er blofs seiner Tugend wegen fortgegangen ist, versteht sich von selbst. Ein schönes Fräulein sucht ihn zu verführen. Mit einer edeln Offenherzigkeit klagt er dem Onkel seine Noth; allein dieser liebt das Fräulein, und fängt nun an, seinen Neffen schrecklich zu quälen. Der saubere Neffe aber ergiebt sich aus Desperation dem Trunke, und entläuft, als der Onkel die Wirthschaft erfährt, um in seinem väterlichen Hause eine Versorgung zu erwarten.

Im zweyten Theile findet sich denn diese Versorgung; sie besteht in einer — Bedienten-Stelle bey einem Kriegssecretär in Hannover. Der neue Bediente ergiebt sich hier wieder der edlen Beschäftigung des Trinkens, bestiehlt und betrügt seinen Herrn, der ihm deshalb seinen Dienst aufkündigt. Nun fafst unser Held den Entschlufs, zu studiren, geht nach Göttingen, wird Student, lügt sich Unterstützungen zusammen, und verläfst auch Göttingen wieder, um in Halle seine angefangenen Studien zu endigen. Auf dem Wege dahin fällt er in die Hände der kaiserlichen Werber, wird nach Italien geschleppt, wo er verwundet wird, seinen Abschied als Invalide erhält, und nun nach seinem Vaterlande zurück sich bettelt und lügt. Nur bis Prag setzt er seine Reisebeschreibung fort. Dann schliefst er, vermuthlich weil sein schwacher Kopf die jämmerliche Tirade nicht mehr fortsetzen konnte.

Rec. kann nicht begreifen, wie der Vf. zu diesem, unter aller Kritik stehenden Producte noch einen Verleger hat finden können. Pöbelhafte Ausdrücke, höchst erbärmlicher Stil und eine barbarische Incorrectheit wetteifern um den Vorrang. Doch das möchte noch hingehen, wenn nur der Vf. sich nicht noch erdreistet hätte, Männer, die um die Bildung der Jugend wirklich Verdienste haben, auf die niederträchtigste Weise an den Pranger zu stellen. So z. B. schildert er die Lehrer der 2ten und 3ten Classe der Stadtschule in Gandersheim mit einer solchen Unverschamtheit, die er sich nur als Anonymus erlauben konnte. Kurz, Rec. hat unter dem Heere von Romanen beynahe nicht Einen gefunden, der in einem solchen Grade die tiefste Verachtung verdient, als dieser.

No. 2. *Traugott Würdig*, der Sohn eines armen, aber ehrlichen Landmannes, läfst von frühester Jugend sehr viel Neigung zum Studiren blicken; das Glück führt ihn in die Hände eines Lehrers, der es sich angelegen seyn läfst, ihn zu einem guten und geschickten Menschen zu bilden. Traugott ist immer so fleifsig, und giebt so deutliche Beweise seines Fleifses, seiner Fortschritte und seines vortrefflichen Herzens, dafs er der Liebling seines Lehrers, bey dem er jetzt gänzlich ist, wie seiner Ältern, wird. Er bezieht die Schule und nachher die Universität: überall erwerben seine Kenntnisse und seine Redlichkeit ihm für sein Wohl thätig mitwirkende Freunde. Nach geendigten Studien wird er Hofmeister in dem Hause eines Edelmannes, und erhält nachher von dem Vater seiner Zöglinge die Pfarre des Orts. So weit der erste Theil.

Der zweyte fängt mit der Wahl Würdigs zum Prediger in Rosenfeld an. Würdig geht, bis er angestellt wird, zu den Seinigen, mit deren Hülfe und Rathe er seine künftige Haushaltung einrichtet. Der Vf. läfst ihn die ganze Einrichtung mit dem sowohl bey dem Cantor als bey seiner Hofmeisterstelle sich ersparten Gelde bestreiten, und giebt seinen jungen Lesern einen herrlichen Wink über das Schuldenmachen. Sehr rührend, dabey aber eben so natürlich, ist der Empfang des neuen Predigers in seiner Wohnung geschildert, und der Vf. verfehlt nicht, bey dieser Gelegenheit viele gute Lehren, vorzüglich für Landprediger, einzustreuen. Rec. wünscht, dafs jeder Prediger die schöne Stelle S. 25 ff. über das Fortschreiten mit dem Geiste des Zeitalters doch recht sehr beherzigen, dafs alle geistlichen Behörden und Kirchencollegia ernstlich bedenken möchten, was S. 59 so trefflich als passend über das Accidentiennehmen gesagt wird. Gleich vortrefflich ist alles das, was der Vf. über die Pflichten eines Vaters in Ansehung der Erziehung, der Bildung und Belehrung seiner Kinder sagt; er schildert sie als die heiligsten und wichtigsten in der Natur, spricht mit sehr vieler Aufklärung, dabey aber mit Würde und Einsicht, von der Unzweckmäfsigkeit, Kinder schon in der frühesten Jugend in einer ausgeklügelten Religion unterrichten, sie mit dunkeln Grübeleyen *verbilden* zu wollen. Würdig's eifrigstes Bestreben ist nun, Moralität und vernünftige Religion unter seinen Zuhörern zu befördern, ohne durch die Hindernisse, die selbst einige seiner Amtsbrüder ihm in den Weg legen, sich abhalten zu lassen, und seine Arbeit bleibt auch nicht ohne Erfolg; er sieht seine Gemeine sehr bald zu vernünftigen Menschen werden, und erndtet reichlich die Früchte seiner Mühe. Würdig wird nun Vater von 3 Kindern, schickt seinen Sohn, reich an Kenntnissen, auf die Universität und verheirathet seine Töchter sehr glücklich; sein Sohn erhält nachher eine Feldprediger-Stelle. Würdig's Gattin stirbt, er folgt ihr bald, und der Vf. schliefst mit den Worten: „Sollte Traugott Würdig für manchen *armen* Jüngling, der gleichen Trieb zur Brauchbarkeit für Gott und die Welt hat, ein rührendes Beyspiel des festen Vertrauens auf die Wege der Vorsehung und zur Nachahmung werden: so wäre meine Absicht erreicht." Als Muster einer schönen oder vorzüglichen Schreibart würde Rec. diesen Roman nicht empfehlen; allein vieler anderer Eigenschaften wegen verdient er, vorzüglich Knaben, als eine angenehme und nützliche Lectüre empfohlen zu werden. Die Erzählung ist ohne Zwang, sehr zusammenhängend und natürlich vorgetragen; Fleifs, Tugend und Rechtschaffenheit wird jungen Leuten darin sehr ans Herz gelegt, und die Charaktere der handelnden Personen sind richtig gezeichnet und gut durchgeführt. d

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

GESCHICHTE.

GÖTTINGEN. b. Vandenhoek u. Ruprecht: *Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmſten Volker der alten Welt*, von *A. H. L. Heeren*. Dritter Theil u. ſ. w.

(Fortſetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.)

Neunter Abſchnitt. Griechiſche Staatsverfaſſungen. Wir haben bereits im Vorhergehenden mehrere Puncte berührt, welche hier wieder vorkommen: wie S. 234, die Vergleichung der griechiſchen Städteverfaſſungen mit den deutſchen reichsſtädtiſchen, da der herrſchende Stand (τὸ κύριον) nicht blofs verſchieden, ſondern ſich ſo entgegengeſetzt war, dafs, was in den Einen herrſchte, in den Anderen nothwendig unterthan war. Was Hr. *H.* ferner über den Unterſchied des Begriffs vom Staat bey den Griechen, oder wie wir lieber ſagen möchten, bey den Edeln unter den alten Völkern, und den modernen Politikern ſagt (S. 236), unterſchreibt Rec. gern, ſofern es gegen die Letzten gerichtet iſt: aber es wäre nicht nur leicht zu zeigen, dafs factiſch die meiſten dieſer alten Staaten in der hiſtoriſchen Zeit durchaus frevelhaft und gewaltthätig waren, (Sparta aber war ja eben eine Maſchine), ſondern er kann es auf keine Weiſe als die Aufgabe ihrer Geſetzgebungen anerkennen (ebend.), zu bewirken, dafs die Vernunft die Herrſchaft über die Begierden und die Leidenſchaften führe. Dieſe Geſetzgebungen hatten keinen anderen Zweck, als den, welchen die Landrechte und Statuten neuerer Republiken in den Jahrhunderten alter Einfalt hatten; und auch die Philoſophen, wie Ariſtoteles am Schluſs der Ethik, verlangten nur, was auch wohl kräftiger iſt, dafs der Staat ſo eingerichtet werden ſolle, dafs er, die Mängel guter Natur und guter Erziehung erſetzend, edle Neigungen und Gewohnheiten fördere, ſchlechte unterdrücke. Das eigentlich Charakteriſtiſche der Griechen iſt aber, dafs ihnen die Idee einer abſtracten Regierung und Verwaltung, welche von den collectiven Neigungen der Theilnehmer an der Souverainetät verſchieden wäre — von jenem Ding, welches man vor zwanzig Jahren die Herrſchaft der Geſetze, und nicht der Perſonen nannte, — nie in den Sinn kam. Daher waren alle ihre Verfaſſungen willkührlich und leidenſchaftlich; der Unterſchied lag nur darin, wer ſo herrſchte, ob ein Einzelner, Einige oder Alle. Von der Unverletzlichkeit des Eigenthums z. B. wufste ihr Herz nichts. Eine andere, aber viel allgemeinere Eigenheit des Alterthums war die Unbekanntſchaft mit einer von oben her emanirenden und übertragenen Verwaltung der einzelnen Gemeinden. Die unterworfenen Landſchaften griechiſcher Republiken und die Städte, welche dem grofsen Könige oder Macedonien gehorchten, verwalteten ſich im Inneren nach eigenem Sinne und republicaniſch, unter ſelbſtgewählten Obrigkeiten, und in Volksverſammlungen, ohne dafs es jemals dem Souveraine in den Sinn gekommen wäre, dieſe abzuſchaffen, und eine von ihm ernannte Diſtricts- und Communal-Adminiſtration niederzuſetzen. — Was der Vf. S. 259 ff. über Ariſtokratieen und Demokratieen ſagt, iſt gröſstentheils falſch. Man unterſcheide auch hier die Zeiten: vor Alters, ſagt Ariſtoteles, nannte man Demokratie, was wir jetzt Politie nennen (IV c. 13); aber in der eigentlich hiſtoriſchen Zeit war abſolute Gleichheit der Grundbegriff der Demokratie, und eine Verfaſſung, worin die Unbegüterten gänzlich von der Theilnahme an den Magiſtraturen ausgeſchloſſen geweſen wären, oder ihre Stimmen weniger gegolten hätten, als die der Reichen (S. 210), hätte ſeit Pericles der gemeine Sprachgebrauch nimmermehr, ſo wenig als der theoretiſche (S. 238), mit dieſem Namen genannt. Wer kein Fremdling in den einzelnen griechiſchen Verfaſſungen iſt, weifs, wie für uns unbegreiflich Weniges hinreichte, um den Charakter einer Ariſtokratie oder Oligarchie zu geben. Dafs es von der älteſten Zeit her einen Geſchlechtsadel gab, hat der Vf. ſchon an einer früheren Stelle überſehen (S. 126), wo er von Geſchlechtern redet, die ſich abgeſondert hätten: es iſt aber nichts gewiſſer, als der, ſogar noch von Polybius anerkannte Fortgang der Verfaſſungen aus der Monarchie, in der die Ariſtokratie ſchon neben den Königen beſtand, durch dieſe zur Demokratie. In Ariſtoteles Zeitalter war der alte Begriff des Adels allerdings ſo erloſchen, dafs er ſichtbar damit immer verlegen iſt: kann das befremden, da ſeit der doriſchen Einwanderung in den Peloponnes damals wohl acht Jahrhunderte, und ein ſo grofser Theil davon in gewaltſamen Gährungen verfloſſen war? Damals mochten wohl nur ſehr wenige Städte Reſte ihrer alten Ariſtokratie erhalten haben, und wo dieſs der Fall war, hatten dieſe leicht im allerärgſten Grade den Charakter der Oligarchie angenommen. Wie es nun mit den Demokratieen zum Exceſs gerathen war: ſo hatte auch der Name der Ariſtokratie eine andere Bedeutung erhalten. Es war wohl keine Verfaſſung ſeltener, als die, welche dieſer entſprachen; aber im Geiſt waren ſie gerade den Oligarchieen ſo entgegenge-

Digitized by Google

ſetzt, daſs es ſo unerlaubt als irrthumsſchwanger iſt, beide Verfaſſungen für dieſelbe, und nur durch Namen und Nuancen unterſchieden zu halten, wie Hr. *H* thut (S. 241 Anm. 1). — Daſs in mehreren Fällen in Colonieen, deren erſte Bürger aus verſchiedenen Mutterſtädten ausgezogen waren, die Phylä danach eingetheilt ſeyn mochten, iſt möglich, obwohl wir von den Ionern das Gegentheil wiſſen, deren buntſchäckige Stammtafel Herodot giebt: Rec. glaubt aber, daſs Thurii das einzig wirklich bekannte Beyſpiel ſey; der Vf. muſste nicht von „der ſo häufigen Erſcheinung" (S. 245) reden. Er überſieht (S. 246), daſs, ſeitdem Demokratieen aufkamen, die Phylä eine doppelte Bedeutung hatten: Bezirke, welche Bauerſchaften enthielten, im topiſchen Sinn; dann Theile der Bürgerſchaften, daſs jeder Demus zu einer beſtimmten Phyle gehörte, und die veränderte Anſäſſigkeit Niemand, ſo wenig aus dem Demus, dem ſeine Vorfahren angehört, als aus der Phyle brachte. Daſs es griechiſche Städte gab ohne Volksverſammlungen, bezweifelt der Vf. S. 247, und erkennt es hingegen S. 231 ausdrücklich, nach Ariſtoteles unumwundenem Zeugniſs. Die meiſten Oligarchieen hatten wohl ähnliche Verſammlungen der Herrſchenden, aber *das Volk* gehorchte nur, und durfte gewiſs nie zuſammenkommen. Daſs nirgends nach Kopfzahl, ſondern nur nach den Phylä, oder nach Claſſen geſtimmt worden iſt (S. 247), leidet nicht den geringſten Zweifel. — Indem der Vf. die Gegenſtände, welche vor die Volksverſammlungen kamen, eintheilt (S. 248), übergeht er die Regierungsbeſchlüſſe (ψηφίσματα), welche doch ein Hauptattribut waren. Man muſs ſich den Rath nicht denken als eingeſetzt, um die Volksherrſchaft zu beſchränken (S. 252): ſondern als übriggeblieben, in allen Verhältniſſen verändert, von der älteren Verfaſſung. Man darf durchaus nicht (S. 252) von Athen auf andere Staaten ſchlieſsen, daſs Ernennung durchs Loos in dem Rathe ein weſentlicher Charakter dieſer Verſammlung geweſen ſey (S. 253): ſo war es nur in den aufs Höchſte gebrachten Demokratieen. Die unbedeutende Commiſſion von bejahrten Männern, welche zu Athen nach der Vertilgung der ſiciliſchen Expedition niedergeſetzt war, wird hier unter den lebenswierigen Senaten der Alten angeführt (S. 255). Man müſste den Begriff Volk ſo drehen, daſs er immer nur die Theilnehmer an der höchſten Gewalt bezeichne, um die Behauptung (S. 258) zu rechtfertigen; den Fall ausgenommen, daſs eine Magiſtratur erblich geweſen wäre, wie die Königswürde zu Sparta, habe in den griechiſchen Verfaſſungen der Grundſatz geherrſcht: alle Magiſtrate kommen vom Volk. Der galt nur in der Demokratie, und die glaubt Hr. *H.* allenthalben zu erblicken. So nennt er (S. 266) Erhaltung der Freyheit und Gleichheit den Hauptzweck aller griechiſchen Gemeinheiten. Prüfung nach dem Looſe (S. 259), das heiſst, Unterſuchung, ob der Ernannte nicht nach geſetzlichen Beſtimmungen unfähig und unwürdig ſey, war allgemeine Regel, und ſo unentbehrlich, daſs die Sache kaum dadurch erträglich ward. Als ſehr richtig müſſen wir die Bemerkung (S. 261) auszeichnen, daſs die griechiſchen Volksführer, wegen Aufhebung der Beſchränkungen der Volksmacht, oft mit Unrecht angeklagt werden, indem ſie dem unwiderſtehlichen Strom der Zeit nachgaben: ſo wie am Schluſs dieſes Abſchnitts, was über die Frage geſagt wird, ob dieſe Verfaſſungen Glück gewährten. — Von Autonomie (S. 266. Anm. 6) kann nur in Beziehung auf äuſsere Verhältniſſe, nie bey der inneren Politik, die Rede ſeyn.

Zehnter Abſchnitt. Griechiſche Staatswirthſchaft. Dieſes Capitel finden wir uns um ſo mehr veranlaſst, genauer zu beleuchten, weil es vorzüglich Anſpruch auf Neuheit macht, und die Natur der darin abgehandelten Gegenſtände manchen Philologen ſcheu machen könnte, ſein eigenes Urtheil anzuwenden. — Die Sucht, ein Creditgeld bey den Griechen zu entdecken, hat den Vf. verleitet S. 273, in der auch ſonſt falſch überſetzten Stelle des Ariſtoteles den ſehr einfachen Sinn zu überſehen: die edeln Metalle hätten nur conventionelle Brauchbarkeit, an ſich keine für irgend ein wahres Bedürfniſs; wenn alſo jene aufhörte u. ſ. f. — Die folgende Erörterung (S. 274. 275) über die geringe Achtung der Erwerbthätigkeit bey den Griechen ſetzt uns durch ihre unbeſchreibliche Verworrenheit in Verlegenheit, des Vfs. eigentlichen Sinn zu faſſen, indem Erwerbthätigkeit (des einzelnen Bürgers), Finanzwiſſenſchaft (eigentlich Kunſt — der Regierung), und ſtaatswirthſchaftliche Theorieen (müſſiger Schriftſteller) durch einander geworfen werden. Jene Theorieen überläſst Rec. ſehr gern Jedem, der ſie zerreiſsen mag: aber erwerbfleiſsig waren unſere Vorfahren, es waren es die Niederländer und andere Völker in ihren beſten Tagen, als „Religion noch die erſte Angelegenheit war" (S. 274); und in der That ſind die Declamationen mehr als thöricht, welche mit äſthetiſcher Geringſchätzung von dem emſigen Fleiſs reden, der alle Tugenden gedeihen läſst, deren das ſtille Leben des Bürgers in ruhigen Tagen fähig iſt. Eben ſo unwahr iſt es, daſs ſich in jenen guten Tagen der Religion die Finanzkunſt wenig bilden konnte; wäre es wahr: ſo wäre es ſo zufällig, als wenn man es von der Chemie ſagte, aber Sully, de Witt und Montague hätten: von dem achtzehnten Jahrhundert nicht viel lernen können. Schlimm genug für die Athenienſer, daſs ſie allerdings ein äuſserſt ſchlechtes Finanzſyſtem hatten: etwas Lobenswerthes kann Rec. darin ſchlechterdings nicht ſehen; die Folgen waren damals, was ſie jetzt ſind: Armuth, öde Häuſer, und wüſte Bauplätze (Xenoph. de vect.). Daſs die Griechen wenig betriebſam waren, will Rec. im Allgemeinen nicht beſtreiten; es iſt ihm auch ganz recht, daſs ſie andere Dinge trieben: aber zu der Schattenſeite ihres Charakters gehört, bey Hang zu unbeſchäftigtem Leben, ein nicht geringerer, auf alle Weiſe Geld zu machen. Man muſs die innere Geſchichte Griechenlands wenig kennen, um nicht zu wiſſen, wie Wucher, Glückritterey und Geldmacherey aller Art in Platos und Demoſthenes Zeitalter herrſchten, und da hält es Rec. lieber mit

Digitized by Google

altväterischer Betriebsamkeit und Sparsamkeit. — Endlich ist es auch ganz falsch, dass in den alten Staaten das Wohl, das heisst hier der *Wohlstand*, des Einzelnen am Heil des Ganzen mehr als in den neueren hing. Vielmehr, wenn nicht eine Landaustheilung erfolgte: so konnte eine Revolution das Vermögen des Einzelnen nicht auf das Entfernteste in ähnlicher Art erschüttern, wie jetzt eine bedeutende Störung bey dem Papier- und Staatsschulden-Wesen. Die heftigere Liebe für das Vaterland hat in den kleineren Gemeinheiten doch eine bessere Quelle. — Der Vf. würde die Freyheit des Handels und Verkehrs weniger gepriesen haben (S. 283), wenn er sich der attischen Gesetze über den Kornhandel erinnert hätte, die an Zwange denen irgend eines neueren Staats gleich kamen, indem sie unter schwerer Strafe verordneten, dass jede Expedition, die von Athen ausgegangen war, dort auch endigen müsse. In der Darstellung des Geldwesens kommt Hr. *H.* S. 289 wieder auf die fatale Idee eines Creditgeldes bey den Griechen, welches er aus der, für den Verkehr unzureichenden Menge des Metallgeldes herleitet. Ohne uns hier in eine finanzielle Discussion über das Nichtzureichen einzulassen, und über die Frage, ob nicht Creditcirculationen ein immer erweitertes Bedürfniss schaffen, müssen wir nur bemerken, dass, wenn etwas Ähnliches bestanden hätte, Athen, als die grösste Handelsstadt der vormacedonischen Zeit, der Ort dafür gewesen seyn würde. Das eiserne Geld zu Clazomenä war eine Art Schuldscheine, welche durch ein gezwungenes Anleihen aufgedrungen, in fünf Jahren eingelöst wurden (Oecon. a. a. O.); und wenn Xenophon sagt, in den meisten anderen Städten müssten die Schiffe nothgedrungen eine Ladung einnehmen, weil ihr courantes Geld in der Fremde nicht brauchbar sey, hingegen das attische stehe im Auslande über Pari: so zeigt schon dieser letzte Umstand, wie jenes zu verstehen ist. Das attische Drachmengeld war fein Silber (bis auf sechs Grän in der Mark), und galt allgemein im Handel, wie jetzt im Orient, der Levante u. s. w. die Piaster; es ward in anderen Städten eingewechselt und in geringhaltigeres umgeprägt; dieses aber hatte ausserhalb der Stadt, die es schlug, keinen anderen Cours, als den die Willkühr der Wechsler bestimmte. Man wird sich also darüber trösten können, dass wir (S. 290) „nicht wissen, durch welche Mittel man den Cours" dieses eisernen Papiergeldes „erhalten habe". Allerdings ist es wahr, dass Einrichtungen, welche der neueren Zeit ganz eigenthümlich scheinen, sich oft dem Wesen nach, nur unter einer unkenntlichen Form, im Alterthum darbieten; aber die Jagd danach wird unvermeidlich auf schlimme Irrwege führen. Bey einer so durchaus verkehrten Finanzverwaltung, wie die athenienfische, bey dieser Willkührlichkeit und Vergeudung, konnte wahrhaftig Patriotismus die Lasten nicht leicht machen (S. 292); was der Vf. hier sagt, hört also in der Anwendung auf, wahr zu seyn. S. 295 hat er an dem unerhörten Namen Antissäus (Oeconom. II. 2, 6) nichts Anstössiges gefunden. Es ist gewiss eine von den vielen Verderbnissen der kleinen Schrift, und Sylburgs Noten hätten ihm die rechte Lesart gezeigt, die in Raphael Volaterranus Excerpten (im 36sten Buch seiner Commentarien) sich findet. Ἀντισθένης Ἀγναῖος. S. 297 äussert der Vf. die Vermuthung, die grossen Capitalien in edlen Metallen, die, *nicht* zu Kunstwerken verarbeitet, bey den Tempeln gewesen wären (so auch S. 504), würden wohl zinsbringend gemacht seyn. Damit hätten wir denn auch griechische Leihbanken. Rec. bezweifelt aber, dass sich ein einziges Beyspiel finden möchte, dass von griechischen Staaten edle Metalle, nicht unter der Form eines Kunstwerks, geweiht wären; und sollte es geschehen seyn, wie mit den lydischen Goldziegeln: so wäre doch auch dann der identische Gegenstand geheiligt, und die Verwendung ohne Sacrilegium unmöglich gewesen. Die in der Anm. 4 zu derselben S. angeführten Stellen, Thucyd. V, 53 und III, 68, hat Hr. *H.* ganz missverstanden: die Erste redet von einer Viehsteuer, welche die Epidaurier einem Tempel zu entrichten hatten, die Zweyte von der Publication der platäischen Landschaft für die Republik Theben; keine mit einem Wort von Tempelgütern. Eben so wenig ist es Demosthenes, der in der Appellation gegen Eubulides klagt, wie er sich durch Beytreibung der μισθώσεις τῶν τεμενῶν (nicht τεμένων) Feindschaft zugezogen, sondern der arme Tropf, für den er die Rede schrieb. S. 298 und 320. Bey den Zöllen hatte der Staat keine Diener zu besolden, da sie verpachtet waren; bey der Polizey wurden Sklaven gebraucht. S. 300. Ganz falsch ist es, dass erst die Entstehung der Söldner die Kriege kostspielig gemacht, weil die Bürgermilizen keinen Sold erhalten hätten; während der Belagerung von Potidäa empfing jeder athenienfische Hoplite eine Drachme täglich für sich, und eben so viel für einen Knecht. — Bey der Übersicht der verschiedenen Zweige der Staatseinkünfte geht der Vf. von der Schrift aus, welche sich unter den aristotelischen als das zweyte Buch der Öconomica findet; er gebraucht es ohne den geringsten Zweifel als „ein höchst lehrreiches Werkchen des Stagiriten" (S. 302 Anm. 9), und wirft den Humanisten dessen gänzliche Vernachlässigung vor. Rec. wird sich jeder kritischen Bearbeitung freuen, wo der Text so zerrüttet ist, wie in fast allen ächten und unächten Schriften der aristotelischen Sammlung; und eben für dieses Buch lässt sich aus Handschriften viel hoffen, weil Raphael Volaterranus eine so ungleich bessere hatte, als die, welche den Ausgaben zum Grunde liegt. Vielleicht aber versäumten es die Humanisten deswegen, weil es das Gepräge der Unächtheit so deutlich trägt, dass schon in jenen Jahrhunderten, als man sich noch viel weniger erlaubte, den Urfprung einer Schrift in Frage zu stellen, deren Verfasser Handschriften nennen, nicht leicht Jemand zuversichtlich von der Ächtheit, Mehrere aber von der Falschheit dieser Übersicht überzeugt waren. Die lateinischen Ausgaben verwerfen sie völlig, nach sehr triftigen Gründen aus der Methode und dem Geist. (M. s. Sylburgs Anm.). Einzig auf dem Glauben einer sehr kleinen Anzahl Handschriften beruht es, dass diese Schrift unter den aristotelischen steht; und dass die Überschrift gar nicht einmal allgemein ge-

Digitized by Google

golten hat, läfst ſich daraus ſchlieſsen, daſs die alte lateiniſche Überſetzung das Buch nicht hat. Keine einzige Autorität einer Citation alter Schriftſteller redet ihr das Wort; und wenn in anderen Fällen ſogar dieſe des Irrthums überführt und beſeitigt iſt: wie viel offener liegt dieſe dem Angriff, der von inneren Merkmalen ausgeht? Hier vereinigen ſich aber alle möglichen Kriterien. Nach Ariſtoteles ausführlicher Erklärung ſeines Begriffs von Ökonomik (Polit. I. 5 (8) p. 11 ff. ed. Sylb.) iſt dieſe Abhandlung nichts wenigor als dieſs, — wofür ſie ſich im Texte ſo beſtimmt als in der Überſchrift ankündigt, — ſondern Chrematiſtik. Die kleine Schrift, welche das erſte Buch der Ökonomik genannt wird, und unzweifelhaft ächt iſt, läſst ſich auch ſchlechterdings nicht mit dieſem angeblichen zweyten Buche vereinigen. Über die Chrematiſtik weitläuftig zu ſeyn, nennt Ariſtoteles gemein (φορτικὸν, Polit. I. S. 18). Und ihn, deſſen Grundſätzen auch der Abgeneigteſte die ſtrengſte Rechtlichkeit nicht abſtreiten könnte, hält man fähig, eine Sammlung von Beyſpielen orientaliſcher Erpreſſungen und ehrloſer Gaunerſtreiche als Muſter und Belehrung zu verfaſſen (ἔστι γὰρ τούτων ἃ τις ἐφαρμόσει τοῖς οἷα ἂν αὐτὸς πραγματεύηται. Oec. II p. 246 l. I.)? Da haben die alten Ariſtoteliker ein unverdorbenes Gefühl, indem ſie ausdrücklich aus dieſem Grunde die Schrift verwarfen. Auch die Methode und Art ihres Meiſters vermiſsten ſie ſehr richtig; jeder ſeiner Leſer muſs die ganz unverkennbare Eigenthümlichkeit gefaſst haben, womit er aus der Fülle ſeiner Kenntniſſe den ſcharfſichtig abgetheilten Regeln Beyſpiele mit der gröſsten Wortkargheit, ſchnell andeutend, beyfügt: hier iſt eine ſehr magere Einleitung, und auf die folgt, ohne alle Ordnung, ein Schwall von Hiſtorien, zum Theil ſehr breit erzählt. Wir haben aber noch andere Beweiſe, mit denen ſich die alten Doctoren nicht zu beſchäftigen pflegten. Zuerſt die Sprache, in der ganzen Manier und in den einzelnen Ausdrücken und Formen, welche von der ariſtoteliſchen ſo durchaus verſchieden iſt, daſs Jedermann, der ſich nur etwas mit Ariſtoteles vertraut geleſen hat, den fremden, ja den ganz unähnlichen, rohen und ungebildeten Verfaſſer ſogleich erkennen muſs. So ſchwer die negativen Beweiſe für den, der hier nicht gleich geweckt iſt, in ſolchen Fällen ſind, beſonders bey Ariſtoteles, über deſſen Sprache als unclaſſiſch ſo wenig gearbeitet iſt: ſo behauptet Rec. doch, daſs ἀγήοχα (συναγήοχαμεν S. 245. l. 27) nirgends in Ariſtoteles vorkommt; daſs, wenn auch zweymal bey ihm πέπραγα ſich tranſitiv findet (Rhetor. II. S. 92. l. 22. Poet. S. 235. l. 22), dieſs an Stellen iſt, wo die Kürze die gewöhnliche Umſchreibung kaum erlaubte, welche er aber ganz gewiſs anſtatt ὅσα τινὲς τῶν πρότερον πεπράγασιν (S. 245. l. 26) gebraucht hätte; ferner daſs er πραγματεύεσθαι, welches hier auf zwey Seiten dreymal ſteht, überhaupt äuſserſt ſelten, und (ausgenommen in der Bedeutnng ein Werk verfaſſen) nur mit περὶ gebraucht, während es hier zweymal, wie bey den ſpäteren, tranſitiv ſteht. So S. 246 l. I. Rec. führt gerade dieſe drey Beyſpiele an, unter vielen anderen, weil ſie *in vier Zeilen nach einander* vorkommen. Die übrige Fülle bleibt einer Bearbeitung der Schrift vorbehalten. — Ihr Verfaſſer kündigt Beyſpiele aus der Vergangenheit an (die ſchon angeführten Worte, S. 245 l. 26), und der Ausdruck οἱ πρότερον iſt ſo ſtark, daſs er noch lebende Perſonen entſchieden ausſchlieſst. Denn daſs von Befehlshabern, die, als Ariſtoteles ſtarb, noch am Leben waren, ſchändliche Streiche erzählt werden, würde allein nicht beweiſen, da es mit Wohlgefallen geſchieht, und man ſagen könnte, es habe alſo nicht beleidigt. Aber die Erzählung deutet unzweydeutig eben ſo ſehr als die allgemeine Ankündigung auf längſt vergangene Zeiten. Ophellas (S. 261) überlebte Ariſtoteles, er kam um Ol. 118. 1.; auch Philoxenus, der Satrap von Carien; ohne Zweifel ebenfalls Cleomenes; und wenn, wie es jedem klar ſeyn wird, der die Geſchichte der Zeit kennt, S. 261 l. 20, anſtatt Antimenes (ein Name, der damals nirgends vorkömmt) Antigenes, der bekannte General der Argyraſpiden und Satrap von Suſa, geleſen werden muſs: ſo verlor auch dieſer ſein Leben nicht früher als Ol. 116, 1, und die gelobten Erpreſſungen können erſt nach Perdiccas Tode vorgefallen ſeyn. Vom Philoxenus hätte Jemand bey ſeinem Leben geſchrieben Φιλόξενός τις Μακεδὼν Καρίας σατραπεύων (S. 258 l. 15)? Ferner: Ariſtoteles ſchreibt immer unverkennbar für Athen und freye Griechen: dieſer Verfaſſer für Satrapen; jener hat ſtets Republiken im Auge: dieſer ein durch Satrapieen regiertes macedoniſches Reich. Dadurch aber wird ſein Buch intereſſant; man kann nicht irren, wenn man annimmt, es ſey auſserhalb dem freyen Griechenland geſchrieben, und in der Zeit zwiſchen Theophraſt und Polybius, aus der wir in Proſe nur mathematiſche Schriften haben. —

(Die Fortſetzung folgt im nächſten Stücke.)

KURZE ANZEIGEN.

JURISPRUDENZ. *Hannover*, b. d. Gebr. Hahn: *Vollſtändiges Verzeichniſs der nach franzöſiſch-weſtphäliſchen Rechten vorgeſchriebenen Friſten und Zeitbeſtimmungen nach alphabetiſcher Ordnung.* 1811. 116 S. 8. (8 gr.). Der Vf. macht laut der Vorrede keinen Anſpruch auf unmittelbare Verbeſſerung der Wiſſenſchaft durch dieſe kleine Schrift, und Rec. ſieht ſich auch nicht im Stande, ſie als Repertorium der im Titel angezeigten Materien zu empfehlen. Es iſt nicht ganz vollſtändig. So hat Rec. z. B. die Friſt der Vindication geſtohlener oder verlorner Sachen nicht gefunden; auch fehlt zuweilen die ſo wichtige Beſtimmung des Anfangs der Friſt, z. B. bey der Appellationsfriſt, und die Schlagwörter ſind oft zu allgemein, z. B. Verantwortlichkeit, Belege, Verjährung. Überhaupt aber iſt es eine Frage, ob nicht der Geſchäftsmann, welchem der Vf. nützen will, die hinter den Quellen befindlichen Regiſter lieber als ein ſolches Repertorium der bloſsen Geſetzſtellen nachſchlägt. =

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1813.

GESCHICHTE.

GÖTTINGEN, b. Vandenhoek u. Ruprecht: *Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmſten Völker der alten Welt*, von *A. H. L. Heeren*. Dritter Theil u. ſ. w.

(Fortſetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.)

In dieſem pſeudariſtoteliſchen Buche nun iſt die ſtädtiſche Haushaltung die dritte Claſſe, und eine geringfügige. Was Hr. *H.* hierüber S. 302 überſetzt, hat er ganz miſsverſtanden. Unter den ἴδια ἐν τῇ χώρᾳ γινόμενα verſteht der falſche Ariſtoteles keineswegs den Ertrag des Bodens (Feldfrüchte), ſondern, wie die Vergleichung mit der ſatrapiſchen Ökonomie (S. 245. 1. ed. Sylb.), wo von ebendenſelben die Rede iſt, die Schätze der Erde, Gold, Silber, Kupfer u. dergl., als Regalien. Dieſe nennt der Schriftſteller auch nicht *die Hauptquelle*, ſondern *die beſte Art* der Einkünfte, weil ſie Niemand drücken; und in demſelben Sinn läſst er auf ſie die Zölle folgen, und dann, gewiſs nicht die Leiturgien der Reichen (S. 303. Anm. a), ſondern den Schoſs, weil dieſer die Steuerpflichtigen hart mitnahm. Der bezeichnende Ausdruck iſt freylich ſo ungeſchickt, daſs man rathen muſs. Weiter S. 304 bringt der Vf. zur Frage, ob die Griechen Grundſteuern nach Kataſter, oder Ertragsabgaben gehabt hätten, und entſcheidet für das Letztere (S. 305), und daſs es gewöhnlich Zehenten geweſen wären. Hier iſt ein neues Miſsverſtändniſs des Pſeudoariſtoteles: denn dieſer führt freylich Zehenten und Hutgeld als einen Hauptzweig der ſatrapiſchen Finanzen auf; keineswegs aber bey den Städten. Und daſs dieſen der Zehente, als Steuer der Bürger, unbekannt war, behauptet Rec. ohne Beſorgniſs einer möglichen Widerlegung: die *lex Hieronica* iſt etwas ganz anderes, und daſs Hippias den Zwanzigſten erhob, ebenfalls. Nichts iſt bekannter, als wie das Eigenthum jeglicher Art, vornehmlich aber ländliche und ſtädtiſche Grundſtücke, in dem attiſchen Kataſter abgeſchätzt waren, und danach verſteuert wurden, ſo daſs es unbegreiflich iſt, wie der Vf. S. 304 behaupten kann, man höre nirgends in Griechenland von einem Kataſter: daſs der attiſche mehrere Gegenſtände umfaſste, kann den ihm gebührenden Namen nicht ändern. S. 305 redet der Vf. verworren und falſch von den Steuern der Metöken. S. 309 hat der Vf. nicht bedacht, daſs Solons Claſſen bloſs auf das Landeigenthum gingen, und, auſser dem bekannten atheniſiſchen Kataſter, Ariſtoteles Meldung überſehen, wie der Cenſus in verſchiedenen Städten in näheren oder entfernteren Zeiträumen angelegt werde, welches über die Gewöhnlichkeit der Vermögensſteuern keinen Zweifel läſst. Rec. iſt überzeugt, daſs ſie in jeder griechiſchen Stadt gebräuchlich waren, wie im Mittelalter in allen Republiken, z. B. Florenz und Zürich (S. Sismondi und Müller): der byzantiſche Zoll (S. 312) war, wenigſtens Ol. 140, eine gewaltſame Erpreſſung, kein anerkanntes Recht; und höchſt wahrſcheinlich auch in Thraſybuls Tagen nichts anderes. S. 313. Nicht mehrere Artikel nur waren zu Athen zu 2 pro Cent im Zoll angeſetzt; es kann gar nicht bezweifelt werden, daſs dieſs die allgemeine Rata für alle zollbaren Objecte war. S. 314 meldet Hr. *H.*, nach dem Pſeudoariſtot. (Oec. II. 2. 19), von einer Luxusſteuer zu Epheſus auf goldgeſtickte Kleider, wo wir im Griechiſchen nur finden, daſs die Frauen ihr Goldgeſchmeide abliefern muſsten; und von einer Steuer auf falſches Haar in Lycien, mit der es aber nicht beſſer ſteht: denn (l. c. 14) iſt von einer Erpreſſung des Unterſatrapen des Mauſolus die Rede, welcher vorgab, der Hof requirire Haare zu Perucken, und die Lycier zu ſcheren drohte, wovon ſie ſich loskaufen muſsten. Der Vf. entfernt ſich bey der Frage, wer das Beſteurungsrecht ausgeübt (S. 316 ff.), von dem äuſserſt einfachen Geſichtspunct, daſs es nach jeder Verfaſſungsart immer der Souverain (τὸ Κύριον) war: wie es denn nur von der ariſtokratiſchen Zeit Roms wahr, in der Folge ganz falſch iſt, daſs nicht das Volk, ſondern der Senat allein, die Abgaben beſtimmt habe, wie zuverſichtlich auch der Vf. dieſs S. 319 behauptet. Der Schluſs dieſer Abhandlung S. 321. 322 iſt für Rec. eben ſo unverſtändlich als ihr Anfang S. 274. 275, denn auch hier ſind Erwerbfleiſs, Theorieen der Staatswirthſchaft (namentlich Smith) und praktiſch ausgebildete Finanzſyſteme ſo durch einander gewürfelt, daſs nur ein Ödipus die Ideenaſſociationen errathen könnte, welche hier den Vf. im Kreis umherführten. Rec. iſt überzeugt, daſs Vermögensſteuern für beſchränkte Republiken nothwendig und naturgemäſs ſind, daſs *in dieſer Hinſicht* Athen kein ausgebildeteres Finanzſyſtem bedurfte, und daſs der Krebs des Staats einerſeits in den auſserordentlichen, perſönlichen, willkührlichen und nicht zu berechnenden Belaſtungen, andererſeits in den überſpannten, während der zweyten Seeherrſchaft ſchlecht ausgeführten Plänen und Anſprüchen, und in der leichtſinnigen Vergeudung lag, die eine nothwendige Folge der Ochlokratie war. Es iſt unbegreiflich, wie Schriftſteller ſich eine Nation denken können, für deren Glück es gleichgültig

Digitized by Google

ſey, an den Bettelſtab gebracht zu werden, und wie ein Hiſtoriker es nicht weiſs, wie namentlich die Athenienſer auch ſchlechter wurden, wie das Elend mehr und mehr um ſich griff. Von Otaheite bey Gelegenheit Griechenlands zu reden, kommt Rec. wie eine Blaſphemie vor, und da unſtreitig kein elenderes, unterdrücktes Volk unter dem Joch verworfenerer höherer Stände genannt werden könnte: ſo ſtraft ſie ſich auch auf der Stelle für den, der ſie ausſprach. Zum Schluſs muſs Rec. noch bedauern, daſs der Vf., wenn er nicht ſelbſt durch vertrautes Studium Meiſter des Gegenſtandes war, nicht wenigſtens die wolfiſche Einleitung zur Leptinea geleſen hat, welche ihm über die attiſchen Finanzen hinreichende Klarheit gegeben, und ihm und ſeinen Leſern eine groſse Menge der gebrechlichen Stellen dieſer durchaus miſslungenen Abhandlung erſpart haben würde.

Der elfte Abſchnitt, vom Gerichtsweſen, fodert uns zu nicht wenigen Anmerkungen auf, deren wir uns enthalten, weil ſie zum Theil einer zu weitläuftigen Entwicklung bedürften. Übergehen können wir indeſs nicht den Miſsgriff der Vergleichung der griechiſchen Volksgerichte mit den Geſchworenengerichten (S. 333), weil dergleichen nachgeſprochen wird. Dieſe entſcheiden nur über das Factum, eine Beſchränkung, die ihr nothwendiger Charakter iſt, das Tribunal wendet das Geſetz an: jene hingegen beſtimmten die Strafe, und ſo häufig ohne geſetzliche Norm. — Die Vermuthung des Vfs. über Sparta's Gerichtsverfaſſung (S. 335) iſt richtig; er hätte den Beweis in der Politik III. c. 1, und zugleich wie es ſich verhielt, finden können. Der Oſtracismus war kein Urtheil eines Volksgerichts (S. 336), ſondern eine tyranniſche Legislation der Volksgemeinde: beide verwechſelt der Vf. durchaus, ſo unterſchieden ſie auch ſelbſt in der äuſserſten Demokratie waren.

Der zwölfte Abſchnitt, vom Kriegsweſen, ſcheint uns mit beſonderem Intereſſe an der Sache geſchrieben: daher, und weil es dem eigentlichen Gegenſtande des Werks fremd iſt, wir von einzelnen Berichtigungen nur Folgendes ausheben: S. 341. Die Athenienſer waren bekanntlich bis zum 60ſten, nicht bis zum 58ſten Jahr dienſtpflichtig; daſs die Inquilinen um Ol. 106 regelmäſsig unter den Hopliten dienen muſsten, erhellet aus Xenophon de vectig. c. 2; daſs es ſchon am Anfange des peloponneſiſchen Krieges geſchah, aus Thucydides. S. 343 hat Hr. *H.* bey der Behauptung, es wäre von der Schlacht bey Platää bis auf Epaminondas ſchwerlich ein Heer von 30000 Griechen verſammelt geweſen, — um nicht von denen zu reden, welche Archidamus und Agis nach Attika führten, die groſse Expedition nach Sicilien vergeſſen. Das Urtheil über Pauſanias S. 345, welches auch noch ſonſt wiederholt wird, hat uns ſehr befremdet, da die Erzählung ſeines Verbrechens bey dem Geſchichtſchreiber den Stempel einfacher Wahrheit trägt, auch gar keine entfernte Veranlaſſung zu einer günſtigen Deutung gewährt, ſondern *ganz* weggeleugnet werden muſs, wenn Pauſanias nicht als ein entſchiedener Böſewicht erſcheinen ſoll. Iſt denn aber die frevelhafteſte Ruchloſigkeit, Trachten nach Tyranney und aſiatiſchen Lüſten, bey den Griechen eine ſeltene oder eine häufige Erſcheinung, wenn man ſie in der Wahrheit betrachtet, und nicht nach modernen Romanideen über ſie? S. 349. Anm. 5 wird geſagt, die theſſaliſche Kriegsmacht ſcheine faſt bloſs aus Reuterey beſtanden zu haben, wenigſtens werde ſie allein erwähnt. Von Theſſalien iſt überhaupt wenig die Rede; aber wo es in der Geſchichte hervortritt, unter Jaſon von Pherä, vernehmen wir, daſs er neben 8000 Reutern 20000 Hopliten, und eine zahlloſe Menge Peltaſten hatte. Xenophon Hell. VI. 1. 7. Wir könnten auch Herodot anführen VIII. 27. 28. Wie konnte der Vf. meinen, was nur allein der Sinn ſeiner Erwähnung S. 361 ſeyn kann, Alexander habe am Granicus durch eine gedrängte Maſſe mit kleiner Zahl geſiegt? Er ſchlug ja mit der Reuterey. Die Seetaktik bildete ſich nicht im erſten puniſchen Kriege aus (S. 380); eher ging ſie rückwärts, weil die Römer durch Entern entſchieden: von der Seemacht überhaupt iſt das Richtige, daſs ſie ſich ſchon unter Dionyſius dem Erſten, und in ſeinem zweyten puniſchen Kriege hob, unter Alexander und ſeinen Nachfolgern ſehr ſchnell coloſſaliſch ward. Von „Triremen" war aber damals die Rede nicht mehr; ſie wurden, ſobald die Penteren eingeführt waren, weit unbedeutender als jetzt Fregatten für Seeſchlachten. Ferner iſt es ganz falſch, daſs damals viel weniger von den Winden abgehangen habe, als nach der Seetaktik der Neueren. Gerade im Gegentheil: ob man ſich über oder unter dem Winde ſchlägt, iſt beides jetzt nicht abſolut nachtheilig, ſondern jedes hat eigenthümliche Vortheile: die Galeeren der Alten konnten ohne günſtigen Wind kaum angreifen; und ein heftiger Wind und hohe See, deren wir jetzt ſpotten, machte ſie unbrauchbar, wie die ihnen ſo ähnlichen Kanonenböte. Falſche Anſichten und irrige Betrachtungen von allgemeinerem Umfang laſſen wir unerörtert, wie: daſs die Kriegskunſt bey den Griechen wenig ausgebildet geweſen wäre (S. 340), auch nicht anders habe ſeyn können, wegen der Kleinheit der Staaten, und weil man bis zum Verfall der Nation nur Bürgermilizen gehabt (S. 341): — als ob die römiſchen Legionen bis nach dem hannibaliſchen Kriege von den griechiſchen Truppen in demjenigen verſchieden geweſen wären, was dieſe von ſtehenden Heeren unterſchied; — die Wiederholung der bey den Neueren recipirten, den alten Politikern unerhörten und grundfalſchen Erklärung, warum die arme Claſſe vom Kriegsdienſt ausgeſchloſſen geweſen (S. 342); die durchgehende Verwechſelung von Taktik und Strategik (S. 356. 358); und (ebendaſ.) die unkundige Erwähnung künſtlicher Wendungen — (welche niemals etwas genutzt haben) u. ſ. f.

Der dreyzehnte Abſchnitt, von den Staatsmännern und Rednern, läſst uns ebenfalls nur die Wahl zwiſchen ſehr ausführlicher Erörterung, und der Kürze, welche auch die wider unſeren Willen angewachſene Weitläuftigkeit dieſer Recenſion vorſchreibt. Auch gehört dieſes Capitel faſt ganz der attiſchen Geſchichte an, nicht einem Werk, wie das vorliegende. In dieſem hätte allerdings klar gemacht werden müſſen —

Digitized by Google

was eben hier vermiſst wird — der Begriff und die Eigenthümlichkeit eines griechiſchen Staatsmannes, entgegengeſetzt denen der neueren Staaten. Wir glauben, daſs ſich dieſes, für die verſchiedenſten Verfaſſungen treffend, dadurch bezeichnen lieſse, daſs in den Staaten der neuen Zeit Verwaltung das Hauptgeſchäft des Staatsmannes iſt, in Griechenland, und einigermaſsen auch in Rom, ihn entweder gar nicht, oder doch als Nebenſache beſchäftigte; und daſs eigentlich das ihr Charakter war: Männer, die durch hervorragenden Geiſt (und, als Folge und Mittel, durch Beredſamkeit) unter ihren Gleichen (dem Volk oder den Wenigen) das Jedem zukommende Recht der Theilnahme am allgemeinen freyen Entſchluſs ſo ausübten, daſs ſie ſtrebten, ihren Willen und ihre Überzeugung zum allgemeinen Gefühl zu erheben. Soll, was S. 396 geſagt wird, bedeuten, die Geſchichte von Männern, die in ihrem Zeitalter herrſchten, ſey auch die Geſchichte deſſelben, ſoweit ihre Sphäre reichte: ſo iſt das wahr und tautologiſch; ſoll ihre Schilderung aber, wie es der Vf. eigentlich zu meinen ſcheint, das Gemälde ihrer Zeit gewähren: ſo iſt das ſchon, um ein Beyſpiel unter den angeführten zu wählen, welches Jeder beurtheilen kann, von Friedrich dem Groſsen unwahr, und eine Divination, die Hermann aus den Notizen über ſeine Kriege zu ſchildern vermöchte, überſteigt die Vorſtellungskraft des Rec. — Perikles iſt ganz gegen die Geſchichte idealiſirt, und der unendlich gröſsere Alcibiades herabgewürdigt, deſſen Stolz und Extravaganz nicht zu entſchuldigen ſind, aber nicht auf Eitelkeit gedeutet werden dürfen (S. 401). Dieſs ſoll durch einen Ausſpruch des Thucydides beſtätigt werden (ebend.), welcher richtig verſtanden und vollſtändig angeführt eben lehrt, wie dieſer groſse Staatsmann ihn über alle ſeine Zeitgenoſſen ſetzt, indem er ſagt, der ungerechte, aber durch ſeine fürſtlichen Neigungen veranlaſste Argwohn und Unwille der Athenienſer habe die Republik des Bürgers beraubt, welcher den Krieg — das heiſst für jene Zeit das ganze Leben des Staats — am vortrefflichſten geleitet hätte; und ſeine Entfernung wäre ihr Ruin geweſen. Welch ein Lob, und von welchem Manne! Auch die, welche Alcibiades nicht lieben, ſagt Iſokrates, geſtehen, daſs er ein ganz auſserordentlicher Menſch war: und wir ſetzen hinzu, wie ſehr er auch ſündigte, als er ſich ſeinem Vaterlande gegenüber als Macht ſtellte (ſeine Kraft überſchätzte er nicht), eine ſehr edle Natur war er doch: bey ihm hätte Hr. *H.* an einen idealiſirten Wallenſtein denken mögen, anſtatt bey Pauſanias; wie unendlich hoch ſteht er über dem hiſtoriſchen Helden des dreyſsigjährigen Kriegs! Einen künſtlichen Plan und rhetoriſche Ausführung (S. 404) haben die philippiſchen Reden des Demoſthenes ſo wenig als die thucydideiſchen. Die Frage, woher ſeit dem peloponneſiſchen Kriege das abgeſonderte Rednertalent ſich entwickelte, löſt der Vf. S. 405 gar nicht befriedigend. Uns deucht dieſe Erſcheinung durch zwey Umſtände ganz erklärbar: durch das Erlöſchen der Poeſie, welches die ſonſt dafür geſchaffene Kraft in dieſe neue Bahn führte; dann durch den Gebrauch der gemietheten Heere, welcher den handelnden und den redenden Staatsmann trennte. Hr. *H.* überſieht bey dem, was er S. 406 ſagt, nicht nur Demoſthenes groſsen Nebenbuhler, ſondern die vielen wahrhaft groſsen redneriſchen Talente ſeiner Zeit, von denen man wahrlich nicht ſagen kann, daſs der Patriotismus ſie unter dem Drohen der überhangenden Gefahr hervorgerufen hatte. Es war die Virtuoſität des Zeitalters, eben wie hundert Jahre früher die Tragödie. Von dem groſsen Antiphon ſagt Thucydides a. a. O. etwas ganz anderes, als unſer Vf. S. 408 ihm zuſchreibt. Welche Staatsmänner und wen unter den groſsen Rednern hat denn Iſokrates gebildet (S. 410)? Ephorus und Theopomp waren weder das Eine noch das Andere. Die ebendaſelbſt N. 8 angeführte Äuſserung des alten Sophiſten gehört zu den uns ganz widerlichen: er wuſste recht gut, daſs ihm ſeine Schriften keine Gefahr, wohl aber hübſche Geſchenke brachten; aber er machte ſich wichtig, und es iſt ſichtbar, daſs es ſeiner lächerlichen Eitelkeit ganz recht geweſen ſeyn muſs, wenn ſeine ſchalen Discurſe für ein Bischen landesverrätheriſch gegolten hätten. Bey dem Wunſche, Demoſthenes Tod als einen Gegenſtand der Hiſtorienmalerey bearbeitet zu ſehen (S. 418), müſſen wir nur an Leſſings Lehren erinnern; und da es beſonders jetzt nicht ohne eine todte Beachtung des Coſtums abgehen würde: ſo können wir nicht anders als herzlich wünſchen, daſs Niemand den Wink nehmen möge. Die Erzählung von Demoſthenes öffentlichem Leben, und die Vindication ſeines Charakters iſt übrigens, nach unſerem Erachten, bey weitem das Beſte und Verdienſtvollſte in dieſem Bande, und je mehr es Rec. freut, die eingewurzelte Verläumdung verächtlich zurückgewieſen zu ſehen: um ſo weniger möchte er hier bey einzelnen Kleinigkeiten etwas bemerken.

Da wir die beiden folgenden Abſchnitte: *Wiſſenſchaften* — und *Poeſie und Kunſt in Beziehung auf den Staat*, für ganz fremdartig halten, ſo überheben wir uns auch einer näheren Beurtheilung derſelben. Doch können wir nicht umhin zu bemerken, daſs der Erwähnung der κρίσις als einer eigenen Claſſe hiſtoriſcher Gedichte (S. 458) ohne Zweifel ein Miſsverſtändniſs zum Grunde liegt, und wir können nicht einmal deſſen Quelle errathen. Warum der Vf., der ihr ehemaliges Daſeyn behauptet, hinzufügt, ſie müſsten jünger als das homeriſche Zeitalter geweſen ſeyn, begreift Rec. eben ſo wenig, da nach des Vfs. Chronologie die ganze Küſte von Vorderaſien damals ſchon ſeit länger als einem Jahrhundert von griechiſchen Colonieen eingenommen war. Verglich Hr. *H.* nie die Überreſte anderer Erzählungen, namentlich in den plutarchiſchen Schriften, mit der herodoteiſchen, dieſe nie mit der faſt unmittelbar nach den Begebenheiten dargeſtellten in den Perſern? Sammelte er nie aus Herodot die Zahlen der Todten bey Platää auf beiden Seiten, da er S. 464 die Perſerkriege und ihre Beſchreibung bey Herodot zur eigentlichen Geſchichte, und ganz zu ihr, ohne Antheil der Dichtung, zählt? Rec. bekennt, daſs er mit Hume das erſte Blatt des Thucydides für das erſte der eigentlichen griechiſchen Geſchichte hält. So viele andere im Alterthum waren

Digitized by Google

auch die Hiſtoriker ihrer eigenen Zeit, auſser Thucydides (S. 467), und Polybius iſt doch wohl ſehr kritiſch; wenn die Alten über Thucydides eigenthümlichen Charakter forſchten: meinten ſie etwas ganz Anderes. Ephorus wird, gegen das geſammte Alterthum, zu den unkritiſchen Hiſtorikern gezählt (S. 471). Von Chören der Greiſe (um nur von dieſen zu ſprechen) zu Athen — S. 478 — wünſchten wir ein Beyſpiel, nur nicht aus der Lyſiſtrata. Unfehlbar hatte der Vf. den Geſang der drey ſpartaniſchen Chöre in Gedanken. Die *θεωρικὰ χρήματα* ſollen gedient haben, um die Entree im Schauſpiel zu bezahlen (S. 482): wofür hätte man doch Entree zahlen laſſen, da die geſammten Laſten durch Leiturgie getragen wurden? Es iſt aber aus Harpokration klar, daſs die Drachme gegeben ward, damit auch der Ärmſte zur Zeit der Feſte ſich gütlich thue (Fleiſch eſſen könne), — wodurch die Betrachtung a. a. O. zunichte wird, und die heftige Behauptung der Verwendung viel weniger unſinnig, ſogar verzeihlich: welches in der Geſchichte, wie uns ſcheint, ein groſser Gewinn iſt. Nicht nach den wenigen Stücken des Ariſtophanes allein (S. 485), ſondern nach den ſehr zahlreichen Notizen über, und Fragmenten aus Eupolis, Cratinus u. ſ. w. urtheilen die, welche es für höchſt unwahrſcheinlich halten, daſs Stücke der alten Komödie irgendwo auſser Athen an ihrem Ort geweſen wären. Dieſer Meinung iſt Rec. ſo entſchieden, als ihm hingegen die allgemeine Verbreitung der neueren Komödie ſchon durch die lateiniſchen Bearbeitungen für Rom auſser allen Zweifel geſetzt zu ſeyn ſcheint. Der Fall der Wichtigkeit Athens, und daſs ſich die Dichter ein allgemeineres Publicum ſuchten, gehört wenigſtens zu den Nebenurſachen der Entſtehung dieſer platten Art. Zu den beiden S. 486, Anm. 5 genannten Stücken müſſen noch die Phöniſſen des Phrynichus gefügt werden (Argum. Perſar. Aeſch.). Höchſt befremdlich aber iſt des Vfs. Meinung (ebend.), das athenienſiſche Volk habe Phrynichus aus feinem äſthetiſchem Sinn geſtraft, weil ein ſolches Stück nicht rein tragiſch erſchüttere. Es war wohl ein ſehr einfacher Unwille darüber, das Herz zerriſſen zu fühlen an der Feyer des Gottes, und dieſe ominös entweiht durch die Aufführung des Untergangs einer Tochterſtadt, wobey die Athenienſer ſich Selbſtvorwürfe nicht ganz erſparen konnten. Ariſtophanes gegen das ſchreckliche Wort *Freyheit* (S. 490) zu rechtfertigen, überläſst Rec. Dichtern, die ihn würdigen. er erkennt in ihm einen ganz vortrefflichen Bürger, wie wenige unter ſeinen Zeitgenoſſen es waren, und einen weiſen Rathgeber des Staats. Schon das Alterthum verglich ſeine Mitdichter in der Gattung nie mit dieſem Wundergenius; ob er und ſie nützten (S. 491), läſst ſich nicht beſtimmt ſagen, weil es nur durch die öffentliche Meinung geſchehen konnte, und was dieſe entſchied, nicht genau genug bekannt iſt. Die Komiker wirkten, wie in England Oppoſitionsblätter, und was dazu gehört, gegen ein Miniſterium: es iſt ein Tropfenfall, der den Stein aushöhlt. Ariſtophanes ſetzte Kleon Schranken, und daſs Hyperbolus von den Komikern überwältigt ward, iſt wohl höchſt wahrſcheinlich. Bey welchem Dichter, und in welchem Stück der *alten Komödie* wäre denn Zeus bey irdiſchen Schönen erſchienen (S. 492)? Offenbar dachte der Vf. an den Amphitruo, welchem ähnliche Stücke die *neue* Komödie mehrere gehabt haben mag. Als ein prachtvolles Privatgebäude (S. 496) nennt man doch gegen das Ende des peloponneſiſchen Kriegs häufig das Haus des Polytion. Segeſta wäre „viel ſpäter als die Städte in Vorderaſien gegründet" (S. 498)? Eine Stadt von ſo hohem Alter, daſs Alle ihre Erbauung in die mythiſche Zeit an Ilions Zerſtörung hinaufſetzen! Von mehreren Odeen (S. 499) weiſs Rec. nichts; ſondern nur von dem einzigen zu Athen.

(Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.)

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Rudolſtadt*, in der Hofbuchhandlung: *Thalie et Melpomène Française, ou Recueil périodique de pièces de Théâtre nouvelles, représentés avec succès sur les meilleurs Théâtres de Paris.* Avec des Notes et des Explications nécessaires pour les étrangers. Tome septieme. IIe. Cahier. 1810. 124 S. Tome huitieme. Ir. Cahier. 1811. 142 S. 8. (1 Rthlr.) Wenn Rec. ſich gleich, bey der Anzeige dieſer in Deutſchland herauskommenden Producte des franzöſiſchen Theaters auf keine kritiſche Würdigung derſelben einlaſſen darf: ſo kann er doch die Richtigkeit der getroffenen Wahl loben, welche, nebſt der Correctheit des Abdrucks, das einzige Verdienſt des Herausgebers ausmacht. Das zweyte Heft des ſiebenten Bandes enthält: *les Templiers*, ein Trauerſpiel in 5 Aufzügen, von *Raynouard*, und *les Oiſifs*, ein Luſtſpiel von *Picard*, in einem Aufzuge. Jenes, in Verſen, gehört unbedenklich zu den beſten regelmäſsigen Stücken der neueren franzöſiſchen Bühne. Es iſt leuchtend voll von groſsen Worten, und der Haupthelд, Jacob von Molay, ſtrotzt von heroiſcher Unbiegſamkeit, wie ſie die Nation gern zu haben ſcheint. Das zweyte Stück iſt in Proſa, doch keine der vorzüglichen Arbeiten des bekannten Vfs. Er nennt es ein *epiſodiſches* Luſtſpiel, vermuthlich, weil die wenigſten der darin auftretenden Perſonen an der Kataſtrophe Theil nehmen. Er hat die müſſigen Leute, deren Zahl jetzt in Paris überhand nehmen ſoll, darin züchtigen, und ihre Schädlichkeit für Geſchäftsmänner, denen ſie die Zeit verderben, zeigen wollen. Genau betrachtet, ſind nicht alle ſeine Müſſigen ſo ganz Leute, die im Zuſammenhange der Handlung gar nichts zu verrichten haben. Duchemin will doch Verſe haben; Florville muſs ſeinem Freunde doch anzeigen, daſs er ſeine Adreſſe gemiſsbraucht hat; Leffilé hat ſeine Geneſung zu melden; die Familie Déglantier braucht den entdeckten Vetter zur Abfaſſung eines Memorials, und muſs den vergeſſenen Regenſchirm wieder holen; der überladene Bourdas ſucht für ſeine Freundin einen Secretair. Indeſſen enthält das Stück mehrere feine Züge, und iſt auf dem Theater der Kaiſerin mit Beyfall aufgeführt worden. Im erſten Hefte des achten Bandes befindet ſich nur ein Luſtſpiel: *les deux Gendres*, in 5 Aufzügen, von *Etienne*. Es iſt in Verſen, und gehört in das Fach der moraliſchen Polizey. Dupré hat ſeinen beiden Schwiegerſöhnen ſein ganzes Vermögen abgetreten, und wird nun von ihnen gemiſshandelt. Sein Freund Frémont aus Bordeaux verhilft ihm durch Liſt und Drohungen wieder dazu. Auf einer deutſchen Bühne würde dieſes Stück ſchwerlich fortkommen; es iſt allzu leer an Handlung. Die erklarenden Anmerkungen des Herausgebers beſchäftigen ſich vorzüglich mit den Templern. Der Abdruck iſt correct; nur in den Schwiegerſöhnen ſollte, ſtatt *Charles*, zum Behuf der Scanſion, oftmals *Charle* ſtehen. Z. B.

Pour Charles il est venu demander un emploi.
Le pauvre Charles, hélas! que va-t-il devenir?

Dvl.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

GESCHICHTE.

Göttingen, b. Vandenhoek u. Ruprecht: *Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmſten Volker der alten Welt*, von *A. H. L. Heeren*. Dritter Theil u. ſ. w.

(*Beſchluſs der im vorigen Stücke abgebrochenen Recenſion.*)

Das ſechzehnte Capitel: *Urſachen des Sinkens von Griechenland*, iſt ſo ganz unbefriedigend, als man es nach der flüchtigen Betrachtung und Bearbeitung erwarten muſs, die durch das ganze Werk herrſchen. Rec. würde ſich alſo über dieſen Abſchnitt aller Bemerkungen enthalten, wenn er nicht S. 520 über den phociſchen Krieg Äuſserungen gefunden hätte, wogegen jeder Unbefangene ſeinen Widerſpruch laut bekennen muſs. Es kann unmöglich einem beſonnenen Manne, der ſich mehr als flüchtige Bilder von jenen Zeiten geſchaffen hat, in den Sinn kommen, mit den Abergläubiſchen oder Heuchleriſchen unter den ſpäteren Griechen hier von Frevel gegen die Götter zu reden, und von deſſen erfolgter verſchuldeter Strafe. Wir fragen Hn. *H.*, ob Demoſthenes ſo dachte. Und wer könnte, auch wenn er ſich unter das Joch der damals geltenden Religion denkt, die Phocier tadeln, daſs ſie thaten, was ſie thaten: dieſs arme, durch die ſchändlichſte heuchleriſche Bosheit an den Untergang und in Verzweiflung getriebene Volk? Wir müſſen dieſe Stelle mit mehreren anderen, wo eine ähnliche miſsbräuchliche Devotion gegen den *Namen* Religion getrieben wird, nicht ohne Unmuth für Conformation mit einer herrſchenden Mode halten, wo hingegen Andere (z. B. der Urſprung der Religionen aus Furcht S. 70, Sokrates und Chriſtus S. 274, die Trennung der Philoſophie und Religion, Sokrates Verdienſt und Griechenlands Vorzug vor dem Orient S. 448 und dergl.) wieder einen dreyſsig Jahre älteren Zuſchnitt haben.

Die Sprache iſt, im Ganzen genommen, reiner und beſſer als in den erſten Bänden; niederſächſiſche Provincialismen ſind uns hier ſeltener vorgekommen, wie z. B. S. 163: „Als man das morſche Gebäude des Glaubens *an zu prüfen fing*“; wohin wir auch rechnen, daſs der Genitiv ſo ſehr häufig mit von umſchrieben wird, z. B. S. 83: „Ihr Wohlleben war ähnlicher Art, wie das Wohlleben *von dieſen*. Schlimmer iſt es, wo Flüchtigkeit des Gedankens Schiefheit des Ausdrucks hervorgebracht hat, wie S. 38: „jene ewigen tragiſchen Meiſterwerke, deren erhaltene Überreſte uns das Verlorne *nur doppelt bedauern laſſen*,“ welches das Gefühl eines Geizigen ſeyn würde; oder S. 481: „hätte man die Theater nicht als eigentliches Bedürfniſs angeſehen, ſo darf man zweifeln, *ob ihre Kräfte* (der Städte) *dazu hingereicht hätten*.“ — Das Bedürfniſs wird finanzielle Kräfte anſtrengen; ſind ſie aber unzureichend: ſo hilft es nicht aus, oder es gäbe keine Bankerotte. Eine andere Probe, wo der Ausdruck durch gänzliche Nachläſſigkeit undeutſch wird, iſt S. 393: „Kaum ſcheint es, daſs er — einen weiteren Antheil genommen habe, *als ſeine Lage ihn dazu nöthigte*;“ auch hier ſcheinen niederſächſiſche Angewöhnungen zum Grunde zu liegen. Unedles, wie S. 3: „ein Plato, ein Kant, konnten an den Ufern des Ganges und Hoangho nicht reifen“, findet ſich nur zu häufig.

Die beygefügte Charte, deren Stich, wie Papier und Druck des Werks, nicht beſſer ausgefallen iſt, als in den erſten Bänden, iſt ein bloſser Nachſtich von Barbié du Boccage's Generalcharte zu Anacharſis (dieſe nicht bloſs „zum Grunde gelegt“ S. X); alſo ganz überflüſſig. Dank hingegen hätte es verdient, wenn das deutſche Publicum eine gutgeſtochene Copie des hieher gehörenden Theils der neuen Charte dieſes vortrefflichen Geographen erhalten hätte, welche den Umriſs Griechenlands faſt auf jedem Punct berichtiget, und ſchon ſeit mehr als einem Jahr ausgegeben iſt.

Die Titelvignette ſoll eine Anſicht den Stadt und Gegend von Athen, von der Akropolis aus, geben (S. X): man ſieht aber die Tempel der Akropolis vor ſich, und zwiſchen ihr und dem Standpunct des Zeichners den ſüdlichen Theil der Stadt, ihre Mauer und Feld. Das Ganze iſt ſo ſchlecht, daſs man es als eine barbariſche Entweihung Griechenlands rügen muſs.

Wollte man nun dieſe Beurtheilung ſo deuten, als wünſche Rec., daſs dieſes Werk nicht fortgeſetzt werde: ſo würde man ihn miſsverſtehen. Unterſuchungen über den Verkehr und Handel der Griechen ſind ein groſses Deſideratum, der Stoff iſt reich, und kann die mühſame Arbeit herrlich belohnen. Aber davon iſt er überzeugt, daſs Hr. *H.* der Wiſſenſchaft und ſeiner eigenen Ehre ſchuldig iſt, ſich durch Studium vorzubereiten, ehe er anfängt, die zweyte Hälfte dieſes Theils niederzuſchreiben, ſonſt könnte ſie leicht noch mehr miſsrathen, als dieſe erſte, von der bey einer zweyten Bearbeitung kaum ein Stein auf dem anderen bleiben darf.

E. fr. Fr.

Digitized by Google

PHILOSOPHIE.

Kiel, b. Hefse: *Bielfeld's höhere Seelenlehre* oder *Beftaffelung der Gefühle, Leidenfchaften und Charaktere nach ihrer wefentlichen Höhe und Tiefe im Gemüth.* 1812. 80 S. 8. (10 gr.)

Ein fonderbares Product! Der Vf. ftellt fich als *Staffellehrer* an die Spitze aller Pfychologen, und verkündigt beynahe auf jeder Seite feiner Schrift, dafs nun der Tag der Pfychologie angebrochen fey. Um diefer Verficherung noch mehr Gewicht zu geben, hängt an dem Ende feines Werkchens ein Verzeichnifs aller feiner übrigen Schriften, nebft einigen Stellen aus Briefen an ihn von zwey namhaften Männern, *Klopftock* und *Weiffe*, die aber von dem Talent und der Kunft des Vfs. nichts erwähnen. Wir müffen alfo, um diefe näher kennen zu lernen, uns an die vorliegende Schrift halten.

Der Vf. ftellt die gefammten Thätigkeiten der Seele, die Gefühle, Triebe, Leidenfchaften und Charaktere, unter dem Bilde einer Leiter dar, auf welcher es hohe, mittlere und tiefe Sproffen giebt. Es giebt alfo hohe, mittlere und tiefe Seelenbeftimmungen aller Art. Das Criterium diefer Höhe, Mitte und Tiefe ift die Gefchwindigkeit der Bewegung: denn die Seele ift fich felbft bewegende Kraft. Man fieht wohl, dafs der Vf. die mufikalifche Scala im Sinne gehabt hat, wiewohl ihm felbft diefe Vorftellung nicht klar geworden ift. Er denkt fich, wenn wir ihm nachfpüren, was er eigentlich denkt, die Seele als eine gefpannte Saite, die, je nachdem fie zu fchnelleren oder minder fchnellen Schwingungen gereizt wird, höhere und tiefere Töne von fich giebt. Die höchften Töne der Seele treten hervor aus den Thätigkeiten der Phantafie und Einbildungskraft, die mittleren aus denen des Verftandes und der Urtheilskraft, die tiefen aus denen der Vernunft. Da nun die Gefühle, Leidenfchaften und Charaktere an die vorftellenden Thätigkeiten gebunden find: fo wird es in dem Mafse, wie die erfteren an letztere geknüpft find, hohe, mittlere und tiefe Gefühle, Leidenfchaften und Charaktere geben. Das Mafs der Töne ift die Gefchwindigkeit der Bewegung. Um alfo zu wiffen, welche Thätigkeiten der Seele am höchften, welche am tiefften ftehen, dürfen wir nur die Gefchwindigkeit beobachten, mit welcher fie fich bewegen. Wie gefchieht diefs? Hier macht der Vf. einen ungeheuren Sprung in das Gebiet der intellectuellen Anfchauungs-Philofophie, oder vielmehr aus ihr herab in das platte Land, folgendermafsen: Die Seele ift unendliche, fich felbft befchränkende Thätigkeit. Ihre erfte Richtung geht ins Unendliche, und diefe Richtung ift, da die Seele im Unendlichen keinen Widerftand findet, die fchnellfte. Diefs ift die Thätigkeit der Phantafie, und die Seele als Urkraft ift Phantafie. Allein die Seele würde fich felbft im Unendlichen verlieren, wenn fie fich keine Hemmungspuncte fetzte; fie thut diefs, wird fo zur zurückftrebenden endlichen Kraft, und erfcheint demnach zunächft als Einbildungskraft, deren Bewegung fchon etwas weniger gefchwind ift, als die der Phantafie, weil fie fich an die Schranken ftöfst. Allein die Einbildungskraft hat diefs mit der Phantafie gemein, dafs fie immer noch vag ift und ihre Bildungen nicht fixirt. Diefs bleibt dem Verftande überlaffen, der eben defshalb, weil er blofs verftändigt, blofs die Schöpfungen der Einbildungskraft zum Stehen bringt, fehr mäfsig in feiner Bewegung ift. Die Urtheilskraft, das eigentlich denkende Vermögen, welches die Materialien des Verftandes bearbeitet, geht noch langfamer zu Werke, am aller langfamften aber die Vernunft, als das fchliefsende Vermögen, welches den Geift erft zu fich und zur Befonnenheit bringt, und mit welcher zugleich der Wille und die Fähigkeit des Handelns erwacht. So find alfo alle Thätigkeiten des Geiftes, die der Phantafie ausgenommen, endliche Thätigkeiten, deren Gang immer langfamer wird, je enger die von ihnen geftreckten Schranken werden, deren letztes Product das Ich, als Erzeugnifs der Vernunft, ift. Die Phantafie ift folglich als die Urkraft anzufehen, jede geiftige Erfcheinung ift nur der Wiederglanz ihrer Unendlichkeit, und alle anderen Seelenkräfte ftehen tiefer als die Phantafie, welche das höchfte ift, weil fie fich am fchnellften bewegt. Die Phantafie ift in ihrer erften Thätigkeit nicht vorftellend, nicht bildend, fondern nur die fich ankündigende Unendlichkeit; ihr gebührt alfo auch das Primat vor allen übrigen Seelenkräften, und, nächft ihr, der Einbildungskraft. „Diefe beiden Kräfte find es, welche zu Menfchlichkeit und Mitgefühl führen, die tieferen find blofs gute Rechenmeifter, haben aber zum Handeln wenig Kraft und Feuer." Die höchften Gefühle, Leidenfchaften und Charaktere ftehen demnach auch auf der Staffel von Phantafie und Einbildungskraft, von denen fie abhängig find, und immer tiefer finken die Gefühle u. f. w., je mehr fie fich von jenen höchften und fchnellften Seelenthätigkeiten entfernen.

Wir haben den Vf. ruhig ausfprechen laffen, um den Unfinn, den er, diefen, *fi Diis placet*, Principien zufolge, durch das ganze Buch aufftellt, durch fich felbft zu beweifen. Allein es hiefse die Geduld der Lefer mifsbrauchen, wenn wir ihm ferner erlaubten, feine Luftfchlöffer vor ihren Augen aufzubauen. Auch die bisherige Darftellung diefer Abgefchmacktheiten können wir uns nur in fofern vergeben, als fie ein intereffanter Beytrag zu den Verirrungen des menfchlichen Geiftes in unferen Zeiten find, und für Viele als eine Warnung daftehen mögen, fich vor ähnlichen Ausfchweifungen zu hüten; ja wir find in diefer Hinficht noch zu gelind gewefen, indem wir nicht einmal die widerfinnigften Ausfprüche des Vfs. mit aufgeftellt haben. Inzwifchen auch das Gegebene reicht hin, den Stab über ihn zu brechen. — Auch wenn wir uns die Gewalt anthun, dem Vf. die Richtigkeit feiner Vorderfätze auf einen Augenblick zuzugeftehen: fo können wir doch nicht umhin zu bemerken, dafs er durch die Widerfprüche, in die er fich verwickelt, feine eigenen Behauptungen aufhebt. Hier einige Belege: 1) „Die Phantafie bildet nicht, fie ftrebt blofs ins Unendliche, fie ift regellos und bewufstfeyn-

Digitized by Google

los.“ So hebt sie sich *denn* selbst auf und ist = o. Der Geist ist bey aller Freyheit an die Regel gebunden, und alle Regel ist bindend und bildend. Dies fühlt der Vf., und läfst deswegen an einem anderen Orte der Phantasie Zeit und Raum erzeugen, „jene, indem sie einen Grenzpunct nach dem anderen bildet, diesen, indem sie Grundpuncte aufser und neben einander setzt.“ Doppelter Widerspruch: erstlich mit der früheren Behauptung, zweytens in sich selbst, weil dieser Bildungsact schon in Raum und Zeit vor sich geht. Allein „der Geist handelt erst *sinnlich*, ehe er *bildend*, *verständig*, *urtheilend*, *vernünftig* handelt, und so liefert denn die Phantasie die Materialien der Sinnlichkeit, die Stoffe, welche von der Einbildungskraft gebildet, vom Verstande verständigt werden“, u. s. w. Ist demnach die Phantasie nicht das beschränkteste aller Vermögen, wenn wir dem Vf. folgen, und werden nicht die Thätigkeiten erst in dem Mafse frey, wie sie sich der Vernunft nähern? Gleichwohl ist die Phantasie nach dem Vf. das höchste Vermögen, und die in ihr begründeten Gefühle und Charaktere sind mit ihr auf gleicher Höhe. 2) Der Vf. entdeckt sich selbst mit seiner Höhe und Tiefe in einem seltsamen Widerspruche, weil er die Begriffe nicht gesichtet hat. Um consequent zu seyn, mufs er behaupten, dafs Phantasie und Einbildungskraft das Edelste im Menschen sind, weil sie am höchsten stehen; am höchsten stehen sie aber, weil sie die schnellsten Thätigkeiten sind, nach dem musikalischen Princip: je schneller die Schwingung der Saite, desto höher der Ton. Was für einen Vorrang aber hat denn ein hoher Ton vor dem tiefen? Der Vf. erhebt also die musikalische Höhe zu einer geistigen, und durch dieses seltsame *quid pro quo* wird er zu den widersinnigsten Behauptungen geführt. Denn indem er die Phantasiemenschen für die höchsten ansieht: mufs er die Vernunftmenschen auf das Tiefste erniedrigen. Er thut dies auch; und schon die Verstandesmenschen kommen schlecht weg: sie sind mittelmäfsige Köpfe, kalte Herzen, schwache Seelen; auf der Stufe der Vernunft aber sind die langsamsten Gefühle, Leidenschaften, Charaktere anzutreffen: hier ist die Schwermuth, Hafs, Neid, Geiz, Halsstarrigkeit, Argwohn, Kriecherey, Ungeselligkeit, Verdrossenheit, Lüge, Heucheley, Falschheit, Arglist, Verläumdung, das Gefühl des Phlegma, der Trägheit, Lässigkeit, Schläfrigkeit, Stumpfsinnigkeit, Plumpheit, Grobheit, Schwerfälligkeit zu Hause. Aber sogleich erinnert sich der Vf. auch wieder, dafs erst mit der Vernunft Ichheit, Besonnenheit, Freyheit, Wille und Thatkraft erwacht, und so kommt denn auch der Weise, und mit ihm das veredeltste Gefühl und der reinste Charakter auf diese Stufe. 3) Wenn die geistigen Thätigkeiten regressiv immer langsamer werden, wie es denn der Vf. schon bey dem Verstande so weit gebracht hat, dafs er fast ganz stille steht: so müfste die Thätigkeit der Vernunft nahe an das Zero grenzen, denn der Vf. thut nirgends dar, dafs die Thätigkeit des Geistes, wie sie an Extension verliert, an Intension zunimmt. Aber nein, auf einmal geht aus der Vernunft der Wille und die Freyheit hervor; und dem Willen wenigstens mufs doch der Vf. eine eben so grofse Schnelligkeit zuschreiben, als der Phantasie, denn der freye Wille geht ebenfalls ins Unendliche. Er kann zwar sagen — und thut es auch —, die Extreme berühren sich; dann ist aber im Walten des Geistes ein Kreislauf und keine Staffel, und Höhe und Tiefe verschwinden ganz, weil sie in Eins verschmelzen. Kurz, der Vf. wird von den Widersprüchen seines Geistes wie von Furien umhergetrieben, und vernichtet sich in sich selbst. Er erspart uns also eigentlich die Mühe, ihm nach seinen Principien sein Urtheil zu sprechen; allein nicht für den Leser, sondern für ihn selbst, weil er mit einem ausführlicheren Werke über diese Gegenstände droht, stehe seine Verurtheilung vollständig, mit kurzen Worten, da.

Seine Grund- — Ideen würden wir sagen, wenn es nicht Chimären wären, — in welchen er den Geist als unendlich-endliche Thätigkeit betrachtet, die nach Geschwindigkeits-Schwingungen mefsbar ist, sind eine Composition von angeflogener fichtisch-schellingischer Vorstellungsart und eigener declamatorischer Scalen-Weisheit (denn der Vf. hat früher über Declamation geschrieben). Was nun das fremde speculative Element seines psychologischen Kunstgewebes betrifft: so lassen wir dieses an seiner Stelle ruhen, von welcher es durch die auflösende Kraft der Zeit nach und nach von selbst verschwinden wird, und halten uns hier blofs an die Zuthat des Staffellehrers. Also: „der Geist ist nach Graden der Geschwindigkeit seines Handelns mefsbar, und nach diesen Graden müssen die Gefühle, Triebe, Leidenschaften, Charaktere, rangirt werden.“ Wo ist aber der Mafsstab dieser Geschwindigkeit? Doch wohl im Bewufstseyn des Beobachters? Und was erscheint im Bewufstseyn mit gröfserer oder geringerer Geschwindigkeit als das andere: die sinnliche Anschauung, oder das Gefühl, oder der Gedanke, oder das Urtheil, oder das Phantasiebild, oder der Vernunftschlufs, oder der Willensact? Hier ist keine Höhe und keine Tiefe, kein Erstes und Letztes, kein Schnelles und Langsames; ein mannichfaltiges Nach- und In- und Durch-einander, aber nur nicht nach Linien und Zollen, nach Secunden und Minuten. Die Ansicht des Vfs. ist folglich eine der tollsten Vorstellungen, die jemals in eines Menschen Kopf gekommen sind, und es bedarf nichts als dieser Appellation an jedes menschliche Bewufstseyn, um seine verkehrten Behauptungen mit Einem Schlage zu vernichten. Verlangt er noch mehr? Verlangt er, dafs ir zeigen, dafs die Seele, das freyhandelnde Wesen, wirklich keiner gespannten Saite zu vergleichen sey? Dafs wir zeigen, wie Anschauungen und Gefühle, Triebe, Leidenschaften, Willensacte auf das innigste mit einander verbunden sind und gegenseitig von einander abhängen, wie das Leben der Seele von der Kindheit bis ins Alter einen ganz anderen Entwickelungsgang nimmt, als den der Vf. in seiner Geschwindigkeitslehre vorzuschreiben beliebt? Das Kind äufsert Spuren von Vernunft und der

Digitized by Google

Greis von Phantaſie; der hellſte Verſtand iſt mit dem kräftigſten Willen und dem wärmſten Herzen vereinbar. Aber wozu dieſs alles? Die Leſer bedürfen es nicht, und dem Vf. wird es kaum einleuchten. Darum aber erſparen wir uns auch die Mühe, hier die widerſinnigen anthropologiſchen Beſtimmungen der Gefühle, Leidenſchaften, Charaktere u. ſ. w. nach der Anſicht des Vfs. weiter aufzuſtellen, wobey er kein anderes Verdienſt, hat als daſs er die Beobachtungen eines Beattie, Platner, Carus, Maaſs u. A. von allen Enden zuſammengetragen und auf ſeine Leiter — man könnte ſie wohl die Henkersleiter nennen — auf die abenteuerlichſte Art zuſammengeſtellt hat; alles auf die Weiſe, wie wir weiter oben unter der Rubrik der Vernunft eine kleine Probe aufſtellten. Ob das, was er Gefühle, Charaktere u. ſ. w. nennt, auch wirklich ſolche ſind, davon kein Wort: es verlohnt ſich nicht der Mühe.

Wir ſchlieſsen demnach dieſe, wir leugnen es nicht, ſehr harte Kritik, die gleichwohl dem Vf. ſein ganzes höchſt tadelnswerthes Detail erlaſſen hat, mit der Verſicherung, daſs ſie nicht ſo ausführlich - ſtrafend ausgefallen wäre, wenn wir es nicht für eine heilige Pflicht hielten, das Gebiet wahrer Wiſſenſchaft vor Attentaten ähnlicher Art durch öffentliche Rüge zu ſchützen. Das höchſte Verdienſt des Recenſenten iſt, wenn er *ignavum, fucos, pecus a saepibus arcet.*

N. d. m. O.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Bamberg* u. *Würzburg*, b. Göbhardt: *Maler-Theorie, oder kurzer Leitfaden zur hiſtoriſchen Malerey.* Herausgegeben von *Chriſtoph Feſel*, ehemaligem hochfürſtlich-würzburgiſchem Cabinets-Maler und Profeſſor der Akademie St. Luca in Rom. 1812. 60 S. 8. (4 gr.) Laut der Vorrede will der Vf. hiemit jungen Malern einen Leitfaden an die Hand geben, wodurch ſie allmählich mit der Kunſt bekannt, und zu Meiſtern ausgebildet werden. Das Ganze iſt in zwey Abſchnitte getheilt, deren erſter 1) vom Zeichnen, 2) von anatomiſchen Kenntniſſen für den Maler, 3) von Perſpectiv und Architektur, 4) von Gewändern, 5) von der Compoſition, 6) von der Gruppirung, 7) vom Contraſt, 8) vom Skizziren handelt. Der zweyte Abſchnitt verbreitet ſich über 1) Miſchung der Farben, 2) *Mezzo tinto*, 3) Harmonie, 4) Ruhe des Auges, oder Verbindung des Schattens und Lichts, 5) Luftperſpective, 6) Untermalen und Übermalen, 7) Retouchiren, 8) Führung des Pinſels. Von allen dieſen einzelnen Theilen der Kunſt wird kurz und gröſstentheils auch klar genug aus einander geſetzt, was ſie ſeyen, und wie Anfänger auf dem nächſten Wege zur Fertigkeit in denſelben gelangen mögen.

Obgleich wir ſonſt wenig Neigung zu Schriften dieſer Art haben, feſt überzeugt, die Handgriffe in der Malerey, ſofern dieſe als mechaniſches oder handwerksmäſsiges Wirken betrachtet werden kann, ſeyen am bequemſten und beſten durch mündlichen Unterricht und wirkliches Vorarbeiten eines geübten Meiſters zu erlernen: ſo müſſen wir doch geſtehen, daſs, wenn jemand nun Muth und Vertrauen genug hat, ſich darüber aus Büchern zu belehren, das gegenwärtige noch immer eins der beſſeren oder wenigſtens der unſchädlichſten ſeyn dürfte. Am beſten gerathen haben uns die Unterabſchnitte 1) vom Zeichnen, 2) von anatomiſchen Kenntniſſen für den Maler, und im zweyten Hauptabſchnitt 4) von der Ruhe des Auges oder Verbindung des Schattens und Lichts, wie auch 5) von der Luftperſpective geſchienen; am wenigſten genügend 4) von Gewändern und vom Coſtume, 5) von der Compoſition und 6) von der Gruppirung.

Hr. *Feſel* ſchreibt anſtatt *Gruppe* oder *Gruppirung* immer *Krupe* und *Krupierung*, auch anſtatt *Schraffiren, Straffiren*; er hätte aber unſtreitig beſſer gethan, die gewöhnliche, wohlhergebrachte Weiſe zu beobachten. Der vornehme Titel, Maler-Theorie, den er für ſein Werklein wählte, ſcheint ebenfalls etwas Höheres zu verkünden, nicht nur als geleiſtet iſt, ſondern als er eigentlich leiſten wollte.

W. K. F.

Stettin, b. Struck: *Der Greis*, ein dramatiſches Gedicht von *J. G. Seegemund.* 1811. 32 S. 8. Dieſes zum Geburtsfeſte des Königs von Preuſſen verfertigte Gedicht, das einer Schulübung ſehr ähnlich ſieht, muſs man als einen Verſuch betrachten, die an einem ſolchen Tage paſſenden patriotiſchen Geſinnungen im Ton und Versmaſse der griechiſchen Trauerſpiele auszuſprechen, womit es denn ſchon wegen der groſsen Verſchiedenheit zwiſchen der griechiſchen und der deutſchen Auffaſſungsweiſe in der Kunſt viel auf ſich hat. Dieſer lange, feyerliche, ſechsfüſsige trochäiſche Vers bekommt für den Deutſchen, wenn der Inhalt nicht auſserordentlich hoch und wichtig iſt, leicht etwas von der langgedehnten Eintönigkeit eines Ausrufers, und es iſt merkwürdig, daſs die deutſchen Dichter bey dieſer Nachahmung, ſtatt das Groſsgeſtaltige, Maſſenartige noch mehr zu beleben, nur noch mehr in das Steife und Kalte verfallen, und die milde Lebenswärme des griechiſchen Verſes gewöhnlich viel hinter ſich zurücklaſſen. Aber ſo geht es bey den Nachahmungen und künſtlichen Verſetzungen in fremde Beſchauungsweiſen gewöhnlich: das Äuſsere wird weit eher aufgefaſst, als das Geiſtige, das Weſentliche. Hr. *S.* hat in dieſem Gedicht vorzüglich Mühe und Arbeit damit, die einzelnen Vorſtellungen und Begriffe, die der Deutſche oft mit einem Worte giebt, ſo lang auszudehnen, daſs der lange Vers davon voll wird, woraus denn von ſelbſt erfolgt, daſs die Form den inneren Gehalt überwiegt, und in der Auffaſſung läſtig wird. Statt des Einfachen: ſagſt du auch die Wahrheit? heiſst es hier:

> Sohn, *lügſt* du nicht dem Vater *leere Worte*, ihm
> Mit *Gaukelwahn* die greiſen Falten zu zerſtreun?

Verſe wie dieſer:

> Was des Olympes Herrlichkeit an dieſes Le-
> ben bindet.

ſind durchaus fehlerhaft, ſelbſt, wenn ſie auch bey den Griechen vorkommen. — Leider ſind alle Kunſttheorieen nur nach der Erfahrung aufgebaut, und nehmen von der beſtimmten, individuellen Geſtaltung (z. B. von der griechiſchen Poeſie) vieles in das Weſentliche und Allgemeine mit hinüber. Kein einziges Volk kann ein *unbedingtes* Muſterbild für alle ſeyn, dieſs liegt ſchon in dem Begriffe eines Volks, das gegen die möglichen Geſtaltungen der Menſchheit immer nur als ein gewordenes Individuum zu betrachten iſt, und deſshalb euch bey aller Vollkommenheit ſeine Beſtimmtheit und ſeine Beſchränktheit (ſeinen Standpunct in den Neigungen nach verſchiedenen Seiten) haben muſs. Den unphiloſophiſchen Vorurtheilen iſt es zuzuſchreiben, daſs bey den Deutſchen häufig Gedichte entſtehen (ähnlich dieſem), die eben ſo ungriechiſch als undeutſch ſind.

T. Z.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1813.

AESTHETIK.

Heidelberg, b. Mohr und Zimmer: *Über dramatiſche Kunſt und Literatur.* Vorleſungen von *Auguſt Wilhelm Schlegel.* Erſter Theil. 1809. VIII und 378 S. Zweyter Theil, erſte Abtheilung. 1809. 310 S. Zweyte (und letzte) Abtheilung. 1811. 429 S. 8. (5 Rthlr.)

Die uns unbekannten Hinderniſſe, welche ſich dem früheren Erſcheinen des Schlufsbandes dieſer Vorleſungen entgegenſetzten, ſind auch die Urſache ihrer verſpäteten Beurtheilung in unſeren Blättern, indem wir ungern organiſche Ganze, dergleichen das vorliegende Werk unſtreitig iſt, durch vereinzelte Kritiken zerſtückeln. Möglich allerdings, ja ſelbſt wahrſcheinlich, dafs nun für einen grofsen Theil der Leſer das Buch keine Neuigkeit mehr iſt; allein deſto beſſer! Wir werden uns dann um ſo leichter verſtehn und verſtändigen. Intelligenzblättermäfsige Schnelligkeit der Ankündigungen iſt der geringſte Ruhm, nach dem wir ſtreben.

Zuerſt vom Zwecke des Vfs. „Man wird," ſagt Hr. *S.* in der Vorrede, „in dieſer Schrift, ſchon ihrem äuſseren Umfange nach, weder eine bibliographiſch vollſtändige dramatiſche Literatur, noch eine antiquariſch genaue Geſchichte des Theaters erwarten. Bücher, welche trockene Nachrichten und Namen liefern, giebt es ohnehin genug. *Meine Abſicht war, einen allgemeinen Überblick zu geben, und die Begriffe zu entwickeln, wonach der Kunſtwerth der dramatiſchen Hervorbringungen verſchiedener Zeitalter und Völker zu ſchätzen iſt.*" — Gehalten wurden dieſe Vorleſungen „im Frühlinge 1808 in Wien, vor einem glänzenden Kreiſe von beynahe dreyhundert Zuhörern und Zuhörerinnen," worunter ſich, „nicht wenige Männer, welche die bedeutendſten Stellen am Hofe, im Staat und bey der Armee bekleiden, verdienſtvolle Gelehrte und Künſtler, und Frauen von der gewählteſten geſelligen Bildung" befanden.

Es iſt billig, Hn. *S.* nach ſeiner Abſicht und nach ſeiner Zuhörerſchaft zu beurtheilen. Gehen wir denn mit dieſen Rückſichten an die Zergliederung des erſten Theils.

Nach einigen vorläufigen Betrachtungen über den Geiſt ächter Kritik, deren Charakter Allgemeinheit (Univerſalität) iſt, über Verbreitung der Poeſie unter allen Völkern und Himmelsſtrichen, über die Pflicht des Denkers, mit feſtem Blick auf innere Vortrefflichkeit, ſich an Äuſserlichkeiten nicht zu ſtofsen, über den *plaſtiſchen* Geiſt der geſammten antiken Kunſt, und den *maleriſchen* (pittoresken) der modernen oder romantiſchen („von *romance*, der Benennung der Volksſprachen, welche ſich durch die Vermiſchung des Lateiniſchen mit den Mundarten des Altdeutſchen gebildet hatten, gerade wie die neuere Bildung aus den fremdartigen Beſtandtheilen der nordiſchen Stammesart und der Bruchſtücke des Alterthums zuſammengeſchmolzen iſt, da hingegen die Bildung der Alten weit mehr aus einem Stücke war," S. 13), Bezeichnungen, die trotz alles, was darüber (auch von dem Vf. ſelbſt B. 3 S. 15 ff.) geſagt und geſchrieben worden, und trotz ihres faſt allgemeinen Gebrauchs, eine gründliche Erklärung und Rechtfertigung verdient hätten, da ſie an ſich keineswegs deutlich, ſondern vielmehr einſeitig und manchen Miſsverſtändniſſen unterworfen ſind: nach allen dieſen Erörterungen alſo kommt der Vf. S. 18 ff. auf die verſchiedene Bildung der Alten, beſonders der Griechen, und der Neueren. Wie weit die Griechen auch im Schönen, und ſelbſt im Sittlichen gediehen ſeyen: ſo könne man ihrer Bildung doch keinen höheren Charakter zugeſtehen, als den einer geläuterten veredelten Sinnlichkeit. Das Princip der neueren Bildung hingegen ſey Religioſität, die, verbunden mit Ritterlichkeit und Liebe, als einer begeiſterten Huldigung ächter Weiblichkeit, in der heiligen Jungfrau verſinnbildet und göttlich verehrt, den romantiſchen Geiſt bilde.

So einverſtanden mit Hn. *S.* wir über den letzten, ſchon längſt ins Klare gebrachten, Punct ſind: ſo viel Urſache hätten wir, über ſeine Beſchränkung antiker Bildung auf blofse, wenn auch veredelte, Sinnlichkeit mit ihm zu rechten. Zwar giebt er ſelber zu, dafs dieſs nur vom Ganzen zu verſtehen ſey. Allein der älteſten Philoſophen Griechenlands zu geſchweigen, in deren kosmogoniſchen und theogoniſchen Forſchungen man auch ſehr abgezogene und formale Principe findet, und eben ſo manche über alle Sinnlichkeit hinausgehende Unterſuchungen ſpäterer Denker, „beſonders der Stoiker, zu übergehen, iſt es erlaubt, Welt- und Menſchen-Anſichten, wie die platoniſchen, die auch auf die Denkweiſe unſerer erſten Religionslehrer einen ſo entſchiedenen Einfluſs ausgeübt haben, und in welchen ſich die tiefſinnigſte Myſtik in ihrer ganzen Herrlichkeit offenbart, als einzelne Ahnungen der Philoſophen, Blitze dichteriſcher Begeiſterung, vielmehr zu ignoriren als zu kennen, die unaufhaltſamen Anſtrebungen ſolcher Geiſter nur als ein nicht gänzliches Abwenden vom Un-

Digitized by Google

endlichen zu bezeichnen, und die innerlich zuſammenhängenden zahlreichen Producte ihrer feherhaften Anſchauung, die elektriſch, wenn gleich bald ſchwächer bald ſtärker, durch alle gebildeten Zeitalter fortgewirkt hat, als einzelne *verlorne* (!) Erinnerungen von der eingebüſsten Heimath (S. 19) herabzuwürdigen? Wer unternimmt es, den ſogenannten heidniſchen Götterdienſt unter die Kategorie gewiſſer äuſserer Leiſtungen zu bringen und den ganzen inneren Menſchen mit ſeinen leiſeſten Regungen davon auszuſchlieſsen, wenn er an das Bedeutungsvolle der alten Gottheiten und der ihnen gewidmeten Feſte, an die Heiligkeit der Myſterien, und an ſo manche ſehnſuchtsvolle Entgegenſetzung des Endlichen nnd des Unendlichen in den Schriften der Alten denkt, z. B. an jene goldenen Verſe von den vor den Göttern im Olymp ſingenden Muſen zu Anfang des homeriſchen Hymnus auf den pythiſchen Apoll? — Auch den Glauben an Unſterblichkeit kann man wohl Einzelnen, aber nicht, wie Hr. *S.* Seite 23 zu thun ſcheint, der geſammten Griechenwelt abſprechen, wenn man ſchon bey ihren älteſten Dichtern ſo beſtimmte Behauptungen der Seelendauer nach dem Tode findet, als z. B. jene allbekannte bey Homer Od. XI, 218 — 222, wo die Begriffe von Körper, Lebenskraft (θυμὸς) und Seele (ψυχὴ) ſo beſtimmt unterſchieden ſind. Ja nicht allein Fortdauer nach dem Tode war bekanntlich nach der Volksmeinung den Seelen beſchieden: ſie büſsten auch entweder Strafen hier vollbrachter Unthaten, oder lebten ſchmerzlos, ſey es auf einer ſchönen Aue in gewohnten Beſchäftigungen, ſey es in froher Muſse auf ſeligen Inſeln des Oceans, die Pindar in der 2 olymp. Ode ſchildert; und wenn ihnen ſterbliche Körperkraft gebrach: ſo erſcheint dagegen das geiſtige Vermögen derſelben durch die ertheilte Gabe der Weiſſagung zum Göttlichen erhöhet, ſo daſs ihr Thun und Treiben in der Unterwelt ohne Zweifel mehr iſt, als, wie der Vf. will, ein Schatten in dunkler Ferne, ein abgeſchwächter Traum dieſes wachen hellen Lebens (S. 23).

Richtiger, obwohl auch nicht von Übertreibung frey, iſt die zum Theil ſchöne und treffende Schilderung der chriſtlichen Weltanſicht, und der daraus abgeleiteten Romantik, die man S. 23 — 25 und im dritten Bande S. 13 ff. findet. „Die geſammte alte Poeſie und Kunſt," heiſst es an der letzten Stelle, „iſt gleichſam *ein rhythmiſcher Nomos*," eine harmoniſche Verkündigung der auf immer feſtgeſtellten Geſetzgebung einer ſchön geordneten und die ewigen Urbilder der Dinge in ſich abſpiegelnden Welt. Die romantiſche hingegen iſt der Ausdruck des geheimen Zuges zu dem immerfort nach neuen und wundervollen Geburten ringenden Chaos, welches unter der geordneten Schöpfung, ja in ihrem Schoſse, ſich verbirgt; der beſeelende Geiſt der urſprünglichen Liebe ſchwebt hier von neuem über den Waſſern. Jene iſt einfacher, klarer, und der Natur in der ſelbſtſtändigen Vollendung ihrer einzelnen Werke ähnlicher; dieſe, ungeachtet ihres fragmentariſchen Anſehens, iſt dem Geheimniſs des Weltalls näher: denn der Begriff kann nur jedes für ſich umſchreiben, was doch der Wahrheit nach niemals für ſich iſt; das Gefühl wird alles in allem gewahr." Es hält, deucht uns, nicht ſchwer, die Auswüchſe dieſer Stelle zu bemerken. Nicht bloſs zu dem vielleicht mitewigen Subſtrat der Gottheit, dem Chaos oder dem Schöpfungsſtoffe, hat die romantiſche Poeſie eine Hinneigung; ſie ſtrebt nicht weniger verlangend auch zu dem Göttlichen, zu dem Schöpfer ſelbſt, empor. Und ſo wenig die alte Kunſt bloſser Begriff iſt: ſo wenig iſt die neue bloſses Gefühl, obwohl dieſes allerdings in ihr vorwaltet. Deutlicher von dieſen zwey Hauptgattungen des Schönen zu reden, iſt das Ziel der alten Kunſt eine Verkörperung des Geiſtigen, das bis zum Göttlichen idealiſirt iſt; das der modernen aber umgekehrt eine Vergeiſtigung des Körperlichen. Wie jene das Ewige, in eine endliche Form aufgefaſst, ſinnlich darſtellt: ſo iſt die moderne Kunſt bemüht, das Endliche dem verlornen Unendlichen wieder zu nähern, ohne jedoch je die Vereinigung beider ganz zu bewerkſtelligen. Daher denn jene Sehnſucht, die eins ihrer Hauptkennzeichen iſt, und ein Gefühl von Schwäche, das der ganzen Darſtellung etwas Elegiſches giebt; da hingegen der Grieche, als gottverwandt und gottgeliebt, eine *divinae particula aurae*, das ihn ringsumgebende, zur Welt geſtaltete, Göttliche nicht furchtſam, wie etwas Entferntes, ihm Entfremdetes, ſondern mit freudiger Zuverſicht, wie nahe und gleichſam häusliche Geſtalten nachbildet. Von keinem hundertarmigen Deſpotismus unter die Würde der Menſchheit hinabgedrückt, wie die Welt zur Zeit der Erſcheinung unſeres Religionsſtifters, erhob der Grieche frey ſein Haupt, und erkannte rings um ſich, in Erde, Meer und Himmel, eine ihm gleichgeſinnte, holde Gottheit. Beſchenkt ſie ihn mit Gütern, mit Weisheit: ſo ehrt er ſie durch Opfer, durch begeiſterte Lieder, und macht die Wagſchalen des gegenſeitigen Verdienſtes beynahe gleichſchweben, wird beynahe ſelbſt ein Gott. Dagegen fühlten ſich die unter dem eiſernen Römerſcepter Seufzenden kaum mehr Menſchen; faſt aller wahren Annehmlichkeiten des Lebens beraubt, wähnten ſie ſich von der Gottheit Verlaſſene, Verſtoſsene. Da erſchien Chriſtus, lehrte ruhige Unterwerfung unter die zeitliche Macht, und zeigte lichte Bahnen zum Thron einer ewigen, vor der alle Weltmacht Staub iſt. Er erhob verzweifelnde Seelen zur Hoffnung weniger hier als dort zu findenden Heils; zum muthigen Selbſtgefühl der gleichſam inwohnenden Gottheit konnte er ſie nicht zurückrufen. Die alte Welt war unwiderruflich dahin, nnd eine neue trat ans Licht, die bey gleicher Tapferkeit, weit entfernt von griechiſchem Heldentrotz, auch den offenbarſten Lohn eigener That als unverdiente Gnade eines fern im Dunkel der Welten hauſenden Gottes gegen elende Sünder betrachtete, in Anſtrengungen zur Ehre des Urhebers einer demüthigenden Religion ihre Kräfte lange Zeit nicht ruhmlos aufrieb, und das, ſeiner ſchwächeren Natur nach, aller chriſtlichen Tugenden deſto empfänglichere Weib nicht allein nicht, nach ſtolzer Griechenart, unter

Digitized by Google

den Mann herabsetzte, sondern über ihn, beynahe neben Gott selber, auf den Thron hob, und zum zweyten Princip ihrer Wirksamkeit mit Schwerdt und Feder machte. Das reinmenschliche Selbstgefühl wagt sich nun nicht mehr unverkleidet hervor, sondern rettet sich in Schilderungen halb menschlicher guter und böser Geister, oder barbarischer Naturen, wie eines Ferrau oder Rodomont. Der christliche Kämpfer selbst hat keine Zuversicht in eigene Kraft, sondern siegt, wie der Grieche allenfalls *mit*, so *in* Gott, nicht als ähnliches, vielleicht nach dem Tode als Heros gleiches, Wesen, sondern als unwürdiges Werkzeug der höheren Hand; der Ruhm seiner Grosthat gebührt nicht ihm, sondern dem übermenschlichen, unbegreiflichen Wesen, das, alle Macht der alten entthronten Götter und des verschollenen Schicksals in sich vereinigend, furchtbar, und wenn auch liebend, doch immer fremd, hoch in den Wolken über ihm schwebt, und nicht wie das alte Fatum unmerklich, gleich der atmosphärischen Luft, auf ihn drückt, ohne das Selbstvertrauen seines Wirkens zu beklemmen, sondern an jedem seiner Gedanken, jedem seiner Werke, den gröfsten Antheil verlangt, und, ohne seine Persönlichkeit zu ehren, ihm nur die Aussicht läfst, dereinst mit Auslöschung seiner Selbstheit, und verschmolzen in die göttliche Natur, zugleich Nichts und Etwas zu werden. Wie daher die Thaten griechischer Helden wahrhaft menschliche, und doch darum nicht weniger göttergleiche, sind: so erhebt sich die Gröfse des Christen nicht auf eigenen Füfsen, sondern scheint, wie die Thürme seiner Münster, eher von Dämonen aus den Wolken herabgesenkt, als von irdischem Grunde aufgebaut zu seyn; und ihr Anschauen erregt keine reine Freude, wie das griechischer Kunstwerke, sondern eine schauderhafte, wie wir sie etwa bey der Erzählung eines durch Hülfe eines Geistes um Mitternacht gehobenen Schatzes zu empfinden pflegen.

Genug hievon! Nachdem Hr. *S.* in der Folge den Begriff des Dramatischen erläutert, und einen Überblick der Theatergeschichte aller Völker, von den alten Ägyptiern an bis zu den Südseeeiländern, gegeben, die sehr verschiedenen Anlagen der verschiedenen Völker dazu bemerkt, und der Deutschen weiteres Zurückbleiben in diesem Fache als in anderen in unserer Neigung zur Speculation, da das Drama praktischen Geist fodere, und im Mangel einer dreist hervortretenden Nationalität, begründet hat: kommt er zur Auseinandersetzung dessen, was man theatralische Wirkung nennt, handelt dann von der moralischen Wichtigkeit der Schaubühne, vom Wesen des Tragischen und Komischen, wie wir es besonders in den Dramen der Griechen rein ausgedrückt sehen, einem guten Mafsstabe, um danach die mancherley Mischungen beider in neueren Werken zu beurtheilen, und verweilt endlich am Schlufs der zweyten Vorlesung, mit besonderer Vorliebe und rühmlicher Erwähnung Winkelmanns, bey der Antike, als dem besten Hülfsmittel, ohne Kenntnifs der Sprache in den Geist der Griechen einzudringen.

Die Beschreibung der mechanischen Einrichtung des alten Theaters, zu welcher der Vf. hierauf fortschreitet, ist keines Auszugs fähig, und verdient besonders bey ihm selbst gelesen zu werden, da sie zum Theil auf eigener Anschauung des Theaters zu Herculanum und der beiden, zwar äufserst kleinen, zu Pompeji beruht.

Das Wesen der griechischen Tragödie setzt er mit Recht in den Kampf innerer Freyheit und äufserer Nothwendigkeit, und das Vergnügen daran entweder in das Gefühl der Menschenwürde, das von grofsen Vorbildern erregt werde, oder in die entdeckte Spur einer höheren Ordnung der Dinge, dem scheinbar regellosen Gange der Begebenheiten eingedrückt, und geheimnifsvoll darin offenbart, oder in beides (S. 212). Dagegen wohl ohne Grund verwirft er Aristoteles Meinung, der Tragödie Zweck sey, durch Erregung von Mitleid und Schrecken (Furcht sollte es heifsen, wie der angestochene Lessing in der Dramaturgie sattsam bewiesen hat) die Leidenschaften zu reinigen; und wenn er sie auch deshalb tadelt, weil, solch eine moralische Heilcur durch die Tragödie auch angenommen, sie (diese Cur) doch durch schmerzliche Mittel, Schrecken (Furcht) und Mitleid, bewirkt werde, und es also immer noch nicht erklärt sey, wie wir die Wirkung der Tragödie sogleich mit Wohlgefallen spüren sollten: so liegt ihm erstlich ob, zu beweisen, das Mitleid an sich sey eine schmerzliche Empfindung, und zweytens schikanirt er den Aristoteles, der im 6 Cap. seiner Poetik wohl von einem ἡδυσμένῳ λόγῳ redet, aber keineswegs von einem durch jene Reinigung der Leidenschaften verursachten Wohlgefallen. Die merkwürdige Stelle, welche zugleich die Erklärung des angeführten Ausdrucks enthält, lautet wörtlich so: *Ἔστιν οὖν τραγῳδία μίμησις πράξεως σπουδαίας καὶ τελείας, μέγεθος ἐχούσης· ἡδυσμένῳ λόγῳ, χωρὶς ἑκάστῳ τῶν εἰδῶν ἐν τοῖς μορίοις· δρώντων, καὶ οὐ δι' ἀπαγγελίας· δι' ἐλέου καὶ φόβου περαίνουσα τὴν τῶν τοιούτων παθημάτων κάθαρσιν. Λέγω δὲ ἡδυσμένον μὲν λόγον τὸν ἔχοντα ῥυθμὸν καὶ ἁρμονίαν καὶ μέτρον· τὸ δὲ χωρὶς* u. s. w. Ungenügend ist, von Anderen zu schweigen, die Erklärung der bezeichneten Worte bey Buhle in seiner Übersetzung der aristotelischen Poetik S. 138. Weit näher zum Ziel trifft, unserer Meinung nach, Castelvetro, wenn er sich so darüber ausläfst. „Da Plato die Tragödie aus seiner Republik verbannt wissen wollte, damit die Leute, grofse Männer mitleidig, furchtsam, niedrig erblickend, nicht ähnliche Gebrechen auch sich zu Gute hielten: so kehrt Aristoteles das Ding um, und deutet an, dafs gerade durch das öftere Sehen tragischer Handlungen auf der Bühne Aug' und Ohr, an solche Ereignisse gewöhnt, den Eindruck wirklicher Vorfälle *der* Art aufheben lernen." Nur nicht von gänzlichem Austreiben (*scacciare*) der Leidenschaften der Furcht und des Mitleidens mufste er reden, sondern von *Reinigung*, d. h. Reinigung von der thierischen Heftigkeit erster Eindrücke im Leben selbst durch die ruhigere Wirksamkeit der Vernunft in Betrachtung eines idealischen Lebensspieles. Vgl. Lessings Hamb. Dramat. 75 Abend.

Digitized by Google

Den Chor der alten Tragödie faſst der Vf. S. 113 richtig als den perſonificirten Gedanken über die dargeſtellte Handlung, die verkörperte und mit in die Darſtellung aufgenommene Theilnahme des Dichters, als des Sprechers der geſammten Menſchheit.

Die Wahl von Königen und Helden zu Gegenſtänden tragiſcher Gemälde erklärt er S. 122 nicht weniger beyfallswürdig aus der Herrſchaft ſolcher alten Fürſtenfamilien in einer der Republicaniſirung Griechenlands weit vorangehenden Zeit, welche die idealiſche Erhöhung der Geſtalten begünſtigte, und einen kräftigen Willen im Guten wie im Böſen den freyeſten Spielraum in einer noch ungeordneten Welt zugeſtand. Auch habe das Erbkönigthum auffallendere Beyſpiele von plötzlichen Glückswechſeln dargeboten, als in der ſpäteren politiſchen Gleichheit Statt gefunden. Übrigens ſchildere das griechiſche Trauerſpiel die Zerrüttung der Königshäuſer nicht in ihrem Bezuge auf den Zuſtand der Völker; ſie zeige uns im Könige den Menſchen, und weit entfernt, zwiſchen uns und ihren Helden den Purpurmantel als eine Scheidewand vorzubreiten, laſſe ſie uns durch deſſen eiteln Glanz hindurch in einen von Leidenſchaften zerriſſenen Buſen ſchauen.

Die Vergleichung des homeriſchen Epos mit der halberhobenen Arbeit in der Bildhauerey, und der Tragödie mit der freyſtehenden Gruppe, iſt anziehend durchgeführt, und der letztere Theil derſelben an den Gruppen der Niobe und des Laokoon erläutert.

Der Vf. wendet ſich hierauf von den rohen Anfängen des Theſpis in der tragiſchen Kunſt ſogleich zu den Triumvirn derſelben, von welchen noch Werke uns übrig ſind. Die Charakteriſtiken des Aeſchylus und Sophokles und ihrer vorhandenen Schauſpiele ſind im Ganzen geiſtreich und treffend; nur daſs wir, was Sophokles Trachinerinnen betrifft, nicht einſehen, wie im Bau dieſes Trauerſpiels Anlage, Gemüth und Schreibart unſophokleiſch, und allenfalls ein Machwerk von Sophokles Sohne Iophon ſcheinen könne, welche Vermuthung Hr. *S.* S. 195 ff. nicht ohne Selbſtgefälligkeit ſo hinwirft, wie manches Andere in dieſen Skizzen, das wir nicht aufnehmen mögen.

Verbindung der Stücke einer tragiſchen Trilogie wird an Aeſchylus Agamemnon, den Choephoren und Eumeniden (der einzigen Trilogie, welche uns geblieben iſt) geſchickt dargelegt. Nicht ganz ungegründet iſt auch S. 175 f. die Bemerkung über Sophokles gerühmte, aber für die heutige Empfindſamkeit vermuthlich unerträglich herbe Süſsigkeit und Anmuth. Aber was ſoll man zu manchen Urtheilen über Euripides ſagen? Wie hart muſs der Arme Sokrates Vorliebe für ihn und das Lob büſsen, das ihm, trotz ſeiner oft ſchlechten Ökonomie, die Jedermann eingeſteht, Ariſtoteles und Leſſing beylegen! So richtig einige Kennzeichen des ausartenden Geſchmacks in der Tragödie und ihres Hinneigens zum Luſtſpiel an den Werken dieſes Schriftſtellers angedeutet ſind: ſo wird doch kein Sachkundiger ohne Beweis es unterſchreiben, wenn er S. 206 lieſt, Euripides dichte den alten Helden kleinliche ſchlechte Streiche aus eigener Willkühr an; und S. 207, ſeine Perſonen ſeyen oft nicht bloſs gemein, ſondern rühmen ſich deſſen, als müſſe es ſo ſeyn. Den Tadel des Menelaus im Oreſt hätte Hr. *S.* S. 205 dem Ariſtoteles nicht noch einmal nachſagen ſollen, da er von anderen Kunſtrichtern längſt, ſowohl in objectiver als ſubjectiver Rückſicht, beſeitiget iſt. Die Durchziehung und Verpoſſung (man erlaube uns dieſs Wort!) der euripideiſchen Elektra S. 243 ff. widerlegt ſich faſt ganz und offenbar durch eine bloſse unbefangene Leſung des Stücks. Freygeiſteriſche und ſonſt unſittliche Meinungen ſeiner Perſonen dem Dichter ſelber beyzulegen, iſt eben ſo willkührlich als übelwollend, und die Stelle in der Hekuba über Agamemnons Verhältniſs zur Kaſſandra S. 213 verdreht. Wenigſtens zur Hälfte falſch iſt auch S. 213 die zuverſichtliche Behauptung, Euripides habe zuerſt die wilde (aber bey ihm wie wundernswürdig ſchön gehaltene!) Leidenſchaft einer Medea, die unnatürliche (aber wie ergreifend und wahrhaft poetiſch dargeſtellte!) einer Phädra zum Hauptgegenſtande ſeiner Dramen gemacht. (M. ſ. über dieſe Stücke Schlegels eigenes Urtheil S. 247.) Von Sophokles Phädra finden ſich bekanntermaſsen nicht wenige Bruchſtücke, und wenn wir unter den Titeln von Aeſchylus verlornen Schauſpielen dieſe beiden Namen nicht antreffen: ſo hat er dafür die einer Danae und Semele, die auf ähnliche Darſtellungen hindeuten. In Rückſicht auf Euripides Prologen, die einige Ähnlichkeit mit den altengliſchen *dumb shows* (Bd. 5 S. 253) haben, beharren wir bey Leſſings ſinnreicher Meinung, ſo ſeltſam ſie Hrn. *S.* vorkommen mag: Nichts gezwungener und armſeliger als die Expoſitionen ſo mancher Dramatiker! Was die Beurtheilung der Sittenſprüche betrifft, in denen Euripides ſich, wie der Vf. meint, wiederholt, die meiſt abgenutzt und nicht ſelten grundfalſch ſeyn ſollen: ſo ſind wir hier lieber der Meinung des gebildeten Alterthums, das ihretwegen dieſen Tragiker vorzüglich ſchätzte. Auch ſeine Schreibart überhaupt muſs es mit anderen Augen angeſehen haben als unſer Kunſtrichter S. 218, wenn es wahr iſt, was Plutarch erzählt (Bayle v. Euripide), daſs die ſonſt hart behandelten Soldaten von Nicias zerſtreuetem Heere Gnade bey den Sicilianern fanden, wenn ſie ihnen Verſe von Euripides recitiren konnten, und daſs gewiſſe attiſche Seefahrer, von Seeräubern verfolgt, nur unter gleicher Bedingung Eingang in ihre Häfen fanden. Man hatte ſie vorher ausdrücklich gefragt, ob ſie euripideiſche Verſe auswendig wüſsten. *Cette seule question signifie plus que je ne saurois exprimer*, ſagt der verſtändige Bayle.

(*Die Fortſetzung folgt im nächſten Stücke.*)

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

A E S T H E T I K.

Heidelberg, b. Mohr und Zimmer: *Über dramatiſche Kunſt und Literatur.* Vorleſungen von *Auguſt Wilhelm Schlegel.* I u. II Theil u. ſ. w.

(Fortſetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.)

Die Schilderung des Geiſtes der ariſtophaniſchen, d. h., der idealiſchphantaſtiſchen Komödie, zu der Hr. *S.* jetzt übergeht, iſt in ihrer Art ein Meiſterſtück. Wir finden nichts daran zu tadeln, als die Äuſserung im Betreff der Wolken S. 307. „Warum hat," fragt der Vf., „A. die ſophiſtiſche Metaphyſik gerade in dem ehrwürdigen Sokrates perſonificirt, der ja ſelbſt ein entſchiedener Gegner der Sophiſten war? Vermuthlich lag perſönliche Abneigung dabey zum Grunde; *man muſs nicht verſuchen wollen, ihn deſshalb zu rechtfertigen.*" Man *muſs* nicht? Sonderbar! Vielleicht ſollte es heiſsen: Man *kann* nicht. Aber dann hätte doch Hr. *S.* wenigſtens an Wielands leſenswerthe Einleitung zu ſeiner Überſetzung der Wolken im attiſchen Muſeum denken ſollen; denn eine, wie uns dünkt, noch tiefere Ergründung dieſes Gegenſtandes in der wolfiſchen Überſetzung S. IX. ff. konnte ihm nicht bekannt ſeyn.

Bey der Anregung der Frage, ob Frauenzimmer bey den griechiſchen Schauſpielen, beſonders bey den Komödien, zugegen waren, hat der Vf. eine Hauptſtelle überſehen, die doch Barthelemy Anacharſ. Cap. XI gleich vorn anführt, nämlich Ariſtophanes Eccleſ. 18, wo es in den Scholien unbeſtimmt, alſo auf jene beiden Arten der Schauſpiele anwendbar, ſo heiſst: Ὁ δὲ Σφυράμαχος ψήφισμα εἰσηγήσατο, ὥστε τὰς γυναῖκας καὶ τοὺς ἄνδρας χωρὶς καθέζεσθαι, καὶ τὰς ἑταίρας χωρὶς τῶν ἐλευθέρων. In Rückſicht der Römer läſst eine hiebey angeführte Stelle aus Cicero's Tuſculanen ebenfalls keinen Zweifel übrig. Man vergleiche damit beſonders den Prolog von Plautus Poenulus. Eine gewiſſe Vollſtändigkeit der Literatur vermiſst man öfter bey Hn. *S.*, und er beklagt das ſelbſt einmal, wo er vom engliſchen Theater handelt.

S. 327 iſt es ein Irrthum, zu behaupten, daſs die attiſche Komödie mit ihrem politiſchen Vorrecht (des perſönlichen Spottes) auch ihre feſtliche Würde eingebüſst habe, und zur bloſsen Beluſtigung herabgeſunken ſey. Vielmehr blieb ſie nach wie vor ein Zubehör der Bacchusfeſte, und theilte als ſolcher deren Würde.

Treffend iſt S. 330 die Beſchreibung der neuen Komödie als der zahm gewordenen alten. „Die durch Verzichtleiſtung auf die unbedingte Freyheit des Scherzes erlittene Einbuſse ſuchten die neueren Komiker durch eine Beymiſchung von Ernſt zu erſetzen, welchen ſie von der Tragödie entlehnten, ſowohl in der Form der Darſtellung und in der Verknüpfung des Ganzen, als in den dadurch bezweckten Eindrücken." Auch wird dieſer Miſchcharakter *der* Gattung, von der das heutige (nicht hochkomiſche) Luſtſpiel abſtammt, weiterhin in ein ſehr helles Licht geſetzt.

S. 354 — 361 ſpricht der Vf. von den lateiniſchen Komikern, beſonders von den beiden uns noch übrigen, Plautus und Terenz. Meiſt bleibt er alten Meinungen treu, die von berühmten Kritikern der neueren Zeit widerlegt ſind. Dieſe Dichter ſollen es ſich (S. 356) mit dem Sylbenmaſse ſo leicht machen, daſs deſſen Begriff faſt unter den vielen metriſchen Freyheiten verloren gehe. Auch ihrer Sprache fehle es an Ausbildung und Politur, wenigſtens dem Plautus. Beide, als zu den älteſten römiſchen Schriftſtellern gehörig, hätten mit naiver Einfachheit nur alles friſch aus dem Leben aufgegriffen. Das Wohlgefallen einiger gelehrter Römer, z. B. des Varro, an der Schreibart des Plautus ſey nur *ein philologiſches* (ein Ausdruck, der nur in Beziehung auf uns irgend einen Sinn, in Beziehung auf Varro u. ſ. w. aber in der That gar keinen hat). Horazens Verachtung des Plautus (nicht, wie es hier heiſst, auch anderer lateiniſcher Luſtſpieldichter) wegen der nachläſſigen, nur auf ſchnelle Zahlung bedachten Hinwerfung ſeiner Stücke (zwey eigen erſonnene Beſchuldigungen, an die Horaz nicht denkt, indem er nur *Plautinos numeros et ſales* tadelt), die Verachtung alſo dieſes Dichters, deſſen *ſales* in der That oft nach dem Salzfiſchhändler ſchmecken, und deſſen *numeri* in den verwandten Satiren ihm kein Recht gaben, die *numeros* eines Anderen herabzuſetzen, der überhaupt mit der ſchwächlichen höfiſchen Sittenloſigkeit, in welcher er ſich nicht ſelten ſo wohl gefällt, nimmermehr an die naive republicaniſche Derbheit der alten Komödie reicht, und durch ähnliche Anzapfungen auch des Attius und aller berühmten älteren Dichter, ſo wie des ihm näher ſtehenden Laberius (man ſehe nur II, 1, 12 und 18 dieſes Werks), ſich überhaupt entweder als neidiſchen Mitbuhler, oder als einen in ſeinem Zeitgeſchmack Befangenen kund giebt, dieſe gewiſs ſehr zweydeutige Verachtung des Horaz wird S. 357 ſtillſchweigend gebilliget, und überhaupt das Verdienſt dieſer Komiker verdreht, wie 360 und II, 1, 53, wo nur

Digitized by Google

von ihren Anstöfsigkeiten die Rede ist, oder als unschöpferischer Künstler (vergl. dagegen II, 1, 7 oben) und überhaupt unbedeutender herabgewürdigt (S. 358 unten, II. 2, 6, und vergleiche dagegen II 1, 7 unten), da doch ihre wahrhaft komischen Talente ganz unleugbar sind, und auf die Hervorbringungen der besten Neueren in diesem Fach den entschiedensten Einfluss gehabt haben, Plautus aber insbesondere wegen der fast gänzlichen Verschollenheit seiner Quellen, und wegen seiner vorwaltenden eigenen Genialität uns ohne Bedenken für ein Original gelten kann. Denn was Horaz von seiner Nachahmung des Epicharmus sagt, scheint sich nach dem, was wir von diesem wissen, blofs auf den Amphitruo zu beziehen. Wir bleiben also entweder bey dem bekannten Urtheil Cicero's über Plautus Scherze (De Offic. 1, 29), oder vereinigen uns vielmehr mit ihm und Horaz auf einem Mittelwege, den auch Lessing im Leben des Plautus (Lessings Schriften 22 Bd. S. 275 ff.) einschlägt, ohne sich an das Geschwätz des Daniel Heinsius in seiner bekannten Abhandlung zu kehren. Wovon aber dort beynahe gar nicht die Rede ist, von Plautus Versen, davon hier nur so viel, dass sie nichts weniger als so nachlässig sind, wie Manche sich einbilden, vielmehr gröfstentheils vortrefflichen Schwung haben, und die ergiebigste Ader, die leidenschaftlichste Beredsamkeit, den gaukelndsten Witz ungezwungen darlegen. Worin sie, und alle Verse der älteren lateinischen Dramatiker, von den griechischen Versen dieser Gattung abweichen, Überladung mit langen Sylben und häufige Elisionen (denn weiter kann man ihnen nichts vorwerfen), diese vorgeblichen Fehler haben ihren Grund nicht sowohl in der Sorglosigkeit der Dichter, als in der Beschaffenheit einer Sprache, wie die lateinische, die, weniger glücklich gebaut, als die der Griechen, ihrer schöneren Schwester nur im gemessenen Schritt der ernsten Dichtungsarten, und auch da nur ängstlich, nachschreiten, nicht aber den Gaukeltanz griechischer Lustspiele nachhüpfen konnte, ohne ihre ganze Natur zu verleugnen, und die wesentlichsten Eigenschaften einer kalten Regelmäfsigkeit aufzuopfern. — Dass Plautus nicht schlechthin als ein armer Tagelöhner vorgestellt werden kann, wie S. 359 geschieht, beweist Gellius N. A. 1, 7. — In den bekannten Versen des Cäsar über Terenz gehört das Wort *Comica* zu *virtus*, und nicht zu *vis*, wie einer unserer ersten Kritiker schon längst gezeigt hat.

Die Behauptung S. 366, dass in Griechenland der ganze Umgang beider Geschlechter in sinnliche Leidenschaft oder Ehe zerfallen sey, bedarf grofser Einschränkungen. Wenn die Bildung der zu Hausmüttern bestimmten Jungfrauen in der Regel vernachlässigt wurde: so war dagegen der Geist unabhängig lebender Mädchen, deren es sehr viele ganz verschiedene Classen gab, zum Theil so höchst ausgebildet, dass sie ihre Liebhaber eben so stark hiedurch, als durch Körperreize, fesselten. Wem fällt hier nicht Aspasia ein? Und ähnliche, zuletzt als griechische Bürgerinnen erkannte Mädchen in den Lustspielen, eine Planesium bey Plautus (Curcul.), eine Philumena oder Antiphila bey Terenz, wie zart fühlen sie! Man vergl. Jakobs über das Verhältnifs des weiblichen Geschlechts zum männlichen in Griechenland, im attischen Museum.

Der griechische Sklav war bekanntlich keineswegs der Willkühr seines Herrn auf Lebenslang überlassen, sondern konnte sich von seinem Ersparten bald loskaufen, und hatte es in den verfeinerten Zeiten Athens besser, als Tausend Freye unter uns, so dass sein Wohlbefinden sogar in Frechheit ausartete (S. 370).

Merkwürdig ist, was II, 1, 15 als eine Abweichung der tragischen Darstellungsweise bey den Römern von der griechischen erwähnt wird, dass gleich bey der Einführung regelmäfsiger Schauspiele Livius Andronicus in den Monodien den Gesang von dem mimischen Tanz trennte, so dass nur dieser dem Schauspieler blieb, und statt seiner ein neben dem Flötenspieler stehender Knabe sang, woraus die spätere Vorliebe Roms für die Pantomimen hergeleitet wird.

Die Meinung (II, 1, 17), dass Seneca's Tragödieen sich aus den Anapästen nie weiter, als bis zu einem sapphischen oder choriambischen Verse (Sylbenmafse sollte es wenigstens heifsen) versteigen, ist, so allgemein ausgedrückt, falsch: denn man findet in den lyrischen Stellen dieser Trauerspiele auch andere Versmafse, z. B. *iambi dim.* (Agam. 759 und Med. 4 Act 2 Sc.), Anakreontiker (Med. am Ende des 4 Actes), *iambi trim. brach.* an vielen Stellen, fünffüfsige Daktylen gleichfalls oft, heroische Hexameter nicht selten, z. B. im 2 Act des Ödipus in dem Chorgesang *Effusam redimiti*, *troch. dim.*, dochmische Verse, eine Anzahl von Asynarteten u. s. w. Freylich mufs man diese Verse hie und da zurechtrücken, denn zuweilen befinden sie sich noch in dem formlosen Zustande, in welchen unwissende Abschreiber des Mittelalters sie gesetzt haben.

Was die Ächtheit dieser Tragödieen anlangt: so kommt dieselbe Hn. *S.* (II, 1, 23) sehr zweydeutig vor, und er möchte sie gern, „zur Ehre des römischen Geschmacks," für sehr späte Aftergeburten des Alterthums halten. Doch lenkt er in Rücksicht der Medea wieder ein, wegen einer Anführung des Quintilian aus diesem Schauspiele: bemerkt auch am Lucan, Nero's Zeitgenossen, eine ganz ähnliche Manier, „des Schwulstes" nämlich, wie er sich sehr übertreibend ausdrückt, der alles Grofse *zum Unsinn* (!) verzerre. Das heifst so viel, als diese Stücke passen in Nero's Zeit, und sie passen auch nicht hinein. Wir wundern uns, wie der Vf. so etwas hinschreiben konnte. Noch mehr aber wundert uns die Verkennung der so auffallenden Ähnlichkeit zwischen diesem Tragiker und dem Weltweisen Seneca. In Beiden derselbe Witz und Scharfsinn, im Grunde auch derselbe Mangel an Gemüth, den Hr. *S.* selbst (S. 27 f.) an jenem bemerkt, dieselbe zerhackte, und bey anscheinender Kürze weitschweifige Schreibart, derselbe Reichthum an Sittensprüchen, und (was das Wich-

Digitized by Google

tigste ist) dieselbe, von der Stoa entlehnte Ansicht der Welt. Dazu das Zeugniss Quintilians X, 1. *Tractavit omnium fere studiorum materiam: nam et orationes ejus et poëmata et epistolae et dialogi feruntur.* Das des Tacitus Annal. 14, 52: *Objiciebant etiam, eloquentiae laudem uni sibi adscivisse et carmina crebrius factitare, postquam Neroni amor eorum venisset.* Und welche Art von Gedichten konnte dem ganz in der Repräsentation lebenden Tyrannen besser gefallen, als die dramatische, zu welcher ohnehin den Seneca sein eigener Rhetorismus hinzog? Hiezu die Anführungen von Stellen dieser Tragödieen unter Seneca's Namen auch bey den Grammatikern. Braucht es mehr, um wenigstens den grössten Theil dieser Werke dem Philosophen zu vindiciren, und so unkritische Anfechtungen abzuwehren? Wir glauben nicht. —

Treffend ist S. 22 ff. die tragische Kunstanlage der Römer im Allgemeinen dargestellt. „Wiewohl die Römer sich nun einmal durchaus hellenisiren wollten: so fehlte ihnen doch jene mildere Menschlichkeit, die in der griechischen Geschichte, Poesie und Kunst sich von der homerischen Zeit an spüren läßt. Von der strengsten Tugend, die, wie Curtius sich selbst, alle persönliche Neigung im Schooße des Vaterlands begrub, gingen sie mit furchtbarer Schnelligkeit zu einer eben so beyspiellosen Verderbniss der Habsucht und Wollust über. — Sie waren die Tragiker der Weltgeschichte, die so manches erschütternde Trauerspiel an gefesselten und im Kerker verschmachtenden Königen aufführten; sie waren die eiserne Nothwendigkeit der anderen Völker, die allgemeinen Zerstörer, um sich zuletzt einsam in einer einförmig gehorchenden Welt aus den Ruinen das Mausoleum ihrer eigenen Würde und Freyheit aufzuthürmen. Ihnen war es nicht gegeben, durch gemäßigte Accente des Seelenleidens zu rühren, und mit schonender Hand die Tonleiter der Gefühle durchzuspielen. Natürlich suchten sie auch im Trauerspiel, mit Überspringung aller Mittelgrade, immer das Äußerste, sowohl im Stoicismus des Heldenmuths, als in der ungeheueren Wuth verbrecherischer Gelüste." —

S. 45, wo die Rede ist von der Aufgabe des Opern-Dichters und Musikers, die verworrenen Stimmen streitender Leidenschaften sich zu einer gemeinschaftlichen Harmonie begegnen zu lassen, ohne ihr Wesen aufzuheben, hätte unter Anderen Mozart eine ehrenvolle Erwähnung verdient.

Dass Alfieri S. 46 ff. im Ganzen zu hart beurtheilt ist, muss Jeder fühlen, der seine vorzüglichsten Stücke mit einiger Aufmerksamkeit gelesen hat. Man sehe Ludw. Idelers weit gerechtere Würdigung dieses gewiss eigenen Geistes in seinem Handbuche der ital. Lit. 2, S. 395 ff., einem Werke, dessen mehr referirende und höchst bescheidene Kritiken überhaupt dazu dienen können, die hier gegebenen Rhapsodieen über ital. Dramatiker zu ergänzen, und die eigenmächtigen Aussprüche unseres Aristarchs zu berichtigen.

Die Ansicht von Aristoteles Geiste (S. 82 ff.), wie er sich in seiner Rhetorik und Poetik zeigt, hat dem Anscheine nach Vieles für sich, ist aber doch in der That so wenig gegründet, als folgende Bemerkung über Lessings scharfsinnig zergliedernde Kritik (S. 83): „Diese Kritik ist vollkommen siegreich, wo sie die Widersprüche für den Verstand an Werken darlegt, die bloss (?) mit dem Verstande zusammengefugt sind; schwerlich möchte sie ausreichen, um sich zur Idee einer wahrhaft genialischen Kunstschöpfung zu erschwingen." Mögen manche neuere Kunstforscher sich über die Massen glücklich fühlen, wenn sie nach langem Herumhaschen endlich das eigentliche Genie selbst bey den Flügeln erhascht zu haben glauben, und es in die kritische Jagdtasche stecken. Dass fast immer Puk oder ein ähnlicher Kobold sie in solchen Fällen geäfft, sehen wir an der Unverständlichkeit ihrer ästhetischen Sectionsberichte. Aristoteles und die Alten, von deren hellem Sinne Lessing durchdrungen war, handelten hier weit klüger: sie lehrten von den schönen Künsten, was lehrbar war, d. h. eben *das für den Verstand Fassliche*. Die Einbildungskraft und das Gefühl in ihren Kreis herabzubeschwören, und das Geheimniss der Poesie selbst enthüllen zu wollen, trugen sie Scheu, wohlwissend, dass nicht das todte Wort die Pforten dieser Heiligthümer öffnen, sondern nur der Geist den Geist fassen kann.

Gut sind S. 87 ff. die Begriffe von Handlung und Haupthandlung gefasst. Besonders über die Letzte ist S. 90 eine Stelle, die wir hersetzen wollen. „In der Andromache des Racine," heisst es da, „will Orest die Hermione zur Gegenliebe bewegen; Hermione will den Pyrrhus nöthigen, sich mit ihr zu vermählen, oder will sich an ihm rächen; Pyrrhus will die Hermione *los seyn* (!) und sich mit der Andromache verbinden; Andromache will ihren Sohn retten, und zugleich dem Andenken ihres Gemahls treu bleiben. Dennoch hat Niemand diesem Stücke die Einheit abgesprochen, weil Alles in einander greift, und mit einer gemeinschaftlichen Katastrophe endigt. Welche unter den Handlungen der vier Personen ist nun aber die Haupthandlung? An leidenschaftlicher Stärke sind ihre Bestrebungen einander wohl ziemlich gleich, allen kommt es auf das ganze Glück ihres Lebens an; die Handlung der Andromache hat *die sittliche Würde* voraus, und darum hat Racine ganz recht gethan, das Stück von ihr zu benennen."

De la Motte's von dem Vf. S. 95 ausgezeichnete *Einheit des Interesse* ist nichts weiter als der objective Begriff von Einheit der Handlung, subjectiv ausgedrückt.

In den ziemlich weitläuftigen Bemerkungen über das französische Theater sind *bona mixta malis*. Sehr schlimm geht es dem guten Moliere. Warum ist er auch so berühmt? S. 253 wird sein Talent auf das derbe hausbackene Komische oder die Posse beschränkt, ohne Rücksicht auf die feinen Charakterschilderungen aller Art, woran dieser Dichter gleichfalls einen Überfluss hat. Ungerecht ist die Meinung S. 245, dass, wenn er sich zuweilen strengeren Gesetzen als in den Betrügereien des Scapin, dem Hn. von Pourceaugnac, der Gräfin Escarbagnas, und dem eingebildeten Kranken

Digitized by Google

unterwerfe, man das mehr ſeinem Ehrgeize verdanken müſſe, und der Lüſternheit, auch mit unter die Claſſiker des goldenen Zeitalters der Franzoſen gezählt zu werden, als einem inneren immer wachſenden Triebe nach auserleſener Vortrefflichkeit. Wie bey Euripides, ſchiebt Hr. *S.* S. 250 auch bey Moliere unſtatthafte Ideen der redenden Perſonen dem Dichter ſelbſt unter, ohne an die komiſche Ironie oder den Humor zu denken, der in den Werken aller groſsen Schriftſteller dieſer Gattung unverkennbar am Tage liegt. Er beſchuldigt ihn daher einer gewiſſen Kammerdienermoral, und proteſtirt wider ſeinen Beruf zum Lehrer der menſchlichen Geſellſchaft. Grundloſe Aburtheilungen, die wie Geſpenſter beym Tageslicht einer auf unparteyiſche Leſung fuſsenden Kritik zerſtieben! Auch darüber möchte man mit Hn. *S.* hadern, daſs er, der jede anſcheinend ſchwache Seite dieſes Schriftſtellers gefliſſentlich herauskehrt, von manchen anerkannt trefflichen Hervorbringungen deſſelben ganz ſchweigt. Dahin gehört *die Männerſchule* ein ſehr gutes Intriguenſtück, äuſserſt komiſch in Situationen und Sprache, das *die Weiberſchule* gewiſs werth iſt. Auch *der eingebildete Hahnrey* iſt voll artiger Theaterſtreiche, und auf Wirkung berechnet; *l'Amour médecin*, *le Médecin malgré lui* u. ſ. w. ſind unterhaltende, wenn auch nur hingeworfene Poſſenſpiele, mancher einzelnen ſchönen Stellen, z. B. der 4 S. des 4 Acts und des gut erſonnenen Monologs vorn im 5 Acts des *Dépit amoureux*, nicht zu erwähnen.

Wir gehen zum Schluſsbande dieſes Werks über, der die dramatiſche Dichtkunſt der Engländer, Spanier und Deutſchen umfaſst. Die hiebey ſich aufdringende Frage, was künſtleriſche Form ſey, iſt gut beantwortet S. 8. „*Mechaniſch* iſt die *Form*, wenn ſie durch äuſsere Einwirkung irgend einem Stoffe, bloſs als zufällige Zuthat, ohne Beziehung auf deſſen Beſchaffenheit ertheilt wird, wie man z. B. einer weichen Maſſe eine beliebige Geſtalt giebt, damit ſie ſolche nach der Erhärtung beybehalte. *Die organiſche Form* hingegen iſt eingeboren, ſie bildet von innen heraus, und erreicht ihre Beſtimmtheit zugleich mit der vollſtändigen Entwicklung des Keimes. Solche Formen entdecken wir in der Natur überall, wo ſich lebendige Kräfte regen, von der Kryſtalliſation der Salze und Mineralien an bis zur Pflanze und Blume, und von dieſer bis zur menſchlichen Geſichtsbildung hinauf. Auch in der ſchönen Kunſt, wie im Gebiete der Natur, der höchſten Künſtlerin, ſind alle ächten Formen organiſch, d. h. durch den Gehalt des Kunſtwerkes beſtimmt. Mit Einem Worte, die Form iſt nichts Anderes, als ein bedeutſames Äuſseres, die ſprechende, durch keine ſtörenden Zufälligkeiten entſtellte Phyſiognomie jedes Dinges, die von deſſen verborgenem Weſen ein wahrhaftes Zeugniſs ablegt.“

Die Charakteriſtik Shakeſpeare's iſt ſo ausführlich und vortrefflich, wie es ſich von dem langen Studium ſeines geiſtreichſten Überſetzers erwarten läſst. Glücklich wendet er ſo manche hergebrachte Vorwürfe mangelhafter Kenntniſſe und vernachläſſigter Schicklichkeiten von ihm ab. „Seine Unwiſſenheit will man beſonders,“ heiſst es S. 41, „durch einige geographiſche Schnitzer und Anachronismen beweiſen. Man lacht darüber, daſs er in einem mährchenhaften Luſtſpiele Schiffe in Böhmen landen läſst. Allein ich glaube, man hätte ſehr Unrecht, daraus zu ſchlieſsen, er habe nicht eben ſo gut wie wir die ſchätzbare und nicht ſchwer zu erwerbende Kenntniſs beſeſſen, daſs Böhmen von keiner Seite an die See ſtöſst. Dazu müſste er niemals eine Charte von Deutſchland angeſehen haben, da er doch die Charten beider Indien mit den Entdeckungen der neueſten Weltumſegler beſchreibt (*Twelfth Night, or What you will*, A. III Sc. 2). In dergleichen iſt Sh. nur bey einheimiſchen hiſtoriſchen Gegenſtänden genau. Bey den Novellen, die er bearbeitet, hütete er ſich wohl, ſeine Zuhörer, denen ſie bekannt waren, durch Berichtigung von Irrthümern in Nebendingen zu ſtören. Je wunderbarer die Geſchichte, deſto mehr ſpielt ſie auf einem bloſs poetiſchen Boden, den er nach Belieben in einer unbeſtimmten Ferne hält. Dieſe Schauſpiele, wie auch die Namen lauten mögen, gehen eigentlich im Romanenlande und in dem Jahrhundert der wunderbaren Liebesgeſchichten vor ſich. Er wuſste gewiſs, daſs es im Ardennerwalde keine Löwen und Schlangen der heiſsen Zone giebt, eben ſo wenig als arkadiſche Schäferinnen: aber er verſetzte beide dahin (*As you like it*), weil der Entwurf und die Bedeutung ſeines Gemäldes es ſo erfoderte. Hierin hielt er die gröſsten Freyheiten für erlaubt. Er hatte es nicht mit einer kleinlich krittelnden Zeit zu thun, wie die unſerige iſt, wo man in der Poeſie immer etwas anderes ſucht als Poeſie; ſeine Zuhörer gingen ins Theater, nicht um die wahre Chronologie, Geographie und Naturgeſchichte (wir ſetzen hinzu: die wahre Hiſtorie, das äuſserliche Coſtum, wovon S. 44 ff., und tauſend andere Nebendinge) zu erlernen, ſondern um eine heitere Darſtellung anzuſehen.“ Wie der Vorwurf von Unanſtändigkeiten von dem groſsen Dichter abgelehnt oder doch gemildert wird, muſs man S. 31 ff. leſen. Nicht unwichtig iſt unter anderen die Bemerkung, daſs damals die weiblichen Rollen von Knaben geſpielt wurden, und Frauenzimmer nicht anders als verlarvt in das Schauſpiel gingen, mithin als nicht gegenwärtig betrachtet, und weniger geſchont wurden, gerade wie wahrſcheinlich in der attiſchen Komödie.

(Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.)

KURZE ANZEIGEN.

Vermischte Schriften. *Leipzig*, b. Rein: *Taſchenbuch, guten Hausvätern und Hausmüttern gewidmet.* 1812. XII u. 116 S. 8. (8 gr.) Dieſes Taſchenbuch enthält 256 chemiſche, Lackir-, Beitzen-, Farbe-, Jäger-, Koch-, Einmach-, Wein-, Liqueur-, ökonomiſche und allerley curiöſe Künſte und Hausmittel. Brauchbar iſt es nur für den, welcher ältere Bücher dieſer Art, aus denen der Stoff zuſammengetragen iſt, nicht beſitzt. —ſch—

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

AESTHETIK.

Heidelberg, b. Mohr und Zimmer: *Über dramatiſche Kunſt und Literatur.* Vorleſungen von *Auguſt Wilhelm Schlegel.* I u. II Theil u. ſ. w.

(Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.)

S. 48 ff. beweiſt der Vf. durch die anſchaulichſte Induction, daſs Shakſpeare ein tiefſinniger Künſtler, nicht ein blindes wildlaufendes Genie war. Er zeigt in der Folge (S. 335), was für Schaden dieſe, gedankenlos fortgehegte Meinung in ſpäteren Zeiten gethan, indem man, was ihm gelungen, für beyſpiellos und unwiederholbar hielt, ſtatt den Grundſätzen ſeiner Kunſt nachzuforſchen, und ſie, wo möglich, in ähnlichen Selbſtſchöpfungen darzulegen.

Schön heiſst es von ihm S. 69: „dieſer tragiſche Titane, der den Himmel und die Welt aus ihren Angeln zu reiſsen droht, der, furchtbarer als Aeſchylus(?), unſer Haar emporſträubt, und unſer Blut vor Schauder gerinnen macht, beſaſs zugleich die einſchmeichelnden Lieblichkeiten der ſüſsen Poeſie, er tändelt kindlich mit der Liebe, und ſeine Lieder ſind wie ſchmelzende Seufzer hingeathmet. Er verknüpft alles Hohe und Tiefe in ſeinem Daſeyn, und die fremdartigſten, ja ſcheinbar unvereinbarſten, Eigenſchaften beſtehen in ihm friedlich neben einander. Die Geiſterwelt und die Natur haben alle ihre Schätze in ihn niedergelegt: an Kraft ein Halbgott, an Tiefblick ein Prophet, an überſchauender Weisheit ein Schutzgeiſt höherer Art, läſst er ſich zu den Menſchen herab, als wüſste er nicht um ſeine Überlegenheit, und iſt anſpruchlos und unbefangen wie ein Kind.“

Vortrefflich ſind die Darlegungen mancher Charaktere und Stücke in ihre dichteriſchen Grundbeſtandtheile. M. ſ. z. B. S. 127 über Caliban, S. 136 über Romeo und Julia u. ſ. w.

Neu war uns S. 180 die Bemerkung, daſs der Name des Vermittlers zwiſchen Troïlus und Creſſida, des Pandarus, ſogar in die engliſche Sprache übergegangen ſey (*a pander*), um Leute zu bezeichnen, die unerfahrnen Perſonen beiderley Geſchlechts ähnliche Dienſte widmen.

„Für die Bewunderer Shakſpeare's,“ heiſst es S. 251, „muſs es ein Gegenſtand der Neugierde ſeyn, wie das Theater ausſah, wo ſeine Werke zuerſt aufgeführt wurden. Man hat einen Kupferſtich von dem Schauſpielhauſe, dem er vorſtand, und das von dem Sinnbilde eines den Atlas vertretenden Hercules die Weltkugel hielt: es iſt ein maſſives Gebäude ohne allen architektoniſchen Zierrath, ſogar beynahe ohne Fenſter an den Aufsenwänden. Das Parterr war unter freyem Himmel, und man ſpielte an hellem Tage; die Scene hatte keine andere Decoration als gewirkte Teppiche, die in einiger Entfernung von den Wänden hingen, und verſchiedene Eingänge frey lieſsen. Im Hintergrunde war eine über die erſte erhöhte Bühne, eine Art von Balcon, der zu verſchiedenen Zwecken diente, und nach Befinden der Umſtände allerley bedeuten muſste. Die Schauſpieler erſchienen bis auf ſeltene Ausnahmen in der gewöhnlichen Tracht ihrer Zeit, höchſtens durch höhere Federbüſche auf den Hüten und Roſen auf den Schuhen ausgezeichnet. Die hauptſächlichſten Mittel der Verkleidung waren falſches Haar und Bart, zuweilen wohl auch Maſken. Die Frauenrollen wurden durch Knaben geſpielt, ſo lange ihre Stimme es erlaubte. Zwey Schauſpielergeſellſchaften in London, die zu den vornehmſten gehörten, beſtanden ſogar ganz aus Knaben, nämlich den Chorſängern von der Capelle der Königin und der Paulskirche. Zwiſchen den Acten war keine Muſik gebräuchlich, wohl aber in den Stücken ſelbſt Märſche, Tänze, Lieder von einzelnen Singſtimmen u. dergl., wenn es die Gelegenheit gab, auch Trompetenſtöſse beym Eintritt hoher Perſonen. In der älteren Zeit war es üblich, die Handlung, ehe ſie geſprochen wurde, zwiſchen jedem Aufzuge in ſtummer Pantomime (*dumb show*) vorzuſtellen, allegoriſch oder auch ohne Einkleidung, um der Erwartung eine beſtimmte Richtung zu geben. Shakſpeare hat noch bey dem Schauſpiel im Hamlet dieſe Sitte beobachtet.“

Das Folgende iſt zum Theil dem Rec. aus der Seele geſchrieben. „Wir ſind jetzt durch den Aufwand an allem theatraliſchen Zubehör: Architektur des Schauſpielhauſes, Beleuchtung, Muſik, Täuſchung der wie auf den Wink eines Zauberſtabes wechſelnden Decorationen, Maſchinerie und Coſtum dergeſtalt verwöhnt, daſs uns dieſe dürftige Beſchränktheit auf keine Weiſe zuſagen will. Indeſſen lieſse ſich vielleicht Manches zu Gunſten einer ſolchen Verfaſſung der Bühne anführen. Wo durchaus keine glänzenden Nebenſachen anlocken, da werden die Zuſchauer in der Hauptſache, nämlich der Vortrefflichkeit der dramatiſchen Compoſition, und ihrer Belebung durch Vortrag und Gebehrdenſpiel, deſto ſchwerer zu befriedigen ſeyn. Wenn in der äuſseren Ausſchmückung die Vollkommenheit nicht zu erreichen ſteht: ſo wird der Kenner lieber ganz darauf Verzicht leiſten, als ſich durch das Miſslungene und Geſchmackwidrige

Digitized by Google

ſtören laſſen. Und wie ſelten iſt das Vollkommene hierin erreicht worden!“ u. ſ. w.

Unter Shakſpeare's Mitbuhlern um den Epheukranz iſt Heywood zu merken. Seine *durch Güte getödtete Frau* (*A woman kill'd with kindneſs*) iſt *ein bürgerliches Trauerſpiel:* „ſo früh,“ ſagt der Vf., „finden ſich ſchon Beyſpiele von dieſer Gattung, die man für neu ausgegeben hat.“ Sein Urtheil darüber und über die ganze Gattung iſt ſehr gegründet und beherzigungswerth. „Es iſt (S. 271) die Geſchichte einer zärtlich geliebten und dennoch mit einem Verführer, den ihr Mann mit Wohlthaten überhäuft hat, treulos gewordene Gattin. Ihr Fehltritt wird entdeckt, ihr Gemahl kann keinen härteren Entſchluſs über ſich gewinnen, als ſie ohne Kränkung ihrer Ehre von ſich zu entfernen; ſie grämt ſich vor Reue zu Tode. Die Verführung iſt nicht gehörig durch eine allmähliche Stufenfolge hindurch geführt, aber die letzten Auftritte ſind wahrhaft erſchütternd. Ein deutlich ausgeſprochener moraliſcher Zweck iſt vielleicht dem bürgerlichen Trauerſpiel weſentlich, oder vielmehr eben dadurch wird eine Darſtellung menſchlicher Schickſale, ſie mögen Könige oder Privatfamilien betreffen, aus der idealiſchen in die proſaiſche Welt herabgezogen. Aber wenn man einmal dieſe untergeordnete Gattung gelten läſst: ſo wird man finden, daſs die Foderungen der Moral und der dramatiſchen Kunſt zuſammentreffen, und daſs die höchſte Strenge der ſittlichen Grundſätze wiederum zur dichteriſchen Erhebung führt. Der Anblick der unächten Reue, die nur die Strafe abzukaufen ſucht, iſt peinlich; die Reue, als der Schmerz über die unerſetzliche Einbuſse der Unſchuld, iſt einer wahrhaft tragiſchen Schilderung fähig. Man gebe dem obigen Stücke einen glücklichen Schluſs, denſelben, der heut zu Tage in einem bekannten Schauſpiele, trotz des Ärgerniſſes, ſo allgemeinen Beyfall gefunden hat, nämlich Ausſöhnung der Gatten, nicht am Sterbebette der Reuigen, ſondern bey geſundem Muthe, und die Erneuerung der Ehe: ſo würde es nicht nur um den moraliſchen, ſondern auch um den poetiſchen Eindruck geſchehen ſeyn.“

In den Charakteriſtiken der ſpäteren Dramatiker Englands ſcheint uns gar Manches übertrieben. Hr. *S.* verlangt lauter Shakſpeare; *aut Shakſpeare, aut nihil.* S. 316 lieſt man: „Der Ton des Ausdrucks iſt abwechſelnd platt und bis zum Unſinn bombaſtiſch, häufig auch beides zugleich: der Dichter gleicht einem Menſchen, der auf Stelzen in einem Moraſte ſpazieren geht.“ Wer ſollte glauben, daſs hier von Drydens Schauſpielen im Allgemeinen die Rede ſey? — S. 327 ff., wo von der feinen und *originellen* Charakteriſtik in manchen neueren Luſtſpielen der Engländer gehandelt wird, iſt die Nichterwähnung Foote's ein weſentlicher Mangel. Wir unterſchreiben das im Ganzen ſehr günſtige Urtheil, das Sturz über dieſs Originalgenie gefällt hat. —

Auch die Schilderung der ſpaniſchen Dramatik, wiewohl ſie ungleich dürftiger ausgefallen iſt (was zum Theil ſeinen Grund in der Schwierigkeit hat, ſpaniſche Bücher in Deutſchland zu erhalten; der Vf. entſchuldigt ſich deſswegen ſelbſt am Schluſſe des Werks), iſt im Ganzen befriedigend. Der Vf., ganz in die romantiſchen Schönheiten dieſer Literatur, beſonders Calderons, verloren, verſpaniert oft ſeinen eigenen Ausdruck, z. B. S. 357, wo er „das allegoriſch dargeſtellte Univerſum gleichſam in purpurnen Liebesflammen glühen läſst.“ Treffend und ſchön iſt die Stelle über Calderon S. 372, welche wir, wie ſo manche herrliche Stelle, herausheben möchten, wenn der Raum unſerer Blätter es verſtattete. Derb dagegen iſt folgende Äuſserung über das 18 Jahrhundert in Rückſicht auf die neuere Literatur Spaniens S. 376: „Die Spanier ſind, wie es ſcheint, in Abſicht auf die leidige Aufklärung des letzten Geſchlechts mit den Windpocken abgekommen, während die entſtellenden Blattergruben in den Zügen anderer Nationen nicht zu verkennen ſind. In ihrer etwas inſulariſchen Exiſtenz haben ſie das 18 Jahrhundert verſchlafen, und wie konnte man im Grunde ſeine Zeit beſſer anwenden?“ —

Auch das deutſche Drama, womit ſich die letzte (15te) Vorleſung beſchäftigt, hätte eine ausführlichere und gründlichere Behandlung verdient, als ihm hier auf 3 bis 4 Bogen widerfahren iſt. Hr. *S.* ſcheint dieſs ſelber gefühlt zu haben: S. 395 bittet er um Erlaubniſs, indem er ſich der neueſten Zeit nähere, ſeine Bemerkungen auf das Allgemeine richten zu dürfen, und ſich nicht auf die Beurtheilung von Werken noch lebender Schriftſteller einzulaſſen, mit denen er zum Theil in Verhältniſſen der Freundſchaft oder Gegnerſchaft geſtanden habe. Sein Urtheil über Goethe's *Stella*, dieſe zarte Blüthe romantiſcher Empfindſamkeit (S. 398), mag er, wenn er kann, vor den Richterſtühlen des Gefühls und Geſchmacks verantworten. Auch *Fauſt* wird zum Theil überzwerch angeſehen. Goethe ſoll darin (S. 402) abſichtlich über die Dimenſionen der Schaubühne hinaus gegangen ſeyn. Das „Abſichtlich“ widerlegt ſich durch den Prolog auf Erden, und in der That finden wir, genau genommen, in dieſer genialen Schöpfung nichts, was nicht in einer gleichgenialen Darſtellung auf der Bühne Platz finden könnte. Wenn manche Monologen oder Geſpräche darin lang heiſsen: ſo bekennen wir, daſs wir dieſs nicht finden, und in den ſchönen Künſten nur das Langweilige uns lang däucht. Überhaupt läuft die Unterſcheidung von dramatiſchem und theatraliſchem Talent S. 404 (das letzte ſoll Goethe weniger beſitzen) nur auf ein Wortſpiel hinaus. Das Theater muſs dem dramatiſchen Genie nachbilden, nicht umgekehrt, wenn es nicht immerfort ſo hergehen ſoll, wie es nun leider ſchon ſeit geraumer Zeit gegangen iſt. — *Fiesko* ſoll im Entwurf das verkehrteſte, in der Wirkung das ſchwächſte von Schillers Werken ſeyn (S. 407). Hr. *S.* iſt den Beweis ſchuldig geblieben. Hätten wir nur noch mehr ſolche „Ausſchweifungen!“ — Sonderbar heiſst ebendaſelbſt Franz Moor ein proſaiſcher Richard III, durch *keine* der Eigenſchaften geadelt, welche bey dieſem den Abſcheu mit Bewunderung miſchen. — Hinge-

Digitized by Google

gen ist in den Bemerkungen über *Familiengemälde* und *rührende Dramen* S. 415 ff. Manches sehr wahr und lehrreich. Möchte des Vfs. Auffoderung zur fleissigeren und sinnvolleren Bearbeitung des *romantischen Schauspieles* den besten Erfolg haben!

Und hiemit genug von diesem Werke, das in seinem Geistesreichthum, seinem Scharfsinn, seiner Darstellungsgabe, und wiederum in seinen Übertreibungen im Guten und Bösen, seiner Paradoxieensucht, und einer unter glänzenden Vorspiegelungen des Gegentheils zuweilen versteckten Einseitigkeit des Geschmacks, gleich unverkennbar den Charakter seines Urhebers an sich trägt.

T.

GESCHICHTE.

Gotha, b. Ettinger: *Geschichte der französischen Revolution*, von *F. G. M. Galletti*, Professor zu Gotha. 1 Theil. 1805. VI u. 436 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Dieses Werk eines bereits rühmlich bekannten Geschichtschreibers gehört zu den brauchbarsten über den wichtigen und weit umfassenden Gegenstand, womit es sich beschäftiget. Der Vf. hat den Reichthum von Materialien mit Sorgfalt, Treue und Scharfsinn benutzt, und seiner Darstellung gebührt das Lob der möglichsten Unparteylichkeit und einer anständigen Freymüthigkeit. Sein Vortrag ist angemessen und ungekünstelt; die Bearbeitung in Rücksicht auf Ausführlichkeit fast durchgehends verhältnissmässig zu dem Plan des Ganzen.

Der vorliegende erste Theil, der nachher auch noch als der 20ste Theil der kleinen Weltgeschichte des Vfs. (Gotha 1808. 8) angereihet ist, mit einer Vignette auf dem Titelblatt, die Ansicht der Tuillerieen darstellend, geht bis zum Sturz Robespierre's und dem Ende des Schreckensystems. Er hebt an mit einer Entwickelung der Ursachen der Revolution, welche durch die umständliche Darstellung der Geschichte der letzteren Regierungsjahre Ludwig XV und der früheren Jahre Ludwig XVI in der kleinen Weltgeschichte des Vfs. (Th. 17, Gotha 1807. 8) noch in ein helleres Licht gesetzt worden. Doch hätte Rec. gewünscht, dass der Vf. tiefer eingedrungen wäre in die Mängel der inneren Verwaltung der Staatsgeschäfte, insonderheit der Rechtspflege, so wie der Organisation der Armee, weil hieraus vorzüglich begreiflich wird, beides, wie die Masse des Volks so leicht in Gährung zu bringen war, und wie die bestehende Verfassung so wenig Unterstützung fand gegen den harten, unerwarteten Angriff. Auch scheint der Vf. von den Triebfedern der ersten Beförderer der Revolution sich noch immer eine viel zu günstige Idee zu machen, denn es liegt jetzt wohl sattsam zu Tage, dass selbst bey den vermeintlich uneigennützigen Verfechtern der Freyheit und Gleichheit kleinlicher Neid und Selbstsucht verborgen im Hinterhalt lagen. Wäre dieses nicht gewesen, hätten diese Männer, bey ihrem zum Theil entschiedenen Talent, mit aller Unbefangenheit des Gemüths, das wahre Gemeinwohl verfolgen können, so würden wir ganz andere Resultate erhalten haben; die innerliche Ordnung der bürgerlichen Gesellschaft wäre nicht gewaltsam umgestürzt; es wäre keine Anarchie eingetreten, die nachher den schrecklichsten Despotism erzeugte; vielleicht wäre selbst der Revolutionskrieg mit allen seinen unnennbaren Greueln vermieden, wenigstens wäre er nie auf die Weise, als geschehen ist, geführt worden.

Bey der Schilderung des Ausbruchs des Krieges gegen Frankreich legt der Vf. wohl nicht Gewicht genug auf die unglückselige Verbindung des deutschen Adels an den Höfen mit dem ausgewanderten französischen. Hierin lag in der That die Hauptursache des unseligen Krieges. Die Regenten wurden hingerissen von bethörten Räthen, der Eine durch Vorspiegelung von Vergrösserungen, der Andere durch Furcht vor ähnlichen gewaltthätigen Auftritten, der Dritte durch den schnödesten Missbrauch der edelsten Herrscher-Tugend — der Begierde, dem Unterdrückten Recht zu verschaffen; aber Keiner ahndete, dass er eigentlich zu den Waffen griff, um den französischen Adel wieder herzustellen. Der Zweck ist denn auch etwa vierzehn Jahre später erreicht, wiewohl mit Modificationen und auf eine wiederum nicht vorhergesehene Weise: aber wer wird es sich noch leugnen, dass diese Wiederherstellung, wenn sie zum Wohl Frankreichs nothwendig war, durch eine Summe von Unglück in der ganzen gesitteten Welt erkauft ward, über deren Vereinbarlichkeit mit dem Interesse des menschlichen Geschlechts wir erst in jener Welt Belehrung erwarten dürfen?

Der unglückliche Zug nach der Champagne wird sehr richtig gewürdigt; doch wirkten zu dem gänzlichen Misslingen mehrere Umstände, die dem Vf. vielleicht nicht bekannt worden sind. Rec. nennt nur insonderheit das spätere Verhältniss zwischen der österreichischen und preussischen Armee, und das in jeder Rücksicht unweise Betragen gegen die französischen Emigranten, von denen man damals sicher weit grössere Vortheile hätte ziehen können. Dass des Herzogs von Braunschweig Manifest mehr, als man lange geglaubt, geschadet habe, wird jetzt allgemein zugestanden; man sollte aber auch zur verdienten Würdigung dieses in manchem Betracht trefflichen Fürsten laut sagen, dass er nur wenig Theil daran hatte, und es noch in den letzten Tagen seines Lebens bitter bereuete, damals wider seine Überzeugung nachgegeben zu haben.

Von den scheuslichen Grausamkeiten der Schreckenszeit macht der Vf. eine starke, aber nicht übertriebene Beschreibung. Das Andenken hat sich noch nach Jahren in dem Masse erhalten, dass eben die Furcht vor der Möglichkeit einer Wiedererneuerung eine von den Stützen des bürgerlichen Gehorsams in Frankreich geworden ist.

Übrigens muss Rec. noch als gute Auspicien für den Fortgang dieses Werks der Reise erwähnen, die

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

B O T A N I K.

KIEL, in d. akad. Buchhandlung: *Beyträge zur Anatomie der Pflanzen*, von *Johann Jacob Paul Moldenhawer*, Professor zu Kiel. Mit 6 Kupfertafeln. 1812. XII u. 355 S. gr. 4. (8 Rthlr.)

Das pflanzenanatomische und pflanzenphysiologische Studium scheint ein gröfseres Publicum, und einen lebhafteren Schwung zu gewinnen, seitdem man in den letzten Jahrzehenten einzusehen anfängt, dafs die Physiologie des Thieres und des Menschen nur einseitig und unvollkommen seyn kann, so lange man nicht die Gesetze des vegetativen Lebens, und die Beziehung derselben zu dem thierischen und menschlichen Organismus kennt, und ein, wenn auch bisher noch oft verkannter und wenig gewürdigter Nutzen der neueren, allgemeineren, wissenschaftlicheren Ansicht der Natur und ihrer Erzeugnisse besteht mit darin, dafs man sich zu der genaueren anatomischen und physiologischen Kenntnifs der Pflanze gedrungen fuhlt. Aber es war auch hohe Zeit, dieſs so lange vernachlässigte Studium wieder zu heben, und in seinen vollen Werth einzusetzen, da seit dem ersten Beginn der eigentlichen Pflanzenanatomie mit *Grew*, *Malpighi* und *Leeuwenhoek* über ein Jahrhundert verstrichen war, in welchem man die Untersuchungen dieser Begründer der Pflanzenanatomie nicht fortsetzte, und mit den Lehren derselben sich begnügte, bis erst mit *Hedwig* diese Wissenschaft einen neuen Anstofs erhielt, der sich bis auf unsere Zeiten erhalten hat, und durch die neueren philosophischen Ansichten der Natur trefflichst genährt worden ist. Denn auch selbst in den letzten Zeiten sind die Resultate der Pflanzenanatomie und Pflanzenphysiologie noch nicht von derjenigen Art gewesen, welche man hätte erwarten können, nach dem, was schon durch die früheren Pflanzenanatomen geschehen war, und welche diese Wissenschaft dem Standpuncte der thierischen und menschlichen Anatomie auch nur genähert hätte, und es ist, wenn man das Ganze dieser Wissenschaft, und die unendlichen Widersprüche, welche sich in derselben finden, übersieht, noch so wenig geschehen, dafs eigentlich die ganze Pflanzenanatomie und Pflanzenphysiologie noch durchaus von Neuem zu bearbeiten ist. Zu welchem anderen Zwecke haben unsere reichen botanischen Gärten wohl bisher gedient, als um die äufsere Form der Pflanzen kennen zu lernen? und haben doch die nomenclatorischen Botaniker, die Vorsteher solcher Gärten, oft so wenig Sinn für das eigentliche Wesen der Pflanzenkunde, dafs es Manchem unter ihnen nicht einmal einfällt, auch nur eine einzige Pflanze und ihre Theile mikroskopisch zu betrachten, und physiologisch zu würdigen. So weit ist die Pflanzenanatomie noch zurück, dafs, während man eine solche Nachlässigkeit des Gebrauchs ähnlicher Sammlungen von Thieren strenge rügen würde, man sie bey den Sammlungen lebender Pflanzen noch nicht einmal bemerkt hat. Während man die Menagerieen schon lange benutzt, um die Eigenthümlichkeiten der Lebensart und des Baues der einzelnen Thiere kennen zu lernen, haben die Sammlungen lebender Pflanzen, die botanischen Gärten, seither nur zum Zwecke gehabt, die äufsere Form der Pflanzen zu bestimmen, und man kann nicht eher sagen, dafs die Pflanzenanatomie in gleichem Range mit der nomenclatorischen Botanik stehe, als bis man jener, wie dieser, gleiche Institute widmet, oder wenigstens die bestehenden Institute für beide Wissenschaften bestimmt. Betrachtet man ferner mit kritischem Überblick die in den letzten Decennien erschienenen pflanzenanatomischen und pflanzenphysiologischen Werke: so können auch diese nur als die ersten Versuche und Rudimente einer sich bildenden Wissenschaft gelten, welcher zur Vervollkommnung noch sehr viel fehlt, da fast noch kein einziges Resultat so rein und fest gestellt ist, als es zur Begründung einer Wissenschaft nothwendig ist, und da die gröfsten Widersprüche in den Fundamentallehren der Pflanzenanatomie nur zu sehr die niedrige Stufe bezeichnen, auf welcher sich diese Wissenschaft noch jetzt befindet. Die auf Veranlassung der im Jahre 1806 von der königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen aufgestellten Preisfrage erschienenen Schriften von *Treviranus*, *Link* und *Rudolphi* haben zwar einen Schein vom grofsen Fortschritten in der Pflanzenanatomie gegeben; aber untersucht man selbst ohne Vorurtheil und Bestechung den Pflanzenbau: so findet man, dafs diese Fortschritte eben nur scheinbar sind, nur erst zeigen, wie weit man von der eigentlichen Begründung der Pflanzenanatomie noch entfernt ist, und dafs unsere Nachbarn, die Franzosen, eben so Unrecht nicht haben, wenn sie sich über die eclatanten Fortschritte, welche die Deutschen durch diese Schriften erlangt zu haben glauben, öffentlich lustig machen, obgleich auch sie übermüthig sich Fortschritte beymessen, welche bey genauerer Untersuchung nur neue Irrthümer oder ältere, in Vergessenheit gerathene Ansichten deutscher Naturforscher sind. In *Links* Schrift ist der anatomische Theil der schwächste, und wie seine kleinli-

Digitized by Google

chen Zeichnungen, geben auch ſeine Beſchreibungen nur unbeſtimmte, unvollendete Begriffe von dem eigentlichen Pflanzenbaue. *Treviranus* Abhandlung, ohne Zweifel die gründlichſte und treueſte, iſt zu unvollſtändig, und handelt nur über einzelne Theile, als daſs ſie die Wiſſenſchaft, beſonders was den allgemeinen Theil betrifft, bedeutend fördern könnte, obgleich ſie das Beſte iſt, was die Deutſchen in dieſem Fache bisjetzt aufzuweiſen hatten. *Rudolphi's* Schrift endlich, auſser daſs ſie gleichfalls nur einzelne Capitel der Pflanzenanatomie abhandelt, enthält, wie auch die Zeichnungen beweiſen, eine zu rohe, oberflächliche, ohne wahren Sinn für die Natur unternommene Anatomie, als daſs man ihr, wenn man es ſich aufrichtig geſtehen will, auch nur irgend einen Werth für die eigentliche Pflanzenanatomie und Pflanzenphyſiologie zuſprechen könnte. Daſſelbe Mangelhafte findet man in den übrigen Werken. Die älteren von *Hedwig*, *Bernhardi*, *Mayer* u. ſ. w., ſind theils zu unvollſtändig, theils voller Irrthümer; *Briſſeau-Mirbel*, der Einzige unter den franzöſiſchen Naturforſchern, welcher die Pflanzenanatomie mit Ernſt bearbeitet, hat auf eine deutſche Idee ſein Syſtem gegründet, einige Einzelnheiten neu entdeckt, ſich aber, da es ihm an einer allgemeinen Anſicht fehlt, welche ihn auf dem rechten Wege der Unterſuchung hielte, und nicht auf Irrwege gerathen lieſse, in Inconſequenzen und Widerſprüche verwickelt, die nur zu ſehr das Unhaltbare ſeiner Anſicht beurkunden; *Sprengel* endlich hat beſonders in ſeiner neueſten Schrift wegen mancher allgemeinen Anſichten, und wegen des unendlichen Reichthums literariſcher Kenntniſſe groſses Verdienſt, aber der feinere Pflanzenanatom findet auch hier noch viele groſse Lücken auszufüllen.

Eine, mit vielverſprechenden Hoffnungen verknüpfte, erfreuliche Erſcheinung war dem Rec. daher die vorliegende Schrift, welche, als die Frucht einer Arbeit von 18 Jahren, das Reſultat eines unermüdlichen, äuſserſt ſorgfältigen, von den beſten Hülfsmitteln unterſtützten Studiums der Pflanzenanatomie dem gröſseren Publicum mittheilt. Man muſs hier ſchon auf den erſten Anblick urtheilen, daſs ſeit *Grews* unſterblichem Werke noch keine Schrift über Pflanzenanatomie erſchienen iſt, welche in ſo ſorgfältigen Zeichnungen den Bau der Pflanzen erläutert; und ſchon die Anſicht der vortrefflichen ſechs Kupfertafeln erregt nicht geringe Erwartungen von dem Inhalte der Schrift ſelbſt.

Aber dieſe Schrift giebt zugleich einen Beweis mehr von der Schwierigkeit der Pflanzenanatomie. Zu einer Zeit, in welcher faſt alle Pflanzenanatomen, *Mirbel* ausgenommen, in ihrer Meinung von dem Baue der Elementarorgane der Pflanze übereinſtimmen, tritt nun ein Naturforſcher auf, welcher mit Ruhe und mit Beſonnenheit, ſo wie mit den beſten Inſtrumenten, ſeit einer geraumen Zeit beobachtend, faſt von allen, von den deutſchen Pflanzenanatomen als ausgemacht angenommenen Lehren gerade das Gegentheil behauptet. Abgeſehen von der Richtigkeit oder Unrichtigkeit der Anſichten unſeres Vfs., iſt daher ſein Werk ſchon deſshalb von groſsem Intereſſe, weil es das Unzulängliche der bisherigen anatomiſchen Forſchungen darſtellt, und manche Gegenſtände wieder zur Sprache und zur erneuerten Diſcuſſion bringt, über welche, als ſchon erwieſene Sachen, man anfing zur Ruhe zu kommen. In einer anderen Hinſicht wird ferner die vorliegende Schrift noch auf das ernſtere Studium der Pflanzenanatomie einen entſchiedenen Einfluſs haben, weil es zur nothwendigen Folge haben muſs, daſs nach Erſcheinung eines mit den genannten, nur durch ein anhaltendes raſtloſes Studium zu erlangenden Vorzügen ausgeſtatteten Werkes manche unberufene, ſogenannte Pflanzenanatomen ſich fernerhin ſcheuen werden, mit oberflächlichen Unterſuchungen und mit unrichtigen rohen Zeichnungen das Publicum, wenn auch nur auf eine Zeitlang, zu täuſchen, indem ſie einſehen werden, daſs mehr als abgebrochene, unzuſammenhängende Beobachtungen der Pflanze im Allgemeinen und in ihren einzelnen Theilen nöthig ſind, um die Geneſis der Elementarorgane der Pflanze entwickeln und darſtellen zu können.

Rec. geht nach dieſer etwas weitläuftigen, aber wegen des gegenwärtigen Standpunctes der Wiſſenſchaft für nothwendig erachteten Einleitung zur eigentlichen Recenſion des Werkes über. Noch bey keinem Buche iſt es ihm ſo ſchwer geworden, ein wohl motivirtes Urtheil zu fällen, als bey dem gegenwärtigen, da Mängel und Vorzüge ſich beide in gleich hohem Grade zu einander geſellen, und das Abwägen beider ihm keine leichte Arbeit ſcheint. Von der einen Seite hat den Rec. kräftigſt angezogen und mit ſchönen Hoffnungen erfüllt das Äuſsere des Werks, beſonders der Kupfertafeln, welche an Sorgfalt, Ausführlichkeit und Genauigkeit der Zeichnung, ſo wie an Eleganz und Reinheit des Stichs noch nicht ihres Gleichen in der Pflanzenanatomie gefunden haben; ferner die Verſicherung des Vfs., 18 Jahre an dieſem Werke gearbeitet zu haben, und endlich die Genauigkeit in den Beſchreibungen der geſehenen und abgebildeten Theile: welche Vorzüge von einer Sorgfalt, Fleiſs und Ausdauer zeugen, welche in unſeren Tagen in der Pflanzenanatomie ſelten zu werden anfängt. Von der anderen Seite hingegen ſind dem Rec. ſo manche paradoxe Behauptungen, ſo manche ſchiefe Anſichten und offenbare Irrthümer aufgeſtoſsen, welche mit einer Sicherheit ausgeſprochen werden, die den Rec. mit Miſstrauen gegen die anderen neuen Beobachtungen erfüllt, bey welchen er wegen der Zartheit des Objects noch nicht im Stande geweſen iſt, ſein Urtheil zu beſtimmen, und die Angabe des Vfs. zu conſtatiren oder zu widerlegen. Es kommt hinzu, daſs man eine leitende Idee von dem Weſen des Pflanzenbaues vermiſst, und an der Unſtätigkeit und Inconſequenz der Meinung ſchmerzhaft anſtöſst, wo man eine höhere Harmonie zu finden vermeint: denn nur dann, wenn man die Geſetze der Natur vorahndend erkennt, und die innere Harmonie der Natur fühlt und in ſich trägt, kann man überraſchende Anſichten wa-

Digitized by Google

gen, und neue harmonische Beziehungen entwickeln, die den eigentlichen Genuss beym Studium eines Werkes geben, da hingegen diese Vorzüge dem immer fremd bleiben müssen, welcher das ihm Vorkommende nur nach äusseren Beziehungen beurtheilt und abmisst. Endlich erschwert eine unausstehliche Weitschweifigkeit, Unbestimmtheit und daraus entstehende Wiederholungen und Mangel an Ordnung des Vortrags das Studium dieses Werkes so sehr, dass es dem Rec. nicht möglich gewesen ist, einen Abschnitt, ohne sich zu erholen, durchzulesen. Rec. ist überzeugt, dass die hier auf 42 Bogen enthaltenen Beobtungen füglich in einer halb so starken Schrift hätten gegeben werden können, und dass die Deutlichkeit der Angaben, statt wie hier in der Weitläuftigkeit unterzugehen, dadurch nur gewonnen haben würde. So wie sie hier sind, ermüdet der Leser, und verliert durch das mühsame Zusammenlesen der selten bestimmt und deutlich ausgesprochenen Idee des Vfs. den Genuss, den eine klare, deutliche und kurz gefasste Darstellung giebt. Da das vorliegende Werk nach der in der Vorrede enthaltenen Erklärung „nur der Vorläufer eines ausführlicheren Versuchs über den Bau und die Entstehung der Spiralgefässe, und über den Zusammenhang ihrer mannichfaltigen Veränderungen, besonders in Rücksicht der Mayspflanze" ist, dessen frühere Erscheinung zumal durch den Stich der zu diesem Werke gehörigen Kupferplatten verzögert wurde. so müssen wir, wegen der grosen Theilnahme, die wir an den Arbeiten des Vfs. fühlen, und wegen des Nutzens, den wir uns von denselben versprechen, den Vf. dringendst ersuchen, sich einer gröseren Kürze und Gedrängtheit der Darstellung zu befleisigen, welche ohnehin bey rein anatomischen Darstellungen leichter zu erreichen als zu verfehlen ist.

Rec., der sich in den letzten Jahren vorzugsweise mit der Pflanzenanatomie befasst hat, und der, weil er gerade jetzt beschäftigt ist, auf einer Akademie die Pflanzenanatomie zu lehren, doppeltes Interesse hat und doppelten Beruf fühlt, alle Behauptungen des Vfs. sorgfältig, genau und unparteyisch zu prüfen, wird daher der in der Vorrede des gegenwärtigen Werkes enthaltenen Auffoderung bestmöglichst zu entsprechen suchen, wenn er zuerst eine kurze Darstellung der Meinungen des Vfs. giebt, und dann dasjenige, was er Irriges in der Angabe und Erklärung des Vfs. bemerkt zu haben glaubt, dadurch zu widerlegen sucht, dass er zeigt, wie ihm der Bau der Pflanze und ihrer Theile erschienen ist, und wodurch der Vf. zu einer irrigen Ansicht verleitet wurde.

Zu den im Folgenden angegebenen Untersuchungen wählte der Vf. vorzugsweise die Mayspflanze, weil hier in den verschiedenen, eine verschiedene Härte zeigenden Theilen des Stengels sich nicht nur alle Modificationen der Spiralgefässe, sondern überhaupt alle Gefässe der Pflanze vereinigt finden sollen. Ein Verfahren, welches wir nicht ganz billigen können, da nach unseren Untersuchungen sich die Spiralgefässe verschieden in den verschiedenen Pflanzen bilden, und da es mehrere Pflanzen giebt, in denen der ursprüngliche Bau und die Verwandlung dieser Organe sich deutlicher erkennen läst als in der Mayspflanze.

Erster Abschnitt. Von den Umgebungen der Spiralgefässe. Erstes Capitel. Von den fibrösen Röhren. S. 11—61. Fibröse Röhren nennt der Vf. die in der Nähe der Spiralgefässe befindlichen, diese gewöhnlich umgebenden, bündelweis geordneten, langgestreckten Röhren, welche die älteren Anatomen Holz- und Bast-Fasern nannten, und die von den neueren für Zellen erkannt worden sind. Er beschreibt sie aus der Mayspflanze und dem Bambusrohre, wo er ihre Lage im Stengel und ihr Verhältnis zu den Spiralgefässen, so wie ihre Farbe, sehr genau angiebt. Nach des Vfs. Untersuchung besteht ein Bündel solcher Zellen, wenn es macerirt worden, aus einfachen, durch äusserst feine, aber deutliche Fasern mit einander verbundenen Röhren, in welchen man auf dem Querschnitt deutlich die Öffnung und den inneren Canal bemerkt. Er leugnet ganz die Existenz der von *Treviranus* so genau beschriebenen Intercellulargänge, da er diese Organe eben für feine, bey den Spiralgefässen wieder vorkommende Fasern hält. Diese Röhren sind nach dem Vf. an ihrem oberen und unteren Ende spitz zulaufend und verschlossen, so dass nie und in keinem Falle eine in die andere sich durch eine Fortsetzung des Canals oder durch einen Nebenzweig öffnet. Zuweilen endigen sie sich in zwey Spitzen, und die folgende Röhre ist dann mit ihrer einfachen Spitze zwischen die beiden Arme der ersten Röhre eingefügt. Diese Röhren kommen mit den Röhren überein, welche den Bast der Bäume ausmachen, daher man sie auch Bastgefässe nennen könnte; doch finden sie sich auch im Holze, ausgenommen das Holz der Nadelbäume, dem sie ganz abgehen. Im Holze unterscheidet sich dieser Grundtheil desselben von einem anderen, welcher aus einzelnen, sphärischen, eyförmigen, oder kurzen cylindrischen Schläuchen besteht, welche in senkrechte Reihen dergestalt geordnet sind, dass jeder Schlauch da, wo er den oberen und unteren berührt, vollkommen abgeplattet ist, und auf der eben so abgestumpften Fläche des unteren ruht. Die Seitenwände dieser Schläuche erhalten durch den Druck der angrenzenden Theile eine mehr oder weniger eckige, unregelmäsige, oft genau sechseckige zellenförmige Gestalt, und dieser zweyte Grundbestandtheil unterscheidet sich daher nicht von der zellenförmigen Substanz, von welcher der Vf. im zweyten Capitel redet. Diese fibrösen Röhren sollen in ihrer äuseren Form und in der Art ihrer Verbindung eine auffallende Ähnlichkeit mit den einfachen Muskelfäden der Thiere haben, selbst gewissermasen mit den ersten von einer häutigen Scheide eingeschlossenen Bündeln dieser Fäden, wie sie *Prochaska*, *Loder* und besonders *Monro* gezeigt und beschrieben haben. Der Vf. giebt daher zur Vergleichung auf Taf. V. Fig. I eine Abbildung der einfachen scheidenförmigen Röhre aus dem Muskel des kastanienbraunen Hirschkäfers (*Lucanus Cervus*). Wie nun die röhrenförmigen Scheiden, welche die Substanz des Muskels ausmachen, das einzige

Digitized by Google

Organ ſind, welches fähig iſt, die Muskelſubſtanz aus dem Blute abzuſondern: ſo bilden die fibröſen Röhren der Pflanze gleichfalls in ihrer bündelförmigen Zuſammenfügung ein beſonderes Organ, welches allein im Stande iſt, gewiſſe eigenthümliche Säfte aus dem Gehalte der umgebenden zellichten Subſtanz abzuſondern. — Die äuſserſt feinen, von dem Vf. unter dem Namen Zellengewebe (ſ. Cap. 3) beſchriebenen Fäden, welche dieſe Röhren umgeben, haben nach ihm eine analoge Bedeutung mit den Nervenfädchen, welche die einfache Muskelfiber bey dem Hirſchkäfer begleiten. S. 35—55 beſtreitet der Vf. die noch bey manchen Pflanzenanatomen geltende Theorie von der Verwandlung des Baſtes in Holz ſehr gründlich und ausführlich durch mehrere Beobachtungen, welche aber keinen Auszug erlauben, indeſſen unſern vollen Beyfall haben.

Schon der Gang der bisherigen Unterſuchung ſcheint uns nicht ganz paſſend. Will man nämlich die Entſtehung und Bedeutung eines Elementarorganes entwickeln: ſo kann dieſs nur mit Erfolg geſchehen, wenn man dem Gange der Natur in der Bildung dieſer Organe folgt, und ihn in denjenigen Organismen unterſucht, wo er ſich am einfachſten zeigt, alſo hier in den unvollkommneren Pflanzen, wo die mannichfaltigen Verwickelungen wegfallen, welche in den höheren Pflanzen die Entſtehung eines organiſchen Beſtandtheiles undeutlich machen. Hätte der Vf. zuerſt die niederen Pflanzen und ihren Bau, z. B. die Mooſe, Schwämme etc., unterſucht, und ſpäterhin den Bau anderer Pflanzen, und mehrerer Pflanzen mit dem Baue dieſer verglichen: ſo würde er ſicherlich andere Reſultate über die Entſtehung und Bedeutung der von ihm ſogenannten fibröſen Röhren erhalten haben; auch würde er dann nicht die Benennung „fibröſe Röhren“ gewählt haben, welche unrichtig iſt, da man einen langen, an beiden Enden verſchloſſenen Schlauch nicht Röhre nennen kann. Nach Rec. Anſicht, der dieſe Organe der Pflanze einer vorzüglichen Berückſichtigung werth hält, unterſcheiden ſich die langgeſtreckten Zellen in ihrer Geneſis nicht weſentlich von den Zellen des Parenchyms (der zellichten Subſtanz des Vfs.), wie man deutlich an vielen Pflanzen ſieht, wo die Zellen des Parenchyms ſich allmählich verlängern, und indem ihre Querwände ſtatt der urſprünglichen horizontalen Richtung allmählich eine diagonale Richtung annehmen, ſich in lang geſtreckte Zellen umwandeln. Beide ſind urſprünglich kugelförmige Körper, welche in der Pflanze, vermöge der pflanzlichen Tendenz, Ellipſoiden werden, und weil ſie von einer groſsen Zelle — der Epidermis — eingeſchloſſen ſind, und ſich alſo wechſelſeitig preſſen, nothwendig eine eckige Geſtalt annehmen, deren Grundform aus phyſikaliſchen und mathematiſchen Gründen (worüber ſich Rec. in einer beſonderen Schrift weitläuftiger erklären wird) nur das langgezogene, mehr oder weniger an den Spitzen beſchnittene Rhombendodekaeder ſeyn kann. Wie Hr. *M.* die Intercellulargänge ganz leugnen, und nur als zufällige nicht immer vorhandene und nothwendige Zwiſchenräume der Zellen anſehen kann, iſt Rec. noch unbegreiflicher, da ſie, wenn man auch nicht auf ihre nothwendige Entſtehung durch den an den Kanten der Zellen, als den am wenigſten Widerſtand beym wechſelſeitigen Druck leiſtenden Stellen, gedrängten Saft Rückſicht nehmen wollte, doch bey allen Pflanzen, vorzüglich aber bey den ſaftreicheren, z. B. bey der Balſamine, dem Kürbis, ſich ſo deutlich als dreykantige Zwiſchenräume zeigen, daſs ihre Exiſtenz jedem, auch an feinere mikroſkopiſche Unterſuchungen nicht gewöhnten Auge völlig klar erſcheint. Über die Verwechſelung dieſer Intercellulargänge und des bey einigen Pflanzen körnichten Concrements in denſelben mit einer eigenen, fibröſen, den Nervenfäden der Thiere analogen Subſtanz, — welche der Vf. Zellengewebe nennt, — werden wir uns ſpäterhin erklären. Nur ſcheint uns ſchon hier die Analogie, welche der Vf. zwiſchen den fibröſen Röhren und ihren vermeintlichen fibröſen Umgebungen und zwiſchen den mit Nervenfädchen verſehenen Muskelfibern der Thiere aufſtellt, zu weit getrieben, da wir glauben, daſs die Pflanze noch zu weit vom Thiere entfernt iſt, als daſs man bey derſelben ſchon eine höhere animaliſche Bildung, wie Nerv und Muskel iſt, und welche ſelbſt den niederen Thieren noch mangelt, erwarten könnte. Noch auffallender iſt es, daſs der Vf. dieſe Nervenfädchen am deutlichſten bey den niederen Pflanzen, nämlich bey einigen Mooſen, will gefunden haben.

(Die Fortſetzung folgt im nächſten Stücke.)

KURZE ANZEIGEN.

Philologie. *Lübeck*, b. Michelſen: *Beyſpiele zu ſyntaktiſchen Übungen nach dem Leitfaden der kleinen bröderſchen Grammatik*, für Schüler der vierten und dritten Claſſe entworfen von M. *Heinrich Kunhardt*, Prof. am Gymnaſ. zu Lübeck. 1811. 144 S. 8. (16 gr.) Dieſes Buch theilt, den theuern Preis abgerechnet, die Vorzüge der Grammatik, nach deren Leitfaden es entworfen iſt, und wird auf Schulen, wo dieſe eingeführt worden, eine willkommene Erſcheinung ſeyn. Warum aber der Titel es gerade für Schüler der vierten und dritten Claſſe beſtimmt, iſt vielleicht nur aus der Einrichtung des lübecker Gymnaſiums erklärlich: denn offenbar gehört das Buch in dieſelbe Claſſe, für welche noch die kleine bröderſche Grammatik hinreicht. Die Beyſpiele ſind gut gewählt und nach bröderſcher Methode, weder zu mangelhaft noch zu überladen. Um der Conſtruction zu Hülfe zu kommen, iſt im Anfange bey nicht ganz leichten Sätzen die Wortfolge durch Zahlen bezeichnet. Als Zugabe zur Anwendung der Sprachregeln im Allgemeinen dienen kurze Erzählungen, welche aus Gedike's griechiſchem Leſebuche genommen zu ſeyn ſcheinen.

VI—VH.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

BOTANIK.

KIEL, in d. akad. Buchhandlung: *Beyträge zur Anatomie der Pflanzen*, von *Johann Jacob Paul Moldenhawer* u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Zweytes Capitel. Von der zellichten Substanz. S. 62 — 116. Sie unterscheidet sich nach dem Vf., wie schon oben angegeben, dadurch von den fibrösen Röhren, dafs sie im Holze sowohl, als in der Rinde, aus einzelnen, verschlossenen, sphärischen, eyförmigen oder kurzen cylindrischen Bläschen besteht, welche in fortgehende Schlauchreihen dergestalt geordnet sind, dafs jeder Schlauch da, wo er den oberen und unteren berührt, völlig abgeplattet ist, und auf der eben so abgestumpften Fläche des unteren ruht, doch ist diese abgestumpfte Fläche bald genau wagerecht, bald mehr oder weniger schief. — Wir fragen hier bey den Zellen mit schiefen Flächen, besonders wenn diese Zellen mehr lang als breit sind, worin denn nun der Unterschied zwischen diesen und den langgestreckten Zellen besteht? Nach dem Vf. fehlen auch hier die Intercellulargänge. S. 65 redet der Vf. sehr gründlich gegen die Meinung, dafs die Stärkemehlkörner der Saamenlappen die ursprünglichen Kugeln seyen, aus welchen vermittelst Ausdehnung derselben die Zellen des Parenchyms entstehen, und wir sind ganz des Vfs. Meinung, dafs diese Körner nur, indem sie aufgelöst werden, den Stoff zur Bildung neuer Zellen darreichen. S. 67 handelt der Vf. von der oft mifsverstandenen wolffischen Theorie, dafs alle Pflanzentheile ursprünglich als eine durchsichtige Gallerte sich bilden, und dafs in derselben zuerst sich kleine Puncte zeigen, welche, indem sie sich allmählig ausdehnen, zu Zellen werden, dafs die Zellen nach dieser Theorie also nichts weiter als Höhlungen in der gallertartigen Substanz sind, welche, wenn sie sich in die Länge ausdehnen, zu Gefäfsen werden; und er zeigt, dafs die mirbelsche Theorie von der Homogeneität der Masse der Zellen und Gefäfse nur die wenig veränderte wolffische sey.

Bey Gelegenheit der mirbelschen Poren in den Wänden der Zellen, welche der Vf. mit allen deutschen Pflanzenanatomen, und zwar mit vollem Rechte, leugnet, und von denen er nur eine Andeutung in *Cycas revoluta* gefunden haben will, kommt der Vf. S. 93 auf den Bau der Poren oder Spaltöffnungen der Oberhaut. Er beschreibt hier sehr ausführlich die Poren der Oberhaut der *Tradescantia discolor*, *virginiana* und der Mayspflanze, und die hieher gehörenden Zeichnungen (Taf. V. fig. 4. 5. 6) sind die trefflichsten, welche die Pflanzenanatomie über diesen Gegenstand aufzuweisen hat. Nach diesen Zeichnungen, und nach Hn. *M's.* etwas dunkeler Beschreibung, besteht die Spaltöffnung bey *Tradescantia discolor* aus zwey ovalen Zellen, welche einen festeren Bau haben, und einen grünen Saft enthalten, der sich oft, besonders bey alten Blättern, in kleine grüne Kügelchen zusammenzieht. Um diese beiden Zellen, welche dadurch, dafs sie nicht in ihrer ganzen Länge, sondern nur oben und unten zusammengefügt sind, die Spaltöffnung bilden, liegen vier andere, von den übrigen Zellen, welche die Oberhaut bilden, in ihrer Form verschiedene Zellen, und machen die entferntere Umgebung der Spaltöffnungen aus. Diese letzten vier Zellen erscheinen auf dem ersten Anblick als eine einfache viereckige Zelle, doch bemerkt man bey genauerer Untersuchung, dafs dieser viereckige Raum aus vier Theilen oder Zellen besteht, von denen zwey nach oben und unten, und zwey von beiden Seiten die beiden ersten, die Spaltöffnung zunächst umgebenden Zellen begrenzen. Jede Spaltöffnung hat also 6 Zellen, die ihr angehören, und alle diese sechs Zellen liegen auf einer Höhlung im Blatte, welche mit mehreren kleinen Höhlungen zwischen den Zellen des Blattes Gemeinschaft haben, so dafs diese sechs Zellen nur vermittelst der anderen gewöhnlich röthlichen Zellen mit dem inneren grünen Parenchyme des Blattes in Verbindung stehen. Die Spaltöffnungen der Oberhaut sind also keine Poren in den Wänden der Zellen, sondern Zwischenräume zwischen zwey besonderen Zellen, die mit anderen Zwischenräumen, welche das Parenchym des Blattes bilden helfen, in Verbindung stehen. Diese Höhlungen fand der Vf. immer saftleer, daher er die Spaltöffnungen für Ausdünstungsorgane hält. Bey *Tradescantia virginiana* fand Hr. *M.* statt der vier Zellen, welche die Spaltöffnung umgeben, nur zwey Zellen. Lymphatische Gefäfse der Oberhaut, welche zu den Poren führen, leugnet unser Vf. ganz mit mehreren der neueren Pflanzenanatomen, indem er mit diesen die hedwigische Darstellung derselben für eine optische Täuschung, entstanden durch die doppelten Linien der die Epidermis bildenden Zellen, hält.

Rec. hat diese interessante Untersuchung zu constatiren gesucht, mufs aber gestehen, damit bey der *Tradescantia discolor* nicht ins Reine gekommen zu seyn, indem es ihm nicht hat gelingen wollen, jene vier Zellen, welche die Spaltöffnung umgeben, deutlich

Digitized by Google

Ende dieſes Capitels hervorleuchtet, wo Hr. *M.* die Reizbarkeit der Pflanzen in dieſen Faſern finden zu müſſen glaubt.

Viertes Capitel. Von den eigenthümlichen Gefäſsen. S. 126 — 178. Einer der intereſſanteſten Abſchnitte. Zuerſt wird hier von den eigenthümlichen Gefäſsen der Mayspflanze und der *Arundo Donax* gehandelt. Sie ſollen einen beſtimmten Ort einnehmen, ein eigenes Bündel aus langen, an einander gereihten, offenen Schläuchen bilden, bey der *Arundo Donax* die Wände anderer ſechsſeitigen, parenchymatöſen Zellen umgeben, bey der Mayspflanze hingegen bloſs an den Kanten dieſer Zellen befindlich ſeyn, und einen trüben Saft ausflieſsen laſſen, der oft ihre Schnittfläche ſo ſehr überzieht, daſs man nur die äuſseren Umriſſe derſelben beſtimmt erkennen kann. Rec. hat auch dieſe Beobachtung zu beſtätigen geſucht, hat aber in dem angegebenen Bündel bis jetzt nichts als langgeſtreckte Zellen mit ihren Intercellulargängen ſehen können. Offene, aneinander gereihte Schläuche ſcheinen ihm vollends verdächtig. Inzwiſchen wagt er nicht, ſchon jetzt über dieſe äuſserſt intricate Unterſuchung abzuſprechen, und behält ſich vor, ſeine Meinung bey einer anderen Gelegenheit nachzuholen. Ähnliche, einen eigenen Saft enthaltende, aus an einander gereihten, offenen Schläuchen beſtehende eigene Gefäſse beſchreibt und zeichnet der Vf. aus dem Bananenpiſang, aus der ſtrauchartigen Schwalbenwurz (*Aſclepias fruticoſa*) und aus dem gemeinen Schöllkraute (*Chelidonium majus*). Bey der letzten Pflanze glaubt Rec. in Hn. *M's.* eigenen Gefäſsen beſtimmt nur groſse Intercellulargänge geſehen zu haben; auch geſteht Hr. *M.* ſelbſt S. 147, daſs dieſe Gefäſse gewöhnlich zwiſchen den freyen Ecken der Zellen laufen, und oft eine knieförmige Krümmung annehmen, alſo ganz den Lauf der Intercellulargänge haben. In einem in Weingeiſt aufbewahrten Blattſtengel der *Muſa paradiſiaca* fand Rec. den bräunlichen, coagulirten Saft, von dem *M.* redet, aber gröſstentheils zeigte er ſich in den gröſsten Spiralgefäſsen, welche theils ganz davon angefüllt, theils nur in ihren Wänden davon gefärbt waren, und nur ſelten fanden ſich einzelne Zellenreihen, welche dieſen Saft enthielten. Überhaupt ſcheint hier noch groſse Verwirrung und Verwechſelung ganz verſchiedener Organe zu herrſchen. In einigen Pflanzen, z. B. im *Acorus Calamus*, und in allen rothgefleckten Pflanzen finden ſich deutlich einzelne Zellen des Parenchyms, welche mit rothem Saft angefüllt, von derſelben Gröſse wie die übrigen, zerſtreut zwiſchen den anderen Zellen liegen. Aber dieſe, einen rothen Saft enthaltenden Zellen, von denen auch Hr. *M.* S. 162 redet, ſcheinen nichts mit den eigenen Gefäſsen des Schöllkrautes, der *Aſclepias* u. ſ. w. gemein zu haben. *Treviranus* hat ähnliche Beobachtungen gemacht. Ob aber die eben genannten Saftbehälter des Piſang hieher zu rechnen ſind, läſst Rec. unentſchieden. Wie erklärt ſich aber die Anſammlung dieſes Saftes in den Spiralgefäſsen der in Weingeiſt aufbewahrten Pflanze? da man doch wohl nicht annehmen kann, daſs er urſprünglich in denſelben enthalten geweſen, weil dann alle Spiralgefäſse mit demſelben müſsten angefüllt ſeyn, welches nicht der Fall iſt. Die genauere Unterſuchung der eigenen Gefäſse iſt von der gröſsten Wichtigkeit, daher Rec. die Pflanzenanatomen auf dieſen Gegenſtand wünſcht aufmerkſam gemacht zu haben. S. 159, redet Hr. *M.* von den groſsen Terpentingefäſsen der Nadelhölzer. Sie beſtehen nach ihm aus einem von einer eigenen Haut gebildeten Canale, welcher ringsum von an einander gereihten, einen terpentinähnlichen Saft ausſtoſsenden Schläuchen umgeben iſt. Auch hier iſt Differenz mit den Beobachtungen anderer Naurforſcher. S. 164 von den Lücken im Zellengewebe. Unſer Vf. fand in den jungen Blattſtielen des Bananenpiſang dieſe Lücken nicht leer, wie ſie ſich im höheren Alter zeigen, ſondern mit ſehr zarten und kleinen ſechseckigen Zellen ausgefüllt, welche einen von dem Saft der horizontalen Markzellen verſchiedenen Saft enthalten, mit der völligen Entwicklung des Blattſtieles allmählig ſaftleer werden, eintrocknen und endlich eine verſchrumpfte Maſſe bilden, welche den Scheidewänden der Lücken anhängt. Einen gleichen Bau fand Hr. *M.* bey der *Nymphaea lutea*, und Rec. machte dieſe Beobachtung in dem erwachſenen *Scirpus lacuſtris*, nur daſs ihm die, die Lücken ausfüllenden zarten Zellen ganz rund erſchienen. Die Lücken ſcheinen alſo wirklich in der jungen Pflanze nicht als ſolche zu exiſtiren, und erſt mit dem höheren Alter zu entſtehen. Die zackigen Körper in der Seorofe fand Hr. *M.* immer in Verbindung mit groſsen, waſſerhellen, in ſenkrechter Richtung mitten in den Wänden der Lücken gelegenen Schläuchen, daher er glaubt, daſs in den ſogenannten Lücken in der früheren Periode des Wachsthums vermittelſt beſonderer Grundtheile wichtige Abſonderungen vor ſich gehen, welche nach verſchiedenen Miſchungen verändert, von anderen Grundtheilen eingeſogen, und zur Ernährung der Pflanze verwendet werden. Daſs dieſe Lücken ausſchlieſslich Luftwege ſind, ſcheint ihm aus mehreren Gründen nicht wahrſcheinlich. S. 171 von *J. H. D. Moldenhawer's vaſa medullaria*, in welchen der Vf. die eigenthümlichen Gefäſse wieder erkennt.

Zweyter Abſchnitt. Von den Spiralgefäſsen. S. 179 — 335. Der Vf. unterſuchte vorzugsweiſe die Spiralgefäſse der Mayspflanze, und zwar gröſstentheils vermittelſt der Maceration der Gefäſsbündel, wodurch ſich die einzelnen Gefäſse getrennt darſtellen laſſen. Er nimmt nur eine Art von Gefäſsen an, welche nach ihrer verſchiedenen Vollkommenheit und Lage ſich bald als ringförmige, einfache, oder poröſe Spiralgefäſse (Treppengänge, getüpfelte Gefäſse bey *Treviranus; tubes fendus, tubes poreux* bey *Mirbel*) darſtellen. Die Spiralgefäſse beſtehen nach ihm aus einer häutigen Röhre, welche entweder von einem ringförmigen Bande, oder von einer Spiralfiber umgeben iſt. Das ſpiralige Band fängt indeſſen immer mit einem ringförmigen an, und endet mit einem ringförmigen, ſo daſs hier immer zwey ringförmige Fibern dicht neben einander liegen. Zugleich wird das Spiralgefäſs gegen dieſe einfachen Ringe zu enger, und es entſtehen hiedurch in dem

Digitized by Google

ganzen Gefäfse einzelne, verengerte Stellen, welche fich als Einfchnürungen darftellen, und die rofenkranzförmigen Gefäfse der Anatomen bilden. Ein und daffelbe Spiralgefäfs ift alfo immer rofenkranzförmiges Gefäfs und wird Ringgefäfs, wo das Glied der Pflanze zarter wird, ift alfo nur verfchieden in den verfchiedenen Theilen der Pflanze. Der Vf. fucht das Dafeyn der innerhalb der Spiralwindungen liegenden Membran durch mehrere fehr fchöne Zeichnungen zu beweifen. Auch fand er fie in den Spiralgefäfsen des ftumpfblättrigen Torfmooles (*Sphagnum obtufifolium*); wovon er Taf. IV, Fig. 2 eine Zeichnung giebt. Diefe letzte Beobachtung der Spiralgefäfse im Moofe ift auch in anderer Hinficht intereffant, und verdient näher beleuchtet zu werden, da man bisher noch in keinem Moofe eigentliche Spiralgefäfse gefunden hat, daher Rec. ausführlicher werden zu müffen glaubt. Sie bilden nach dem Vf. (S. 205) die äufserfte Schicht des Stengels, und liegen dicht neben einander, ohne durch zellige Schläuche getrennt, oder von einer befonderen Oberhaut umgeben zu feyn. Sie haben diefelben fchlauchförmigen Zufammenfetzungen, welche fich bey den grofsen Spiralgefäfsen des Mays zeigen, und der fpiralförmige Faden beider Glieder fängt auch hier mit einem Ringe an, und kehrt wieder in einen Ring zurück. Beide Glieder fallen auch in der fehr deutlichen Verengerung, wo fie an einander gefügt find, durch eine längere Maceration aus einander; der fpiralförmige Faden felbft zeigt fich, im durchfallenden Lichte betrachtet, wegen feiner aufserordentlichen Feinheit, wie bey den Infectentracheen, fo dunkel, dafs man ihn beym erften Anblick für eine Spalte halten könnte, welcher Irrthum fich aber leicht durch die Veräftelung widerlegt, die man fehr deutlich bemerkt. Hr. *M.* giebt zur Vergleichung einige Abbildungen der Tracheen der Larven der *Phalaena Bombyx potatoria* Taf. IV Fig. 1, und des *Tenebrio Molitor* Taf. VI Fig. 9. Gleiche Spiralgefäfse will derfelbe in den Blättern des genannten Mooles gefunden haben, und zeichnet fie auf Taf. VI Fig. 3. 4. 5, wo fie, von langgeftreckten, einen grünen Saft enthaltenden Schläuchen umgeben, ganz allein das Blatt bilden, ohne dafs die mindefte Spur einer Oberhaut oder eines anderen häutigen Grundtheiles vorhanden wäre; doch will Hr. *M.* S. 212 auch hier die Faler feines Zellengewebes zwifchen den Spiralgefäfsen und den Saftfchläuchen gefunden haben. Er zieht hieraus S. 212 den Schlufs, dafs die Faler des Zellengewebes, und die fpiralförmigen Falern der Infectentracheen in die fpiralförmigen Falern der Pflanzen übergehen. Noch bemerkt Hr. *M.* S. 223, in den fchlauchförmigen Spiralröhren des *Sphagnum obtufifolium* runde Öffnungen gefunden zu haben, welche die Spaltöffnungen der Oberhaut bey den vollkommeneren Pflanzen erfetzen und Feuchtigkeit einfaugen follen.

Rec. hat diefen Bau der Blätter nicht nur des *Sphagnum obtufifolium*, fondern auch des *Sphagnum acutifolium*, welches ihn gleichfalls hat, und wovon, fo wie von demfelben Baue bey *Sphagnum fquarrofum* und *cufpidatum* fchon *Schwägrichen* (S. *J. Hedwig fpecies mufc. frondof. opp. poftb. Supplem. I. Sect. I. Lipf.* 1809. Taf. IV, V, VI) Zeichnungen giebt, genau unterfucht, es bisher aber nicht gewagt, hierin Spiralgefäfse zu finden. Auf jeden Fall follte man diefe Organe eher Spiralzellen als Spiralgefäfse nennen, da das einzelne Organ ganz den Bau der Zellen hat. Rec. hat nämlich blofs mehrere halb cirkelförmige Linien in denfelben entdecken können, welche aber nicht blofs in die Queere, wie bey den Spiralgefäfsen und bey den Spiralzellen des *Taxus*, fondern auch in die Länge, und fich durchkreuzend laufen, fich alfo wohl nicht ohne Weiteres für Spiralfibern annehmen laffen. Auffallend ift es ferner, dafs dem Kelche, der weiblichen Blüthe, der Borfte und der Capfel der angegebenen Moofe diefer Bau fehlt, wie Hr. *M.* auch bemerkt, und dafs fich hier nur einfache Zellen darftellen, fo dafs nur die niederen Organe, nicht die höheren, einen edleren Bau zeigen, der fich fonft nur bey den vollkommeneren Theilen der Pflanze vorzüglich entwickelt. Auch ift die angegebene Lage im Stengel, wo fie Rec. noch nicht hat finden können, verdächtig, da bey allen niederen Pflanzen, z. B. dem *Myriophyllum*, dem *Equifetum* (*Rudolphi Anat. d. Pfl.* S. 216. Taf. 3. Fig. 4, giebt falfch die Lage der Spiralgefäfse dicht unter der Rinde an), den Farrnkräutern, die Spiralgefäfse fich immer im Centrum des Stengels, oder in der Nähe deffelben, nie an der Oberfläche finden, fo dafs diefe Organe wohl nichts mit den eigentlichen Spiralgefäfsen gemein haben, und daher von Rec. bisher auch der Formation der Epidermis zugerechnet worden find.

(Der Befchlufs folgt im nächften Stücke.)

KURZE ANZEIGEN.

Vermischte Schriften. *Giefsen*, b. Tafché u. Müller: *Biographieen berühmter Abentheurer und Grofswefire.* 1805. XVIII u. 332 S. 8. „Wir haben in unferen Tagen Dinge gefehen, von denen fich unfere Vorältern nichts träumen liefsen, einen Bund zwifchen den Osmanen und dem Beherrfcher Rufslands, ein osmanifches Heer in dem Kirchenftaate, um die von den Franzofen befetzten Provinzen dem Papfte, ihrem Herrn, wieder erobern zu helfen. Wir fahen den türkifchen Grofswefir im Kampfe mit der von Buonaparte felbft geftifteten franzöfifchen Kolonie in Ägypten, u. f. w." Diefer Anfang der Vorrede, das frifch eingelegte Titelblatt, und noch einiges Andere machen es mehr als wahrfcheinlich, dafs diefe Schrift fchon vor dem angegebenen Jahre, vielleicht unter einem anderen Namen und in einem anderen Verlage, das Licht der Welt erblickt haben möge. Die Lebensbefchreibungen, welche man hier findet, find: 1) Ibrahim Pafcha, Grofswefir vom J. 1523 — 1536. 2) Naffuf, Grofswefir von 1609 — 1614. Ein fehr intereffanter Mann. 3) Conftanz, Premierminifter in Siam, ein Opfer der Revolution im J. 1688. 4) Graf von Bamenal, k. k. Generalfeldzeugmeifter, und nach feinem Übergange zur mohammedanifchen Religion, Chef der Bombardiere und Pafcha von zwey Rofsfchweifen, geft. im J. 1747. 5) Johann Wilhelm, Herzog von Ripperda, Premierminifter in Spanien, und nach feinem Falle, Caffetier zu Meguinez in der Barbarey, geft. d. 13 Novbr. 1737. — In der Vorrede wird von den Quellen Nachricht gegeben. Die Darftellung ift lebendig und anziehend. Bh.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

B O T A N I K.

KIEL, in d. akad. Buchhandlung: *Beyträge zur Anatomie der Pflanzen*, von *Johann Jacob Paul Moldenhawer*, u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Von der häutigen Röhre in den Spiralgefäfsen handelt der Vf. ausführlicher S. 215. Man finde sie am deutlichsten im alten Eichenholze, wo sie sich als eine dünne, farbenlose, häutige Scheide herausziehen lasse. Dafs sie kein gummiger Niederschlag, noch ein harziger Bestandtheil, noch Gallusäure oder Gärbestoff sey, sondern aus einer eyweifsstoffartigen Materie, wie die Membran der zelligen Substanz, bestehe, sucht Hr. *M.* durch die chemische Analyse dieser beiden Stoffe zu beweisen. In den alternden Gefäfsen ziehe sie sich denn mannigfaltig zusammen und kräusele sich, und nehme dann den Schein eines Zellgewebes an, womit verschiedene Beobachter die Spiralgefäfse angefüllt gefunden haben wollten. Ehe Rec. seine Meinung über den Bau der Spiralgefäfse angiebt, bemerkt er hier nur, dafs, was diese Haut betrifft, unser Vf. offenbar im Irrthum befangen ist. Rec. hat sie nicht nur in der Eiche, sondern auch im Sassafrasholze, im alten Kürbisstengel u. s. w. genau untersucht und gezeichnet, und deutlich gesehen, dafs diese vermeintlich zusammengezogene Haut eine bestimmte Zellenformation ist, welche im Alter des Gefäfses an den Wänden desselben entsteht, und aus runden oder ovalen Zellen gebildet ist, deren Membran mit regelmäfsigen, in Reihen stehenden Puncten oder Poren versehen ist, wie sie schon *Malpighi* und *Leeuwenhoek* und zuletzt *Treviranus* (*vom inwendigen Bau der Gewächse* Fig. 14) sehr treu abgebildet haben. Es scheint ihm, dafs hier im Alter der Pflanze eine retrograde niedere Bildung, eine niedere Zellenformation entsteht, auf ähnliche Weise, wie bey den Thieren in der Arterie sich im Alter eine retrograde niedere Knochenformation zeigt. Es ist auffallend, dafs diese so leichte Beobachtung, welche schon im *Malpighi* sich findet, von unserem Vf., so wie auch noch ganz kürzlich von *Sprengel* (s. *von dem Bau und der Natur der Gewächse.* Halle 1812. S. 82 Taf. XIV. Fig. 69), ganz falsch gemacht worden ist.

Um die Spiralgefäfse findet Hr. *M.* immer eine besondere Schicht fester Schläuche oder Zellen, welche den Spiralfibern sehr fest anhängen, und welche er geneigt ist für ein Analogon der braunen, gleichfalls aus einfachen Zellenreihen zusammengesetzten Haut der Farrnkräuter zu halten. Aufser dieser nächsten zellichten Bekleidung der Spiralgefäfse bemerkt Hr. *M.* S. 235 auf den Spiralgefäfsen dunkele, die ganze Länge des Gefäfses in fast gleichen Zwischenräumen verfolgende Fäden. Diese hängen den Spiralgefäfsen fester an, als wie den Schläuchen der zellichten Umgebung, finden sich immer da, wo die Scheidewände der Schlauchreihen dieser Umgebung auf den Spiralgefäfsen ruhen; bey den Treppengängen und bey den porösen Röhren zeigen sie die gewöhnlichen Verhältnisse der Faser des Zellengewebes, indem sie genau die Umrisse der Schläuche, denen sie angehen, verfolgen, mehr oder weniger von der geraden Richtung abweichen, und der zellichten Substanz fester anhängen, als den Spiralgefäfsen, von denen sie sich schon bey blofsen Längenschnitten trennen (? kurz vorher wurde das Gegentheil behauptet). Rec. hat diese Fäden auf den Spiralgefäfsen vielfach beobachtet, sie aber, wie auch aus unseres Vfs. Beschreibung hervorgeht, bis jetzt für nichts anderes gehalten, als für die Reste der auf den Spiralgefäfsen liegenden langgestreckten Zellen und deren Intercellulargänge.

Aus diesen einfachen Spiralgefäfsen entstehen nun die sogenannten Treppengänge und porösen Röhren nach dem Vf. auf folgende Weise S. 245. Das spiralförmige Band, welches bisher von Ring zu Ring einen einfachen Faden darstellte, theilt sich nun wiederholt und verbindet sich wieder, so dafs bald mehr bald weniger Fäden, welche zusammen ein mehr oder weniger breites Band bilden, neben einander gewunden sind. Der Faden spaltet sich hier immer in zwey Zweige, deren jeder hier ungefähr halb so breit ist, als der Faden, aus dem sie entstanden, welchem sie aber bald an Dicke gleich kommen. Diese Theilungen nehmen nun immer mehr zu, und zugleich werden die spiralförmigen Fäden immer feiner, und oft folgen die Spaltungen und Verbindungen so schnell auf einander, dafs sie sehr kleine ovale Räume einschliefsen, und die erste Annäherung zu der Form der porösen Röhren geben. Die Treppengänge sind also nichts Anderes, als wahre Spiralgefäfse, deren Fibern durch Verästelungen und Verbindungen ein netzförmiges Gewebe bilden. Die Zeichnungen, welche der Vf. hierüber giebt, sind sehr instructiv. Aber die eigentliche Form der Treppengänge und porösen Röhren entsteht nach Hn. *M's.* Meinung dadurch, dafs die Windungen des wahren Spiralgefäfses durch einen besonderen Grundtheil verbunden werden, welcher sich als feine, halbdunkele Fäden darstellt, welche sich in gerader Richtung von einer Spiral-

Digitized by Google

windung zur anderen in gleichen Zwiſchenräumen fortſetzen, und ſich in alten Gefäſsen von den Spiralfibern an Glanz und Conſiſtenz kaum oder gar nicht unterſcheiden. Wenn dieſe Fäden breiter werden, ſich in der Mitte zuſammenziehen, und, indem ſie ſich zuſammenziehen, die ſpiralförmige Fiber etwas von der geraden Richtung abbiegen: ſo erhalten die urſprünglich viereckigen Zwiſchenräume eine rundliche Form, und dieſe geben dann der Wand des Gefäſses das Anſehen von runden Öffnungen, — die Poren der poröſen Röhren.

Intereſſant, und einer näheren Unterſuchung werth iſt S. 264 die Beſchreibung der Entſtehung der poröſen Röhren von ihrer erſten Bildung im jungen Maysſtengel bis zur Vollendung, welche aber keinen Auszug erlaubt. Rec. hat noch nicht Muſse genug gehabt, dieſe äuſserſt zarten Unterſuchungen und Beobachtungen einer ſo genauen Reviſion zu unterwerfen, als es die Wichtigkeit des Gegenſtandes erfodert, daher er ſich nicht anmaſst, die Richtigkeit dieſer Beobachtungen zu beſtreiten, ſondern ſich mit der Angabe ſeiner bisherigen Theorie von dem Baue, der Entſtehung und der Verſchiedenheit der Spiralgefäſse begnügt, und ferneren Unterſuchungen die Entſcheidung der Richtigkeit der einen oder anderen Theorie überlaſſen muſs.

Die Spiralgefäſse ſcheinen nämlich dem Rec. eine doppelte Formation zu bilden, von denen eine die poröſen, die andere, die von Rec. ſogenannten netzförmigen Gefäſse bildet. Die letzte hat Rec. bisjetzt nur in einigen ſehr ſaftreichen Pflanzen, namentlich nur in den Gattungen *Tropeolum* und *Impatiens*, finden können; die erſte hingegen zeigt ſich in allen übrigen Pflanzen, und in allen Holzarten. Die erſte beſteht darin, daſs die Ringe oder Windungen des urſprünglich ringförmigen oder einfachen Spiralgefäſses ſich von einander entfernen, und daſs ſich nun zwiſchen dieſen Windungen eine Membran bildet, welche in regelmäſsigen, oft ſpiralförmigen Reihen mit ovalen Poren verſehen iſt, aber weder die Spiralfaſer umgiebt, noch von ihr eingeſchloſſen wird. Rec. hat in ſeinen Zeichnungen zur Pflanzenanatomie eine Suite von fünf Tafeln bloſs der Darſtellung der Entſtehung der poröſen Gefäſse aus den einfachen Spiralgefäſsen gewidmet, indem er aus dem Kürbis zuerſt die in der jungen Pflanze befindlichen einfachen Spiralgefäſse darſtellte, und in den folgenden Zeichnungen, welche dieſelben Theile aus dem heranwachſenden Stengel enthalten, zeigt, wie allmählich mit zunehmendem Wachsthume der Pflanze ſich die Windungen der Spiralfibern von einander trennen, und nun jene poröſe Membran ſich zu bilden anfängt. Jedes poröſe Spiralgefäſs hat alſo zum Skelett ein einfaches oder ringförmiges Spiralgefäſs, iſt urſprünglich nur ein ſolches (bey den Hölzern wahrſcheinlichſt immer ringförmiges Spiralgefäſs), und nur mit zunehmendem Alter bildet ſich zwiſchen den Windungen die poröſe Membran, welche das Gefäſs verwandelt. Daſſelbe Gefäſs wird dann in dem Knoten, wo die Zellenformation die vorherrſchende iſt, gleichſam zellulös, daher die Einſchnürungen oder Verengerungen, welche die bis dahin gleichförmige Röhre des Gefäſses unterbrechen. Im Kürbisſtengel von verſchiedenem Alter iſt dieſe allmähliche Bildung des einfachen Spiralgefäſses in poröſes Gefäſs dem Rec. ſo deutlich geworden, daſs er ſie nachher in allen anderen Pflanzen, einige wenige ausgenommen, hat wiederfinden können. Die andere Formation iſt die von Hn. *M.* angegebene, welche entſteht, indem die Spiralfibern ſich verzweigen und wechſelſeitig verbinden, und endlich durch die häufige Verzweigung ein Netzwerk bilden, welches die Wand des Gefäſses ausmacht. Doch hat Rec. die von Hn. *M.* als einen beſonderen Grundtheil angegebenen, die Spiralfibern verbindenden Querfaſern noch nicht finden können. Es entſtehen hier auch ovale Zwiſchenräume zwiſchen den verzweigten Spiralfibern, aber ſie ſind theils gröſser, theils von ganz anderer Geſtalt und Verhältniſſen als die Poren der poröſen Gefäſse, ſo daſs man ſie an dieſen, ohne Zeichnungen nicht wohl deutlich zu machenden Eigenthümlichkeiten auf den erſten Blick von den poröſen Gefäſsen unterſcheiden kann. Die Öffnungen der letzten Formation unterſcheiden ſich nämlich von den Poren der erſten dadurch, daſs ſie eine einfache ovale Öffnung darſtellen, da hingegen die Poren deutlich aus einer breiten Einfaſſung, und aus einer ovalen oder runden Öffnung in dieſer Einfaſſung gebildet ſind. Eine eigene Membran in dem Gefäſse hat Rec. ſo wenig hier, als in den poröſen Gefäſsen entdecken können, und die Membran, welche Hr. *M.* in den letzten annimmt, und welche ſich wahrſcheinlichſt in allen alten Spiralgefäſsen findet, iſt, wie geſagt, offenbar eine mit dem Alter entſtehende neue, aber retrograde zellulöſe Bildung, welche von der Wand des Gefäſses ausgeht, und mit dem Spiralgefäſs, als ſolchem, nichts Weſentliches gemein hat.

Wir kehren nach dieſer Abſchweifung zu unſerem Vf. zurück. Die ſchon von *Leeuwenhoek*, und ſpäterhin von *Mirbel* und *Treviranus* bemerkten Erhöhungen oder Wülſte an den Poren der poröſen Röhren, vorzüglich des Rüſters, des Saſſafrasholzes u. a., ſucht Hr. *M.* S. 283 dadurch zu erklären, daſs er annimmt, daſs die ſpiralförmigen Fäden, da wo ſie frey und nicht verbunden ſind, ſich mit ihren Rändern etwas erheben, und genauer an die Umgebungen des Gefäſses anſchlieſsen; das ganze Gefäſs unterſcheidet ſich alſo von den poröſen Röhren überhaupt bloſs dadurch, daſs die ſpiralförmigen Fäden hier nicht in ihrer ganzen Breite flach, ſondern mit ihren freyen Rändern aufgebogen ſind. Rec., der das Saſſafrasholz ſchon ſeit längerer Zeit, ſeiner ſehr groſsen poröſen Gefäſse wegen, ſorgfältig unterſucht hat, muſs geſtehen, daſs ihn dieſe Erklärung nicht befriedigt hat, eben ſo wenig, als ihm die hieher gehörige Zeichnung Taf. VI Fig. 1 genau genug ſcheint.

Unſer Vf. kömmt hiebey S. 288 auf den eigenthümlichen Bau des Holzes der Nadelbäume, von welchem ſchon *Malpighi* und *Leeuwenhoek* einige, obgleich rohe Zeichnungen gaben. Hr. *M.* hält die Poren, die ſich an den Spiegelfaſern zugekehrten Seiten der langgeſtreckten Zellen dieſer Holzarten finden, und welche, wo

Digitized by Google

ſich die Zellen der Spiegelfaſern an dieſe anlegen, in einfache runde Öffnungen übergehen, für gleicher Entſtehung mit den Poren der poröſen Gefäſse, nämlich aus verwachſenen Spiralfibern, deren aufgeworfene Ränder eine Art von Wulſt bilden; und die langgeſtreckten Zellen ſelbſt für Spiralgefäſse. Im Eibenbaume (*Taxus baccata*) fand Hr. *M.* bloſs eigentliche Spiralgefäſse, aber ein beträchtlich breites Band, nicht feine Fäden, ſind hier ſpiralförmig gewunden, und dieſes Band iſt nicht in ſeiner ganzen Länge von gleicher Breite, ſondern es wird allmählich ſchmäler und wieder breiter.

Rec., der in einer eigenen vergleichenden Anatomie der Nadelhölzer und der verwandten Bäume dieſen merkwürdigen Bau genau unterſucht, und ihn in allen bisher ihm vorgekommenen Species dieſer Familie, nämlich in 25 Species, gefunden hat, weicht in ſeiner Theorie von der hier mitgetheilten bedeutend ab. Die angegebenen, von Hn. *M.* ſogenannten poröſen Spiralgefäſse ſind nämlich offenbar nur langgeſtreckte mit Poren verſehene Zellen, da man deutlich die hier in diagonaler Richtung laufenden Querwände der Zellen ſieht; nur ſind dieſe Zellen oft ſo langgeſtreckt, daſs man auf den erſten Blick nur cylindriſche Röhren zu ſehen glaubt, und die ſehr weit von einander entfernten Querwände leicht überſieht oder mit Mühe findet. Eben ſo ſind die vermeintlichen Spiralgefäſse im *Taxus* gleichfalls nur langgeſtreckte Zellen, welche aber, auſser den Poren an den den Spiegelfaſern zugekehrten Wänden (welche Hr. *M.* überſehen hat), noch äuſserſt feine, in dieſen Zellen aufſteigende Spiralfaſern zeigen. Daſs aber dieſe poröſen, langgeſtreckten, und beym *Taxus* mit Spiralfaſern verſehenen Zellen die den ſpäteren Holzringen der Nadelbäume fehlenden Spiralgefäſse erſetzen, und daſs alſo hier die Zellenformation mit der Spiralgefäſsformation verſchmolzen ſey, iſt wohl keinem Zweifel unterworfen. Von dem Urſprunge der Poren dieſer Zellen aus Spiralfaſern hat Rec. ſich noch nicht überzeugen können, obgleich er den vermeintlichen Übergang derſelben in Spiralfaſern, von welchem Hr. *M.* S. 290 redet, nämlich einfache querlaufende Striche, auch bey *Pinus Larix* geſehen hat. Was endlich die Spiralfaſern der langgeſtreckten Zellen im *Taxus* betrifft: ſo hält Rec. das, was Hr. *M.* für ein breites Band ausgiebt, vielmehr für den Zwiſchenraum zwiſchen den Spiralfibern, daher er ungleiche Breite hat, und den dunkelen, äuſserſt feinen Strich zwiſchen Hn. *M's.* breitem Bande für die äuſserſt feine Spiralfaſer ſelbſt. Hr. M. hätte mit eben dem Rechte bey den vermeintlichen Spiralfaſern der Torfmooſe ein breites, ſpiralförmig gewundenes Band annehmen können, wo er nur von äuſserſt feinen Spiralfaſern redet, da der Bau beider Pflanzentheile im Äuſseren groſse Ähnlichkeit mit einander hat.

S. 294 und ff. handelt der Vf. von der Bildung des Knotens der Pflanze, und von den Veräſtelungen und Verbindungen, welche die Spiralgefäſse in demſelben zeigen, ſo wie von demſelben Bau in der weiblichen Ähre der Mayspflanze, und in den Früchten mehrerer Pflanzen, wovon jedoch kein Auszug gegeben werden kann. Er glaubt aus dieſem Baue ſchlieſsen zu müſſen, daſs die Spiralgefäſse nicht bloſs Luftgefäſse, ſondern vielmehr ſaftführende Gefäſse ſind. Man habe ſich durch die Analogie des Baues dieſer Gefäſse mit den ſogenannten Tracheen der Inſecten verführen laſſen, aber dieſe Tracheen ſeyen gleichfalls keine Athmungsorgane oder luftführende Röhren, ſondern enthalten nach allen Beobachtungen nur flüſſigen Saft. Wir können uns, ohne die Grenzen der Recenſion zu überſchreiten, auf die nähere Würdigung dieſer Theorie um ſo weniger einlaſſen, da wir nächſtens Gelegenheit erhalten werden, ausführlicher über dieſen für die Pflanzenphyſiologie ſehr wichtigen Gegenſtand zu reden, und wir bemerken daher nur, daſs Hr. *M.* nach ſeiner Theorie die Spiralgefäſse nothwendig für ſaftführende Organe halten muſste, da er die Intercellulargänge, die eigentlichen Saftwege, leugnet; auch bemerkt er mit Recht, daſs der Saft in den verſchloſſenen Zellen nicht wohl aufſteigen könne, und bedurfte nun anderer Wege, welche den Saft der Pflanze führen. Aber wie erklärt dann, möchten wir fragen, Hr. *M.* die Aufſteigung des Saftes in den niederen, die Spiralgefäſse entbehrenden Pflanzen, wo ſich bloſs Zellengewebe findet? Auch iſt die Behauptung unrichtig, daſs die feinſten Wurzelzaſern nur aus Bündeln von Spiralgefäſsen beſtehen. Die Beſtätigung, welche Hr. *M.* S. 320 in der künſtlichen Anfüllung der Spiralgefäſse mit gefärbten Flüſſigkeiten für ſeine Theorie zu finden ſucht, hat keinen reellen Werth, da man nie von der Function eines aus dem normalen Leben geriſſenen Theiles auf die normale Function deſſelben Theiles zu ſchlieſsen berechtiget iſt, weil nämlich jede Abnormität der Form und Lage der Theile auch nothwendig eine Abnormität der Function mit ſich bringt. Was endlich den Beweis für die ſaftführende Function der Spiralgefäſse betrifft, welchen Hr. *M.* S. 328 in dem Bau des Holzes des *Taxus* zu finden glaubt, wo, wie angegeben, nach Hn. *M.* ſich bloſs Spiralgefäſse finden: ſo läſst ſich hieraus gerade das Gegentheil beweiſen. Rec. hat nämlich bey dieſen, ſo wie bey den Nadelhölzern, die Intercellulargänge beſtimmt ſich mit rother Dinte anfüllen ſehen, und aus dem Verhältniſſe des ſpecifiſchen Gewichtes dieſer Hölzer zu den anderen Holzarten läſst es ſich bis zur Evidenz beweiſen, daſs dieſe Spiralgefäſse, oder richtiger Spiralzellen, ſo wie die poröſen Zellen der Nadelhölzer, nur Luft enthalten können.

Sollen wir nach dieſer ausführlichen Anzeige des Inhaltes ein ſummariſches Urtheil über das vorliegende Werk fällen: ſo müſſen wir ſagen, daſs es viele einzelne, ſorgfältige, äuſserſt fleiſsige und mühſame Unterſuchungen und Beobachtungen über den beſonderen Bau einzelner Organe der Pflanze enthält, daſs aber die Reſultate dieſer Unterſuchungen ſehr oft zweydeutig, unſicher, und nicht ſelten ganz falſch ſind, und alſo einer genauen Reviſion unterworfen werden müſſen. Man vermiſst dabey ſehr oft das geiſtige Band, welches alle einzelnen Organiſationen, und ſo auch die einzelnen Organe vereinigt, und deſ-

Digitized by Google

sen Erkennung allein nur die Bedeutung der einzelnen Formationen lehren kann, da im Gegentheil eine blofs empirische, gedankenlose Anschauung des Vorhandenen nur zu leicht irre führt. Es fehlt, mit einem Worte, zu oft die Idee des Pflanzenbaues und des Pflanzenlebens, ohne welche alle einzelnen Bildungen nur dunkel und unerklärlich seyn können. Rec. will damit nicht sagen, dafs man zuerst, vor der Untersuchung, sich eine Idee entwerfen, und dann nach dieser Idee untersuchen solle, da man auf diese Weise nur seine, vielleicht falsche Idee, nicht die Natur, finden würde; sondern er will nur andeuten, dafs man, um die einzelnen besonderen Bildungen zu verstehen, nothwendig erst die allgemeine Bildung und deren Gesetze, also hier die des vegetativen Lebens, kennen und also erst die allgemeine Bildung einsehen müsse, ehe man die Erklärung der Bedeutung der einzelnen Formationen mit Erfolg unternehmen könne. Auf andere Weise ist es fast unmöglich, die speciellen Gesetze in der Bildung der einzelnen Organe zu erkennen. Hätte z. B. unser Vf. eingesehen, dafs die Pflanze ursprünglich nur aus einfachen Schläuchen besteht, welche in einer Flüssigkeit schwimmend, und in einem grofsen Schlauche eingeschlossen, sich an einander reihen, wie man es noch deutlich bey den Moosen, den Schwämmen und bey anderen niederen Pflanzen sieht, und dafs diese Schlauchreihen in den vollkommeneren Pflanzen sich an an einander fügend nothwendig dodekaedrische Zellen bilden, und die sie umgebende Flüssigkeit an die Stellen drängen müssen, wo der geringste Widerstand ist, nämlich an die Kanten der Zellen: so würde er die Intercellulargänge sicher nicht geleugnet haben, welche nichts Anderes sind, als die Reste der freyen Umgebung der Zellen, und er würde auf manche andere Irrwege nicht gerathen seyn, von denen wir früher gesprochen haben. Ferner scheint Hr. *M.* zu oft künstliche, durch Maceration erlangte Präparate untersucht und gezeichnet zu haben, da, wo wir lieber, nach *Grew's* lobenswerthem Beyspiele, die Theile, nicht durch Maceration entstellt in ihrem natürlichen Zusammenhange dargestellt gesehen hätten. Endlich bemerken wir als einen Mangel zur Brauchbarkeit des Werkes die Weglassung der Erklärung der Kupfertafeln, welche Rec. erst mit grofser Mühe aus dem Werke selbst hat zusammenlesen und ausziehen müssen.

Aller dieser angegebenen Mängel ungeachtet, müssen wir doch, wenn wir die bisher vorhandenen, in und aufser Deutschland erschienenen Werke über die Pflanzenanatomie mit dem gegenwärtigen in vergleichende Betrachtung bringen, Hn. *M's.* Schrift für eine vorzügliche Zierde der deutschen Literatur, und für ein ehrenvolles Denkmal des vaterländischen Fleifses, Genauigkeit, Sorgfalt und Treue anerkennen. Wir hoffen, dafs, nachdem nun einmal wieder eine ernstere Bearbeitung der Pflanzenanatomie auf den frivolen Leichtsinn, mit welchem man in vielen neuen Werken die Sache nahm, gefolgt ist, eine neue Periode anheben werde, in welcher, wie in anderen realen Wissenschaften, so auch in dem Studium des inneren Baues der Pflanze sich der nach Innen gedrängte Eifer und die rege Thätigkeit unserer Landsleute durch des Nachruhmes würdige Producte auszeichnen, und den deutschen Ruhm der wahren Naturforschung behaupten werden. Wir sehen deshalb mit Begierde und Antheil der Erscheinung der ferneren Arbeiten des Vfs. entgegen. ✠

KURZE ANZEIGEN.

Vermischte Schriften. *Leipzig* b. Seeger: *Heirathsgeschenk für Neuverehlichte und Verlobte, sie mögen es seyn oder noch werden.* Ohne Jahrzahl. 160 S. kl. 8. (1 Rthlr.) Auf dem Umschlage steht folgender Titel: *Leipzig*, in Commission b. Bruder: *Taschenbuch für Neuverehlichte* u. s. w. 1810. Nach einer Einleitung, in welcher ein Prediger über die Wichtigkeit und den Segen des Ehestandes, so wie über das Unheil mancher Ehen, aus Erfahrung spricht, wird zuerst die Frage aufgeworfen: Wie mufs überhaupt die Ehe geschlossen und geführt werden, wenn sie eine Schöpferin häuslicher Glückseligkeit werden soll? Die Antwort hierauf ist: Sie mufs mit Ernst und Überlegung, rechtlich und anständig, in unbefleckter Unschuld und mit herzlicher Zustimmung beider Theile geschlossen, und so geführt werden, dafs der Mann nicht tyrannisch herrsche, ein Theil mit dem anderen Geduld habe, und die gegenseitige Treue unverbrüchlich sey. Der Vf. geht dabey nicht ins Einzelne, sondern verweilt, nicht ohne guten Bedacht, blofs beym Allgemeinen, und sucht durch seine Darstellung hauptsächlich auch auf das Gefühl zu wirken. Nun untersucht der Vf. den besonderen Werth der Religion in den Verhältnissen des ehelichen und häuslichen Lebens. Ein sehr wohlgelungener Abschnitt. Der wohlthätige Einfluss der Religion wird in sein vollkommenes Licht gestellt, und mit ergreifender Wärme dieselbe empfohlen. „Gatten und Gattinnen, schliefst der Vf., lafst euch den Geist der Zeit nicht zur Verachtung des Heiligen und Göttlichen hinreifsen. Entzieht euch der wohlthätigen Leitung der Religion nicht. Lafst sie eure Wahl entscheiden, euer gegenseitiges Verhalten regieren, und euer Stand wird glücklich, euer Leben wird zufrieden und heiter, euer Haus wird der Sitz der Freude und des Segens, und das Ziel eurer irdischen Trennung wird ein frohes Wiedersehn dort seyn." Was hierauf über den wohlthätigen Einfluss einer reinen und edlen Liebe auf die längere Fortdauer der ehelichen Verbindung, in einem eigenen Abschnitte, gesagt wird, ist ebenfalls, wie das Vorige, in unseren Tagen sehr zu beherzigen. Die übrigen Abschnitte suchen theils richtige Ansichten zu geben, von den mancherley Beschwerden und Sorgen, die mit dem häuslichen Stande verknüpft sind, theils die Nothwendigkeit einer wirthlichen (nicht *wirklichen*, wie in der Überschrift und dem Inhaltsverzeichnisse steht) und haushälterischen Lebensart für das eheliche Glück darzuthun, theils die wichtigsten Grundsätze und Vorschriften über die Erziehung der Kinder beyzubringen. Bey aller Kürze enthält der letzte Abschnitt doch Alles, was angehende Ältern über die Bildung ihrer Kinder wissen sollen. Man findet nichts Ungesagtes, aber auch nichts Überflüssiges. Besonders zweckmäfsig ist das, was zur Erweckung des religiösen Sinnes dargeboten, und hier von so grösserer Wichtigkeit, da die religiöse Bildung schlechterdings ihren Anfang von den Ältern nehmen mufs. Den Schluss machen ein paar Anreden einer guten Mutter an ihre neuverehelichte Tochter, und eines rechtschaffenen Vaters an seinen neuverehelichten Sohn, worin gute Rathschläge und Erinnerungen für das eheliche Leben ertheilt werden. Nach einer Anmerkung sind sie, wenigstens die erste, aus den Rathschlägen eines geschätzten Arztes, mit zweckmäfsigen Abänderungen und Erweiterungen entlehnt.

Eh.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

HOMILETIK.

Nürnberg, b. Campe: *Handbuch der Anleitung zur Kanzelberedſamkeit für chriſtliche Religionslehrer*, von D. *Chriſtoph Friedrich Ammon*, königl. baier. Kirchenrathe, erſtem Prof. der Theol. und Superintendenten zu Erlangen. Neue vermehrte Auflage. 1812. 378 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Daſs der verdienſtvolle Vf. dieſes Handbuchs eben ſo trefflich zur Kanzelberedſamkeit durch den Vortrag der Theorie derſelben anzuleiten wiſſe, als er ſie in ſeinen eigenen allgemein geſchätzten homiletiſchen Arbeiten anwendet, hat er ſchon durch die erſte Ausgabe dieſes Werkes (Göttingen 1799) hinreichend bewährt. Jene kürzere Anleitung hat ſich in dieſer neuen Ausgabe, wo ſie durch die kleinere Schrift faſt um die Hälfte vermehrt worden iſt, in ein Handbuch verwandelt. Das Ganze enthält, wie in der früheren Ausgabe, 165 §§., in welchen die Lehren der Homiletik ganz in derſelben Ordnung vorgetragen werden, ſo daſs der Vf. im erſten Theile von dem Inhalte chriſtlicher Predigten, in dem zweyten von den Texten und ihrer Behandlung, in dem dritten von der Dispoſition und ihrer Ausarbeitung, in dem vierten von dem öffentlichen Vortrage der Predigten ſpricht. Das Eigenthümliche dieſer neuen Bearbeitung beſteht, auſser einigen beſonderen Zugaben (von denen wir unten ſprechen werden), vorzüglich darin, daſs Hr. *A.* nicht ſelten den Ausdruck berichtigt und genauer beſtimmt, mehrere einzelne §§. durch ſchätzbare Zuſätze erweitert, und beſonders die unter den §§. ſtehenden Anmerkungen, welche die nöthigen Erläuterungen, Beſtimmungen und ſehr vollſtändige literariſche Nachweiſungen enthalten, bedeutend vermehrt, ſo wie zu den angeführten Beyſpielen, beſonders aus ſeinen eigenen und den reinhardiſchen Predigten, viele neue hinzugefügt hat. Unſtreitig hat ſein Werk in dieſer neuen Geſtalt an innerem Gehalte und allgemeiner Brauchbarkeit nicht wenig gewonnen. Mit Vergnügen bemerkte Rec. auch hier (und hier faſt noch deutlicher und öfterer, als in der erſten Ausgabe), wie ſehr der würdige Vf. darauf hinarbeitet, ein *wahrhaft chriſtliches* Predigen zu befördern. Mögen alle Prediger, welche ſich ſeines Handbuchs bedienen werden, nicht verabſäumen, die Bemerkungen zu leſen und zu beherzigen, mit welchen er ſich in der Vorrede gegen die homiletiſche Verirrung der neueren Zeiten erklärt, das Chriſtenthum als bloſse Vernunftreligion behandeln zu wollen, und ſeinen hiſtoriſchen und poſitiven Charakter in den Hintergrund zu ſtellen! — Rec. hält ſich jedoch auch für verpflichtet, auf einige Puncte aufmerkſam zu machen, bey denen er gewünſcht hätte, daſs die beſſernde und vervollkommnende Hand des Vfs. ihren Einfluſs auf die zweyte Ausgabe noch mehr geäuſsert haben möchte. Dahin gehört zuvörderſt die Art, wie der Begriff einer chriſtlichen Predigt, von welchem Hr. *A.* in dem Vortrage der Homiletik ausgeht, beſtimmt worden iſt. Eine chriſtliche Predigt iſt ihm (§. 23 vergl. §. 1) ein zuſammenhängender Religionsvortrag zur Belehrung und Erbauung der Gemeinde. Allein ſollte man durch dieſe Definition eine vollſtändige und klare Einſicht in den Begriff gewinnen: ſo müſste vor allen Dingen genauer beſtimmt worden ſeyn, welchen Begriff der Vf. mit dem nicht von allen Homileten in demſelben Sinne gebrauchten Worte *Erbauung* verbindet. Dieſs iſt erſt weiter unten im zweyten Theile §. 63. 64 geſchehen. Auch dürfte es nicht mit dem gewöhnlichen Sprachgebrauche übereinſtimmen, und allgemein verſtändlich ſeyn, wenn der Ausdruck: Religionsvortrag, ſo von ihm gebraucht wird, daſs er ſowohl die Vorträge der Glaubenslehre, als die moraliſchen in ſich faſst. Ehe der Begriff einer Predigt feſtgeſetzt wird, ſollte man ſich wohl über die Frage ausführlicher verbreiten: *was* kann und ſoll im Allgemeinen durch den öffentlichen Cultus überhaupt, und namentlich durch das, was man Predigen nennt, in den menſchlichen Gemüthern *bewirkt* werden? Daran knüpft ſich dann am natürlichſten eine pſychologiſche Erörterung der *Art und Weiſe*, *wie* der Prediger die menſchlichen Gemüthskräfte beſchäftigen und in Thätigkeit ſetzen, wie er den Menſchen im Allgemeinen behandeln, welchen Weg er einſchlagen müſſe, um jenen Endzweck zu erreichen. Wir wünſchten, daſs der Vf. bey der neuen Bearbeitung ſeiner Theorie von dieſen Prämiſſen ausgegangen wäre, aus ihnen den Begriff der Predigt abgeleitet, und zugleich die Frage beantwortet hätte, ob und in wie fern die Predigt eine *Rede* ſeyn könne und ſolle? Dieſs Letztere war um ſo nöthiger, da der Vf. ein Handbuch der Anleitung zur Kanzel*beredſamkeit* ankündigte. In dem erſten Theile §. 26. 27, wo der Umfang der Materialien, welche in Kanzelvorträgen behandelt werden können und ſollen, beſtimmt wird, hätte theils der Vortrag des *Geſchichtlichen* der heiligen Schrift unſtreitig eine eigene Berückſichtigung verdient (da es den Grundſätzen des Vfs. ſelbſt angemeſſen zu ſeyn ſcheint, daſs der Prediger den hiſto-

Digitized by Google

rischen und positiven Charakter des Christenthums nicht übersehe), theils die Behandlung *psychologischer* Gegenstände, in sofern sie oft in religiöser und moralischer Hinsicht höchst wichtig werden können. Die Bemerkungen über die Eigenschaften eines guten Textes (im zweyten Theile §. 38. 39. 40), welche sämmtlich viel Wahres und Treffendes enthalten, bedurften der Ausführlichkeit nicht, mit welcher sie der Vf., besonders in der neuen Ausgabe, vorträgt. Wenigstens konnte der Zusatz, welcher in der neuen Ausgabe S. 89 zu Anfange des 38 § hinzugekommen ist, wo sich der Vf. gegen die Wahl zweydeutiger, witziger, scherzhafter, abstruser Texte erklärt, sehr füglich mit dem verbunden werden, was er §. 39 über die Nothwendigkeit bemerkt, deutliche und anständige Texte zu wählen. Dagegen erwarteten wir §. 43 ausführlichere Vorschläge und Winke über die Methode, vorgeschriebene Texte nach ihren einzelnen verschiedenen Gattungen zur Auffindung eines Thema zu benutzen. An einer Erfindungstheorie dieser Art, welche besonders für angehende Prediger sehr wichtig wäre, fehlt es noch den meisten homiletischen Lehrbüchern. Eben so vermisst man §. 54. 55 eine genauere Erörterung der Art und Weise, wie der Prediger, als Prediger (als Kanzel*redner*), bey der Bestimmung, Erläuterung, Entwickelung seiner Begriffe zu Werke gehen müsse; wie sich hier die Methode des Kanzel*redners* von dem wissenschaftlichen und überhaupt von dem *blos* belehrenden Vortrage *unterscheide*. Der Vf. berührt die Nothwendigkeit, Begriffe bestimmt zu definiren und anschaulich zu erläutern, da, wo er von den Predigten spricht, welche er κατ' ἐξοχὴν Aufklärungspredigten nennt. Er unterscheidet nämlich §. 52 bey den synthetischen Vorträgen unterrichtende (oder aufklärende), beweisende, erbauliche Predigten. Nothwendig muss man aus dieser Unterscheidung folgern, dass nach den Grundsätzen seiner Theorie nicht gerade jede Predigt erbaulich seyn müsse. Dies bestätigt sich noch mehr durch §. 65, wo er ausdrücklich bemerkt: „es sollten, *wo nicht alle*, doch die meisten Predigten erbaulich seyn." Rec. bekennt hier aufrichtig seine feste Überzeugung, dass es nothwendig zum *Wesen* einer *jeden* guten Predigt gehöre, erbaulich zu seyn. Denn erbaulich ist ein Vortrag, wenn er dazu geeignet ist, die *lebendige* christlich-religiöse Überzeugung, den religiösen *Sinn*, nicht blos die religiöse Erkenntniss, und die ächte christlich-religiöse Sittlichkeit des Zuhörers zu befestigen und zu erhöhen. Dieser Begriff entspricht dem neutestamentlichen οἰκοδομὴ, πρὸς οἰκοδομὴν am vollständigsten. Auch der Vf. scheint in dieser Hinsicht mit uns übereinzustimmen, wenn er §. 64 S. 133 Erbaulichkeit diejenige Eigenschaft einer Predigt nennt, welche dem Willen des Zuhörers die religiösen Wahrheiten durch Überzeugung und Gefühle nahe legt. Ein Vortrag, der sich blos an das Erkenntnissvermögen wendet, ohne das Gefühl des Zuhörers zu ergreifen, und auf die höheren Neigungen des Gemüths zu wirken, gehört nicht auf die *Kanzel*, möge er auch noch so bündig, deutlich und faslich seyn. Auch wenn der Vortrag nicht *unmittelbar* vor einen Fehler warnen, oder zu einer Tugend ermuntern soll, auch wenn das Thema die Erläuterung eines Begriffes oder Satzes, oder den Beweis einer Wahrheit ankündigt, lässt sich doch der Gegenstand (so lange nur der Prediger überhaupt einen Gegenstand wählt, der für die Kanzel passend ist) so darstellen, dass zugleich das Gefühl für das Heilige und Gute in einen höheren Schwung versetzt, und, wenigstens mittelbar, selbst auf das Begehrungsvermögen des Menschen gewirkt werden kann. In diesem Sinne kann und muss jede Predigt erbauen. Der Vf. bemerkt ja selbst sehr richtig S. 137: „man kann daher aus jedem theologischen Hauptsatze, wenigstens im zweyten Theile, praktische Folgen und erbauliche Wahrheiten ableiten, so dass es also ein seichtes und schädliches Vorurtheil bleibt, dogmatische Predigten seyen nicht erbaulich." In dem dritten Abschnitte des zweyten Theils, wo der Vf. über die Behandlung besonderer Texte für Festpredigten und Casualpredigten spricht, wäre eine Topik, eine geordnete Darstellung gewisser allgemeiner Begriffe und Hauptgesichtspuncte, welche den Prediger bey der Erfindung der für die verschiedenen Gattungen der Fest- und Casual-Predigten passenden Materialien leiten können, gewiss an ihrem Orte gewesen. Warum sich der Vf. in dem dritten Theile (wo von der Disposition die Rede ist) §. 109 gegen die Eintheilung eines Thema in 4 Haupttheile bey synthetischen Vorträgen erkläre, und dieselbe unbedingt fehlerhaft nenne, ist uns selbst durch die Bemerkung desselben, dass eine solche Eintheilung allemal in der Entwicklung der Ideen ein Glied überspringe, nicht hinreichend klar geworden. Warum wollte man z. B. (um von vielen Beyspielen nur eins zu wählen) folgende tetrachotomische Disposition des verewigten Reinhard (in der Sammlung s. Predigten vom Jahre 1795. Sulzbach 1797. S. 150): *über den Einfluss, welchen der Glaube an ewige Fortdauer auf die Tugend hat:* die Tugend gewinnt durch ihn a) an *Kraft*, b) an *Reinheit*, c) an *Entschlossenheit*, d) an *Hoheit* — für logisch fehlerhaft erklären? Die §. 110 (wo der Vf. die verschiedenen Bestimmungsgründe der Eintheilung angiebt) aufgestellte Regel: „man kann 1) das Ganze in seine einzelnen Begriffe und Sätze auflösen," hält Rec. darum für bedenklich, weil sie den Prediger leicht verleiten kann, das Thema so einzutheilen, dass sich die Haupttheile nicht, was doch zu der logischen Vollkommenheit einer Disposition nach unserem Ermessen nothwendig gehört, auf das Thema im Ganzen, d. h. nicht auf die *Verbindung* von Begriffen, welche das Thema ausmacht, gehörig beziehen. Dies ergiebt sich selbst aus dem von dem Vf. sogleich hinzugefügten Beyspiele folgender Disposition: von dem nachtheiligen Einflusse der Herrschsucht auf die menschliche Wohlfahrt. 1) Was ist Herrschsucht? 2) Nachtheiliger Einfluss auf das sinnliche Wohl. 3) Nachtheiliger Einfluss auf das sittliche Wohl. Die Erklärung des Begriffs der Herrschsucht kann hier nicht füglich unter den Haupttheilen ihren Platz finden, da das Thema blos eine Darstellung ihres

Digitized by Google

nachtheiligen Einfluſſes ankündigt, und demnach der Begriff der Herrſchſucht ſelbſt, als ein in dem Eingange ſchon erklärter Begriff, durch jene Ankündigung *vorausgeſetzt* wird. Auch hätten wir gewünſcht, daſs Hr. *A.* in dieſem ganzen Abſchnitte, der die Dispoſition betrifft, zugleich auf die *pſychologiſche Zweckmäſsigkeit* der Eintheilung und Anordnung des Ganzen mehr Rückſicht genommen, und gezeigt haben möchte, wie ſelbſt die Anordnung des Einzelnen dahin wirken könne und müſſe, die verſchiedenen geiſtigen Thätigkeiten und Veränderungen in dem Gemüthe der Zuhörer ſo auf einander folgen zu laſſen, daſs der beabſichtigte Zweck am beſten erreicht wird. Der dritte Abſchnitt des dritten Theils, von der *Sprache* der Predigten, iſt zwar in dieſer neuen Ausgabe allerdings vollſtändiger bearbeitet worden, als in der erſten, und enthält ſehr beachtungswerthe Winke. Wir vermiſſen jedoch in mehreren einzelnen Puncten noch beſtimmtere Belehrungen über den Unterſchied, der zwiſchen der Sprache des Predigers, als Kanzel*redners*, und dem blofs didaktiſchen Stile auf der einen, ſo wie dem dichteriſchen Stile auf der anderen Seite Statt findet, und eine Erörterung des Gebrauchs, welchen der Prediger bey der Verſchiedenheit der Gegenſtände, welche er behandelt, und der Zuhörer, zu denen er ſpricht, von der niederen, mittleren und höheren *Schreibart* zu machen hat.

Die von dem Vf. ſelbſt in der Vorrede und Inhaltsanzeige beſonders bemerkten gröſseren Zugaben dieſer neuen Bearbeitung ſeiner Homiletik ſind folgende: 1. Anhang zur Einleitung. Über den vermeintlichen Unterſchied der Kanzelberedſamkeit in der katholiſchen und proteſtantiſchen Kirche. Trefflich erklärt ſich der Vf. gegen die einſeitige Behauptung eines Recenſenten (der *sermons de Hugues Blair* im *Journal de l'Empire* vom 10 Auguſt 1807), daſs nur in der katholiſchen Kirche eine wahre Kanzelberedſamkeit Statt finden könne. 2. Zugabe in dem dritten Abſchnitte des dritten Theils. Über die redneriſchen Eigenſchaften und das Intereſſe der Kanzelſprache. Enthält kurze, aber treffende Bemerkungen. 3. Zugabe zum vierten Theile. Über die Kanzelſcheu junger Prediger. Sehr beachtungswerthe Beobachtungen und Erfahrungen über die Ängſtlichkeit und Verlegenheit bey dem öffentlichen Vortrage der Predigten, und über die Unterſtützung und Bildung des Gedächtniſſes.

St.

Gmünd, b. Ritter: *Neues Magazin für katholiſche Religionslehrer*, herausgegeben von *Franz Carl Felder*, biſchöflich-geiſtlichem Rathe und Pfarrer zu Waltershofen. 1809. 6 Hefte. Januar — December 876 S. 1810. 6 Hefte. Jan. — Decbr. 880 S. 1811. 6 Hefte. Jan. — Decbr. 880 S. 8. (Jeder Jahrgang 2 Rthlr. 6 gr.)

Dieſes neue Magazin iſt eine Fortſetzung des *kleinen Magazins für katholiſche Religionslehrer*, welches ſeit 1800 erſt durch Hrn. Prof. *Lorenz Kapler* zu Landshut (jetzt Schulrath zu Insbruck), dann ſeit 1806 durch den jetzigen Herausgeber beſorgt worden iſt. Es wird unter dieſem neuen Titel auch nicht ohne Leſer und Beyfall bleiben. Es enthält erſtlich theologiſche, doch ziemlich populär geſchriebene, Abhandlungen; zweytens hiſtoriſche, den Seelſorgern in Baiern und Schwaben intereſſante Nachrichten; drittens Predigten, Predigtentwürfe auch liturgiſche Formulare, Vorſchläge das katholiſche Ritual geiſtvoller zu machen; viertens Recenſionen, und endlich iſt auch noch jedem Stücke ein beſonderes Intelligenzblatt angehängt, welches kurz abſprechende, bald lobende, bald tadelnde Urtheile über einige neu erſchienene theologiſche Schriften der Proteſtanten enthält.

Der Zweck der ganzen Zeitſchrift ſcheint beſonders dahin zu gehen, Glauben an die Bibel als an eine unmittelbare göttliche Offenbarung zu erhalten, und die Einigkeit mit der Kirche den Predigern zwar lieb zu machen, aber ihnen auch zu zeigen, daſs ſie ihre Freyheit zu denken dabey immer ſo viel, als nöthig iſt, behalten können, daſs auch die Proteſtanten das Weſentliche des Chriſtenthums haben, und nicht angefeindet oder gar verdammt werden dürfen. Dabey bemühen ſich die Vff., die Lehren und Gebräuche der katholiſchen Kirche nur ſo weit zu vertheidigen, als ſie vernunftmäſsig und bibliſch ſind, oder doch wenigſtens weder mit der Vernunft noch Bibel ſtreiten, und allen übertriebenen Eifer für Scholaſtik auszurotten. Beſonders athmet ein recht frommer, friedliebender und ſanfter Geiſt in allen Aufſätzen.

Von den Abhandlungen will Rec. nur zwey auszeichnen. Die eine *über die Scheu vor dem Dogmatismus*, die eigentlich die Gründe der Abneigung vor den eigenthümlichen Grundlehren des poſitiven Chriſtenthums darlegen, und die Mittel, derſelben zu ſteuern, angeben ſoll. Beſonders räth der Vf., die Vernunft nicht herabzuwürdigen, nicht die ſcholaſtiſche Theologie ganz vertheidigen zu wollen, ſondern mit den Proteſtanten in Aufrechthaltung deſſen, was ihnen, wie den Katholiken, das Wichtigſte im Chriſtenthume ſeyn muſs, gemeinſchaftliche Sache zu machen. Die andere Abhandlung iſt *Katholiſches Glaubensſyſtem* überſchrieben. Der Vf. wünſcht, daſs man vor Vollendung derſelben das Urtheil darüber zurückhalten ſoll; wir können aber wohl anführen, was darin dargethan werden ſoll, nämlich, daſs im Naturſtande Vernunft-Erkenntniſs und Verehrung Gottes, wie ſie darin möglich iſt, hinlänglich zur Seligkeit, daſs den Chriſten jetzo als Individuen Tradition und heilige Schrift hinlänglich, aber auch nothwendig zur Seligkeit ſey, daſs aber, um einen vollkommenen chriſtlichen *Staat* oder eine allgemeine Kirche zu bilden, auſser dieſen beiden Erkenntniſsquellen auch noch Katholicität erfodert werde. Der erſte dieſer drey Sätze iſt ſo ausgeführt, daſs man mit Verſtand nicht leicht etwas wird dagegen einwenden können. Der Vf. meint, es werde viel Licht in das Syſtem, und viel Friede unter die chriſtlichen Parteyen und ihre Bekenner kommen, wenn man über-

Digitized by Google

all und immer dieſe drey verſchiedenen Zwecke der allgemeinen und individuellen menſchlichen Seligkeit und des vollkommenen chriſtlichen Staats unterſchiede, und man wird ihm darin leicht beypflichten.

Die hiſtoriſchen Notizen, welche in dieſem Magazine mitgetheilt werden, können auſser Baiern und Schwaben kein ſonderliches Intereſſe haben, wenigſtens haben ſie es nur für den, der gern wiſſen will, wie es mit dem Chriſtenthume und der Theologie in dieſen Gegenden ſteht; doch ſind ſie für den Ausländer faſt zu ſpeciell.

Die Predigten, Predigtentwürfe, liturgiſchen Formulare kann Rec. in ſofern loben, als eine ächtchriſtliche Denkart ſich darin abſpiegelt, ein Bemühen, wahre Frömmigkeit zu beleben, daraus hervorleuchtet, auch ſich viele Lehrweisheit, welche vorhandene Meinungen und verehrte Gebräuche zweckmäſsig benutzt, ohne das Abergläubiſche, das ſich leicht daran hängen kann, zu nähren, darin zeigt. Aber meiſterhaft können ſie nicht heiſsen, dazu iſt die Sprache zu wenig populär, oder da, wo ſie es iſt, welches aber ſelten der Fall iſt, zu wenig edel; auch iſt die Ordnung nicht immer logiſch und die Sachen zu allgemein. Eine Predigt, die vier Zwecke der Abendmahlsfeyer angiebt, nämlich ein Denkmal an Jeſus Chriſtus, eine geiſtliche Nahrung für unſere Seele, eine Vereinigung des Herzens mit Jeſus, ein Band der Liebe zwiſchen den Gläubigen zu ſeyn, möchte Rec. auch proteſtantiſchen Chriſten ihres Inhalts wegen beſonders empfehlen. Wie leicht kann man ſich in praktiſcher Anſicht dieſer Feyer vereinigen, wenn man auch in ſehr verſchiedenen Formeln theoretiſch darüber ſpricht!

Von den Recenſionen, die in dieſem Magazine auf wichtige, beſonders aſcetiſche Werke des katholiſchen Deutſchlands aufmerkſam machen, will Rec. nach der bekannten und ſehr wohl gegründeten Regel recenſirender Inſtitute nichts ſagen, und nur hinzufügen, daſs er ſich freuen werde, wenn dieſe Zeitſchrift noch lange fortgeſetzt wird, und in ihrem Kreiſe nach den Anſichten des Herausgebers und der Mitarbeiter viel zur Beförderung der chriſtlichen Erkenntniſs, chriſtlicher Frömmigkeit und Friedensliebe beyträgt.

Dfr.

KURZE ANZEIGEN.

PÄDAGOGIK. *Leipzig*, b. Barth: *Vorübungen zu ſchriftlichen Aufſätzen und Aufgaben zu Stilübungen in fortſchreitender Stufenfolge vom Leichteren zum Schwereren, auf Vorlegeblättern, zum Schul- und Privat-Gebrauche.* Von *J. C. F. Baumgarten*, Vicarius und Lehrer der Erwerbſchule zu Magdeburg. 1807. 22 Bog. 8. (20 gr.) Zweyte vermehrte und verbeſſerte Ausgabe. 1811. 24 Bog. 8. (2 Rthlr.) Der Vf. geſteht, bey der Ausarbeitung dieſer Vorlegeblätter, die Ideen mehrerer achtungswürdiger Männer, und beſonders die der Hnn. *Dolz* und *Wilmſen*, benutzt zu haben. Er hat denſelben zwey Abtheilungen gegeben: die eine enthält Vorübungen zur Anfertigung ſchriftlicher Aufſätze, und die andere eigentliche Stilübungen. Bey den Vorübungen zu ſchriftlichen Aufſätzen hat der Vf. zu weit ausgeholt, und Übungen aufgenommen, die nicht hieher gehören. So macht die Bildung der Nennwörter von Beywörtern und Zeitwörtern, der Beywörter von Nennwörtern und Zeitwörtern, und der Zeitwörter von Nennwörtern und Beywörtern den Anfang. Die Bildung der Wörter gehört aber gar nicht in das Gebiet des Lehrlings; er muſs nur benutzen lernen, was er hat. Auch iſt das zur Erleichterung der Aufgabe vorausgeſchickte Beyſpiel mehr verführend für den Anfänger, als auf den rechten Weg leitend. So viel iſt gewiſs, daſs für denjenigen, der ſich nicht durch das Beyſpiel irre leiten laſſen kann, die Aufgabe ohne Nutzen iſt. Eben ſo iſt es mit den folgenden Übungen, die ſich mit der Aufſuchung ſchicklicher Beywörter zu Nennwörtern, ſchicklicher Nennwörter zu Beywörtern u. ſ. w. beſchäftigen. Das wahrhaft Schickliche kann nur im Zuſammenhange der Rede gefunden werden, und dieſer fehlt hier. Denſelben Vorwurf der Unzweckmäſsigkeit kann man auch den übrigen, in der erſten Abtheilung aufgeſtellten Übungen machen. Es ſind Übungen des Nachdenkens, die aber zunächſt auf die Ausarbeitung ſchriftlicher Aufſätze keinen Bezug haben. — Unter die Stilübungen hat der Vf. gebracht: Schriftliche Beantwortung vorgelegter Fragen, Beſchreibungen, Angabe des Sinnes, der in einem Sprichworte enthalten iſt, Umſchreibung paſſender Wörter zu Charaden, Anzeigen in öffentlichen Blättern, Quittungen, Erzählungen, Verbeſſerung fehlerhafter Erzählungen, Umſetzung poetiſcher Erzählungen in Proſa, Umſetzung kleiner Gedichte in Proſa u. ſ. f. Man ſieht hieraus ungefähr, was dem Vf. Stil und Stilübungen ſind. Bey der Umſetzung kleiner Gedichte in Proſa — einer Übung, die ohnedieſs nicht dem Grade von Bildung angemeſſen iſt, welchen ſolche Vorlegeblätter vorausſetzen — hätte eine beſſere Auswahl der Gedichte getroffen werden ſollen. Manche ſind an und für ſich ſchon Proſa, und andere wollen faſt gar nichts ſagen. z. B. „Lebt, das Leben iſt ein Bach! Wer genieſsen kann, genieſse! Lebt, das Leben iſt ein Tag! daſs er ſich nicht fruchtlos ſchlieſse.“ B. i. l.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. Ohne Anzeige des Verlags: *Predigt bey Gelegenheit der feyerlichen Einweihung der neuerbauten evangeliſchen Kirche zu Peſth*, gehalten am 2 Juny 1811, als am erſten Pfingſtfeyertage, von *Johann Wächter*, k. k. Conſiſtorialrathe, der inner- und niederöſterr. Diöceſe Superintendenten, und erſtem Prediger der evangeliſchen Gemeine A. C. in Wien. 36 S. 8. In dem Vorberichte wird eine kurze Nachricht von der evangeliſchen Gemeine A. C. in Peſth ſeit dem Jahre 1787 mitgetheilt, wo ſie den 11 November ihren erſten Gottesdienſt in einem Privathauſe feyerte, und dann die Ordnung der gottesdienſtlichen Verrichtungen bey der Gelegenheit angezeigt, bey welcher auch die gegenwärtige Predigt gehalten wurde. Der Text derſelben iſt die Feſtepiſtel, und der Hauptſatz: *Von der hohen Beſtimmung chriſtlicher Tempel.* Sie ſollen durch das, was in ihnen gethan und geſprochen wird, dazu dienen, unſeren Verſtand zu erleuchten, unſer Herz zu veredlen und unſer Gemüth zu erheben. Aus dieſer erhabenen Beſtimmung leitet Hr. *W.* drey Pflichten her: die Pflicht der Dankbarkeit ſowohl gegen Gott, als gegen diejenigen, welchen die Gemeine den Genuſs einer ſolchen Wohlthat verdankt; ferner fleiſsige Theilnahme an allen Verſammlungen und Feyerlichkeiten, die im neuerbauten Tempel veranſtaltet werden, und endlich edle Bereitwilligkeit, zur Erhaltung und Fortdauer der Kirche ſowohl, als der, unter der Gemeine beſtehenden gottesdienſtlichen Anſtalten überhaupt, auf das thätigſte mitzuwirken. Hr. *W.* hat ſeinen Gegenſtand mit Klarheit und Beſtimmtheit durchgeführt, und die Pflichten mit einer edlen Wärme dem Herzen nahe gebracht. Die Sprache iſt voll Würde und Nachdruck. — In ein paar Anmerkungen des Herausgebers, welcher nicht Hr. *W.* ſelbſt iſt, erfahren wir, daſs die vorzüglichſte Stifterin dieſer neuen Kirche die verſtorbene verwittwete Frau Generalin von Beleznay, und die jetzige vorzüglichſte Wohlthäterin derſelben die verwittwete Frau Gräfin Teleki ſind. Ihre Namen verdienen erhalten zu werden. —r—r.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

ALTERTHUMSKUNDE.

WEIMAR, in d. Landes-Induſtrie-Compt.: *De monumentis aliquot Graecis e ſepulchro Cumaeo, recenter effoſſo, erutis, ſacra Dionyſiaca a Campanis veteribus celebrata horumque doctrinam de animorum poſt obitum ſtatu illuſtrantium.* Commentatio auctore *F. C. L. Sickler*, Phil. D. Acad. Imper. et Reg. Rom. etc. ſodali, Gymnaſii Hildburghuſani Directore. 1812. 24 S. 4. nebſt 3 Kupfertafeln. (12 gr.)

Ebendaſelbſt: *Beſchreibung eines ſehr merkwürdigen griechiſchen Grabmals bey Cumä mit drey Basreliefs über die bacchiſche Myſterien-Feyer* von Dr. *F. C. L. Sickler*, Schulrath und Director in Hildburghauſen. Mit drey Kupfern und einem Blatte Noten. Aus den Curioſitäten II Bd. 1 St. beſonders abgedruckt. 1812. 40 S. 8. (12 gr.)

Die Freunde des Alterthums müſſen Hn. *Sickler* für die Behanntmachung einiger neuerdings aufgefundener Bildwerke Dank ſagen, da dieſe nicht allein in Hinſicht ihres Kunſtwerthes alle Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen, ſondern auch über einzelne Puncte der alten Kunſtdarſtellung neues Licht verbreiten, und die Entſcheidung eines verjährten Streites über die Skelettfiguren bey den Alten bekräftigen. Vorausſetzen möchten wir, daſs die Kupfer in den Händen der Leſer ſeyen, da hier nur die unmittelbare Anſchauung zum Urtheil führen kann, und mit einer bloſs wiederholenden Beſchreibung wenig gedient iſt. Ausführlicher aber möchte das vom Vf. Vorgetragene ſelbſt geprüft werden müſſen; denn wenn auf der einen Seite der Werth der Sache und das Bedürfniſs der Erklärung ein längeres Verweilen erfodert: ſo können auf der andern dieſe Schriften überhaupt davon Beweis geben, wie man ſeit einiger Zeit angefangen hat, Kunſtwerke der Alten zu erklären und zu behandeln. Wir fanden, daſs die lateiniſche Abhandlung aus der deutſchen, vielleicht früher geſchriebenen, überſetzt ſey, und haben ſie daher für die Beurtheilung verbunden, da überdieſs in der deutſchen Schrift die Beſchreibung genauer und mehr in Beziehung auf die Erklärung geſtellt iſt, auch ſich dabey der Vorzug zeigt, daſs ſie, der Verlegenheit entnommen, mit welcher die Foderungen der bloſsen Unterhaltung mit denen einer gelehrten Unterſuchung ausgeglichen werden, mehr Verſtändlichkeit und Klarheit enthält.

Als Einleitung giebt der Vf. eine maleriſche Beſchreibung der Reiſe von Neapel nach Cumä, oder er macht vielmehr die Reiſe mit dem Leſer ſelbſt zu Waſſer und zu Lande. Für die Beſtimmung der Curioſitäten mag dieſes recht paſſend ſeyn, nur hätte dieſe Einleitung in der *Commentatio* mit etwas Gehaltreicherem vertauſcht werden ſollen, da ſie weder Neues enthält, noch auch durch etwas mehr als durch die Füſse auf den Gegenſtand hinleitet. Die einzige gelehrtere beygefügte Note über den Namen des Sees *Avernus* muſs dahin berichtiget werden, daſs, wenn Strabo (Lib. V. S. 244. Caſ., der Vf. citirt oft in franzöſiſcher Manier nur nach Büchern) die Ableitung von ἄορνος, *vögellos*, für Erdichtung der Bewohner hält, er richtig geurtheilt hat, nicht deſshalb, weil bisweilen Vögel von der Ausdünſtung des Sees umkämen, ſey auch anzunehmen, es halte ſich daſelbſt kein Vogel auf. Hr. *S.* erzählt dann, wie er im Jahre 1809 zu den Ruinen des alten Cumä gewandert ſey, und dort ein durch Geſpenſterſagen berüchtigtes Grabmal gefunden habe. Aus der Form, und aus zwey aufgefundenen Backſteinen mit den Inſchriften ΛΑΚΑ . . . und ΠΕΡ . . ſchlieſst er ſchnell, daſs es ein Grab cumäiſcher Griechen ſey. Von der Form und ihrer Eigenthümlichkeit wird nichts erwähnt; die Schriftfragmente können aber für nichts Zeugniſs geben, da ſie nicht nur unſicher ſind, und als lateiniſche angeſehen werden können, ſondern es ja wohl bekannt iſt, daſs in Italien früh und ſpät griechiſche Inſchriften gefertigt worden ſind, ohne von Griechen herzurühren. Nach der deutſchen Schrift beſtehen die über den drey Sarkophagen an der Wand angebrachten Reliefs aus harter, von gemahlnem Marmorſtaub und Pezzuolanerde bereiteter Stuccoarbeit. Nur mit ſchwerer Mühe, und durch Hülfe aufgeſprengtes Waſſers, konnte Hr. *S.* die in dem Dunkel der Höhle kaum erkennbaren Figuren nachzeichnen, woher wir uns auch zu deuten wuſsten, daſs an mehreren Stellen der Zeichnungen eine gewiſſe neuere Manier in Ergänzungen durchblickt. Das erſte Basrelief, auf welchem ſich eine ſchöne Gruppe von 8 auf dem Triclinium ruhenden Männern, ein auf den Stufen ſitzender Jüngling, in der Mitte die kunſtvolle Tänzerin und zur Seite eine, wegen Verletzung des Kunſtwerkes, unerkennbare Figur darſtellt, beſchreibt der Vf. weitläuftig, und erkennt in den Männern Griechen. In der deutſchen Schrift wagt der Vf. über die männliche Figur mit verhülltem Kopfe kurz abzuſprechen, daſs ſie der Myſtagog ſey. Vorausſetzungen anderer Art führten hierauf und auf die Annahme, daſs der *pater convivii* überhaupt bey den Alten als Reſt der untergegangenen Myſterienfeyer

Digitized by Google

betrachtet werden müfste. Wir finden auf dem Bilde nicht die geringfte Andeutung, und keinen Grund, in dem Alten mehr als einen gewöhnlichen Tifchgenoffen zu erkennen; denn ein *pater convivii* würde fchon Vorausfetzung feyn. Ungern vermifsten wir hier eine Hindeutung auf die eigene Darftellung des Triclinium, wie fie nicht leicht irgendwo gefunden werden möchte. Es ift amphitheatralifch angelegt, und zwey grofse Stufen, auf die auch die beiden vorletzten Figuren, wenigftens die letzte, gefetzt zu feyn fcheinen, führen zu ihm hinauf. Die Tänzerin findet der Vf. in einer nicht fittfamen Stellung (*in motu parum decoro verfatur*, fagt der Vf. in feiner Sprache). Wir haben diefs nicht dem Bilde abnehmen können, da der Künftler den im Tanze gefchwungenen Körper edel genug gehalten, und felbft den Faltenwurf dazu benutzt hat. Der Vf. aber widerfpricht fich felbft, indem er den vorgeftellten Tanz, man weifs nicht nach welchen Nachrichten, χεὶρ καταπρηνὴς nennt, diefer Tanz aber von Athenäus und Pollux unter die Arten des ernfteren, fittlichen Tanzes, der Ἐμμέλεια (der Vf. fchreibt immer εὐμέλεια) gerechnet wird. Doch fcheint der Vf. überhaupt über die Tanzarten, von denen wir nur die Namen kennen, zuverfichtlich auf Behauptungen fortzubauen, deren Beweis ihm fchwer fallen möchte. Sie haben keine Stütze. Noch weniger kann aber die Bewegung des Tanzes auf eine Deutung des Ganzen führen, und die Weife der Cumäer, Sympofien zu feyern, zeigt fich hier nicht weiter charakteriftifch (obgleich der Vf. es erfchliefst *e motibus ionicis, quos Tarentini a Milefiis acceperunt* (?) *et per Graeciam magnam propagarunt* (?)). Die auf dem zur Seite ftehenden Tifche befindlichen Gefäfse werden als bacchifche Myfteriengefäfse erklärt, als fey der κάνθαρος ein ganz eigenthümliches Gefäfs der bacchifchen Myfterien gewefen, da er doch bey allem Profanen im Gebrauch war. Überhaupt haftet nicht der geringfte Schein von Myfteriöfem an den aufgeftellten Gefäfsen. Unerklärt geblieben ift eine zweyte, in der Nähe der Tänzerin befindliche Perfon, die in dem Bilde bis auf Kopf und Hals verwifcht ift, und doch fcheint fie, wie wir unten angeben werden, eine beachtungswerthe Bedeutung zu haben. Hr. *S.* hält fie ohne hinlänglichen Grund für eine zweyte Tänzerin, denn der Kopf ift in fehr ruhiger Haltung. In der Erklärung des zweyten Bildes ift richtig bemerkt worden, wie die Skelette nach der Vorausfetzung, dafs zur Bewegung ein durch Sehnen und Muskeln verbundener Körper nöthig ift, bey den Alten nicht als blofse Knochengerippe dargeftellt worden find. Die drey Figuren aber follen insgefammt Tanzende feyn, und der eine mit den Händen den Takt dazu fchlagen. Als Grund von letzter Behauptung führt der Vf. die heutigen Tänze der Italiäner auf, bey denen oft ein Tänzer, in Ermangelung der Cymbeln und Caftagnetten, mit den Händen eine Art Mufik angebe. Diefs kann wohl wahr feyn; aber bey den Alten hat Rec. noch nichts von folcher Händemufik erfahren. Auch kann das Neuere nicht als zureichender Beweis ohne alle andere Beftätigung gelten. Auf dem dritten Bilde ift Charon allerdings die am meiften erkennbare Perfon; aber wenn diefer auf den Lebenslauf, welcher von der Perfon hinter ihm abgelefen wird, nach Hn. *S.*s Angabe hören foll: fo ift entweder diefs, oder das Bild falfch. Nach diefem nämlich blickt Charon zurück auf die andere Seite des ftygifchen Fluffes, wo vielleicht fchon andere Ankömmlinge ihn erwarten; er fcheint hier nur eine Weile nach vollbrachter Überfchiffung zu ruhen. Dafs die lefende Figur den Lebenslauf *laut* vorlefe, ift eine unbegründete Annahme. Auch ftillfchweigendes Überlefen ift hier genug. Von der Perfon felbft wird kurz gehandelt, dafs es die ägyptifche Ifis fey, die der Künftler hier nach griechifchem Stil behandelt habe. Kaum des Widerfpruches werth fcheint die feit Natalis Comes nachgefprochene etymologifche Erklärung des Namen Charon, von χαίρω. Was der Vf. mit den Worten: *A myftarum turba et coetu pro deo hilari* (*fenfu tranfitivo*) *accipiebatur Charon, hoc eorum umbras fine mora ad beatorum fedes transmittente*, ausdrücken wollte, hat fich Rec. nicht verdeutlichen können, wie überhaupt die deutfche Abhandlung beffer verftanden wird, als die ins Lateinifche nur zu treu überfetzte. Der Taktfchläger findet fich nach Hn. *S.* auch hier wieder ein, fo wie auch hier, wie oben, die Nebenfigur keine Erklärung erhalten hat. Dafs es bacchifche Myften feyen, die hier in die Unterwelt eintreten, beweift der Vf. mit folgenden Gründen: *Myfteriis bacchicis umbras caeteras adftantes initiatas effe vel ex eo colligitur, partim quia ifto fpectaculo avide omnes inhaerent, partim quia fenex quidam ex iisdem manus explodit, ut muficam faciat.* Die Vorausfetzung war nämlich, der gemeine Tanz fey ein bacchifcher. Doch es möchte die Logik, welche die Antiquare in ihren Schlüffen bewähren, überhaupt charakteriftifch, und, wenn man will, merkwürdig genannt werden können. Wenigftens find auch von vorliegender Abhandlung die Beweife nicht fern, dafs die Gelehrfamkeit der freyen Anficht der alten Kunftwerke oft und viel fchadet, vorzüglich wenn jene nicht aus einem vollftändigen und befonnenen Studium der Schriften der Alten, die keineswegs in Citaten der Neueren gelefen feyn wollen, gewonnen und mit Umficht geordnet worden ift. Wir gehen zur Hauptfache, der eigentlichen Erklärung der Bilder, über. Der Vf. ftellt zwey Erklärungen auf. Einmal könne das Ganze eine Darftellung zum Lobe der Mufik (*artis faltandi encomium*) heifsen. Wir fehen allerdings hier Tanzende, fehen, wie der Tanz die Befchauer in der Oberwelt und in der Unterwelt erheitert und zum Beyfall zwingt: aber an die Darftellung einer Verherrlichung des Tanzes überhaupt läfst Nichts glauben. Nirgends finden wir den Ausdruck eines Generellen, fondern nur Tanzfcenen in perfönliche Rückficht auf die Tanzenden geftellt. Doch der Vf. wurde durch jene erfte Erklärung nicht beruhigt, da fich zweifelnd einwenden laffe, wie folche luftige Tanzvorftellungen in ein

Digitized by Google

Grabmal gekommen ſeyen, und wie ſich eine Gruppe tanzender Lemuren den Alten zu einer freudigen Scene geeignet habe. Daher ſuchte der Vf. ſich in das heilige Dunkel der Myſterien zu retten. Ihm konnte als einem Alterthumskenner die Darſtellung froher Lebensſcenen in ernſten Gräbern der Alten bey wiederholter Betrachtung gewiſs nicht ſonderbar ſcheinen; dieſs bedarf keiner Vorausſetzung. Daſs die Alten in der Darſtellung von Lemuren „kein angenehmes und heiteres Schauſpiel“ gefunden haben würden, kommt hier nicht in Rückſicht, da einmal das Heitere hier nicht als Zweck gelten kann, dann aber eben dieſe aufgefundenen Bilder beweiſen, wie die Alten auch ſolchen Stoff nicht verſchmäht haben, und wie die Vorſtellung von befreundeten Schatten, die ja oft den Lebenden in ſtiller Mitternacht zuſprechen, nicht überall zu den grauſenden und verabſcheuten gezählt worden ſind. Doch der Vf. weiſt die erſte Erklärung zurück, weil ſie, wie er ſich ausdrückt, *nimis ad manus* war, und geht *deſshalb* auf einen tieferen Sinn aus.

In der Aufzählung der Stellen, welche die Einführung der bacchiſchen Myſterien in Italien beweiſen, finden wir nach dem, was *Heyne* und Andere geſagt, nichts Neues; dagegen mangelt die erfoderliche Kritik. Denn es iſt bey der Stelle des Sophokles (*Antigone* 1105 oder 1119) nicht einmal auf das Rückſicht genommen, was die Ausleger dieſer Stelle angeführt und bezweifelt haben; bey den übrigen aber ſind weder die Zeugniſſe der Schriftſteller, noch die Zeitangabe der Einführung hinlänglich begründet worden. Wir werden dieſs alles gewiſs da finden, wo der Vf. die ganze Lehre des Dionyſos der Ägyptier und Griechen und deren Bezug auf die Myſterienlehre abzuhandeln verſpricht. Hier folgt Hr. *S.* der Annahme *Böttigers* (wir wünſchten hier nicht das Wort *opinio* gebraucht zu ſehen), der bewieſen habe, daſs die campaniſchen Vaſen Myſterien- oder Weih-Gefäſse ſeyen, welche den Eingeweihten mit in die Gruft gegeben worden, zur Erinnerung an die ägyptiſch-dionyſiſche Unſterblichkeitslehre. Was der Vf. darauf von Amenthes, Oſiris u. ſ. w. vorträgt, möchte die Farbe eines gewiſſen Zeitgeſchmacks, welcher tiefere Unterſuchung ſcheut, an ſich tragen, nur daſs hier das Geſagte nicht den bey Anderen unerträglichen Schein von Neuheit annimmt, und nicht durch die blendende Folie von Erklärung alter Schriftſteller, wo zehn Stellen gegen eine falſch gefaſst werden, ausgeſchmückt worden iſt. Man weiſs, wie leicht es den heutigen Mythologen wird, einem ganzen Volksglauben in kurzen Ausſprüchen Deutung zu geben, und die Wanderung durch ganze Völker mit der Feder auf dem Papiere zu verzeichnen. Daſs auch unſer Vf. ſchnell auf Entſcheidungen ohne vorausgeſtellte Begründung verfällt, mag nur eine Stelle beweiſen. „Dazu kommt die Identität des Oſiris mit dem Dionyſos Ingräus, oder Casmilus, oder dem weinbauenden Bacchus der Griechen; denn auch Oſiris war der weinbauende Gott der Ägypter; aus welchem Grunde die Erinnerung an ſeinen gewaltſamen Tod und an ſeine Würde als Todtenrichter nur in Sympoſien, die bey Nacht gehalten wurden, mit Wein in dazu beſtimmten geheiligten Gefäſsen gefeyert ward. Dieſs war der *wahre Urſprung* der griechiſchen *Sympoſien*; ſie waren eine myſtiſche Feyer der älteſten, ehrwürdigen Unſterblichkeitslehre.“ Der Schluſs auf die aufgefundenen Monumente iſt folgender: In Groſsgriechenland und in Sicilien verehrte man allgemein den Bacchus in Myſterien; den Eingeweihten wurden die ihnen übergebenen Weihgefäſse, auf welchen ähnliche myſtiſche Darſtellungen, ins Grab gegeben; alſo ſind dieſe in cumaniſchen Gräbern gefundenen Basreliefs Darſtellungen von myſtiſchen Scenen, und ſie *müſſen* als ſolche erklärt werden. Die Beurtheilung mag hier dem Leſer überlaſſen bleiben. Das erſte Basrelief ſtellt ein Sympoſion der Eingeweihten dar, denn — auf dem Tiſche ſtehen heilige Gefäſse; die Tänzerin tanzt den ſymboliſchen Myſtentanz. Woran dieſer zu erkennen ſey, wird nicht angedeutet; die Gefäſse aber ſind die gewöhnlichen Trinkgefäſse. Das zweyte Bild zeigt, wie der Eingeweihte, zum Lemur geworden, die bacchiſchen Myſterien fortſetze und — — *tanze.* Hier iſt in dem Schluſſe ohne Zwiſchenidee nur loſer Zuſammenhang. Auf dem dritten Basrelief findet Hr. *S.* die liebliche Erfüllung aller Verheiſsungen der Myſterien des Dionyſos oder Oſiris; der Schatten einer Eingeweihten tanzt jenſeits des Styx den letzten Act des myſtiſchen Tanzes; die Todtenfürſprecherin Iſis ſteht bey ihr, und Charon ſelbſt zeigt Freundlichkeit und hört ihren Lebenslauf ableſen; die übrigen Schatten der Eingeweihten empfangen ſie freudig. Auch hier iſt der myſtiſche Tanz bloſse Vorausſetzung der Willkühr; Nichts beurkundet die Iſis (denn auch an dem deutlichen Ausdrucke der Lotosblättchen läſst ſich zweifeln); Charon aber wendet das Geſicht ab, und nimmt nicht Antheil an der Scene. So verhalten ſich aber Erklärung und Schluſs, und auch der orthodoxe Alterthumsforſcher wird nicht leugnen, daſs das Ganze myſtiſch behandelt ſey. Nur mag man dieſem nicht verdenken, wenn er an dem Mangelhaften der Auffaſſung der Bilder und an der Reihe unbegründeter Hypotheſen Anſtoſs nimmt, und den Sinn des alten Künſtlers, da, wo er ſich in Schönheit und Lieblichkeit der Darſtellung wahrhaft verherrlicht hat, verkannt ſieht. Natürlich ſey die Auslegung einer friſchen, lebendig bildenden Künſtlernatur; und mögen wir uns auch nicht rühmen, ſie gefunden zu haben, ſo ſind wir doch des Glaubens, daſs dieſe Bilder nicht tiefe mythologiſche Gelehrſamkeit, nur wahre Anſicht der alterthümlichen Vorſtellungsweiſe vorausſetzen. Wir wollen hier nur Einiges zur Erklärung beyfügen.

(*Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.*)

Digitized by Google

KURZE ANZEIGEN.

Vermischte Schriften. *Zerbst*, b. Kramer: *Über den nachtheiligen Einfluß der jetzt gewöhnlichen Marionettenspiele auf den religiösen und sittlichen Zustand der unteren Volksclas-se.* Ein Wort an alle edeldenkenden Männer, denen die irdische und ewige Wohlfahrt der niederen Stände am Herzen liegt, von *Carl Wilh. Chemnitz.* 1805. VIII u. 88 S. 8. (6gr.) Der Vf. dieser nützlichen Schrift tritt als ein Neuling in der Schriftstellerey auf — er ist ein Prediger auf dem Lande, von dem besonders ein lautes Wort über diesen Gegenstand wünschenswerth ist. Da (nach der Vorrede S. 8) das *Marionettenspiel* in den letzten Jahren der akademischen Laufbahn des Vfs. seine ganze Aufmerksamkeit auf sich zog: so erschien ihm dasselbe gleichsam als Förderungsmittel des vielgestaltigsten Aberglaubens — als öffentlicher Aufruf zur Sittenlosigkeit und zum Verbrechen jeder Art. — Auf seinen kleinen Reisen und in der Zeit, da er den Unterricht seiner Zöglinge übtag, die er zuweilen in Winterabenden selbst begleitete, wenn es ihnen erlaubt wurde, einem Marionettenspiele in der Schenke beyzuwohnen, war ihm dieses Spiel für sein sittliches Gefühl immer höchst empörend. Er wünscht daher, daß man seine Flugschrift für einen gutgemeinten Versuch halte, durch den er die Aufmerksamkeit redlicher und wirkungsfähiger Männer auf einen Gegenstand lenken wolle, der mit dem Wohlseyn einer zahlreichen Menschenclasse in der innigsten Verbindung zu stehen scheine. In dem 1 *Cap.* wird der *gewöhnlichen Beschaffenheit der Marionettenspiele* erwähnt. Sie führen Spiele, die sittlich verderben, mit sich, wodurch sie nach Beendigung ihrer theatralischen Vorstellungen den anwesenden Zuschauern das Geld aus der Tasche zu locken suchen. Auch liederliche Dirnen führen sie zur Herbeylockung der Zuschauer mit sich. — Solche unhersittliche Lustbarkeiten vergiften durch ihre frechen Reden und Handlungen die ländliche Unschuld. Aber das Herumziehen der Marionettenspieler begünstigt noch eine Unordnung. Meist führen sie alle Musik-Instrumente bey sich, und verschaffen dadurch der Dorfjugend eine erwünschte Gelegenheit, sich nach beendetem Puppenspiel durch den Tanz zu belustigen, der oft bis zu dem Anbruche des Tages verlängert wird. Dieß alles ist Nachtheil für die Gesundheit der jungen Leute, und so kann das Puppenspiel, das an und für sich mit geringem Geldaufwande verknüpft ist, äußerst kostspielig dadurch werden. Im 2 Cap. wird die Frage aufgeworfen: *Kann man dem Marionettenspieler die freye Wahl seiner theatralischen Vorstellungen, wie bisher, allein überlassen?* — Da der Mehrtheil dre Puppenspieler von ungebildetern Altern geboren ist, und die meiste Lebenszeit im Umgange mit Menschen zugebracht hat, bey denen das sittliche Gefühl nur wenig geweckt, oft wohl gar mächtig erstickt worden ist; da ihr gewöhnlicher Aufenthalt in Dorfschenken und in solchen Gasthöfen ist, wo Gebildete nicht hinzugehen wagen, so wird z. B. der Marionettenspieler, der dem Laster der Trunkenheit ergeben ist, oder auch der thierischen Wollust frohnt, nicht ermangeln, diese Laster in seinen Vorstellungen als etwas Reizendes und Angenehmes darzustellen. Indem reichlicher Gelegenwin der Hauptzweck ist, den der Marionettenspieler durch sein Spiel zu erreichen strebt: so sucht er jeden Gedanken und jede Handlung aufzufassen, wodurch er das Lachen seiner ungebildeten Zuhörer zu erregen hoffen kann. Je auffallender, je schmutziger und toller — desto besser! — Das Resultat aus dem bisher Beygebrachten, faßt nun dahin aus, daß man diese Mißbräuche im Staate aufheben müsse, und dem Marionettenspieler die freye Wahl seiner theatralischen Vorstellungen, so wie die Zugabe seiner eigenen schmutzigen Einfälle und Possenreissereyen, unmöglich verstatten könne. Der Justiz- oder Ökonomie-Beamte, Prediger u. s. w. müsse das Exemplar des vorzustellenden Stücks zuvor stempeln. Das 3 Cap. enthält die *nähere Darstellung der Marionettenspiele selbst.* Rec. sind die Titel der verschiedenen Stücke, die er sonst gesehen hat, wieder entfallen: aber dafs so viele Grundwahrheiten der Religion und Lehren der Moral, durch die gewöhnlichen Marionettenspiele gefahrder seyn sollen, kann er kaum unseren Zeiten zutrauen. Den rohen sinnlichen Menschen belustigen allerdings Zoten und niedrige Ausdrücke, die dem Gebildeten ekelhaft sind. Um den Leser von der tadelswerthen Beschaffenheit der gewöhnlichen Marionettenspiele lebhafter zu überzeugen, führt der Vf. S. 53 an, daß es gewiß ein sehr strafbares Benehmen sey, wenn überdieß der Marionettenspieler in den Scherzen dem Landmanne durch Spott und Tadel das Kirchengehen zu verleiden sucht. — Es ist daher gewiß recht ernstlich zu wünschen, daß die Volksbelustigung durch Marionettenspiele eine bessere Einrichtung erhalten möge, und daß diese Schrift zur Verminderung mancher hinlosen Mißbräuche einer Volksbelustigung das Ihrige beytrage. — V — r.

Berlin, b. Maurer: *Leitfaden zum praktischen Gesangunterrichte, besonders auf dem Lande*, von *F. Wilke*, Lehrer am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium, Cantor und Organist an den beiden Hauptkirchen zu Neu-Ruppin. Nebst einer Abbildung des Octochords. 1812. 68 S. 4. (12 gr.) Dieses Schriftchen soll eine Anleitung seyn, besonders für den ungeübten Schullehrer bey dem Gesangunterricht. Vornus geht eine vorbereitende Anweisung für den Lehrer — *Studium* genannt (!) — welches darauf hinzielt, sich der Intervalle mittelst des Octochords zu versichern. Ob aber der Lehrer damit und nach der fleißigsten Durchlesung der darauf folgenden *Lectionen* (oder Abschnitte des Gesangunterrichts) im Stande seyn werde, einen gründlichen Gesangunterricht selbst zu geben, bezweifelt Rec. sehr. Das Wichtigste ist zwar in den Lehrkreis gezogen, auch ist die Methode, auf welche sich die neueren Schullehrer so viel zu Gute thun, in vielen Stücken zweckmäßig: doch fehlt es hie und da an gründlichen und einleuchtenden Erklärungen, wie z. B. der *Tonarten*, welche der Vf. von den *Tonleitern*, des *Tactes*, welchen er von dem *Tempo* nicht gehörig geschieden hat, ferner der Begriffe von Accord, Klanggeschlecht, der Nothwendigkeit der Vorzeichnungszeichen, u. s. w. — zu welchen Erklärungen das Octochord mit Nutzen gebraucht werden konnte. Fehler im Stil, und wiederholte Declamationen, welche nicht an Ort und Stelle sind, wie z. B. über die nothwendige Geduld des Lehrers u. s. w., sind wir bey Anleitungen dieser Art zu finden schon gewohnt. Zu den ersteren gehören sich hier noch mehrere Schreib- oder Druck-Fehler, welche in einem Buche dieser Gattung ganz vorzüglich vermieden werden sollten.

M. . . s.

Berlin, b. Dieterici u. d. Gebr. Gädicke: *Neue berlinische Zeitschrift.* Von einem gesellschaftlichen Vereine. Herausgegeben von *Karl Muchler.* 1812. Januar bis November. 372 S. 4. (Der Jahrgang 4 Rthlr.). Diese Zeitschrift „hat den Zweck, zu unterhalten, zu belehren und über Local-Gegenstände von Berlin Nachricht zu geben.“ Sie enthält manchen interessanten Aufsatz, und verdient deßwegen auch Aufmerksamkeit außerhalb der preußischen Königstadt. Unter den neuerzählten und wieder erzählten Anekdoten sind manche, die nicht viel werth sind, und weder unterhalten noch belehren. Spaßhaft ist die Nr. 27 von *G. Pressle* angegebene neue Benutzungsart der Bücher. Nach seiner Theorie tragen: Theologische Bücher, Roggen und Waizen; juristische, Hollunder und andere schwankende Sträucher; medicinische, Pflanzen, welche noch nicht classificirt sind; chirurgische, immergrüne Gewächse; mathematische und ele-philosophische, Eichen- und Buchen-Holz; neu-philosophische, Nadelhölzer zum Raupenfraß; philologische, Gerste, Hafer und Kartoffeln; Geschichte, Purgierpflanzen; alte Gedichte, Rheinwein; neuere Gedichte, Gewächs, sieht aus wie Wein; und mystische, Queckrn und Unkraut. — Rec. vermißt hiebey noch manche Bücher, und bittet daher Hn. *Pr.* wenigstens noch den Boden der politischen, finanzwissenschaftlichen und padagogischen zu untersuchen. Die beiden ersteren tragen, wo nichts Besseres, doch gewiß auch Purgierpflanzen. — Von Monat Julius an hat Hr. *Th. Hoinius* die Herausgabe dieser Zeitschrift unternommen.

Bf.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

ALTERTHUMSKUNDE.

WEIMAR, in d. Landes-Induſtrie-Compt.: *Beſchreibung eines ſehr merkwürdigen griechiſchen Grabmals bey Cumä, mit drey Basreliefs über die bacchiſche Myſterien-Feyer.* Von Dr. *F. C. L. Sickler* u. ſ. w.

(*Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.*)

Ein innerer Zuſammenhang läſst ſich unleugbar in den drey zuſammengeſtellten Bildern nachweiſen, denn auf jedem finden ſich die tanzende Figur, die dieſe begleitende zur Seite und die Beſchauer. Dieſs Wiederkehrende läſst einen Vereinigungspunct vorausſetzen. Sie waren aber nicht für die künſtleriſche Lobpreiſung des Tanzes, ſondern für das Andenken an die verſtorbene Tänzerin, eine berühmte *Arbuscula* der früheren Zeit, entworfen, und ſcheinen ſich auf das Leben und den Tod derſelben zu beziehen. Leicht konnte der Lebenslauf einer Tänzerin, dem es an romanhaften Begebenheiten nicht fehlen mochte, auch hier den Künſtler mannichfachen Stoff und Beziehung gewinnen laſſen; gewiſs aber ſcheint, daſs die eine die Tänzerin begleitende Perſon als Vertraute, und unter den Zuſchauern derjenige, welcher den lauteſten Beyfall äuſsert, als huldigender Liebhaber zu betrachten ſey. Der Bildner ſtellte die Tänzerin als die geprieſene hohe Künſtlerin in der nach der Anſicht der Alten dreyfachen Lebensform dar, wie ſie auf der Erde von einem ehrbaren Kreiſe verſammelter Männer Beyfall einärndtet, wie ſie als Schatten erſcheint, und wie ſie in Elyſium als die in ihrer Kunſt verherrlichte Selige eintritt. Die Anſicht der Alten vom Leben enthielt einen dreyfachen Zuſtand (der ſich wie Sinn, Einbildungskraft und Phantaſie ſteigern läſst), ohne daſs man dabey an eine geſetzmäſsige Folge der beiden letzten dachte. Dem irdiſchen Daſeyn, wie es der Sinn faſst, entnommen, tritt der Menſch mit Allem, was dort ihm Charakter und Bedeutung gab, in Elyſium ein, und weilt dort als Seliger in der befreundeten Schaar. Aber der Zuſammenhang mit der Oberwelt, welcher ſo ganz ausgetilgt zu ſeyn ſcheint, wurde erhalten durch die Vorſtellung eines Schattendaſeyns, im ächten Wortſinne. Die Alten hatten mit dieſer Variation einer allgemeinen Grundidee manches Andere zu verbinden gewuſst. Der Schatten verläſst zur Nacht die Gräber, wandelt auf der Erde umher, übt ſeine Kunſt, wie er lebend pflegte, und erſcheint im Traume. Denn das Erſcheinen im Traume iſt den Alten eine Wirklichkeit. Daher konnte Lucretius IV, 793 ſagen: *Simulacra et docta vagantur, nocturno facere ut poſſint in tempore ludo.* So verbindet *Seneca* dieſs Schattenleben mit der Unterwelt ſelbſt, epiſt. 24: *Nemo tam puer eſt, ut Cerberum timeat, et tenebras, et larvalem habitum nudis oſſibus cohaerentium.* Die weitere Unterſuchung über den Zuſammenhang dieſes Glaubens mit der keineswegs ihn ausſchlieſsenden Annahme von böſen, ſchreckenden Geiſtern (*larvae*, nach Auguſtinus *lemures*), die jährliche Feyer der *Lemuria* u. ſ. w., gehört nicht hieher, da genug iſt, vorausgeſtellt zu haben, daſs die alten Künſtler das unterirdiſche Leben als Schattenleben und als Leben in Elyſium, wo die Seligkeit auch im vollen Bilde des Körperlebens ausgedrückt ward, variiren konnten. Eine ſolche doppelte Darſtellung finden wir in vorliegenden Kunſtwerken, bey denen nichts entſcheidet, daſs ſie griechiſchen Urſprungs ſeyen. Das erſte Bild ſtellt dar, wie das kunſtvolle Mädchen auf der Erde hohen Beyfall errungen. Charakteriſtiſch iſt dieſs in den Zuſchauern, die ſich dem Alter nach anreihen, ausgedrückt; die greiſen Alten zeigen in dem aufmerkſamen Blick Wohlgefallen, dieſs ſteigt in jedem Nächſten, je mehr Jugend ihm in der Tänzerin Reize und Schönheit erkennen läſst. Die unten gelagerten Jünglinge erheben ſchon die Hände zum Beyfall, und der eine kündigt ſeine Freude und ſein näheres Verhältniſs zur Schönen durch lautes Beyfallklatſchen an. Mag die Begleiterin eine perſönliche Beziehung auf die Tänzerin haben: ſie war ihr ſchon für den Tanz ſelbſt nöthig; denn die auf dem Tiſche ſtehenden Gefäſse waren ſonder Zweifel für Tanzattitüden beſtimmt. An myſtiſchen Sinn iſt wenigſtens nicht zu denken. Das zweyte Bild, das vielleicht auch als Drittes gelten kann, ſtellt einfach die Tänzerin als Schatten dar. Die eine Figur, die keineswegs als tanzend erſcheint, huldigt im lauten Beyfall. Ob die andere in laufendem Gange zu nehmen, oder wie die Bewegung zu deuten ſey, läſst ſich wohl nicht entſcheiden; nur bleibt gewiſs, daſs nur die eine Hauptperſon im Tanze begriffen. Auf dem dritten Bilde tritt die Künſtlerin unter fortdauerndem Beyfalle der ihr entgegenkommenden Seligen in Elyſium ein. Auch hier erneuert ſie den Triumph ihrer Kunſt. Charon hatte ſie eben übergeſchifft, und ruht eine Weile auf dem Felſen des Ufers, zurückblickend nach der Gegenſeite, wo neue Ankömmlinge ſeiner harren. Hinter ihm ſteht eine leſende Figur, die ſchon um des Ortes willen am Ufer nicht als Iſis gedeutet werden darf; ſie lieſt den Lebenslauf der Künſtlerin, ihre Thaten, die ſie

Digitized by Google

auf der Erde berühmt werden liefsen, wohl auch die Verzeichnung ihrer Kunsttalente, ihres Beyfalls. Sie war es, die die Ankommenden (denn dazu rechnen wir die Begleiterin der Tänzerin) zuerst empfing, und wohl in persönlicher Beziehung stehend zuerst nach der Einlafskarte fragte. Das Leben der Künstlerin mag dem Bildner hier den speciellen Stoff dargeboten haben, und wie oft sprechen nicht die Alten vom Empfange der Mütter, Freunde in Elysium! Den gelehrten Erklärern wird dies ziemlich einfach scheinen, und Wunder nehmen, dafs nicht wenigstens bey dem zweyten Bilde auf einen pythagoräischen Mittelzustand Rücksicht genommen worden ist. So wenig wir aber zugeben möchten, der Verfertiger der Bilder habe in diesem Einen nur nach einem blofsen Phantasiespiele die Scene aus Schattengestalten oder Carricaturen gebildet, wie Lessing schon einen Stein bey Gori mit einem Marmor zusammenstellte: eben so wenig finden wir uns bedingt, über die Ansicht der Wirklichkeit hinaus, noch einen geheimen Sinn dem Künstler unterzulegen. Die Begriffe *Schattenwelt* und *Sitz der Seligen* hat in jeder Zeit, wie vorzüglich unter den Lateinern, eine Doppelansicht hervorgebracht, über deren Einstimmung man nicht Rechtfertigung verlangte; und die Kunst konnte den Menschen in einer passenden Zusammenstellung als Lebenden, als Schatten und als Seligen aufstellen. Nur möchte sich ergeben, dafs gerade diese Weise blofs mit lateinischem, nicht mit griechischem Glauben übereinstimme. Was der Vf. von dem Streite zwischen Lessing, Klotz und Herder in der lateinischen Abhandlung beyfügt, ist nichts mehr als blofse Relation, und man hat vergebens erwartet, hier nähere Bestimmung der namentlich von Herder aufgefafsten Meinungen zu finden, oder diese Bilder für weitere Forschung benutzt zu sehen.

In Hinsicht der Darstellung wünschten wir, der Vf. hätte nicht lateinisch, oder wie sollen wir es nennen, geschrieben, abgesehen von der Schwierigkeit, die er seinen Lesern, um sich durchzuarbeiten, bereitet hat. Mag man auch den Mifsbrauch von nicht römischen Worten, wie *origines facere, montes prospectum cingunt, solummodo* u. v. a. hingehen lassen: so ist die Sprache selbst so deutsch und ungrammatisch, und darum unverständlich, dafs man sich erst aus der deutschen Urschrift Raths über den Sinn erholen mufs. Wir wollen nicht durch viele Beyspiele den Raum für Besseres wegnehmen, aber das Ganze ist ein fortlaufender Beweis. S. 5. *Cum vero simul mentem animumque ad urbis olim magnificentissimae memoriam revocaveris, cum naves ex alto mari turgidis velis ad portum te videre credas, tunc sensibus et oculis tuis, in hac rerum mutatione, quam auribus et oculis percipis, diffidendum esse putabis.* Ebendaselbst: *magnitudinis actae imago*, d. i., das Bild ehemaliger Gröfse. S. 6. *Haec res cognoscendae ejus cupidum me reddidit; mercede igitur cum aliquo de hisce gentibus pacta ad has aedes duci passus sum.* S. 9. *A personis duabus modo ejusmodi saltatio absolvitur.* Und so auf jeder Seite. Wem wäre es aber dann zu verargen, wenn er *digitibus.* S. 12, *quaedam praemonere duco* S. 18 nicht für Druckfehler hielte?

F—W.

GESCHICHTE.

Leipzig, b. Dyk: *Historisches Handbuch für die Jugend*, herausgegeben von *J. H. Dyk*, Vorsteher der wendlerschen Freyschule zu Leipzig. 1811. 1 Th. 190 S. 2 Th. 192 S. 3 Th. 192 S. 4 Th. 192 S. u. 1 Bogen Tabellen. 5 Th. 1812. 304 S. 6 Th. 240 S. 7 Th. 232 S. 8. (3 Rthlr. 16 gr.)

Der 4te bis 7te Th. wird auch unter dem besonderen Titel verkauft: *Das Zeitalter Napoleon des Grofsen.* Erste Periode, von dessen Feldherrnwürde bis zu seiner Thronbesteigung. Zweyte Periode, von dessen Kaiserkrönung bis zum tilsiter Frieden. Dritte Periode, vom tilsiter Frieden bis zum wiener Frieden. Vierte Periode, vom wiener Frieden bis zum zweyten polnischen Kriege. (2 Rthlr. 12 gr.)

Der Begriff von Jugend ist etwas viel umfassend, und der Vf. giebt uns die Classe von jungen Leuten, denen er seine Arbeit bestimmt hat, nicht genauer an. Wir mögen uns aber den Begriff von Jugend denken, wie er sich vernünftig denken läfst: so scheint uns dieses historische Handbuch gar nicht für dieselbe zu passen. Versteht man unter der Jugend Kinder: so können diese nur durch kleine Lebensgeschichten, in welchen auf die den Kindern interessanten Gegenstände hauptsächlich Rücksicht genommen wird, durch kleine Erzählungen und Geschichten für das historische Studium gewonnen werden. Der reiferen und gebildeteren Jugend mufs die Geschichte im Zusammenhange vorgetragen werden. An Büchern, die man dabey zum Grunde legen kann, fehlt es uns gar nicht. Um so mehr konnte man der Ausarbeitung einer neuen entbehren. Das vor uns liegende besteht aus Auszügen von verschiedenen gröfseren und kleineren Geschichtsbüchern, aus Aufsätzen, die in der wendlerschen Freyschule, deren Vorsteher Hr. *D.* ist, vorgelesen worden sind. Den Anfang macht eine in schlözerscher Manier geschriebene Einleitung, welche die jungen Leute aber erst am Ende des historischen Cursus recht verstehen werden. Bey der nachfolgenden Übersicht der ägyptischen und phönicischen Geschichte bleibt der Vf. zu sehr bey dem Allgemeinen stehen. Er erwähnt nicht einmal der erstaunungswürdigen Gebäude der Pharaonen. Die Perser folgen erst auf die Griechen und Römer. Nun werden die vornehmsten unter den neueren Völkern ganz kurz angegeben. Warum (S. 22) ein *fränkisches* statt ein *französisches* Kaiserthum? Nach der Angabe der vornehmsten Begebenheiten des neuen Europa, und den Hauptperioden, folgen einzelne Notizen zur alten Geschichte, dann eine chronologische Tafel. Der dritte Zeitraum geht von Moses bis Romulus. Der letzte kann doch schwerlich für eine universalhistorische Person gelten. Auch sollten in dieser chronologischen Übersicht die

Digitized by Google

Angaben der Jahre nicht fehlen. S. 40 kömmt eine chriſtliche Kirchengeſchichte vor; S. 41 folgt eine Abhandlung über den Gewinn der monarchiſchen Staatsform, nach der Politik des Ariſtoteles. Wie paſst dieſe in ein hiſtoriſches Handbuch für die Jugend? Der peloponneſiſche Krieg hat nicht, wie S. 45 geſagt wird, von dem Lande, ſondern von den Völkern des Peloponnes ſeinen Namen. Der nachfolgende hiſtoriſche Katechismus iſt kein Meiſterſtück. An dieſen ſchlieſsen ſich einzelne Darſtellungen, als Moſes Geſetzgebung auf dem Sinai, Jeſus Chriſtus, Fortſetzung der Religionsgeſchichte, Geſchichte des Kreuzes Chriſti u. ſ. w., an. Vom 5ten Jahrhunderte an wird jedes Jahrhundert einzeln durchgegangen. Die Auswahl iſt aber auch hier nicht überall zweckmäſsig. So kömmt bey dem 5ten Jahrhunderte ein ziemlich weitläuftiger Auszug aus dem *Jordanes de rebus Geticis*, von Attila (nicht Attilla), vor. Der engliſche König Alfred gehört nicht in das 8te Jahrhundert. Die deutſche Geſchichte iſt ſehr kurz abgehandelt, und für eine vollſtändigere Darſtellung der Kreuzzüge hätte, durch die Weglaſſung der einzelnen Angaben aus der europäiſchen Staatengeſchichte, Raum gewonnen werden können. Bey dem 13ten Jahrhundert wird eine Schilderung des Frohnleichnamsfeſtes, aus Fiſchers Reiſen, mitgetheilt. Wo ſteht der Beweis, daſs das Schieſspulver im Jahre 1354 erfunden worden iſt? Eine ſolche Angabe zeigt von keiner groſsen Bekanntſchaft mit der Geſchichtskunde. Der erſte Theil ſchlieſst mit einzelnen Aufſätzen, über die Schickſale der Entdecker der neuen Welt, über Amerika, Braſilien, den Baum Baobab. Der zweyte Theil beginnt mit der neueren Geſchichte. Kenner der Geſchichte werden mit der Behauptung des Vfs., daſs die Entſtehung des politiſchen Gleichgewichtes in Europa eine Folge der Religionskriege ſey, nicht übereinſtimmen. Die Darſtellung der deutſchen Literatur, die ſich hauptſächlich auf das Fach der ſchönen Wiſſenſchaften einſchränkt, beweiſet oft eine unzweckmäſsige Auswahl, indem manche ausgezeichnete Männer, im Verhältniſſe gegen andere, zu kurz abgefertigt worden ſind. Der Vf. hat ſich zu ſehr von ſeinen Excerpten leiten laſſen. Villers, von dem Vf. hauptſächlich nachgeſprochenes Urtheil möchten, ſo ſcharfſinnig es auch im Ganzen iſt, nicht gerade alle einſichtsvollen Literatoren Deutſchlands unterſchreiben. Auf die Darſtellung der Literatur folgt ein Verzeichniſs der Mitglieder des Rheinbundes, eine Abhandlung über die Gleichheit der Bürgerrechte verſchiedener Religionsparteyen in den Staaten des Rheinbundes. Kann ſich nun der Vf. mit Recht die ſchmeichelnde Idee bilden, daſs Johannes von Müller ein Handbuch für die Jugend in keiner anderen, als in ſeiner Manier, geſchrieben haben würde?

In der Vorrede zum dritten Theile erklärt ſich der Vf. dahin, daſs er von der neueſten Geſchichte ſeit 1789, ſtatt eines Grundriſſes einen Aufriſs oder Abriſs derſelben gebe, um den Schullehrern die Mühe zu erleichtern, weil viele von ihnen die Actenſtücke dieſes Proceſſes nicht möchten geleſen haben. Zu dieſen Actenſtücken rechnet der Vf. auch manchen literariſchen Beytrag, der ſeinem Werke mehr das Anſehen einer Materialienſammlung, als eines Handbuches, giebt. Im 3ten Theile ſelbſt, der von Friedrich Wilhelm II von Preuſſen bis auf die franzöſiſche Revolution geht, werden erſt die Unruhen in Holland, in Belgien, in Lüttich, und der Krieg, den Öſterreich und Rufsland gegen die Türken führten, gar zu oberflächlich erzählt. Nach dem Siege bey Martinjeſtie, am Rimnik (nicht Rimnis), ſoll ſich Bender ergeben haben. Von Joſephs II Tode wird ganz kurz gehandelt. Die Leſer dieſes Werkes konnten wohl eine etwas umſtändlichere Schilderung dieſes groſsen Monarchen erwarten. Die Urſachen der franzöſiſchen Revolution ſind nicht richtig angegeben. Mit mancher Unvollſtändigkeit, die hier vorkömmt, contraſtirt um ſo auffallender ein Geſpräch zwiſchen zwey pariſer Akademikern, aus Marmontels Memoiren überſetzt, welches dazu dienen ſoll, den Geiſt der Revolution beſſer zu faſſen. Zu ſolchen Actenſtücken gehört ferner ein kleiner Aufſatz des Marquis de Luchet: Empfindungen, niedergeſchrieben zu Paris am 20 Jul. 1789; ein Aufſatz über Breteuils Vorſchlag zur Flucht des Königs. Tolendals Vertheidigungsrede wird, ob ſie gleich bekannt genug iſt, hier in einen Auszug gebracht. S. 97 — 113, folgt ſogar die unglückliche Lyonerin; Überſetzung einer hiſtoriſchen Romanze von Jauffret! Von S. 142 — 148 kömmt eine Stelle aus Malouet's Sendſchreiben, über Europens Intereſſe in Beziehung auf die Wohlfarth der Colonieen in Weſtindien, S. 149 La Harpe's Vorleſung über das Dutzen, und S. 159 über den Decadi, vor. S. 180 erklärt der Vf., daſs ihn von jetzt an Napoleon Bonaparte's Heldenthaten allein beſchäftigen ſollen. An dieſe Erklärung ſchlieſst ſich eine Vergleichung der Sitten des franzöſiſchen Hofes unter dem 15ten und 16ten Ludwig, aus dem Franzöſiſchen des Hn. von Maillan überſetzt, ſodann die Summe der wiener Banknoten, verglichen mit den Minuten ſeit Jeſu Geburt, an.

Der vierte Theil ſchildert das Zeitalter Napoleons des Groſsen, bis zum Jahre 1805. S. 92 kommen Stellen aus Spittler und Johannes von Müller über die Revolution vom 10 November vor. Der Erzählung von der Salbung und Krönung Napoleons I iſt die Anordnung der Krönungsfeyer angehängt. Dieſen Theil ſchlieſsen ſtatiſtiſche Überſichten vom 2 Dec. 1804, und vom Auguſt 1811.

Im fünften Theile iſt Deutſchlands und Italiens Umgeſtaltung bis zum tilſiter Frieden der Hauptgegenſtand. Hier findet man wieder mancherley Materialien, als: Etwas aus der Geſchichte der Stadt Frankfurt am Mayn; die lange Reihe der Vorfahren des Königs von Baiern (wo es immer Schoyern heiſst); des Admirals Duckworth zweyten Bericht von ſeiner Expedition nach Conſtantinopel, und ein Fragment aus dem Schreiben eines franzöſiſchen Officiers über das Gefecht bey Pultusk.

Der ſechſte Theil enthält das Zeitalter Napoleons des Groſsen vom tilſiter bis zum wiener Frieden.

Digitized by Google

Er fängt mit Stellen von Johannes von Müller und Manso über den Zweck der Geschichte an. Hierauf folgt die Unterredung eines Athenienſers mit ſeinem Sohne, aus Barthelemi's Reiſe des jüngeren Anacharſis entlehnt, ingleichen *Stella Napoleonis* im Orion, aus der leipziger gelehrten Zeitung, und eine Schilderung des jetzigen Zuſtandes von Griechenland nach Chateaubriand.

Im ſiebenten Theile, der die Geſchichte der Jahre 1810 und 1811 erzählt, findet man einen Vorſchlag, aller Papiernoth in Öſterreich ein Ende zu machen; ſodann Etwas über Nationalerziehung nach Fichte; ferner Beyträge zur neueſten Geſchichte, als geheime Unterhandlungen zwiſchen Leopold II und Ludwig XVI nach Flaſſan; eine europäiſche Regententafel, eine Genealogie des franzöſiſchen Kaiſerhauſes Bonaparte, und endlich Bruchſtücke aus Phil. Hackerts ſelbſt aufgeſetzter Lebensgeſchichte, herausgegeben von Goethe, um die Lage der Dinge zu Neapel in den Jahren 1796 — 99 aufzuklären.

In der Vorerinnerung zum letzten Theile bemüht ſich der Vf., ſeine Art der Darſtellung zu rechtfertigen, und er erklärt ſein Werk für ein hiſtoriſches Handbuch, nach welchem die Jugendlehrer die neueſten Weltereigniſſe ganz unbedenklich in Schulen vortragen können. Zu dieſer Abſicht möchten es aber wohl die meiſten zu wenig zweckmäſsig finden. Indeſſen mag es unter den hiſtoriſchen Leſebüchern eine Stelle einnehmen.

Jg.

KURZE ANZEIGEN.

Jugendſchriften. 1) *Hannover*, b. d. Gebr. Hahn: *Übungen in der Kunſt, gut zu leſen.* Ein Leſebuch für Töchterſchulen und zwar für eine ſolche Claſſe, worin die Schülerinnen ſchon fertig leſen, auch zum Privatunterricht von *G. C. W. Gläſer*, Lehrer an der Stadttöchterſchule zu Hannover. 1808. 278 S. Zweyte Sammlung für Schülerinnen in den erſten Jahren des Jugendalters. 1809. 448 S. 8. (1 Rthlr. 2 gr.)

2) *Leipzig*, b. Fleiſcher d. j.: *Wilhelmine.* Ein Leſebuch für Mädchen von zehn bis funfzehn Jahren, zur Bildung des Herzens und des Geſchmacks. Von dem Prof. *Johann Gener ſich.* 1811. Zwey Theile v. 275 u. 278 S. 8. (1 Rthlr. 3 gr.)

Hr. *Gl.* ſagt ſehr wenig über ſeine eigene Arbeit. Er meint, daſs es bisher in den beſſeren Töchterſchulen an einem Leſebuche, wie das ſeinige, gefehlt habe, und es ſey ſein Zweck, dieſem Mangel abzuhelfen. Er liefert ohne weitere Abtheilung theils eigene Aufſätze, theils fremde, und zwar die letzteren entweder unverändert oder verändert. Die eigenen Aufſätze des Vfs. ſind ſich nicht gleich; die meiſten ſind zwar ihrem Zwecke angemeſſen, auf irgend eine Weiſe zur Bildung des kindlichen Gemüths beym weiblichen Geſchlechte beyzutragen: doch giebt es auch einige, welche ſehr inhaltsleer und offenbar zu tändelnd ſind, z. B. das gefällige Kind Thl. 1 S. 9. Die Wahl der aus anderen Schriften aufgenommenen Aufſätze, welche vorzüglich im zweyten Theile „in Rückſicht auf das ausdrucksvolle Leſen gewählt worden ſind," iſt faſt durchaus zu billigen. Weniger ſind es die Veränderungen, welche Hr. *Gl.* mit mehreren der aufgenommenen Leſeſtücke vorzunehmen für gut befunden hat. In einigen, beſonders poetiſchen, iſt durch die geſchehenen Veränderungen das Original in ſeinen Eigenthümlichkeiten faſt gänzlich unterdrückt worden. In dem Volksliede von Pfeffel: *Gott* (Poetiſche Verſuche Thl. 6. S. 12 ff.), welches Hr. *Gl.* Thl. 2 S. 318 wiedergegeben hat, findet man Auslaſſungen, Zuſätze, Umſtellungen, Wortveränderungen. Als Probe von dem Geiſte, in welchem die Veränderungen von dem Vf. vorgenommen worden ſind, wählen wir den Schluſs der pfeffelſchen Fabel: *die Forelle und ihre Jungen* (Poet. Verſ. Thl. 5 S. 128 ff.).

Pfeffel.

Zu lange hören wir
Das alte Klagelied in unſern ekeln Ohren;
Nein, feiges Mütterlein, wir bleiben nicht mehr hier;
Zu höhern Rollen hat das Schickſal uns erkohren,
Ade, beſuch uns bald in unſerm Canaan.
Die Mutter ruft umſonſt; ſie fliehn, die kleinen Thoren,
Und jeder dünket ſich ſchon Groſsſultan.
Entzückt vertheilen ſie die überſchwemmten Gründe,
Und tummeln ſich in ihrem Staat herum.
Doch plötzlich weicht die Fluth dem ſcharfen Hauch der Winde
Und eines jeden Fürſtenthum
Verſchwand in einer Nacht. Die kleinen Potentaten
Zerkämpften ſich umſonſt, dem Sumpfe zu entfliehn,
Und ehe noch der Mond zum zweyten Male ſchien,
So waren alle ſchon gefangen und gebraten.

Gläſer.

Zu lange hören wir
Das alte Klagelied, es ekelt unſern Ohren;
Nein, liebes Mütterchen, wir bleiben nicht mehr hier;
Zu höhern Rollen hat das Schickſal uns erkoren,
Wir treten muthig unſre Reiſe an.
Die Mutter ruft umſonſt; ſie fliehn, die kleinen Thoren.
Es war das letzte Mal, daſs ſie ſie ſahn. —
Entzückt vertheilen ſie die überſchwemmten Gründe,
Und tummeln luſtig ſich darin herum.
Doch plötzlich weicht die Fluth dem ſcharfen Hauch der Winde.
Ach! wo iſt unſer Glück und Ruhm?
So ſeufzen ſie, die Mutter hat doch gut gerathen. —
Umſonſt verſuchten ſie, dem Sumpfe zu entfliehn,
Und ehe noch der Mond zum zweyten Male ſchien,
So waren alle ſchon gefangen und gebraten.

Nr. 2. Hn. Prof. *G.* hat bey Verfertigung ſeines Leſebuchs der moraliſch-äſthetiſche Geſichtspunct vorgeleuchtet. „Er dachte ſich mit der möglichſten Lebhaftigkeit und Deutlichkeit die Bedürfniſſe von Mädchen, die ſchon in einer unteren Claſſe einen gewiſſen Grad der Bildung erreicht, nun in der letzten ihren Schulcurſus beendigen ſollen, und verſuchte es, theils in eigenen Aufſätzen die ſittliche und äſthetiſche Bildung der aufblühenden Gemüther, Mütter und Hausverwalterinnen zu befördern, theils in einem Blumenſtrauſse das Brauchbare, was er für ſie in älteren und neueren Büchern vorfand, ihnen zur öffentlichen und häuslichen Lectüre darzubieten." So wie Hr. *G.* ein Freund von Hn. Glatz iſt: ſo iſt er auch ein Geiſtesverwandter von demſelben. Gleich der erſte Abſchnitt ſeines Leſebuchs: *Charaktere in moraliſchen Erzählungen*, erinnert ſehr lebhaft an dieſe Geiſtesverwandtſchaft. Ihrer ſind funfzig, und den gröſseren Theil derſelben kann man, der Darſtellung nach, gelungen nennen. Der zweyte Abſchnitt begreift Fabeln und Erzählungen von Gellert, Gleim, Leſſing, Lichtwer, Michaelis, v. Nicolay, Pfeffel, v. Hagedorn, dem alten Phädrus, Schiebeler, Schiller, Bürger u. A. Dunkele Worte und Redensarten ſind in kurzen Anmerkungen erläutert. Hierauf folgen, unter einer eigenen Rubrik, Beſchreibungen von Geſsner und Klopſtock. Die letzteren hätten eigentlich wohl keine Stelle hier finden ſollen. Die Briefe, welche im vierten Abſchnitt mitgetheilt werden, ſind von mannichfaltigem Inhalte und geſchickter Form. Auch die Reiſe nach den Karpathen im fünften Abſchnitte iſt angenehm erzählt und intereſſant. Die folgenden Capitel enthalten Idyllen, ſokratiſche Geſpräche nach Xenophon (von Wieland), Elegieen, Sinngedichte, Charaden und Räthſel, eine Liederſammlung für Geiſt und Herz, und in einem Anhange die Biographieen der Jungfrau von Orleans, der Lady Johanne Gray und einiger edlen Römerinnen. Wenn man auch nicht überall mit der Auswahl, beſonders auch bey den Biographieen, zufrieden ſeyn kann, da man wohl mehr auf das häusliche, eigentliche Frauenleben hätte Rückſicht nehmen ſollen: ſo verdient doch das Ganze eine vorzügliche Empfehlung.

Hd.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

SCHÖNE KÜNSTE.

Lemgo, in d. meyerſchen Buchhandl.: *Der Satiren über das göttliche Volk* von *Wilhelm Freyherrn von Blomberg*, Erſte Abtheilung, nebſt den gewaltſamen Anmerkungen des Collaborator und Hofcriticus D. *Peter Rüppel* zu O***. 1811. VI u. 342 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Um von dieſem Werke eine richtige Anſicht zu gewinnen, iſt zuerſt nöthig, den Zweck und Plan davon in der Kürze anzudeuten. „Es will die Sphäre beſtimmen, in welcher ſich ein edles Volk entwickelt, und zugleich die Abweichung davon bey der deutſchen Nation darſtellen.“ Nachdem der Dichter in dem erſten Stücke das Eigenthümliche ſeiner Satiren, und in dem zweyten die Abirrungen des deutſchen Volksgeiſtes von den richtigeren Pfaden gezeigt hat: ſo bildet ſich der fernere Plan ſeines Werks nach folgenden Ideen: Jenes *edle* Volk iſt ihm das göttliche Volk. Bey demſelben entwickelt ſich, ſeinem Urſprunge und dem Boden, den es bewohnt, gemäſs, ein Volksgeiſt, der ſich eine Form ſchafft, welche durch die *Gewalt*, den *Sinn* und die *Freyheit* die Nation lenkt und beglückt. Die Gewalt vereinet das Ganze, und wehret, voll Kraft und unbeugſamen Willens, dem Irrigen, wo es ſich eindringen möchte. Der Sinn begreift Alles, woran die Nation mit Liebe hängt, ihr geſelliges und häusliches Leben, ihre Freuden und Ergötzungen, auch die Religion und deren Cultus. Die Freyheit begünſtiget die einzelnen, ausgezeichneten Naturen, und verleihet ihnen freyes Wirken, wie ihr Inneres ſie treibt. Sie iſt eine vorzügliche Begünſtigerin der ſchönen Künſte, die einen wichtigen Theil ihres Gebiets ausmachen. Das Volk, wo dieſe drey in Reinheit ſich finden, iſt das *göttliche Volk*. Die anderen bilden davon den Gegenſatz, indem der Volksgeiſt da eine ſolche Richtung nicht nimmt, ſondern durch eine thörichte Form das Leben des Volkes verwirrt. *Eigenthum*, *Recht*, *Vertheidigung* und *Verwaltung*, wie in den Anmerkungen näher angedeutet wird, ſind die Gegenſtände, welche, wie ſie im göttlichen Volke ſich finden, mit ihren Gegenſätzen im ungöttlichen Volke, als Theile der Gewalt zuerſt müſſen dargeſtellt werden. Mit vorläufiger Vorbeylaſſung der drey: Eigenthum, Vertheidigung und Verwaltung, oder der Erde, des Schwerdtes und der Krone, werden in dieſer erſten Abtheilung das *Recht* und die *Erziehung*, erſteres in der dritten, oder der *Juſtitia*; die Erziehung in der vierten, fünften und ſechſten Satire, oder der *Dialectica*, der *Zucht* und der *Selecta* dargeſtellt. Um den Umfang des ganzen Werks zu vollenden, werden die drey vorbeygelaſſenen Stücke der Gewalt, und hierauf das Gebiet des Sinnes und der Freyheit noch ausgeführt werden müſſen. Damit wird denn das Werk vollendet ſeyn, und alsdann auch über den Plan und die Ausführung des Ganzen eine vollſtändigere Anſicht gegeben werden können, wie es nämlich durch die leitende Idee von dem Göttlichen in einem Volke, und deſſen Gegenſatz von dem Ungöttlichen — hier bey der deutſchen Nation — zu einem epiſchen Ganzen ſich gebildet hat, wonach die Anlage und der Anfang ſtreben.

Wie auf dieſe Weiſe der Plan und Zuſammenhang des Werkes leicht erkannt wird: ſo wird auch ferner die *eigenthümliche Manier* und das *Weſen* dieſer *Satiren*, als charakteriſtiſch verſchieden von anderen Gedichten dieſes Namens, aus der Idee deutlich, welche der Dichter in dem erſten Stück, die *Satire* betitelt, davon gegeben hat. Dieſe Idee, von dem Bildlichen entkleidet, wie ſie aus dem Stück näher ſich ergiebt, iſt: „Die Satire, gegründet auf die Erkenntniſs des Wahren und Göttlichen, und auf vielſeitige Gelehrſamkeit und Menſchenkunde, ſtellt dem Wahren und Göttlichen das davon Abweichende und Irrige in dem menſchlichen Treiben gegenüber, um, erhaben über die Abſicht und eigene ſubjective Einmiſchung, durch dieſen Contraſt das Erkennen des Beſſeren und Richtigeren, wer Empfänglichkeit dafür hat, zu erhellen, und die Neigung dafür zu gewinnen, während ſie, ſo allein bemüht, das Erretthare zu retten, unheilbare Thoren und die Feinde heilſamer Lehre ihre thörichten Pfade unverhindert verfolgen läſst.“ Wenn der Satir-Knabe — denn dieſes Alters und Geſchlechts, ſchwarzlockig und vielkundig, wird die Satire eingeführt — wie er von Gemüth feind und abhold dem Böſen, und in der Periode ſeiner Bildung und ſeines Lernens erſcheint, voll des innern Berufs auf den Entſchluſs muſste geleitet werden, das Leben und Treiben des blonden Volkes, zu welchem er ſich zählt, zu beleuchten. ſo geſchah es doch *vornehmlich* darum, weil ihm, neben dem Verlorenen und Abgeirrten, die in ſeinem Volke ſchlummernden Keime des Göttlichen, die er da erkannte, anlockten, welche ins Leben zu rufen, voll Liebe für Wahrheit und ſein Vaterland, er Jedem, der das Beſſere liebt und ſucht, als ein geweihter Bote des Himmels erſcheint. Dadurch ſchwand auch alles Abſichtliche und eigene Rache Übende bey

Digitized by Google

seinem Geschäft; weil da nicht das Objective, wie es, gut oder bös, nun einmal daliegt, auch rein und ungemischt gegeben, sondern das Subjective und *Absichtliche* eingemischt, und so die Wahrheit auf mannichfaltige Weise entstellt und verletzt und um den Glauben an sie gebracht wird, und statt auf die besseren Wege zu leiten, gewöhnlich empört. Daher ward billig die Absicht, die man der Satire, von ihren Erfindern, den Alten, selbst daran gewöhnt, so leicht beymisst, und der selbst ausgezeichnete Geschichtschreiber oftmals sich nicht erwehren mögen, beseitigt. Der Dichter will, wie er auch in dem Weihgedichte an *Dante*, seinen Lehrer und Vorbild, welches dieser Abtheilung vorsteht, sagt, „kein Besserungswort zu seinen Siegen zählen," sondern durch diese Darstellung des Göttlichen, wie es sich auf Erden gestalten könnte, von dem Ungöttlichen und Verlorenen, wie er es auf Erden vorfindet, welches er daneben erscheinen lässt, die Neigung der Besseren ablenken, und der Liebe des Göttlichen zuwenden, indem er, ähnlich dem Sänger von Florenz, die besseren und richtigeren Wege zu wandeln lehrt. —

Wenn so nun die Satire des Dichters dadurch, dass er, subjectiver Einmischung entsagend, das abgeirrte Treiben seiner Nation von dem Göttlichen, voll reizender Laune, wie es diese Dichtungsart mit sich bringt, mit dem Wahren und Göttlichen in Contrast stellt, sich charakteristisch *innerlich* gestaltet: so bilden auch diese doppelten Pfade, welche seine Muse, wie sie selber es nennet, *aufwärts* und *abwärts* zu wandern hat, und „heute im *Olymp*, und morgen bey den *Gesellen* seyn muss," die äusseren Farben seiner Darstellungen. Höchst edel, erhaben, einnehmend und Liebe gewinnend sind Sprache und Vortrag, wo das Göttliche dargestellt wird. Himmlischer Frieden scheint über diesen Darstellungen zu schweben, und Alles zeugt von einem höchst reinen, von seinem Gegenstande innig erfüllten, edlen Gemüth, dessen Ideen und Gedanken eine gleichlautende harmonische Sprache sich vereinen. Diese Wärme und diese Liebe für das Bessere und Schönere war von jeher allen ächten Dichtern in dieser Gattung besonders eigen, wenn sie zu rügender Vernichtung des Bösen im Kampf für das Gute auftraten, und nicht die eitle frivole Spottlust, die den Teufel des eigenen Inneren anbetet und ihm dient. Jener edlere Sinn erweckt die günstigsten Erwartungen auch für den deutschen Dichter. Stellen, dem Göttlichen gleichtönig gesprochen, wie zu Anfang der zweyten Satire, wo die ägyptische Isis einen unbekannten, in den Anmerkungen angedeuteten, erhabenen Fremdling von dem Volke Kunde giebt, wo eine göttliche Ordnung gestiftet werden könne, wo der Grösste gewählt ist, um das Grösste zu gestalten, wer der jetzt oder auch *künftig* seyn wird, — vom herrlichen Anfange des germanischen Stammes, von dem Gesetzgeber und dem Gesetz des aufblühenden, die richtigen Pfade eintretenden Volks, zu Anfang der dritten Satire, können hier nur angedeutet werden. In einer gleichen Sprache, voll Anmuth und Wohllaut, wird in der vierten Satire die Erziehung im göttlichen Volk dargestellt, als von der himmlischen Liebe geleitet, um, übereinstimmig mit dem Übrigen, von dem heiligen Geschäft Zufall und Willkühr zu entfernen, und durch ihre Geweihten und Priester das Göttliche auf Erden zu gestalten. In den Gefilden, die der Ganges und Indus umarmen, leitet sie durch Bubastis, den Greis, und Saheb, den Jüngling, die Erziehung des Indras zum künftigen Fürsten; und in den germanischen Fluren erscheinet, beseelt von ihr, unter schlechter Gestalt, nach einem bekannten Mythus des Volks, Bohemiens Fürst, mit der Laute Tönen die wissbegierige Jugend verlockend, und zu Dienern seines, die richtigen Wege wohl erkennenden Volks, sie bildend und einführend in sein Reich. Möchte man fragen, ob, was der Dichter so als das Edle und Göttliche aufstellt, auch einen richtigen Massstab des Anderen gewähre: so wird sich finden, dass sein reifer Verstand und seine ausgezeichneten Kenntnisse, welche das ganze Werk beurkundet, ihm in seiner Wahl des Bessern die trefflichsten Führer sind. Wie es denn auch bey dieser Satire keinen Zweifel leidet, dass in einem Volke, wie das göttliche bestimmt ist, und wo Alles so geschieht, wie es mit der Erziehung des Indras gehalten wird, wo die Weisheit des Alters und die reinste Freundschaft der Jugend, beide voll himmlischer Liebe, walten, und kein im Leben bereits Untergegangener, oder auch ein vom stygischen Bade der Akademie noch frisch Triefender, wie gewöhnlich, dem Geschäft vorsteht, dass *da* die Sünde dem erhabenen Zöglinge nicht nahen könne, und dass ein so gebildeter Fürst durch hohe Reinheit, Heiligkeit und Weisheit seinem Volke Gottes Ebenbild seyn werde auf Erden, und das sichtbare Band, welches in den Augen des Volks die Erde mit dem Himmel vereinet, während im ungöttlichen wohl oftmals, wie dort des Saheb zum Indras, das Zugesellen, voll achtloser Thorheit, eines gleichen Altersgenossen zu Söhnen von hoher Bestimmung Unglück und Verderben brachte. Auch wird unter einem solchen Fürsten und dessen einsichtsvollen, uneigennützigen, ihr Vaterland innigst liebenden Dienern, in *dem* Volk, dessen arbeitenden Classen über ihre Sphäre nicht hinaus trachten, sondern, wie es in dem schönen, vaterländischen Mythus abgebildet wird, in der Liebe zu ihrem Geschäft ihr Heil und ihre Seligkeit finden, das Glück des Ganzen besser bestehen, als wo, ohne Ordnung und ohne Grenze, alles durch einander treibt, und über das von Gott beschiedene Loos hinausstrebt. — Beginnt nun auf der anderen Seite mit dem Göttlichen die Darstellung des Abgeirrten zu wechseln: so bilden da frey schaltender Witz und Laune das bunte Farbenspiel des Thörichten und Fehlerhaften in dem Treiben der deutschen Nation, und selbst das Groteske wird nicht verschmäht, je wie die Laune des Dichters von dem Irrigen, wofür sie keine Schonung kennt, gestimmt wird. Stellen dieser Art sind: das thörichte Gezücht des deutschen Volksgei-

Digitized by Google

ſtes und der unbehülflichen Form; *Wodan*, Repräſentant der Gewalt im deutſchen Volk; *Mannus*, Repräſentant des deutſchen Kriegsweſens; *Tanfana*, die Rechts- und Geſetz-Begründerin; *Thor*, Repräſentant des Klatſchens im ungöttlichen Volke; *Freya*, Stifterin der deutſchen Ehen; *Krodo*, Erfinder des kirchlichen Weſens; *Nehalennia*, eine Nebel und Dünſten nachziehende Tochter Teut's und der Form, vom Gebiet der Freyheit, Repräſentantin und Schützerin der Poeſie im deutſchen Volke; *Püſterich*, Repräſentant der deutſchen Gelehrten; *Irmenſul*, das achte der Kinder des thörichten alten Paars, ein Sohn, von Armſeligkeit benannt, Repräſentant der deutſchen Baukunſt, ſämmtlich in der zweyten Satire. Ferner die Rechtsverirrungen der deutſchen Nation, beſonders die Stelle von den ſieben Rechten in der dritten Satire, von V. 214 — 376; die Verirrungen des deutſchen Erziehungsweſens in der 5 und 6 Satire; und zwar: die Erziehung der Töchter in den Kammern der verwandelnden Circe bis V. 102; die Erziehung der niederen Jugend, Knaben und Mädchen durch einander, durch ihre Meiſter, *Faun* und *Silvan* und *Silva* (Schulmeiſter und Seelſorger), bis V. 145; die Erziehung der höheren männlichen Jugend in Gymnaſien von ihren Lehrern, den doppelnaturigen Centauren, unter den vormundſchaftführenden Lapithen, bis zu Ende der fünften Satire. Die Aufſchrift der 6 Satire, oder der Selecta, in welcher ein neuerer Centaur den Tag der Erlöſung des Geiſtes und deſſen Sieges über den Körper lehrt, und die horchenden Selectaner, Jaſon und Achilles, letzterer in dem ganzen geſchichtlichen Gange der deutſchen Nation, alles unſerer ſublimen Zeit gemäſs deutend, erſterer in der gemeinen Erfahrung und in den Zeichen der Gegenwart die Beſtätigung der Lehre des Meiſters finden, iſt, wie man erkennt, von der Sitte deutſcher Schulen genommen, für einige Auserwählte eine *claſſis ſelecta* zu ſondern, wo junge Leute, ausgezeichnet vor den Anderen durch Kenntniſſe und Talente, oder auch durch die Neigung des Lehrers dem Haufen entnommen, in höhere Dinge, in Philoſophie und Kritik, und weiſs der Himmel worein alles, ſollen eingeweihet werden. Der Dünkel und Hochmuth, — dieſer wahre Abfall von allem Göttlichen, — welcher ſich gewöhnlich thöricht gehobener Jünglinge bemächtigt, und häufig vor die ſchönſten Hoffnungen den Schleyer zieht, und die Schlechtigkeit, der ſie ſich oftmals, dem Vergötterer verborgen, hinzugeben pflegen, tritt warnend und wahr genug in dem Treiben dieſer achtzehnjährigen Götter ins Licht, ſo wie das Abgeirrte und Thörichte in der Centaurenbildung darin im vollendetſten Glanze erſcheint. Wie ganz anders waren Bubaſtis und Saheb und Bohemiens Lautner, die Bildner des Göttlichen! und Indras, der Zögling, und die uralt-germaniſche Jugend! Der Verein der ausgezeichneten und der anderen Köpfe erhält allen mehr die Beſcheidenheit, und bildet beſſer das harmoniſche Leben einer Schule, auch im ungöttlichen Volk! Plan und Zweck dieſes Werkes übrigens erfoderten es, daſs dem in dieſer Selecta lehrenden Chiron ein Gegenſtand geliehen wurde, wodurch eine der jüngſten Thorheiten des deutſchen Volksgeiſtes ins Licht geſtellt wurde. „Suchen wir, ſagt noch neuerlich aufmunternd eine erſt beginnende, übrigens nützliche Zeitſchrift, ein Übergewicht zu behaupten auf anderen Seiten des germaniſchen Sinnes;“ ganz im Sinne Teuts und der goldenen Säulen, wovon in dieſen Satiren zu leſen, und ſich hingebend in den leiblichen Tod. Wie im Teut ſeine und der Form miſsrathenen Kinder; in der Juſtitia die Rechtsmänner; in der Zucht die Centauren, und die ländlichen Götter und die Zauberin Circe: ſo erſcheint in der Selecta eine Gruppe menſchlicher Entkörperer, lauter ſchreibende Genies, indem auch hier der Thorheit ohne Schonung und Rückhalt der Mantel abgezogen wird, unter welchem ſie gewöhnlich ſich einſchleicht. — Wenn der Dichter ſelber ſeine Darſtellungen Figuren und Hieroglyphen benennt: ſo iſt die allegoriſche und bildliche Darſtellungsart allerdings die vorherrſchende in dieſen Gedichten, und wird dadurch ganz vorzüglich das Gewand gebildet, worein ſie gekleidet ſind. Er wollte aber, wie er es andeutet, durch die Darſtellung des Göttlichen und deſſen Gegentheils in ſeiner Nation, gleich dem toſcaniſchen Sänger, ſein Werk zu einem groſsen, in ſeinem Innern gehörig verbundenen Epos bilden, und fand ſich dadurch bewogen, in das Bild der Allegorie und der bildlichen Rede einzutreten, um durch Perſonen und Handlung ſeinen Dichtungen epiſches Leben zu verleihen. Im Allgemeinen herrſcht Beſtimmtheit und Klarheit in dieſen Geſtalten und Bildern; Einzelnes jedoch wünſcht man darin oft noch heller und genauer. Zu den gelungenen Weſen dieſer Art gehören: die *Satire*, wovon der abſtracte Begriff Leben und Anſchauung gewonnen hat; die *Abſicht* als finſterer Alter; *Teut*, oder der deutſche Volksgeiſt; *Aſträa*, oder die himmliſche Weisheit; die *Stammidee*, der *Volksgeiſt* und die *Form* und deren *Kinder*, die *Gewalt* und der *Sinn* und die *Freyheit*: ſämmtlich im göttlichen Volke; *Hertha*, oder die deutſche Stammidee; die *deutſche Form* und ihre Kinder, *Wodan* und die anderen, in der erſten und zweyten Satire. In der dritten ſcheinen die *Treue* und der *Glaube* vorzüglich gelungen; auch *Juſtitia* in ihren Verirrungen. In der *Dialectica* iſt die himmliſche Liebe eine herrliche Erſcheinung.

Einen begleitenden Theil des Werkes bilden die auf dem Titel bezeichneten Anmerkungen *D. Peter Rüppel's*. Wenn man mit dem Mann den Gang durch das Buch gemacht hat: ſteht er da vor den Augen wie er leibt und lebt. Er iſt ſeines Handwerks Pädagog, und hat es bey Peſtalozzi erlernt, und treibt es, wie er es ſelber ſagt, mit groſsem Glück. Vom deutſchen Erziehungsweſen iſt er gänzlich durchdrungen, und ſchwimmt und lebt darin wie der Froſch im Waſſer. Als moderner Erzieher erſcheint er S. 162. Beſonders aber tritt er als Schulmeiſter hervor S. 238 — 240, wo er dem Beſeſſenen gleicht, mit einer Legion

Digitized by Google

Seinesgleichen im Leibe; die in und durch ihn ihre Weisheit ausſprechen. Auch iſt er Ehemann, hat Kinder und iſt höchſt glücklich durch Lianen, ſeine Gemahlin, eine Sentimentaliterin. So beſeligt durch häusliches und eheliches Glück, iſt er auch ein Mann von *savoir vivre*, und ein Freund von guter Geſellſchaft, und darin wohl gelitten. S. 91 — 92, wo er über das Klatſchen handelt, charakteriſirt ihn in dieſer Hinſicht als einen, in ſeinem Gott vergnügten Philiſter. An eigenen Kindern natürlich hat er ſein Erziehungsgeſchäft am glücklichſten üben gelernt. Als Kritiker und Recenſent hat er ſeine erlernten Ideen, nach denen er das Andere miſst. Eine Stelle der Art findet ſich S. 255, wo ihm, nach veralteter Anſicht, die Dialektik Plato's für die Kunſt gilt, einen Begriff zu zerlegen, und danach beurtheilt er denn auch die Ideen des Vfs. über dieſen Gegenſtand. Er iſt ungehalten auf Plato, weil er nicht iſt, wie Hr. *R.* Wo es ihm nicht ausdrücklich geſagt wird, ſieht er nicht viel, wie S. 69, wo er dem Vf. vorwirft, daſs er bey der Frau von Staël geſehen, woran ſie doch nie ſelber gedacht, und wovon ſie auch kein Wort geſagt habe, welches ſie doch hätte thun müſſen, wenn ſie die Anſicht von ihrem Werke, als der Vf. vorgäbe, gehabt hätte. Für richtigere Anſichten ſchlieſst ſich überhaupt Hn. *R's.* Kopf nicht leicht auf. Seinen Verſtand hat er mehr erlernt, als von Gott erhalten, und darum iſt er etwas verſtockt, und vermag es mit ſeiner erlernten und einſt üblichen Weisheit ſelbſt noch, die Verirrungen der römiſchen Geſetzgebung zu loben, wogegen ihm ſelbſt die Verrinen kein anderes Licht haben anzünden können. Oft thut er vornehm, iſt ruhmredig und ſuffiſant, witzelt auch und ſpöttelt, hilft ſich, wo es gänzlich ſtockt, mit Autoritäten. Als Proteſtant iſt er dem Kirchenrecht abhold. Wo er am wenigſten weiſs, thut er wohl zufrieden und beyfällig, wie bey der Satire vom Recht, da er es mit der Satire von der Erziehung gar nicht iſt, wo er, wie in ſeinem Element zu ſeyn glaubt, aber die Idee des Dichters eben ſo wenig begriffen hat, wie nämlich in Beziehung auf die Idee, wie das göttliche Volk beſtimmt iſt, die deutſche Erziehung gänzlich abirrende Wege verfolge, und ihre Meiſter und Meiſterinnen, in Beziehung auf den *Staat* des *göttlichen Volkes*, ein völlig ungehöriges Geſchäft betreiben. Hr. *R.* repräſentirt ein groſses Geſchlecht ähnlicher Verſtandes-Männer, die in Allem immer beſſer unterrichtet und immer klüger ſind, mit ihrer Rede in die Luft und auf's Papier, als die anderen Menſchen. Das Urtheil über ſie ſteht S. 20, wo der Vf. ſie die *Ritter vom Wolfe* benennt, „die ſich in ihrem eigenen Weſen iſoliren, und ihre Beſonderheit in Alles einmiſchen, und ſo in der Wiſſenſchaft ſich einfreſſen, anſtatt von ihrem milden Athem ſich begeiſtern zu laſſen.“ — Über die Befugniſs, die Satiren des Dichters mit gewaltſamen Anmerkungen zu begleiten, erklärt ſich Hr. *R.* S. 16. Er hat ſich dazu als Hofcriticus der Akademie zu O. die Erlaubniſs erwirkt; und das ganze Buch zeigt, daſs er ſein Recht zu behaupten wiſſe, ſelbſt gegen den Willen des Vfs. Zuweilen ſtreicht er auch weg, wenn er gleich nicht einſieht, wozu es nöthig war. Doch hat er meiſtens den Vf. ganz lieb, der ihm vertragsmäſsig ſeine Satiren bringt, und ihn zu ſeinen Geheimniſſen zuläſst. Sonſt iſt Hr. *R.* bey Hn. V. in die Schule gegangen, und 8 — 10 Jahre zu früh geboren, um nicht Alles zu ſeyn, was die göttliche Zeit baut. — Dieſs alles und Anderes ſteht nun nicht an einer Stelle des Buchs, ſondern Hr. *R.* handelt durch das ganze Werk, und ſpielt ſeine Rolle mit ſo unverfehlter, gleichbleibender Treue durch das Ganze, daſs man ihn immer gern ſieht und hört, wo er auftritt. Ein groſses Verdienſt hat Hr. *R.* auch durch die Mittheilung vieler vortrefflicher Stellen und Anſichten, welche zur Erläuterung der in den Gedichten ſelbſt vorgetragenen Ideen hinzugefügt ſind, und die Hr. *R.*, als vom Dichter vernommen, nie verſäumt zu verrathen. Solche Stellen ſind: die Anſichten des Vfs. vom Eigenthum, von Verwaltung und Vertheidigung S. 144 — 150; die merkwürdigen Anſichten vom Recht bey der franzöſiſchen Geſetzgebung; ferner die Stellen: der Anfang des deutſchen Urgeſetzes S. 171; die Beſeitigung des Naturrechts im Staate des göttlichen Volkes S. 165; über das deutſche Staatsrecht S. 177; die nützlichen Worte von Verſuchen S. 176; über den Glauben S. 177; von den ſieben Rechten S. 178; die Ideen von der Erziehung S. 227; von Sokrates S. 228; von den zwölf deutſchen Schulmeiſtern, welche die Erzieher des Indras werden wollen S. 244; vom deutſchen Staate S. 73; viele andere Stellen S. 88 — 96; beſonders über Poeſie und Romantik; die Stelle S. 13 von der Satire; über die Corinna der Frau von Staël S. 66, als über das ganze Werk des Dichters Licht verbreitend. Bey den trefflichen Anſichten, welche der Dichter hier über das herrliche Werk der berühmten Frau giebt, beharrt Hr. *R.* natürlich bey ſeiner eigenen Meinung. Dadurch übrigens, daſs der Vf. dieſen Mann ins Daſeyn rief, verſchwindet auch aller Schein der Abſichtlichkeit in den Ausſtellungen, welche die Gattung von Menſchen treffen, die Hr. *R.* repräſentirt. Um vieles dürfte der Mann bey dem Werke nicht fehlen. Doch möchte er in beſonderen Bändchen einſt gefälliger die Satiren begleiten, als gleich unmittelbar an jede ſich anſchlieſsen. Die Gedichte ſind dem kenntniſsvollen und denkenden Leſer, auch *wackere* Frauen nicht ausgenommen, an ſich verſtändlich. Daneben liegend, erhöhete dann Hr. *R.* noch den Nutzen und das Vergnügen. Bis das Ganze vollendet iſt, muſs man es zu den Gewaltſamkeiten Hn. *R's.* zählen, da er jetzt hinter jedem Stücke ſo nahe daher tritt.

(*Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.*)

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

SCHÖNE KÜNSTE.

Lemgo, in d. meyerschen Buchhandl.: *Der Satiren über das göttliche Volk* von *Wilhelm Freyherrn von Blomberg*, Erste Abtheilung, nebst den gewaltsamen Anmerkungen des Collaborator und Hofcriticus D. *Peter Rüppel* zu O***. u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Die Versification ist leicht und ohne Anstoss fortfliessend, so dass die gebundene poetische Rede dem Vf. natürlich und eigenthümlich zu seyn scheint. Die besten Lehrer in dieser Rede und Versmass sind die Natur Homers und die Kunst Virgils, und in dieser Gattung von Gedichten insbesondere auch Horaz, in Ton und Wohllaut, wie sie etwa in der herrlichen Epistel an die Pisonen das Gemüth des Lesers entzücken und gewinnen. Vereinet sich hiemit eine gelehrte Kenntniss der Metrik: so wird bey solchem Talent der Hexameter, den Horaz schon dieser Dichtungsart mit Einsicht vindicirte, und worin auch diese Gedichte vorgetragen sind, sich zu immer höherer Vollkommenheit und *angemessenem* Wohllaut erheben. Wo das Talent unbeachtet fehlen könnte, richtet die Metrik, und verleihet festen Gang und Gewissheit. — Ein Anstoss noch schien es, dass in den Reden der vorkommenden Personen wohl Ausdrücke sich finden, welche die psychologische Wahrscheinlichkeit stören möchten. Wo Thoren auftreten, um die Meinungen, worin sie sich besonders gefallen, geltend zu machen, scheint es gegen die Natur, wenn sie Äuserungen einmischen, wodurch sie auf ihre Ansichten absichtlich den Schatten der Lächerlichkeit zu werfen scheinen, da der Thor doch nie für lächerlich hält, was er lehrt und wofür er sich bestimmt. Darum musste z. B. Chiron in der Selecta wohl nicht sagen, dass alle *Pressen* beschäftiget wären, den Erlösungstag herbeyzuführen, sondern für die Sache, als ihm höchst edel erscheinend, eine, seinen Vorstellungen angemessene Wendung wählen. Auch ausgezeichnete Köpfe fehlen nicht selten hiegegen; aber das Wohlgefallen an der Rede leidet darunter, und das Vergnügen und der Eindruck sind gestört. Wie es in dergleichen zu halten sey, lehren die Alten, mit welchen der Dichter überall innig vertraut erscheint, am richtigsten, und in dieser Gattung Horaz, verbunden besonders mit Petron, in der fast wunderschönen Übersetzung von *Gröninger*. Ähnliches findet sich auch in den Reden der beiden Selectaner, wie überhaupt diese Satire im Vortrag die am wenigsten vollendete seyn möchte. Die *hallische* A. L. Zeitung wäre, auch im Munde des frivolen Jasons, besser weggeblieben. Die Wunde könnte absichtlich scheinen, gegen die obige Idee von der Satire, welche alles Absichtliche beseitiget hat. —

Hn. *R.* gleichend, fragen und antworten wir gern, wen ein Schriftsteller zunächst nachgeahmt habe, oder wem er gefolgt sey, ob *Goethe* oder *Schiller*, *Jean Paul* oder *Horaz*. Das wahre Genie wohnt allein in ihm selber, und stellt seine Ideen dar, wie sie sich in seinem Inneren gestalten, in einer denselben angemessenen, eigenthümlichen Sprache. Ausdruck und Sprache dieser Gedichte scheinen Keinem nachgeahmt, sondern dem Dichter eigenthümlich und natürlich, auch ohne alles beschränkte Streben nach einem gesuchten affectirten Wesen, wie man erkennen wird, wenn man erst mit dem Gemüthe des Vfs., wie es sich in dem Werke ausspricht, und mit seiner Manier bekannt ist. Über die Ähnlichkeit dieser Gedichte mit der *divina Commedia* des Dante in der Anlage und Manier kann nur dann erst die Rede seyn, wenn das Ganze, seiner Anlage und seinem Umfange nach, völlig vollendet seyn wird. Dieses jedoch liesse sich hier schon vorläufig bemerken: dass, ähnlich der *divina Commedia*, auch das Werk des deutschen Dichters, als *Ein Ganzes* betrachtet, richtiger in der *Einzahl* angedeutet zu werden scheinen möchte, und es folglich richtiger hiesse: der *Satire* vom göttlichen Volk u. s. w., als der *Satiren* u. s. w. in der *Mehrzahl*. —

Aus dem Bemerkten wird die *Manier* und das *Wesen* dieser Gedichte und ihr *Werth* als *Satire* hinlänglich hervorgehen, so wie die wohlgeordnete Anlage zu einem grosen, fruchtbaren Ganzen, aus welchem, so weit es vor Augen liegt, ein reicher Witz und Scharfsinn, eine richtige Beurtheilungskraft eine lebendige Phantasie, und überhaupt ein heller ausgezeichneter Verstand hervorleuchtet, in einer, im Ganzen richtig gehaltenen, schönen poetischen Rede, diesen Darstellungen, als Werken der Dichtkunst überhaupt, einen unverkennbaren Werth verleihen wird. — Nützlich wird unstreitig das Studium dieses Werkes für Jeden seyn, der das Schöne und Gute wahrhaft liebt, und demselben das Nachdenken widmen mag, welches Werke erfodern, die, obgleich voll an mannichfaltiger Ergötzung, doch nie zu nutzloser Mode- und Schlummer-Lectüre, bey einer Schale Thee mit Rum, oder beym Strickzeug, gehören können. Nach einem sorgfältigen und wiederholten Lesen dieser Gedichte und der sie begleitenden Anmerkungen, dünkt es innige Überzeugung; dass der Gewinn sehr

Digitized by Google

grofs ist, der für richtigere Ansichten in vielen der wichtigsten Dinge des deutschen Lebens, insbesondere auch für Vorsteher öffentlicher Ordnungen und Anstalten, daraus gewonnen werden kann, zumal in dieser Zeit, wo die Axt an die Wurzel gelegt ist, und viel des Abgeirrten einem nicht geringen Theil der Zeitgenossen noch als holde Weisheit erscheinet. Wenn die Muse des Dichters darin richtigere Ansichten eröffnet: so ist dadurch auch zugleich der Zeitpunct begründet, in welchem sie unter uns erschienen ist, und zu wähnen, sie habe sich zur Unzeit, oder zu spät vielleicht, unter uns eingefunden, hiefse die Zeit verkennen, die bereits über uns gekommen ist, und die ihrer ferneren Gestaltung unaufhaltsam entgegenschreitet, wer auch jetzt oder künftig *die* seyn werden, die ihre Ordnung vollenden. —

Möge der Dichter die Zeit und die günstigste Musse finden, dieses Werk, seiner ganzen Anlage nach, gehörig auszuführen, und ihm die Grazie und Schönheit verleihen, die von einem Werke der schönen Kunst von solchem Umfang und solcher Wichtigkeit mit Recht gefodert wird.

Druck und Papier sind gefällig, Druckfehler wenige, und theils hinten angezeigt, theils finden sich davon noch einige, wie S. 26 V. 16, wo *jeglichem* stehen muss, statt *jeglichen*; S. 35 V. 124 sind Buchstaben beleidigend für's Auge verschoben; ein ähnlicher Übelstand findet sich S. 66 in der ersten Zeile; S. 35 V. 121 wird, der deutlicheren Unterscheidung wegen, besser *wider* als *wieder* gedruckt; S. 159 Z. 8 ob. muss *entwickelnde* statt *entwickelnden* stehen; S. 229 Z. 4 von unten *dessen*; S. 337 V. 223 muss es *Sirenen* statt *Syrenen* heifsen, und S. 341 *Absorption* statt *Absorbtion* stehen. Die gröfste Genauigkeit im Druck ist bey Werken dieser Art besonders nöthig. Bey den vielen neuen Ansichten und Ideen kann sonst leicht Verwirrung und Dunkelheit entstehen, wie es S. 297 V. 346 der Fall ist, wo *den* unrichtig scheint; auch S. 209 V. 235 herrscht Verwirrung im Druck, so wie auf der letzten Seite des Buches eine ähnliche Unordnung sich findet. Auch ist das Wort Scepter bald *männlich* bald *sächlich* gebraucht, welches ebenfalls stört. Endlich fangen wohl zu häufig Verse, nahe einander, mit einerley Wörtern und Wendungen an.

lz.

NATURGESCHICHTE.

Paris, in d. kaiserl. Druckerey, b. de Bure und d. Gebr. Tilliard: *Déscription de l'Egypte, ou Recueil des observations et des recherches, qui ont été faites en Egypte pendant l'expédition de l'armée française*, publié par les ordres de Sa Majesté l'Empereur *Napoléon le Grand*. Première Livraison. *Histoire Naturelle*. Tome Premier. 1810. 114 S. Folio. Mit 31 Kupfern im gröfsten Atlas.

Wir haben die *erste* Lieferung der prachtvollen *Déscription de l'Égypte* in den vorigen Jahrgängen (J. d. L. Z. 1811. No. 215 — 218, 1812. No. 14 — 17) recensirt. Zu dieser Lieferung gehört noch ein Heft Text, der nur naturhistorische Abhandlungen enthält, mit denen wir der Vollständigkeit wegen unsere Leser bekannt machen müssen. Es sind nur *vier* Abhandlungen. 1. *Histoire naturelle des Poissons du Nil; par M. le Chevalier Geoffroy Saint-Hilaire p.* 1 — 55. Die Gebirgskette, welche Ägypten von dem arabischen Meerbusen trennt, besteht in ihrer Mitte aus Granit, an den Seiten aber aus Sand- und Kalk-Felsen, läuft mit dem Nil parallel, und durchschneidet ihn erst an der südlichsten Grenze Ägyptens. Das Sandlager zeigt sich schon in der Nähe von *Edfoû*, und sein letzter Bruch liegt bey *Gebel-el-Selseleh*, wo zwey auslaufende scharfe Winkel des Gebirges den Strom einzwängen und die Schiffahrt unsicher machen. Der Kern des Gebirges reicht noch 60 Lieues weiter, bis Syene, wo Alles Granit ist, und das Gebirge nur da eine Öffnung hat, wo der Nil mit Gewalt eine Bahn sich gebrochen hat. Die ungeheuren Blöcke und Trümmer, welche längs den beiden Seiten des Nilthals in Oberägypten liegen, beweisen, dafs hier eine Scheidewand war, zu deren Zerstörung Jahrtausende gehörten. Es ist daher sehr wahrscheinlich, dafs, ehe dieser Damm durchbrochen wurde, der Nil, in der Höhe von Syene, seinen Lauf nach Westen, und von da gen Norden nach dem arabischen Meerbusen genommen hat, weil sonst die so gepriesene Fruchtbarkeit der Oasen in einem unermefslichen Sandmeer unerklärbar bleibt, die unstreitig die Spuren (*Jalons*) des ehemaligen Nillaufes bezeichnen. Auch die Fruchtbarkeit Libyens hing vom Daseyn eines grofsen Flusses ab, die nach und nach verschwinden mufste, als er ein anderes Bette nahm. Das jetzige Nilthal und Delta war also damals eine grofse Bucht, die ganz oder zum Theil vom mittelländischen Meere überströmt wurde, und die nicht eher bewohnt werden konnte, als bis der Nil den Damm durchbrochen, einen neuen Weg sich gebahnt, und die Bucht mit Schlamm angefüllt hatte. Aus dieser Voraussetzung folgert der Vf., dafs Ägypten später als andere Länder der Erde bewohnbar gewesen sey, dafs es keine eigenthümliche Thierwelt besitze, und dafs die Thiere, welche man dort antrifft, aus anderen Ländern eingewandert sind. Der Vf. theilt die Nilfische in zwey Classen, nämlich in die, welche im ganzen Lauf des Nils gefunden werden, und in andere, welche nur wenig von seiner Mündung sich entfernen. Die Nilfische selbst trifft man auch im Senegal und Niger an, und diese Bemerkung scheint die Hypothese zu bestätigen, dafs jene Flüsse, beym höchsten Stand ihrer Wasser, sich mischen. Die Littoralthiere gehören eigentlich der See an, vermeiden aber die grofse Tiefe, und halten sich ihrer Nahrung wegen an der Küste auf. Die Vögel Ägyptens sind entweder Zugvögel, welche von den Morästen, die der Nil zurücklässt, angelockt, aber auch in Europa angetroffen werden, oder, wie ihr sonderbarer Bau und ihr lebhaftes Gefieder verrathen, aus dem inneren Afrika. Manche Vögel, z. B. *Alcedo rudis*, werden in Ägypten und am Cap gefunden. Die

Digitized by Google

Säugethiere ſind auch in anderen Ländern Afrika's einheimiſch, vorzüglich in der Barbarey, wie auch die ägyptiſchen Inſecten. Weil die Thiere, welche im rothen Meere zu *Sokeyes* leben, auch im mittelländiſchen Meere exiſtiren: ſo glaubt der Vf., daſs beide Meere einſt zuſammengehangen haben, und daſs das Studium der Zoologie ein Licht auf die phyſiſche Geographie u. ſ. w. werfen könne. Die Fiſche, welche in dieſem Anfange der Ichthyologie des Nils ausführlich beſchrieben und zergliedert worden, ſind folgende: *Polypterus bichir*, S. 4 — 18. *Tetrodon phyſa* (*T. Fahaka Haſſelqu.*), S. 19 — 38. *Tetrodon hiſpidus*, S. 38 — 39. *Serraſalmus citharus*, S. 40 — 44. *Characinus nefasch*, oder *Salmo Niloticus Haſſelqu.*, S. 44 — 48. *Characinus naschal* oder *Dentex*, und *Characinus raï*, oder *Niloticus*, S. 49 — 52.

II. *Déscription du Palmier Doum de la haute Egypte, ou cucifera Thebaïca; par M. Delile.* S. 52 — 58. Die Doumpalme (*Palma thebaïca Pocock., Hyphaene crinita Gaertn.*) wächſt bey den Monumenten zu Philä, Theben und Dendera, wo ihr Grün einen angenehmen Contraſt mit dem Sandboden macht. Indem ſie unter ihren Schatten die ſtachlichten Senſitiven aufnimmt, bildet ſie eine Hecke, welche die Wolken von Flugſand aufhält, und trägt alſo zur Vergröſserung des fruchtbaren Landes bey. Am ſchönſten wächſt ſie auf einer kleinen Inſel unweit Girgeh, die daher auch den Namen *Doum* hat. Die Doumpalme macht eine merkwürdige Ausnahme in der Familie der Palmen, indem ſich ihr Stamm am Boden in zwey Äſte theilt, die ſich oft in der Höhe durchkreuzen. Sie wird gemeiniglich 8 — 10 Metres hoch, und miſst 1 Meter am Stamme im Umfange. Der Stamm iſt glatt, aber mit Ringen bezeichnet, die von den abgeſtorbenen Zweigen herrühren. Die Spitzen der Äſte ſind mit 20 — 30 Blättern geſchmückt, die Fächern gleichen, und deren Länge 2 — 2½ Metres beträgt. Die Palme trägt viele Früchte, ohne Hülſe, indem der Wind den Blumenſtaub der männlichen Stämme den weiblichen ſelbſt in beträchtlicher Entfernung zuführt. Das Mark der Frucht hat einen Honiggeſchmack. Das Holz iſt härter, als das der Dattelpalme, läſst ſich hobeln, und wird zu Hausthüren in *Sa'yd* gebraucht. Von den Blättern verfertigt man Teppiche, Säcke, Matten. Befremdend iſt die Äuſserung des Hn. *Delile* S. 56. „*Il ne paroît pas*," ſagt er, „*que cet arbre ait été employé dans les hiéroglyphes. Je n'ai point vu de figure qui le représentât sur les monumens de la haute Egypte; et il est difficile de déterminer si ses fruits ou d'autres productions analogues ont servi à la composition de quelques ornemens des temples.*" In der That zeigt ſich das Autochthoniſche der Ägypter nirgends auffallender, als in den Verzierungen ihrer Säulen, die ſämmtlich aus dem Pflanzenreiche geborgt ſind, und zwar aus dem einheimiſchen. Wie der Fuſs und der Schaft der ägyptiſchen Säulen häufig Nachahmung einer Pflanze iſt, die aus der Wurzel ihren Stengel emportreibt: ſo waren beſonders die Capitäle Nachahmungen der Pflanzenkrone. Aber vorzüglich lieh der Palmbaum, nach den Veränderungen, die mit ihm ſelbſt vorgingen, den Säulen eine groſse Mannichfaltigkeit von Verzierungen. In den Kupfern zu *Denon's* bekanntem Werke, und noch weit vollkommener und genauer in den Blättern zu den *Antiquités* dieſes Werks finden wir mehrere Capitäle, die mit den Blättern der Doumpalme verziert ſind. Ja, wir wiſſen es hiſtoriſch, daſs noch in der griechiſch-ägyptiſchen Baukunſt unter den Ptolemäern die Palmen zum Muſter der Säulen dienten. *Rabiyanos* von Rhodus (b. *Athen.* L. V. p. 196. c. T. II. p. 257. Schweigh.) verſichert, daſs ein Tabernakel des Ptolemäus Philadelphus mit Säulen verziert war, die den Palmen glichen (ὡμοίωντο φοινιξιν), und den Thyrſusſtäben. Auch Ptolemäus Philopator lieſs einen Saal ganz im ägyptiſchen Geſchmack verzieren. „Die Säulen, heiſst es (am a. O. p. 206. a. T. II. p. 293), waren ſchlank, und hatten abwechſelnde weiſse und ſchwarze Reife, die in gleicher Weite von einander ſtanden. Die Capitäle (κεφαλαὶ) waren rund, und ähnlich einer aufbrechenden Roſe. An dem Theile, der der Korb genannt wird, befanden ſich keine Voluten (ἕλικες), wie die Griechen ſie gebrauchen, mit krauſen Blättern, ſondern die Blumenkelche des Waſſerlotos (λωτῶν ποταμίων κάλυκες), und die Früchte friſch blühender Palmen (φοινίκων ἁρτιβλάστων καρπός). An der unteren Leiſte des Capitals erblickte man aber die Blüthen und Blätter ägyptiſcher Bohnen." Die Ägypter ahmten die einheimiſche Natur zur Verzierung ihrer Säulen treu nach, ſo wie auch die Griechen die Vegetabilien ihres Landes, vorzüglich den ſchönen Blätterwuchs des Abreth, gebrauchten. Ein ſehr gefälliges Ornament, das man auf zahlloſen griechiſchen Monumenten, und ſogar auf gemalten Vaſen antrifft, ſtellt nichts weiter als die geſchloſſenen keulförmigen Blüthen des Geiſsblattes, oder der Waldlilie dar, ſo wie die ſogenannten Eyer, eine bekannte Zierrath der griechiſchen Architektur, den aufgebrochenen Kaſtanien nachgebildet zu ſeyn ſcheinen.

III. *Reflexions sur quelques points de Comparaison à établir entre les plantes d'Egypte et celles de France; par feu M. Coquebert.* S. 59 — 62. Dieſer Aufſatz über die Vergleichung der Flor Ägyptens mit der von Frankreich war von dem verſtorbenen Hn. *Coquebert* zu einer Vorleſung in dem ägyptiſchen Inſtitut beſtimmt; allein der Tod raffte ihn weg, in ſeiner Blüthe, 1801. Da der Boden Ägyptens in ſeiner ganzen Ausdehnung entweder fett und ſchwarz, wie im Nilthal, oder trocken und ſandig, wie in den Wüſten, iſt: ſo zeigen auch die Gewächſe weit weniger Mannichfaltigkeit, als in Frankreich. Die Gewächſe in den Wüſten haben weit ausgebreitete, fibröſe Wurzeln, womit ſie, gleichſam von einem vegetabiliſchen Inſtinct angetrieben, die ſpärliche Feuchtigkeit an ſich ſaugen. Ihr Stamm iſt faſt immer hart und holzartig, beſetzt mit Dornen und Stacheln; ihre Blätterſpitzen haben Nadeln, ihre Blüthen ſind klein, ohne lebhafte Farben, und ihr Grün iſt dunkel und grau. Die ägyptiſche Flor nähert ſich mehr der von

Digitized by Google

Syrien, Candia und Maltha, als der von Guinea und Abyſſinien, eine Bemerkung, die auch durch die Beobachtungen in den pariſer Treibhäuſern beſtätigt wird. Die Bäume verlieren ihr Laub in Frankreich im November, in Ägypten aber erſt im December und Januar. Allein hier prangen ſie im Februar und März wieder mit neuem Grün, da es in Frankreich ein ſeltener Fall iſt, daſs alle Bäume im April belaubt ſind. Die zahlreichen Pflanzen, welche im Schatten der Wälder oder auf den Alpen wachſen, ſind in Ägypten unbekannt; allein die Küſtengewächſe, und die, welche im Getreide fortkommen, blühen dort ſo gut wie in Frankreich. Ägypten hat mehrere ſchattige Bäume, von denen die Pharao's-Feige (*Ficus Sycomorus*), *Mimoſa Lebbek*, und die *Napeca*-Arten die vorzüglichſten ſind. Ein friſch grünender Raſen kann unter einem ſo warmen Himmelsſtrich nicht emporkommen. Deſto beſſer gedeihen Dattelpalmen, deren Nutzen der Vf. ausführlich erzählt. Indiſche Pflanzen, die in ſtehenden Waſſern wachſen, findet man in den Reisfeldern, die daher auch von Botanikern häufig beſucht werden. Farrnkräuter, Mooſe und Cryptogamiſten wachſen in Ägypten äuſserſt ſelten, auch kann die ganze ägyptiſche Flor kaum den vierten Theil der Gattungen (*ſpecies*) aufweiſen, die Frankreich beſitzt.

IV. *Système des oiseaux de l'Egypte et de la Syrie, par Jules-César-Savigny* (*Ouvrage présenté à l'assemblée générale de la Commission, le 29 Août* 1808). S. 63 — 114. Dieſer Aufſatz iſt der Anfang einer ausführlichen, und mit auſserordentlichem Fleiſse ausgearbeiteten Ornithologie Ägyptens und Syriens. Man findet die Synonyme ſo vollſtändig wie möglich zuſammengetragen, ſo wie ſie bey den alten Claſſikern, bey den neueren Naturforſchern, bey den Reiſebeſchreibern, und bey den Arabern vorkommen. Die Gattungen, die der Vf. ſelbſt geſehen hat, ſind von denen, die er nur aus Beſchreibungen kennt, durch Zeichen unterſchieden, ſo wie auch diejenigen, die nach Frankreich gekommen ſind. Die erſte Lieferung im Text umfaſst die Ordnung der Raubvögel.

Was die Ausführung der Kupferſtiche betrifft: ſo rühren ſie von vortrefflichen Künſtlern her, die bey ihrer Arbeit ſich zum einzigen Zweck machten, den Geiſt und Charakter ihrer Originale zu faſſen, und treu zu überliefern. Das Charakteriſtiſche der Raubvögel iſt meiſterhaft durch eine kräftige, ſtarke Manier ausgedrückt; und wenn wir die nach Antiken und lebenden Originalen geſtochenen Adler in *Albertoli's* Werke ausnehmen: ſo ſind uns noch keine ſo vollkommenen Abbildungen zu Geſicht gekommen. Die Fiſche ſind nach *Redoute's* Zeichnungen, ſo wie es ihr Habitus erfodert, in reicher punctirter Manier ausgeführt. Auch die Darſtellung der Doumpalme, mit allen ihren Theilen, verdient das gröſste Lob.

F—o.

KURZE ANZEIGEN.

Vermischte Schriften. *Coblenz*, b. Pauli u. Comp.: *Vorlegeblätter zum Schönſchreiben, nebſt einigen Regeln zu dieſer Kunſt*, von *J. A. Türk*, Profeſſor am Collegium zu Coblenz. Ohne Jahrzahl. 7 Bogen Querfol. (1 Rthlr.)

Crevelt, b. d. Vf.: *Deutſche, franzöſiſche und engliſche Vorſchriften*, von *J. Heinrigs* in Crevelt. Erſtes Heft. Ohne Jahrzahl. 6 Bogen Querfolio. (2 Rthlr. 4 gr.)

Leipzig, b. d. Vf.: *Neues leipziger Schreibe-Buch, für Schulen und zum Privatgebrauch.* Von *Carl Schindler*. Ohne Jahrzahl. 10 Blätter 4. (16 gr.)

Ebendaſelbſt: *Vorlegeblätter für Bürger- und Land-Schulen.* Von *Carl Schindler*, Schreiblehrer an der Bürgerſchule zu Leipzig. Ohne Jahrzahl. 15 Blätter 4.

Die Regeln, welche Hr. *Türk* ſeinen Vorlegeblättern vorausgehen läſst, ſind ganz der Natur des Schreibens und den Foderungen des Schreibunterrichts angemeſſen. Sie ſind aber mehr für den Lehrer, als für den Schüler, indem ſie jenen auf die Bedingungen des Schön- und Gut-Schreibens aufmerkſam machen, und ihm Anweiſung geben, worauf er bey ſeiner Unterweiſung hauptſächlich zu ſehen habe. Es ſind ihrer nur wenige, und auch das iſt gut, weil viele Regeln nur verwirrt und unſicher machen. Übrigens hat die deutſche Schrift weniger Angenehmes, als die franzöſiſche, und man ſieht es ihr an, daſs ſie von der franzöſiſchen Grenze kommt, wo ſie etwas von dem Charakter der franzöſiſchen angenommen. Die Buchſtaben haben, vorzüglich im Alphabet, eine zu ſchiefe Lage, und die Canzleyſchrift iſt in den groſsen, wie in den kleinen Buchſtaben, etwas zu ſteif. —

Was von Hn. *T.* geſagt iſt, gilt auch im Allgemeinen von Hn. *Heinrigs*, obſchon die Vorſchriften des letzteren, durch den von Hn. *Breitenſtein* in Düſſeldorf beſorgten Stich, in Rückſicht der äuſseren Eleganz unleugbare Vorzüge haben. In einer faſt noch ſchieferen Lage, wie in den Vorlegeblättern des Hn. *T.*, finden wir hier die deutſchen Buchſtaben, und in der gröſseren Schrift ſind die Hauptſtriche, welche gerade ſeyn ſollten, oft ein wenig in die Krümme gezogen, was dem Auge nicht wohlthut. Deſto vortrefflicher iſt Hn. *H's.* engliſche Schrift. Alles vereinigt ſich in ihr, ſie dem beſſeren Geſchmack entſprechend zu machen. Daſſelbe iſt auch von der franzöſiſchen Schrift zu ſagen, und für dieſe beiden Schriftarten verdienen dieſe Vorſchriften alle Empfehlung. Die ſchattirten Buchſtaben auf dem Titel ſind eben ſo mannichfaltig als geſchmackvoll. Rec. ſieht dem zweyten Hefte mit Verlangen entgegen. —

Vor allen ſind es aber die Vorſchriften von Hn. *Schindler*, welche auf eine ehrenvolle Auszeichnung Anſprüche zu machen haben. Die Schrift, im Deutſchen wie im Lateiniſchen, iſt durchaus einfach und ſchön, und das ganze Syſtem der Züge auf richtige Grundſätze gebaut. Die deutſche Schrift hat Ernſt und Würde, ohne ſteif zu ſeyn; ein Mangel der lateiniſchen Schrift iſt die Magerkeit der Hauptſtriche. Da der Vf. das Ganze unter ſeiner Aufſicht genau nach ſeinen Federzügen hat ſtechen laſſen (von Hn. *Martin* in Leipzig): ſo ſind die Schwingungen und Verzierungen, welche ſich mit dem ſcharfen Stichel auf dem harten Kupfer ſo leicht hervorbringen, aber mit der Feder durchaus nicht nachahmen laſſen, weggeblieben, und dadurch der Kupferſtich einer Handſchrift durchaus ähnlich geworden. Die in dem Neuen leipziger Schreibebuche gegebenen Currentvorſchriften werden auch, einzeln auf Pappe gezogen, von dem Vf. verkauft.

F.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

PHILOSOPHIE.

Hamburg, b. Hoffmann: *Über die höhere religiöse Überzeugung.* Ein Beytrag zur Geschichte der Menschheit von *Johann Christian August Grohmann*, Prof. am Gymnas. zu Hamburg. 1811. XIX u. 148 S. 8. (15 gr.)

Diese Schrift enthält einen unerwarteten Versuch, den Offenbarungsbegriff philosophisch (wiewohl nicht ohne stillschweigende apologetische Hinsicht auf das Christenthum) zu bestimmen, und verdient schon als geschichtliche Merkwürdigkeit einer genaueren prüfenden Anzeige. Es ist nicht unbekannt geblieben, dafs der Vf. bereits vor mehreren Jahren zwey verschiedene und einander ganz entgegengesetzte Ansichten von der Offenbarung, eine supernaturalistische in dem Buche: *Kritik der christlichen Offenbarung*, 1798, und eine naturalistische in der Schrift: *Über Offenbarung und Mythologie*, 1799, zu geben versucht hatte. Hier läfst er nun den dritten Versuch folgen, der sich nicht nur von den beiden vorigen, sondern auch von Allem, was je über Offenbarung philosophirt wurde, sehr unterscheidet. Er versteht, wie gewöhnlich, unter der Offenbarung Gottes zunächst und hauptsächlich göttliche Eingebung, jedoch eine Eingebung, welche nicht gewissen Personen, sondern allen Menschen zu Theil wird, und die dessenungeachtet nicht *durch* die Vernunft und deren Gesetz, sondern nur *an* die Vernunft eines *Jeden* geschieht, mithin unmittelbar von Gott an Alle kommt. Das Materiale derselben ist nach seiner Meinung ein reinhimmlisches Samenkorn, das in der menschlichen Vernunft einen Boden findet, der es blofs aufzunehmen, nicht aus sich selbst zu erzeugen, vermag, auf den es aber überall herabfällt. Kurz, Offenbarung im ausnehmenden Sinne ist ihm die göttliche Eingebung der Idee (oder des übervernünftigen positiven Dogma) von der versöhnenden Gnade, in sofern diese mit dem moralischen Gesetze unvereinbar ist. Er pflegt sie fast überall die *freye* Gnade zu nennen; ein Ausdruck, der wegen seiner Vieldeutigkeit zum wissenschaftlichen Gebrauche nicht wohl geeignet seyn dürfte, da mit demselben sowohl eine blofs äussere, als eine innere Freyheit, und im letzteren Falle nicht nur die übervernünftige, sondern auch die unvernünftige oder despotische, und selbst die vernünftige bezeichnet werden kann. Der Glaube an diese innere Offenbarung ist ihm nun die einzige wahre *Vernunft-Religion*, die er, unter dem Namen der *geoffenbarten* oder *höheren*, der *natürlichen*, als dem Glauben an eine dem Sittengesetze gemäfse Vergeltung, der zum Tugendstolz verleite und ohne Trost lasse, entgegensetzt.

Da es nicht gleich in die Augen fällt, wie sich dieser Offenbarungsbegriff bey dem Vf. entwickeln konnte: so müssen wir die Veranlassung und den nächsten Zweck seiner Schrift angeben, welches denn auch zur genaueren Darstellung und Prüfung ihres Geistes dienen kann. Er wurde zu dieser neuen Erörterung, wie aus der Vorrede (S XI) erhellt, durch die Offenbarungstheorie veranlafst, welche die in Leipzig b. Göschen 1808 erschienene Schrift des Gen. Sup. D. *Nitzsch* in Wittenberg: *de revelatione religionis externa eademque publica*, aufstellt und empfiehlt. Hier ist nun Offenbarung, im ausnehmenden Sinne, und als das betrachtet, was der Menschheit eigentlich Noth thut, und was, bey zunehmender weltlicher Cultur, ihr zum dringenden Bedürfnifs werden, übrigens als äufseres Unterpfand der moralischen Güte Gottes gegen die Gefallenen Geist und Herz anzusprechen, und eine religiöse Vereinigung der Menschen zu stiften und zu erhalten geschickt seyn mufs; Offenbarung ist in dieser Schrift die göttliche, wundersame und kräftige Promulgation dessen, was unser Vf. natürliche (seiner Meinnng nach der Menschheit nicht genügende, und der Gnadenverheifsung ermangelnde) Vernunftreligion nennt, eine Promulgation, die durch heilige Geschichte begründet, und durch das perfectible öffentliche Bekenntnifs derselben vollendet, und immerdar fortgesetzt wird, die also, als das äufsere, öffentlich geltende Wort Gottes, bestimmt ist, das zwar überall vorhandene, aber von innen und aufsen gehemmte und durch Weltsinn gemifsdeutete innere Wort zum Heil der Menschheit aufzuwecken und zu beleben. Diese Theorie erhielt, wie es scheint, fast ganz den Beyfall unseres Vfs. Er zieht sie in der Vorrede allen bisherigen in gewissem Betrachte vor, und legt ihr „eine wahrhaft philosophische Richtung" bey, behauptet aber (S. XI u. 102), sie sey auf dem halben Wege stehen geblieben, habe ihr Ziel nicht genug verfolgt, und es nicht völlig erreicht. Er genehmigt also zwar den Gedanken, dafs die äufsere Offenbarung nur zur Aufweckung und Förderung der in jedem Gemüthe keimenden Religiosität bestimmt seyn müsse, sucht aber dieses aufzuregende Innere richtiger und vollständiger darzustellen. So war es denn sein nächster Zweck, jene Theorie zu *vollenden*. Allein anstatt sie zu vollenden, welches nur durch deren zum Theil noch rückstän-

Digitized by Google

dige Anwendung auf den Buchſtaben der bibliſchen Lehre, und durch Vereinigung derſelben mit allen einzelnen dogmatiſchen Reſultaten der hiſtoriſch-grammatiſchen Auslegung geſchehen konnte, und des Vfs. Sache nicht war, hat er ſie, ſo viel an ihm lag, vernichtet. Jene Theorie begründet nämlich die, nachher auch von Anderen erwähnte und gebrauchte, Unterſcheidung des *materialen* und *formalen* Supernaturalismus, indem ſie für den *letzteren*, oder für das Geheimnifsvolle in der Art und Weiſe der äuſseren Offenbarung allen den Raum übrig läſst, den die Natur der Sache oder das ſubjective Bedürfnifs eines Jeden erfodern mag, den *erſteren* aber, mithin neue Geheimniſſe der Religion ſelbſt, auf welche die Vernunft an ſich nicht führen kann, als Anläſſe zur moraliſchen Verfinſterung und Erſchlaffung, entfernt, und ſo für die chriſtliche Offenbarung und deren immer wirkſamere Fortſetzung (oder vollkommeneres öffentliches Bekenntnifs) ein moraliſches Intereſſe auch bey dem gebildeteſten Theile der Menſchheit zu erregen, und dieſem eine ſo theure, aber wenig beachtete, und beym materialen Supernaturalismus wenig einleuchtende Verpflichtung fühlbar zu machen ſucht. Allein dieſer ihr Zweck wird von unſerem Vf. durch ſeine vorgebliche Vollendung vereitelt. Denn die übervernünftige und mit dem Sittengeſetz unvereinbare Eingebung, auf welcher die innere Religioſität beruhen ſoll, muſs nun bey der äuſseren Offenbarung den alten dogmatiſchen Vorſtellungen, welche das Chriſtenthum dem Aufgeklärten zu verleiden pflegen, wiederum die Thür öffnen, wie dieſes auch aus den eigenen Äuſserungen des Vfs. S. 85 ff. gar nicht undeutlich hervorgeht.

Fragt man nun, ob er ſeinen Offenbarungsbegriff gehörig beſtimmt und bewieſen habe: ſo kann Rec. weder das Eine, noch das Andere finden. Schon an der genaueren *Beſtimmung* fehlt es. Er nennt die Offenbarung ein welthiſtoriſches Factum, und verſteht den überall vorhandenen und ſich äuſsernden Gedanken an eine dem Menſchen unentbehrliche, und daher von Gott zu erwartende Sündenvergebung und Begnadigung überhaupt, ignorirt aber den Unterſchied zwiſchen dem ſinnlichen und ſittlichen Verlangen nach dieſer Vergebung: ein Unterſchied, der ihn hätte aufmerkſam machen können, indem freylich bey einem noch bloſs ſinnlichen Verlangen nach Gnade es gleichgültig ſeyn kann, ob dieſe Gnade als vernünftig oder als übervernünftig oder gar als vernunftwidrig zu denken ſey, dieſes aber von einem ächtſittlichen Verlangen ſich nicht erwarten läſst. In ſeinen Eintheilungen des Glaubens oder der Religion (z. B. S. 70, 78) fehlt es ganz an der noch bloſs ſinnlichen Religion, welche dem Kindesalter ſowohl einzelner Menſchen, als ganzer Völker (wie die moſaiſche), angemeſſen, und dazu beſtimmt iſt, die moraliſchen Antriebe allmählich aufzuwecken, und durch dieſe in moraliſche oder höhere Religioſität überzugehen. Bey dieſer erſt angehenden Religioſität wird ſich der Menſch freylich die Sündenvergebung als willkührlich und an das Geſetz ungebunden vorſtellen müſſen, weil er ſich Gott noch nicht in einem moraliſchen, ſondern nur in einem juridiſchen Verhältniſſe, als machthabenden Oberherrn, zu denken, auch überhaupt ſich wenig oder gar nicht über die Natur und die ſichtbare Welt zu erheben vermag. Aber dieſs ignorirt unſer Vf. Was er bald ſinnlich-religiöſen Glauben, bald natürliche Religion nennt (S. 78), iſt, wie oben gedacht worden, ſchon ein Glaube an das moraliſche Verhältniſs Gottes, namentlich an eine moraliſche Vergeltung; dieſen Glauben amalgamirt er mit ſeinem Kinderglauben, wie er denn auch ausdrücklich (S. 60) die praktiſche Vernunft als zur Natur gehörig anſieht, um jene ungebundene Gnade über ſie erheben zu können. So iſt es denn geſchehen, daſs ſein höherer Glaube einen Gegenſtand erhalten hat, der eigentlich dem ſinnlichen angehört, und der dieſer höheren Religion, jener von ihm natürlich genannten gegenüber, ein ſehr dürftiges Anſehen giebt. Doch die Unbeſtimmtheit nebſt allem Hin- und Herwanken abgerechnet, und zugegeben, daſs eine allgemeine Empfänglichkeit der Idee von einer unbegreiflichen, jedoch dem ſittlichen Bedürfniſſe des Menſchen angemeſſenen, und zur Befriedigung deſſelben beſtimmten Gnade gemeint ſey: womit hat der Vf. dieſe Unbegreiflichkeit *bewieſen?* Er hat ſie wirklich nur mit groſser Zuverſicht vorausgeſetzt. Wir finden nichts, was den Schein eines Beweiſes hätte, als die Bemerkung (S. 63), „daſs das Moralgeſetz unmöglich ſelbſt begnadigen kann.“ Dieſs iſt ſehr richtig. Ein gnädiges Geſetz könnte nicht Sittengeſetz ſeyn. Auch muſs dieſes „die unendliche That“ fodern (S. 78). Allein was kann damit hier bewieſen werden? Gehört denn die Gnade für den Geſetzgeber? Und muſs nicht der moraliſche Richter auf das Vermögen des zu richtenden Subjects die genaueſte Rückſicht nehmen? Dem Vf. kann wohl ſein Gewiſſen noch nie einen Vorwurf darüber gemacht haben, daſs ihm die unendliche That fehlt. Und hat gleich der Begriff von einer ſittlich-gnädigen Aufhebung wirklich verdienter Strafen mehrere Schwierigkeiten: ſo laſſen ſich doch dieſe durch genauere Reviſion der Begriffe von Sünde und Strafe wohl überwinden; die Behauptung des Vfs. aber muſs ſogleich als grundlos erſcheinen, wenn die ſittliche Nothwendigkeit der rechtfertigenden Gnade Gottes, deren Unerweislichkeit er als entſchieden vorausſetzt, in ein helleres Licht geſetzt wird. Rec. hat dieſes eben jetzt, auf Veranlaſſung dieſer Schrift, und mit einiger Rückſicht auf ſie, an einem anderen Orte verſucht, und will hier nur noch dieſs hinzuſetzen, daſs, wenn man mit dem Vf. eine doppelte innere Offenbarung Gottes, eine moraliſche oder natürliche durch das Geſetz, und eine höhere oder eigentlich religiöſe durch die Idee der mit dem Geſetze unvereinbaren Gnade, annehmen wollte, die göttliche Leitung der Menſchheit einer ſchlechten Erziehung ähnlich ſeyn würde, welche gemeiniglich auf der einen Seite zu viel fodert, folglich mit ſich ſelbſt im Widerſpruche ſteht. So hat denn die in

Digitized by Google

jener lat. Schrift *de revelatione* aufgeſtellte Offenbarungstheorie hier nichts weniger als ihre Vollendung erhalten. Die Möglichkeit dieſer Vollendung kann aber nicht zweifelhaft ſeyn, wenn man den einfachen Grundſatz beherzigen und einräumen will, daſs die bibliſche Religionslehre, die auf Herz und Leben berechnet ſeyn muſste, keine Beantwortung metaphyſiſcher Schulfragen enthalten, noch zunächſt zu einem Spielwerk für die Schulweisheit beſtimmt ſeyn könne; daſs alſo die Reſultate der ehrwürdigen und nothwendigen hiſtoriſch-grammatiſchen Auslegung nur dann eine wiſſenſchaftliche Theologie zu gewähren vermögen, wenn das ihnen ſtillſchweigend und ohne deutliches Bewuſstſeyn zum Grunde liegende Idealiſche von der Darſtellung, welche Zweck und Umſtände nothwendig erfoderten, geſondert wird.

Übrigens enthält die Schrift des Vfs. noch manche verdienſtliche und tiefeingehende Nebenunterſuchung, wie dieſs von ſeinem bekannten philoſophiſchen Talent nicht anders zu erwarten war; inſonderheit verdient ſeine Claſſification aller verſchiedenen Offenbarungsanſichten (S. 14 ff.), die er auch in eine Tabelle bringt, Aufmerkſamkeit. Rec. muſs indeſs den übrigen minder weſentlichen Inhalt übergehen. Es war ihm hauptſächlich um eine genauere Darſtellung von dem Geiſte dieſer merkwürdigen Schrift und ihrem Verhältniſſe zu jener, die ſie veranlaſst hatte, zu thun.

C. L. N.

THEOLOGIE.

ALTONA, b. Hammerich: *Kritik der geſunden Vernunft über die Schrift:* Aphorismen am Grabe der Theologie, kurz vor Einſenkung der Leiche von einem Gegenprieſter des Glaubens. 1804. 109 S. 8. (10 gr.)

Dem Vf. der Aphorismen, der ſich ſelbſt einen Gegenprieſter des Glaubens nennt, ſind zwey ſeiner Meinungen, *a*) von der immer allgemeiner werdenden Verachtung des geiſtlichen Standes und alles Kirchenweſens, *b*) von der inneren Verächtlichkeit der Bibel ſelbſt, gewiſſe Anzeigen vom erfolgten Tode der Theologie, ſo daſs er dieſe für bereits eingeſargt hält, und an ihrem Grabe das Lied anſtimmt: Nun laſst uns den Leib begraben. Aber der Vf. vorliegender Kritik, der nach S. 41 ein Landprediger iſt, und mit nichten ein Prieſter des Glaubens ſeyn will, zeigt ihm, daſs ſeine Semiotik in der Theorie und Anwendung durchaus nichts tauge, und daſs die für todt Gehaltene nicht einmal eine Scheintodte zu nennen ſey, indem ſie ſich immer noch des Lebens und einer blühenden Geſundheit erfreue. Der Witz, womit obige beide Meinungen angefochten werden, iſt theils von *Shakespeare*, *Horaz*, *Butler*, *Cervantes* u. A. geliehen, theils iſt er ſelbſt gezogenes Gewächs, aber als ſolches nicht überall von gleicher Güte, ſondern mitunter fade und ohne Salz. Auch wird in einem Odem vom Anfang bis zu Ende fortgewitzelt, und nur S. 69 heiſst es: „ich wollt', ich könnte einmal ernſthaft mit dem Gegenprieſter reden. Aber ich kann nicht wohl dazu kommen, weil ſeine abderitiſche Seite immer ſich mir zukehrt, ſo oft ich mit ſeiner Schwarzen anbinden will. Indeſs der Verſuch des ernſthaft Redens läſst ſich machen.“ Und nun folgt ein ſolcher, der dann auch ziemlich gelingt, und zeigt, daſs der Vf. ſeine freyen Momente hat, und nicht immer vom Dämon der Spaſsmacherey beſeſſen wird. Rec. fügt einige Proben von der Art und Kunſt des Kritikers bey. Nachdem er mehrere Seiten durch die Behauptung ſeines Gegners, daſs die Kirchen leer ſtänden, beſpöttelt hat, fragt er ihn (S. 29): „Iſt eine Kirche voll, wenn ein Zuhörer da iſt? *Du.* Nein. *Ich.* Wenn zwey da ſind? *Du.* Nein. *Ich.* Wenn zwanzig? *Du.* Nein. *Ich.* Wenn 60? *Du.* Nein. *Ich.* Wenn 99? *Du.* Nein. *Ich.* Wenn 100? *Du.* (beſinnſt dich) Ja! *Ich.* Folglich macht nur *Einer* eine volle Kirche aus, nämlich der Hundertſte, da nach deiner Ausſage 99 noch keine volle Kirche machten. S. 37. Du nennſt dich auf dem Titel deiner Schrift Gegenprieſter des Glaubens. Für oder gegen, Prieſter iſt Prieſter! Kannſt du dieſs nicht begreifen? Siehe ein, welche Mühe du mir machſt! Hier iſt eine Inſtanz. Vor Gericht ſteht ein Delinquent, bey ihm ſtehen ſeine Ankläger und Vertheidiger. Beide, der *accuſator* ſowohl als der *defenſor*, heiſsen Advocaten; folglich wenn du als *accuſator* der Theologie dich Gegenprieſter ſelbſt nennſt, und wir, *defenſores* derſelben, in deinen Augen Fürprieſter ſeyn ſollen: ſo wären du und wir ja Collegen? — — Davor bewahre uns der liebe Gott! Apage! Wiſſe, liebes Kind, da du dich einen Gegenprieſter *des Glaubens* nennſt: ſo kannſt du nie ein College irgend eines geiſtigen Weſens, nie der Fürſprecher irgend eines Weſens werden; dieſs iſt ſo deutlich, daſs, da keines derſelben ohne Glauben exiſtiren kann, und demnach Jacob. 2, 17 ſelbſt Teufel glauben, du nicht einmal *advocatus diaboli* zu werden vermöchteſt.“ S. 80. Bey Gelegenheit des Anſtoſses, welchen der Aphorismenſchreiber an den Obſcönitäten in der Bibel nimmt, ſagt der Vf.. Er (der Aphoriſticus) haſst, wie ich vermuthe, bloſs *aus Keuſchheit* die Wahrheit, weil dieſe Göttin beſtändig *nackt* dargeſtellt wird? Und ſo wird durchgängig der Gegner mit der tiefſten Verachtung behandelt, doch aber auch für wichtiger genommen, als er iſt, indem ſich der Vf. Mühe giebt, alle ſeine Einwürfe von Grund aus zu widerlegen, wo denn Vieles vorkömmt, z. B. die Löſung mancher ſcheinbarer Widerſprüche in der Bibel, die Darſtellung des Heimſuchens der Sünden der Väter an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied, u. dergl., welches eines beſſeren Orts und einer beſſeren Gelegenheit werth geweſen wäre.

D. d.

GÖTTINGEN, b. Röwer: *Verſuch einer vollſtändigen Einleitung in das Evangelium des Johannes* von *J. A. L. Wegſcheider*, Dr. und Prof. der

Theologie und Philoſ. zu Rinteln (jetzt zu Halle). 1806. 338 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Das Verdienſt dieſer Schrift beſteht darin, daſs ſo ziemlich Alles, was vorher über das Evangelium Johannis überhaupt geſchrieben war, darin angezeigt, ausgezogen, zuſammengeſtellt, verglichen, und mit Einſicht und Beſcheidenheit beurtheilt iſt. Seit *Lampe's* Einleitung in ſeinem Commentar war in der That nichts Ähnliches geſchrieben worden, und die vorliegende Einleitung, obgleich minder aus den urſprünglichen Quellen ſelbſt abgeleitet, umfaſst doch mehr und erſetzt zugleich, was bey dem Vorgänger nicht mehr brauchbar war. Die Gegenſtände ſind. Leben und Charakter des Johannes, Authentie, Kanonicität, Integrität, Ort und Zeit der Abfaſſung, Zweck, Urſprache ſeines Evangeliums, ſchriftſtelleriſcher Charakter des Evangeliſten überhaupt; ein raiſonnirendes Verzeichniſs der wichtigſten älteren und neueren Erklärungsſchriften über das Evangelium macht den Beſchluſs. Beſonders ſchätzbar iſt, daſs der Vf. alle Gründe für und wider die Ächtheit des Evangeliums zuſammengeſtellt, und mit einer unparteyiſchen Kritik beleuchtet, und die Ächtheit ſelbſt ſiegreich gerettet hat. Die Unterſuchung muſs zwar, ſo wie in allen Stücken, alſo auch in Beziehung auf die bibliſchen Bücher frey bleiben und ſich willkührliche Feſſeln weder ſelbſt anlegen noch von Anderen anlegen laſſen. Aber wenn doch offenbar hervorgeht, daſs die Authentie und der Werth heiliger Bücher nicht aus inneren und äuſseren Gründen, ſondern um etwas Neues zu ſagen, um Aufſehen zu machen, um dem Geiſte der Zeit zu fröhnen, aus Geringſchätzung des Heiligen, der Stimme der Tradition und den redendſten inneren Spuren zuwider, angegriffen und beſtritten wird; wenn dieſs ſelbſt herrſchender Ton zu werden beginnt: ſo muſs den Freund ächter Kritik, der Religion, des Chriſtenthums und der Kirche jede Bemühung zum entgegengeſetzten Zwecke deſto mehr freuen. Seit dieſer Einleitung, und zwar vier Jahre nachher, haben wir eine neue in *Eichhorns* Einleitung in das N. T. II. Bd. erhalten. In weſentlichen Puncten ſtimmen beide Vff. überein. Doch kann die eichhorniſche auch in gewiſſen Stücken zur Prüfung, Berichtigung und Erweiterung der früheren dienen. Dieſe wird übrigens keineswegs dadurch entbehrlich, ſie enthält Manches mehr und anders, als die ſpäter herausgekommene, welche auch mehrmals nur auf ſie zurückverweiſt.

T. D.

KLEINE SCHRIFTEN.

Theologie. *Wittenberg*, b. Gräſsler: *De gratiae Dei juſtificanti: neceſſitate morali.* Prol. I. — — auctore *Car. Ludov. Nitzſch*, Theol. P. O. etc. 1812. 24 S. 4. Wäre die rechtfertigende Gnade Gottes, — dieſs iſt der Hauptinhalt dieſer, von Hn. Gen. Super. D. *Nitzſch* in Wittenberg als akademiſches Weihnachtsprogramm herausgegebenen Schrift, — unbegreiflich und aus dem Sittengeſetze nicht erklärbar: ſo würde die Heiligkeit dieſes Geſetzes durch die Religion ſelbſt, und gerade da *verdunkelt*, wo dieſe das Herz zunächſt anſprechen und ergreifen muſs, eben daher aber in dieſem Falle einen der wahren Tugend ungünſtigen Totaleindruck machen müſste. Da dieſs der ſittlichen Bildung des Menſchen, mithin dem Hauptzwecke der Gottheit, entgegen ſeyn würde: ſo darf es nicht angenommen werden. Aber die Unbegreiflichkeit jener Gnade iſt auch gar nicht erweislich. Der vorgebliche Widerſpruch, in welchem ſie mit der Heiligkeit und Gerechtigkeit ſtehen ſoll, verſchwindet, ſobald man erwägt, daſs der Werth ſowohl, als die Schuld des Menſchen, vernünftiger Weiſe nur nach der Beſchaffenheit ſeines Willens beurtheilt, und ein unendlicher Werth oder eine unendliche Verſchuldung, deren er an ſich, bey ſeiner Beſchränktheit, gleich unfähig iſt, nur mittelſt einer richterlichen Zurechnung, nachdem der Wille gut oder böſe iſt, ihm beygelegt werden könne. Dieſe Zurechnung iſt indeſſen dem Sittengeſetze gemäſs. Denn wäre der gute Wille nicht beſchränkt: ſo würde er in Heiligkeit übergehen; und wäre es der böſe Wille nicht auch: ſo würde er die ihm hinderlichen heiligen Antriebe ganz unterdrücken, mithin zur unheilbaren Bosheit werden. Hieraus folgt nun ſogleich, daſs die Rechtfertigung des Unvollkommenen, der nach beſtem Vermögen der Vollkommenheit des Urbildes der gottgefälligen Menſchheit, als des ewig geliebten Sohnes Gottes, nachſtrebe, der Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes nicht entgegen ſeyn könne. Es würde ungerecht ſeyn, mehr von ihm zu fodern, als er wirklich vermag; und ſo kann die Güte ihm das zurechnen, wonach er mit Ernſt ſtrebt. Aber dieſs gilt auch von der Begnadigung des Schuldigen, ſobald er ſich bekehrt, mithin bereit iſt, um des Guten willen Alles zu dulden. Denn nun kann die Zurechnung einer unendlichen Verſchuldung nicht mehr Statt finden. Es bleibt nur ſeine Verſchuldung an ſich, oder ſofern ſie endlich iſt, und durch endliche Schmerzen gebüſst werden kann, übrig. Dieſe Schmerzen aber ſind, in einer moraliſchen Ordnung der Dinge, mit der Sinnesänderung und Heiligung ganz in eben dem Maſse, in welchem ſie verdient waren, verbunden. Durch ſie geſchieht alſo der Gerechtigkeit, welche hier (als moraliſche Gerechtigkeit) ein Mehreres nicht fodern kann, völlige Genüge; und es iſt die Güte ſelbſt, welche ihr dieſe Genugthuung zuwendet, indem ſie dem Bekehrten jene verdienten Schmerzen (Strafen) nun als wohlthätige Schmerzen (Züchtigungen) auflegt, folglich auf eine mit der Gerechtigkeit völlig einſtimmige Weiſe ſich äuſsert. Sie kann dem Menſchen das, was er vermöge der moraliſchen Sinnesänderung erdulden will, der Gerechtigkeit unbeſchadet, als ſchon wirklich erduldet in jedem Augenblick zurechnen: woraus denn die religiöſe Beruhigung der Bekehrten völlig erklärbar wird. — Man ſieht, daſs die Widerlegung jener Einwürfe auf genauerer Beſtimmung der Begriffe von menſchlicher Sünde, von Strafe und von Vergebung beruht, und daſs dieſe philoſophirende Abhandlung den Zweck hat, in eine eben ſo wichtige als bisher dunkele Hauptlehre der Religion neues Licht zu bringen. Eine exegetiſche Behandlung eben derſelben Materie ſoll nachfolgen. Die nächſte Veranlaſſung hatte dem Vf. eine Schrift des Prof. *Grohmann* in Hamburg gegeben (*Über die höhere religiöſe Überzeugung.* Hamburg 1811. 8.), in welcher die Unbegreiflichkeit der verſöhnenden Gnade Gottes als unzweifelhaft gewiſs vorausgeſetzt war.

R. R. E.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

LITERATURGESCHICHTE.

WITTENBERG, b. Zimmermann: *Lebensbeſchreibungen und literariſche Nachrichten von den wittenbergſchen Theologen ſeit der Stiftung der Univerſität 1502, bis zur dritten hundertjährlichen Säcularfeyer 1802*; aus den Matrikeln und anderen glaubwürdigen Urkunden. Ein Beytrag zur kurſächſ. Reformations- und Kirchen-Geſchichte von M. *Johann Chriſtoph Erdmann*, Archidiac. an der Pfarrkirche. 1804. 220 S. 4.

Dieſes mit dem mühſamſten Fleiſse bearbeitete ſehr ſchätzbare Werk enthält einen wichtigen Beytrag zur Erläuterung der wittenbergiſchen akademiſchen, und überhaupt der allgemeinen deutſchen Literargeſchichte. Zwar haben ſchon *Bismarc* in *Vita praecipuor. Theologorum* und *Balthaſ. Menz* in *Elog. praecipuor. Doctorum* (Witeb. 1606. 8) dieſen Gegenſtand abgehandelt, und man kann nicht leugnen, daſs die von ihnen gelieferten Biographieen zum Theil ſehr ausführlich ſind; allein ſie verbreiten ſich nur über die vorzüglichſten Lehrer, die bis zu Ende des 16 Jahrhunderts lebten, mit Ausſchluſs aller anderen weniger berühmten Männer, und ihre Schriften ſind überhaupt ſo ſelten, daſs man ſie in vielen Bibliotheken vergeblich ſucht. Andere biographiſche Nachrichten, z. B. vor den *Conſiliis Theol. Witeberg.* (Francof. 1665. f.) und in *Deutſchmanns* Disp. *de perpetuo Chriſtianorum Jubilaeo* (Witeb. 1667. 4) verdienen kaum bemerkt zu werden, weil ſie nur in einem ſehr unvollſtändigen Verzeichniſſe beſtehen. Im vorliegenden Werke werden die ſämmtlichen theologiſchen Lehrer von *Johann Staupitz* bis *Joh. Fried. Schleusner* beſchrieben. Der Vf. bediente ſich nicht nur der bekannten literariſchen Hülfsmittel, ſondern machte auch Gebrauch von handſchriftlichen Nachrichten aus dem Univerſitätsarchiv, und ward dadurch in den Stand geſetzt, die in Jöcher und Anderen vorkommenden Fehler zu verbeſſern. Durch einen ſorgfältigen Gebrauch dieſer Mittel haben ſelbſt die Lebensbeſchreibungen allgemein bekannter Männer, Luthers, Melanthons u. A., an Intereſſe gewonnen. Von den Schriften der theol. Lehrer ſind nach einer zweckmäſsigen Auswahl nur die vorzüglichſten bemerkt, und die Werke, in welchen eine vollſtändigere Anzeige zu finden iſt, allenthalben nachgewieſen worden. Die craſſe Orthodoxie und Verketzerungsſucht der ehemaligen wittenbergiſchen Theologen finden an dem Vf. keinen Vertheidiger, vielmehr miſsbilligt er ſie bey jeder Gelegenheit, beſonders im Leben Deutſchmanns S. 93 f., und verſchweigt es nicht, daſs der Feuereifer der wittenbergiſchen Zionswächter Calovs u. A. den Kurfürſten von Brandenburg (ſo muſs es S. 90 heiſsen) veranlaſst habe, im J. 1662 ſeinen, der Theologie ſich widmenden Landeskindern den Beſuch der Univerſität zu unterſagen. Doch iſt er übrigens ſehr billig und ſchonend im Urtheilen, und vertheidigt mehrere verdiente Männer, vorzüglich *Valent. Ernſt Löſcher* und *Carl Gottlob Hofmann* wider unverdiente Vorwürfe. Er beſchlieſst ſein Werk S. 208 ff. mit ſehr lehrreichen Bemerkungen über die ehemaligen theologiſchen Grade, Promotionsfeyerlichkeiten und Koſten, die für das Doctorat mit allen vorhergehenden Graden, nach einem Aufſatze von Luther, 41 fl. 7 gr. betrugen; über die veraltete akademiſche Terminologie: *Veſperiae, Emancipator, aula doctoralis, Galli*, worüber aus den Statuten der pariſer und wiener Univerſität, und aus der wittenberg. theolog. Matrikel ſehr befriedigende Aufklärung mitgetheilt wird. — Da der Vf. mit der rühmlichſten Sorgfalt bey ſeinen literariſchen Arbeiten die möglichſte Vollſtändigkeit zu erreichen ſtrebt, wie die bisher von ihm herausgegebenen Schriften und zahlreichen Nachträge im gegenwärtigen Werke S. 165 — 204 bezeugen: ſo will Rec., der ſeit mehreren Jahren an einer ausführlichen Gelehrtengeſchichte der ſächſiſchen Univerſitäten gearbeitet hat, durch einige, zum Theil aus ungedruckten Nachrichten entlehnte Zuſätze, den S. 2 geäuſſerten Wunſch zu erfüllen ſuchen. — *Johann von Staupitz* war Anfangs Prior des Auguſtinerkloſters in Tübingen, ward daſ. 1500 Doct. der Theol., und 1502 Provincialvicar ſeines Ordens. Dieſes Amt überlieſs er 1520 den unten vorkommenden Wencesl. Linck. Weil er als Vicar immer herumreiſen und die Klöſter viſitiren muſste: ſo konnte er ſich ſelten in Wittenberg aufhalten. Kurfürſt Friedrich der Weiſe wollte ihm zur biſchöflichen Würde verhelfen, aber Luther widerrieth es in einem Briefe von 1516, „*quod in ſpiritualibus nimis eſſet coecus.*“ Seine Schriften aſcetiſchen und myſtiſchen Inhalts ſind auſser den von Arnd herausgegebenen in der Originalausgabe ſehr ſelten. — S. 5. *Martin Polich* verlieſs Leipzig auch wegen einer Streitigkeit mit dem bekannten Conrad Wimpina. Unter ſeinen Schriften verdienen beſonders *Anatomia Mundini emendata*, Lipſ. 1493. 4, bemerkt zu werden. (Panzer. Annal. typogr. I. p. 480). *S. Friedr. Borners Comment. de vita et meritis Polichii.* — S. 7 *Trutfetter*, ein eifriger Scholaſtiker, ſt. zu Erfurt 1519, Luthers Lehrer in Eiſenach, und zuletzt, ſobald dieſer die ſcholaſtiſche Theologie zu beſtürmen begann,

Digitized by Google

ſein unverſöhnlichſter Feind. Bey der Nachricht von ſeinem Tode ſchrieb Luther in einem Briefe: „*Timeo, et me cauſam acceleratae ſuae mortis fuiſſe, tantum aegritudinis fuit animo ejus ex meis, ut dicitur, prophanationibus cet.*“ S. Eckhards Pr. von Jodoc. Trutfetter. Eiſenach 1791. 4. — *Paul Carnificis*, eines Fleiſchhauers Sohn (ſo nannten ſich damals mehrere Gelehrte nach dem Gewerbe ihres Vaters: Sartoris, ſutoris, tinctoris, torneatoris), erhielt als Franciſcaner zu Leipzig 1491 die theol. Doctorwürde in Erfurt. — S. 8. *Nicolaus Fabri*, war Anfangs Lector der Philoſ. in Leipzig, und gab daſ. 1499 *Nic. Beroaldi Comment. in ſeptem ſapientum ſententias* bey Jac. Thanner in Druck. — S. 9. Nach Wolfg. Oſtermeyer aus München iſt *Alexand. Schwennig* einzuſchalten. Er war ein Minorit, ſeit 1509 Doctor in Wittenberg, und präſidirte im folgenden Jahre bey des nachmaligen Prof. Fontanus Baccal. Disp. — Von *Wencesl. Linck* S. 9 giebt auch *Will* im nürnberger Gel. Lexic. II. S. 445 — 453 ausführliche Nachricht. Sein vorzüglichſtes, jetzt ſehr ſeltenes Werk ſind die Annotationen über die Bücher des A. Teſt. 3 Theile Straſsb. 1545. 4. Die S. 11 als eine beſondere Schrift bemerkten *Scholia in libr. Moſis* machen den erſten Theil dieſes Werkes aus. — Daſs *Carlſtadt* die rotenburg. Unruhen erregt habe, was man bisher mit Scheingründen zu widerlegen ſuchte, iſt aus dem gleichzeitigen Aufſatze des würzburg. Secret. *Fries*, in Stumpfs Denkwürdigkeiten, Heft 2 von 1802, völlig entſchieden. In Jena errichtete er zu Anfange des Jahres 1524 eine Buchdruckerey — ein Umſtand, der bisher ganz unbekannt war. Luther ſuchte es bey dem Kanzler Pontanus dahin zu bringen, daſs er ſeine Schriften vor dem Abdruck an den Hof zur Beurtheilung einſchicken ſollte. Man ſieht hier, und aus dem ganz ähnlichen Verfahren wider Thomas Münzer, daſs Luther auch durch Cenſurbedrückungen für ſeinen Plan zu wirken ſuchte. Die fabelhaften Erzählungen von Carlſtadts Tode widerlegt Luthers Brief an Jacob Probſt: „*Carlſtadius peſte interiit, peſtis ipſe eccleſiae Baſilienſis.*“ Die letzten Worte ſind wider die Wahrheit. Carlſtadt war einer der verdienteſten Lehrer in Baſel. „*Non eſt talis,*“ ſchreibt Bullinger, *qualem pinxit Lutherus.* — S. 19. *Wenceslaus Stockheim* und *Andr. Hofrichter* waren nicht aus Orleans. Dieſen Geburtsort dichtete Suevus, da er aus Unbekanntſchaft mit dem Ductus der alten Handſchriften, für *Auguſtinianus*, Aurelianus drucken lieſs: „*Andr. Hoffrichter Aurelianus, praeſ. Wenceslao, itidem Aureliano, Witemb. Conventus Priore.*“ Der als Präſes angegebene *Wencesl.* war nicht *Stockheim*, welcher als Baccal. ſentent. bey einem formato nicht präſidiren durfte, ſondern *Wencesl. Linck.* Die Worte alſo bey unſerem Vf. S. 20: *Conventus paſtor*, ſollen eigentlich *Conventus Prior* heiſsen. Hofrichters Geburtsort war nach dem Catal. Promot. S. 161 Munerſtadt. *Stockheim*, und der auf ihn folgende *Simon Heins*, gehören nicht in dieſes Verzeichniſs. — S. 21. *Johann Dolz*, aus Feldkirch, lehrte Anfangs 12 J. zu Wittenberg Phyſik nach dem Ariſtoteles, ſtarb, nach Spalatins Annalen, im Jul. 1523. Er hat noch einige Jahre früher, als Luther, einen, jetzt äuſserſt ſeltenen, deutſchen Katechismus geſchrieben. Der weiter unten bemerkte Joh. Dolscius aus Plauen, iſt ein Anderer dieſes Namens. — S. 22. *Petrus Fontanus*, aus Pirna, Guardian des Minoritenkloſters in Wittenberg, ward 1520 Provincial der Franciſcaner in Sachſen, verlieſs aber bald darauf den Orden, und bekannte ſich in Breslau zur evangeliſchen Lehre. Auf eben dieſer Seite verdient *Fronc. Lambertus*, aus Avignon, nachmal. Prof. zu Marburg, noch angemerkt zu werden. Er lehrte 1523 zu Wittenberg; mit welchem Erfolg, zeugt ſein Bittſchreiben an den Kurfürſten um Gehaltszulage: „*Noviſſime Lucae evangelion ſex menſibus interpretatus ſum, et ab omnibus ſimul, qui me audierunt, 15 tantum groſſos accepi.*“ Die über den Hoſeas, Lucas und Hohelied gehaltenen Vorleſungen ſind zu Straſsburg 1525 in Druck erſchienen. — *Melanthon*, wie der Vf. richtig ſchreibt, denn ſo ſchrieb er ſich ſeit ungefähr 1540 in allen ſeinen Schriften und Briefen, war eigentlich nicht Prof. der Theologie, und konnte es nicht ſeyn, da er keinen höheren Grad als das bibliſche Baccalaureat erhalten hatte. Das philoſophiſche Decanat hat er noch 1548, das theologiſche aber nie verwaltet, ob er gleich nach Luthers Tode bey allen theologiſchen Disp. präſidirte. Da ſein Lehramt der griech. Sprache 1528 dem nachmal. ſächſ. Kanzler Franz Burkhard und 1537 dem bekannten Vitus Ortel von Winsheim überlaſſen ward: ſo kann man annehmen, daſs er Prof. primar. und der Akademie Director war. Dieſs ſcheint die Rectormatrikel von 1560 zu beſtätigen, wo er „*gubernator ſtudiorum et diſciplinae in hac academia*“ genannt wird. Die von ihm gehaltenen philoſophiſchen Vorleſungen wurden nach ſeinem Tode unter mehrere Profeſſoren vertheilet. — S. 32. *Georg Major* übernahm nicht 1536, ſondern 1551 an Spangenbergs Stelle die Aufſicht über die mansfeld. Kirchen, ward aber im folgenden Jahre von Graf Albrecht von Mansfeld entlaſſen, weil er paradoxe Meinungen auf der Kanzel vorgetragen haben ſollte, und ging nach Wittenberg zurück. — S. 40. *Friedr. Widebram*, bekannt durch eine poetiſche Überſetzung der Pſalmen (Straſsb. 1572) und mehrere Gedichte, war ſchon als 21 jähriger Jüngling des Lobſpruchs würdig, den ihm Melanthon ertheilt: „*Scribit eleganter carmen et ſolutam orationem, et eſt vir honeſtus, placidiſſima natura, excellens muſicus, eruditus etiam in omni philoſophia.* — S. 45. Von *Joh. Schütze* ſtehen verſchiedene theol. Bedenken in Bidenbachs Sammlung, z. B.: Ob wandelnde Geiſter in der Irre umgehen? Die ihm beygelegte Schrift: 50 Urſachen, warum die Calviniſten zu meiden ſind (Eisleb. 1579. 8) hat einen anderen Schütz, Prof. zu Rieſtädt in Thüringen, zum Verfaſſer. — S. 59. *Samuel Hubers* ungeſtümen Charakter ſchildert Dav. Rungius mit wenig Worten treffend, in einem Briefe von 1597: „*Nihil in illo ingenio moderati eſt, ſed omnia militaria, planeque ſpiritum illum gladiatorium, Helvetiis proprium redolentia.* Er war nämlich ein geborner Schweizer. Daſs der Adminiſtrat. Friedrich Wilhelm 14000 fl. auf ſeine Beſſerung verwendet habe, verſichert Ge. Mylius in einem handſchriftlichen Aufſatze. — S. 75. *Balthaſar Meisner* war, wie ſeine

Digitized by Google

Vorgänger Hutter und Balduin, eine Geiſſel der Reformirten. Der im Jahre 1614 erfolgte Übergang des Kurfürſten Joh. Siegismund zu Brandenburg zur reformirten Confeſſion weckte den Eifer der wittenbergiſchen Theologen. Meisner regte ſich zuerſt. Er ſchrieb noch in dieſem Jahre eine Abhandlung: *de Calvinismo fugiendo, ob principium ejus ingertum, quod eſt rationis ſpeculatio*, und befehdete die Reformirten in ſeiner vormals ſehr geſchätzten *Philoſophia ſobria*, von welcher ein Prof. der Theol. in Leiden das Urtheil fällte: *Sobria quidem, ſed odio et acerbitate in Reformatos ad ſummum usque gradum ebria.* — S. 88. *Abrah. Calov* iſt höchſt wahrſcheinlich Erfinder der ehemaligen geſchmackloſen Jahrgänge in Predigten. Sein Anſehn trug viel dazu bey, daſs ſich dieſe Methode durch ſeine Schüler ſo allgemein verbreitete. Sein ausgebreiteter Ruf, in dem er ſtand, machte ihn ſtolz. Er lieſs es geſchehen, daſs man ihm auf dem Titel einer unter ſeinem Vorſitz 1683 vertheidigten Disp. *de Luthero ante Lutherum*, die Ehrentitel beylegte: *Doctor Theologiae incomparabilis, de genuina Chriſti eccleſia meritiſſimus — — circuli Elect. Sax. Superint. general. eminentiſſimus, Doctorum Theologiae presbyter intra et extra Germaniam famigeratiſſimus.* Man hat hieraus ſchlieſsen wollen, er habe ſich im gewöhnlichen Umgange *Eminenz* nennen laſſen. Im folgenden Jahre ſchrieb er ſich: Aller Doctoren und Profeſſ. der Theol. Augsburg. Confeſſion in und auſser dem heil. Röm. Reiche Senior. Daſs ſeine *Hiſtoria ſyncretiſtica* von 1682 auf kurfürſtl. Befehl confiſciret ward, war für ihn die empfindlichſte Demüthigung. — S. 101. Von *Neumanns Theologia aphoriſtica* beſorgte Weikhmann 1763 die 4. Auflage. Das Buch würde ſich nicht ſo lange im Anſehen erhalten haben, wenn nicht Erneſti darüber geleſen hätte. — S. 118. Die kleineren hiſtor. und chronolog. Schriften des zu ſeinen Zeiten berühmten *Joh. Wilh. Janus* gab Kloz zu Halle 1769 mit dem Leben des Vf. in Druck. — Dieſer Zuſätze ungeachtet, die, wenn es der Raum geſtattete, leicht vermehrt werden könnten, verdient die Schrift des Vfs., *Grohmann's* Annalen mit allem Recht an die Seite geſetzt zu werden.

J. F. K.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. 1) *Leipzig*, b. Fleiſcher d. J.: *Ein Wort der Ermunterung an chriſtliche Religionslehrer*, in einer — bey der Inveſtitur des Stift-meiſniſchen Superintendentens und Conſiſtorial-Aſſeſſors zu Wurzen, Hn. M. *Chr. Ant. Aug. Fiedler*, d. 30 May 1808 vor dem Altar der Stiftskirche zu Wurzen gehaltenen Rede, geſprochen von D. *Joh. Georg Roſenmüller*, des Hochſtifts Meiſsen Senior und Cantor, Prof. Primar. der Theol. u. Sup. zu Leipzig. 1808. 38 S. gr. 8. (3 gr.)

2) *Leipzig*, b. Beygang: *Predigt am dritten Sonntage des Advents, den 11 Dec. 1808 in der Univerſitätskirche zu Leipzig* gehalten von Dr. *F. V. Reinhard*, königl. ſächſ. Oberhofprediger und Kirchenrathe. 32 S. gr. 8.

3) *Leipzig*, in M. Schömanns Dispuations-Händl.: *Predigt am erſten Januar des Jahres 1809, bey der Einweihung der wiederhergeſtellten Thomaskirche zu Leipzig* gehalten von D. *J. G. Roſenmüller*, Superint. 29 S. gr. 8.

Nr. 1. Ein kräftiges, väterliches Wort *über die Pflichten eines Religionslehrers in unſeren Zeiten*, bey den vielen gerechten Klagen über immer höher ſteigende Gleichgültigkeit gegen Religion und Cultus, über immer mehr ſich verbreitende Sittenloſigkeit etc. Nachdem auch dieſer würdige Greis es hier laut geſagt hat, was durchaus nicht geleugnet werden kann, daſs viele Prediger im gutgemeinten, aber nicht immer mit Beſonnenheit geäuſserten Eifer über Kirchenbeſuch, Abendmahlsgenuſs u. ſ. w., als *opus operatum*, zu der Lauigkeit und Gleichgültigkeit dagegen viel beygetragen haben (wir rufen hier ins Gedächtniſs zurück, daſs ſchon Zollikofer bey *ſeinem* Publicum es nöthig fand, eine Reihe Predigten zu halten, *Warnungen vor dem Mifsbrauche der reinen Religionserkenntniſs*), ſpricht er, zu ſeinem eigentlichen Thema übergehend: „Es würde zu nichts helfen, wenn wir mit feiger Muthloſigkeit unſere Zeiten nur bloſs beklagen, nur über das Verderben — — unthätig ſeufzen wollten. Durch bloſse Klagen und Seufzer wird kein Übel gehoben. Mit Muth und Standhaftigkeit müſſen Alle, die den beſonderen Beruf dazu haben, insbeſondere chriſtliche Lehrer, dem Verderben entgegen arbeiten. Dieſs wird aber nicht möglich ſeyn, wenn ſie ihren Zuhörern die Religion nicht in ihrem rechten Lichte darſtellen, wenn ſie die Lehren derſelben ohne Leben, ohne Geiſt, ohne Zuſammenhang, ohne Gefühl und auf eine ſolche Art vortragen, daſs die aufmerkſamſten Zuhörer nie recht lernen können, was ihre Religion eigentlich iſt, und wie ſie die Wahrheiten derſelben zu ihrer Beſſerung und Beruhigung anwenden ſollen. (In einer Note warnt er Prediger vor einem gewiſſen philoſophiſchen Galimathias und vor dem neuen Myſticismus, welcher jetzt Beyfall findet. „Man kann, ſagt er mit vollem Rechte, ſich wahrhaftig keinen vortheilhaften Begriff von dem Verſtande eines Predigers machen, der nicht einmal überlegt, zu wem und in welcher Abſicht er ſpricht. Dabey wird auf einen Aufſatz in *Schuderoffs* ſo ſtark angetaſtetem und doch ſo leſenswerthem Journal für Veredelung des Prediger- und Schullehrer-Standes, 5 Jahrg. 1 Bd. 1 Stück: *Über Religion als Poeſie*, hingewieſen. Wir erlauben uns bey dieſer Gelegenheit eine Rüge ähnlicher Art. Religionslehrer klagen jetzt oft und ſtark über geſunkene Religioſität und Moralität: Aber nicht bloſs durch jenen philoſophiſchen Galimathias und den Myſticismus, durch den Manche Religion in Poeſie, oder beſſer in einen leeren Klingklang verwandeln, ſondern überhaupt durch eine unweiſe Neuerungsſucht, durchs Einmiſchen ganz fremdartiger Gegenſtände in die Religion und vorzüglich durch ein mit der Würde ihrer Sache und ihres Standes ſich durchaus nicht vertragendes Benehmen, auffallende Kleidung, ein ſich der Welt unbeſonnenes leichtſinniges Gleichſtellen, durch ein — wir wollen hier das geringſte Wort wählen — zu liberales äuſseres Leben, ſind Viele ſehr viel Schuld an allen den Übeln, über die ſie — manche vielleicht, ohne daſs es ihnen mit dieſer Klage ein Ernſt ſeyn mag — öffentlich klagen. Ein Specialſuperintendent gab neulich zweyen Landſchullehrern als Probekatechiſationen, mit den Schulkindern zu halten, dem einen zum Thema auf: Der Nutzen des Ackerbaues, dem anderen: Die verſchiedenen Monarchieen Europa's!!! Das ſoll Aufklärung beweiſen, durch dieſes Haſchen nach Neuem, Aufſehen erregendem, will man imponiren und ſich bey den Kindern der Welt, die ja immer klüger ſeyn wollen als die Kinder des Lichts, beliebt machen, und macht ſich bey allen Verſtändigen, und die groſse Sache der Religion bey allen Unverſtändigen lächerlich.) Nach 1 Tim. 4. 1, 2 und 12. legt nun der ehrwürdige *Roſenmüller* den Religionslehrern ihre Pflichten mit Nachdruck und Liebe ans Herz, und ſagt, beſonders in einer gehaltreichen Note, wie Strafpredigten zu unſeren Zeiten beſchaffen ſeyn müſſen. Wir empfehlen dieſe wenigen Blätter zur innigſten Beherzigung allen Religionslehrern. Sie zeichnen ſich freylich nicht durch Prunk und Flitter aus; einfach, wie Alles, was dieſer Redner ſagt, aber mit Kraft und Herzlichkeit, iſt dieſes Wort geſprochen, und wahrlich, es iſt ein Wort der Wahrheit und ein Wort zu ſeiner Zeit.

No. 2. Als Mitglied der Commiſſion, zur Reviſion der

Digitized by Google

Universität Leipzig, hielt sich der sel. *Reinhard* einige Wochen in dieser Stadt auf. Er wurde ersucht, einen Vortrag in der Universitätskirche zu halten, und bey fast überfüllter Kirche hielt er, mit grosem ungetheiltem Beyfall, über das gewöhnliche Sonntagsevangelium, einen Vortrag: *Über den Kampf aller wahren Christen wider den verderbten Geist der Zeit.* Dieser Kampf ist ein Kampf wider die vier Hauptübel, die der verderbte Geist der Zeit an sich zu haben pflegt; also ein Kampf *für die Wahrheit wider den Irrthum, für das Recht wider die Gewalt, für die Tugend wider die Selbstsucht, für würdigen Genuss wider die Sinnlichkeit.* Die Gründe, die jeden wahren Christen zu diesem Kampfe verpflichten, sind folgende: a) *Der muthige Kampf wider alles Böse ist der unterscheidende Beruf und die eigentliche Bestimmung aller wahren Christen;* b) *er ist das Ehrenvollste, was wir thun können;* c) *er ist nicht vergeblich;* d) *die Folgen dieses Kampfes sind unermesslich und ewig.* Für die Verehrer der Vorträge Hn. *R's.*, bedarf es unserer Anpreisung dieser tief gedachten und kräftig ausgeführten Predigt nicht. Am Schluss derselben spricht er zu den Lehrern und Studirenden der Universität mit Zartgefühl, aber auch mit edler, würde- und liebevoller Freymüthigkeit. Mit wenigen Worten gedenkt er auch seines ehemaligen akademischen Lehrerlebens, und freut sich der Ehre und des Glücks — Gott dafür preisend — diesem die muntersten Jahre seines Lebens gewidmet zu haben.

No. 3. Die Thomaskirche in Leipzig wurde gleich beym Einmarsch der Franzosen im J. 1806 zu einem Stroh- und Heu-Magazin genommen. Im Sommer und Herbst 1808 wurde sie wieder zur Aufnahme religiöser Versammlungen eingerichtet, und den 1 Jan. 1809 feyerlich eingeweiht. Über Psalm 84, 2. 3 hielt der würdige Hr. *Rosenmüller*, der in der Zwischenzeit in der entfernten Petrikirche seine Vorträge hatte halten müssen, gewiss zu seiner, wie er auch selbst bezeugt, herzlichen Freude diese Einweihungspredigt. Er zeigt darin: *Welche grosse Wohlthat es ist, wenn eine christliche Gemeinde sich in einem Hause des Herrn ungestört zum gemeinschaftlichen Gottesdienste versammeln kann;* a) *weil der gemeinschaftliche Gottesdienst eines der vornehmsten Mittel ist, das Christenthum unter uns und unseren Nachkommen zu erhalten;* und b) *weil zweckmässige Theilnahme an demselben jedem Christen insbesondere das edelste Vergnügen und die seligsten Vortheile gewähren kann.* Alles plan, einfach, eber deutlich und herzlich. Angehängt sind dieser Predigt einige historische Anmerkungen zur Erläuterung mancher Hinweisungen auf geschichtliche Data im Vortrage selbst. J. J.

1) *Dresden* und *Leipzig*, b. Hartknoch: *Predigt am grünen Donnerstage des Jahres* 1806 *gehalten*, und auf Verlangen dem Druck überlassen von D. *Franz Volkmar Reinhard*, kurf. Oberhofpr. und Kirchenr. 31 S. gr. 8. (3 gr.)

2) *Dresden* und *Leipzig*, b. Hartknoch: *Predigt am Feste der Kirchenverbesserung d.* 31 *Oct.* 1809 *zu Dresden gehalten v.* D. *Franz Volkmar Reinhard.* 36 S. gr. 8. (4 gr.)

Die Predigt No. 1., über die Epistel des Tages gehalten, hält Rec. für eine der gelungensten Arbeiten des Vfs. Er zeigt in ihr, dass das Abendmahl des Herrn unserem Geiste gebe — *Sammlung*, wenn sich Alles um uns her *zerstreut*; *Erhebung*, wenn Alles um uns her in Sinnlichkeit versinkt; *Befestigung*, wenn der Unglaube Alles wankend macht; *Erweiterung*, wenn die Selbstsucht alle Herzen verengt; *Beruhigung*, wenn Gewalt uud Ungerechtigkeit auch uns drücken; und *Hoffnung des ewigen Lebens*, wenn die Erde nichts mehr für uns hat, und die sichtbare Welt uns von sich stösst. Gründlich, kräftig und in der schönen gerundeten Sprache, die wir an ihm gewohnt sind, die hier aber noch gewählter und einladender, wie in manchen anderen einer Vorträge, uns zu seyn scheint, mit Benutzung sehr zweckmäsig eingewebter Bibelstellen, hat Hr. *R.* seine Überzeugungen vom Abendmahl des Herrn freymüthig dargelegt: Überzeugungen, die jeder denkende und fühlende Christ mit Vergnügen mit ihm theilt. Dieser Vortrag hatte seine eigenen Schwierigkeiten, aber meisterhaft hat er sie alle überwunden. Besonders wird dadurch einleuchtend, wie vortrefflich der Vf. die Bibel zu gebrauchen versteht. Wie wenige Prediger unserer Zeiten, deren Arbeiten auch nicht zu den alltäglichen gehören, werden ihm hierin gleich kommen! Dieses ist einer der glänzendsten Vorzüge der reinhardischen Predigten, von dem zu wünschen wäre, dass besonders junge Prediger ihn sich anzueignen strebten. — Möchte nur dieses gewichtigte Wort, zu Gunsten einer so ehrwürdigen, wohlthätigen Anstalt, in unserem frivolen Zeitalter, Vielen nicht bloss angenehm das Ohr kitzeln, sondern auch das Herz bewegen! Möchten besonders die Einflusshabenden dadurch erweckt werden, in der Benutzung dieser Anstalt dem grosen Haufen ein gewiss wirksames Beyspiel zu geben! Wenn alle solche Worte bey ihnen vergebens sind; wenn von oben herab nicht ein besserer Geist auch in diesem Stück durch Handlungen sich ausspricht: dann muss Unsittlichkeit und Verderben durchaus überhand nehmen, und was wird dann die Menschheit retten? Braucht es einer Apologie für diese Äuserungen: so hat sie der würdige *R.* im Eingange dieser Predigt gegeben.

In No. 2 über die Worte, Hebr. 13. 7, theilt der würdige Vf.: „*Belehrungen aus der Geschichte der Kirchenverbesserung und dem Sinne und Geist ihrer Urheber*" mit. „Denken wir an sie, die uns das Wort Gottes gesagt, und so unaussprechlich viel ausgerichtet haben, nur mit einiger Überlegung: schauen wir ihren Glauben und ihr Ende mit dem Ernst an, den die Sache fodert: so kommen uns Wahrheiten von der grösten Wichtigkeit entgegen; so dringen sich uns Belehrungen auf, deren Zweckmäsigkeit für unsere Zeit sich unmöglich verkennen lässt. Und welches sind diese Belehrungen? *Fähig zu etwas wahrhaft Grosem macht nur ein lebendiges Gefühl für die Religion.* Ein damit verknüpfter fester Wille vermag Alles, euch das Auserordentlichste. Man muss aber das Gute ganz wollen, und halbe Masregeln verschmähen. Es ist jedoch an sich kein Unglück in unruhigen verhängnisvollen Zeiten zu leben. Wer in solchen Zeiten der guten Sache treu bleibt und für sie wirkt, kann vielmehr des Sieges derselben und seiner eigenen Verherrlichung gewiss seyn."

Diese Belehrungen, aus der Geschichte der Reformation entwickelt, sind ungemein kräftig und mit deutscher Freymüthigkeit uns, den Enkeln jener grosen Männer, ans Herz gelegt. Wenn auf der einen Seite es mit Wehmuth das Herz erfüllen muss, was von unseren versunkenen, sinnlichen, eigennützigen, lasterhaften Zeitgenossen, von der verschwundenen Gewissenhaftigkeit, von der verschwundenen Scheu vor Gott, von dem in Tausenden erstorbenen Gefühl für Religion, hier so ganz wehr und treffend gesagt wird: so muss doch das Muth und Hoffnung auf bessere Zeiten in uns wieder aufregen, dass es uns noch nicht an Männern fehlt, die so etwas frey und stark öffentlich sagen, und deren Rede von Vielen gewiss mit offenem Ohr gehört wird, und um so mehr gehört wird, wenn es Männer wie Hr. *R.* sind, die deutsche Redlichkeit und kräftiges Hinweisen auf das, was Noth ist, so wie ein Johannes, auch an Höfen nicht verlernen. — Möchten diese kraftvollen Worte nicht bloss gehört, sondern euch beherzigt werden. „Denn, wie er sehr richtig sagt, was geschehen soll, was die Pflicht fodert, wenn dem Ganzen und Einzelnen geholfen werden soll, das wissen wir vortrefflich; darüber schwatzen wir mit grosser Geläufigkeit, darüber liefert das emsige Heer unserer Schriftsteller ganze Büchersammlungen. Und doch geschieht *nirgends* was erfoderlich ist; doch bleiben wir überall zurück; doch gerathen Familien und Staaten in Verfall; doch beugen wir uns mit unglaublicher Nothwendigkeit unter jede Laune, unter jeden Eigensinn des — — *Schicksals*! Bey aller unserer Vielwisserey, bey allem Prangen mit schönen Grundsätzen, fehlt es uns en dem, wodurch allein etwas auszurichten ist, an einem *kraftvollen, ernstlichen, festen Willen*!" Ja wohl, daran hat es gefehlt, und fehlt es noch; überall ist Schlaffheit, Kraftlosigkeit, Weichlichkeit, Leichtsinn zu Hause. Es geschieht entweder gar nichts, oder Alles unvollkommen, wobey nichts gewonnen werden, aber wohl Alles verloren gehen kann. Besonders über die *halben Masregeln* erklärt sich der sel. *R.*, und nimmt sie, mit Recht, als eine Hauptursache des *vielfachen, traurigen Misslingens* an. „Man wollte und wollte nicht; man that etwas aber nicht genug; man setzte sich in Bewegung, und stand viel zu früh still." Ach! liefert unsere Zeit zu diesen Äuserungen nicht, leider! eine Menge Belege? — Wir müssen abbrechen. Jeder deutsche Mann lese diese treffliche Predigt, — und selig sind, die dies Wort hören und darnach thun! J. J.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

ALLGEMEINE SPRACHKUNDE.

BERLIN, b. Voſs: *Mithridates, oder allgemeine Sprachkunde mit dem Vater Unser als Sprachprobe in beynahe fünfhundert Sprachen und Mundarten*, von *Johann Chriſtian Adelung*, Hofrath und Ober-Bibliothekar zu Dresden. Mit Benutzung einiger Papiere deſſelben fortgeſetzt, und aus zum Theil ganz neuen oder wenig bekannten Hülfsmitteln bearbeitet von Dr. *Johann Severin Vater*, Prof. der Theol. und Bibliothekar zu Königsberg. Dritter Theil. Erſte Abtheilung. 1812. X u. 305 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Endlich erhalten wir in dieſem Werke die erſte Abtheilung des ſchon zu Oſtern 1810 verſprochenen dritten und letzten Bandes von *Adelung's Mithridates*, deſſen erſter Theil von einem anderen Rec. J. A. L. Z. 1807. No. 164, der zweyte von uns 1809 N. 120 und 121 angezeigt worden. Durch die Verſpätung eines ſo intereſſanten Werkes hat aber das Publicum mehr gewonnen als verloren, da indeſſen das Neue, welches der Vf. den Unterſtützungen der beiden Hnn. v. *Humboldt* und dem Hn. Etatsrathe *v. Adelung* verdankt, noch durch die Entdeckungen eines *Seetzen*, *Lichtenſtein*, *Lewis* und *Pike*, und durch die Mittheilungen anderer Gönner und Freunde vermehrt wurde, unter welchen der Vf. die Hnn. *Münter*, *Ebeling*, *Fiorillo* und *Quandt* zu Herrnhuth namentlich auszeichnet. Der Vf. ſah ſich dadurch im Beſitz von ſo vielen Hülfsmitteln über die Sprachen Afrika's und Amerika's, daſs der Reichthum der daher gefloſſenen Nachrichten eines Jeden billige Erwartung übertreffen muſs. Der glücklichen Vollendung des Ganzen ſehen wir mit der erſten Meſſe entgegen, da die mühevollſte aller mühevollen Arbeiten, worunter der Vf. die eigenhändig gemachten vollſtändigen Auszüge oder Abſchriften der durch *Alex. v. Humboldt* mitgetheilten amerikaniſchen Grammatiken zählt, bereits unter der Preſſe iſt.

Die Einleitung zu dieſer erſten Abtheilung, welche die afrikaniſchen Sprachen umfaſst, beſchäftigt ſich zuerſt mit der Unterſuchung über die mögliche Bevölkerung Afrika's auf eine Weiſe, die eben ſo ſehr von dem Scharfſinne und richtigen Urtheile des Vfs. zeugt, als von der Ungewiſsheit aller Anſichten, von welchen man über jenen Punct einiges Licht erwarten möchte. Aus dieſer Ungewiſsheit flieſst die Schwierigkeit, die Afrikaner in ihre urſprünglichen Stämme abzutheilen, und die Völker nach dem Zuſammenhange ihrer Sprachen an einander zu reihen. Für jetzt kann die Abtheilung derſelben nur dem Local folgen, und dabey die Kunde der Völker und Sprachen ſo weit benutzen, als ſie vorhanden iſt: eine Gleichmäſsigkeit der Behandlung iſt wegen des Mangels an erfoderlichen Nachrichten nicht überall möglich. Der Vf. theilt Afrika und ſeine Bewohner (mit Ausſchluſs der ſchon im erſten Theile abgehandelten Mauren) in:

1. *Nord-Afrika*, bis zur ſüdlichen Grenze der Sohara, deſſen Bewohner ſich in ihrer Körperbeſchaffenheit wenig von den, eben erwähnten, eingewanderten Arabern unterſcheiden;

2. *Mittel-Afrika*, bis zum Lande der Hottentotten, deſſen Völker von den Merkmalen des Äuſseren der Neger entweder einige oder ſie alle haben:

I. an dem Ober-Nil und der Küſte des arabiſchen Meerbuſens;

II. von da, die Südgrenze der Sohara entlang, bis zum Gülbi und deſſen ſüdlichen Ufern;

III. von da öſtlich bis zu den Gebirgen von Nubien und Habeſch und bis zum Mondgebirge, weſtlich bis zur Küſte am Senegal, und ſüdlich bis zu der Südgrenze von Congo;

IV. von der öſtlichen Grenze von Congo bis zum Mondgebirge, der Meerküſte unterhalb Habeſch, und von Congo bis zum lupatiſchen Gebirge;

V. Kafferländer von Quiloa bis zu den Hottentotten.

3. Die Südſpitze von Afrika oder das Land der Hottentotten, Menſchen mit einem von obigen Claſſen ganz unterſchiedenen körperlichen Charakter.

Eine Menge von Völkern ſind in dieſem ungefähren Umriſſe begriffen, mit deren Aufzählung wir unſere Leſer nicht ermüden wollen. Hr. D. *Seetzen* hat die Anzahl der afrikaniſchen Sprachen auf 100 — 150 angeſchlagen; die Anzahl der hier abgehandelten beträgt weit über die Hälfte. Von den eigentlichen Negern in Mittel-Afrika findet man allein 62 Numern aufgezählt, unter welchen der Mandingo-, Amina- oder Fante-, und Congo-Sprachſtamm beſonders ausgezeichnet ſind. Die Berichtigung der Irrthümer, welche in dieſem Völker- und Sprach-Verzeichniſs noch obwalten mögen, müſſen wir von der Zeit erwarten. Der Vf. hat Alles geleiſtet, was man nur fodern kann; ſogar wird am Ende der Einleitung die Frage über die Umſchiffung Afrika's vor dem Anfange unſerer Zeitrechnung behandelt, damit die Rückſicht ihres etwanigen Einfluſſes auf die Bevölkerung Afrika's nicht vergeſſen ſchiene. Das Vater-Unſer konnte in den wenigſten Sprachen geliefert werden; dieſe

Digitized by Google

Abtheilung enthält nur 26 Numern von 337 — 362, nämlich ein berberiſches, zwölf koptiſche nebſt einer angeblich altägyptiſchen Formel, welche, weil ſie erdichtet ſcheint, nicht mitgezählt worden iſt, ein amhariſches, fuſuiſches, fanteiſches, zwey akräiſche, zwey angolaniſche nebſt einer von Hervas mitgetheilten Formel aus Angola, welche einer ganz anderen Sprache angehört, vier madagaskariſche und ein hottentottiſches. Doch wird der Vf. bey der Vollendung des Ganzen dahin ſehen, daſs das V. U., wie der Titel verſpricht, in beynahe fünfhundert verſchiedenen Sprachen und Mundarten geliefert werde. Die Stelle des V. U. vertritt in der Sprache der Agows von Tſchera und Damot, der Gafat, Falaſcha, und Gallas unter Habeſch der Anfang des Hohenliedes von Salomon, wahrſcheinlich Überſetzungen aus der Überſetzung der griechiſchen Bibel in der Bd. I. S. 404 als Dialekt der arabiſchen abgehandelten Geez-Sprache, welche Bruce aus Habeſſynien mitgebracht hat. Auſserdem finden wir faſt von jeder Sprache Proben von Bezeichnungen der nothwendigſten Begriffe und der Zahlen, und zwar, wo es möglich war, in Vergleichungstafeln, nebſt den bekannten grammatiſchen Bemerkungen angegeben; zuweilen auch ganze Redensarten, kleine Volkslieder oder Gebete. Bey den mitgetheilten Sprachproben darf man aber nie ihre Quelle aus dem Auge verlieren, da der Vf. die Beybehaltung der Schreibart jedes Einzelnen, mochte er Engländer, Franzoſe, Italiäner oder Däne ſeyn, einer leicht irreführenden Umformung in die deutſche Schreibart vorzog. Alle Hülfsmittel zur Völker-, Länder- und Sprachen-Kunde von Afrika hat der Vf. mit eben ſo vieler Sorgfalt als Einſicht benutzt: wir heben nur aus den Bemerkungen über den Zuſammenhang und die Ausdehnung der Völker und über die Beſchaffenheit ihrer Sprachen dasjenige aus, was uns, beſonders in Hinſicht auf Sprachphiloſophie und die Geſchichte der Menſchheit, am intereſſanteſten und wichtigſten ſcheint.

In Nord-Afrika erſtreckt ſich vom Fuſse des Atlas bis zu den Grenzen Ägyptens das zahlreiche Volk der *Berber*, worein die Reſte mancher Urvölker, welche uns griechiſche und römiſche Schriftſteller im Norden von Afrika nennen, beſonders der Numidier, Mauritanier, Gätulier und Garamanten, zuſammengeſchmolzen ſeyn mögen. Bey der Zerſtreuung der dazu gehörenden Völker muſs nothwendig manche dialektiſche Verſchiedenheit der Sprache Statt finden, aber alle dieſe Nationen vereinet Eine Sprache, deren Kenntniſs ſich ſeit Leo Africanus bis auf Hornemann ſtufenweiſe erweitert hat. Dieſe Sprache iſt die einzige, welche in Nord-Afrika zwiſchen der mauriſch-arabiſchen und den Sprachen der Neger-Nationen geredet wird, und war aller Wahrſcheinlichkeit nach vor den Eroberungen der Saracenen einſt die allgemeine Sprache von Nord-Afrika. Man könnte ſie die Libyphönikiſche nennen, deren Grundlage das Numidiſche war, worein puniſche, und vielleicht auch manche griechiſche, römiſche und vandaliſche Wörter übergingen: denn auſser den durch den Islam eingeführten arabiſchen Wörtern zeigt ſie eine groſse Verwandtſchaft mit dem ſemitiſchen Dialekte. Als das Reſultat des Einfluſſes und der Miſchungen mehrerer Sprachen kann man vielleicht die Bildung des Plurals der Nennwörter anſehen, welche durch mancherley Veränderungen der Vocale und der Sylben des Wortes, durch Verſetzungen der Conſonanten, und mancherley hinzutretende Endungen geſchieht. Der Wurzellaut des Verbum iſt, wie in unſerer Sprache, der Imperativ, woran zur Bildung anderer Verbalformen, theils zu Anfange, theils zu Ende einzelne Laute gehängt werden. Manche Ähnlichkeit mit dem Berberiſchen hat die Sprache der *Guanchen* oder der alten Bewohner der canariſchen Inſeln, welche nach einer Tradition von einem alten, groſsen und mächtigen Volke abſtammen, merkwürdig wegen der bey ihnen herrſchenden Gewohnheit, ihre Todten einzubalſamiren, weſshalb ſie einen ſchicklichen Platz zwiſchen Berberen und Ägyptern erhalten. Die Reſte der Urägyptier ſind ohne Zweifel in den *Kopten* enthalten, welche, in das Innere von Oberägypten zurückgedrängt, ihren urſprünglichen Nationalcharakter und ihre alte Landesſprache noch nicht ganz verloren haben, und ungefähr den hundertſten Theil der heutigen Bewohner Ägyptens ausmachen. Auſser den Gräcismen, welche ſeit der Herrſchaft der Ptolemäer in das Altägyptiſche übergingen, iſt die Anzahl ſemitiſcher Wörter in der koptiſchen Sprache nicht unbeträchtlich; aber die Vergleichung des Koptiſchen mit dem Sanſkrit, dem Berberiſchen und Äthiopiſchen und den ſüdlicheren Sprachen hat keine bedeutenden Reſultate geliefert. Gelegentlich ſpricht der Vf. auch über die Inſchrift von Roſette, und über die von Denon bekannt gemachten Schriftarten auf vielleicht beträchtlich älteren Mumienbandagen. Die koptiſche Sprache war zu des Leo Africanus Zeit ſchwerlich mehr herrſchende Sprache in Oberägypten: 1633 ſtarb in ſeinem 80ſten Lebensjahre der letzte, von Reiſenden bemerkte Kopte, welcher ſie wie eine lebende in ſeiner Gewalt hatte. Die Verben dieſer Sprache haben alle nur einerley Conjugation ohne paſſiviſche Form; der Imperativ iſt der Wurzellaut mit der vorgeſetzten Sylbe *ma*. So wie einzelne Theile des Verbum, werden auch abgeleitete Formen des Nomen durch vorgeſetzte Sylben gebildet.

Trümmer uralter Reiche, worunter zuerſt Meroë, ſpäterhin Axum hervorſchimmern, finden wir auch in *Nubien* und *Habeſſynien*. Die älteſte Sprache dieſer Länder ſcheint die amhariſche zu ſeyn, die jedoch nur wenige Ähnlichkeit mit den indiſchen Sprachen darbietet, welche den vermutheten Einfluſs Indiens auf Äthiopien beſtätigen könnten. Sie iſt im erſten Bande des Mithridates mit Unrecht unter den arabiſchen Sprachen erwähnt worden: denn ſie iſt nicht eine Tochter der eigentlichſt ſogenannten äthiopiſchen oder der Geez-Sprache, welche zu den Dialekten der arabiſchen gehört, wenn ſie gleich aus ihr, als der ehemaligen Sprache des Hofes und der Religion, viele Wörter und Formen aufgenommen hat. Der Vf. hat daher über ihren

Digitized by Google

grammatiſchen Charakter einen Nachtrag zu den im erſten Bande gegebenen Bemerkungen geliefert, nebſt einer grammatiſchen Analyſe des V. U. nach einer Leſung, worin man die äthiopiſche Schrift leichter wieder erkennt. Dann folgen die Dialekte des Amhariſchen mit den übrigen Sprachen Habeſſyniens und Nubiens, welche ſich von jenen gänzlich unterſcheiden, und eben ſo mannichfaltig ſind, als die Reiche und Religionen dieſer Gegenden. Wir heben nur Weniges darüber aus, und verbinden damit ſogleich die Nachrichten, welche der Vf. weiter unten über die angrenzenden Länder giebt. Die groſse Verſchiedenheit der Dialekte in mehreren Provinzen ſchreibt Hervas einer Verderbung der Sprache durch die Gallas zu, durch deren Einfälle Habeſch ganz vorzüglich gelitten hat, und eines groſsen Theils ſeiner Provinzen beraubt worden iſt. Die Völker dieſer Gegenden finden wir ſchon von Herodot an bis auf Ptolemäus durch die Griechen geſchildert; in wie vielen Völkern dieſer Länder aber Reſte alter Völker geblieben ſind, läſst ſich nicht wohl beſtimmen. Vereinigt ſehen wir die Bewohner derſelben eine Reihe von Jahrhunderten hindurch unter dem mächtigen habeſſyniſchen Reiche bis zu deſſen Zerrüttung durch innere Kriege und die Einfälle der ſeitdem immer weiter um ſich greifenden Gallas, und die Abreiſsung der nubiſchen Länder durch die Türken und weſtlichen Negervölker; aber zuſammengeſchmolzen waren durch jene Vereinigung unter Einem Scepter weder die Nationen noch die Sprachen. Daſs ſich Araber ſeit der Ausbildung ihrer Sprache auf der Küſte Afrika's feſtſetzten, davon iſt die Geezſprache ein unumſtöſslicher Beweis; wann und wie, davon ſagt die Geſchichte nichts. Nach Ludolphs Rechnung wären mit Einſchluſs der Geez- und amhariſchen Sprache und der der Gallas acht verſchiedene Sprachen in Äthiopien. Nach Bruce kommen dazu die Sprachen der Agows von Damot und Tſchera, und die der Falaſcha, eines jüdiſchen Volkes, welches theils in mehreren Reichen und Provinzen von Habeſch als Weber und Schmiede zerſtreut lebt, theils im gebirgigen Lande Samen einen eigenen Staat unter einem Könige Gideon und einer Königin Judith bildet. Auch bemerkt Bruce, daſs die Heiden im Dorf Waido am See Tzana eine von allen Dialekten Habeſſyniens abweichende Sprache reden, welche vielleicht ſehr alt iſt. Nach den Nachrichten bey Hervas haben auch die Cuara, ein chriſtliches Volk, und die Gurayen eigenthümliche Sprachen. Durch Hn. Dr. *Seetzen* lernen wir noch andere unter ſich verwandte Sprachen des öſtlicheren Habeſſyniens kennen. Der Araber Macrizi ſagt, daſs man wohl 50 Dialekte der verſchiedenen Provinzen Habeſſyniens anführen könne, die alle mit denſelben Buchſtaben geſchrieben würden. Als Pflanzſtätte des Chriſtenthums in Habeſch iſt das alte Reich von Axum anzuſehen, deſſen Geſchichte noch im Dunkel liegt: die ſüdlichſte chriſtliche, obwohl dem habeſſyniſchen Scepter nicht unterworfene Provinz iſt Enarea.

Eine beträchtliche Anzahl von Sprachen wird in dem ungeheueren Reiche *Bornu*, und dem von ihm abhängigen *Mobba* oder *Dar-Szèlèh*, geſprochen, womit uns, nächſt Lucas und Hornemann, Dr. Seetzen (Monatl. Correſp. 1810, Febr. und Octob.) näher bekannt gemacht hat. Die Einwohner beſtehen aus einer ſolchen Menge von Völkerſchaften, daſs, wie es heiſst, 30 Sprachen in dem Reiche geſprochen werden; aber in ihrer Farbe ſind ſie einander alle gleich, nämlich ganz ſchwarz und vollkommene Neger. 1. Weſtlich von Habeſch wohnen die *Schilluk*, theils in Städten, theils zerſtreut, wovon ſich ein Theil in den Beſitz von Sennâr geſetzt, und die Stadt dieſes Namens errichtet hat. Dieſer Theil hat die mohammedaniſche Religion angenommen; die übrigen Schilluk ſind Heiden ohne Götzenbilder, welche nackend gehen, und theils Bäumen, theils rohen aufgerichteten Steinen göttliche Ehre erweiſen. 2. Eine heidniſche Nation Dahera, Anbeter des Mondes, welche in den Dienſten des Beherrſchers von *Sennâr* die unruhigen Araber im Zaume halten, reden eine wohlklingende, von den Sprachen ihrer Nachbarn verſchiedene Sprache, von welcher wir nichts Näheres wiſſen. 3. Die Sprache von *Dâr Fûr* iſt voll von arabiſchen Wörtern, welche mehr als den fünften Theil der ungefähr 700 furiſchen Wörter des ſeetzenſchen Verzeichniſſes ausmachen. Dieſer Einfluſs der arabiſchen Sprache erſcheint ſo groſs, daſs er kaum von dem bloſsen Zuſammenwohnen zahlreicher arabiſcher Horden, die ſich in dieſen Gegenden aufhalten, auch wohl nicht von der bloſsen Einwirkung der mohammedaniſchen Religion, ſondern noch von irgend einem anderen uns unbekannten Umſtande herzuleiten iſt. An der ganzen Küſte von Habeſch bis nach *Zanguebar* hin wohnen Araber, ſeit den Jahrhunderten nach Mohammed dahin gekommen; ein weit früherer Einfluſs Arabiens auf dieſe Küſte iſt durch die Nachrichten der Griechen belegt. Deutliche Zeugniſſe arabiſcher Einwirkungen ſind auch auf den Inſeln *Johanna* und *Madagascar* vorhanden. Die groſse Inſel Madagascar zeigt in ihren Einwohnern zwey oder drey Arten von Menſchen, welche aber, dialektiſche Verſchiedenheiten abgerechnet, im Ganzen einerley Sprache reden ſollen, deren Zuſammentreffen mit einzelnen malayiſchen Wörtern Reland und Hervas gezeigt haben, ohne dadurch mehr als Eingang mancher von Malayen dahin gebrachter Ausdrücke zu beweiſen, ſo wie das Arabiſche beſonders im nordweſtlichen Theile der Inſel eingewirkt hat, woraus Court de Gebelin ſogar auf einen Einfluſs der Phöniker ſchlieſsen wollte. Eben ſo wenig läſst ſich aus ein paar ſchwachen Ähnlichkeiten der Völker oder Sitten dieſer Einwohner (Malegaſchen oder Madekaſſer genannt) mit denen der Kaffern oder Hottentotten auf einen Abſtammungs-Zuſammenhang derſelben ſchlieſsen. Die madekaſſiſche Sprache verändert gleich der kymriſchen manchen Anfangsconſonanten der Wörter bey der Zuſammenſtellung mit anderen Wörtern. Eine Flexion der Nennwörter zeigt ſich nirgends, weder für den Numerus, noch für das Genus. Bey Dapper wird die

Digitized by Google

Sprache wegen ihres Reichthums in der Bezeichnung gerühmt, indem eben derſelbe Gegenſtand, mit der oder jener Eigenſchaft zuſammengedacht, einen anderen Namen habe. Bey Le Gentil lieſt man die Bemerkung, daſs, um den Superlativ zu bezeichnen, die erſte Sylbe gedehnt werde: *bè* gut, *bē* ſehr gut, *rât-chi* ſchlecht, *rāt-chi* ſehr ſchlecht. Dieſs mag Irrthum oder höchſtens nur provinciell ſeyn: denn ſonſt dient die Verdoppelung des Adjectivs, oder auch das Adjectiv *bē*, groſs oder ſehr, zum Ausdrucke des Superlativs, z. B. *bē bē*, ſehr groſs, *tſărā bē*, ſehr gut, *rātſt rātſt* oder *rātſt rātſt be*, ſehr böſe. Das Verbum hat gar keine Flexion, indem bloſs die Perſonal-Pronomina hinzutreten; durch eine Art Hülfsverbum *ēſā* (er hat vollbracht) bildet ſich das Präteritum, ſo wie in dem vorgeſetzten *ho* die Zukunft ausgedrückt zu ſeyn ſcheint.

Je weiter von den der Meeresküſte näheren Ländern Afrika's ſich der Blick des Forſchers entfernt: deſto weniger ſieht er ſich unterſtützt durch die Nachrichten dahin ſchon vorgedrungener Europäer. Übergehen wir daher alle Länder und Völker, wo ſich die Beſchaffenheit und Verhältniſſe der Sprachen wenig beſtimmen laſſen, um deſto mehr von den ausgebreiteten oder bekannten Nationen anzuführen. Die *Fulah's*, ein weitverbreitetes Volk am Senegal, und unter ihm bis zur Sierra Leone, und über ihm am Gülbi (einem groſsen Strome, deſſen Namen bey den Negern *Meer* bedeuten ſoll, wie die Ägypter auch den Nil nennen), und über dem Gülbi zwiſchen den weſtlichen und öſtlichen Reichen bis gegen Fezzan herauf, gehören zu einer Mittelgattung zwiſchen den eigentlichen Negern und den afrikaniſchen Weiſsen. Das Corps der Nation unter dem eigentlichen Namen Fulah ſoll ein groſses Gebiet um die Quellen des Rio grande beſitzen, wo Teambu, eine ſehr volkreiche Stadt, 80 Lieues vom Sierra Leone, die Hauptſtadt iſt. Ein Theil dieſer Fulahnation ſind die ſogenannten Phellâta-Araber, welche ſich in einem groſsen Theile des nördlichen, unter den Namen Belad el Djerid (Biledulgerid) und Szahhara (Sahara) bekannten Afrika's aufhalten. Dieſes entdeckte der Vf. unter andern aus dem Zuſammentreffen der von Dr. *Seetzen* und Anderen an weit von einander entfernten Örtern aufgenommenen Wörterverzeichniſſe, wovon das ausführliche Verzeichniſs der Phellâtawörter aus Dr. Seetzens handſchriftlicher Sammlung ſchon im erſten Stücke des königsberger Archivs für Philoſophie, Theologie, Sprachkunde und Geſchichte abgedruckt worden.

Die Nachrichten von den Sprachen eines groſsen Theiles der eigentlichen Neger im Mittelafrika verdanken wir Oldendorp's Geſchichte der Miſſion der evangeliſchen Brüder auf den caraibiſchen Inſeln, welcher den glücklichen Einfall hatte, die in jenen Colonieen befindlichen afrikaniſchen Neger über ihre vaterländiſche Gegend und Sprache zu befragen. Die *Yolofs* oder *Jalofs* ſind nicht ſo zahlreich als die Fulah's und Mandingo's, aber immer ein mächtiges, thätiges, kriegeriſches Volk, welches den Strich zwiſchen dem Senegal und dem Mandingoſtaate am Gambia bewohnt. Sie ſollen die ſchönſten Neger in dieſem Theile von Afrika ſeyn, ganz dunkel- und glänzend-ſchwarz, was auch ihr Name Jolof bedeutet, ungeachtet ſie gerade die nördlichſten unter den Negern ſind. So wie die Fulah's ſich für beſſer halten, als alle eingeborenen Neger, und ſich im Gegenſatz anderer Nationen immer zu den Weiſsen rechnen: ſo ſind die Jolof's dagegen ſtolz auf eine ſehr alte Herkunft und auf die Schwärze der Haut, welche, je näher der Linie, deſto weniger dunkel und rein iſt. Ihr Körper iſt wohlgebaut, mit regelmäſsigen Zügen, und ihre Sprache ſehr wohllautend, reich an Vocalen und leicht zu erlernen. Die *Mandingo's* ſind eine der verbreitetſten und angeſehenſten Nationen in dieſem Theile Afrika's, deren Handel und Colonieen ihre Sprache zur bekannteſten im eigentlichen Mittelafrika gemacht haben. Ihr eigentliches Vaterland liegt tiefer in Afrika, an den Quellen des Gambia, welchem ganzen Fluſs entlang die Mandingo's nur Eine Sprache reden. Unter dieſen reden die Männer bey gewiſſen Gelegenheiten eine Sprache, welche die Weiber nicht verſtehen. Wie gering oder beträchtlich aber der Umfang dieſer Männerſprache ſey, läſst ſich aus den Nachrichten nicht beſtimmen. Mehr oder weniger ausgeartete Dialekte der Mandingoſprache ſind die Sprachen von Bambarra und Bembuk: in Bambarra am Gülbi ſpricht man hauptſächlich ein plattes Mandingoiſch, das Mungo-Park ohne Schwierigkeit erlernte; die Sprache von Bembuk ſoll nach Golberry eine ſchwer zu verſtehende Art Patois ſeyn, worin man das Mandingoiſche mit Mühe wieder erkenne, eine grobe Miſchung von verdorbenem Mandingoiſchen, Joloffiſchen, Fuliſchen und Mauriſchen mit vielen portugieſiſchen Wörtern. Mit dem Portugieſiſchen vermiſcht iſt auch die Sprache der Einwohner der cap-verdiſchen Inſeln, welche gleichfalls von Mandingo's abſtammen. Sprachähnlichkeit, aus Stammverwandtſchaft oder aus Verkehr entſtanden, ſchlieſst zwey andere Völker, die *Jalonka* oder *Jallunkan*, und die *Sokko* oder *Afokko*, an die Mandingo's an, wovon die letzteren, fern von den Mandingo's, Nachbarn und Feinde der Amina in den von der Goldküſte einwärts liegenden Ländern ſind, und 6 — 7 Wochen brauchen ſollen, um aus ihrem Lande zur Küſte zu kommen. Oldendorp'en verdanken wir die Nachricht von dieſen, und die Wörter ihrer Sprache, welche ſich in verſchiedenen Gegenden in verſchiedene Dialekte theilen ſoll. Sie ſcheinen mehr Civiliſation zu haben, als andere umliegende Nationen, und ihre Religion ein Gemiſch von Chriſtenthum und Mohammedanismus zu ſeyn. Näher dem eigentlichen Vaterlande der Mandingo's iſt das Land Jallonkadoo, deſſen Sprache bey aller Verſchiedenheit doch eine groſse Verwandtſchaft mit der mandingoiſchen hat.

(Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.)

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

ALLGEMEINE SPRACHKUNDE.

BERLIN, b. Vofs: *Mithridates, oder allgemeine Sprachkunde. mit dem Vater Unſer als Sprachprobe in beynahe fünfhundert Sprachen und Mundarten*, von *Joh. Chriſt. Adelung*, Hofr. u. Ober-Biblioth. zu Dresden. Bearbeitet von *Joh. Severin Vater*, Prof. der Theol. und Bibliothekar zu Königsberg. Dritter Th. Erſte Abtheil. u. ſ. w.

(Beſchluſs der im vorigen Stücke abgebrochenen Recenſion.)

Die *Suſu's* bilden die nächſte Suſoumgebung der intereſſanten engliſchen Niederlaſſung Sierra Leone; durch die engliſchen Miſſionaire unter ihnen ſind uns die Örter ihres Landes eben ſo wie ihre Sprache bekannter geworden. In dieſer giebt es einen ſehr tiefen Kehllaut, der ſehr häufig vorkömmt, und mit dem Laute verglichen wird, welchen man in der northumberländiſchen Volksſprache dem *r* giebt. Die Vocale ſind von ſehr vielfacher Ausſprache. Die Adjective erfahren keine Veränderung der Endung, und ſtehen immer hinter dem Subſtantive, deſſen Caſus durch hinten angehängte Laute ausgedrückt werden. Abgeleitete Subſtantive werden durch Setzung der Sylbe *fe* nach der Wurzel des Verbum gebildet, und auf ähnliche Weiſe andere Abſtracta, ſo wie die Diminutiva durch *di*, welches *Kind* bedeutet. Das Verbum hat neun Formen, um die verſchiedenen Tempora auszudrücken, und bey jeder Perſon ſtehen die Pronomina vor dem Verballaute. Im Aoriſt der Erzählung ſteht allein die Wurzel; im Präſens, welches auch in der Bedeutung des Futurum ſteht, wird *ma* hinten angehängt; im Präteritum *banta* vorgeſetzt und im Futurum *fama*. Durch Vorſetzung der Sylbe *na* entſteht aus dem Präſens das Imperfectum, aus dem Aoriſt oder dem Präteritum das Plusquamperfectum, aus dem Futurum ein Futurum in präterito, ſo wie durch Vorſetzung von *fama gei* ein Präteritum in futuro oder ſogenanntes Futurum exactum. Kurz die Sprache iſt ausgebildet genug, um die mancherley Verhältniſſe und Modificationen der Begriffe gehörig zu bezeichnen. Die Ähnlichkeit mancher Wörter mit der Mandingoſprache rührt wohl mehr von dem Verkehre mit den Mandingo's, welche zahlreich in jenen Gegenden wohnen, als von Abſtammungs-Verwandtſchaft her.

Die Pfeffer- oder Körner-Küſte ſowohl als die Zahn- oder Elfenbein-Küſte von *Guinea* iſt auſser den Nachrichten von den Iſſineſen, von welchen man ihr tägliches Morgengebet aufbehalten hat, bisher ohne Ausbeute für linguiſtiſche Forſchungen geblieben, da auf beiden Küſten keine Niederlaſſungen der Europäer ſind. Man lieſt nur, daſs auf erſterer Küſte eine ſehr ſchwere Sprache geredet werde, und auf letzterer die Quaqua ihren Namen daher haben, weil ſie die Kommenden mit dem Zurufe Quaqua begrüſsen, welcher vielleicht Sclaven bedeutet. Mehr läſst ſich aus den Nachrichten über die Goldküſte ſchöpfen, worüber wir das Meiſte und Genaueſte den Dänen verdanken. Am bekannteſten ſind hier die gröſstentheils an der Küſte wohnenden Fanteer, aber alle Völker dieſer Gegend hängen durch das Band einer gemeinſamen, dialektiſch mehr oder weniger verſchiedenen Sprache mit den Amina zuſammen, einer groſsen Nation, die ſo weit verbreitet iſt, daſs ein Theil 14, andere nur 1 Tagereiſe von der Küſte entfernt wohnen. Daher heiſst es in der Vorrede vor Chriſt. Prottens Schrift, welche das einzige Hülfsmittel der eigentlichen Fanteſprache iſt, die *Fante*- oder *Amina*-Sprache ſey weit verbreitet, und ſo allgemein, daſs man ſagen dürfe, ſie werde von allen auf der ganzen Goldküſte, 60 Meilen längſt dem Meere, verſtanden, und erſtrecke ſich auch viele Meilen in das Land hinein und über mehrere, nach der Art dieſes Landes mächtige Königreiche. Die Präpoſitionen dieſer Sprache ſind eigentlich Poſtpoſitionen, da ſie, wie die Adjective, immer hinter den Subſtantiven ſtehen, welche, auch ſelbſt im Plural, ohne alle Flexion ſind. Der Comparativ des unflectirten Adjectivs wird durch bloſse Hinzufügung des verglichenen Gegenſtandes, der Superlativ durch Vergleichung mit Allen ausgedrückt. Die Pronomina ſtehen, das der erſten Perſon ausgenommen, oft abgekürzt vor den Verben, und dieſe haben nur einerley Conjugation, worin das Präſens und der Imperativ ohne die hinzuzuſetzenden Pronomina der Wurzellaut ſind.

Die *Akräer* waren ehemals eine mächtige Nation an der Küſte, in der Nähe von Chriſtiansburg, aber ſie wurden von den Aquamboern beſiegt. Ihre Sprache wird nicht weiter geſprochen, als ſie ſelbſt ſich erſtrecken, d. h. ungefähr in einer Entfernung von höchſtens 9 — 10 Meilen. Sie iſt für Fremde ſehr ſchwer zu erlernen, und man muſs die genaue Ausſprache, zu deren Bezeichnung man oft keinen Buchſtaben finden kann, ſo zu ſagen, mit der Muttermilch bekommen haben. Viele Wörter müſſen nothwendig auf die ganz eigenthümliche Weiſe dieſes Volkes ausgeſprochen werden, wenn ſie nicht etwas anderes oder gar nichts bedeuten ſollen. Alle Akräer verſtehen Fanteiſch, hingegen bekümmern ſich die übrigen Nationen wenig oder gar nicht darum,

Digitized by Google

das Akräiſche zu erlernen. Daſs einige Pronomina und manche andere Wörter und Bezeichnungsarten mit der Fanteſprache zuſammentreffen, kann wohl Folge der Einwirkung im Einzelnen, und kein Gegengrund gegen Prottens ausdrückliche Verſicherung ſeyn, daſs beide Sprachen ſich gänzlich unterſcheiden. Die Tempora werden gröſstentheils nur durch den Accent unterſchieden, wie auch der Infinitiv; doch läſst ſich das Plusquamperfectum, wie im Fanteiſchen, durch ein Adverbium ausdrücken. Auch hat das Präſens in manchen Perſonen *mi*, das Futurum *va*, zwiſchen dem Pronomen und Verballaute. Durch einen beſonderen Vorſatz *bani*, der bey allen Verbalformen vor das Pronomen geſtellt werden kann, wird die Bedeutung verſtärkt.

Ein groſser Sprachſtamm mit ziemlich weit von einander entfernten Äſten iſt der *Kongo-Sprachſtamm*, welcher von der Linie bis wenigſtens zum 15° ſüdlicher Breite an der Küſte, und tief ins Innere reicht. Es gehören dazu die Länder Loango, Kakongo, Kongo, Angola, Mandongo uud Camba, zwiſchen deren Namen eine gewiſſe Ähnlichkeit in die Augen fällt, welche dadurch noch gröſser wird, daſs gerade in den Sprachen dieſes Stammes vorn oder hinten angehängte Artikel einen weſentlichen Theil der Sprachformen ausmachen. Die Artikel drücken bey den Subſtantiven Numerus und Caſus aus, und ſind der ſchwerſte Theil der Sprache, weil nicht jeder Artikel bey jedem Subſtantive ſtehen kann. In dieſen Artikeln liegen zum Theile die Präpoſitionen; die Adverbien werden meiſtens durch Verba umſchrieben; Conjunctionen ſind wenig oder gar keine vorhanden, ſelbſt *und* wird durch die Präpoſition *mit* oder durch Wiederholung des Subjects oder Prädicats umgangen. Die Adjective werden häufig durch Subſtantive umſchrieben, z. B. *heiſses Waſſer* durch *Waſſer von Feuer*. Der Comparativ wird durch den Verbalbegriff *übertreffen* bezeichnet, ſo daſs dabey die Zeit und der active oder paſſive Zuſtand der geſteigerten Eigenſchaft mit ausgedrückt werden kann. Diminutiva bilden ſich in der Loangoſprache durch Verdoppelung des Wortes mit Vorſetzung der Sylbe *qui* im Singular, und *i* im Plural. Verdoppelung des Adjectivs bezeichnet den Superlativ, Verdoppelung des Verballautes übermäſsige Wiederholung. Einen groſsen Reichthum dieſer Sprache machen die abgeleiteten Verba aus, wodurch die Wurzeln allerley Modificationen erleiden, welche man zum Theil nur in den amerikaniſchen Sprachen wiederfindet. Auſserdem iſt die Sprache reich an Modal- und Temporal-Formen, da ſie nicht nur alle bekannten Tempora hat, ſondern auch unterſcheidet, ob man etwas vor einer unbeſtimmten, oder vor einiger, langer, oder ſehr langer Zeit that. Sie iſt auſserordentlich ſanft, flieſsend und biegſam, nicht ſehr ſchwer, aber angenehm, für Heftigkeit und weiche Darſtellungen gleich geſchickt. Mehrere harte Laute, wie h, r, x, fehlen, und das den Anfangsconſonanten häufig vorgeſchlagene m', n' wird ſo leiſe geſprochen, daſs man es kaum bemerkt. Sonſt ſind die Sylben meiſtens einfach, und enden oft mit *a* und *o*, den gewöhnlichſten Vocalen.

Unterhalb Angola wiſſen wir ſehr wenig von dortigen Völkern, noch weniger von ihren Sprachen. Hinter der Küſte, nach dem Inneren zu, bemerken wir nur die *Anziquen*, welche bis an Nubien grenzen ſollen. Sie werden als tapfere Krieger und geſchickte Bogenſchützen geſchildert, bey denen Menſchenfleiſch wie anderes Fleiſch öffentlich verkauft wird, ihre Sprache aber als gänzlich verſchieden von der kongoiſchen, und ſo rauh und hart, daſs die Kongoer ſie ſchwer erlernen, ſtatt daſs die Anziquen ſich leicht der Kenntniſs der kongoiſchen Sprache bemächtigen. Eine fürchterlich wilde, kriegeriſche Nation ſind die *Schaggaer* oder *Agagi*, wie ſie ſich ſelbſt nennen, welche, ohne feſte Wohnſitze, durch ihre Einfälle und Streifzüge über ganz Nieder-Guinea und noch weiter ſüdwärts Schrecken und Verheerung verbreiten, und, wie es ſcheint, einſt durch das ganze innere Afrika ihre Züge erſtreckt haben. Unmenſchlich grauſam, immer gierig nach Menſchenfleiſch und Menſchenblut, faſt keines ihrer Kinder erziehend, ſondern aus geraubten Knaben und Mädchen ſich immer von neuem zuſammenſetzend, verdienen ſie kaum den Namen einer für ſich beſtehenden Nation.

Das ganze ſüdliche Afrika von Benguela auf der einen, und Quiloa auf der anderen Seite, bis zu der Südſpitze der Hottentoten, wird nach Dr. Lichtenſteins Entdeckungen von Völkern Eines Stammes, den *Kaffern*, bewohnt, deren ganz charakteriſtiſche Geſichtszüge nicht geſtatten, daſs man ſie ausſchlieſslich zu einer der angenommenen Hauptracen des Menſchengeſchlechts zählt. Sie unterſcheiden ſich bey manchen Ähnlichkeiten auf der einen Seite eben ſo ſcharf von den Negern und Mohammedanern, als auf der anderen Seite von den Hottentotten; in ihren Mienen liegt etwas eigenthümlich Nationales, was ſie ſchon für ſich allein, auf den erſten Blick, von dem Europäer unterſcheidet, mit dem ſie nur in den feſten Lineamenten, den Geſichtsknochen und der Schädelbildung einige Ähnlichkeit haben. Ihre Sprache iſt volltönend, weich, wohlklingend, und aus einfachen, ſelten mehr als zweyſylbigen Wörtern gebildet. Die bekannt gewordenen Dialekte haben wenig Naſaltöne, und ſehr wenig Kehllaute; unter den Ziſchlauten haben ſie einige eigene, den europäiſchen Sprachen völlig fremde Modulationen. Den Dialekten der Beetjuanen und Kooſſa gemeinſchaftlich iſt ein gewiſſes Lallen, welches durch ein leiſes Andrücken der Zungenſpitze gegen den Gaumen hervorgebracht wird, und mit Sch, Sj, Tj, Sl ausgeſprochen, jene eigenthümlichen Ziſchlaute bewirkt. Durch die langſame bedeutende Ausrede, durch den Reichthum an einfachen offenen Selbſtlautern (die Diphthongen fehlen ganz, auſser daſs die Beetjuanas in manchen Wörtern *ö*, die Kooſſa noch ſeltener *ü* haben) und die deutliche Betonung der vorletzten Sylbe bekömmt die Sprache ihren eigenthümlichen Wohlklang. Die Sprache hat mancherley regelmäſsig und angemeſſen

Digitized by Google

gebrauchte Formen der Ableitung, zum Theil auch der Flexion; das Verbum Subſtantivum aber hat bey den Kooſſa keine Bezeichnung, und wird immer ausgelaſſen, ſo wie auch andere leicht hinzuzudenkende Verben, wie *kommen*, *haben*. Dagegen haben die Pronomina dreyerley verſchiedene Formen zur Biegung der Verben, deren jede ein anderes Tempus bezeichnet, ſo daſs jede Perſon ihren eigenen charakteriſtiſchen Buchſtaben und jedes Tempus ſeinen eigenen charakteriſtiſchen Vocal hat, nach einer ähnlichen Beziehungsart, welche Grotefend in ſeiner Paſigraphie vorſchlug. Bey den Beetjuanas werden die Perſonen der Verben zwar auch durch die vorgeſetzten Perſonal-Pronomina unterſchieden, die Tempora aber durch die Hülfsverben *acho*, haben, *rata*, wollen. Die Verben enden faſt alle auf *a*, und ſind, die abgeleiteten Verben ausgenommen, meiſtens zweyſylbig, ein mit dem Pronomen zuſammengeſtelltes Subſtantiv oder Adjectiv, z. B. *lamba*, Hunger; *di lamba*, ich habe Hunger; *tſala*, vergnügt; *di tſala*, ich freue mich, *do tſala*, ich werde mich freuen, *ſo tſala*, wir werden uns freuen. Der Imperativ hat keine beſondere Form, und wird durch eine andere Wendung ausgedrückt, z. B. *do uſehle* (von *uſehla*, braten), ich will gebraten haben, für *brate mir*. Der Conjunctionen ſcheinen die Kaffern ganz zu entbehren, und ſehr oft auch der Präpoſitionen. Indeſſen iſt *né*, *na*, *n'* der Verbindungslaut zweyer Subſtantive für *und*, wofür oft auch *nin* (*mit*) ſteht. Durch *héla* (*nur*, *nichts weiter*) werden bey den Beetjuanas eine Menge Gedanken kurz ausgedrückt, indem man überhaupt eine Menge leicht hinzuzudenkender Verben ausläſst, und Verbindungen ſowohl zwiſchen den hinzutretenden Beſtimmungen, als zwiſchen den Sätzen in der kurzen abgebrochenen Rede übergeht. Die Verſtärkung des Verbalbegriffs wird bey ihnen beſonders durch Wiederholung der Adverbien, welche immer, auch in der Frage, am Ende der Phraſe ſtehen, und durch ſchnelles Zuſammenſprechen derſelben bewirkt, vorzüglich durch das Adverbium oder Adjectiv *tatta* (*heftig*, *ſehr*, *ſtark*, *hart*, *ſchwer*) und *itzinzi* (*viel*), z. B. *tſama tatta tatta*, *tatta*, ſehr ſchnell laufen; *itzin-zin-zinzi*, ſehr viel.

An der Südſpitze von Afrika haben die Europäer einen dort hinabgedrängten Völkerſtamm gefunden, den auſser anderen Eigenthümlichkeiten eine ganz beſondere Sprache auszeichnet, welche bald mit der Ausrede Stammelnder, oder der Alpen-Anwohner mit Kröpfen, bald mit dem Geſchrey der Truthähne und deren Hervorholen der Töne aus der Kehle, oder mit dem Geſchrey der Alſtern und dem Geheule der Eulen verglichen worden iſt. Dieſs ſind die *Hottentotten*, die ſeit der Niederlaſſung der Europäer an einer ſo wichtigen und ſo beſuchten Küſte, faſt alle Selbſtſtändigkeit verloren, und viele Eigenthümlichkeiten ihrer Lebensweiſe abgelegt haben. Die noch übrigen ſelbſtſtändigen Hottentotten zerfallen in zwey Hauptſtämme, den der Buſchmänner, welche auf die niedrigſte Stufe des phyſiſchen Lebens herabgeſunken ſind, und der übrigen Hottentotten, welche ſich wieder in mehrerley Aſte zertheilen. Die Sprache Aller hat vieles gemein, und muſs um ſo mehr für Eine Sprache gelten, je begreiflicher ihre Abweichungen von einander bey Völkern von dieſer Lebensart und auf dieſer Stufe der Cultur ſind. Eine der auszeichnendſten Beſonderheiten dieſer Sprache iſt das Schnalzen mit der Zunge, wovon es mehrerley Arten giebt, und deſſen Nachahmung kaum irgend einem Fremden gelingt, weil nur die Sprachwerkzeuge der Hottentotten den ganz eigenthümlichen Bau dafür haben. Der hottentottiſchen Sprache fehlen ganz die Ziſchlaute, und *l*, *f*, *v*, *w*; dagegen iſt ſie reich an allen Nuançen der Kehllaute. *P* und *b*, *b* und *d*, *d* und *g*, *t* und *s* werden oft verwechſelt; auffallend groſs iſt aber die Menge ähnlicher Laute mit ganz verſchiedenen Bedeutungen. Die Verben ſind ohne Biegungen, die Wendungen zu willkührlich, und für einerley Begriff zu mannichfaltig, als daſs ſich irgend eine Regel darüber aufſtellen lieſse. Das Verbum Subſtantivum fehlt dieſen Sprachen ganz, gleichwohl iſt keine Spur eines Beyſatzes des Pronomen als Perſon des Verbum ſichtbar, ſondern in der kurzen abgebrochenen, eine Menge von Beſtimmungen überſpringenden Rede muſs dieſs alles hinzuverſtanden werden, und die Verſtändlichkeit iſt deſto erſchwerter, je weniger aus dem Zuſammenhange zu entnehmen iſt. Sie haben ein Heer von Partikeln, willkührlich zwiſchen die Wörter eingeſchobenen Verbindungen, welche bey dem einen Stamme anders als bey dem anderen ſind, auf den erſten Anſchein für eine Art von Biegung gehalten werden könnten, ohne es zu ſeyn, und die Analyſe des Geſprochenen faſt unmöglich machen. Kein Hottentott verſteht ein Wort des Bosjesmaniſchen, welches ſich im Äuſseren vom Coraniſchen durch häufiger und ſtärker vorkommendes Schnalzen, hellere Naſaltöne, und ein beſonderes Singen unterſcheidet, womit manche ihrer Reden ſchlieſsen. Beſonders iſt dieſs den Buſchmännern jenſeits des Aranje-Revieres eigen, und klingt in der Ferne, als ob man laut jauchzen hörte, indem ein hoher Ton 5 — 6 Secunden angehalten wird, und endlich in einem leiſeren und tieferen verhallt.

So viel und noch mehr intereſſante Bemerkungen und Nachrichten findet man in dieſer Abtheilung geſammelt und mit Beyſpielen belegt; ihr ſollen noch zwey Abtheilungen folgen, von welchen die eine die amerikaniſchen Sprachen, die andere Zuſätze und Verbeſſerungen von Hn. *Adelung* ſelbſt, nebſt den Berichtigungen und Zuſätzen über die baskiſche Sprache von Hn. *von Humboldt* enthalten wird.

VI — VII.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Schwickert: *Erklärende Anmerkungen zu Anakreons Liedern, nebſt den vorzüglichſten Nachahmungen und Überſetzungen derſelben,*

Digitized by Google

zum Schulgebrauch und Selbſtunterricht von *Johann David Büchling*. 1803. VIII u. 426 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Bey den mancherley Bearbeitungen und Ausgaben des Sängers der Freude und des Scherzes fehlt uns doch immer noch eine Ausgabe, die dem Geiſt und der Weiſe dieſes Dichters eigentlich entſpreche. Bey einer ſolchen müſste durchaus alle unnöthige gelehrte Verzierung wegbleiben; der Dichter bloſs als Dichter behandelt; ſeine Art zu denken, zu empfinden und zu ſprechen entwickelt; ſeine Darſtellungsweiſe mit der bey anderen Dichtern hin und wieder kurz verglichen, und mit einem Worte von ihm und beſonders über ihn nicht mehr und nicht weniger geſagt werden, als zum reinen Anſchauen und zum leichteren Verſtändniſs ſeiner Geſangsweiſe nothwendig wäre. Dieſes ſah und ſagte ſchon vor mehreren Jahren ein ungenannter Gelehrter in der *würzb. gel. Zeit.*, und dem Wunſche deſſelben gedachte Hr. *B.* mit vorliegender Arbeit zu begegnen. Allein er ſcheint den Unbekannten weder von innen noch von aufsen richtig gefaſst zu haben, da er in einer gewiſſen Art von muſiviſcher Arbeit ſehr gewandt und thätig, einen ſtarken Band von mancherley fremden Anmerkungen zuſammenordnet, während der Ungenannte ohne Zweifel eine eigene *Ausgabe* mit eigenen und vielleicht mit fremdem Gute nur wenig verſetzten Anmerkungen erwartet hatte. Wir verkennen zwar die gute Abſicht des Hn. *B.* nicht; allein auf dieſe Art wurde die Literatur des Anakreon um nichts als bloſs um 426 *gedruckte* Seiten vermehrt, indem auch hier der Vf., wie ſonſt, die verſchiedenen über den Dichter vorhandenen Arbeiten z. B. von *Paw*, *Brunck*, *Fiſcher*, *Zeune*, *Degen*, *Brieger*, *Schneider* u. ſ. w. nebſt den Überſetzungen von *Meinecke*, *Ramler*, *Degen*, *Catel*, *Overbeck* u. A. in Anſehung des Inhalts, der Anmerkungen und der Nachbildung vergleicht, und für dieſelben, was ihm gut däucht, aus den vorliegenden Hülfsmitteln aushebt und zuſammenſtellt. Auf ſolche Art haben wir eigentlich nichts Neues erhalten, ſondern das Alte nur unter veränderter Anſicht. Der einzige Gewinn möchte ungefähr ſeyn, daſs man über jedes anakreontiſche Gedicht jetzt ein eigenes Magazin hat, in welchem man das, was ſeit funfzig und mehr Jahren über daſſelbe gedacht und geſagt wurde, mit einiger Auswahl beyſammen finden kann. Allein wer den Dichter aufs Neue bearbeiten will, wird doch wohl lieber zu den einzelnen Quellen ſelbſt zurückkehren, um mit eigenen Augen zu ſehen, als bloſs fremden zu trauen; und auf dieſe Weiſe wird vorliegendes Buch in jeder Hinſicht überflüſſig bleiben, der Käufer aber ſein Geld für eine ſehr entbehrliche Waare ausgegeben haben.

Gleichwohl ſcheint der Vf. dieſer Zuſammentragung einen Werth beyzulegen, welchen man gewöhnlich nur bey eigenen Arbeiten zu finden glaubt. Denn er ſagt in der Vorrede S. VI.: „Vorzüglich beſtrebte ich mich, die wichtigſten Erläuterungen der vorzüglichſten Erklärer herauszuleſen, den Text zu berichtigen (!!), das Wahre und Falſche der verſchiedenen Lesarten, und wäre es auch von allgemein geprieſenen Gelehrten behauptet worden, einer unparteyiſchen Prüfung zu unterwerfen, und ſo dem wiſsbegierigen Jünglinge einen Vorſchmack von der *höheren Kritik* (wie kommt doch dieſe zur *Wort*kritik!) beyzubringen. — Auch die Schönheiten des Dichters ſuchte ich zu entwickeln. Doch auch dieſes nur ganz kurz, weil ich es für zweckwidrig fand, *äſthetiſche Brühe* über dieſen Schriftſteller zu gieſsen.“ (!!) Übrigens ſollte man nach obiger Äuſserung des Vfs. vermuthen, er habe wirklich geprüft und berichtiget, und ſelbſt alles das gethan, was wir oben aus ihm bemerkt haben. Allein wir bitten Jeden, der die anakreontiſche Literatur kennt, daſs er das *büchlingiſche* Buch leſen möge, und wir ſind überzeugt, er werde faſt auf jeder Seite mehrere Männer mit eigenem Munde ſprechen hören. Wer das freylich nicht weiſs, glaubt wirklich, der Vf. rede ſelbſt. Aber nur ſehr wenig, ob wir gleich dieſe Sammlung beynahe Seite vor Seite durchzuleſen uns die Mühe nahmen, glauben wir aus ſeinem eigenen Munde vernommen zu haben. Und auch das iſt dann, wie gewöhnlich, nicht von beſonderem Belang, wenn gleich von der Sache ein groſses Aufheben gemacht wird. So wird gegen die Lesart 17, 8 ἁμαξαν, welche, anſtatt ἁμαξας, *Zeune*, *Brunck*, *Degen* und *Born* annehmen, viel Unnützes geplaudert, und geſagt, es müſſe wohl ἁμαξας heiſsen, weil ja auch αστρα vorangehe, da man doch mit weit mehr Recht ſagen könnte, es müſſe ἁμαξαν geleſen werden, weil στυγνον Ωριωνα folge, und weil der Dichter den Wagen und Orion als einzelne Theile der Geſtirne anführt, welche der Künſtler auf dem verlangten Becher nicht abbilden ſoll. Indeſs die vaticaniſche Handſchrift ſowohl, als der gewöhnliche Redegebrauch, nach welchem ἁμαξα im Singular gleichſam vorzugsweiſe von dem groſsen Bärgeſtirn gebraucht wird, ſind hier wichtiger als alles eitle Gerede, das bey jener Stelle der Vf. wollte hören laſſen. Welch fades Geſchwätz befindet ſich 3, 26 über βλαβεται, das der Vf. in das Perf. βλαπται für βεβλαπται verwandeln will, weil dieſe Lesart den Sinn erleichtere, dem Sylbenmaſs nicht entgegen ſey, und das Augment ja doch leicht vermiſst werden könne, ohne zu bedenken, daſs in der bereits begonnenen und als fortgeſetzt vorgeſtellten Handlung gerade das Dichteriſche liege (ob die Sehne vom Regen *nicht noch immer ſchlaff iſt?*), daſs unter gewiſſen Umſtänden, wie eben hier, auf ein Augment mehr oder weniger allerdings viel ankomme, und daſs der in dieſem Liede durchgehends ſich gleich bleibende zweyſylbige Versfall gerade um eine Sylbe verſtümmelt werden würde. Was alſo Hr. *B.* mit dieſer Arbeit erreichen wollte, iſt nicht geſchehen, und eine Ausgabe in obigem Sinne bleibt noch jetzt zu erwarten. ΣΦ.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

JURISPRUDENZ.

GIESSEN, b. Heyer: *Ausführliches Handbuch über den Code Napoleon.* Zum Gebrauche wissenschaftlich gebildeter deutscher Geschäftsmänner, entworfen vom Oberappellationsgerichtsrathe D. *Grolman*. Dritter Band. 1812. VI u. 528 S. gr. 8. (2 Rthlr. 20 gr.)

Die Fortfetzung dieſes Werkes (vergl. J. A. L. Z. 1812. No. 2 ff.) entſpricht ganz den Erwartungen, welche man von dem Plane des Vfs. haben muſs, und die Worte der Vorrede: „es dürfe dieſer Band auf gröſsere Verdienſtlichkeit Anſpruch machen, als die beiden vorhergehenden," — enthalten nichts weniger als eine ungerechte Anmaſsung. Indem der Vf. bey einer Bearbeitung der Lehre von der *Eheſcheidung* (mit welcher allein ſich dieſer Band beſchäftigt) noch weniger als bey den früheren Materien umfaſſende gründliche Vorarbeiten vor ſich hatte, und die eigenthümlichen Schwierigkeiten eines Gegenſtandes, welcher in den franzöſiſchen Procefs auf ungewöhnliche Weiſe eingreift, und welcher in ſo mancher Hinſicht ſelbſt für franzöſiſche Jurisprudenz etwas Neues iſt, ſelbſtſtändig bekämpfen muſste: durfte er, ohne Verletzung der Beſcheidenheit, für jeden Beytrag zur Überwindung jener Schwierigkeiten auf einen beſonderen Dank des Publicums Anſpruch machen. In ſofern dem Rec. zuſteht, in einer gerecht ſcheinenden Erwartung der Zuſtimmung des gröſsten Theiles deutſcher Juriſten dem Vf. jenen Dank abzuſtatten: thut er es mit reinem Vergnügen. Welchen Grund er dazu habe, wird das Folgende, ſo weit es die Grenzen der Recenſion erlauben, zu zeigen ſuchen.

Die Einleitung beſtimmt zuvörderſt den Geſichtspunct, welchen man bey der Frage von der Zuläſſigkeit einer Eheſcheidung, nach der Natur der Sache, nach dem moraliſchen Weſen der Ehe, nehmen müſſe. Ohne damit über die Art der Entſcheidung (ob ſie vollſtändig oder unvollſtändig, eine Trennung vom Bande, oder nur eine Trennung vom Tiſche und Bette ſeyn müſſe) abzuſprechen, — findet der Vf. den Hauptgeſichtspunct darin, daſs man einem Ehegatten, welcher während der Dauer der Ehe die Erfahrung mache, daſs wahre Liebe nicht in dem Herzen des anderen Gatten wohne, oder wohnen könne, daſs ihm das Gelübde gebrochen ſey, um deſſen willen er das ſeinige gab, nicht zumuthen dürfe, den Schein eines Verhältniſſes fortzuſetzen, welches zu ſeyn aufgehört habe, und in welchem fortan das Zuſammenleben nur als ein ſündhaftes, am Ende alles Edle in dem Menſchen vernichtendes, betrachtet werden könne. Die durch dieſe Idee angedeutete Grenze der Zuläſſigkeit und Unzuläſſigkeit der Eheſcheidungen zu ergreifen, entſpreche im Allgemeinen auch der Politik des Staates, der bürgerlichen Legislation. — Daſs die gehörige Betrachtung einer ſolchen natürlichen oder moraliſchen Anſicht ſchon als Verwahrungsmittel gegen Einſeitigkeit ihren groſsen Nutzen haben könne, bedarf keiner Ausführung, insbeſondere in unſeren Zeiten, wo auch dem praktiſchen Juriſten die Erweiterung des Blickes gar ſehr nöthig iſt. Man wird indeſs auch danach fragen, ob und auf welche Weiſe von jener Betrachtung ein unmittelbarer beſtimmter Nutzen für die Dogmatik des C. N. erwartet werden könne. Hier wird ſich dann freylich nicht verkennen laſſen, daſs es der Legislation unmöglich geweſen, das Ideale jener Anſicht mit allen Folgen poſitiv zu ſanciren; daſs zwar die geſetzlich angenommenen Fälle der Zuläſſigkeit der Eheſcheidung auch auſser der Sanction des Geſetzes auf jene Idee zurückgeführt werden können, daſs es aber im menſchlichen Leben gar viele Fälle geben werde, für welche, wenn auch jene moraliſche Anſicht, doch nicht das Geſetz die Zuläſſigkeit der Scheidung ausgeſprochen habe, das Geſetz auch der Sicherheit des Privatrechts wegen dieſelbe nicht habe ausſprechen können. Man wird alſo freylich jene Anſicht nicht gebrauchen dürfen, um die Fälle der geſetzlich erlaubten Eheſcheidung in der Dogmatik des C. N. zu vermehren. Man wird aber, in ſofern man jenen Geſichtspunct auch für eine richtige Folgerung aus dem Weſen der durch das Geſetz ſanctirten Ehe hält, in anderer Hinſicht allerdings einen, den Anſichten unſerer Legislation entſprechenden Gebrauch davon zu machen haben; man wird bey der von der Jurisprudenz zu erwartenden näheren Beſtimmung der Zuläſſigkeit der Eheſcheidungen, ſobald nicht näher liegende Gründe das Gegentheil fodern, keine Supplirung vornehmen dürfen, welche jenem Geſichtspuncte widerſpricht; man wird in den Fällen, wo die Legislation das vernünftige Ermeſſen der Gerichte eintreten läſst, ſich nach dem Maſsſtabe jener Idee richten müſſen. Daſs das nicht leere Worte ſeyen, wird in dem Folgenden ſich wenigſtens in einem Beyſpiele zeigen laſſen. — Den gröſsten Theil ſeiner Einleitung hat der Vf. der hiſtoriſchen Darſtellung des Ganges der franzöſiſchen Legislation bey der vorliegenden Materie gewidmet. Man findet insbeſondere eine lichtvolle Überſicht der Gründe, welche in der neueſten Geſetzgebung das

Digitized by Google

Inſtitut der Eheſcheidung im Ganzen ſo werden lieſsen, wie es jetzt vor uns liegt. Wer die Debatten über den Gegenſtand auch nur einigermafsen kennt, wird der Zuſammenſtellung, welche er hier findet, ſeinen Dank nicht verſagen dürfen. (Die bekannte Schwierigkeit, dafs die Scheidung vom Tiſche und Bette nicht den ſämmtlichen Arten der vollſtändigen Eheſcheidung zur Seite ſteht, — eine Schwierigkeit, welche nicht blofs für die Beurtheilung der Legislation, oder für das Syſtematiſiren der Dogmatik in Betracht kömmt, — wird man freylich auch hier nicht ganz gelöſt finden; doch darüber dem Vf. einen Vorwurf zu machen, kann Rec. am wenigſten bey dieſer Gegenheit einfallen.)

Die dogmatiſche Abhandlung der ganzen Materie zerfällt in fünf Capitel, der Haupteintheilung folgend, welche das Geſetzbuch ſelbſt im 6ten Tit. d. 1ſten Buches gemacht hat. Demnach handelt das 1 Cap. von den *Urſachen der Eheſcheidung*. Indeſs werden hier nur die *beſtimmten* Urſachen erörtert, da der Fall der Eheſcheidung wegen *unbeſtimmter* (aus fortdauernder Übereinſtimmung der Ehegatten ſich als hinreichend ergebender) Gründe ſchon in der hiſtoriſchen Darſtellung der Einleitung ſo weit betrachtet werden mufste, als ſonſt hieher gehört haben würde. Dafs es bey dieſem erſten Capitel darauf ankam, diejenigen Eheſcheidungsgründe, welche in den Art. 229 — 232 des C. N. genannt ſind, aus den Debatten der jetzigen Legislation und aus der, hier allerdings in Betracht kommenden, früheren franzöſiſchen Jurisprudenz zu entwickeln, dabey zu beſtimmen, wo ſich feſte Grenzen finden, und wo auf der anderen Seite nach der Abſicht der Legislation dem Ermeſſen der Gerichte Freyheit gelaſſen iſt; dafs es aber ferner auch darauf ankam, die Weglaſſung der ehemals bekannten und ſelbſt in der neuen Legislation vorgeſchlagenen Eheſcheidungsgründe ſo zu erörtern, dafs die künftige Jurisprudenz keine falſche Richtung nehme — das Alles iſt bekannter, als die dabey obwaltenden Schwierigkeiten. Dieſe mit Scharfſinn beachtet und mit Glücke bekämpft zu haben, iſt eins der gröfsten Verdienſte der ganzen Bearbeitung. Rec. will nur *einen* Punct berühren, über welchen auch in der Kürze zu ſprechen, von Intereſſe ſeyn wird. Es iſt die Beantwortung der Frage, ob nach dem C. N. die Einrede der *Compenſation* wegen gleicher oder gröberer Pflichtverletzung dem auf Eheſcheidung Klagenden wirkſam entgegengeſtellt werden könne. Der Vf. iſt der Meinung, dafs dieſe Einrede in der gewöhnlichen Bedeutung unſerer bisherigen Jurisprudenz unzuläſſig ſey — (wenn gleich bey einer Eheſcheidungsklage wegen Beleidigungen das Unrecht des Beklagten in einem milderen Lichte erſcheinen, und derſelbe von dem Geſuche des Klägers freygeſprochen werden könne, ſobald ſich zeigen laſſe, dafs ſeine Handlung als Zurechtweiſung des anderen Theiles vorgenommen, oder in einer durch die Schuld dieſes letzteren bewirkten leidenſchaftlichen Aufwallung begangen ſey). — Geht man davon aus, dafs das Geſetz jene Einrede der Compenſation nicht anführt, dafs die Legislation ſogar einen gethanen Vorſchlag (zur Annahme derſelben) nicht berückſichtigt hat, dafs es an dem Beweiſe der Nothwendigkeit, auf die ehemalige, jene Einrede zulaſſende Jurisprudenz zurückzugehen, gänzlich mangelt, und dafs überhaupt ein unmittelbar über dieſen Punct entſcheidendes Argument in dem neuen Civilrechte nicht enthalten iſt: ſo bleibt in der That nichts anderes übrig, als die Zuläſſigkeit und Unzuläſſigkeit jener Einrede wo möglich aus dem Grundſatze herzuleiten, welchen man bey dem Inſtitute der Eheſcheidung als den höchſten anerkannt hat. Bleibt man dabey für's Erſte ſtehen: ſo iſt es unverkennbare Conſequenz des Vfs., dafs er aus ſeinem obengedachten Hauptprincipe der Eheſcheidung die Folgerung herleitet: man werde wider den Zweck und wider das Weſen der Ehe verfahren, wenn man die fortdauernde Vereinigung zweyer, gleicher Weiſe zur Eheſcheidungsklage berechtigter Ehegatten blofs aus dem Grunde erzwingen wolle, weil ſie in ihren Wünſchen über die Fortſetzung oder Aufhebung im Widerſpruche ſeyen. Beſondere Wichtigkeit erlangt aber dieſe Conſequenz, wenn man damit eine Beſtimmung des franzöſiſchen Strafrechts vergleicht, welche beym erſten Anblicke zu einem entgegenſtehenden Reſultate zu führen ſcheint. Der *Code des délits et des peines* verfügt im Art. 336, dafs der Ehemann, welcher wegen ſeiner Ausſchweifungen zu einer Strafe verurtheilt ſey die Befugniſs verlieren ſolle, auf eine correctionelle Beſtrafung ſeiner Frau wegen deren Ausſchweifungen anzutragen. Allerdings könnte es danach ſcheinen, als gehe die Anſicht der Legislation in dem vorliegenden Falle dahin, den Begriff der Widerrechtlichkeit bey dem einen Ehegatten wegen der Schlechtigkeit des anderen Theiles fallen zu laſſen; als müſſe man daher conſequenter Weiſe annehmen, dafs der wegen ſeiner Ausſchweifungen geſtrafte, oder überhaupt der ausſchweifende Mann wegen Ausſchweifungen ſeiner Frau keine Eheſcheidung fodern könne u. ſ. w. Hier iſt alſo zugleich ein Fall, wo es darauf ankömmt, unter zwey widerſprechenden Conſequenzen zu wählen — keine geringe Unbequemlichkeit für viele unſerer Juriſten, welche mit ihrer ſ. g. Conſequenz ſo ſchnell an Ort und Stelle kommen. Rec. weifs wohl, dafs dem letztgedachten Argumente von Mehreren das gröſsere Gewicht beygelegt wird; doch in der That folgt man dann einer Analogie ohne bewieſene Gleichheit des Grundes, hintanſetzend eine Conſequenz, welche zwar entfernter zu ſeyn ſcheint, aber den Vorzug der Sicherheit für ſich hat. —

Das 2 Cap., *von der Eheſcheidung aus beſtimmter Urſache*, folgt in den Haupteintheilungen wieder der Ordnung des Geſetzbuches Art. 234 ff. — Man weifs, wie ſchwierig hier vorzüglich der Abſchnitt iſt, welcher das Verfahren im Eheſcheidungsproceſſe betrifft, wie ſchwierig es iſt, theils eine allgemeine genau beſtimmte Anſicht über das Verhältniſs jenes Verfahrens zu dem gewöhnlichen franzöſiſchen Civilproceſſe zu beweiſen, theils die einzelnen hier in Betracht kommenden, ſo äuſserſt mannichfaltigen Fragen befriedigend zu beantworten. Dafs man den Grundſatz als Regel aufſtellen müſſe: der *Code de proc. civ.* kann zur Ergänzung jenes Verfahrens nicht gebraucht werden, iſt, wie Rec. glaubt, völlig richtige Behauptung. Er

Digitized by Google

tritt in dieſer Hinſicht dem Vf. vorzüglich um deſswillen bey, weil in den Debatten über den vorliegenden Theil des Geſetzbuches mehr als ein Zuſatz vorgeſchlagen und gemacht iſt, an welchen man gewiſs nicht gedacht haben würde, wenn es Abſicht geweſen wäre, die allgemeinen Vorſchriften einer damaligen oder bald zu erwartenden Proceſsordnung als regelmäſsig ſubſidiäre Vorſchriften zu betrachten. Daſs es übrigens von jener Regel Ausnahmen gebe, hat das Geſetzbuch zum Theil ſelbſt anerkannt, muſs aber in einigen anderen weniger bedeutenden Hinſichten auch ohne Geſetz angenommen werden. Bey der ſpeciellen Erörterung des Verfahrens hat der Vf. faſt ohne Ausnahme die Fragen, welche für die Anwendung wichtig werden können, zu beantworten geſucht und den Grundſatz, daſs man die Lehre von dieſer Procedur der Regel nach nur aus ſich ſelbſt und nicht aus dem gewöhnlichen Civilproceſſe ergänzen müſſe, mit den wichtigeren theils wahren theils ſcheinbaren Ausnahmen ſehr conſequent durchgeführt. Rec. macht insbeſondere auf dasjenige aufmerkſam, was über die verſchiedenen Arten der Urtheile im Eheſcheidungsproceſſe und über die dagegen Statt findenden Rechtsmittel geſagt iſt. — Bey der Lehre von den *Einreden gegen die Eheſcheidungsklage*, welche den Beſchluſs des 2 Capitels macht, verdient beſonders die Ausführung des Grundſatzes, — daſs, wenn der klagende Ehegatte vor gänzlicher Beendigung des Verfahrens mit Tode abgehe, die Erben deſſelben den Proceſs zum Zwecke der zu erlangenden Vermögensvortheile nicht fortſetzen können, — beherzigt zu werden. Es iſt denn doch wirklich meiſtens nur ein Vorurtheil aus dem bisherigen Rechte, wenn man das Gegentheil behauptet. Hätte man ſich immer mit Beſtimmtheit an die Grundſätze des C. N. gehalten: ſo dürfte hier die Idee, daſs die Vermögensanſprüche nach allgemeiner Regel transmiſſibel ſeyn müſſen, nicht lange verfolgt ſeyn, da es ſo augenſcheinlich iſt, daſs das Verfahren der Eheſcheidung bis auf den letzten Augenblick an die Perſon des Klägers gebunden ſeyn ſoll, und alſo die Erben keine Vortheile in Anſpruch nehmen können, welche an die Beendigung eines Verfahrens gebunden ſind, welches nicht rechtlich beendigt iſt, und nun nicht mehr beendigt werden kann. Was übrigens die Meinung betrifft, daſs die Erben wenigſtens dann eintreten dürfen, wenn der Erblaſſer nach erlangter Sentenz, aber vor geſchehener Eintragung in die Regiſter des Perſonenſtandes geſtorben iſt: ſo konnte ſie vielleicht ihren Grund darin finden, daſs bey anderen Gelegenheiten der C. N. Fälle kennt, wo die Eintragung einer rechtskräftigen Sentenz in jene Regiſter vorgeſchrieben wird, aber dennoch volle Wirkung eines ſolchen Urtheils vor jener Eintragung und ohne dieſelbe angenommen werden muſs (Art. 101); aber ein ſolcher Fall iſt hier ja gar nicht vorhanden (Art. 264 — 266).

Rec. will über das 3 Cap., *von der Eheſcheidung mit beiderſeitiger Einwilligung*, obgleich man auch bey dieſem gern verweilen wird, hinausgehen, und aus dem 4 Cap., *von den Wirkungen der Eheſcheidung*, eine Behauptung des Vfs. hervorheben, welche theils ihres Reſultates wegen, theils wegen der Behandlung der dabey in Betracht kommenden Momente von ſehr groſsem Intereſſe iſt. Rec. meint den Grundſatz, daſs durch die Eheſcheidung die Verhältniſſe des Älternrechtes dergeſtalt verändert werden, daſs das Recht der unmittelbaren Erziehung, das Recht, das Domicil der Kinder zu beſtimmen, das Recht, dieſelben in Anſehung ihrer Vermögensverhältniſſe zu repräſentiren, und das Recht des Nieſsbrauches dem unſchuldigen Ehegatten (bey der Eheſcheidung aus beſtimmter Urſache) oder demjenigen Ehegatten, für welchen jene Befugniſſe bey einer freywilligen Eheſcheidung verabredet worden, zuſtehen müſſen; daſs alſo nicht von einem beſonderen Vorrechte des Ehemannes in Anſehung jener Befugniſſe die Rede ſeyn dürfe; daſs man übrigens auch jene Veränderung nicht als den Übergang in eine einfache Vormundſchaft betrachten könne. Die letzte Verneinung lieſs ſich am leichteſten beweiſen; um aber das Übrige darzuthun, war es vor allen Dingen nöthig, in das eigenthümliche Weſen des älterlichen Verhältniſſes nach dem C. N. einzudringen, mit gänzlicher Entfernung von der Idee des römiſchen Rechts. Hätte der Vf. auch nicht ſchon vorher, bey der Bearbeitung des Geſetzbuches, ſo manchen anderen Beweis einer vorurtheilsfreyen Selbſtſtändigkeit gegeben: ſo würde man doch aus dieſer einen Darſtellung mit Sicherheit beſtimmen können, was man in dieſer Hinſicht noch in der Folge zu erwarten hat. Rec. darf zwar wohl nicht mehr die ganze Argumentation im Auszuge mittheilen; aber es wird ihm vergönnt ſeyn, einige Puncte derſelben zur Beſtätigung des eben Geſagten hervorzuheben. „Man müſſe von der Hauptidee ausgehen, daſs die älterliche Gewalt über minderjährige nicht emancipirte Kinder ein Recht beider Ältern ſey; daſs zwar deſſen Ausübung (in den vorhin gedachten Rückſichten) dem Ehemanne *während der Dauer der Ehe* gegeben werde (C. N. Art. 372. 373); daſs aber, ſobald die Ehe durch Scheidung aufgehoben und dadurch (wie die Legislation in ſo mancher Beziehung namentlich anerkennt) der Grund des Zurückſtehens der Ehefrau hinter der Autorität des Ehemannes weggefallen ſey, conſequenter Weiſe kein anderer Grundſatz eintreten könne, als das Princip gleicher Anſprüche auf jene Befugniſſe, und daſs, da dieſes Princip nicht, ohne beſtändige Colliſionen unter den Ehegatten hervorzubringen, habe durchgeführt werden können, von der Legislation der paſſende Ausweg getroffen ſey, dem unſchuldigen Ehegatten den oben erwähnten Vorzug zu geben.“ Um dieſe Behauptung im hohen Grade wahrſcheinlich zu finden, kann ſchon das Geſagte hinreichen, und Rec. glaubt, daſs auch diejenigen, welche anderer Meinung ſeyn werden, dennoch ſo viel geſtehen müſſen, daſs aus jenem Grundſatze ſich das conſequenteſte Syſtem entwickeln laſſe, das bey der Frage möglich iſt. Keine Schwierigkeit macht es, daſs bey dem Rechte der Ältern, über die Eheſchlieſsungen der Kinder zu entſcheiden; eine beſondere Beſtimmung angenommen werden muſs, — wenigſtens nur die Schwierigkeit, daſs hier Eine Abweichung von einem allgemeinen Grundſatze abzunehmen iſt, welche durch anderweitige Anſichten der Legislation (Art. 150 u. folg.) nothwendig

Digitized by Google

herbeygeführt wird, während die der Meinung des Vfs. entgegenstehenden Darstellungen gar viele Singularitäten nach sich ziehen. Freylich sieht Rec. voraus, dafs dem Vf. Einwendungen aus den Worten des Gesetzes (z. B. Art. 381 vergl. mit d. vorhergehenden — ja sogar Rubr. des C. N. L. 1 Tit. 9) und aus mehreren unbestimmten Äufserungen der Debatten entgegengestellt werden können; er zweifelt aber daran, dafs man eine glücklichere Lösung des Problems finden werde. — Das 5 und letzte Cap. behandelt die Lehre von der *Scheidung von Tisch und Bette*.

Die bekannten Vorzüge der Darstellungsart des Vfs. in Hinsicht auf Diction hervorzuheben, findet zwar Rec. nicht nöthig; aber er kann die Besorgnifs nicht unterdrücken, dafs es unbefugte Nachahmer geben werde, welche, wohl gar den Ton des Vfs. mit dem Tone mancher französischer Juristen verschmelzend, ungenielsbare Gerichte liefern möchten.

Recht erfreuend ist es, dafs der Vf. die Hoffnung, das Werk von ihm selbst vollendet zu sehen, durch Wort und That unterhält. M. D. S. M.

STUTTGARDT, b. Metzler: *Caroli Christophori Hofacker*, olim Professoris Tubingensis, *Opuscula juridica collecta*, edidit *Ludovicus Guilielmus Hofacker*, auctoris filius. Pars prior. 1804. 274 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

In der Vorrede entschuldigt Hr. Secretär *Hofacker* seinen Entschlufs, die kleinen Schriften seines sel. Vaters zusammen drucken zu lassen. Sein Zweck war ein doppelter, theils seinem Vater ein Denkmal zu stiften, theils den Freunden der hofackerischen Geistesproducte eine Sammlung davon in die Hände zu liefern. Dabey aber hat er sich zwey Obliegenheiten auferlegt, nämlich *einmal*, nur die seinem Vater eigenen Arbeiten zu sammeln, und *dann* unter diesen nur die besonders nützlichen Schriften zu wählen. In letzter Rücksicht hat Hr. *H.* die von seinem Vater über die Methode, das ungemischte römische Recht vorzutragen, herausgegebenen Schriften: *Entwurf einer systematischen Methode im Vortrage des ungemischten römischen Rechts*, Göttingen 1771, und *tabulae synopticae juris Romani, daselbst* 1771, aus dem Grunde, weil bereits die Vortrefflichkeit der systematischen Methode allgemein anerkannt und entschieden ist, um so mehr aus der Sammlung weggelassen, als deren Vf. solche in seinen Compendien über die Institutionen und Pandekten wirklich realisirt hat. In diesem *ersten* Theil werden die bekannten 4 Dissertationen: *de originibus et fatis successionis ex jure primogenitorae in familiis illustribus*; *de jure consuetudinis secundum doctrinam juris naturalis et Romani*; *de efficacia statutorum in res extra territorium sitas*, und *de praerogativa pignorum*, wovon die erste zu Göttingen 1771, die drey anderen aber zu Tübingen 1774, 1778 und 1780 im Druck erschienen sind, geliefert. Der *zweyte*, noch jetzt nicht erschienene, Theil soll die übrigen zum Theil noch ungedruckten kleinen Schriften begreifen. Da aber noch die Abhandlungen: *de exheredatione*, *de origine judiciorum curiae*, *de negotiis gestis* und *ad fragmenta Alfeni Vari* zurück sind: so besorgt Rec., dafs entweder die noch ungedruckten und in die Sammlung aufzunehmenden Aufsätze nicht zahlreich und ausführlich seyn, oder der zu erwartende zweyte Band unverhältnifsmäfsig gröfser ausfallen werde. Eine Beurtheilung der in diesem ersten Theil befindlichen Abhandlungen würde zu spät kommen, da solche längst nach Verdienst gewürdigt worden sind. Wir bemerken blofs, dafs in deren Abdruck keine Verbesserungen, Zusätze und Nachträge der Literatur zu finden sind.

M.

KLEINE SCHRIFTEN.

JURISPRUDENZ. *Dresden*, b. Meinhold: *Diss. quaestiones nonnullas ad jus Lottoriarum pertinentes sistens.* Scripsit et praes. D. *Christ. Gottl. Haubold* — — ad disputandum proposuit *Joannes Gotthelf Beschorner*, procur. aerarii provinc. Saxon. et caesar. patron. Dresdensis. 1806. 34 S. 4. Die Absicht des Vfs. geht nicht dahin, die bedeutenden Schwierigkeiten, die das rechtliche Verhältnifs der Lotterieen drücken, zu heben, sondern er will, wie er S. 2 ff. einleitungsweise sagt, nur einige in jenem Verhältnisse liegende *observationes forenses*, *rerum judicatarum auctoritate plerumque munitae*, zum Besten, und dadurch Sachverständigen Veranlassung zu weiteren Untersuchungen geben. Cap. I. *de natura et indole Lotteriae, quatenus in facto consistit*, besonders *de causa ambiguitatis eorum, quae circa Lotteriam geruntur* §. 1, *de ipsa Constitutione Lotteriae, citra nexum cum his, qui fortium distributionem curant, aut de iis participant, consideratae* §. 2; *de ratione, quae intercedit inter rei tesserariae curatores et collectores, quatenus facti est* §. 3, und endlich *de ratione, quae tum inter collectorem et participes, tum inter curatores aleae tesserariae et participes locum habet* §. 4. Bey dem, was der Vf. von der Constitution der Lotterieen sagt, hatte derselbe die dresdener, leipziger, weimarische, merseburger, gothaische und hannöverische Lotterie besonders vor Augen. Im Cap. II wird die Frage untersucht: *Quinam contractus inter directorium et collectores locum habeat?* In dieser Hinsicht werden besonders der *Contractus emtionis et venditionis* §. 2, der *Contractus aestimatorius* §. 3, und der *contractus mandati* §. 4. mit dem unterliegenden Verhältnisse verglichen, und zum Schlusse noch *observationes quaedam generales super finibus contractus collectionis regundis et usu principiorum juris supra* (§. 2 — 4) *expositorum* §. 5 gegeben. Cap. III. *Num possessio schedulae lucri ad legitimationem ejus, qui lucrum a collectore petit, omni modo sufficiat?* Hier wird zuerst §. 1 die bejahende, dann §. 2 die verneinende Meinung vorgetragen, und endlich §. 3 die Controvers in einer dritten unter einer Bedingung bejahenden und verneinenden Mittelmeinung vom Vf ausgeglichen, und diese letzte durch ein Präjudiz erläutert. Im Cap. IV beantwortet der Vf. die Fragen: *Num collectore non solvente statim regressus contra directores pateat? an collector proximus, a quo quis fortem emit, prius excutiendus sit, antequam a collectore principali vel directorio lucrum exigi possit?* Cap. V. *de modo lucrum a fortuna oblatum in foro persequendi.* Die Person des Beklagten und die Eigenthümlichkeiten der Klage selbst machen den Inhalt dieses Capitels aus. — Diese Anzeige rechtfertigt die Behauptung des Rec., dafs diese Abhandlung nicht ohne Interesse ist. Sie bleibt immer empfehlungswerth, wenn man auch nicht allenthalben befriedigt wird. Gewinn für die Literatur in dem Fache, das der Vf. hier wählte, würde es unstreitig seyn, wenn er bey dem Vertrauen, das man zu ihm hegen darf, die unter Bedingungen versprochene weitere Ausführung dessen geben könnte, was er hier nur mit wenigen Zügen angedeutet hat. p — ζ — r.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

ÖKONOMIE.

Grätz, b. Ferstl: *Praktisches Lehr- und Lese-Buch der gesammten auf jeden Boden anwendbaren Landwirthschaft.* Für Gutsbesitzer, Pächter, Geistliche, Bürger und Bauern, und für Alle, die der Ökonomie theils schon kundig sind, oder darin Unterricht bedürfen. Nach den neuesten und besten ökonomischen Werken herausgegeben von Dr. *Seiler* und Pfarrer *Mayer* zu Kupferzell u. s. w. 1805. 326 S. ohne die Inhaltanzeige. 8. (1 Rthlr.)

Wenn man dem einladenden Titel dieser Schrift trauen dürfte: so hätte man Ursache, sehr viel Nützliches und Belehrendes zu erwarten. Allein diese Prämisse fällt, sobald man den Inhalt als Consequenz derselben durchgeht. Rec. ist es unbegreiflich, wie die Vff. glauben konnten, dafs aus diesem buntschäckigen Producte Gutsbesitzer, Pächter, Geistliche u. A. Belehrung und Nutzen ziehen könnten. Wenigstens würde es dann um unsere vaterländische Ökonomie sehr traurig aussehen; das Ganze gleicht beynahe einer Satire auf deutsche Literatur. Damit man dieses Urtheil nicht zu hart finde: so legt Rec. hier die gedrängte Inhaltsanzeige vor, und begleitet sie mit einigen Bemerkungen.

Von S. 3 bis 21 handeln die Vff. in ziemlich katechetischer Form I) von den ersten Grundsätzen des Ackerbaues im Allgemeinen, und von der Cultur der verschiedenen Getreidearten, der mancherley Handelsgewächse und zum Viehfutter dienenden Wurzelgewächse insbesondere, d. h. von der Beschaffenheit der landwirthschaftlichen Erdkrume, von den Verbesserungsmitteln derselben, von dem Säen des Getreides, von dem Anbau des Raps oder Rübsamens, des Krapps, der Burgunderrüben, des Flachses, des Tabacks, des Mais, der Möhre, der Hirse, der Pferdebohnen und der Kartoffeln. Das heifst doch auf nicht gar 10 Octavblättern viel geleistet! — II. Von dem natürlichen und künstlichen Futtergewächs- oder Wiesen-Bau, und dann noch kurz vom Austrocknen der Seen und Teiche und Benutzung derselben zu Wiesen. III. Vom Obstgarten. IV. Vom Küchengarten. V. Vom Kohl- und Kraut-Garten. VI. Von der Zucht und Wartung der ökonomischen Thiere, und zwar von dem Nutzen der Thier- oder Vieh-Zucht, mit Übergehung der Pferdezucht, von der Beurtheilung der Ausmaftungsempfänglichkeit und dem Mästen des Rindviehes, von den Krankheiten desselben, von dem Einkaufe der Kühe und Erziehung der Kälber, und von der Wahl des Farren oder des Stammochsens. Dann von der Mästung der Schweine, von den Krankheiten und der Zucht derselben, und von der Wahl des Ebers. Endlich von der Zucht und den Krankheiten der Schaafe; von der Wartung und Pflege des Federviehes; von den Bienen und Seidenwürmern. VII. Vom natürlichen und künstlichen Dünger, dessen Zubereitung und Anwendung. Von der Arndte der mancherley vegetabilischen Erzeugnisse und vom Dörren des Obstes, von dem Reinigen, Aufbewahren und der Verwendung der eingeärnteten Früchte. VIII. Von den Eigenschaften der landwirthschaftlichen Werkzeuge. Von dem Antritte oder Ankaufe eines Landgutes oder Bauernhofes, der Urbarmachung öde gelegener Plätze und Wüsteneyen. Vom Weinbau, und zwar von der Behandlung des Weines im Berge und im Keller. Von der Bienenzucht. Von den Seidenwürmern. Von der wilden Baumzucht. Von der Pferdezucht, der Wartung und Pflege dieser Thiere und den Krankheiten derselben. Endlich folgen gute Rathschläge, mancherley Vortheile zu erhalten, Schaden zu entfernen und in Noth sich zu helfen. Sie betreffen: 1. den Gebrauch und das Dörren des Obstes; 2. den Obstmost; 3. den Nutzen des Essigs, so wie 4. das Ansetzen und die Bereitungsart eines guten Essigs; 5. den Nutzen und Schaden des Brantweins; 6. die beste Art, gutes und gesundes Brod zu backen; 7. Mittel wider die Kornwürmer; 8. Mittel wider anderes Ungeziefer, das schädlich werden kann, als wider die Maykäfer, den Reutwurm, die Schnecken, die Heuschrecken, die Kohl- und Kraut-Raupen, den Frostschmetterling, den Brand im Waizen (das ist also auch ein Ungeziefer?), den Pfeifer im Sommerrübsen, die Erdflöhe, die Feldmäuse. 9. Ein leichtes Mittel wider die Wanzen in den Wohnungen der Menschen; 10. die Reinigung des Getreides von schädlichem Gesäme; 11. Merkmale, woraus man gesundes und ungesundes Vieh erkennen kann; 12. Vorsichtsregeln in Ansehung des kranken Viehes und der Fische; 13. Mittel wider den Biss wüthender Thiere; 14. Mittel wider Brandschäden; 15. Mittel wider den Dohl- oder Finger-Wurm; 16. die Bereitung und den Gebrauch des weifsen Wundbalsams; 17. Mittel wider erfrorne Glieder; 18. Mittel bey Quetschungen und Insectenstichen; 19. Mittel, das Blut zu stillen; 20. Rettungsmittel eines Ertrunkenen; 21. Rettungsmittel eines Erhenkten; 22. die Behandlung derjenigen, die von Kohlendampf oder durch andere schädliche Dünste erstickt sind; 23. die Mittel, einen Erfrornen

Digitized by Google

wieder zum Leben zu bringen; 24. die Verletzung der Luftröhre und die hiebey dienlichen Hülfsmittel; 25. die Hülfsmittel bey vorgegangener Vergiftung; 26. Vorsichtigkeitsregeln beym Gebrauch des Schwefels, und der Metalle, die leicht gefährlich werden können; 27. Vorsichtigkeitsregeln beym Gebrauch des Zuckers, einiger Gewürze u. s. w.; 28. Kennzeichen von dem wirklichen Todtseyn eines Menschen; 29. Gesundheitsregeln; 30. das Verhalten bey den Pocken; 31. das Verhalten bey der Ruhr; 32. die Nothwendigkeit schweifstreibender Mittel in gewissen Fällen; 33. die erfoderliche Behutsamkeit beym Gebrauch der Brech- und Laxir-Mittel; 34. Vorsichtigkeitsmittel in Ansehung der Medicin, der Winkelärzte und Pfuscher; 35. Regeln beym Krankenbesuch; 36. nöthige Vorsichtigkeit beym Schiefsgewehr; 37. Löschungsmafsregeln beym auskommenden Feuer; 38. Nutzen der Wetterableiter (? Blitzableiter); 39. Vorsichtsregeln und Hülfsmittel bey Überschwemmungen, und wenn das Wasser in die Häuser dringt. Endlich noch die Lehre von dem Aberglauben und das Nöthigste aus der Himmelskunde und der Zeitrechnung, und zum Beschlufs eine kurze Anleitung zum Briefschreiben und anderen kleinen Aufsätzen.

Alles dieses ist auf 326 S. chaotisch durch einander geworfen, so dafs der Leser schon bey einem flüchtigen Anblicke des Machwerks zurückschrecken mufs. Um nun auch ein paar Pröbchen von der Beschaffenheit des Vortrags zu geben, mag Folgendes hinreichend seyn. S. 17 heifst es im Betreff des Runkelrübenbaues: *Burgunderrüben oder Turnips* werden in das Kraut gebaut. Rec. möchte wissen, wer dieses vegetabilische Erzeugnifs zu *Turnips* gemacht hätte. Das, was die Engländer Turnips nennen, sind unsere bekannten langen weifsen Rüben, *Brassica rapa oblonga*, von unseren Landwirthen Guckelrüben genannt. Überdiefs werden auch die Burgunderrüben, die man bekanntlich auch Runkeln und Dickrüben nennt, weder in dem Kraute noch wie dasselbe gebaut, sondern entweder erst auf ein besonderes Beet gesäet, und hernach auf den Feldacker gepflanzt, oder, noch besser, gleich auf den Feldacker gesäet, und dann die Pflänzchen durchs Verziehen verdünnt. S. 24, wo von Vertilgung der Wiesenfeinde gehandelt wird, heifst es No. 4: *Engerlinge* oder *Mayenkäferwürmer*, Seifensiederasche oder sonst etwas Scharfes und Ätzendes aufgestreuet, vertreibt sie zum Theil." — Das ist viel! Rec. glaubt, ein Aufgufs, der so ätzend wäre, dafs er die in der Erde liegende Larve des Maykäfers beleidigen könnte, möchte noch eher das Gras und seine Wurzeln zerstören. Seifensiederasche wird wohl auf feuchten Wiesen als Verbesserungsmittel, nicht aber zum Vertreiben der Engerlinge gebraucht. — „Sind die Wiesen durch sie — die Engerlinge — zerstört, heifst es weiter: so warte man die Zeit ab, und bestreue die wüsten Plätze mit dreyblätterichten oder Lucerner-Klee, auch Heublumen!" Heublumen kennt Rec. nicht. S. 25 No. 7 sagen die Vff.: „Es schadet endlich den Wiesen das Weiden auf den Wiesen mit Rindvieh und Schaafen." Das ist wohl im Allgemeinen nicht richtig; denn eine richtige Wahl der Jahreszeit und der Witterung ändert hierin aufserordentlich viel. Im Leimgrunde treibt man sehr bald im Frühjahre und im Herbst nach der Grummtärndte, freylich bey trockner Witterung, die Heerden auf die Wiesen, und diese sowohl wie jene befinden sich recht gut dabey. „Die vortreffliche Stallfütterung — fahren die Vff. fort — und die Abschaffung der auf angebauten Ländern schädlichen Schäfereyen haben diesen Fehler." Was haben denn diese für einen Fehler? Sie könnten wohl den angeführten Weidgang entbehrlich machen, wenn die Stallfütterung der Schaafe mit Nutzen eingeführt werden könnte.

Dieis wird genug seyn, um dem beginnenden und vollendeten Ökonomen einen Wink zu geben, was er zu seiner Belehrung hier zu erwarten habe.

Edit.

München, b. Strobel: *Baierischer neuer Volkskalender für den Bürger und Bauersmann auf das Jahr* 1803. Worin die wichtigsten landesherrlichen Verordnungen zum Besten der Landleute, nebst noch vielen anderen gemeinnützigen und zweckmäfsigen Aufsätzen enthalten sind. Herausgegeben von *Johann Baptist Strobel*, Prof. und Buchhändler. — Auf das Jahr 1804; auf 1805 mit dem Bildnisse des Kurfürsten Maximilian Joseph IV, jetzigen Königs von Baiern, und auf das Jahr 1806. Jeder Jahrgang 16 bis 18 Bogen geheftet. 4 (24 kr.)

Volkskalender sind immer der einzige und beste Weg, auf welchem dem gemeinen Manne, besonders dem Landmanne, nützliche Kenntnisse und Aufklärung beygebracht werden können. Aufser den gewöhnlichen Andachtsbüchern kennt er kein Buch als den Kalender, und eben deswegen wählte man in den neueren Zeiten diesen Weg, Aberglauben, Vorurtheile zu verbannen, und den Landmann vernünftiger zu machen. Hiezu hat Hr. *St.* durch seinen Volkskalender kräftig mitgewirkt, und in der That sich durch denselben bey seinem Vaterlande sehr verdient gemacht. Man findet keine Himmelszeichen, Drachenschwänze und Planetenscheine bey seinen Monatstagen, auch nichts vom guten Einnehmen, Aderlassen, Schröpfen und Haarschneiden, sondern blofs die gewöhnlichen Namen der Heiligen, und bey jedem Monat einen offen gelassenen Raum, zum Eintragen der täglichen Einnahme und Ausgabe. Dann folgen die im Jahre zuvor ergangenen landesherrlichen Verordnungen, in sofern sie den Landmann betreffen, die in einem Kalender sehr zweckmäfsig angebracht sind, weil sie auf diese Weise dem Landmanne immer im frischen Gedächtnifs bleiben. Hierauf werden mancherley nutzbare, theils moralische, theils ökonomische Aufsätze mitgetheilt, die alle sehr gut gewählt sind, um den gemeinen Mann gebildeter und aufmerksamer auf sein häusliches Wohl zu

Digitized by Google

machen. Beyſpiele hinterlaſſen immer den ſtärkſten Eindruck; bloſs trockne Moral ermüdet, und bleibt dem Bauer dunkel. — Hr. *St.* hüllt daher ſeine guten Lehren in theils wirkliche, theils erdichtete Geſchichten, und eben das iſt der rechte Weg, Nutzen zu ſtiften. Dabey iſt ſein Vortrag populär, ungekünſtelt, deutlich. Den Beſchluſs macht abwechſelnd das Verzeichniſs der Jahrmärkte in Baiern, der kommenden und abgehenden Poſten und der ordin. Landboten in München, und ein Verzeichniſs nützlicher Schriften für den gebildeteren Ökonomen. Ein Beweis, daſs dieſer Pflugkalender (wie ihn der Bauer in Baiern, wegen des auf dem farbigen Umſchlage abgebildeten Pflugs, nennt), obſchon der Preis von 24 Kr. für einen Bauer immer hoch iſt, groſsen Beyfall gefunden hat, iſt der, daſs die ganze Auflage des erſten Jahrganges in 3 Monaten vergriffen war, und der Herausgeber ſelbigen noch einmal drucken laſſen muſste.

Auf das Jahr 1807 und 1808 ſollen von obigem *Volkskalender* Fortſetzungen in einem anderen Verlage herausgekommen ſeyn, welche uns aber nicht zugekommen ſind.

Αλκ.

Leipzig, b. Weigel: *Neuer Bauernkalender oder Taſchenbuch für deutſche Landwirthe*, auf das Jahr 1804. 78 S. Auf das Jahr 1805. 69 S. Auf das Jahr 1806. 70 S. 8. (Jeder Jahrgang 5 gr.)

Der nach dem Vorbericht *K—r* in F—g unterzeichnete Vf. hat bereits für die Jahre 1801, 1802 und 1803 dergleichen Kalender unter dem nämlichen Titel herausgegeben, die Rec. aber nicht zu Geſicht gekommen ſind. Zufolge der Buchhändleranzeige auf dem Umſchlage des Jahrganges 1804 enthielt der erſte: *Bemerkungen über die Pferde- und Rindvieh-Zucht, über die Behandlung dieſer Thiere im geſunden und kranken Zuſtande, über die Viehſeuche* u. ſ. w. Der zweyte: *Bemerkungen, die Viehzucht überhaupt betreffend, nebſt einem Unterricht über die Schafzucht.* Der dritte: *Von der Schweine- und Ziegen-Zucht.* Der vorliegende *vierte Jahrgang*, bey dem ſich kein aſtronomiſcher Kalender befindet, handelt: *Von der Federviehzucht*, nämlich zuerſt *über die Unentbehrlichkeit und Nützlichkeit derſelben*, welche jedoch nur auf groſsen Landgütern Statt finden kann, wo man wenigſtens den Sommer durch nicht nöthig hat, das Federvieh mit Körnern zu füttern, und gleichwohl ein nicht geringer Nutzen an Eyern, Federn, Miſt u. ſ. w. zu hoffen iſt. Dann insbeſondere *von der Gänſezucht, Entenzucht, Hühnerzucht*, wo alle bekannten Arten der Hühner beſchrieben werden; *von der Zucht der Truthühner, der Tauben*; ferner, *von den Feinden und allgemeinen Krankheiten des Federviehes*; und den Beſchluſs macht als Anhang ein *Bienenkalender* auf jeden Monat. — Der Jahrgang auf 1805 handelt vom *natürlichen Wieſenbau*, wo man Alles angezeigt findet, was darüber zu ſagen nöthig iſt. Im Jahrgange auf 1806 endlich wird der *künſtliche Futterkräuterbau* beſchrieben, und beſonders vom gemeinen rothen Klee, von der Luzerne, Eſparſette, Pimpinelle, dem gelben Hopfenklee, weiſsen Klee, Schneckenklee, Sumpfklee, Geisklee, Steinklee, vom Ackerſperk, von der groſsen Brenneſſel, vom franzöſ. Raygras, vom Honiggras, vom Timotheusgras, von der Futtertreſpe und vom eſsbaren Cypergras (*Cyperus eſculentus*), das jährlich zweymal geſchnitten werden kann, ausführlich gehandelt. Den Trokar, den der Vf. beym Überfreſſen und Aufſchwellen des Rindviehes vom friſchen Klee, nebſt einigen anderen Mitteln, empfiehlt, wünſcht Rec., als ein Deſperationsmittel und in den Händen eines Unerfahrnen höchſt gefährliches Inſtrument, ganz verbannt zu ſehen. Weit ſicherer und eben ſo ſchnell Hülfe leiſtend iſt dagegen das von den Franzoſen erfundene und bereits in mehreren Schriften, unter anderen in *Riems Halbjahr-Beyträgen* auf das J. 1803. 2 Lief. S. 207, empfohlene Mittel mit *ungelöſchtem Kalke*, das der Vf. nicht vergeſſen haben würde beyzubringen, wenn es ihm bekannt geweſen wäre. Darauf handelt er vom Anbau des Gemengefutters, vom Roggen als Futterkraut mit Klee, was doch immer ein bedenkliches Verfahren bleibt, vom Johannisroggen, vom Anbau der Kartoffeln als Viehfutter, von den Erdäpfeln (*Helianthus tuberoſus*), von den Möhren, von weiſsen Rüben, von Kohlrüben, endlich von den Runkelrüben. — Alle 3 Jahrgänge ſind übrigens bloſs Auszüge aus anderen bewährten Schriftſtellern, z. B. *Weber* von der Wirthſchaft der Bauern, *Leopolds* Agrikola, welchen letzteren der Vf. vorzüglich benutzt hat, ſo wie auch den beygefügten Wieſenkalender. Seine Abſicht, dem Landmanne gute ökonomiſche Regeln um einen geringen Preis in die Hände zu geben, iſt lobenswerth, wird aber doch nie ganz erreicht, wenn zu den nun ſchon vorhandenen 6 Jahrgängen noch mehrere hinzukommen ſollten, weil dann der Preis für den gemeinen Landmann noch immer zu hoch ſeyn würde.

Αλκ.

Hamburg u. Altona, b. Vollmer: *Allgemeines und vollſtändiges Wörterbuch der geſammten Stadt- Land- und Haus-Wirthſchaft*, nach den vorzüglichſten Quellen des In- und Auslandes in alphabetiſcher Ordnung bearbeitet von *Friedr. Wilh. von Schüz*, kurfürſtl. ſächſ. Hofrath. Siebenter Band. O bis R. 325 S. 8. (1 Rthlr.)

Jeder Band dieſes Werkes fällt ſchlechter aus, und der vorliegende iſt ſo elend, daſs ihn Rec. nicht einmal einer Kritik würdig findet. Daſs er bloſs eine Compilation iſt, würde Rec. dem Vf. noch gern verzeihen, wenn er nur zu dieſer Abſicht die beſten Werke gewählt, und aus dieſen das Beſte herausgehoben hätte. Allein unglücklicher Weiſe traf ſeine Wahl gröſstentheils elende Machwerke, und aus dieſen nahm er ohne alle Auswahl, Beurtheilung und Prüfung dasjenige heraus, was ihm vor die Fauſt kam, ſchrieb es nieder, übergab es der Preſſe, und — betrog auf dieſe Art das ökonomiſche Publicum und ſeinen Verleger. Es bedarf nur einiger Proben von den ökonomiſchen Kenntniſſen des Vfs., um dieſs harte Urtheil zu rechtfertigen.

Digitized by Google

S. 1 *Oberbaum* — sagt der Vf. — nennt man einen ausgewachsenen oder überständigen Baum (?) S. 2. *Oblate*, ein dünnes Gebackenes, welches die Confectbecker gewöhnlich zu den Böden ihres Backwerkes gebrauchen. Von einem bereits so bändereichen Werke fodert Rec. eine vollständigere Erklärung; denn gerade die allerwenigsten Oblaten werden zu der angegebenen Benutzung verwendet. Ein grofser Theil wird theils roh, theils mit Butter bestrichen, sowohl zum Frühstück, als beym Defert verspeist. Eben so bedient man sich derselben auch beym Siegeln, und giebt ihnen dann — um die verlangte Farbe herauszubringen, — einen Zusatz z. B. von Zinnober u. s. w. Auch gebraucht man sie beym heiligen Abendmahle. Dafs sie zwischen zwey Eisen auf einem nicht gar zu starken Feuer ausgebacken werden, sucht man hier vergebens. Eben so auch, woraus man sie macht. Das *Obst* theilt der Vf. in Frühling-, Sommer- und Lager-Obst. Welcher Pomolog theilt es so ein? Rec. kennt blofs Sommer-, Herbst- und Winter-Obst. „Kernobst — sagt der Vf. — nennt man, dessen Kerne eine weiche Schale haben, als Äpfel, Birnen u. s. w.(?). S. 9. „Wenn der Baum einen guten Wuchs hat: so zieht man solchen zu einem Oberbaum u. s. w.." Was versteht der Vf. unter Oberbaum? Giebt es denn etwa auch Unterbäume? S. 11. „Zum Begiefsen mufs man Regenwasser gebrauchen, oder sonst ein stille stehendes Teichwasser, so von der Sonne beschienen worden, denn Quell- und Brunnen-Wasser sind den Bäumen schädlich." Also Flufswasser taugt zu dieser Absicht auch wohl nicht? „*Obstdarre* nennt man bey einem Landgute (warum gerade bey einem Landgute?) denjenigen Ort, wo vermittelst eines Ofens und angebrachten Gerüstes, auf welche sich Horden oder Bretter befinden, das Obst gebacken wird (?)." S. 16. „*Ocher* oder *Ocker*, ist eine gelbe Erde, die sowohl in eigenen Adern als auch um und bey Metallen gefunden wird (?)." Auf diese Art definirt und beschreibt der Vf. fort, so dafs der noch nicht unterrichtete Leser von diesem Werke unbelehrter zurückkehrt als er vorher war.

Eur.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Halle*, b. Vf., u. *Leipzig*, b. Stainacker: *Wirthschaftliche Vermächtnisse für das neue Jahrhundert, mit Vorschlägen und Bitten an gute Landesväter und Obrigkeiten um Abstellung der aus den vorigen* (Jahrhunderten) *hergebrachten Mifsbräuche*, von *J. C. C. Rudiger'n*. Erstes Stück. 1805. 35 S. 8. (4 gr.) In der halb in Versen, halb in Prosa, halb launig, halb mifsmuthig geschriebenen Zuschrift (an sein Vaterland), Vorrede und Einleitung, versichert der Vf., der ohne Furcht derbe Wahrheiten zu sagen gewohnt ist, dafs er mit dieser Schrift, von welcher dieses erste Stück nur als Probe gelten soll, ein Werk anfange, das, so viel seine Kräfte, Kenntnisse, Erfahrungen, Fleifs und Mühe vermögen, unvergleichlich besser und wichtiger seyn werde, als Alles, was er sonst je hervorgebracht habe. — Seine Absicht ist, die gereiftesten Früchte seiner Bemühungen in allen Theilen der Wirthschaftslehre zu liefern; zum Titel des Werkes veranlafste ihn *Mercier*, welcher in seinem Jahr 2440 bey dem Begräbnifs eines jeden Bürgers die besten Gedanken seines Lebens als ein Vermächtnifs eröffnen liefs. Das erste Stück hat zum Gegenstand: *die Ersparnifs des Staats durch einfachere Einrichtung der Schreiberey und des Rechnungswesens*. In den ihm eigenen festen Ton eifert der Vf. — mit Recht — über die unendliche Weitläuftigkeit in den Geschäften der Rechtspflege, Gewerbeleitung, Polizey und Finanzen, und zeigt ihren Nachtheil. Diesen wegzuräumen, giebt er Vorschläge, die er besonders auf den Geschäftsgang bey Kammern anwendet, die sich aber meistens und mit wenigen Veränderungen auch auf höhere und niedere Collegia, Magistrate, Ämter und einzelne Diener der Staatswirthschaft, auf Polizey und Finanzen, selbst auf die Rechtspflege, übertragen lassen. Diese Verbesserungen betreffen den Kanzleystil, der freylich bey manchen Gerichtshöfe noch barbarisch klingt, die sogenannten Curialien, die doch nun schon hie und da abgeschafft sind; besonders aber rügt der Vf. den Gebrauch des höchsten Titels des Landesherrn, den manche Landescollegia annahmen, indem sie im Namen des Landesherrn Befehle geben, Urtheile sprechen, da doch der Unterthan wider diese an noch höhere Collegia appelliren kann, wodurch die Appellation das Ansehen einer Auflehnung und Beschwerde wider die höchste Gewalt gewinne, also bey dieser Gerichtsform ein wirklicher Widerspruch entstehe. Ferner die Abkürzung mancher Geschäftsaufsätze, die so viele Schreiberey verursachenden Duplicate, die mündlichen Verhöre, Anfragen, Bescheide u. s. w., die Abkürzung des Geschäftsganges selbst, besonders bey den Landes-Collegien, das Rechnungswesen, wo er die vom Handel in manche näher damit verwandte Fächer der Staatswirthschaft übergetragene doppelte Buchhaltung verwirft, weil sie nur unnöthige Weitläuftigkeit, mehr Geschäfte, Beamte und Gehalte zur Folge habe; endlich die Tilgung aller aufgesammelten unnützen Registraturen in allen Departements, die immer mehr Leute, Raum und Kosten bedürfen. — Diese sehr gut gemeinten Vorschläge des Vfs. verdienen die Beherzigung der Grofsen, so wie der hohen Landesbehörden.

Alx.

Ökonomie. *Nürnberg*, b. Lechner: *Über die Viehweide und ihre Vorzüge vor der Stallfütterung* von Dr. *G. B. Bohmer*. Aus dem Lateinischen frey übersetzt, von Dr. *Tob. Fr. Lochner*. 1804. IV u. 56 S. 8. (4 gr.) Wenn das Original dieser Übersetzung nicht, aller Wahrscheinlichkeit nach, volle dreyfsig Jahre überlebt hätte: so würde eine Lobschrift der Viehweiden, und eine Anpreisung ihrer Vorzüge vor der Stallfütterung, die der Geh. Rath *Thaer* den Triumph der deutschen Landwirthschaft nennt, in unseren Tagen gewifs eine unerwartete Erscheinung seyn. In jenen Zeiten zweifelten viele Ökonomen, ob die Aufhebung der Brache und Hutung, und die dagegen einzuführende Stallfütterung den grofsen Nutzen gewähren könne, welchen ihre Vertheidiger davon anrühmten, und damals mochte es sehr sachdienlich seyn, die Gegenpartey mit ihren Einwürfen zu hören. Jetzt aber, nachdem die Erfahrung schon lange darüber abgeurtheilt hat, jetzt, da man mit Stallfütterung ganz andere Begriffe, als bey ihrer Entstehung, verbindet, jetzt, da alle um den Flor ihrer Länder besorgten Regierungen die Schwierigkeiten, welche der Aufhebung der Gemeinheiten hie und da noch im Wege stehen, auf das thätigste zu beseitigen suchen, die höchst schädliche Frühlingshut auf den Wiesen aber ohne Weiteres abschaffen: jetzt müssen wir es allerdings für eine sehr überflüssige Arbeit erklären, eine Abhandlung, die nicht einmal sehr scharfsinnige Gründe zur Vertheidigung ihres Satzes vorträgt, ins Deutsche zu übersetzen, und auch nur wenige Bogen Papier damit zu verschwenden.

S. H.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

GIESSEN, b. Heyer: *Germanien*, eine Zeitschrift für Staatsrecht, Politik und Statistik von Deutschland, herausgegeben von Dr. *Aug. Fried. Wilh. Crome*, grosh. hess. Geheimen-Regierungsrathe und Prof. der Staats- und Cameral-Wissenschaften u. s. w., und von Dr. *Carl Jaup*, ord. Prof. d. Staatsrechts auf der Ludwigs-Universität zu Giessen. I Bandes 2 u. 3 Heft. 1808. S. 197 — 566; II Bd. 1 — 3 Heft. 1809. 526 S. III Bd. 1 — 3 Heft. 1810. 538 S. IV Bd. 1 — 3 Heft. 1811. 546 S. 8. (Jeder Band 2 Rthlr. 12 gr. sächs.)

Die Erwartungen, zu welchen das erste, Jen. A. L. Z. 1808 No. 69 von einem anderen Rec. beurtheilte Heft berechtigte, sind durch den Inhalt der folgenden sehr wohl befriedigt. Der Freund des deutschen neueren Staatsrechts sowohl, als der Statistiker, und überhaupt der deutsche Politiker erhalten hier manches sehr Interessante, durch dessen Mittheilung sich die Herausgeber gewiss gerechte Ansprüche auf den Dank des Publicums erworben haben. Man findet hier nicht nur die wichtigsten Actenstücke zur Geschichte der Constitution, Organisation und Verwaltung, und des inneren und äusseren Verhältnisses unserer seit dem merkwürdigen Jahre 1806 in einer ganz anderen Gestalt, wie vordem, erscheinenden deutschen Staaten, z. B. den Vertrag zwischen den *Königen von Sachsen und Westphalen wegen Abtretung des Amtes Gommern, der Grafschaft Barby* u. s. w. vom 19 März 1808 (Bd. II. No. IV); *den wiener Friedensschluss zwischen Frankreich und Österreich*, vom 14 October 1809 (Bd. III. No. XIII); *den Vertrag zwischen Frankreich und dem ehemaligen Königreiche Holland über die Abtretung von Vlissingen u. s. w. gegen Ostfriesland, Jever u. s. w.*, v. 11 Nov. 1807 (Bd. II. No. XV. S. 308 ff.); *den Staatsvertrag zwischen dem Kaiser Napoleon und dem Grossherzoge von Frankfurt, die Erhebung der fürstl. primatischen Staaten zu dem Grossherzogthume Frankfurt betreffend*, vom 16 Februar 1810 (Bd. IV. No. X); *den Staatsvertrag zwischen Hessen und Baden, die darin bestimmten Länderabtretungen von Baden an Hessen betreffend*, v. 15 Septemb. 1810; *die grossherzogl. hessische Verordnung über die Verhältnisse der unmittelbaren Reichsritter und der übrigen adelichen Gerichtsherrn in dem Grossherzogthume*, v. 1 Dec. 1807 (Bd. I. No. IX), nebst einer *historischen Übersicht der seit dem August 1806 in diesem Staate überhaupt erschienenen Verordnungen in staatsrechtlicher Beziehung* (Bd. I. No. XXI); den bekannten *Exposé de la situation du Royaume de Westphalie*, v. 7 Julius 1808, für die versammelten Reichsstände (Bd. II. No. I S. 6 ff.); *die Vorstellung von acht und zwanzig* (der angesehensten und begütertsten) *Individuen des Ritter- und Adel-Standes in Baiern über das momentane Steuerprovisorium* v. 14 Januar 1808 (Bd. II. No. XX); *den Bericht der königl. baierischen Landesdirection zu München* v. 3 May 1808, und *die königl. Resolution hierauf* v. 10 May 1808 (Bd. III. No. V): sondern die vor uns liegenden eilf Hefte enthalten auch manche treffliche statistische Aufsätze zur Beförderung einer genauen Kenntnis dieser Länder, und nächstdem noch mehrere sehr schätzenswerthe Abhandlungen über einzelne Puncte und Fragen des Staatsrechts und der Gesetzgebung, erzeugt durch die neue Gestalt unseres deutschen Vaterlandes und seiner einzelnen Staaten. Die *statistischen* Aufsätze sind beynahe allesammt von *Crome*, und mit der Genauigkeit und Gründlichkeit verfasst, welche das Publicum schon seit lange an den Arbeiten dieses berühmten Statistikers zu schätzen gewohnt ist. Vorzügliche Aufmerksamkeit verdienen die *statistische Schilderung der Bestandtheile des Königreichs Westphalen in staatswirthschaftlicher Hinsicht* (Bd. I. No. XII u. XX, Bd. II. No. XXIII, Bd. III. No. XII, u. Bd. IV. No. V u. XI); dann *Deutschlands neuester Länderverlust an den Küsten der Nordsee und an der westlichen Seite des Rheines* (Bd. I. No. XV); die *statistischen Bemerkungen über den wiener Friedensschluss v. J.* 1809 (Bd. III. No. XIV. u. Bd. IV. No. VI), und *über die Mündungen der Elbe, Weser und Trave, nach ihrer Wichtigkeit für den Seehandel, als integrirende Theile von Frankreich* (Bd. IV. No. XXIII). Unter den *Abhandlungen* aber zeichnen sich nach unserem Urtheil vorzüglich folgende aus: *Steht den Standesherren das Fiscusrecht zu?* von *Jaup* (Bd. I. No. XIII). Der Vf. beantwortet diese praktisch wichtige Frage weder allgemein bejahend, noch allgemein verneinend, sondern er unterscheidet mit Recht Berechtigungen des Fiscus, die ihm aus solchen Zweigen der höchsten Gewalt zustehen, welche die rheinische Bundesacte den Souverains nur ausschliesslich zugetheilt hat, und solche, welche aus den den Standesherren gelassenen Hoheitsrechten entspringen. In Beziehung auf Rechte der ersten Art haben die Standesherren auf das Fiscusrecht keinen Anspruch; wohl Anspruch aber haben sie auf das Fiscusrecht bey Rechten der letzteren Classe. Dies vorausgesetzt, wird den Standesherren das Recht auf

Digitized by Google

Geldſtrafen zu-, das Recht auf *Einziehung confiſcirter erb-* oder *herrenloſer Güter* aber *abgeſprochen*. — *Das Staatsnothrecht — fälſchlich dominium eminens genannt — involvirt kein Obereigenthum;* von *Friedr. Hoppe* zu Darmſtadt (Bd. I. No. XVI); enthält zwar keine neue, aber doch eine gute und richtige, und vorzüglich in unſeren Tagen beherzigenswerthe Zuſammenſtellung der Gründe der Nichtigkeit des *Dominium eminens*, von deſſen Idee ſich unſere Staatsmänner und Staatsrechtsgelehrte noch nicht ganz haben losreiſſen können. Wie der Vf. ſehr gut zeigt, iſt dieſs *dominium eminens* weder in der Natur der Sache, noch in dem römiſchen oder deutſchen Rechte, noch auch in der rheiniſchen Bundesacte, und dem hier, bey der Überweiſung einzelner Länder an einzelne Bundesglieder gemachten Unterſchied zwiſchen *en toute propriété* und *en souveraineté* überwieſenen Ländern, gegründet. Doch können wir es keineswegs billigen, daſs der Vf. die mediatiſirten ehemaligen Reichsſtände *Exlandesherren* nennt, und die Ausdrücke *en toute propriété et souveraineté* durch *Souverainetät des Begriffs* überſetzt wiſſen will. Nach unſerer Anſicht möchte ſich der Ausdruck *propriété* am richtigſten durch *Landesherrlichkeit* und *souveraineté* durch *Landeshoheit* (Regentengewalt) bezeichnen laſſen. Doch man überſetze dieſe Ausdrücke wie man will: immer iſt ihr Sinn ſehr klar. Der Ausdruck *en toute propriété* will weiter nichts ſagen, als daſs die Souverains die den mediatiſirten Ständen zugehörigen Domainen und die dazu gehörigen grundherrlichen Rechte nicht erhalten, ſondern daſs dieſe ihren vorigen Herren verbleiben ſollen. — *In wie fern gelten ältere poſitive Rechtsquellen nach geſchehener Einführung des Code Napoléon in einem deutſchen Lande?* vom Prof. *Schrader* zu Helmſtädt (Bd. II No. V und Bd. III No. XX), mit den dagegen gemachten *Bemerkungen* von Dr. *Pfeiffer*, Subſtit. d. k. Gen. Procur. beym Appell. Ger. zu Caſſel (Bd. II No. XIII). Hr. *Schrader* ſucht hier durch eine Vergleichung des Zuſtandes unſerer alten deutſchen Legislation mit dem Zuſtande der älteren franzöſiſchen zu zeigen, daſs bey einer allgemeinen Einführung des *Code Napoléon*, und wenn durch beſondere Geſetze hierüber nicht etwas der Art beſtimmt iſt, was in Frankreich durch den bekannten 7 Art des Geſ. v. 30 Ventoſe d. J. XII, und in Weſtphalen durch das königl. Decret vom 21 Sept. 1808 verordnet wurde, „in allen den Fällen, wofür der C. N., oder andere neue Geſetze, keine Entſcheidung an die Hand geben, die älteren Rechte, *als wahre Geſetze*, in demſelben Verhältniſſe, wie bisher, eintreten müſſen, und gegen Erkenntniſſe, welche dieſen älteren Geſetzen widerſtreben, eben ſo gut die Caſſation Statt finde, wie gegen Erkenntniſſe gegen die im C. N. enthaltenen Verordnungen;“ — und wir müſſen geſtehen, daſs er, nach unſerer Überzeugung, die Richtigkeit dieſer Behauptungen mit vielem Scharfſinne nachgewieſen hat. Doch können wir Hn. *Schrader* darin nicht beyſtimmen, daſs der Ausdruck des königl. weſtphäl. Decrets: *dans toutes les matières, qui ſont l'objet des dispoſitions contenues dans le C. N.*, ſo eingeſchränkt zu deuten ſey, wie er (Bd. III S. 515) will, daſs nämlich das ältere Recht nur in den *einzelnen Fällen* abgeſchafft ſey, welche das napoleoniſche Geſetzbuch entſcheidet; in *allen übrigen* aber ferner *ganz wie vörhin*, alſo auch zum Zwecke der Caſſation, gelte. Wir unſeres Orts können wenigſtens in den angeführten Worten nichts weiter und nichts anderes finden, als was die franzöſiſche Geſetzgebung in dem Art. 7 des angeführten Geſetzes v. 30 Vent. XII durch die Worte ſagt: *dans toutes les matières, qui ſont l'objet desdites lois*; ſie ſind wirklich — wie Hr. *Pf.* will — mit den angeführten Worten des k. weſtph. Decrets ganz gleichbedeutend. Die von Hn. *Sch.* angenommene Deutung widerſtrebt offenbar dem Geiſte der ganzen Legislation, welche für alle die Gegenſtände, worüber ſich der C. N. verbreitet, dieſem ſeine freye, von jeder anderen Geſetzgebung unabhängige Wirkſamkeit ſichern will. Und auch darin können wir Hn. *Sch.* nicht beypflichten, daſs in Frankreich und Weſtphalen, und überall, wo ähnliche Verordnungen über die Geſetzeskraft des C. N. wie hier ergehen mögen, in den im C. N. zwar nicht entſchiedenen, aber doch in den Umfang irgend eines ſeiner Titel gehörigen Fällen, die Verordnungen des alten Rechts, *zwar nicht mehr als Geſetze*, doch *als Regeln* gelten ſollen, nach denen ſich der Richter zu achten habe, ſo daſs, wenn er es nicht thut, der Appellationsrichter ſein Erkenntniſs reformiren *müſſe*, und daſs nächſtdem gegen einen dieſe älteren Geſetze nicht achtenden Richter die Syndicatsklage Statt finde, wiewohl durch jene Nichtachtung nie gegen ein ſolches Erkenntniſs die Nichtigkeitsklage Statt finden könne. Was Hr. *Pf.* hiegegen (Bd. II S. 285 ff.) erinnert hat, iſt allerdings richtig. Der Unterſchied, welchen Hr. *Sch.* hier zwiſchen *Geſetz* und *Regel* macht, iſt offenbar nicht in der Natur der Sache gegründet. — *Verſuch über die erſten Grundſätze von der authentiſchen Interpretation ſtaats- und völkerrechtlicher Normen, zunächſt in Anwendung auf die den rheiniſchen Bund betreffenden Staatsacten*, von *E(rnſt) A(uguſt) H(aus)* zu W(ürzburg) (Bd. II No. VIII). Ein ſchätzbarer Beytrag zur Berichtigung dieſer ſchwierigen Lehre. Der Vf. geht von dem in der Natur der Sache liegenden, allgemeinen Grundſatze aus: „Diejenige Staatsrechtsnorm, welche auf einen Vertrag ſich gründet, kann nur von den Vertragsſtiftern, diejenige hingegen, welche auf einem Geſetze oder einer Declaration deſſen, der die höchſte Gewalt hat, beruht, kann nur von ihrem Urheber, dem Geſetzgeber, authentiſch interpretirt werden;“ woraus denn die Folgeſätze gezogen werden: „Die Acte des rheiniſchen Bundes kann nur von den contrahirenden Theilen, dem Kaiſer von Frankreich, und den deutſchen Souverainen, die Declarationen der Souveraine aber können nur von dieſen allein ihre authentiſche Interpretation erhalten.“ Doch kann, nach der Theorie, die Concurrenz des Bundes zur Deutung der Bundesacte im Verhältniſſe gegen Frankreich nicht weiter ausdehnt

Digitized by Google

werden, als auf ſolche Dispoſitionen der Acte, welche die Allianz der Conföderation mit der Krone Frankreich betreffen; die Deutung derjenigen Stellen der Acte hingegen, welche das Innere des Bundes und die Verhältniſſe der Bundesglieder unter ſich betreffen, kann, *wenn die Bundesglieder deſsfalls nicht unter ſich einig zu werden vermögen*, nach dem Weſen des Protectorats und dem Zwecke des Bundes, von Niemand anderem gegeben und eingeholt werden, als von dem Protector, der hier gleichſam als ſupplirender Geſetzgeber erſcheint. Befaſſen ſich die Bundesglieder ſelbſt mit der Interpretation: ſo iſt jedoch nicht Übereinſtimmung *aller* einzelnen Bundesglieder zur Gültigkeit und Verbindlichkeit der gegebenen Deutung nöthig, ſondern es entſcheidet ſchon die Majorität. Entſtehen übrigens Streitigkeiten über den Sinn der Conföderationsacte zwiſchen den dadurch ſouverain gewordenen Bundesgliedern und den ihnen unterworfenen *ehemaligen Reichsſtänden*: ſo können zwar dieſe letzteren, ungeachtet ſie *vor der Errichtung des Bundes* für ſouveraine Fürſten, im Verhältniſſe gegen die jetzigen Souveraine zu achten waren, und ungeachtet bey Völkerverträgen, worin Stipulationen für dritte Souveraine vorkommen, dieſen Dritten allerdings ein Recht zur Theilnahme an der authentiſchen Interpretation jener Verträge zugeſtanden werden muſs, dennoch um deſswillen an der Interpretation der Bundesacte keinen Theil nehmen, weil ſie *ſeit der Errichtung der Acte* nicht mehr als Souveraine ſich betrachten laſſen; allein ſie ſind keineswegs verbunden, die Declarationen der Souveraine als die *einzige* und *letzte* Entſcheidungsnorm ihrer auf der Bundesacte beruhenden Rechte anzuerkennen, ſondern, wenn keine entweder in Worten ausgedrückte oder ſtillſchweigende, z. B. aus der Annahme jener Declarationen zu folgende, Vereinigung zwiſchen ihnen und den Souverainen Statt findet: ſo muſs die nöthige Interpretation entweder durch eine einhellige, unter den Auſpicien und der Beywirkung des Protectors, von dem Bundestage zu gebende Entſcheidung ertheilt werden, oder wenn auch auf dieſem Wege keine Entſcheidung erlangt werden könnte, von dem Protector allein. Den der Souverainetät unterworfenen Gliedern der ehemaligen *Reichsritterſchaft* aber gebührt nicht einmal eine ſolche Einwirkung auf die Deutung der Bundesacte, ſondern als Privatperſonen, welche ſchon vermöge des bekannten kaiſerl. franzöſiſchen Tagesbefehls vom 19 Dec. 1805 der Souverainetät unterworfen waren, haben ſie ſich unbedingt in die ihre Rechte beſtimmenden Declarationen ihrer Souveraine und in die von dieſen angegebenen Deutungen jener Declarationen zu fügen; und eben ſo können auch diejenigen Beſtimmungen, durch welche die Souveraine die Verhältniſſe der ehemaligen Reichsſtände beſtimmten (vorausgeſetzt, daſs ſie ausdrücklich oder ſtillſchweigend von den Letzteren anerkannt worden ſind), bedürfenden Falls auch nur von den Souverainen, welche ſie gaben, allein authentiſch interpretirt werden. Was in allen dieſen Fällen von der authentiſchen Interpretation ſelbſt gilt, gilt auch von der Entſcheidung der Frage, ob in einzelnen Fällen eine authentiſche Interpretation dieſer oder jener, hier oder dort enthaltenen Beſtimmung nöthig und zuläſſig ſey. — *Über die Rechtskraft eines in einer Civilſache von einem auswärtigen Gerichte geſprochenen Urtheils, nach den Grundſätzen des Staatsrechts der rheiniſchen Bundesſtaaten*, vom Hofrath *Zachariae* zu Heidelberg (Bd. II No. X). Der Vf. unterſcheidet *öffentliches* und *Privat-Völkerrecht*. Das Letzte ſoll die Rechte der Völker im Stande der Natur, alſo in demjenigen Zuſtande, wo ſie keinen Oberherrn über ſich anerkennen, zu ſeinem Gegenſtande haben; das Erſte aber ſoll die Grundſätze des Staatsrechts auf die Idee eines Völkerſtaats anwenden. Nach Jenem ſoll (S 237) das von dem Richter des einen Staats gefällte Urtheil in jedem anderen Staate ſo zu betrachten ſeyn, als ob es überall nicht gefällt wäre; alſo von ſeiner Rechtskraft in einem anderen Staate kann hier gar nicht die Rede ſeyn. Nach dieſem, dem öffentlichen Völkerrechte, aber ſoll ein in dem einen Staate geſprochenes Urtheil auch in allen den anderen Staaten, welche zu demſelben Völkerſtaate gehören, ſchlechthin als rechtskräftig zu betrachten ſeyn, weil (S. 242) die Gerichte der einzelnen Staaten hier nur als verſchiedene Behörden eines und deſſelben Staates anzuſehen ſeyn würden. Da nun der rheiniſche Bund beſtimmt zu ſeyn ſcheine, eine der Idee eines Völkerſtaats analoge Verbindung zu begründen: ſo wünſcht und empfiehlt der Vf. in den Staaten des Bundes eine mit den Principien des öffentlichen Völkerrechts übereinſtimmende Geſetzgebung; und in dieſen Wunſch ſtimmen auch wir mit ein, wiewohl nicht aus Überzeugung der Statthaftigkeit der Gründe, durch welche der Vf. ihn zu rechtfertigen ſucht. Denn wir können uns nicht überzeugen, daſs in den Principien des öffentlichen Völkerrechts das enthalten ſey, was der Vf. hier findet; eben ſo wenig als uns die rechtlichen Gründe genügen, durch welche Hr. geh. Legationsrath *v. Kamptz* in ſeiner Abhandlung über dieſe Frage (Bd. III No. X) die *rechtliche* Nothwendigkeit der Rechtskraft eines von auswärtigen Gerichten gefällten Urtheils unbedingt, und auch im privatvölkerrechtlichen Zuſtande, nachzuweiſen geſucht hat. Uns ſcheint die ganze Frage überhaupt nicht dem Rechte anzugehören, ſondern lediglich der Politik, nach welcher jedoch mehr *für* die Rechtskraft ſolcher Erkenntniſſe zu ſagen ſeyn möchte, als *gegen* ſie. Das Iſolirungsſyſtem, zu welchem die verneinende Meinung führt, iſt den Foderungen einer richtigen Politik gewiſs mehr abhold als zuſagend. Was das natürliche Band zwiſchen Völkern und Völkern zerreiſst, kann die Politik nie billigen, auſser im Falle des offenbaren Krieges, den man jedoch bey völkerrechtlichen Beſtimmungen nie als Regel, ſondern immer nur als Ausnahme annehmen muſs. — *Über den Maſsſtab zur Vertheilung der Kreisſchulden*, von *Jaup* (Bd. II No. XVI). Der Vf. ſucht zu zeigen, daſs das ehemalige Matricularverhältniſs zur Norm der Kreisſchuldenvertheilung angenommen werden müſſe, keineswegs aber, wie

Digitized by Google

Brauer und *Behr* wollen, das Verhältnifs der natürlichen Staatskräfte, und die Gründe, durch welche diese Behauptung gerechtfertiget werden soll, sind allerdings nicht ohne Gewicht. — *Über die Art der Promulgation des Code Napoléon in den Staaten des Rheinbundes* (Bd. II No. XVIII), und *über die Organisation der Gerichtsbehörden bey der Einführung des C. N.* (Bd. II No. XXI u. Bd. III No. I). Zwey lesenswerthe Abhandlungen. Der Vf. der Ersten sucht mit trefflichen Gründen zu zeigen, dafs unter den verschiedenen Wegen, den C. N. in Deutschland einzuführen, der bessere wohl der sey, ihn unverändert in seiner Ursprache als Gesetzbuch anzunehmen, und die etwa nöthig scheinenden Abänderungen in der Form organischer Gesetze zugleich mit dem C. N. zu promulgiren. Der Vf. der Zweyten hingegen beschäftiget sich mit der Frage, ob die Einführung des C. N. auch zugleich eine Umwandlung der Administration und der Gerichtsbehörden in unseren deutschen Staaten so unumgänglich nothwendig mache, wie man gewöhnlich glaubt, und ob eine solche Umwandlung räthlich sey. Und seine sehr gut motivirte Meinung geht (S. 36 u. 37 Bd. III) dahin, dafs die französische Gerichtsverfassung sich in keiner ihrem Urbilde ähnlichen Gestalt auf deutschen Boden verpflanzen lasse; dafs sie vielmehr, für einen grofsen Staat berechnet, nur innerhalb der Grenzen eines solchen anwendbar sey, und sich nur da von ihr dasjenige erwarten lasse, was sie zu leisten bestimmt ist; eine Übertragung derselben in verjüngtem Mafsstabe auf kleinere Staaten sey ein vergebliches Unternehmen; übrigens aber sey diese Übertragung auch keineswegs nothwendig, und durch sie die Einführung des C. N. keineswegs bedingt; statt des Versuches, einzelne Bruchstücke der französischen Gerichtsverfassung in deutschen Staaten einzuführen, sey es besser, eine passende Verbesserung unserer vaterländischen Institute vorzunehmen, wozu beherzenswerthe Winke und Vorschläge gegeben werden. — *Von den Steuerfreyheiten und von der Entschädigungsberechtigung bey Aufhebung derselben* (Bd. III No. II). Mit Recht werden hier die, einzelnen Ständen bisher zugestandenen Steuerbefreyungen als mit den Foderungen des Rechts und der Politik nicht vereinbarlich, und die Einziehung aller solcher Privilegien als schlechthin nothwendig dargestellt. Und zwar soll die Letzere ohne alle Entschädigung geschehen, „indem es sich selbst widersprechend seyn würde, diejenigen, denen man einen, ungerechter Weise, und zum Nachtheil der übrigen Staatsbürger genossenen Vortheil entzieht, für den dadurch erlittenen Verlust zu entschädigen.“ Entschädigung für aufgehobene Steuerbefreyungen mag in der Regel nie gefodert werden, selbst von dem gegenwärtigen Besitzer nicht, der das Gut, dem sie anklebt, um dieser Berechtigung willen höher gekauft hat, als er es aufserdem gekauft haben würde. Denn (S. 71) „von Seiten des Käufers unterstellt die Erwerbung der Steuerfreyheit immer etwas Zweytes; er mufste sich den Fall denken, dafs der Staat einst jene Privilegien, aus Überzeugung ihrer Ungerechtigkeit, zurücknehmen werde, und auf diesen Fall mufste er sich sicher stellen. An ihm war es also, die Fortdauer des auf dem erworbenen Gute haftenden Vorzugs sich garantiren zu lassen; that er dieſs nicht: so trägt er mit Recht die Folgen seines Mangels an Vorsicht.“ Nur dann kann ausnahmsweise der bisher Befreyete Entschädigung fodern, wenn er seine Befreyung als Lohn aufserordentlicher dem Staate geleisteter Dienste erhielt, oder solche vom Staate erkauft hat; doch erstreckt sich auch hier die Entschädigungspflicht des Staats (S. 82) auf weiter nichts, als auf Herausgabe dessen, was er von dem für die Bewilligung der Steuerfreyheit Gegebenen wirklich noch in seinem Eigenthume besitzt. — *Über das Recht der Souveraine, die Domainen und Güter der Standesherrn zu besteuern, nach der Vorschrift der rheinischen Bundesacte* (Bd. III No. III). Der Vf. zeigt zwar etwas weitläuftig, aber doch nicht ohne Gründlichkeit, dafs der Art. 27 d. rh. B. A. die Steuerfreyheit der Besitzungen der mediatisirten Reichsstände nicht unbedingt begründe, sondern nur dann, wenn der Souverain diese die Prinzen seines Hauses, oder irgend eine Classe seiner Unterthanen geniefsen läfst; und dafs dieſs der einzige Punct sey, auf den es hier ankömmt, keineswegs aber, wie *Brauer* und *Behr* wollen, der Steuerstand des Prinzen oder Freyguts zur Zeit der Errichtung des rheinischen Bundes. „Sobald (S. 98) der Souverain die diesen früherhin bewilligt gewesenen Steuerprivilegien einzuziehen für gut findet, hört auch der den Standesherrn eingeräumte Vorzug auf, ohne Object zu seyn: denn nur Gleichheit mit jenen Subjecten ist es, worauf die Standesherrn Anspruch zu machen berechtiget sind.“ Etwas hart scheint diese Theorie für die Standesherren zu seyn: allein in den Worten des Art. 27 d. rh. B. A. liegt sie allerdings, wiewohl wir gern zugeben, dafs die Absicht der Bundesstifter milder für die Standesherren spreche, als sich die Worte jener Stelle deuten lassen, und dafs, diese Absicht ins Auge gefafst, sich die Deutungen von *Brauer* und *Behr* sehr wohl rechtfertigen lassen.

(Der Beschlufs folgt im nächsten Stücke.)

FORTSETZUNGEN.

Berlin, b. Dieterici u. d. Gebr. Gädicke: *Neue berlinische Zeitschrift.* Von einem gesellschaftlichen Vereine. Herausgegeben von *Th. Heinsius.* 1812. December. S. 373 — 408. 4. (S. d. Rec. Ergänzungsbl. 1813. No. 20.)

Berlin, b. Maurer: *Nützliches und unterhaltendes Wochenblatt für den gebildeten Bürger und den denkenden Landmann.* Herausgegeben von *Friedrich Wadzeck.* Funfzehntes Vierteljahr. 1812. S. 1457 — 1572. 4. (16 gr.)

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

GIESSEN, b. Heyer: *Germanien*, eine Zeitschrift für Staatsrecht, Politik und Statistik von Deutschland, herausgegeben von Dr. *Aug. Friedr. Wilh. Crome*, und von Dr. *Carl Jaup*. I Bd. 2 — 3 H. II — IV Bd.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Über die Errichtung eines obersten Landestribunals für die Staaten des rheinischen Bundes, von Hn. *v. Kampz* (Bd. I No. IX) und *Reflexionen* über diesen Gegenstand (Bd. III No. VIII). Zwey wegen des darin behandelten Gegenstandes sehr interessante Abhandlungen. Aus einer leicht verzeihlichen zu starken Anhänglichkeit an die ehemalige deutsche Reichsverfassung und ihre Formen hält Hr. *v. K.* die Errichtung eines Bundestribunals nach dem Vorbilde der ehemaligen Reichsgerichte zur Consistenz des Bundeswesens für wesentlich nothwendig. Dass aber dem nicht so sey, zeigt der Vf. der Reflexionen mit sehr überwiegenden Gründen. Er hält, mit *Behr*, das von Hn. *v. K.* in Vorschlag gebrachte Bundestribunal nicht nur für nicht nothwendig, sondern auch für dem Geiste des Bundes ganz widerstrebend; und sehr richtig ist gewiss die Bemerkung (Bd. III S. 199): „Schwerlich dürfte, wenn mit dem Zusammentreten der conföderirten Staaten sogleich die Errichtung eines Bundesgerichts (nach den Ideen des Hn. *v. K.*) verbunden worden wäre, in irgend einem derselben die Organisation der inneren Landesverhältnisse so weit gediehen seyen, als sie es gegenwärtig wirklich ist; schwerlich dürften die herrlichen, trefflichen organischen Verfügungen, in deren Erlassung unsere Souverains wetteifern, zur Ausführung gekommen seyn. Man braucht diese nur mit einem Blicke anzusehen, um sich zu überzeugen, dass über viele, sehr viele Artikel derselben bey dem Bundestribunal unentschiedene Processe schweben, und dass die höheren Landesstellen die Hände voll zu thun haben würden, um die erlassenen Verfügungen wider die mannichfaltigen dagegen erhobenen Ansprüche im Wege Rechtens zu rechtfertigen." Bey Veränderungen von so durchgreifender Allgemeinheit, wie diejenigen, deren Zeugen wir sind, kann und darf es schlechthin nicht Princip seyn, Einrichtungen um desswillen bestehen zu lassen, weil sie während Jahrhunderten bestanden haben. Höhere Rücksichten des allgemeinen Wohls müssen da entscheidend wirken. Jeder Staat hat dergleichen Epochen gehabt, so weit die Geschichte reicht, und wird sie haben, so lange der Faden derselben fortspinnt. Sollte jener Grundsatz gelten: so würde jedes Fortschreiten mit dem Geiste der Zeit, jede Anwendung besserer und geläuterter Überzeugung, zur Unmöglichkeit werden; wir würden zu einem Stillstande verurtheilt, der weder in der physischen noch in der moralischen Welt vorhanden ist. Die Unterthanen der rheinischen Bundesstaaten werden sich gewiss sehr wohl beruhigen können über das Entbehren eines Gerichtshofes, der nicht zu ihrer Verfassung passt; sie werden nicht nöthig haben, voll trauriger Besorgnisse einer Zukunft entgegen zu blicken, in welcher Gesetzlosigkeit, Willkühr und verkehrte Administrationsmaximen ihren bürgerlichen Rechten den Untergang drohen. Die dermalige neue Ordnung der Dinge kettet das Schicksal der Regierungen bey weitem inniger an das Wohl der Unterthanen, als der Geist der Oppositionen und Zwietracht zwischen Herrn und Land, den die ehemalige Reichsverfassung und die fortwährende eifersüchtige Controlle der Reichsgerichte über die Verwaltung deutscher Länder so sehr nährte, und diese Verkettung, welche die Gouvernements *um ihres eigenen Besten willen* zur Förderung des Wohls der Unterthanen nöthiget, sichert gewiss Jedem eine frohere und heiterere Aussicht in die Zukunft, als ihnen die Gebrechen der ehemaligen Reichsverfassung je gewähren konnte: — Gebrechen, welche dem Despotismus genau genommen nur in der Theorie Grenzen setzten, ohne der Weisheit aufgeklärter Gouvernements, und ihrem Streben nach Verbesserungen, ausreichenden Spielraum zu lassen. — *Über die Anwendung des Code Napoléon auf früher begründete Rechtsverhältnisse*, auf Veranlassung des grossherzoglich badenschen Publications-Edicts vom 3 Febr. 1809, v. Dr. *Pfeiffer* zu Cassel (Bd. III No. XVI). Eine auf richtigen Principien beruhende, ziemlich genaue Aufzählung der Fälle und einzelnen Verordnungen des C. N., wo die hier behandelte Frage zur Sprache kommen kann, mit prüfender Rücksicht auf das angeführte badensche Edict, und auf die neuere Praxis der französischen Gerichtshöfe. — *Über die Souverainetät der rheinischen Bundesfürsten in Beziehung auf ihre alten und die ihnen durch die Bundesacte unterworfenen Länder* (Bd. IV No. I). Eine der Hauptfragen, mit deren Erörterung sich der Vf. beschäftiget, ist die: *Sind die neuen Souverains zur Achtung und Aufrechthaltung der ehemaligen Verfassung ihrer Länder, und insbesondere zur Erhaltung der Landstände verbunden?* Dabey hat er es vorzüglich mit Hn.

Digitized by Google

v. *Berg* (Abhandl. z. Erläut. d. rh. B. A. S. 210 ff.) zu thun, und fpricht die Souverains von der angeführten Verbindlichkeit frey. Seiner Meinung nach (S. 12) läfst fich die Frage: *welche Rechte und Befugniffe gewährt die Souverainetät den rheinifchen Bundesfürften?* in Hinficht auf ihre ehemaligen Reichslande nur nach den Grundfätzen des allgemeinen Staatsrechts, in Beziehung auf die Standesherren und deren Befitzungen aber nur nach den Vorfchriften der Bundesacte beantworten. Der vormals durch Reichsverfaffung und Reichsgefetze, durch Landesverträge und Herkommen befchränkte Reichsfürft ift — nach ihm (S. 26) — *für feine Unterthanen* (die alten fowohl als die neuen, welche ihm durch die Errichtung des Bundes zugefallen find) *ein neuer Landesfürft*, und zwar eben dadurch geworden, dafs der Grund und die Grenzen feiner Gewalt ganz verändert, oder mit anderen Worten, dafs die höchfte Staatsgewalt auf eine ganz andere Weife, wie vorhin, organifirt worden ift. Wenn er daher zuvor in der Eigenfchaft, als Reichsfürft, feinen und des Reichs Unterthanen die Landesverfaffung beyzubehalten, und *verfaffungsmäfsig* zu regieren, zugefagt hat: fo kann doch diefe Zufage nicht länger gelten, als das Verhältnifs beftand, für welches fie gegeben und berechnet war, und auf das fie allein pafste. Mit der Aufhebung diefes Verhältniffes kann darauf um fo weniger auch nur die entfernteffe Rückficht genommen werden, und es müffen die dem jetzigen Verhältniffe angemeffenen Grundfätze um fo mehr eintreten, als gegenfalls ein unauflöslicher Widerfpruch entftehen, und der Souverain, welcher im Sinne der vorigen Verfaffung verfaffungsmäfsig zu regieren genöthigt werden follte, eben dadurch im Sinne der jetzigen, verfaffungsmäfsig zu regieren gehindert feyn würde. — Ob diefe Argumentation Wahrheit enthalte, wollen wir hier nicht unterfuchen. Dafs die meiften Gouvernements fich zu den Anfichten des Vfs. bekennen, und dafs man von Seiten der Unterthanen diefs ruhig gefchehen läfst, beides ift eine bekannte Sache. Nur das Einzige müffen wir bemerken, dafs die Anficht des Vfs., wenn man fie confequent verfolgt, auf manche Behauptung hinführen möchte, aus der fich gerade das Entgegengefetzte von dem folgern liefse, was er hier zu erweifen fucht. Der Rechtfertigungsgrund für die Behauptungen des Vfs. liegt gewifs weniger in den von ihm aufgeftellten Gründen, als in der Unzulänglichkeit unferer ehemaligen Staatsverfaffungen für die dabey beabfichtigten Zwecke, und in der Unverträglichkeit jener veralteten Formen mit dem Geifte unferer Zeit, und unferen öffentlichen Bedürfniffen. Sprächen diefe nicht den Vorfchritten unferer Gouvernements das Wort, und hätten die letzteren nicht dadurch die Billigung des Volkes erhalten: zuverläffig diefs würde fefter an jenen alten Verfaffungen gehalten haben, als wir es wirklich halten fehen. Was man in unferen Staaten Verfaffung nannte, waren oft und gewöhnlich nichts weiter, als höchft fchädliche Auswüchfe des Feudalariftokratismus und einer heillofen Anarchie, deren Ende jeder Gutgefinnte fchon längft wünfchte, und da es jetzt einmal erfchienen ift, mit Vergnügen fieht. — *Über die Aufhebung der verfchiedenen Arten des Retracts*, vom ehemal. K. G. A. Freyherrn v. *Stein* (Bd IV. No. VI); enthält beherzigenswerthe Bemerkungen über den nachtheiligen Einfluss diefer Inftitution auf den Volkswohlftand, und über die Nothwendigkeit, fie aufzuheben. — *Über die neueften Schickfale des Lehen-Inftituts* (Bd. IV. No. XIII). Der Vf. fucht das Leheninftitut gegen die Vorwürfe zu vertheidigen, die man ihm in unferen Tagen zu machen pflegt. Er wünfcht es als ein Mittel zur Befeftigung des Bandes zwifchen Regenten und Unterthanen beybehalten zu fehen. Soll es jedoch aufgelöft werden: fo glaubt er, nach der Natur der Sache müffe hier bey *gegebenen* Lehen das Recht zur Confolidation des oberen und nutzbaren Eigenthums dem *Lehenherrn*, bey *aufgetragenen* Lehen hingegen dem *Lehenmanne* zugefprochen werden. Ob diefe Ideen die Kritik aushalten, laffen wir an feinen Ort geftellt feyn; jedoch würden wir mehr für die Negative als für die Affirmative zu ftimmen geneigt feyn. Der Krücke, welche das Leheninftitut zur Zeit der Genefis des bürgerlichen Vereines für den Staat war, bedarf er jetzt nicht mehr in der Periode feiner völligen Ausbildung. — *Etwas über die Grenzen der geiftlichen und weltlichen Gewalt überhaupt, fodann über die Ehegefetze des Code Napoléon insbefondere*, vom Geh. Reg. Rath *Schue* zu Giefsen (Bd. IV. No. XX). Eine gründliche, nur etwas zu breite und weitfchweifige, und felbft hie und da mit Plattheiten angefüllte Darftellung der Gerechtfamen des Staats im Verhältniffe gegen die Kirche überhaupt, und die katholifche insbefondere. Doch fcheint der Vf. hie und da zu weit zu gehen, und dem Staate mehr zu vindiciren, als ihm mit Recht zugefprochen werden kann; z. B. die Berechtigung, der Kirche Alles wieder abzunehmen, was ihr der Staat gegeben hat, Güter und Steuerprivilegien (S. 397), das Recht zu Dismembrationen (S. 402) und zur Nomination der kirchlichen Beamten, befonders der Bifchöfe (S. 405), fo wie die Befugnifs, den Reichthum der Geiftlichkeit, *wenn er ihn dem Staate fchädlich findet*, an fich zu ziehen, ohne fich im Geringften mit der Geiftlichkeit in Rechtfertigung einzulaffen (S. 413). Ift die Kirche eine vom Staate unabhängige, und nur unter dem Schutze des Staates beftehende Gefellfchaft, wofür fie felbft der Vf. darftellt: fo möchten diefe dem Staate gegebenen Berechtigungen wohl fchwerlich nachzuweifen feyn. Die Kirche, aus diefem Gefichtspuncte betrachtet, kann auf diefelben Rechte Anfprüche machen, auf welche jede phyfifche und moralifche Perfon im Staate Anfpruch machen kann, auf Schutz ihres Eigenthums und ihrer Perfönlichkeit und der davon abhängenden Rechte; und kann fie diefs: fo laffen fich jene dem Staate zugefprochenen Berechtigungen gewifs nicht rechtfertigen. Mit der vom Vf. am Schluffe gegebenen Rechtfertigung der neueften franzöfifchen Gefetze mag man zufrieden feyn, wiewohl auch die hier erörterte Frage etwas zu einfeitig und

Digitized by Google

hie und da etwas trivial behandelt, und bey weitem nicht ganz erschöpft ist. — *Abhandlung über die drey gewöhnlichen Testamentsformen des Code Napoleon*, vom D. *Seyfried* zu Würzburg (Bd. IV. No. XXII); eine gutgerathene Umarbeitung der Diss. des Vfs.: *de jure testamentorum secundum Codicem Napol.* (Heidelberg 1809. 4).

Diese Zeitschrift haben die Vff., nach einem erweiterten Plane, unter folgendem Titel fortgesetzt.

GIESSEN, b. Müller: *Germanien und Europa* von Dr. *Crome*, grosherz. hessisch. geh. Regierungsrathe u. Prof. d. Staatswissenschaften, u. Dr. *Jaup*, ord. Prof. d. Staatsrechts. Ersten Bandes erstes Heft. 1812. 118 S. 8.

Über die Gründe der Titelveränderung und der Erweiterung des Plans haben sich die Vff. nirgends erklärt: — wahrscheinlich, weil sich die Gründe davon Jedem von selbst aufdringen, der die dermalige Lage unserer europäischen Continentalstaaten, und den universalistischen Zweck aller Bearbeitungen der Staatswissenschaften und ihrer einzelnen Zweige kennt. — Das vor uns liegende Heft enthält Folgendes: I. *Übersicht der europäischen Staaten, in Hinsicht auf ihre physischen Staatskräfte*, von Dr. *Crome*. Die erste Parthie des Gemäldes, das der Vf. nach und nach aufstellen will; blos ein möglichst gedrängt zusammengestelltes statistisches Gemälde von Frankreich und den zu dem französischen Kaiserstaate zunächst gehörigen Haupt- und Neben-Ländern, nach den neuesten Nachrichten. Da die meisten Notizen aus mehreren öffentlichen Blättern bekannt sind: so wird man uns deren Aushebung erlassen. Das Einzige glauben wir bemerken zu müssen, dass die zu dem französischen Kaiserstaate *zunächst* gehörigen Länder (Frankreich an sich, die ionischen Inseln, die illyrischen Provinzen, und die vier kleinen Fürstenthümer Lucca und Piombino, Neufchatel, Benevent, und Ponte-Corvo) zusammen enthalten an 15000 Quadr. Meilen, mit 44,780,000 Einwohnern, 966,000,000 Fr. jährlicher Staatseinkünfte, und 802,600 Mann Linientruppen. Rechnet man hiezu noch das (wenn auch nicht formell, doch materiell) dem französischen Kaiserstaate noch angehörige Königreich Italien: so giebt dies zusammen eine Masse von 16,646 Quadr. Meilen an Land, mit 57,460,000 Einwohnern, 1,071,500,000 Fr. Einkünfte und 874,600 Mann Linientruppen. II. *Die Industrieschulen im Herzogthum Westphalen*, vom Consistorialrath *Sauer* in Arensberg. Eine sehr interessante Darstellung der allmählichen Ausbildung und des dermaligen Zustandes des Industrieschulenwesens im Herz. Westphalen. Die Grundsätze, welche man hier bey diesem Zweige der Volksbildung befolgt, verdienen überall befolgt zu werden. Durch ihre Befolgung wird den Industrieschulen ihr eigenthümlicher Charakter, Volks-Erziehung und Bildung bewahrt, der verloren geht, wenn man solche Institute, wie leider so oft geschieht, als Fabriken behandelt, wo der mercantilische Punct, die Geldrente, die Hauptrolle spielt, ungeachtet sie bey solchen Anstalten nach der Natur der Sache nur ein sehr unbedeutender Nebenpunct seyn kann. Die Bildung zur Industrie, welche die mit den Elementarschulen verbundenen Industrieschulen gewähren sollen, kann nach der sehr richtigen Bemerkung des Vfs. (S. 34) ebenfalls nur elementar seyn. Der Zweck solcher Institute kann nicht etwa mercantilischer Gewinn, durch Beschäftigung ausserdem unbeschäftigt gewesener und gebliebener Hände seyn, sondern blos die frühe Weckung und Leitung des Thätigkeitstriebes, Schärfung des Sinnes für das richtige Verhältniss der Dinge zu einander, für Ebenmaas und Schönheit, und Gewöhnung, mit körperlicher Beschäftigung Thätigkeit des Geistes zu verbinden. Die Schulindustrie in den westphälischen Schulen theilt sich in *weibliche Handarbeit*, in *Garten-* und *Local-Industrie*, und den Unterricht giebt entweder der Schullehrer, oder bey weiblichen Arbeiten dessen Frau, selbst, oder man hat dazu eigends bestellte Lehrer. Die Manipulation beym Unterrichte ist nach der Darstellung des Vfs. äusserst leicht. Es ist mehr Benutzung des Nachahmungstriebes, auf den die ganze Unterrichtsmanipulation gebaut ist, als eigentlich förmlich organisirter Unterricht. Entfernung des Zwangs ist leitendes Princip; man sucht ein oder etliche Kinder für einen Unterrichtsgegenstand, mit welchem man die Kinder beschäftigen will, zu gewinnen, und die übrigen folgen dann von selbst nach; und — was den Unterricht so sehr erleichtert — die gröfseren Schüler und Schülerinnen dienen sehr häufig als Aufseher und Lehrer der kleineren. Von 271 Schulen, welche das Herzogthum am Ende des Schuljahres 1810 zählte, hatten 218 solche Industrieschulen, und bey weitem die wenigsten haben eigene Industrieschul-Lehrer oder Lehrerinnen. Nach einer beygelegten Tabelle, welche den progressiven Wachsthum der Schulen vom Jahre 1797 — 1810 zeigt, vermehrten sich die Schulen von Jahr zu Jahre; 1798 waren solcher nicht mehr als *zehen*, und noch 1809 nur 170. Die Zahl der im Jahre 1810 in den damals vorhandenen 218 Industrieschulen unterrichteten und beschäftigten Kinder war 2019 männlichen und 5400 weiblichen Geschlechts; und der Geldbetrag ihrer verschiedenen Arbeitserzeugnisse betrug 17,577 Rthlr. 21 Stüb. III. *Die sämmtlichen Landesbesitzungen des Fürsten von der Leyen, von einem sachkundigen Geschäftsmanne an Ort und Stelle topographisch-statistisch geschildert.* Eine sehr detaillirte, man könnte beynahe sagen, mikrologische Beschreibung der leyenschen souverainen Grafschaft Hohengeroldseck, und der unter nassauischer Hoheit stehenden Herrschaften Ahrenfels und Nievera. Nach den hier enthaltenen Angaben soll der Flächeninhalt der Grafschaft Hohengeroldseck ungefähr sechs Q. Meilen, die Volksmenge aber 4460 Einwohner betragen, vertheilt in 7 Gerichtsstäbe, 5 Pfarreyen und 560 Häuser, mit 3600 Morgen Äcker, 700 M. Wiesen und Weide, 120 M. Weinberge, 14000 M. Waldungen, 206 Stück Pferde und 3000 Stück Rindvieh u. s. w. Bisher wurde der Flächengehalt von Hohengeroldseck gewöhnlich nur zu

Digitized by Google

drittehalb Q. Meilen angegeben, m. f. *Steins* Handbuch der Geographie u. f. w. Bd. I. S. 568, und *Pölitz* Handbuch der Gefch. der fouverainen Staaten des Rheinbundes Bd. II. S. 301; die Volkszahl giebt der *Almanach impérial* f. d. Jahr 1810 zu 5000 Einwohnern an. IV. *Über die Aufhebung wohlerworbener Rechte*, von D. *Jaup*. Der hier behandelte Gegenftand ift, vorzüglich in unferen Tagen, von hoher Wichtigkeit, und um defswillen verdient diefe Abhandlung unfere ausgezeichnete Aufmerkfamkeit. Die Grundfätze, zu welchen fich der Vf. bekennt, find im Ganzen genommen richtig, aber nur nicht umfaffend genug entwickelt, und — was die Hauptfache ift — nicht zurückgeführt auf die letzten hier zu berückfichtigenden Momente. Statt alle erworbenen Rechte, von deren Aufhebung die Rede feyn kann, und wirklich in unferen Tagen auch fehr oft die Rede ift, ins Auge zu faffen, befchränkt der Vf. feine Unterfuchungen nur auf die Nachweifung der Rechtlichkeit der Aufhebung folcher Rechtsinftitute, welche das Eigenthum befchränken, wie guts- und lehensherrliche und Agnaten-Rechte find. Die Rechtlichkeit diefer Aufhebung felbft fucht er aus dem Wefen der pofitiven Gefetzgebung zu erweifen. Er geht nämlich von dem Grundfatze (S. 94) aus: „die Gefetzgebung mufs mit der Cultur und der Entwickelung der Nation fortfchreiten, mufs mit den Foderungen des Zeitgeiftes übereinftimmen, und die Unterthanen haben kein Recht auf Fortdauer der Gefetze, diefe bleiben vielmehr ftets nur Refultate der äufseren Umftände und Verhältniffe, nothwendig veränderlich ftets, gleich diefen." Wahr ift diefer Grundfatz allerdings, aber nur zum Theil ift er wahr, nur in gewiffen Beziehungen, nicht in allen Verhältniffen, wo die Gefetzgebung fich wirkfam äufsern, und worüber fie fich verbreiten mag. Es giebt Gefetze für die menfchliche Gefetzgebung felbft, und Puncte des bürgerlichen Rechts, welche über diefe Gefetzgebung und über die Willkühr des Gefetzgebers erhaben find. Was die Idee des Rechts, deren Realifirung der bürgerliche Verein gewähren foll, unbedingt und an fich fodert, — diefs mufs von jeder Gefetzgebung geachtet werden, unbedingt, und unabhängig von Zeit und Ort, und den wechfelnden Verhältniffen des menfchlichen Lebens. Sanctionen der pofitiven Gefetzgebung, welche jene Idee dictirt hat, und worin fie fich ganz rein ausfpricht, — folche Sanctionen find unwandelbar, wie jene Idee felbft. In Rückficht auf folche Sanctionen ift der Grundfatz des Vfs. alfo offenbar falfch. Nur richtig ift er in Rückficht auf rein pofitive Beftimmungen und Ausfprüche der Gefetzgebung, auf jene Erfindungen und Ausfprüche des menfchlichen Verftandes, durch welche er die von der Vernunft gegebenen Gefetze des abfoluten Rechts ins wirkliche Leben einzuführen, ihnen praktifche Realität zu geben, und die Herrfchaft der Idee des Rechts zu befeftigen und zu fichern fucht. Die pofitive Gefetzgebung kann nur ändern und beftimmen, was fie gegeben hat, und als pofitive Gefetzgebung geben konnte. Aber, was fie geben kann, hängt, in Beziehung auf ihre eben angedeutete eigene Gefetzunterwürfigkeit, ab von der Qualität der Rechte, deren Anerkenntnifs und Schutz fie in ihren Sanctionen ausgefprochen hat; — davon, ob ein Recht, von welchem die Frage ift, dem Bürger *als Bürger*, bedingt durch bürgerliche Verhältniffe und bürgerliches Wefen zufteht, oder ob es ihm zufteht als *Menfchen*, ohne Rückficht auf jene Verhältniffe und jenes Wefen. Was der Staat und die bürgerliche Gefetzgebung dem Menfchen, der in der bürgerlichen Gefellfchaft lebt, nicht gab, kann er ihm auch nicht nehmen. Eigenthumsrechte, welche der Bürger als Menfch erwerben konnte, und welche von ihm als Menfch erworben betrachtet werden müffen, kann keine Gefetzgebung vernichten. Solche Rechte mufs fie überall achten, wenn fie im Bürger nicht den Menfchen opfern will, und wenn — wider die Natur der Sache — nicht das Menfchenthum dem Bürgerthume untergeordnet feyn foll. Es mag freylich feyn, dafs das Eigenthum an Befitzungen der eben angegebenen Claffe, und alle dahin gehörigen Rechte erft durch den Staat ihr wahres Wefen und praktifche Realität erhalten; allein diefs thut hiegegen nicht zur Sache. Der Staat giebt diefe Rechte nicht, fondern er fchützt fie nur; und Geben und Schutz find nichts identifch. Was der Staat dem Bürger materiell gewährt, gewährt der aufsergefellfchaftliche Zuftand dem Menfchen formell; und dafs diefs formelle Befitzthum auch materiell werden möge, ift ja einer der erften Zwecke des bürgerlichen Vereins.

(Der Befchlufs folgt im nächften Stücke.)

KURZE ANZEIGEN.

Jugendschriften. *München*, b. Fleifchmann: *Das Laster in feinen fchrecklichen Folgen; zur väterlichen Warnung für die Jugend.* Mit 9 mettenleiterifchen Kupfern. (Ohne Jahrzahl) 264 S. 8. (1 Rthlr. 2 gr., illum. 1 Rthlr. 8 gr.) Diefs Büchelchen kann allerdings dazu dienen, der Jugend das Laster in feinen traurigen Folgen darzuftellen, und fie davon abzuhalten. Die Erzählungen und Befchreibungen find lebhaft und erregen Intereffe. Indeffen ift nicht zu leugnen, dafs die Farben bisweilen zu grell aufgetragen, und die Bilder zu gehäuft find. Auch ift der Vortrag nicht felten zu gedehnt, und Rec. glaubt, das auf einer Seite eben fo eindringend fagen zu können, was der Vf. auf vier Seiten fagt. Für welche Art von Lefern er fein Buch beftimmt hat, fagt er nicht, denn es hat keine Vorrede. Für Kinder pafst es nicht, fondern für die erwachfenere Jugend, und ob es gleich Vieles enthält, was von jenen beherzigt werden könnte: fo würde Rec. es doch nicht den Kindern in die Hände geben, weil es Erzählungen enthält, die dem Alter der Kinder von acht bis zehn Jahren und darüber anftöfsig feyn möchten. Erwachfenen aus den gebildeten Ständen genügt es fchwerlich; aber es würde eine recht nützliche Lectüre für den gebildeten Landmann und Bürger abgeben, wenn der Vf. nicht oft ins Schwülftige und Dunkle fiele, und wenn er fich folcher Wörter und Redensarten enthielte, die dem gemeinen Manne unverftändlich find. Auch müfste es als Volksbuch wohlfeiler feyn. Die Kupfer find nicht fonderlich.

T. A. S.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

GIESSEN, b. Müller: *Germanien und Europa*, von Dr. *Crome* und Dr. *Jaup*. Erſten Bandes erſtes Heft u. ſ. w.

(*Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.*)

Was von Eigenthumsrechten der angegebenen Art gilt, gilt jedoch nicht von Rechten, die der Bürger nur als Bürger beſitzt. Sein Eigenthum an dieſen Rechten hat er ſowohl formell als materiell nur vom und durch den Staat, der es ihm gab; und daſs dieſe Gaben der Staat wieder zurücknehmen kann, wenn er ihr Fortbeſtehen der dermaligen Lage der bürgerlichen Verhältniſſe und des öffentlichen Weſens nicht mehr angemeſſen findet, — wer möchte dieſs wohl bezweifeln? Alle ſolche Rechte (wohin insbeſondere Privilegien aller Art gehören, ſo wie alle Gerechtſamen, welche aus, für dieſen oder jenen Zweck, errichteten bürgerlichen Inſtitutionen entſpringen,) kann — wie der Vf. ſehr richtig bemerkt (S. 93) — der Staatsbürger nie anders erwerben, als unter der Bedingung, ſie nicht länger auszuüben, als bis das ſie geſtattende Geſetz, den veränderten Verhältniſſen des Staats und den Principien des Zeitgeiſtes nicht mehr entſprechend, von der Staatsgewalt geändert oder aufgehoben wird. Die Befugniſs der Unterthanen, nach den beſtehenden — *wahrhaft poſitiven* — Geſetzen Rechte zu erwerben und auszuüben, iſt ſtets durch die Dauer und Sanction der Geſetze, durch ihr Beſtehen, bedingt; und werden die Geſetze, welche ſolchen Rechten ihr Daſeyn geben, aufgehoben: ſo iſt es ohne Weiteres um dieſe geſchehen, ohne daſs dem Berechtigten die Befugniſs zugeſtanden werden kann, von der Geſetzgebung um ſeines Vortheils willen, auf den Grund eines vermeintlich unbedingt wohlerworbenen Rechts, deren fernere Aufrechterhaltung zu fodern. Wollte man dem Berechtigten eine ſolche Befugniſs zugeſtehen: ſo würde der Staat mit ſich ſelbſt in Widerſpruch kommen. Nicht der Geſetzgeber wäre *Geſetzgeber*, ſondern jener Berechtigte. Der Unterthan würde mehr ſeyn, als der Staat und die Regierung, und die Regierung würde keinen ihrer Zwecke je verfolgen können: denn wo mag ſie wohl je etwas thun, ohne dieſen oder jenen in ſeinem bisherigen Treiben zu beeinträchtigen? Findet ein Gouvernement gewiſſe bisher beſtandene, durch wahrhaft poſitive Geſetze geſchaffene Inſtitutionen, die dieſem oder jenem Individuum gewiſſe Rechte gegeben haben mögen, dem Staatszwecke nicht mehr angemeſſen: ſo iſt es nicht blofs berechtigt, jene Inſtitutionen, ohne Rückſicht auf das Geſchrey des berechtigten Individuums, aufzuheben, ſondern es iſt zu dieſer Aufhebung ſogar verbunden. Seiner Pflicht widerſtrebt es, im Staate etwas zu dulden, was der Realiſirung des Staatszwecks hinderlich iſt. Das berechtigte Individuum kann auch bey ſolchen Aufhebungen, rechtlicher Weiſe, keinen Erſatz fodern, ſondern der Schade, den es durch die Aufhebung leiden mag, iſt ein Werk des natürlichen Ganges der Dinge, eine Folge der Conſtruction des Gebäudes ſeiner Rechtsmaſſe auf den ſandigen Boden der poſitiven Geſetzgebung, und der Wandelbarkeit der Baſis, worauf es ruhte. — So viel über das allgemeine Princip, von welchem der Vf. bey ſeinen hier gegebenen Unterſuchungen ausgegangen iſt. Nimmt man die Bemerkungen, welche wir über die von ihm aufgeſtellten Grundſätze hier gemacht haben, als richtig an: ſo müſste ſich gegen die von ihm behauptete Rechtlichkeit der Aufhebung derjenigen erworbenen Rechte, von welchen *er* ſpricht, wohl noch Eins und das Andere erinnern laſſen. Die das Eigenthum beſchränkenden Rechtsinſtitute, welche er als aufhebbar darzuſtellen ſucht, ſcheinen uns nur zum Theil unter die Kategorie der rein bürgerlichen Berechtigungen zu gehören, welche das Weſen der poſitiven Geſetzgebung als aufhebbar darſtellt. Die gutsherrlichen Rechte ſcheinen uns keine Schöpfung der poſitiven bürgerlichen Geſetzgebung zu ſeyn, ſondern mehr eine Schöpfung des dem Bürger als Menſchen zukommenden Rechts, über ſein Eigenthum zu verfügen; alſo, was ihr Beſtehen an ſich betrifft, unabhängig von den Verfügungen der bürgerlichen Geſetzgebung und keineswegs bedingt durch dieſe. Dieſe Geſetzgebung kann ihnen zwar den beſonderen Schutz, den ſie ihnen bisher angedeihen liefs, verſagen, und Verträge, durch welche ſolche Rechte conſtituirt wurden, künftighin für ungültig und unverbindlich erklären, oder, ganz genau genommen, vor ſolchen Verträgen *warnen*; aber die Rechte, welche der eine oder der andere Theil daraus wirklich erlangt hat, aufzuheben, dieſs vermag ſie keineswegs. Und wenn dieſs der *Code Napoléon* thut: ſo rechtfertiget ſich dieſs nur durch die ganz eigenen Verhältniſſe des franzöſiſchen Reichs zu der Zeit, wo dieſs Geſetzbuch erſchien. Die Revolution hatte dieſe Rechte aufgehoben, und die deſsfallſigen Sanctionen der neuen Geſetzgebung thaten im Grunde weiter nichts, als daſs ſie das, was die Revolution vernichtet hatte, und einmal bereits vernichtet war, nicht wieder herſtellten. Aber was in Frankreich geſchah, und nach der Lage dieſes Staates in

Digitized by Google

der Periode der neuen Gesetzgebung rechtlicher Weise sehr wohl geschehen konnte, sollte dieß auch ohne Weiteres in anderen Staaten geschehen können, welche sich nicht in derselben Lage befinden, in der sich Frankreich befand? Wenn der für *Baden* eingerichtete *Code Napoléon* die jetzt bestehenden Grundgerechtigkeiten aufrecht erhalten willen will, aber keine neue Einführung derselben duldet: so ist dieß wohl ganz in der Ordnung, wiewohl wir darüber mit dem Vf. (S. 101) einverstanden sind, dass es nicht völlig consequent sey, wenn solche Gerechtigkeiten für ablösbar erklärt werden, da sie nach der bisherigen Lage der Dinge unablösbar waren. Auch glauben wir nicht, dass die *eventuellen Erbrechte der Agnaten, Mitbelehnten* u. s. w. so *geradezu* und *ohne Ersatz* aufgehoben werden können, wie der Vf. (S. 100) will. Die Rechte der Erbfolge sind zwar allerdings Berechtigungen, welche einer rein positiven bürgerlichen Institution ihr Daseyn verdanken. Allein in den meisten Fällen stützen sie sich nächstdem noch auf Verträge unter den Gliedern der Familie, und in sofern sie sich auf solche Verträge stützen, liegen sie offenbar ausser dem Kreise der bloss bürgerlichen Berechtigungen. Es sind Rechte, die dem Bürger als Menschen zustehen, deren Schutz er also mit Grund von der Gesetzgebung fodern kann. Und wenn sich auch der *gesetzliche* Notherbe nicht beklagen kann, wenn ihn die Gesetzgebung durch neue Bestimmungen seinen, noch nicht angefallenen, Pflichttheil vermindert: so kann sich doch sehr wohl der Agnat beschweren, dem die Gesetzgebung seine *durch Vertrag erworbene* Hoffnung vernichtet, und auf diese Weise etwas nimmt, was sie ihm nicht gegeben hat, sondern was er sich selbst, unabhängig von ihr, erworben hat, statt dass der Notherbe die Hoffnung, welche *er* hat, nur der Gesetzgebung verdankt. V. *Einige Bemerkungen über das Cameralrechnungswesen in verschiedenen Staaten.* Unbedeutend. Die Ideen des Vfs. sind zwar im Allgemeinen, und in Bezug auf die Verrechnung und den Eingang der öffentlichen Gefälle, nicht ganz unrichtig, aber sie widerstreben den Grundsätzen einer richtigen Finanzverwaltung. Sie hindern die genaue Etatisirung der öffentlichen Einnahme und Ausgabe, erschweren die richtige und leichte Übersicht der öffentlichen Wirthschaft, und entfernen die ganze Finanzverwaltung sehr leicht von der hier so nöthigen Regelmäßigkeit und Ordnung. VI. *Miscellen.* Kurze Anzeigen und Kritiken von einigen neuen Schriften, aus dem Gebiete der Staatswissenschaften. VII. *Statistische Übersicht des Königreichs Baiern*; eine Tabelle, von *Hock*. Sie zählt den Flächeninhalt der einzelnen Bestandtheile des Königreichs nach Kreisen und Landgerichten auf, giebt die Städte-, Dörfer-, Häuser- und Einwohner-Zahl und die Producte jedes Landbezirks an, und scheint ziemlich genau zu seyn. Den Flächengehalt des ganzen Königreichs giebt der Vf. zu 1681¾ Q. Meilen an, und die Einwohnerzahl zu 3,164,225 Seelen. Nach *Daysenbergers* Lexicon beträgt jener 1770 Q. Meilen, diese aber 3,565,000 Seelen. Wer von beiden Recht habe, wollen wir nicht entscheiden; dazu bedarf es Nachzählens und Nachmessens, wozu wir keinen Beruf haben.

Z.

Barby, b. Schilling: *Erzählungen aus der alten und neuen Geschichte der Brüderkirche.* Der Jugend in den Brüdergemeinen gewidmet. Erster Theil. 142 S. Zweyter Theil, erster Abschnitt. 200 S. Zweyter Abschnitt. 214 S. 1803. 8. (18 gr.)

Hr. *Risler* ist der zwar nicht genannte, aber doch bekannte Vf. dieser Erzählungen, die nicht hie und da blos ausgehoben, sondern in geschichtlicher Ordnung vorgetragen sind. Sie werden nicht allein der Jugend in den Brüdergemeinen, sondern auch anderen Classen von Lesern sehr nützlich seyn. Man wird allenthalben den thätigen und betriebsamen Geist der Brüdermissionare gewahr: Bewunderung erregt ihre ausharrende Geduld. Kaum giebt es in der griechischen und römischen Geschichte solche Beyspiele von Ruhe und Gelassenheit, dabey zugleich wieder von Anstrengung und Kraft. In den grösten Gefahren, und selbst im Angesicht jeder Todesart bemerkt man einen hohen und zufriedenen Muth, wovon ausserhalb der Brüdergemeine die Beyspiele selten seyn werden. Die Geschichte der Missionen in den westindischen Inseln und in Grönland haben sehr viel Interesse, und wer auch aus *Oldendorp* und *Kranz* sie studirt hat, wird sie gern hier wieder einmal lesen, wo gerade die vortheilhaftesten Ereignisse zusammengereiht sind. Mitunter stöst man denn auch wohl auf einzelne Bemerkungen, die man sonstwo nützen kann. Ein Frauenzimmer war das vornehmste Werkzeug für die allgemeine Annahme des Christenthums unter den Slaven, Th. I. S. 9, wogegen eine andere Dame contrastirt, durch ihre Verdunkelung von Rom aus, S. 20. Luther selbst bezeugte, dass von der Apostelzeit an keine Gemeine das Christenthum so gemeinschaftlich und lauterlich besessen hätte, wie die Brüder in Böhmen und Mähren, Th. II. S. 10. Seit 1731 werden in Herrenhut die täglichen *Losungen* für das ganze Jahr vorausgedruckt; es sind biblische Sprüche, über welchen jeder in der Stille denken soll. Es kann nicht fehlen, diese Gewohnheit muss eine gewisse Gemeinschaftlichkeit unterhalten, die man an den Brüdern bemerkt. Th. II. Absch. I. S. 70. Merkwürdig ist es, dass die Weissen (Blanken) auf St. Thomas einen besonderen Widerwillen gegen das Missionswerk hatten, und sie glaubten, die Neger wären Geschöpfe des Teufels. Die Brüder behaupteten dagegen, dass Gott die Schwarzen eben sowohl geschaffen und zur Seligkeit bestimmt habe, als die Weissen. S. 80. Man kennt dieß entsetzliche Vorurtheil auch aus anderen Schriften an allerley Menschen. Kein Wunder, wenn nunmehr die Neger sich so grausam rächen an den Weissen. Heil den Brüdern, die zeitig genug hie und da zur Zerstörung desselben gewirkt haben! Kaum sollte man es glauben, dass sie so viel Muth und Glück am Ende in Grönland gehabt hätten, aber sie triumphirten über alle Gefahren, nichts schlug sie nieder, auch dann

Digitized by Google

fuhren sie fort, wenn aller Amtssegen, obschon sauer errungen, doch wieder verloren war. Die Westküste Grönlands hat überall kein Stammholz. Es verdient gelesen zu werden, was S. 99 vom *Treibholz* bemerkt wird; das sind Stämme von Kiefern, Espen u. dergl., die durch den Strom daselbst abgesetzt werden. „Ohne diese Vorsorge Gottes, heisst es, hätten die Grönländer kein Holz, ihre Häuser und Boote zu bauen, ihre Zelte aufzurichten," u. s. w. Schon *Kant* hat irgendwo bemerkt, dass dies eine Vorsorge sey, die über die Natur hinaus gebiete, und durchaus wolle, dass noch die entferntesten Eisküsten bewohnt werden sollen. Übrigens ist die Sprache, wie man sie an den Brüdern gewohnt ist. *Heimberufen* werden, *heimgehen*, für *sterben*, wird auch Niemand missfallen. Mächtig *angefasst* werden, für *den Eindruck fühlen*. Er unterrichtete sie *von dem Wege* zur Seligkeit. Scheint es, dass es mit den Brüdern aus seyn sollte: so wird doch für die Übrigen eine Errettung kommen. Gerade der feste Gebrauch der apostolischen und prophetischen Idiotismen für ihre Angelegenheit macht, dass der Geist allenthalten gleich ist, und nicht mehr und nicht weniger denkt, als er denken soll. Man wird *bewegt* und *angethan*, so gerührt und *hingenommen*, dass es ganz anders im Herzen wird. Die Gemeinde nimmt zu an Anzahl und *Gnade*. Wenn einige Personen ein unbeschreibliches Wohlseyn empfinden, und andere in der Entfernung ähnliche Empfindungen um dieselbe Stunde gehabt haben: so wird das dem Heilande zugeschrieben. So was alles muss man den Brüdern gönnen und lassen. Rec. freut sich, dass das Lob *Zinzendorfs* nicht zur Ungebühr übertrieben worden, und man hoffen kann, dass der Lehrbegriff der Brüdergemeine nach und nach reiner und mündiger werde.

Tg.

Berlin, b. Dieterici, u. Leipzig, b. Mittler: *In welche Verhältnisse müssen die Geistlichen bey der neuen Organisation des preussischen Staates gesetzt werden?* Ein Aufruf an die edelsten meiner Amtsbrüder, sich in einigen dringenden Bitten an unseren gerechten König zu vereinigen, von *L. C. H. Neumann*, Prediger zu Lossow (bey Frankfurt an der Oder). 1808. 122 S. 8. (9 gr.)

Bey den Veränderungen, welche in unseren Tagen in manchen Theilen der Staatsverwaltung des preussischen Staates gemacht worden, bot sich sehr natürlich auch die Frage dar, ob nicht auch Manches in den bisherigen Verhältnissen der Religionslehrer werde und müsse geändert werden. Einen solchen Zweck hat vorliegende Schrift. Dem Vf. derselben ist es jedoch blos um die Beförderung der grösseren Nützlichkeit des Predigerstandes zu thun, und es sind nur wenige, und ziemlich leicht ausführbare, dabey aber allerdings sehr weit eingreifende Vorschläge, die er thut, und die mehrentheils dahin abzwecken, die Denkungsart und Geschicklichkeit der Geistlichen im Lande selbst zu verbessern, und eben dadurch auch ihren Einfluss auf Beförderung wahrer Religiosität zu erweitern. So will er, nachdem er nach einer etwas zu weitläuftigen Einleitung zur Sache kömmt, die Prediger sollen bey ihrer Anstellung strenger geprüft werden, und wie viel wäre schon dadurch gewonnen! Er will sie unter eine genauere Aufsicht gesetzt wissen, und bestimmt die Grenzen derselben ziemlich gut. Er wünscht, dass Synoden zu reingeistlichen Zwecken unter den Predigern einer Superintendentur, Versammlungen der Superintendenten jeder Provinz unter Vorsitz des Provincialconsistoriums und Zusammenkünfte der Candidaten jeder Inspection jährlich gehalten werden sollen, und bestimmt etwas von dem, was mit grosem Nutzen bey solchen Veranlassungen geschehen könnte. Er schlägt vor, dass das Consistorium eine Liste aller bey demselben tentirten Candidaten halten, die ältesten von Zeit zu Zeit zu einem *Examen pro ministerio* aufrufen, und dann von denen, die bey einer solchen Prüfung wohl bestanden haben, entweder selbst, wo es das Patronatrecht hat, den zu jeder erledigten Stelle sich am besten Passenden auswählen, oder, wo es nicht Patronus ist, den Patronen drey vorschlagen möchte, unter welchen diese, wenn sie wollten, wählen könnten, dass aber kein Magistrat oder Gutsherr einen anderen, der nicht in dieser Dreyzahl sey, dem Consistorium präsentiren dürfe. Er räth, dass den Geistlichen die Sorge für die Benutzung der Pfarrländereyen genommen, und ihnen nicht mehr als höchstens ein Garten und sechs Morgen Landes zur Bewirthschaftung gelassen, wie endlich, dass die Accidenzien abgeschafft, und durch fixirte Äquivalente ersetzt werden möchten. Von dem, was von aussen her geschehen sollte, um den Religionslehrern zur Erreichung ihres heiligen Zweckes zu helfen, führt der Vf. nichts weiter an, als, dass Verordnungen zu religiöserer Feyer des Sonntags möchten gegeben werden.

Man wird wenig oder nichts Gegründetes wider die Rathsamkeit und Ausführbarkeit dieser Vorschläge einwenden können. Höchstens möchte man sagen, dass der Vf. überhaupt von der Ausführung aller, besonders aber davon, wenn den Pfarrern die Benutzung der Pfarrländereyen abgenommen würde, zu viel erwarte. Wie dem aber auch sey: etwas und sehr viel wird immer durch die Befolgung der Rathschläge gewonnen werden, und Hr. *N.* verdient Dank, dass er sie jetzo ertheilt, und seine Amtsbrüder aufgerufen hat, Bitten zu ihrer Ausführung vor den Thron des Königs zu bringen. Besonders empfiehlt sich aber der Vf. durch die Wärme, mit der er für die heilige Sache der Religion und seines Amts eingenommen ist, ob sie ihn gleich in dieser Schrift zu sehr zu dem verleitet hat, was man den Predigerton zu nennen pflegt. Sie wird ihm um so mehr die Herzen seiner Leser, auch derer, vielleicht, welche zur Realisirung seiner Wünsche beytragen können, gewinnen, als er selbst dabey ganz uneigennützig erscheint, und seine Amtsbrüder ermuntert, auch dabey nicht das Ihre, sondern den Zweck ihres Amts zu suchen. Auch wird die Bescheidenheit, mit der er auftritt, für ihn und seine Angelegenheit einnehmen. In derselben räth er noch,

Digitized by Google

dafs zehn würdigen Predigern des Landes aufgetragen werden möchte, in Verbindung mit dem königl. Oberconsistorium diese Vorschläge zu prüfen, die Art der Ausführung auszudenken und zu betreiben, und alles Übrige auszusinnen und anordnen zu helfen, wodurch Erkenntnifs der Wahrheit, Tugend, Religiosität, die der Vf. gern als heilige überirdische, himmlische Gesinnung beschreibt, noch weiter im Lande befördert werden könnte. Wer wird nicht wenigstens wünschen, dafs dazu bald in den preufsischen Staaten recht Viel geschehen möge? Wer nicht hoffen, dafs auch der Vf. dazu etwas beygetragen habe? Ganz kann und wird er nicht vergeblich geredet haben.

Dfr.

Münster, b. Waldeck: *Eos*, Zeitschrift für Gebildete. Erster Jahrgang. 1810. Erstes bis sechstes Heft, April — September. 78 St. 512 S. 4. (2 Rthlr. 12 gr.)

Zufolge der Nachschrift in einem Extrablatte wird die Eos, nach dem günstigen Urtheile mehrerer achtungswerther Gelehrten, als ein wirksames Beförderungsmittel des Ideen-Umlaufs, der wissenschaftlichen und artistischen Cultur, und besonders als ein wohlthätiges Vereinigungsband vaterländischer Literatur- und Kunst-Freunde angesehen und geschätzt. Wir erkennen den Eifer und guten Willen der Mitarbeiter gern an, müssen aber gestehen, dafs sich unter ihnen bisher noch zu viele kraftlose Hände befinden. Vorzüglich arm scheint uns besonders der Geist derer zu seyn, die auf Witz Anspruch machen, und durch muntere Einfälle ergötzen wollen, die am Ende auf matte Wortspiele auslaufen. Wir führen nur ein paar Beyspiele aus den *Stecknadeln* an: „Weiber, die viel herumreisen, sind gemeiniglich viel herumgerissen. Sie können das Fahren nicht vertragen, und pflegen sich demnach leicht zu übergeben. Die Wechsel auf baare Sicht machen sich in jetzigen Zeiten unsichtbar. Der Abgerissene an Kleidungsstücken ist es meistentheils auch von der Welt. Verläfst uns diese: so reissen wir ab; sind wir abgerissen: so verläfst sie uns." Und unter den Epigrammen folgendes: *Adelsinn der Frau von X.*

Im Ehstand sich noch treu zu seyn
Bis in den Tod, — mein Lieber, sprich,
Ist das nicht zu gemein
Und bürgerlich?

Wir könnten eine reiche Dornenlese halten, wenn wir alle unbedeutenden, schwachen Aufsätze rügen wollten. Doch wollen wir lieber nach edlen Metallen graben, als uns an den Schlacken besudeln. Viel reines Gold an den Tag zu fördern, dazu machen wir uns nicht anheischig. Am merkwürdigsten sind verschiedene historische, biographische und antiquarische Untersuchungen und Nachrichten aus dem Gebiete des ehemaligen Westphalens, besonders des Münsterlandes. Die wichtigeren Aufsätze dieser Art müssen wir nennen. Es sind: Die noch nicht beendigten Forschungen nach den *Hunenbetten* oder Hünengräbern, die, wie hier behauptet wird, nur in Westphalen und Skandinavien gesehen werden. Uns wundert, dafs man die in Mecklenburg häufig vorkommenden Hünengräber nicht zu kennen scheint. Reise eines Franzosen nach Münster während der Unterhandlungen des westphälischen Friedens, von *Depping*. Es war ein pariser Canonicus als Begleiter der Herzogin von Longueville, Gemahlin des bevollmächtigten franz. Abgeordneten. Die Rheinenge bey Andernach, von *Flensberg*. Nicolaus Kindlinger, eine Schilderung von *Niesert*. Moritz v. Donop. Der wahre Erfinder des Telegraphen soll *Christ. Lud. Hoffmann*, Arzt zu Münster, gewesen seyn. Die Römerschanze bey Vechte, von *Flensberg*. Die Karthause bey Dülmen, von *Niesert*. Der Externstein. Ursprung des Hauses Steinfurt, v. Fr. *v. Raet*. Andreas und Bernhard Romberg, eine biographische Skizze. Lamberti Abendfeyer. Dodo von In- und Knyphausen. *Depping* theilt Allerley mit aus Paris, unter andern Briefe von *Winkelmann*, und seine nicht lobreiche Meinung über die celtische Akademie. *Kutscher* liefert Erzählungen, unter welchen Abu Giafar Almanzor hervorsticht; die Erfindung kam Rec. nicht neu vor. Von *Schlüter* haben wir Proben einer neuen Übersetzung des Terenz in Prosa, aus der Andria und dem Eunuch, angetroffen. *Carl Müchler* und *Moriz Bachmann* machen die besten Verse, nicht so gute *Goldmann*, *Rafsmann* u. A. Die längste Abhandlung bilden *Martyni Laguna's* Züge aus der Lebens- und Regierungs-Geschichte Kaiser *Ferdinands des Zweyten*. Gegen ihn erhebt sich ein Hr. *B.* als Katholik, der, mit den Religionsbegriffen des Darstellers nicht zufrieden, seine Glaubwürdigkeit stark ansieht. Es würde eine längere Untersuchung erfodern, als Rec. jetzt anzustellen Mufse hat, um genau zu bestimmen, wie viel Unrecht Hr. *M. L.* dem Kaiser gethan haben mag. Wie tief aber derselbe, und wie schülerhaft er unter der Ruthe der Jesuiten gestanden haben mufs, davon überzeugt man sich hinlänglich durch das Billet, das er 3 Wochen vor seinem Tode zu Straubingen an seinen Beichtvater schrieb, da er bey seinen Gebetsübungen einzuschlafen pflegte, und dieles für eine Sünde hielt. Es heifst so: *Reverende in Christo Pater! Hactenus semper in usu habui meas orationes, antequam me induerem, per horam dicere: quod me satis difficile erit in hoc itinere* (von Regensburg nach Wien) *continuare; cum quotidie horâ quartâ surgere debeam; et licet in illa re plane nullum votum habeam: peto tamen a Reverentiâ Vestrâ consilium, an in aliquo dispensari possim. Straubingae, d. 24 Januarii* 1637.

Cht.

Druckfehler: E. B. S. 188. Z. 2. v. u. sind nach fodert, folgende Worte einzuschalten: und auf der anderen zu viel nachsieht. Auch ist ebendas. Z. 11 v. o. statt seinem zu lesen: jenem.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

JURISPRUDENZ.

Französisches Criminal-Recht.

1) Paris, b. Garnery: *Manuel d'instruction criminelle*, contenant le Code d'instruction criminelle, le Code pénal, la loi et le réglement sur l'organisation judiciaire, des notes explicatives puisées dans les principes du Droit et de la Jurisprudence de la Cour de Cassation, les formules des principaux actes de la procédure criminelle, et une table raisonnée des matières. Par M. *Bourguignon*, magistrat du parquet de la haute-cour impériale, juge en la cour de justice criminelle de Paris. 1810. Tom. I. II. XVI u. 876 S. gr. 8.

2) Paris, b. Arthus-Bertrand: *Code criminel avec instructions et formules*, où sont établis les différences et les rapports du Code criminel avec les lois précédentes et anciennes, les rapports des articles du Code entre eux et entre ceux des autres Codes; où sont données des formules tant des procès-verbaux que des autres actes à faire par les juges des Cours impériales, des Cours d'assises et des Cours spéciales, par les Procureurs généraux, les Procureurs impériaux, Juges d'instruction, Chambres du conseil, par les Greffiers, Juges de paix, les Préfets, Sousprefets, Commissaires généraux de police, Officiers de Gendarmerie, Maires, Adjoints, Concierges, Huissiers, Gendarmes, Gardes champêtres et Gardes forestiers; où sont aussi données des définitions des mots textuels, des observations propres à resoudre les difficultés, que l'exécution de tels ou tels articles pourrait faire naître, et des décisions corrélatives des auteurs; terminé par une table alphabétique et analytique formant le dictionnaire criminel; ouvrage utile aux Fonctionnaires cidessus désignés, aux Avocats, Avoués, Gens de loi, à ceux qui se livrent à l'étude des lois, à tous les citoyens qui peuvent être appelés aux fonctions des jurés, et aux militaires qui peuvent être appelés à composer les Cours spéciales. Par *Julien Michel Dufour*, ancien Avocat, Ex-Juge au tribunal du département de la Seine, auteur d'instructions sur les trois Codes précédents, etc. 1809. Tome I. 400 S. Tome II. 466 S. 8.

3) Paris, b. Garnery: *Dictionnaire raisonné des lois pénales de France*, contenant les dispositions des Codes, Lois, ordonnances et réglemens actuellement en vigueur, qui fixent les caractères des crimes et délits communs, des crimes et des délits militaires et maritimes, des délits ruraux et forestiers, des contraventions aux taxes et contributions directes ou indirectes, aux réglemens sur les douanes, sur les droits réunis, aux ordonnances de police et, qui déterminent les peines applicables à chaque fait réputé crime, délit ou contravention; précédé *d'une dissertation sur les règles qui doivent être observées dans l'application des lois pénales*, par M. *Bourguignon*, magistrat, officier du parquet de la haute-cour, conseiller en la cour impériale de Paris. Tome I. A—D. 1811. LVI u. 478 S. Tome II. E—O. 518 S. Tome III. P—V. 539 S. gr. 8.

Das hohe Intereſſe, welches das neue peinliche Verfahren in Frankreich dem Publicum, da daſſelbe zu den öffentlichen Verhandlungen zugelaſſen wird, ſo wie jedem gebildeten Manne einflöſst, hat bewirkt, daſs über den *Code d'instruction criminelle* ſchon mehrere Handbücher und Commentare erſchienen ſind, während der *Code pénal* ſich auch nicht eines einzigen Erklärers bis jetzt zu erfreuen hat. Unter den Commentatoren des gedachten Code zeichnen ſich nun unſer Vf.*), *Dufour* (No. 2) und *Carnot* aus, denn *Daubentons* u. A. flüchtig geſchriebene Werke halten nicht die Vergleichung mit ihnen aus, und verdienen faſt keiner Erwähnung. Unſer Vf. nimmt unter jenen den zweyten Rang ein; *Carnots* Werk verdient wegen ſeiner Gründlichkeit und Vollkommenheit den erſten Platz; *Dufour* ſteht dagegen dem Vf. in Hinſicht auf praktiſche Brauchbarkeit und Gründlichkeit weit nach. Auch der erſte Band des *Manuel* unſeres Vfs. iſt bey weitem gründlicher abgefaſst, der zweyte dagegen beeilt, und man ſieht es ihm deutlich an, daſs er ſchnell im Publicum erſcheinen ſollte. Über den Plan des Werks ſagt der Vf. in der Vorrede S. VII: „*le Manuel — contiendra le Code d'instruction criminelle, le Code pénal, la loi et le réglement sur l'organisation judiciaire, des notes explicatives sur la concordance et*

*) Von demſelben Vf. iſt noch ein drittes Werk erſchienen, deſſen Titel wir hier vorläufig nur in der deutſchen Überſetzung aufführen:

Cöln, b. Keil: *Commentar über das Criminalgeſetzbuch von Bourguignon*, Rath Sr. k. k. Majeſtät bey dem kaiſerlichen Juſtizhofe zu Paris. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt von *Carl Zum Bach*, Richter beym Bezirks-Gerichte zu Cöln. Erſter Theil. 1811. X u. 672 S. Zweyter Theil. 622 S. 8. (5 Rthlr.)

l'application de ces différentes lois, les formules des principaux actes de la procédure criminelle, etc." Die ausgezeichneten Worte beziehen sich jedoch eigentlich nur auf den *Code d'instruction criminelle*; der *Code pénal* ist dagegen, so wie die Organisationsdecrete fast mit keiner einzigen Erklärung ausgestattet, vielmehr findet man in den sparsamen Anmerkungen nur dürftige Zurückweisungen auf die entsprechenden Artikel des Gesetzes. Auch die Formulare beziehen sich, der Natur der Sache nach, nur auf den ersteren Code.

„*Je sais*, fährt der Vf. fort, *que les notes, les gloses, les commentaires ont bien souvent obscurci le sens, ou dénaturé l'esprit des lois, que l'on cherchait à rendre plus intelligibles, surtout lorsque des légistes sans expérience ont osé donner leurs conjectures et leurs bévues comme des vérités constantes, ou que des juristes, entraînés par un esprit systématique, ont voulu, par de fausses interprétations faire céder le texte à leur propre système. Le nombre de mauvais commentateurs est devenu si considérable que l'on serait tenté de proscrire en masse ce genre d'ouvrages comme inutile et même dangereux, si l'on n'était rassuré par les savantes commentaires des Godefroi, des Cujas, des Dumoulin, des Valin et de tant d'autres, qui ont porté la lumière dans les parties les plus abstraites et les plus compliquées de la législation. Encouragé par ces grands modèles, j'ai pensé qu'avec une longue expérience, beaucoup d'étude, les secours de la jurisprudence et des bons auteurs, je pourrais faire sur les nouvelles lois criminelles, si non un commentaire complet, du moins des notes utiles à ceux qui ont besoin de les connaître ou qui sont dans le cas de les appliquer.*" Was nun diese „*notes*" selbst anlangt: so sind die Verdienste des Vfs. gewiss überall anerkannt, und Rec. kann das Werk als sicheren Leitfaden bey Anwendung des Gesetzes einem jeden Rechtsgelehrten empfehlen; nur suche man in demselben keine langen Abhandlungen, keine umfassenden historischen Notizen über die vornapoleonische Legislation, und keine gelehrten Ausführungen. Den Text eines jeden Artikels begleitet vielmehr eine Erläuterung, die die wichtigsten Streitfragen und die Anwendung genau und mit fester Hand bestimmt, und welche sowohl aus Folgerungen, die aus den correspondirenden Artikeln des Gesetzbuches, so wie aus den allgemeinen Grundsätzen der Criminalrechtswissenschaft fliessen, geschöpft ist. Überdiess ist die Praxis des Cassationshofes sorgfältig benutzt, die Erkenntnisse desselben, bey jedem der Artikel, den sie erläutern, wörtlich angeführt, und mit einer kurzen Analyse versehen; endlich sowohl die Discussion (*Motifs, Rapports, Discours des orateurs du Gouvernement*) als auch *Merlins* grosse Werke (*Répertoire universel*, und *Récueil alphabétique des questions de droit*,) genutzt, so dass man allerdings alle mögliche Vollständigkeit in Herbeyschaffung der Hülfsmittel zur Erklärung erwarten darf. Über einzelne Ansichten mag Rec. nicht mit dem Vf. rechten; das Gesetz ist noch zu neu, als dass sich nicht in dieser Hinsicht manche Verschiedenheiten darbieten sollten; aber auch diesen wird durch die rastlos fortschreitende Praxis des Cassationshofs, die sich gerade bey diesem Gesetzbuche am schnellsten und häufigsten bildet, bald abgeholfen werden. Immer wird das Werk eines der brauchbarsten für das Studium dieses Theils der französischen Legislation, selbst nach *Carnots* vortrefflichem Commentare, bleiben, und es wäre zu wünschen, dass wir über die verschiedenen *Codes* des Reichs eine so kurze und doch so gründliche und zweckmässige Erläuterung besässen. Die vorgeschlagenen Formulare sind äusserst zweckmässig entworfen, und frey von den unnützen Weitläuftigkeiten, von denen die in anderen Werken mitgetheilten strotzen. So gram Rec. den Formularen an und für sich ist, und so sehr er glaubt, dass Jeder sich dieselben eben so zweckmässig selbst entwerfen könne: so macht er doch gern bey dem peinlichen Verfahren eine Ausnahme, wo dieselben, wegen der vielen durch das Gesetz angedrohten Nichtigkeiten, die sichere Anwendung des Gesetzes ausnehmend erleichtern, ja sogar dem *angehenden* Beamten nicht allein als nützlich, sondern auch als unentbehrlich erscheinen.

Noch einige Worte über die Form des Buchs. Schon oben ist erwähnt worden, dass der Vf. genau die Artikelfolge des Textes der angezogenen Gesetze befolgt, und sowohl den *Code d'instruction criminelle*, als den *Code pénal*, und die Organisationsgesetze in sein Werk hat eindrucken lassen: ein Verfahren, das, obwohl so häufig von den französischen Schriftstellern gemissbraucht, dennoch hier, wo blosse erklärende Anmerkungen, und kein fortlaufender Commentar gegeben werden sollte, recht an seinem Platze war. So verbreitet sich denn der *Code d'instruction criminelle* von S. 1 bis S. 574; der *Code pénal* von S. 575 bis S. 729, und die Organisationsgesetze von S. 730—770; endlich der *Index* von S. 771 — 876. Druck und Papier sind, wie bey den französischen Werken in der Regel, sehr schön. Übrigens ist das Werk auch in Quartformat, und zwar in einem einzigen Bande erschienen.

Mit demselben ist, vermöge seines Inhalts, *Dufours* Werk zu verbinden, dessen weitläuftiger Titel (No. 2) den Inhalt genau angiebt. Es enthält weiter nichts als den *Code d'instruction criminelle*, mit erklärenden hie und da sehr seichten und überflüssigen Anmerkungen, und zahllose Formulare, die jedoch denen, die sich in dem bourguignonschen Handbuche befinden, weit nachstehen. Brauchbar sind dagegen die Notizen über die älteren Criminalgesetze, welche mit dem neuen *Code* in dem vorliegenden Werke verglichen worden sind, obgleich auch diese Vergleichung keineswegs als vollständig betrachtet werden kann; doch verdient das Werk in dieser Hinsicht um so mehr einige Aufmerksamkeit, als *Bourguignon* auf die historische Seite des neuen Criminalverfahrens zu wenig Rücksicht genommen hat. Auf die Jurisprudenz des Cassationshofes verweist der Vf. gar nicht; freylich war auch das ganze Verfahren damals zu neu, als dass

Digitized by Google

ſchon viele Proceſſe, die demſelben gemäſs verhandelt waren, an dieſen Gerichtshof gebracht ſeyn konnten. Die *Motifs*, *Rapports* und *Discours* ſind dagegen excerpirt, und dieſe Excerpte an den gehörigen Orten nachgetragen. Das Werk trägt den Stempel aller Schriften des Vfs., welche ſehr zahlreich, und deſshalb ſehr beeilt ſind.

Dagegen iſt das Werk von *Bourguignon* (No. 5) wieder ſehr vollſtändig und brauchbar. Denn obgleich das neue Strafgeſetzbuch Frankreichs durch die Reichhaltigkeit ſeiner Verfügungen alle bis jetzt bekannten Strafgeſetzbücher übertrifft: ſo konnten in denſelben dennoch nicht diejenigen Strafverfügungen aufgenommen werden, welche der Natur der Sache nach ſich nur auf eine beſtimmte Zeit, oder auf manche durch dieſelbe herbeygeführte, aber veränderliche Umſtände, beſchränken. Das Geſetzbuch verfügte daher eines Theils im Art. 5, daſs ſeine Verfügungen ſich nicht auf Militärverbrechen erſtreckten, und befahl anderen Theils im Art. 484, daſs bey allen Materien, über welche nicht in demſelben verfügt ſey, ſondern die durch beſondere Geſetze und Verordnungen regulirt wären, die Gerichtshöfe und Tribunäle dieſe letzteren zur Anwendung bringen ſollten. Dieſer Geſetze und Verordnungen iſt nun eine groſse Anzahl, wie aus dem von dem Redner des Staatsraths gehaltenen *Exposé des motifs* erhellt, worin ausdrücklich geſagt wird: *Ainsi cette dernière disposition maintient les lois et réglemens actuellement en vigueur, relatifs* 1. *aux dispositions du Code rural, qui ne sont point entrées dans ce Code*; 2. *aux taxes, contributions directes et indirectes, droits réunis, de douanes et d'octrois*; 3. *aux tarifs pour les prix de certaines denrées ou de certains salaires*; 4. *aux calamités publiques, comme épidémies, épizooties, contagions, disettes, inondations*; 5. *aux entreprises de service public, comme coches, messageries, voitures publiques de terre et d'eau, voitures de places, numéros ou indications de noms sur voitures, postes aux lettres et postes aux chevaux*; 6. *à la formation et conservation des rues, chemins, voies publiques, ponts et canaux*; 7. *à la mer, à ses rades, rivages et ports, et aux pêcheries maritimes*; 8. *à la navigation intérieure, à la police des eaux, et aux pêcheries*; 9. *à la chasse, aux bois, aux forêts*; 10. *aux matières générales de commerce, affaires et expéditions maritimes, bourses ou rassemblemens commerciaux; police des foires et marchés*; 11. *aux commerces particuliers d'orfévrerie, bijouterie, joaillerie, de serrurerie et de gens de marteaux, de pharmacie ou apothicairerie, de poudre et salpêtre, des arquebusiers et artificiers, des cafetiers, restaurateurs, marchands et débitans de boissons, cabaretiers et aubergistes*; 14. *à la police des fêtes, cérémonies et spectacles*; 15. *à la construction, entretien, solidité, alignement des édifices, et aux matières de voirie*; 16. *aux lieux d'inhumation et sépulture*; 17. *à l'administration, police, et discipline des hospices, maisons sanitaires et lazarets*; 18. *aux écoles, aux maisons de dépôt, d'arrêt, de justice et de peine, de détention correctionnelle et de police; aux maisons ou lieux de fabriques, manufactures ou ateliers, à l'exploitation des mines et usines*; 19. *au port d'armes*; 20. *au service des gardes nationales*; 21. *à l'état civil etc. etc.* Nur die hauptſächlichſten Verordnungen ſind hier genannt, ihre Zahl lieſse ſich gewiſs noch verdreyfachen. Man ſieht alſo, wie äuſserſt ſchwierig es für jeden Beamten iſt, für den vorliegenden Fall das paſſende Strafgeſetz zu finden, und wieviel Zeit die Aufſuchung deſſelben in dem hundertbändigen, und jedes Jahr noch anſchwellenden *Bulletin des lois* koſtet. Noch gröſser erſcheint die Schwierigkeit, wenn man bedenkt, daſs es gerade dieſe Verordnungen ſind, welche ſo oft und faſt bey jeder Regierungsveränderung Frankreichs durch neue zahlloſe andere verdrängt wurden, daſs ſo mancher einzelne Artikel noch gilt, während daſs der Reſt aufgehoben, und durch andere Verfügungen erſetzt iſt, und daſs man oft aus vier und mehreren derſelben das Syſtem zuſammenſuchen muſs, welches die jetzt gültige Strafandrohung enthält. Der Vf. hat daher allen franzöſiſchen Beamten, ſo wie jedem Bearbeiter des franzöſiſchen peinlichen Geſetzbuchs, einen groſsen Dienſt dadurch erwieſen, daſs er die einzelnen noch jetzt Geſetzeskraft habenden Verfügungen aus der ganzen Maſſe der peinlichen Legislation aushob, und in Form eines Wörterbuchs alphabetiſch claſſificirte. Dieſes iſt denn in dem vorliegenden Werke auf das ſorgfältigſte und genaueſte geſchehen; überall iſt der Text wörtlich eingerückt, ohne jedoch ihn mit ausführlichen Anmerkungen zu verſehen, die das vorliegende Werk nur zu ſehr angeſchwellt, und dadurch die Nutzbarkeit deſſelben bedeutend verringert haben würden. Nur wenige erklärende Bemerkungen findet man, welche den Zuſammenhang der alten mit der gültigen Verfügung andeuten; einen Commentar verſpricht der Vf. in ſeinen *Lois criminelles de l'Empire français*, deſſen Herausgabe Rec. mit Verlangen entgegenſieht, zu liefern. Ein Repertorium von der Art des vorliegenden *Dictionnaire* hat auch nicht zu fürchten, durch das allgemeine *officielle* Geſetzrepertorium, womit man ſich gegenwärtig in Paris beſchäftiget, verdrängt oder überflüſſig gemacht zu werden. Denn dieſes officielle Werk, welches inſonderheit auch dem Auslande ſehr willkommen ſeyn, und von Neuem zur ſcheinbaren Rückkehr jener Zeiten beytragen wird, als die *Litera Parisina*, neben der *Litera Bononienſis*, ein wichtiger Handelsartikel war, kommt in dem Gutachten des Staatsraths vom 7 Januar 1813 nur vor als ein „*Recueil qui, sous le nom d'Extrait ou Abrégé du Bulletin (des lois), ne renfermerait que les dispositions réputées encore en vigueur, et d'une application usuelle, recueil qui se ferait sous l'autorité et surveillance du grand-juge par des magistrats ou jurisconsultes de son choix, par ordre de matières, dans leur correspondance avec les diverses branches de l'administration publique, et en rappelant l'ère vulgaire à coté de l'ère républicaine, pour les lois qui se rapportent à cette dernière époque.*“ Es fehlt aber

Digitized by Google

nicht an einer Menge anderer Dictionnaire und Repertorien, welche durch jene officielle Arbeit, wenn sie zu Stande kommt, fallen werden.

Die dem ersten Theile von Hn. *B's.* Werk vorausgeschickte *Dissertation sur les règles qui doivent être observées dans l'application des lois pénales* enthält treffliche Winke zur richtigen Anwendung der Verfügungen des *Code pénal*, ob sie gleich diese Materie wenigstens für uns, an eine ganz heterogene Criminallegislation gewöhnte Deutschen, keineswegs erschöpft. Nachdem der Vf. sich darüber erklärt hat, dass es nach dem neuen *Code pénal* nur eine Criminal-*Legislation*, aber keine Criminal-*Jurisprudenz* gebe, geht er zu einer anderen Maxime über, dass jedes Verbrechen *einen Vorsatz*, dasselbe zu begehen, voraussetze, um rechtlich zu existiren, und beweist, dass, obgleich dieser Grundsatz im *Code pénal* nicht formell ausgedrückt sey, er doch unumgänglich in dem Begriff *eines Verbrechens* liege, und deshalb nothwendig, als in der Natur der Sache liegend, vorausgesetzt werden müsse: so wie denn auch auf der anderen Seite es der Beurtheilung der Geschwornen überlassen bleiben müsse, ob ein solcher Vorsatz aus den in der Anklagurkunde enthaltenen Umständen zu erschliessen sey. *La question intentionelle* — sehr verschieden von den gesetzlichen Milderungsgründen, *ne doit plus être, à-la-vérité, proposée isolément au jury, ou du moins elle ne peut l'être, que dans un très-petit nombre de cas; mais il ne s'ensuit pas que le jury ne doive pas avoir égard à l'intention.* Wohl nicht ganz consequent ist es aber, wenn der Vf. auf der anderen Seite behauptet, dass der Vorsatz allein berücksichtiget werden müsse, wenn der Erfolg grösser werde, wie z. B. in den Fällen des *dolus indirectus*: denn der *Code pénal* beurtheilt den *Grad des Vorsatzes* aus dem *Erfolge* des Verbrechens, und nicht den Erfolg nach dem Grade des Vorsatzes. Hat z. B. Jemand einen Menschen vorsätzlich verwunden wollen, ihn aber getödtet: so wird er mit der Strafe des Mords belegt, wie ausdrücklich aus dem *Code pénal* Art. 316. 351 erhellt. — Nur bey Polizeyvergehen wird die Entschuldigung des fehlenden Vorsatzes nicht angenommen, „*en méditant sur les lois de police, forestières et fiscales, on se convaincra facilement qu'elles seraient sans cesse éludées, si les peines légères qu'elles prononcent n'étaient appliquées que lorsque la mauvaise foi des contrevenans aurait été légalement constatée.*" — Von dem Vorsatz sind die *excuses atténuantes* wesentlich unterschieden; sie können, obgleich das Verbrechen rechtlich existirt, mithin ein vorsätzliches Verbrechen vorhanden war, noch vorgeschützt werden, um eine Milderung der Strafe zu erwirken. Zwar verfügt der *Code pénal*, dass eine Strafe nur in den gesetzlichen Fällen, und unter den von dem Gesetze selbst aufgezählten Entschuldigungsgründen gemildert werden könne: doch bezieht sich dieses im strengen Verstande nur auf die wirklichen Verbrechen, und auch hier hat der Gesetzgeber ein *Maximum* und ein *Minimum* der Strafe gesetzt, welches die Richter nach ihrer Überzeugung auswählen können. Was dagegen die Vergehen (*délits*) anlangt, die nur mit einer correctionellen Ahndung bedroht sind: so giebt die allgemeine Verfügung des Artikels 463 dem Gerichte einen noch bey weitem grösseren Spielraum, und sie können sich lediglich dem Eindrucke überlassen, welchen die Umstände eines concreten Falls herbeyführen. Dennoch wirft der Vf. eine Frage auf, die Rec. mit voller Überzeugung unterschreibt: *N'est-il pas à craindre, que les motifs d'excuse et d'atténuation qui peuvent autoriser cette réduction (sc. de la peine) et qui étaient abandonnés à la sagacité des juges et des jurés par les Codes de 1791 et de l'an 4, n'aient été beaucoup trop restreints dans ce nouveau Code? . . . . C'est ce que l'expérience apprendra. Il me reste à parler d'une institution à l'aide de laquelle les condamnations erronées peuvent encore être en partie réparées,*" und so geht er zum Begnadigungsrecht, welches durch den Code von 1791 abgeschafft war, nun aber durch die Constitutionen des Reichs dem Kaiser von neuem übertragen ist, über, und beweist dessen Vortrefflichkeit.

Der dritte Band schliesst mit dem Texte des *Code pénal*, dem mittelst einer gespaltenen Columne die correspondirenden Verfügungen des *Code pénal* von 1791, und der übrigen supplementarischen Gesetze zur Seite gesetzt ist, so dass man mit einem Male das alte und neue französische Criminalrecht übersehen kann. Merkwürdig bleibt es denn doch immer, dass eine der policirtesten Nationen des Erdballs vor 1791 keinen zusammenhängenden *Code criminel* hatte. Der Nationalversammlung gebührt das grosse Verdienst, einen solchen veranlasst zu haben, so wie denn auch einige Jahre darauf der *Code du 3 Brumaire an IV* den neuen Criminalprocess schuf, der noch bis jetzt dem *Code d'instruction criminelle* zur Grundlage dient; ja sogar sind viele Verfügungen dieses Code wörtlich in den letzteren übergegangen.

M. E.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

KURZE ANZEIGEN.

JUGENDSCHRIFTEN. *Nürnberg*, b. Campe: *Erzählungen für Kinder zur Erweckung eines feineren moralischen Gefühls und zur Bildung milderer Sitten*, von Dr. *Johann Heinrich Meynier*. 1812. VIII u. 232 S. 12. (mit Kupfern 1 Rthlr. 8 gr.) Der Erzählungen sind zwey und vierzig. Rec. findet sie dem Alter der Kinder, für die sie der Vf. zunächst bestimmte, (nämlich für Kinder von 8 bis 10 Jahren) angemessen, und glaubt, dass sie ihre Absicht nicht verfehlen werden. Die Sprache ist rein und fliessend, und der Vortrag weder steif, noch kindisch und spielend, die Geschichten selbst weder zu kurz, noch zu ermüdend lang. Was aber Rec. nicht an diesen Erzählungen gefällt, ist die Aufnahme mehrerer Feen- und Zauber-Geschichten, denen er nie hold gewesen ist, weil sie die Köpfe der Jugend mit allerley chimärischen Ideen erfüllen und die Phantasie erhitzen. Zwar ist an den hier aufgenommenen der praktische Zweck deutlich genug ausgedrückt, dennoch aber liesse sich die Hauptsache in einem solideren und einfacheren Gewande vortragen. Die 8 Kupfer sind nicht gerade schlecht, aber auch nicht vorzüglich.

T. 4. S.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

JURISPRUDENZ.

Französisches Criminal-Recht.

(*Fortsetzung.*)

1) Hamburg, b. Perthes: *Handbuch des französischen Criminal-Processes vor den Assisengerichten mit Formularen auf einen wirklichen Criminalfall angewendet*, verfasst von *G. S. Müller*, kaiserlichem Rathe in dem Gerichtshofe zu Hamburg, vormals in dem Haag (jetzt erstem Generaladvocaten in Hamburg). 1812. XXII, 232 u. LXXVI S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

2) Hamburg, b. Bohn: *Darstellung des öffentlichen Verfahrens vor den Assisen- und Special-Gerichtshöfen*, als ein genauer Leitfaden für Geschäftsmänner von *Johann Wilhelm August Rosenthal*, kaiserlichem (Gerichtshofs-) Rathe zu Hamburg. 1812. 178 S. 8. (1 Rthlr.)

3) Ebendaselbst: *Wesentliche Grundsätze des Strafgesetzbuches Frankreichs, übersichtlich und systematisch dargestellt, und mit einem möglichst vollständigen Sachregister versehen*, nebst einem die besonderen Gesetze und Decrete in alphabetischer Ordnung enthaltenden Anhange, von *Johann Wilhelm August Rosenthal*. 1812. XII u. 518 S. kl. 4. (2 Rthlr. 12 gr.)

Der Vf. von No. 1 hatte die Absicht, „das Auffassen des Geistes der französischen Criminalgesetzgebung zu erleichtern, die Geschwornen über ihre wichtigen Pflichten zu belehren, einige praktische Erfahrungen, wodurch die Gesetze am besten erläutert werden, aus seinen bisherigen Dienstverhältnissen mitzutheilen, und die Aufmerksamkeit auf verschiedene Gegenstände zu richten, ohne welche es keinen hinlänglichen Schutz für die Rechte der Gesellschaft giebt.“ Diese Absicht spricht sich in seinem ganzen Werke aus; aber es enthält auch noch mehr, als es verspricht, einen genauen, mit vieler Gründlichkeit ausgearbeiteten, mit Benutzung alles desjenigen, was berühmte französische Schriftsteller über das Gesetzbuch gesagt haben, trefflich ausgestatteten Commentar über den *Code d'instruction criminelle*. Das Werk beginnt im ersten Abschnitte mit einer Einleitung, und einigen allgemeinen Begriffen von den Assisen und ihrer Zusammensetzung, geht dann in der zweyten Abtheilung auf die Instruction der Untersuchung und die vorbereitenden Handlungen über, welche der Haltung der Assisen vorausgehen (hier von der *Mise en accusation*, und der Competenz, ein Capitel, welches vollständig und musterhaft ausgearbeitet ist), beschäftigt sich dann in der dritten Abtheilung mit dem Gange der Untersuchung, nachdem die Sache an die Assisen verwiesen worden ist (von den zu den Assisen gehörigen Personen, ihren Pflichten und Verrichtungen im Allgemeinen, von dem Präsidenten, Beysitzern, Greffier, dem *Procureur criminel*, Vertheidiger, Zeugen und Geschwornen; von den einzelnen Handlungen, welche bey der Hegung des Gerichts vor der *Cour d'assises* vorkommen, welche in drey Epochen eingetheilt werden, je nachdem sie nicht in der öffentlichen Sitzung, oder in derselben, jedoch vor Abgebung der Erklärung der Geschwornen, oder in derselben nach Abgabe dieser Erklärung vorkommen; von dem Processe wider flüchtige Verbrecher), und schliefst in der vierten Abtheilung mit der Execution der Criminalurtheile, und der Begnadigung. Einen Wunsch kann Rec nicht unterdrücken, nämlich dafs der Vf. bey Aufzählung der Geschäfte des *Procureur criminel* doch die Wahrheit recht ausgehoben hätte, dafs sich derselbe nie als zu sehr eingenommen gegen den Verbrecher zeigen möge, was seiner Würde, und der guten Meinung so aufserordentlichen Eintrag thut. Wie viele dieser sonst so achtungswerthen Beamten versehen es damit, dafs sie in der öffentlichen Sitzung leidenschaftliche Aufserungen sowohl gegen den Inquisiten, als die Geschwornen ausstofsen, und dafs sie alle mögliche Beredsamkeit anwenden, um das Verbrechen, dessen der Angeklagte beschuldigt ist, so wie die Schuld desselben selbst, mit den schwärzesten Farben ausmalen, und der Umstände, die für denselben sprechen entweder gar nicht, oder doch mit solchen bitteren Bemerkungen gedenken, dafs sich aus denselben nur eine neue Schuld über den Angeklagten herabzuwälzen scheint. Ein solches Verfahren empört nicht nur das Publicum, welches einen *Enragé* vor sich stehen glaubt; es macht die Geschwornen mifstrauisch gegen die von dem *ministère public* vorgetragenen Thatumstände und Entwickelungen, ja, falls es sogar mit Bitterkeiten gegen die Geschwornen begleitet seyn sollte, letztere auch erbittert und aufgebracht, so dafs die Geschwornen oft nur aus Ärger, und um sich dem öffentlichen Ankläger zu widersetzen, einen Schuldigen frey sprechen, der bey einem gemäfsigten Betragen gewifs der gerechten Ahndung nicht entgangen seyn würde. Möchten diese Beamten doch bedenken, dafs daraus, dafs gegen Jemanden Gründe der Anklage vorhanden sind, noch keinesweges folge, dafs er auch wirklich der Anklage schuldig sey, und dafs sie nur im Namen der

Digitized by Google

beleidigten Gesellschaft gegen ein Mitglied derselben auftreten, der also Erforschung der Wahrheit bey diesem öffentlichen Verfahren der einzige Wunsch und Zweck ist. Wie schön und wahr sagt ein geachteter französischer Beamter über diesen Gegenstand: „Es ist nicht recht, wenn der öffentliche Ankläger, und der Vertheidiger wechselseitig Romane, Voraussetzungen und Darstellungen vortragen, um ihre Erfindungsgabe zu zeigen, und gleichsam einen Wettstreit zu halten, ob man leichter die Rechte der Gesellschaft, oder die des Angeklagten verletzen könne. Der öffentliche Ankläger sowohl, als der Vertheidiger, hören durch ihre Verrichtungen nicht auf, Bürger zu seyn, ihr Interesse soll und darf kein anderes seyn, als die Vollziehung des Gesetzes; nicht Entstellung, sondern vielmehr Entdeckung der Wahrheit ist der Zweck der Anklage, so wie der der Vertheidigung; es ist um keine öffentliche Redeübung zu thun, wo Einer den Anderen zu überschreyen, oder zu überlisten sucht; und ein unrechtlicher Sieg des Einem oder des Anderen kann nur auf Kosten der öffentlichen Sicherheit, der Unschuld, der Würde des Gerichts und des *Gewissens* der Kämpfenden erfochten werden." — Sehr glücklich war der Gedanke des Vfs. statt der sonst so unverständlichen Formulare einen wirklichen Criminalfall vorzutragen, der durch die Formulare, wo nun jedes auf seiner gehörigen Stelle steht, vortrefflich erläutert wird. Im Ganzen ist zwar Rec. gegen alle und jede Formulare; indessen waren sie bey einem Verfahren, wo jede Vernachlässigung der Form Nichtigkeiten des Verfahrens nach sich zieht, unumgänglich nöthig, und der Vf. verdient durch die Mittheilung derselben unseren grösten Dank. Eine kleine Übereilung hat jedoch verursacht, dass das mitgetheilte Definitivurtheil *gegen* die Gesetze gesprochen ist, denn es verurtheilt einen Dieb, der einen inneren Einbruch begangen, in Gemäfsheit der Artikel 381 No. 4. 384. 396, zu einer Zuchthausstrafe, da die angezogenen Artikel jedoch die Strafe der temporairen Zwangsarbeiten verfügen. — Als Anhang hat der Vf. noch eine willkommene Zugabe gegeben, nämlich eine Übersetzung des Decrets vom 27 Februar 1811, über den Empfang und das Quartier des Präsidenten des Assisenhofes, und des Reglements vom 18ten Junius 1811, über die Verwaltung der Justiz in Criminal-, Corrections- und Polizey-Sachen, und den Tarif der Kosten; ingleichen zweckmäfsige Erläuterungen desselben durch die älteren Gesetze über diesen Gegenstand, sowie durch die von dem Justizministerium vorgeschriebenen Formulare. Auch in diesen ist ein Übersetzungsfehler zu verbessern. Nach dem Art. 117 und dem Art. 491 des *Code Napoléon* kann das *ministère public* nicht von Amtswegen auf Interdiction einer Person antragen, als in dem Falle der Raserey, mag der Unglückliche Verwandte haben oder nicht; im Falle des Blödsinns jedoch nur dann, wenn er weder einen Ehegatten, noch *bekannte Verwandte* (nicht blofs Ältern, wie *parens* irrig übersetzt ist) hat. — Ein Register, wenigstens eine Nachweisung, wo die einzelnen erklärten Artikel des Gesetzbuchs der Reihefolge nach in dem Werke sich commentirt befinden, vermifst man schmerzlich.

Der Vf. von No. 2 hatte dagegen einen ganz anderen Plan. Er wollte nämlich den Geschäftsmännern nur einen genauen Leitfaden in die Hand geben, welchen sie bey der Haltung eines Assisen- oder Special-Gerichts vor sich haben, um danach die Reihefolge der vorzunehmenden oder leitenden Handlungen kennen zu lernen. Defshalb findet man in dem Werke fast gar keine Erklärungen, noch sonstige Bemerkungen, sondern nur einen Auszug aus den verschiedenen Artikeln des Gesetzes, nach der Reihenfolge der gedachten Handlungen geordnet, und in Rubriken eingetheilt. So mager nun auch das Buch an sich ist: so zweifelt dennoch Rec. keineswegs, dass es nicht, besonders dem Schwachen, von grofsem Nutzen seyn könne, und dass der Vf. in dieser Hinsicht seinen Zweck vollkommen erreicht habe. — Das mitgetheilte Cassationserkenntnifs verfügt, dass in der *öffentlichen* Audienz jeder Zeuge, sey er so jung wie er wolle, bey Strafe der Nichtigkeit zu beeidigen sey.

Überhaupt aber dürfen wir nicht bergen, dass es uns scheint, Hr. *Rosenthal* sey allzu rasch, die neue Gesetzgebung durch schnell auf einander folgende Werke zu erläutern. Binnen einem Jahre sind, aufser den beiden unter No. 2 und 3 oben aufgeführten, noch zwey erschienen, seine Grundlinien des französischen Civilprocesses und seine Darstellung der Gerichtsverfassung. Wenn dieselben auch einen Beweis seines rühmlichen Eifers, die einzelnen Parthieen einer ewig merkwürdigen Gesetzgebung kennen zu lernen, abgeben, und der Vf. deshalb Aufmunterung verdient: so tragen sie denn doch auf der anderen Seite die unverkennbaren Spuren der Eilfertigkeit an ihrer Stirne, die eine so schnelle Bearbeitung, die ohnedies wenig durch die Untersuchungen früherer Vorgänger unterstützt wird, nothwendiger Weise veranlassen mufs. Rec. kann überhaupt die Bemerkung nicht unterdrücken, die sich ihm beym Lesen aller *rosenthalischen* Werke aufgedrungen hat, nämlich, dass dieselben nur das Ansehen von Auszügen aus den Gesetzen, zum Privatgebrauch des Vfs. eingerichtet, haben, um als Instruction oder Directorium bey seinen Dienstgeschäften zu dienen, so oft kömmt in denselben vor, es sey noch dieser und jener Artikel zu bemerken, ohne dass eine Sylbe von dessen Inhalt angegeben ist: man mufs immer das Gesetz selbst vor sich haben, um die einzelnen Bemerkungen zu verstehen; jedes Werk trägt nur das Gepräge einer hin und wieder sehr ungeordneten Materialiensammlung, so dass gerade diese Individualität, welche lediglich dem persönlichen Bedürfnisse des Vfs. angemessen seyn konnte, das Werk für jeden Anderen, der eine von dem Vf. verschiedene Mnemonik sich zu eigen gemacht hat, unbranchbar macht, und verwirrte Ansichten hervorbringt.

Dasselbe ist auch der Fall bey No. 3. Nicht zu

Digitized by Google

gedenken, dafs der Titel, der eine Entwickelung der wesentlichen Grundsätze des *Code pénal* verspricht, gar nicht passt, da in dem allgemeinen Theile, nur auf vier Seiten, einige höchst dürftige und unvollkommene Sätze über den Begriff der Strafe und des Verbrechens, über den Zweck der ersteren, und über die verschiedenen Arten beider, angegeben sind: so scheint auch die Anordnung des besonderen Theils nach der Schwere der Strafen Rec. von sehr wenig praktischem Nutzen zu seyn. Sollte nämlich das Werk, welches keine Ansprüche auf eine theoretische und philosophische Entwickelung des franz. Strafrechts macht, blofs für den praktischen Juristen und den Geschäftsmann bestimmt seyn, um ihm einen Führer in dasselbe abzugeben: so war es weit natürlicher, die Verschiedenheit der Verbrechen systematisch oder alphabetisch zum Grunde zu legen, und bey jedem die passende Strafe anzugeben, als die Strafen zur Grundlage zu machen, und hienach die Verbrechen zu classificiren. Jeder Geschäftsmann, dem der Inhalt des *Code pénal* noch nicht geläufig ist, wird gewifs vor allen Dingen zu erforschen suchen, welche Strafe auf das vorliegende Vergehen anzuwenden sey, und ein Handbuch, welches ihm dieselbe anzeigt, ohne dafs er das ganze Gesetzbuch deshalb durchzulesen genöthiget ist, wünschen; statt dafs er ein Werk zur Hand nehmen sollte, welches die Strafen zu seinem Hauptgegenstande macht, und demnach das Vergehen mit seiner passenden Strafe weit schwerer aufsuchen läfst, als das nach den Vergehen geordnete Gesetzbuch selbst. Der Vf. sucht S. 23 das von ihm gewählte System (?!) dadurch zu rechtfertigen, dafs er angiebt, es habe ihm nothwendig geschienen, diese Lehre nach der Schwere der Strafe abzuhandeln, weil das französische Recht ausdrücklich verordne, dafs der Richter unter mehreren Statt findenden Strafen nur die schwerste erkennen solle, damit man dadurch gleich in den Stand gesetzt werden möchte, in vorkommenden Fällen die eine der anderen vorzuziehen. Wer sieht nicht die Schwäche dieses Arguments, da der Grundsatz, so wie er hier dargestellt ist, die gröfste Albernheit überall enthalten würde. Das Gesetz sagt nur: wenn von einem Verbrecher mehrere Verbrechen begangen worden sind: so soll er nur mit der Strafe des schwersten Verbrechens belegt werden. Und diese Strafe ausfindig zu machen, dazu ist das Werk eben so unbrauchbar, als um die Strafen jedes einzelnen Verbrechens schnell und sicher aufzufinden. Der Vf. scheint selbst zu fühlen, wie unzweckmäfsig eine solche Classification der Verbrechen nach den Strafen seyn, und hat deshalb „ein vollständiges Sachregister hinzufügen zu müssen geglaubt," wodurch man denn auch allein nur in den Stand gesetzt werden kann, aus diesem Buche einigen Nutzen zu ziehen, so wie dies ebenfalls bey einem anderen Werke des Vfs. über die westphälische Processordnung der Fall ist, welches ohne Sachregister, ungeachtet des vielen darin befindlichen Guten, ein völlig unlesbares und unbrauchbares Buch seyn würde.

Soviel von dem Plane! Das Werk selbst zerfällt in einen allgemeinen, und in einen besonderen Theil. Der allgemeine Theil giebt in 2 Abschnitten dürftige Notizen von Strafen und Verbrechen überhaupt, der besondere ebenfalls in 2 Abschnitten die allgemeinen Grundsätze bey Anwendung der Strafen, und die gedachte Classification der Verbrechen nach den Strafen. Bes. Theil. Abschn. I. Tit. 1. Von der Competenz, und Anwendung der Strafe. Irrig steht unter der ersten Rubrik die Anklagekammer des Gerichtshofes unter den Strafgerichten; sie gehört eben so wenig dahin, als die Berathschlagungskammer des Tribunals erster Instanz, welche eine ähnliche Function hat, dahin gehören würde. Dagegen ist aber ein wirkliches Strafgericht ausgelassen, nämlich der Specialhof des Seinedepartements, welcher über einige *Crimina excepta*, seyen sie auch im ganzen Reiche begangen, erkennt. S. kais. Decret vom 17 Sept. 1807. Gesetz vom 20 April 1810. Art. 33. — Irrig ist es, wenn es S. 10 heifst, dafs die im Art. 484 des *Code pénal* bey Kraft erhaltenen besonderen Gesetze nur allein von den vor dem *Code pénal* in Frankreich existirenden Gesetzen verstanden werden müssen, da mehrere Arrêts des Cassationshofs den Artikel ausdrücklich auf die auch in den vereinigten Provinzen existirenden Localverordnungen, in sofern sie durch kein neueres Gesetz ersetzt sind, beziehen. Irrig ist wenigstens S. 12 der Grundsatz ausgedrückt, dafs ohne völlige Freyheit des Geistes und des Willens es weder ein Verbrechen, noch eine strafbare Handlung gebe, denn der Grundsatz bezieht sich blofs auf einen unverschuldeten Zustand des Mangels der Freyheit des Geistes; ein Betrunkener würde ihn nie vorschützen können, um Strafloſigkeit zu erwirken. — Von den vielfachen Lücken in diesem Titel schweigt Rec. Man findet durchaus nichts über die Nothwehr (*C. p.* 327), Competenz des Gesetzbuches über Fremde, Competenz des besonderen Gerichts über seiner Macht nicht unterworfene Complizen, *Socius delicti* (*C. p.* 103 — 108. *Code d'instr.* 29. 30. *C. N.* 728), Vorsatz, Nachlässigkeit (*C. p.* 316. 351), Milderungsgründe, Verzeihung, Rehabilitation u. s. w. gesagt. — Kraus und bunt liegen die Dispositionen des Gesetzbuches in dem Tit. II über die Grundsätze, die nur gewisse Gerichte zu beobachten haben, durch einander; sie sind auch nicht einmal namentlich aufgeführt, sondern man findet nur Verweisungen auf die Artikel des Gesetzbuchs, gleichsam als habe man ein Brouillon vor sich, auf welches Jemand die zu einer Materie einschlagenden Artikel kurz und fragmentarisch aufgezeichnet habe, um als Denkzettel zu einer künftigen Bearbeitung zu dienen. — Abschnitt II. Von besonderen Grundsätzen mit Rücksicht auf einzelne Verbrechen, Vergehen und Contraventionen, wie auch deren Strafen. Dieser Abschnitt ist nach der Stufenfolge der Strafen, wie oben bemerkt ist, geordnet, und zwar so, dafs dieselbe folgendermafsen, und mit Recht bestimmt ist: Todes-

Digitized by Google

ſtrafe, lebenslängliche Zwangsarbeiten, Deportation, Zwangsarbeiten auf eine beſtimmte Zeit, Einſperrung in ein Arbeitshaus, Landesverweiſung, Pranger, Verluſt der ſtaatsbürgerlichen Rechte, Suspenſion vom Amte, Gefängnisſtrafe, Verweiſung unter die Aufſicht der hohen Polizey, Geldſtrafe und Verweis. Der Form nach, zerfällt jede Seite in vier Columnen, von denen die erſte eine kurze Bezeichnung des Verbrechens, die zweyte die näheren Umſtände des Verbrechens, die dritte den Artikel des Strafgeſetzbuchs, welcher die Strafe androht, und die vierte die Competenz des Gerichts enthält. Schon oben iſt bemerkt worden, daſs der Vf. die Competenz des Specialhofes zu Paris über einige *crimina excepta* nicht kennt; deſshalb findet ſich denn auch S. 71. 72 der Irrthum, daſs das Verbrechen der Verfälſchung des Nationalſtempels, und der Bankozettel vor den Aſſiſenhof gehöre, da vielmehr der gedachte Specialhof ausdrücklich binnen 5 Jahren, vom 20 April 1810 an gerechnet, hierüber zu erkennen hat. Der Anhang enthält die in den beſonderen Geſetzen und Decreten verordneten, nach Art. 484 des *C. p.* anzuwendenden Strafen in alphabetiſcher Ordnung, und iſt weit zweckmäſsiger abgefaſst, als das ganze Werk.

M. E.

Paris, b. Longchamps: *De la juridiction des maires de village; ou traité des contraventions de police, d'après le Code d'instruction criminelle*, avec des formules claires et faciles, basées sur ce Code. Par *Victor J. Loiseau*, Avocat et Maire d'une commune rurale (?). 1812. 280 S. 8.

Auffallend war Rec. gleich der Titel dieſes Werks, welcher einen Advocaten, der zugleich Maire iſt, welches nach dem bekannten kaiſerl. Decrete über die Advocatenordnung durchaus unverträglich iſt, als Verfaſſer nennt. Aufgelöſt iſt demſelben jedoch dieſes Räthſel durch die Nachricht, die er von einem Bekannten des Vfs. erhielt: nämlich, daſs der bekannte Advocat beym Caſſationshofe in Paris, Hr. *Loiseau*, Vf. der *Jurisprudence sur le Code Napoléon*, und anderer juriſtiſcher Werke, wirklich auch dieſes Buch geſchrieben, demſelben aber den Namen ſeines Bruders, der die Verrichtungen eines Maire bekleidet, vorgeſetzt habe, um dem Buche bey den Beamten, für welche es geſchrieben iſt, einen deſto leichteren Eingang zu verſchaffen. Geſchieht dieſes öfter: wie ungewiſs und unzuverläſſig wird dereinſt die franzöſiſche Literairgeſchichte werden!

Das Werk ſelbſt iſt äuſserſt nützlich, und gewiſs um ſo verdienſtlicher, als es den mehrentheils ſo unwiſſenden Maires einen guten und ſicheren Leitfaden darbietet, um ihre Geſchäfte als gerichtliche Polizeybeamten zu verſehen; es wäre ſehr zu wünſchen, daſs es in die deutſche Sprache überſetzt werden möge, um einen gleichen Nutzen bey den Maires in den deutſchen Departements des groſsen Kaiſerthums zu bewirken. Bekannt iſt es, daſs der neue *Code d'instruction criminelle* den Maires eine eigentliche Jurisdiction in Polizeyſachen wieder übertragen hat, die eine Ausnahme von dem Grundſatze der Trennung der Juſtiz von der Adminiſtration begründet. Dieſe Jurisdiction iſt aber ſehr beſchränkt, und zwar theils in Hinſicht auf die Perſon des Maire, indem nur diejenigen Maires als Polizeyrichter handeln können, deren Gemeinde nicht Hauptort eines Cantons iſt, theils in Hinſicht auf das Object, da einige Sachen ausſchlieſslich dem Erkenntniſſe des Friedensrichters deſſenungeachtet übertragen ſind. Die Maires der Gemeinden, welche nicht Hauptörter des Cantons ſind, ſagt der Art. 166 des *Code d'instruction criminelle*, erkennen in Concurrenz mit dem Friedensrichter über die in dem Umfange ihrer Gemeinde begangenen Polizeyübertretungen, wenn der Thäter und die Zeugen in der Gemeinde wohnten oder gegenwärtig ſind, und der Beſchädigte eine Schadenserſatzfoderung unter 15 Franken macht. Auſserdem zählt der Art. 139 die beſonderen Fälle auf, wo deſſenungeachtet der Friedensrichter *excluſive* competent iſt. Auf die Inſtruction und Entſcheidung der im Art. 166 gedachten Fälle bezieht ſich das Werk, welches in 16 Capiteln von der Gerechtigkeitspflege überhaupt, der Competenz der Maires, der Citation, den aufzunehmeuden Unterſuchungsprotocollen, der Audienz, dem Zeugenverhör, den Debatten, der Intervention, den Anträgen des *ministère public*, dem Bekenntniſſe, der Oppoſition, *tierce-opposition*, der Appellation, und der Caſſation, ſo wie von der Vollſtreckung der Erkenntniſſe, und von den alten durch den neuen *Code pénal* nicht abrogirten Geſetzen, in einem ſehr klaren und deutlichen, ja populären Stile handelt, auch mit einer Auswahl ſehr guter Formulare, und endlich mit einem Abdrucke des *Projet de code rural* ſchlieſst. Neue Ideen ſind freylich in dem Buche nicht enthalten; aber was der *Code d'instruction criminelle* in Bezug auf die Gerichtsbarkeit der Maires, und auf das Verfahren, welches dieſelben befolgen müſſen, ſo wie, was der *Code pénal* im vierten Buche über die einzelnen Polizeyübertretungen ſagt, iſt deutlich und analytiſch abgehandelt, alle juriſtiſchen Kunſtwörter erklärt, und mit Formularen erläutert, ſo daſs man dem Vf. die etwas ruhmredige Vorrede gern verzeiht.

M. E.

NEUE AUFLAGEN.

Berlin, b. Dunker u. Humblot: *Kleine theoretiſch-praktiſche deutſche Sprachlehre* für Schulen und Gymnaſien. Von *Theodor Heinſius*. Dritte, genau durchgeſehene und verbeſſerte Ausgabe. 1812. XVI u. 288 S. 8. (12 gr.)

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Paris, b. Eberhart: ΠΛΟΥΤΑΡΧΟΥ *βίοι παράλληλοι, οἷς προσετέθησαν σημειώσεις, καὶ τῶν αὐτοσχεδίων στοχασμῶν περὶ τῆς Ἑλληνικῆς παιδείας καὶ γλώσσης ἀπολογία. Φιλοτίμῳ δαπάνῃ τῶν ἀδελφῶν ΖΩΣΙΜΑΔΩΝ, παιδείας ἕνεκα τῶν τὴν Ἑλλάδα φωνὴν διδασκομένων Ἑλλήνων.* Μέρος δεύτερον. 1810. λά u. 488 S. Μέρος τρίτον. 1811. πς u. 466 S. Μέρος τέταρτον. 1812. μς u. 526 S. 8.

Auch unter dem Titel: *Ἑλληνικῆς βιβλιοθήκης τόμος τέταρτος — πέμπτος — ἕκτος.*

In einer ausführlichen Anzeige von den erſten Theilen der griechiſchen Bibliothek (Jen. A. L. Z. 1810. No. 183 f.) haben wir uns bemüht, die Art und den Geiſt kenntlich zu machen, worin dieſe treffliche Handausgabe meiſt recht wichtiger Werke der alten Literatur gearbeitet iſt. Wir haben anerkannt, wie der verdienſtvolle Herausgeber, ausgerüſtet mit lebendiger und umfaſſender Kenntniſs ſeiner eigenen und mancher fremden Sprache, und mit einer Belesenheit, deren man nicht gewohnt iſt an Neugriechen, ſeinen Zweck ſo unabläſſig verfolgt als glücklich erreicht; wie er, durch eine Menge von einleuchtenden Berichtigungen, von prüfenswerthen Muthmaſsungen, von überraſchenden Zuſammenſtellungen, die Aufmerkſamkeit des Gelehrten feſthält, ohne darum das Maſs zu überſchreiten, das ihm die urſprüngliche und nächſte Beſtimmung, für die Jugend, bey der Auswahl wie bey dem Vortrage ſetzt; wir haben den Eifer und Fleiſs bewundert, wodurch er in ſo kurzer Zeit ſo Vieles und Nützliches leiſtet. Bedauert aber haben wir, daſs die Eile hin und wieder zur Übereilung wird, und vornehmlich, daſs der raſche und ununterbrochene Fortgang des Druckes nicht verſtattet, die anſehnlichen handſchriftlichen Hülfsmittel zu benutzen, die wir auf der pariſer Bibliothek vermutheten.

Unſere Vermuthung war gegründet. Zu den, im gedruckten Kataloge der königl. Bibliothek verzeichneten Handſchriften der Biographieen des Plutarchs ſind noch 6 aus Italien gekommen, alle von ehrwürdigem Alter, und durchgängiger Vergleichung wohl werth. Wir geben eine kurze Notiz von denſelben, aus eigener Anſicht: denn Verzeichniſſe über dergleichen Zuwüchſe der Bibliothek ſind entweder gar nicht oder nur an Ort und Stelle vorhanden. *)

*) So giebt es über alle aus der venediger Bibliothek genommenen Handſchriften kein anderes Verzeichniſs, als die höchſt dürftige und ſummariſche *Liste des Manuscrits que la commission des sciences et arts a choisis dans la bibliothèque de S. Marc de Venise pour faire partie des 500 volumes dûs à la République Française* (nämlich 241 Handſchriften, 120 Drucke vom 15 Jahrhundert, 59 Aldinen, 50 Muſikbücher, und ein, für 30 Bände angerechneter, Camee des Zeus Aegiochos). Die vaticaniſchen hat Hr. Dr. *Huſe* verzeichnet, mit einer Genauigkeit und Sachkenntniſs, die nichts zu wünſchen übrig läſst: aber ſeine ſchätzbare, auch durch die Aufnahme vieler *Inedita* intereſſante Arbeit dürfen wir nicht hoffen bald gedruckt zu ſehen.

Die St. Marcusbibliothek hat zwey geſteuert, No. 72 und 386, beide auf Pergament, jene von 294 Blättern in Folio, dieſe von 221 in Quart. Jene enthält den Demetrius und Antonius (bis fol. 39), den Pyrrhus und Marius (bis fol. 68), den Aratus und Artaxerxes (fol. 90), Agis und Kleomenes und die Gracchen (fol. 118), Phokion und Cato (fol. 146), Dion und Brutus (fol. 174), Aemilius und Timoleon (fol. 197), Sertorius und Eumenes (fol. 215), Philopoemen und T. Quinctius (fol. 227), Pelopidas und Marcellus (fol. 250), Alexander und Cäſar (fol. 294). Am Ende finden ſich dieſe Verſe, die wir, nicht eben ihres dichteriſchen Verdienſtes willen, herſetzen:

ὦ Φρὴν μία, πόσων Φρενῶν Φρένας Φέρεις!
χαυδὸν τόσων πέτηκας ἐν βραχεῖ λέχει!
οὐκ ἔστιν οὐδείς, ὅς πρὸς Ἴστιν σοι λόγου
ἐλθεῖν διυηδῇ, κἂν Ὁρασύνηται λίαν: —

ἡ σὴ βίβλος πάρεστι τοῖς αἱρουμένοις
λόγους ἀπαντλεῖν καὶ καταρδεύειν Φρένας
βρύουσα πηγὴ ναψιλεστάτου νάματος: —

σειρὰν λόγων σῶν Ἑλικτικωτάτη λίαν
οὐ Χάρας αἱρεῖ καὶ λίθους, νεκρὰν Φύσιν,
ὡς μῦθος Ἕλλην ἵστορεῖ τὸν Ὀρφέα,
κακῶς διδάσκων, οὐκ ἀληθείαν λέγων·
ἃ γὰρ στέρονται καὶ τοὺς καὶ τοῦ λόγου,
πεῖαν ἔχουσιν ἡδονὴν ἐν τοῖς λέγουσι:
ψυχὴν δὲ μᾶλλον, τὴν γέμουσαν τῶν λόγων,
τέρπουσα θέλγει τῇ μέλει τῶν σῶν λόγων. *)

Sodann das Epigramm des Agathias, womit der Herausgeber das Titelkupfer ſeines erſten Bandes geziert hat; endlich, nach einigen leeren, ein Blatt aus dem erſten Buche des Herodotus, von noch älterer Hand als der übrige Codex.

Cod. 386 enthält den Aemilius und Timoleon (fol. 29), den Sertorius und Eumenes (fol. 49), den Philopoemen und T. Quinctius (fol. 69), den Pelopidas und

*) Ähnlich ein Epigramm in dem ebenfalls vened. Cod. 250, der, wie auch 249, einen Theil der Moralia enthält:

Πλουτάρχειο σοφοῦ μελιηδέα δέρκευ βίβλον,
ἣν τὰ κοσμοῦσαν, νῦν ὀξύνουσαν αεργόν.

Digitized by Google

Marcellus (fol. 101), den Demetrius und Antonius (fol. 167), den Pyrrhus und Marius.

Unter den vier vaticaniſchen ſind zwey heidelbergiſche, No. 168 und 169, eigentlich nur Ein Codex in zwey Bänden, von denen der erſte, auf 251 Blättern, enthält den Phokion und Cato, den Dion und Brutus, den Aemilius und Timoleon, den Sertorius und Eumenes; der zweyte, auf 195, den Philopoemen und T. Quinctius, den Pelopidas und Marcellus, den Alexander und Cäſar. Die übrigen ſind No. 138, von 273 Blättern (Theſeus und Romulus, Solon und Publicola, Themiſtokles und Camillus, Ariſtides und Cato, Kimon und Lucullus, Perikles und Fabius, Nikias und Craſſus, Alkibiades und Coriolanus, Demoſthenes und Cicero); und No. 283, von 217 Blättern (Demetrius und Antonius, Pyrrhus und Marius, Aratus und Artaxerxes, Agis und Kleomenes und die Gracchen). Alle in Folio und auf Pergament, auſser daſs in No. 138 die letzten 15 Blätter von Papier und von jüngerer Hand ſind. No. 169 und 283 ſind am Ende defect.

Es leidet keinen Zweifel, daſs der Herausgeber aus einem ſo reichen Vorrathe recht viel Brauchbares und Schönes hätte mittheilen können. Doch wir wenden uns von dem, was er gekonnt hätte, zu dem, was er gethan hat.

Die, wie gewöhnlich, neugriechiſch geſchriebenen αὐτοσχέδιοι στοχασμοὶ zum zweyten Bande heben an mit einer Gedächtniſsfeyer des am 1 Juli 1809 in Livorno geſtorbenen Michael Zoſimas, des freygebigen Beförderers der griechiſchen Bibliothek, der ſeinen Eifer für die Verbreitung des Lichts vererbt hat auf ſeine Brüder und auf manche andere Reiche in Griechenland und vornehmlich in Smyrna, der Vaterſtadt des Herausgebers, wo ein neues Gymnaſium geſtiftet worden, ſobald ſich ein tüchtiger Lehrer gefunden. Dieſen geliebten Mitbürgern wird ſodann gerathen, wie ſie, gemeinſchaftlich mit ihren Nachbarn, den Chiern und Kydoniern, das groſse Werk der Wiedergeburt ihrer Nation immer mehr und mehr vorbereiten mögen; ſie werden angewieſen, die wahren und die falſchen Freunde der Aufklärung zu unterſcheiden, und aufmerkſam gemacht einer Seits auf die Heilſamkeit der Philoſophie, die ſogar auf Künſte und Gewerbe wohlthätig einwirkt, dergeſtalt, daſs nirgends beſſeres Brod gebacken wird, als wo die Philoſophie am meiſten vervollkommnet iſt, d. h. im Alterthume zu Athen und in neueren Zeiten zu Paris, allenfalls auch auf Chios; anderer Seits auf die unbedingte Nothwendigkeit einer guten Erziehung, ohne welche die Philoſophie ſo wenig vermögen würde über die dermalige Jugend, als ſie zu des Sokrates Zeiten vermocht hat über den Alkibiades. Als ein Haupthülfsmittel zur Erziehung wird eine Bibliothek empfohlen, die alle bedeutenden Ausgaben der griechiſchen Dichter und Proſaiker, nebſt allen darauf bezüglichen Schriften der Kritiker, enthielte.

Vor dem dritten Bande werden die im erſten angefangenen Beyträge zu einem künftigen Wörterbuche des Neugriechiſchen fortgeſetzt. Die gewöhnlich ſehr ausführlich behandelten, und durch eingeſtreute Erläuterungen oder Berichtigungen zu Claſſikern, durch Zurechtweiſungen des Ducange und anderer Lexikographen, durch Vergleichungen mit anderen Sprachen allgemein intereſſanten Artikel ſind folgende: Ἄβια, in der Bedeutung στεῖρα. Ἀγαπῶ (wobey von den Bedingungen gehandelt wird, unter denen die Liebe zwiſchen jungen Leuten beiderley Geſchlechts ein Segen Gottes werde). Ἀγγεῖον, in der Bedeutung λάσανον; dabey ein Ausfall gegen die κακὰ ἀγγεῖα (*mauvais sujets*), die ſich unter allen Völkern finden, am meiſten aber unter den ungebildeten, und da wieder πλειότερα εἰς τοὺς ὀνομαζομένους καὶ νομιζομένους Γραμματισμένους παρὰ εἰς τὰ ὁλότελα Ἀγραμμάτους. Ἀγάλια, für ἥσυχα. Ἀγιόκλημα, für κισσόφυλλον. Ἀγκάλη. Ἀγκωνή. Ἀδανά, für τώρα, vielleicht von dem doriſch geſprochenen ἤδη. Ἀλευρικόν, für κόσκινον. Ἀλήθεια, mit moraliſcher Nutzanwendung. Ἀλωποῦ oder ἀλεποῦ, für ἀλώπηξ; wobey vermuthet wird, daſs Nominativen auf ου auch im Altgriechiſchen vorhanden geweſen, da ja der Accuſativus Ἰοῦν einen Nominativus auf ου vorausſetze. Ἄμβων; bey der Gelegenheit über die mögliche Nützlichkeit der Kanzelvorträge. Ἄμεστος. Ἀμετάθετος. Ἀνυδρία. Ἀποδοσείδιον πρᾶγμα. Ἀπολιφάδιον, vielleicht von νίπτω; daher Beyſpiele von der Verwandlung des ν in λ und des λ in ν. Ἀράθυμος. Ἀργία, mit Strafreden gegen die Faulheit und beſonders gegen das Gebet der Faulen. Ἀσκάθαρος, für κάνθαρος. Ἀσκαντσόχοιρος, für χερσαῖος ἐχῖνος. Ἀστροπελέκιον, für κεραυνός (zu vergleichen ſcheint unſer *Donnerkeil*). Ἀστίδα, für ἰκτίς. Αὐτίον, für οὖς; Beſtreitung des Aberglaubens, der das Gellen der Ohren (ταυτία μου βοΐζουσιν für das βομβεῦσιν δ' ἄκουαί μοι der Sappho) für eine Vorbedeutung nimmt. Ἀφίνω, für ἐῶ, von ἀφίημι, aus deſſen Imperative ἄφες die Partikel ἂς entſtanden ſeyn ſoll, die im Neugriechiſchen den Imperativen vorangeſetzt zu werden pflegt, wie im Altgriechiſchen ἄγε; die Entſtehung wird erläutert durch den deutſchen Gebrauch von *laſſen* zur Bildung mehrerer Perſonen des Imperativus. Ἄχυρον und ἄχερον. Βαβίζω. Βάτος. Βελόνα. Βίος; daſs man κακόβιος ſey, ſo lange man ἀπαίδευτος; nebenher daſs das deutſche Subſtantivum *die Habe* (nicht, wie Gottſched ſchrieb, *die Haabe*) eine Verderbniſs ſey aus dem Infinitive *das Haben*, gleich wie τὸ ἔχει, das die Neugriechen im gleichen Sinne gebrauchen, aus τὸ ἔχειν. Βλάτα (ſcheint verwandt mit dem Deutſchen *Blatter*). Βώδιον oder Βῶδιν oder Βοῦδιν. Γ, das im Neugriechiſchen ein υ vertritt (ἔγνοια, τυραγνία für ἔννοια, τυραννία), bald ein υ (Ἔγριπος für Εὔριπος), oft auch zu Anfang vorgeſchlagen wird, ſowohl vor Conſonanten (γλαρός für λαρός) als vor Vocalen (γυάλιον für ὕαλος, γεράκι für ἱέραξ). Γάδαρος, für ὄνος, von κάνθαρος in der Bedeutung κάνθων. (Die bekannte Stelle im Pindarus, von der Hyperboreer Eſeln, an denen Apollo ſeine Luſt hat, iſt dem Herausgeber eine artige Allegorie, worin der Dichter ſeinen Landsleuten ihre Ungeſchlachtheit vorrücke.)

Digitized by Google

Vor dem vierten Bande endlich erzählt der Herausgeber, der λόγιος Ἑρμῆς des Archimandriten Gazes habe ihn überzeugt, dafs die Griechen, zurückgekommen von dem Bettelſtolz (πτωχαλαζονεία) ihrer unmittelbaren Vorfahren, die ſich, noch im vorigen Jahrhundert, im Vergleich mit den übrigen Europäern, für das krätzige Kameel hielten, das vieler Eſel Laſten trägt, anfangen zu fühlen, wie tief ſie geſunken ſind, und nachzudenken, wie ſie wieder emporkommen mögen. Das billigt er von Herzen; nur ſcheint ihm Vorſicht nöthig, zumal in ſofern Reinigung der Sprache bezweckt wird. Zu Belegen für ſeine Warnungen und Rathſchläge wählt er gewöhnlich Stellen aus der bekannten Preisſchrift. *De l'influence des opinions sur le langage et du langage sur les opinions.* Dann ſpricht er aufs Neue von der Nothwendigkeit eines Wörterbuchs, von den Eigenſchaften eines guten Lehrers, von dem Einfluſs der Humanitätsſtudien auf die Sänftigung und Regelung der Sitten. Πόθεν γὰρ ἄλλοθεν, ὅτι καὶ εἰς αὐτὸ τὸ ταλαίπωρον ἡμῶν γένος τώρα μόνον πρὸ μικροῦ ἄρχισαν νὰ φαίνωνται ὀλίγοι τινὲς κόσμιοι; Einer von dieſen Wenigen verdankte die Bewahrung ſeiner Keuſchheit, mitten in Paris, allein dem wiederholten Leſen des Euripides. Den Lehrern werden endlich Pfephismen verheifsen, wie das atheniſche zu Ehren des Zenon. Dieſs wird *in extenſo* mitgetheilt, begleitet mit dem Bildniſſe des Philoſophen. Sonſt enthalten dieſe drey Bände Bildniſſe des Alkibiades, des Sokrates, des Perſeus von Makedonien, des Marcellus, des Miltiades, des älteren Scipio, des Kleomenes, des letzten Philippus von Makedonien, des Pyrrhus, des Marius, des Sylla, des Sophokles, des Mithridates, des Euripides, des Artabasdes von Armenien, des Juba, des Ptolemäus Soter, des Pompejus, des Alexander und des Cäſar: ſämmtlich nach authentiſchen Monumenten, und ausgeführt mit einer Sauberkeit und Zierlichkeit, die ſelten aufgewandt wird für Schulausgaben. Auch der Druck iſt im Ganzen ſehr correct.

Von der Geſtaltung des Textes, ſo wie von dem Gehalt und dem Umfang der Anmerkungen haben wir im Allgemeinen ſchon geredet. Unſer Urtheil im Einzelnen zu begründen, wollen wir das Leben des Alexander durchgehen, mit Rückſicht auf die Lesarten von wenigſtens Einem der vorerwähnten Codices.

Cap. I. (B. 4. S. 185) ἐὰν μὴ πάντα, μηδὲ καθ' ἓν ἐξειργασμένως τι τῶν περιβοήτων ἀπαγγέλλωμεν] Für die Lesart der meiſten Handſchriften, ἐξειργασμένως, nimmt der Herausgeber ἐπεξειργασμένως auf, weil das Verbum ἐξεργάζομαι mit den zwey Präpoſitionen die höchſte Genauigkeit bezeichne, mit der Einen aber nur bloſse Genauigkeit (δύναται τὸ διὰ δυοῖν προθέσεων τὸ Ἀκριβέστατα, ὥσπερ τὸ διὰ μιᾶς τὸ Ἀκριβῶς). Wir zweifeln ſowohl an der Richtigkeit des Unterſchiedes, als an der Nothwendigkeit des Superlatives für dieſe Stelle. — Im Verlauf der Note bemerkt der Herausgeber, dafs ἐξεργάζομαι auch, wie im Neugriechiſchen ἐκτελεύω, für φονεύω gebraucht werde, und corrigirt in des Aeſchylus Agamemnon V. 1390 (Schütz 1371)

ἕστηκα δ' ἔνθ' ἔπαισ' ἐκ' ἐξειργασμένοις:

richtig, aber nicht zuerſt. — Οὔτε ταῖς ἐπιφανεστάτοις πράξεσι πάντως ἔνεστι δήλωσις ἀρετῆς] Entweder ſoll μόναις hinzugedacht, oder πάντως für πάντοτε genommen werden. Beides wird unnöthig, ſobald wir dem Adverbium ſeine ganz gemeine Bedeutung laſſen, *durchaus, auf jeden Fall.* Ein ähnliches Adverbium giebt ähnlichen Anſtofs Cap. XXXIX (S. 228, 1): für ἄλλως εὖ ποίει τοὺς φίλους καὶ ἐνδόξως ἄγε· νῦν δὲ... möchte der Herausgeber leſen ἄλλοτε εὖ ἐποίεις τοὺς φίλους καὶ ἐνδόξως ἦγες. Aber νῦν verträgt ſich ganz wohl mit ἄλλως, in dem Sinne, den *Van Heuſde* zum Plato S. 7 entwickelt hat. — Ἐκ δὲ τῆς πληγῆς, πολὺ πῦρ ἀναφθὲν, εἶτα ῥηγνύμενον εἰς φλόγας πάντη φερομένας, διαλυθῆναι] Dafs ἐκ zu ἀναφθέν, εἰς zu διαλυθῆναι gehört, wird der Schüler, bey dieſer Interpunction, Mühe haben zu entdecken. Überall ſetzt der Herausgeber gar zu viele Commata. Es iſt ein vergebliches Unternehmen, jedes Innehalten der Stimme durch eine Interpunction fixiren zu wollen; geradezu nachtheilig, wenn dadurch die Überſicht der Conſtruction geſtört wird. — Ὡς ἀκριβεστέρας φυλακῆς δεομένῳ τῷ Φιλίππῳ τῶν περὶ τὸν γάμον] So geſchrieben zu haben für δεομένων bereut der Herausgeber ſelbſt, und mit vollem Rechte. Gleich nachher hat er, nach dem Beyſpiele ſeiner Vorgänger, für das Τελμησεύς der Handſchriften Τελμισσεὺς geſetzt. Die Verdoppelung des σ war ſchwerlich nöthig, da ſonſt Κηφισόν (S. 192, 6 von unten), τιθασεῦσαι (S. 195, 2), Κάσανδρος (S. 260, 2 von unten, und überall, wo der Name vorkommt) geſchrieben iſt. Cod. Palat. 169 hat auch σάρισαν, σαρίσι und Μεσήνιος (S. 254, 6 v. u.; 255, 3 v. u.; 260, 11 v. u.). Und wenn uns dergleichen Schreibart befremdet: ſo rührt das wohl groſsentheils von der verkehrten Ausſprache her, die den ſanften Laut des neugriechiſchen ζ an die Stelle des immer ſcharfen σ ſetzt. — Cap. III (S. 187). Das Wort des Hegeſias, über den Tempelbrand zu Epheſus am Geburtstage Alexanders, und des Plutarchus Urtheil über dieſes Wort, wird, wie ſchon von Anderen geſchehen war, gerügt, und hinzugeſetzt: Ἡγησίαν μὲν οὐδὲν θαυμαστὸν ὄντα ψυχρὸν ψυχρῶς γράφειν· Πλούταρχον δὲ, ἥκιστα ψυχρὸν ὄντα, οὐκ ἐχρῆν ψυχρῶς τῆς ἑτέρων ψυχρίας καθάπτεσθαι. Wir vermiſſen alle Strenge und Bündigkeit in der Gedankenfolge, die ſich im Kreiſe dreht, wofern nicht der Herausgeber den Hegeſias aus anderweitigen, ganz beſonderen Quellen kennt. — Zu Ende des Capitels berichtigt der Herausgeber τὸν παῖδα τρισὶ νίκαις συγγεγεννημένον für συγγεγενημένον. — Zu Cap. IV eine ausführliche Note über die ῥαβδομαχία, die wahrſcheinlich ein Fechten mit Rappieren geweſen. Daſſelbe vermuthet ſchon *Schneider.* — Cap. V. Für Βουκέφαλον ſetzt der Herausgeber hier und überall die makedoniſche Form Βουκεφάλαν. — Dafs ὁρισμός eine Wette bedeute,

Digitized by Google

hätten wir belegt gewünſcht. — Αὐτὸς προσδραμὼν τῷ ἵππῳ, für εὐθὺς oder οὗτος προσδραμών, iſt eine Emendation des Herausgebers, die unſer Codex beſtätigt. — ἡσυχῇ ſehen wir hier mit dem untergeſchriebenen Jota, zwey Seiten vorher ohne daſſelbe, wie κομιδῆ immer. Es wäre nicht übel, auch in ſolchen Kleinigkeiten genau zu ſeyn, damit doch endlich nicht mehr die Rede davon ſeyn dürfte. — Zu παρακαλπάσας wird das neugriechiſche Synonymum von καλπάζω, σακτῶ, beygebracht, und darin das bisher unerklärliche σακκάζειν erkannt, womit Heſychius καλπάζειν erklärt. — Der Urſprung des Worts bleibt jedoch unaufgeklärt. — Treffend iſt die nächſte Änderung, ἐφεῖς ἐδίωκε für ἀφεὶς ἐδίωκε. — Cap. VI (S. 191) für Ἀριστοτέλῃ hat der angeführte Cod. beſtändig Ἀριστοτέλην, gleichwie weiter unten beſtändig Καλλισθένην für Καλλισθένη (cf. Philemon bey Boiſſonade zu Philoſtratus Her. S. 475), auſser Cap. VIII. Denn anſtatt Ἀριστοτέλῃ δὲ θαυμάζων ἐν ἀρχῇ .... ὕστερον ὑποπτότερον ἔσχε hat er da Ἀριστοτέλει, im Dativus, conſtruirt zu dem Verbum ſimilem. — Ἤδη γὰρ εἰς Ἀσίαν διαβεβηκώς. Cod. μεταβεβηκώς. — Ἀπολογεῖται περὶ τῶν λόγων ἐκείνων, ὡς ἐκδεδομένων καὶ μὴ ἐκδεδομένων. Cod. ὡς καὶ ἐκδεδομένων καὶ μὴ ἐκδεδομένων, was wir ohne Bedenken aufnehmen würden, um den Gegenſatz hervorzuheben. Auch ſchon Cap. II (Ἀρίστανδρος κύειν ἔφη τὴν γυναῖκα ... καὶ κύειν παῖδα Ὀλυμπιάδα) möchten wir κύειν τε ἔφη. — Cap. VIII. ἦν δὲ καὶ φύσει φιλολόγος καὶ φιλομαθὴς καὶ φιλαναγνώστης. In unſerem Palatinus fehlt καὶ φιλομαθής, und allerdings kann es überflüſſig ſcheinen, als enthalten in den umgebenden Wörtern. — Cap. IX. Die Vermuthung Μαίδων für Μεδάρων wird beſtätigt durch die Lesart des Cod. Μέδων. — Τοὺς μὲν βαρβάρους ἐξαπήλασε] Die meiſten Codd., und ſo auch der unſerige, geben ἐξήλασε, was der Herausgeber für beſſer erkennt, ohne jedoch darum ἐξαπήλασε verwerfen zu wollen. Denn ἐξαπελαύνειν, das auch *Schneider* als zweifelhaft aufführt, ſey nicht unrichtiger zuſammengeſetzt als ἐξαπολλύναι. Gegen dieſe Vergleichung läſst ſich einwenden, daſs ἀπολλύναι im profaiſchen Gebrauche ſo ziemlich daſſelbe iſt mit ὀλλύναι, wie ungefähr ἀποθνήσκειν mit θνήσκειν und ἀποκτείνειν mit κτείνειν; ἀπελαύνειν aber nicht leicht zuſammenfällt mit ἐλαύνειν. — Λέγεται πρῶτος ἐνσεῖσαι τῷ ἱερῷ λόγῳ τῶν Θηβαίων] Verſtehe hinzu ἑαυτόν, ermahnt der Herausg. Wir fürchten, das Pronomen paſst nicht beſſer zu ἐνσεῖσαι als zu dem deutſchen *einbrechen*. Auch darein können wir nicht einſtimmen, was zu Cap. XXXVIII (S. 226, 11) — εἰς μέθην τινὰ καὶ παιδιὰν τοῖς ἑταίροις ἑαυτὸν δεδωκώς — erinnert wird, dieſes εἰς μέθην ἑαυτὸν δεδωκώς ſey der vollſtändige Ausdruck für den elliptiſchen des Euripides ὁ δ' ἡδονῇ δοὺς (Phoeniſſ. 21). Daſs eben daſelbſt vorgeſchlagen wird, σὺν τοῖς ἑταίροις, und behauptet, die Phraſe bedeute doch eins und daſſelbe mit oder ohne Präpoſition, das kann dem Anfänger wohl nur verwirren. — Δρῦς, πρὸς ἣ τότε κατεσκήνωσε. Cod. πρὸς ἣν, wie derſelbe Cap. XVI (S. 200, 8 v. u.) für συστάντες πρός τινι λόφῳ hat συστάντες πρὸς τινα λόγον. Und ſo leſen wir Cap. XXIV (S. 210, 14) κρήνην ... πρὸς ἣν κατὰ τοὺς ὕπνους ἰδεῖν ἔδοξε τὸν Σάτυρον. Gleich zweifelhaft bleibt der Caſus nach ἐπί. Cap. XVII. τῆς ἐπὶ θαλάσσῃ τῶν βαρβάρων ἡγεμονίας und τοῖς ἐπὶ θαλάσσῃ πράγμασιν: dagegen Cap. XXII. ὁ τῶν ἐπὶ θαλάττης στρατηγός. Auch in der zuerſt angeführten Stelle hat unſer Cod. den Genitivus. Deſsgleichen Cap. LXXI ἐβάδιζον ἄνοπλοι καὶ μονοχίτωνες ἐπὶ τῆς σκηνῆς, für das gewöhnliche ἐπὶ τὴν σκηνήν. — Ἀναλαβὼν τὴν Ὀλυμπιάδα καὶ καταστήσας εἰς Ἤπειρον.] Ein deutſcher Kritiker (zur leipziger Ausgabe des Aelopus, S. 102) hat vermuthet μεταστήσας: der Herausg. führt die Vermuthung an, ohne darüber zu urtheilen. Uns ſcheint καταστήσας nicht befremdlicher als καθιδρύσει Cap. XXXI (S. 219, 1) ἐνταῦθα καθίδρυσεν αὐτήν, ἀποτάξας τινὰς κώμας καὶ προσόδους εἰς τὴν ἐπιμέλειαν. Daſs im nächſten Capitel geſagt wird Φρύγιον καὶ Πτολεμαῖον ἐκ Μακεδονίας μετέστησεν, kann nichts beweiſen für die vorliegende Stelle. — Cap. X. Ἀρίδαιον. Unſer Cod. durchaus Ἀρρίδαιον. Deſsgleichen Cap. XVI Γρανίκου und τὸ Γράνικον für Γρανικοῦ und τὸν Γρανικόν. — Ὁ δὲ Φίλιππος, αἰσθόμενος ὄντα τὸν Ἀλέξανδρον εἰς τὸ δωμάτιον. Wir begreifen kaum, wie der Herausgeber dieſe Lesart hat beybehalten können, nachdem unleugbar beſſere theils errathen, theils aus Handſchriften vorgebracht ſind. Er erklärt ſie folgendermaſsen: αἰσθόμενος ὁ Φίλιππος διατρίβοντα τὸν Ἀλέξανδρον ἐν τῷ δωματίῳ, τουτέστιν ἐν τῷ κοιτῶνι, οὗπερ εἰώθει αὐτὸς Φίλιππος Ὀλυμπιάδι συναναπαύεσθαι. Alſo nimmt er erſtlich εἰς für ἐν, was doch gewiſs nicht zuläſſig iſt, ſo lange nur noch irgend ein anderer Ausweg ſich aufthut: und zweytens ſetzt er αἰσθόμενος in eine Verbindung, wodurch etwas gar Geringfügiges, das ſich eigentlich ungeſagt von ſelber verſteht, dargeſtellt wird als Gegenſtand beſonderer Aufmerkſamkeit und Wahrnehmung. Sodann ſehen wir auch keinen Grund, warum das δωμάτιον gerade für das Schlafzimmer des Philippus und der Olympias genommen werden müſste; die beygeſetzte Stelle des Ariſtophanes beſagt dergleichen nicht. — Τὸν δὲ Θετταλὸν ἔγραψε Κορινθίοις ὅπως ἀναπέμψωσιν.] Der Herausgeber bemerkt nichts über den Modus, aber weiter unten, Cap. XLI. S. 230, 5 (ἔγραψε δὲ ... ὅπως χρήσηται τῷ Φαρνάκῃ, wo er χρήσεται corrigirt), macht er den ſchon anderwärts aufgeſtellten, aber nicht eben erwieſenen, Unterſchied geltend, nach welchem ὅπως den Conjunctivus erfodern ſoll, wann es ἵνα, den Indicativus, wann es τίνι τρόπῳ bedeutet. Auch Cap. LVI: τοῖς ἡγεμόσι διελέχθη .... ὅπως κατασταθήσωσι δοκιμάσαντες.

(*Die Fortſetzung folgt im nächſten Stücke.*)

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1813.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Paris, b. Eberhart: ΠΛΟΥΤΑΡΧΟΥ *βίοι παράλληλοι, οἷς προσετέθησαν σημειώσεις, καὶ τῶν αὐτοσχεδίων στοχασμῶν περὶ τῆς Ἑλληνικῆς παιδείας καὶ γλώσσης ἀκολουθία. Μέρος β, γ, δ.* u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Cap. XI. *οὔτε τὴν Ἑλλάδα κρατήσας τοῖς ὅπλοις ὁ Φίλιππος οἷον καταζεῦξαι καὶ τιθασεῦσαι χρόνον ἔσχεν.*] Der Herausgeber vermuthet *ὅσον* für *οἷον*, denn der Zusammenhang sey: *οὐκ ἔσχε χρόνον [τοσοῦτον] ὅσον καταζεῦξαι καὶ τιθασεῦσαι τοὺς Ἕλληνας.* Ohne Noth, dünkt uns. *οἷον* dient zur Milderung der etwas harten Metapher, gerade wie Cap. XIX (S. 204, 11): *τὸ γὰρ Φάρμακον, ἐν ἀρχῇ κρατῆσαν τοῦ σώματος, οἷον ἀπέωσε καὶ κατέδυσεν εἰς βάθος τὴν δύναμιν.* — *Ἠγωνίσθη μὲν οὖν ὑπὲρ δύναμιν ἀρετῇ καὶ προθυμίᾳ τὰ παρὰ τῶν Θηβαίων*] Wir haben nichts dawider, dafs der Herausgeber, nach dem Vorgang Anderer, *τὰ* ergänzt: dafs er aber zu *ἠγωνίσθη* ergänzt *ὁ ἀγών*, und gleichermafsen zu *πέπαισται μετρίως ἡμῖν, ἡ παιδία*, scheint durchaus willkührlich und irrig. Denn *ῥήματα ἀπρόσωπα* mag man freylich immerhin aus der Grammatik verbannen: *ἀοριστοπρόσωπα* werden sich sicherlich behaupten. — *Ἄλλως δὲ καλλωπισαμένου*] Cod. *ἄλλως δὲ καὶ καλλωπισαμένου*. Nicht unpassend. — Cap. XII. (S. 196) *πρὸς τὸν Ἀλέξανδρον*] Den Artikel, den der Herausgeber aus einer Variante aufgenommen, hat auch unser Cod. Derselbe hat Cap. V *αὐτοῦ τοῦ βασιλέως* statt des allerdings üblicheren *αὐτοῦ βασιλέως*, Cap. VI *τῶν περὶ Φίλιππον* statt *τῶν περὶ τὸν Φίλιππον*, Cap. IX *ἦν μὲν ἑκκαιδεκέτης Ἀλέξανδρος* statt *ὁ Ἀλέξανδρος*, Cap. X extr. *καὶ Κλεοπάτραν* statt *καὶ τὴν Κλεοπάτραν*, Cap. XI *τοῖς ψηφισαμένοις ἀπόστασιν* statt *τὴν ἀπόστασιν*, Cap. XII *θαυμάσας οὖν Ἀλέξανδρος* statt *οὖν ὁ Ἀλέξανδρος*, Cap. XIII *τὴν στρατείαν καὶ τὴν δόξαν* statt *τὴν στρατείαν καὶ δόξαν*, wie auch Cap. XXXV *τὴν Φύσιν καὶ τὴν δύναμιν αὐτοῦ* statt *τὴν δύναμιν αὐτοῦ καὶ Φύσιν*, und im Gegentheil Cap. LXIX *ἐν νῷ λαβόντες τὴν ἀθυλότητα καὶ μεταβολήν* statt *καὶ τὴν μεταβολήν*, Cap. XIV *τοῦτ' ἀκούσας Ὁ Ἀλέξανδρος*, Cap. XXI *ἐν στρατοπέδῳ ΤΩΝ πολεμίων*, Cap. XXIV *τὸν ΤΩΝ Περσῶν πλοῦτον*, Cap. XXVII *ὅτι πάντες ΟΙ ἄνθρωποι βασιλεύονται ὑπὸ θεοῦ*, Cap. XXXII *ὡς ὃ ἤκουσε τὰ παρὰ Παρμενίωνος*, Cap. XXXV *πυρὶ κατεφλέχθη ΤΟ πᾶν*, Cap. XXXIX *εἰς τὸ σφαιρίζειν παραγενόμενος Ὁ Σεραπίων*, Cap. LXIII *πληγεὶς ὑπέρω κατὰ τραχήλου*, Cap. LXIV *μέχρι νῦν*, Cap. LXXIII *τοῦ στρατηγοῦ Βαβυλῶνος.* Je weniger bisher der Gebrauch des Artikels, zumal vor Eigennamen, gründlich erkannt scheint: um so mehr wäre zu wünschen, dafs Männer wie *Coray* ihm eine vorzügliche Aufmerksamkeit widmeten. — Cap. XIV *ὥστε .... εἰπεῖν.* Die Handschriften haben alle *εἶπεν*; der Herausgeber nimmt den Infinitivus aus der Conjectur seiner Vorgänger auf. Denselben Modus stellt er, nach derselben Conjunction, Cap. XXXV her, *ὥστε συνεκκαίειν* statt des gewöhnlichen und freylich wunderlichen *ὥστε συνεκκαίοι*. Unser Cod. hat auch an dieser Stelle den Indicativus, *συνεκκαίει*. — Cap. XV. Für *τετρακισχιλίους καὶ τρισμυρίους* hat auch unser Cod., wie mehrere andere, *τετρακισμυρίους καὶ τρισχιλίους*. Und wir wären geneigt, diese Lesart vorzuziehen, damit die Abweichung der höchsten Angabe von der niedrigsten nicht so ganz unerheblich ausfalle. — Für *κατηγηλωμένων* Cod. *κατανηλωμένων*. — Zu *ἁπάντων τῶν βασιλικῶν* hinzuzudenken *κτημάτων* räth man wohl nur, wenn man sich in eine Sprache hineingewöhnt hat, die kein Neutrum kennt. — *Οὐκοῦν, ἔφη, καὶ ἡμεῖς τούτων κοινωνήσομεν.* Des Cod. *κοινωνήσωμεν* liefse sich vielleicht vertheidigen. — *Τοιαύτῃ μὲν ὁρμῇ .... διεπέρασεν.* Der Herausgeber schaltet nach *μὲν* ein *οὖν* ein, und freut sich, dafs er in der Übersetzung von *Amyot* ein entsprechendes *doncques* findet. Aber was der Franzose schicklich gefunden in seiner Sprache, ist nicht unerläfslich in der griechischen. Oder es müfsten der *οὖν* noch eine Anzahl eingeschaltet werden. So gleich Cap. XIII extr. *ταῦτα μὲν περὶ Θήβης.* Und Cap. XXXVIII extr. *οἱ μὲν οὕτω ταῦτα γενέσθαι φασίν.* Und da bringt es der Herausgeber wirklich wieder in Vorschlag. — Cap. XVI. Für das von dem Herausgeber aufgenommene, und in der Anmerkung wieder verworfene *γενέσθαι* hat auch unser Cod. *γίνεσθαι*. Gleich nachher wünschten wir Aufschlufs über die Construction des Verbum *φυλάξασθαι* mit dem Genitivus: *ἐνίων δὲ καὶ τῶν περὶ τῶν μῆνα νενομισμένων οἰομένων δεῖν φυλάξασθαι.* — Bey Gelegenheit des Monats Däsios wird eine Vergleichung der makedonischen Monatsnamen mit den athenischen mitgetheilt, nach Corsini. — Der Ausdruck *φύρδην μάχεσθαι* veranlafst eine umständliche Note über *φύρω* und *φυρῶ*, und, aus dem neugriechischen Gebrauch des mit *φυρῶ* synonymen *ζυμόνω* für *ἐπιτρίβω*, eine treffliche Berichtigung des Hesychius, Art. *Φύραμα*. Hesychius ist der Lexikograph, auf welchen der Herausgeber am häufigsten zurückkommt, und fast nie,

Digitized by Google

ohne Licht in ſeine Dunkelheit und Balſam für ſeine Wunden zu bringen. Die Kenntniſs vom gegenwärtigen Zuſtande der Sprache erſcheint dabey als ein unſchätzbares Hülfsmittel zum Verſtändniſs der Gloſſen. — *Ἰδίᾳ μὲν τοῖς Ἀθηναίοις ἔπεμψε τῶν αἰχμαλώτων τριακοσίας ἀσπίδας· κοινῇ δὲ τοῖς ἄλλοις λαφύροις ἐκέλευσεν ἐπιγράψαι Φιλοτιμοτάτην ἐπιγραφήν.* Wenn Plutarchus in Übereinſtimmung gebracht werden muſs mit dem Arrianus, der dieſelbige Inſchrift auf die nach Athen geſchickten Schilde ſetzt: ſo ſind die Wörter *τοῖς ἄλλοις λαφύροις* allerdings anſtöſsig. Aber zu ändern, wie der Herausgeber vorſchlägt, *τοῖς ἄλλοις τοῖς λαφύροις*, und unter *ἄλλοις* die Griechen, unter *τοῖς λαφύροις* die nämlichen dreyhundert Schilde zu verſtehen, kommt uns doch auch ſehr hart vor. — Cap. XVII. *σπανίως δὲ . . .* Cod. *σπανίως δέ* ΠΟΤΕ. — *Λεπτοὺς καὶ προεχεῖς . . . πάγους.* Unſer Cod., wie auch andere, *προσηχεῖς*. Der Herausgeber ſpricht ausführlich über die eine, wie über die andere Lesart, und zieht beiden vor *προεχεῖς* in der Bedeutung des homeriſchen *προβλῆτες*,

ἀλλ' ἀκταὶ προβλῆτες ἔσαν σπιλάδες τε πάγοι τε.

Eine Conjectur, die groſse Wahrſcheinlichkeit hat. — Cap. XVIII. *λαμπρὰ γενέσθαι καὶ περιφανῆ τὰ τῶν Μακεδόνων, Ἀλέξανδρον δὲ . . . .*] So die gewöhnliche Lesart. Der Cod. *λαμπρὰ μέν*, wie das folgende *δέ* zu erfodern ſcheint, und *γενήσεσθαι*, was der Herausgeber *ex conjectura* aufgenommen. Dagegen, in ganz ähnlicher Fügung, Cap. XVII. *ἐδηλοῦτο παύσασθαι τὴν Περσῶν ἀρχήν*, und Cap. XXXI extr. *οὐδὲ σωμάτων ἀπορίᾳ παύσασθαι πολεμοῦντα Δαρεῖον* für *παύσεσθαι*, und Cap. LXXII *μονιμώτατον ἀγαλμάτων αὐτῷ καὶ περιφανέστατον ἐξεργάσασθαι τὸν Ἄθων* für *ἐξεργάσεσθαι*. Vergl. Weſſeling zu Diodor. Sic. 14, 14 und 15, 8. Brunck zu Aeſchylus Perſ. 738. Schäfer zu Longus S. 372 und 406. — Cap. XIX. *ὑπὸ τὸ προσκεφάλαιον ὑπέθηκεν.* Cod. *ἔθηκεν.* — *Ἀειποθυμίας.*] Cod. *λιποθυμίας*, wie auch Cap. LXIII *λιποθυμίαις*: dieſe Form würden wir für die richtige halten. — Cap. XX (S. 205, 15). *ὅτι δὲ τρωθείη τὸν μηρὸν ἐγχειριδίῳ, δυσχερὲς δ' οὐδὲν ἀπὸ τοῦ τραύματος συμβαίη, γέγραφεν.* Cod. *συμβάν*, ſo daſs *ὅτι δὲ τρωθ. τὸν μ. ἐγχ.* noch von dem vorhergehenden *εἰρηκεν* abhinge, und durch eine gröſsere Interpunction von dem folgenden abgeſondert werden müſste. — *Ὠδώδει δὲ θεσπέσιον.* Allerdings nach dem homeriſchen

. . . ἐδμὴ δ' ἠΰτε ἀπὸ κρητῆρος ὀδώδει
θεσπεσίη:

aber daſs darum *ὀδώδει* zu ſchreiben ſey, wie der Herausgeber folgert, folgt wohl nicht ſtreng. — Cap. XXI. *ἐμπαθὴς γενόμενος.* Der Herausgeber führt an, daſs man habe *συμπαθής* ändern wollen. Er konnte hinzufügen, daſs *ἐμπαθής* weiter unten in ganz gleicher Bedeutung vorkommt (*ταῦτα μὲν οὖν ἐμπαθῆ σφόδρα τὸν Ἀλέξανδρον ἐποίησεν* Cap. LXIX. S. 256, 15), und da Niemanden aufgefallen iſt. — *Ἔτι μᾶλλον γενομέναις αἰχμαλώτοις τὰ ἀπὸ τῶν ἔργων ἀπήντα φιλάνθρωπα.* Cod. *ὅτι δὲ μᾶλλον τῶν ἔργων ἀπήντα φιλάνθρωπα*, mit vollkommener Auslaſſung der Wörter *γενομέναις αἰχμαλώτοις*, die auch der Herausgeber, wo nicht zu ſtreichen, doch zu verſetzen räth, und die ſich offenbar aus dem Folgenden, *γυναιξὶ γενναίαις γενομέναις αἰχμαλώτοις καὶ σώφροσι*, hieher verirrt haben. Auch die Präpoſition *ἀπό* deucht uns entbehrlich. — *Συντάξεις δὲ καὶ μείζονας.* Das aus Vermuthung aufgenommene *καὶ* hat unſer Codex. Dieſelbe Conjunction hat er, gegen Ende des Capitels, vor *καλῆς*: *καὶ καλῆς καὶ γενναίας.* — Cap. XXII. *τί πώποτε* (Cod. *τί ποτε*) *Φιλόξενος αἰσχρὸν αὐτῷ συνεγνωκὼς, τοιαῦτα ὀνείδη προξενῶν κάθηται.*] Der Herausgeber miſsbilligt die lateiniſche Überſetzung des *κάθηται*, *defidens*, ſo wie die franzöſiſche, *pendant qu'il ne fait rien*, und meint, die Phraſe ſey einzig und allein aus dem Neugriechiſchen zu erklären, wo *καθῆσθαι* beſtändig gebraucht werde für *περί τι ἀσχολεῖσθαι καὶ διατρίβειν*, franz. *s'amuser à quelque chose*, z. B. *τί κάθηται καὶ μὲ κακολογεῖ;* Ausgehen möchte dieſe Bedeutung doch wohl immer von dem Begriffe, den die Überſetzungen ausdrücken. — *Ἀλλ' οὔτε τῶν λεγόντων περὶ τῆς εὐμορφίας αὐτῆς προσδεδεγμένος τὸν λόγον.* Richtig hat der Herausgeber *οὐδὲ* geſetzt für *οὔτε*. Aber auch umgekehrt hätte er Cap. IV (*οὐδὲ γὰρ ἀπὸ παντός, οὐδὲ πᾶσαν ἠγάπα δόξαν*) *οὔτε* für *οὐδὲ* ſetzen können und ſollen. — *Ἔφη τούτων μηδὲν δεῖσθαι.* Cod. *μηδενός.* — *Τοῖς εὐτυχήμασι τῆς δαπάνης ἅμα συναυξανομένης.* Cod. *συναυξομένης*, wie Cap. XXIX (S. 227, 5) *αὐξουμέναν* für *αὐξανομένων*. (*αὐξουμένοις* für *αὐξομένοις* auch Cap. V. S. 189, 10.) — Cap. XXV. *καθαγίσαντα.* Cod. *καθ' ἁγιάσαντα.* Wie er denn faſt immer in zuſammengeſetzten Verben die Präpoſition beſondere ſchreibt. — Cap. XXIX. *χορῶν ἐγκυκλίων.* Der Herausgeber bedauert, nicht *κυκλίων* geſetzt zu haben. — Cap. XXX. *ὁ κύριος Ὠρομάσδης.* Die Erwähnung des Gottes des Lichts wird benutzt, um aus deſſen Schöpfung der Liebe, der Wahrheit, der Rechtlichkeit, der Weisheit, des Reichthums und des Vergnügens am Schönen herzuleiten, daſs nur die Philoſophen gottesfürchtig ſeyen, dieweil nur die Philoſophie zur Liebe, zur Wahrheit, zur Rechtlichkeit, zur Weisheit, zum Reichthum und zum Vergnügen am Schönen verhelfe, während die Widerſacher der Philoſophie, die ihr den Eingang nach Griechenland zu verſperren trachten, finſtere Diener des Gottes der Finſterniſs verbleiben. — Cap. XXXI. *πολλοὺς δυσκαταπαύστους γεγονότας.* Cod. *πολλοὺς καὶ δυσκατασπάστους γεγονότας.* — Cap. XXXII. *καὶ διεγερθέντος, οὕτως ἐρωτᾶν.* Vielleicht, ſagt der Herausgeber, muſs *οὕτως* geſtrichen werden. Aber warum wohl? Mag man es mit *διεγερθέντος* zuſammennehmen, und auf die, unmittelbar vorher angegebene Art der Weckung beziehen, oder mag man darin jenes *οὕτως* erkennen, das auf Participien, den Inhalt derſelben recapitulirend, gerade ſo folgt, wie im Deutſchen *ſo* auf den Vorderſatz; immer verdient es ſeine Stelle. — *Ἔσχε γὰρ ὁ ἀγὼν ἀποτροπὴν καὶ σάλον.* Unſer Codex beſtätigt die Emendation des Herausgebers *ὑποτροπήν*. Wie leicht *ὑπό* und *ἀπό*

Digitized by Google

verwechſelt werden, beweiſt derſelbe, indem er gleich nachher ὑποσκευάς hat für ἀποσκευάς. Vergl. Weſſeling zu Diodor. Sic. 4, 46 S. 289. Schäfer Meletem. crit. S. 83. — Cap. XXXIII. ὁ δὲ μάντις Ἀρίστανδρος . . . . ἐπεδείκνυτο παριππεύων ἀετόν. Der Herausgeber corrigirt ἐπεδείκνυ, ohne einen Grund anzugeben. Daſs es einen ſolchen gebe, bezweifeln wir faſt, wenn wir vergleichen Cap. XXXV. S. 223, 17: ἐπιδεικνύμενοι δὲ τὴν δύναμιν αὐτοῦ. Cap. XXXIX. S. 227, 8: τὴν κεφαλὴν ἐπιδειξάμενος αὐτῷ. Cap. LX. S. 248, 2 v. u.. σύνεσιν δὲ θαυμαστὴν ἐπεδείκνυτο. Cap. LXXI. S. 257, 1 v. u.: κουφότητα θαυμαστὴν ἐπιδειξαμένων. Denn zu bedeuten ſcheint uns das Verbum an allen dieſen Stellen daſſelbige. — Cap. XXXV. τὴν Βαβυλωνίων. Der Herausgeber corrigirt τὴν Βαβυλωνίαν, und das hat der Cod. — ἅμα νοήματι διῆκτο πρὸς θάτερον πέρας. Cod. διῆκτο. — Τὸν μῦθον ἀνασώζοντες πρὸς τὴν ἀλήθειαν.] Um die ſonſt richtige Erklärung, die der Herausgeber giebt, zu rechtfertigen und zu vervollſtändigen, muſste an das platoniſche οὐκ ἀπώλετο ὁ μῦθος erinnert werden. — Cap. XXXVI. τὸ τὴν βαφὴν διὰ μέλιτος γίνεσθαι τῶν ἀλουργῶν.] Der Herausgeber widerlegt die beckmanniſche Erklärung dieſer Stelle, die einzige, die er vorgefunden: aber er giebt keine eigene. — Ὕδωρ ἀπὸ τοῦ Νείλου καὶ τοῦ Ἴστρου.] Cod. ἀπό ΤΕ τοῦ Νείλου. — Cap. XXXVII. τὴν Πυθίαν προεῖπεῖν, ὡς Λύκιος ἔσται καθηγεμών (Cod. καθ' ἡμῶν) τῆς ἐπὶ Πέρσας πορείας.] Der Herausgeber Λύκος, aus dem Polyänus: εἰ γὰρ καὶ ἐκ Λυκίας ἦν ὁ δίγλωσσος τὰ πρὸς πατρός, καθὰ φθὰς ὁ Πλούταρχος εἰρηκεν, ἐνθάδε μέντοι μᾶλλον οἰκεῖον ἂν εἴη τῷ Λοξίᾳ Ἀπόλλωνι τὸ λοξὸν καὶ αἰνιγματῶδες ὄνομα τοῦ ζώου. — Cap. XXXIX. πρόσθες ἔτι τὴν λοιπὴν ὁδόν, ἐπὶ τὴν σκηνὴν σεαυτῷ τοῦτο κομίσας.] Cod. ἑαυτοῦ. Und bald nachher ἑαυτὸν δ' ἐρημοῖς für σεαυτόν. Ferner Cap. LIII. ἀλλ' ἔνδειξαι, φάναι, τὴν αὐτοῦ δύναμιν ἡμῖν, für τὴν σαυτοῦ. Eine Verwechſelung, die beym Plutarchus gar wohl zu ertragen iſt, wiewohl ſie aus den Schriftſtellern der beſſeren Zeit hoffentlich ganz verſchwindet, wann erſt einmal die erfoderliche Zahl von Handſchriften verglichen ſeyn wird. Vergl. Porſon zu Euripides Oreſt. 626. Boiſſonade zu Philoſtrat. Her. S. 326. — Ὡς οὖν εἰς τὸ σφαιρίζειν παραγενόμενος Σεραπίων, ἄλλοις ἔβαλλε τὴν σφαῖραν] So der Herausgeber und unſer Codex; ſonſt ἔβαλε. — Περὶ δὲ τῶν τοῖς φίλοις καὶ τοῖς σωματοφύλαξι νεμομένων πλούτων, ἠλίκον εἶχον ὄγκον. So der Herausgeber und unſer Cod., für εἶχεν, was ſehr unbequem auf den Alexander bezogen wurde. — Cap. XLI. Κρατερός.] Zum Eingang des Eumenes erinnert der Herausgeber, wie auch ſchon früher, an die Regel, daſs Appellativa, wenn ſie zu Eigennamen werden, ihren Accent ändern, und ſchreibt demnach, die ganze Biographie durch, nicht Εὐμενής, wie gewöhnlich war, ſondern Εὐμένης. Darum fällt es auf, daſs er nichts anmerkt über den Accent von Κρατερός und, weiter oben, von Θεσσαλός, die jener Regel eben ſo zuwider laufen, als ſich Κλεῖτος und Κοῖνος ihr fügen. — Εὐρύλοχος Αἰγαῖος ἀνέγραψεν ἑαυτὸν εἰς τοὺς νοσοῦντας. Cod. ἐνέγραψεν, was wir nicht anſtehen vorzuziehen. — ὅπως πείθωμεν ἢ δώροις ἢ λόγοις. Cod. ἢ λόγοις ἢ δώροις. Und dieſe Folge dürfte natürlicher ſeyn. — Cap. XLII. ἀργαλέαν καὶ μακρὰν γενομένης. Unſer Cod., wie manche andere, γινομένην. Der Herausgeber giebt zu, daſs die Änderung unnöthig war, — Σοῦ ζῶντος. Cod. σοῦ σώζοντος. — Cap. XLIV. πολλοῖς ἔτεσιν ἔμπροσθεν. Cod. ἔμπροσθε, welche Schreibart überhaupt weit häufiger in Handſchriften gefunden wird, als in unſeren Ausgaben. — Cap. XLV. οὔ μὴν τήν γε Μηδικὴν προσήκατο. Cod. τήν γε Μηδικὴν ΕΚΕΙΝΗΝ προσήκατο. — Ἀναξυρίδας. Der Herausgeber wiederholt die, ſchon zur franzöſiſchen Ausgabe des Strabon (Band 2. S. 62 f.) gemachte Bemerkung, daſs ἀναξυρίς nicht von ἀνασύρω herzuleiten, ſondern ein orientaliſches Wort ſey, gleich wie das ſynonyme σαράβαρα oder σαράβαλλα; den Griechen wäre beſſer geweſen, weder die Sache noch den Namen kennen zu lernen. — Ἐν μέσῳ τινὰ τῆς Περσικῆς καὶ τῆς Μηδικῆς.] Der Herausgeber erwähnt und billigt die Vermuthung von Schmieder, Μακεδονικῆς für Μηδικῆς. — Cap. XLVII. Οὐ μὴν ἀλλ' ἀπιέναι γε τοῖς βουλομένοις ἔφηκε, μαρτυράμενος —] Eine Verbeſſerung des Herausgebers von augenſcheinlicher Wahrheit, für das gewöhnliche τοὺς βουλομένους ἔφη. καὶ μαρτυράμενος. Wenn er aber gleich nachher: ἐθελόντων auſnimmt für ἐθελόντων (ἐγκαταλέλειπται μετὰ τῶν φίλων καὶ τῶν ἐθελόντων στρατεύειν): ſo wiſſen wir nicht mit dem Infinitivus zurecht zu kommen. — Cap. XLVIII. λέγεται δ' οὖν] Der Herausgeber λέγεται γοῦν, und das ſtehe für γάρ. Die Änderung ſagt uns mehr zu als die Erklärung. — Cap. XLIX. κατὰ τοῦ βασιλέως ῥήματα καὶ λόγους.] Cod. ῥήματα καὶ λόγους κατὰ τοῦ βασιλέως. Und mit ſeltſamer Verwirrung, bald nachher, ἐκέλευσεν εἰσάγειν αὐτοὺς ὅτι δὴ παθών. ἄδηλον γάρ ἐστι. πρὸς Ἀλέξανδρον, περὶ ἀναγκαίων ἔχοντος (ſic) ἐντυχεῖν καὶ μεγάλων. ὁ δὲ Φιλώτας οὐ παρῆγεν αὐτούς, ſtatt ἐκέλευσεν εἰσάγειν αὐτοὺς πρὸς Ἀλέξανδρον, ὡς περὶ ἀναγκαίων ἔχοντας ἐντυχεῖν καὶ μεγάλων. ὁ δὲ ὅτι δὴ παθών (ἄδηλον γάρ ἐστιν) οὐ παρῆγεν αὐτούς. — Ἀποθανόντος δὲ τοῦ Φιλώτα.] Den Herausgeber verwundert dieſe Form des Genitivus, indem 3 Zeilen vorher τοῦ Φιλώτου ſteht. Unſer Cod. hat an beiden Stellen τοῦ Φιλώτου. — Cap. L. τῶν κατὰ Φιλώταν. Gewöhnlich τῶν κατὰ Φιλώτα. Die Verbeſſerung des Herausgebers finden wir auch in unſerem Cod. — Ποιήματα Πρανίχου τινός.] Cod. Παννίχου. Vielleicht alſo Πανίχου. — Τραχὺς ὢν καὶ αὐθάδης.] Cod. τραχὺς ὢν ΕΙC ΟΡΓΗΝ καὶ αὐθάδης. — Cap. LI. ῥάβδοις ξαινομένους.] ξαίνειν, bemerkt der Herausgeber, ſey ſinnverwandt mit κτενίζειν (daher Ξάνια· τὰ κτένια bey Heſychius), und werde für δέρειν oder μαστιγοῦν gebraucht, wie das franzöſiſche *peigner* in der Redensart *peigner quelqu'un à la Turque*: Τουρκικὰ γὰρ παρ' αὐτοῖς (den Franzoſen) καλεῖται πάντα τὰ βίαια καὶ ἄνομα. — Cap. LII. οὐκ οἶσθα] Cod. οὐκ οἶδας. — Δαπίδας.] Cod. τάπητας. Beiden Formen legt der Herausgeber einen aſiatiſchen Urſprung bey, und die bekannten Etymologicen der Grammatiker bedünken ihn unendlich lächerlich, und nur inſofern

Digitized by Google

nützlich, als sie zeigen, dass ohne Philosophie auch keine Grammatik gedeiht. — Cap. LIII. ἐν δὲ τῷ συνεῖναι ... δοκῶν οὐκ ἐπαινεῖν] Cod. ἔν τε τῷ συνεῖναι. Was nothwendig scheint, da vorhergeht τὰς τε κλήσεις τὰ πολλὰ διωξούμενος. — Cap. LIV. ἐπανιοῦντα] Cod. ἀπιόντα. — Ἃ κρύφα πάντες ἠγανάκτουν. Es sey möglich, sagt der Herausgeber, dass Plutarchus geschrieben δι' ἃ ἠγανάκτουν, aber auch möglich, dass er ἀγανακτῶ mit dem Accusativus verbunden. Uns scheint diese Verbindung nothwendig, so oft ἀγανακτεῖν so viel ist als ἀγανακτοῦντα διέρχεσθαι, ἀγανακτοῦντα λέγειν. Eben so wird es sich mit δυσχεραίνειν verhalten. — Cap. LVIII. ἀγωνιζόμενος ὁ νεανίας] ὁ νεανίας ἀγωνιζόμενος. — Cὲ μεν αὐτὸν ἄρχοντα καταστήσαντας αὐτῶν] Der Cod. lässt αὐτὸν weg, und wir entbehren es leicht, ja wegen der Nähe von αὐτῶν gern. — Cap. LIX. μοῖραν ... καλλίκαρπον ἐν τοῖς μάλιστα] Cod. ἐν ταῖς μάλιστα, ungefähr wie der Herausgeber selbst, zu S. 212, 16, eine Conjectur von Schäfer rühmend als οὖσαν πιθανὴν καὶ παραινέτην ἔχουσαν τὸν ἐν τοῖς μάλιστα πιθανωτάτοις τῶν κριτικῶν, anstatt τὸν ἐν τοις μάλιστα πιθανόν. — Κατὰ πολλὰ τὸν Ἀλέξανδρον ἐκακοποίουν. Die Präposition fehlt im Cod., und ohne allen Nachtheil. — Τοῖς πολεμικοῖς ἔργοις αὐτοῦ] Cod. τοῖς πολεμικοῖς αὐτοῦ ἔργοις, damit οις nicht dreymal hinter einander töne. — Ἷις κυλίς] Cod. ὥσπερ κυλίς. —

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Philologie. *Jena*, b. Mauke: *Vocabelbuch zu Bröders kleiner lateinischer Grammatik, nach der Folge der Paragraphen geordnet.* 1807. XVI u. 72 S. gr. 8. (6 gr.) Der Vf. dieser Schrift, der nun verstorbene D. *Carl Christian Erhard Schmid*, Prof. zu Jena, betrachtet mit Recht die unzeitigen und voreiligen Präparationen aus Lexicis, wie er sie sich denkt, als ein mechanisches Hin- und Herblättern und als eine leidige Geduldsübung, welche des Menschen unwürdig sey, so nöthig es immer scheine und seyn möge, gewisse Thiere dazu abzurichten, deren blos passive und mechanische Geduld sogar zum Sprichwort geworden sey. Aber höchst unwahr, einseitig und schief ist sein Urtheil, wenn er, um sein Vocabelbuch nach der Ordnung der bröderschen Lesestücke gegen den Vorwurf der Unnützlichkeit, Entbehrlichkeit oder Schädlichkeit sicher zu stellen, alle alphabetischen Wörterbücher für angehende Lateiner für so unnütz erklärt, dass sich ausser der leidigen Gewohnheit und dem Herkommen aus den Zeiten des Pedantismus und der Sprachqualerey kaum irgend eine vernünftige Ursache entdecken lasse, wodurch viele selbst würdige Männer zu der unnützen und verdienstlosen Bemühung bewogen wurden, ihre sonst vortrefflichen Lesebücher für die Anfänger in der lateinischen, griechischen oder französischen Sprache mit einem entweder so unbrauchbaren, oder zu einem so verderblichen Missbrauche verleitenden Anhange, als in diesem Falle ein alphabetischer Index offenbar sey, zu begleiten. Wenn man um eines unzweckmässigen Gebrauches willen, der auch nach des Vfs. eigenem Geständnisse bey seinem Wörterverzeichnisse leicht möglich, und bey einer solchen Eselsbrücke noch weit mehr zu befürchten ist, sogleich die ganze Sache verwirft: so heisst das offenbar, das Kind mit dem Bade ausschütten. Zugegeben, dass ein alphabetisches Wörterbuch, wenn es auch noch so klein und auf ein einzelnes Lesebuch beschränkt seyn sollte, dem Gebrauche des ersten Anfängers nicht durchaus angemessen sey, und dass des Vfs. Vater aus triftigen Gründen die leidige Zumuthung an den Anfänger vermied, blos aus einem alphabetischen Wörterbuche auf seine Lection sich vorzubereiten: musste denn gleich ein so vortreffliches Lesebuch, als das bröderische ist, jedem öffentlichen Schullehrer durch gedruckte Eselsbrücken verleidet werden? und handelte nicht der Vater des Vfs. weit vernünftiger, der mit unverdrossener Mühe selbst für alle ersten Lesebücher in jeder Sprache, welche er seinen Sohn lehrte, dergleichen Wörterbücher entwarf, ohne darin Anderen vorzugreifen, welche bey dem Gebrauche derselben Lesebücher andere Plane und eine andere Methode befolgen? Wenn es bey dem Elementarunterrichte hauptsächlich auf kluge Auswahl des Passenden, und auf einen gewissen Takt des Schicklichen ankommt, worin sich das Talent des Padagogen zeigt: warum will denn der Vf. jedem Lehrer durch die Herausgabe seines Vocabelbuchs vorgreifen, und das, was der Lehrer nach seinen Zwecken und nach den Bedürfnissen seiner Schüler selbst erfinden möchte, wider seinen Willen und wider seine Methode durch ein gedrucktes Vocabelbuch verleiden? Verlangt nicht selbst der Vf., dass die schon gelesenen Pensa des Lesebuchs, womit der allererste Anfang gemacht war, nach dem Durchgehen der Syntaxis wiederholt werden sollen? Soll in diesem Falle dasselbe Wörterverzeichniss als eine bequeme Eselsbrücke den Schüler in seiner Faulheit stärken, und ihm die Lust zu aller Selbstthätigkeit rauben? Sagt der Vf. nicht selbst, dass der Schüler sich nicht immer und bey aller fortgesetzten Lectüre eines solchen, Anfangs unentbehrlichen, Noth- und Hülfs-Büchleins bedienen dürfe, welches allerdings zur Faulheit, Einseitigkeit und Oberflächlichkeit führe? Wenn denn doch einmal der Schüler anfangen muss, sich durch den Gebrauch eines alphabetischen Wörterbuchs zu eigener Erforschung des Sinnes in einem aufgegebenen Lesestücke zu üben: warum soll er diese Übung so spät und auf einmal beginnen? Ist es nicht rathsamer, dass der Lehrer gleich vom Anfange an die Schüler allmählich dazu leite, indem er immer den Bedürfnissen seiner Schüler gemäss und nach einer Methode, die er selbst für gut befinde, die nöthigen Vocabeln angiebt, und Anfangs nur wenige und die leichtesten Wörter, dann nach der steigenden Kenntniss seiner Schüler, immer mehr und immer schwerere Wörter dem eigenen Aufschlagen überlässt? Wie kann ein solches Wörterverzeichniss, als der Vf. geliefert hat, den Privatfleiss der Schüler befördern, ohne dass sie zugleich zum Nachschlagen vergessener Wörter in einem alphabetischen Wörterbuche geführt werden? Ein und dasselbe Wort ist in derselben Bedeutung nur ein oder zweymal aufgeführt: wie nun, wenn es wieder im Lesen vorkommt, und indessen, was von einer solchen Vorarbeit die unausbleibliche Folge seyn muss, wieder vergessen ist? Mögen des Vfs. psychologische Grundsätze der Mnemonik noch so richtig seyn: der Schüler wird in diesem durch nichts zu vermeidenden Falle nicht ohne Hülfe des Lehrers fortkommen, wenn er sich selbst nicht zu helfen weiss. Darf sich der Schüler, wenn er nach dem Gebrauche des Vocabelnverzeichnisses zu dem neuen Geschäfte des Aufschlagens in einem alphabetischen Wörterbuche fähig gemacht werden soll, noch nicht ganz und gar selbst überlassen und hülflos bleiben, wenn er nicht Zeit verderben, sich an geistlosen Mechanismus gewöhnen, und die Lust zum Sprachstudium verlieren soll: warum will ihn der Vf. nicht gleich an eine heuristische Methode gewöhnen, dass ihm das, was ihm durch das ewige Memoriren vorgekauter Vocabeln zur Qual und zum Ekel wird, eine fröhliche Übung werde, wobey er seine wachsenden Kräfte selbst fühlt, und der sich ankündigenden Unabhängigkeit seines Sprachstudiums von mündlicher und unmittelbarer Leitung seines Lehrers immer freudiger bewusst wird? Mag der Vf. immerhin die Kunst verstehen, in seiner Lehranstalt für Knaben, Studirende mit verschiedenen älteren und neueren, namentlich auch mit den pestalozzischen, olivierschen und tillichschen Lehrweisen anschaulich bekannt zu machen: einen Beytrag zur Methodik des Elementarunterrichts in der lateinischen Sprache, wie er seine von falschen, schiefen und einseitigen Urtheilen strotzende und stolz absprechende Vorrede beutet, war Er, der sonst als trefflicher Philosoph mit Recht geschätzt wird, nach der gelieferten Probe zu geben nicht im Stande. Γ — G.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1813.

GRIECHISCHE LITERATUR.

PARIS, b. Eberhart: ΠΛΟΥΤΑΡΧΟΥ *βίοι παράλληλοι, οἷς προσετέθησαν σημειώσεις, καὶ τῶν αὐτοσχεδίων στοχασμῶν περὶ τῆς Ἑλληνικῆς παιδείας καὶ γλώσσης ἀκολουθία. Μέρος β, γ, δ.* u. f. w.

(*Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.*)

Cap. LX. *ἀντιπρώρους ἱστάντα τοὺς ἐλέφαντας*] Cod. *ἀντιπόρους*. Ein Wort, das *Schneider* als zweifelhaft auffuhrt, das aber in dieſer Stelle höchſt zweckmäſsig ſcheint. — *Ἡρώτα πῶς αὐτῷ χρήσεται*. Cod. *χρήσηται*. Defsgl. Cap. LXXVI extr. *ἠρώτων εἰ κομίσωσιν ἐκεῖ τὸν Ἀλέξανδρον*, für *κομισοῦσιν*. Vgl. *Hermann de praeceptis quibusdam Atticiſtarum p. XII ſq.* — Cap. LXI. *Ποταμῶνος ἀκοῦσαι τοῦ Λεσβίου*] Cod. *τοῦ τελεσαίου*. — Cap. LXIII. *τοῖς περὶ τὸν μασθὸν ὀστέοις*] *μασθὸς*, vermuthet der Herausg., ſey vielleicht gar kein griechiſches Wort, wiewohl es bey vielen Schriftſtellern gefunden werde. Denn es gebe auch ſolche Schreibfehler, die, einmal ohne Kritik aufgenommen, nunmehr ſo allgemein für Griechiſch gölten, daſs nicht weiter erlaubt ſey, ſie aus der Stelle zu rücken, die ſie wider Fug und Recht eingenommen. Wir geſtehen, daſs uns die Vermuthung damit nichts weniger als begründet ſcheint. — Cap. LXIV. *καὶ προσεῖπεν οὕτος*] Cod. *καὶ προσεπεῖπεν οὕτως*. Woraus wir *ἐπεῖπεν* nehmen würden. — *Τῶν δὲ λοιπῶν*. Der Cod. vollſtändiger *τῶν δὲ λοιπῶν τριῶν*. — *Μέχρι τίνος ἀνθρώτῳ καλῶς ἔχοι ζῆν*. Was der Herausg. für *ἄνθρωπον* eigenmächtig geſetzt hat; das in dergleichen Conſtruction üblichere *ἀνθρώπῳ* würde er auch in unſerem Cod. gefunden haben. Für *ἔχοι* aber hat derſelbe *ἔχων*. — *Μέχρις οὗ*. Cod. *μέχρι οὗ*. Und eben ſo im folgenden Capitel *ἄχρι οὗ*. für *ἄχρις οὗ*. Überall iſt die Form ohne *σ* auch vor Vocalen die gewöhnliche in den Handſchriften. — Cap. LXV. *Καλανόν*] Der Herausgeber rückt den Accent dieſes Namens von der letzten Sylbe, auf der ihn hier alle Codices haben, auf die erſte, weil er ſich ſo bey anderen Schriftſtellern und auch an einigen Stellen im Plutarchus ſelber findet. Mit Unrecht, glauben wir. Wenn der Name nicht fremden Urſprungs iſt, ſondern, wie Plutarchus gleich nachher erzählt, von den Griechen gebildet: ſo wird er auch betont worden ſeyn, wie die übrigen griechiſchen Namen auf *ανος* oder *ηνος*, d. h. auf der letzten. — *Τὸν δὲ Δάνδαμιν, πραότερον, *καὶ* διακούσαντα ... εἰπεῖν*. Cod. *πραότερον ΕΙ ΝΑΙ καὶ διακούσαντα .... εἰπεῖν*. So wird das *καὶ* gerettet, das der Herausgeber ſtreicht. — *Τίνος χάριν ὁ Ἀλέξανδρος ὁδὸν τοσαύτην δεῦρ' ἦλθε*. Cod. *τοσαύτην διῆλθε*. — *Ξηρὰν κατεσκληκυῖαν*. Cod. *ξηρὰν ΚΑΙ κατεσκληκυῖαν*. Auch ſcheint die Conjunction nur durch einen Druckfehler ausgefallen. — Cap. LXVI. *ἀνήλωσεν*] Cod. *ἀνάλωσεν*. — Cap. LXVII. *τὸν δ' ἐρώμενον Βαγόαν χορηγοῦντα νικῆσαι*] Cod. *Βαγῶαν χορεύοντα νικῆσαι*. — Cap. LXVIII. *αὐτὸς δὲ καταβαίνων ἐκόλασε τοὺς πονηροὺς τῶν στρατηγῶν*] Cod. *ἐκόλαζε*. — Cap. LXIX. *ὄνομα Πολύμαχος*. Cod. *ὄνομά που Λάμαχος*. — Cap. LXX. *ἀπέθανον πίνοντες, ἰσχυροῦ τῇ μέθῃ κρύους ἐπιγενομένου*] Cod. *πιόντες*, wie auch ohne Cod. zu corrigiren war. — *Στάτειραν*] Cod. hier und wo ſonſt der Name vorkömmt, *Στατήραν*. — Cap. LXXIII. *λέοντα τῶν τρεφομένων μέγιστον*] Cod. *λέοντα τρεφόμενον μέγιστον*. — Cap. LXXIV. *ἀναγελάσας ὁ Ἀλέξανδρος*] Der Herausgeber merkt an, *ἀναγελᾶν* bedeute hier nicht ſchlechthin *γελᾶν*, ſondern *καταγελᾶν*. Freylich nicht *γελᾶν*: aber daſs *ἀνά* gerade ſo viel ſey als ſein Gegentheil *κατά*, ſollte doch auch nicht behauptet werden. Wenn im Neugriechiſchen *ἀναγελῶ* zuſammenfällt mit *περιγελῶ*: ſo iſt das eben Neuerung und Verderbniſs. — *Ὁ Ἀλέξανδρος· ταῦτ' ἐκεῖνα (ἔφη) σοφίσματα τῶν Ἀριστοτέλους εἰς ἑκάτερον τῶν λόγων, οἰμωξομένου γ', ἂν μικρὸν ἀδικοῦντες φανῆτε τοὺς ἀνθρώπους*. Cod. *ἔφη ὁ Ἀλέξανδρος· ταῦτ' ἐκεῖνα σοφίσματα τῶν Ἀριστοτέλους εἰς ἑκάτερον τὸν λόγον, οἰμωζομένων ἂν καὶ μικρὸν* u. ſ. w. Daſs *οἰμωξομένων* (die Lesart vieler Handſchriften, die auch, nach der beſtändigen Verwechslung von *ζ* und *ξ*, in der unſerigen gemeint iſt) die Conſtruction ſtörte, ſehen wir nicht: warum ſollte es nicht zu *τῶν* conſtruirt ſeyn? Die Häufung von Genitiven, die dadurch entſtehen könnte, umgeht der Cod., indem er *τὸν λόγον* bietet für *τῶν λόγων*; und daſs *οἰμώζειν* von Sachen gebraucht werde, zweifeln wir nicht, eingedenk des ariſtophaneiſchen *κλαυσιᾷ τὸ ϑύριον*. Gegen eine andere Lesart, *οἰμώξει μὲν οὖν*, ſcheint wenigſtens der Einwand nicht trifftig, daſs *οἰμώξεται* üblich ſey, und nicht die active Form *οἰμώξει*. Wie, wenn Jemand *οἰμώξει* für die zweyte Perſon erklärte? Mit dem allen wollen wir nicht die Lesart des Herausgebers angreifen, ſondern nur die Gründe, worauf er ſie zu ſtützen meint. Aus dem Cod. würden wir *ἂν ΚΑΙ μικρόν* aufnehmen. — Cap. LXXV. *δεινὴ δ' αὖϑις ἡ δεισιδαιμονία, δίκην ὕδατος ἀεὶ πρὸς τὸ ταπεινούμενον καὶ ἀναπληροῦν ἀβελτερίας καὶ φόβου τὸν Ἀλέξανδρον γενόμενον*. Der Herausgeber führt vier Verſuche an, dieſer offenbar verderbten und von allen Handſchriften aufgegebenen

Digitized by Google

Stelle aufzuhelfen; der am wenigſten gewaltſame iſt der fünfte, ſein eigener: ἡ δεισιδαιμονία, ἡ δίκην ὕδατος πρὸς τὸ ταπεινούμενον καταῤῥέοντος, ἀνεπλήρου ἀβελτερίας κατάφοβον τὸν Ἀλέξανδρον γενόμενον. — Cap. LXXVI. οὕτως γέγραπται. Das Übliche iſt, wie bekannt, οὕτω γέγραπται. Aber der Herausgeber bemerkt zu S. 110, 17, nur aus Unwiſſenheit ſcheine das ō an dieſem Adverbium vor einem Conſonanten weggelaſſen zu werden. Denn ſonſt würde das ō der übrigen Adverbien, αὖτως und ὡσαύτως und σοφῶς und ἀληθῶς, ebenfalls wandelbar ſeyn. — Cap. LXXVII αὐτίκα] Cod. παραυτίκα. — Καὶ τεκμήριον αὐτοῖς οὐ μικρόν] Cod. αὐτοῖς ἔστιν οὐ μικρόν. — Ἡ δὲ Ῥωξάνη ... τὴν Στάτειραν .. προσαγαγοῦσα μετὰ τῆς ἀδελφῆς ἀπέκτεινε. Der Ausdruck ſey undeutlich, erinnert der Herausgeber, indem er zweifelhaft laſſe, ob Roxane und ihre Schweſter die Statira getödtet haben, oder ob Roxane die Statira und deren Schweſter getödtet habe. Uns ſcheint aller Zweifel gehoben, da unverzüglich folgt καὶ τοὺς νεκροὺς εἰς τὸ φρέαρ κατέβαλεν, wodurch die erſte Anſicht unmöglich wird. Aber wohl gethan iſt es, daſs der Herausgeber, auf dieſen Anlaſs, eine Menge von Stellen zuſammengetragen, die, wegen nachläſſigen Gebrauchs der Präpoſitionen μετά und σύν, allerdings miſsverſtanden werden können. — Ἀτελῆ δὲ τῷ φρονεῖν ὄντα] Cod. τὸ φρονεῖν. RMP.

LITERATURGESCHICHTE.

Berlin, b. Unger: *Chriſtian Thomaſius nach ſeinen Schickſalen und Schriften*, dargeſtellt von *H. Luden*. Mit einer Vorrede von *Johann von Müller*. 1805. XVI u. 311 S. 8. (1 Rthlr.)

Die Vorrede führt das Werk auf eine würdige Weiſe in das Publicum ein. Mit der dem ſeligen *Müller* eigenen lebendigen Kraft wird die Wahrheit ausgeführt, daſs die Denkungsart und Wirkſamkeit eines Gelehrten, der wie *Thomaſius*, an Geiſt und Art ausgezeichnet, mit nicht geringerer Weisheit als Wiſſenſchaft auf die Bildung der Menſchheit ſeines und der folgenden Zeitalter einflufsreiche Kraft geäüſsert, neben der Heldenbahn der Eroberer und dem öffentlichen Leben der Häupter und oberſten Diener des Staats, vorzügliche Anſprüche auf ein hiſtoriſches Denkmal habe. Mit dem ſcharfen Blicke, den uns ſeine hiſtoriſchen Werke bekannt gemacht haben, ſtellt er in wenigen, aber kräftigen Zügen die Hauptſeiten des vielſeitigen und einflufsreichen Mannes dar, was zur Empfehlung eines biographiſchen Verſuchs, weil ſie von einem Meiſter kam, auf den Deutſchland und die Schweiz mit Recht ſtolz ſind, hinreichend war.

Hr. *Luden* giebt in dieſem Werke eine einfache hiſtoriſche Darſtellung von *Chriſtian Thomaſius* Schickſalen und Schriften. Bey den letzten iſt die Entſtehung, der Geiſt und die Denkart des Mannes, wodurch er den Gegenſtand gerade von der Seite auffaſste, und auf eine eigenthümliche Weiſe bearbeitete, die Wirkung auf die Zeitgenoſſen, der Hauptgeſichtspunct, welchen der Vf. feſthält; und er hat daher hauptſächlich über diejenigen Schriften des *Thomaſius* ſich verbreitet, worin er zur Verbeſſerung der Methode des Studirens, zur Vervollkommnung der Wiſſenſchaften, zur Beſtreitung des Aberglaubens, der Vorurtheile, der verkehrten Denkart kräftig mitwirkte, wodurch er eben in die Händel und Streitigkeiten verwickelt wurde, welche den gröfsten Theil ſeines Lebens ausmachen. Man kann daher mit Recht ſagen, daſs dieſer Antagonismus zwiſchen *Thomaſius* Denkart und ſeinem Zeitalter, dieſe Wechſelwirkung, welche für *Thomaſius* Leben anfänglich ſo ungünſtig, für die Menſchheit aber ſo wohlthätig war, den eigentlichen Gegenſtand ſeiner hiſtoriſchen Darſtellung ausmache. Es iſt dieſes unſtreitig diejenige Seite, von welcher *Thomaſius* auch ein allgemeines Intereſſe in Anſpruch nimmt. Die Wahl dieſes Gegenſtandes macht den Einſichten und der Urtheilskraft des jungen Gelehrten um ſo mehr Ehre, als aufser *Schröckh* in dem fünften Theile der allgemeinen Biographie noch kein deutſcher Gelehrter die Verdienſte dieſes Mannes durch ein ſeiner würdiges Denkmal geehrt hat; und wenn auch jene ſchröckhiſche Biographie mehr iſt als ein Verſuch, wofür es die Beſcheidenheit des grofsen Gelehrten nur gab, doch eine Darſtellung jenes Antagonismus aus den Schriften des *Thomaſius* keineswegs überflüſſig war. Ganz erſchöpfend iſt das Bild, das von dieſem Gelehrten gegeben wird, nicht. Zwar lernen wir ihn auch als Philoſophen und als Juriſten kennen; aber die Darſtellung ſeiner Geiſtesthätigkeit von dieſen beiden Seiten erfodert doch noch eine eigene Bearbeitung: denn nur in ſofern ſeine Philoſophie und Rechtsgelehrſamkeit zunächſt auf die Welt wirkte, iſt ſie von Hn. *L.* hauptſächlich in Betrachtung gezogen worden. Über *Thomaſius* Philoſophie haben wir einen ſchätzbaren Aufſatz von Hn. *Fülleborn* in dem 4 St. ſeiner Beyträge. Die letzten hiſtoriſchen Schriften werden nur im Allgemeinen charakteriſirt, weil ſie ſich in der Form nicht auszeichnen, und keine neue Anſicht enthalten, als welche ſchon in anderen früher charakteriſirten Schriften vorgekommen ſind; von den Schriften über das poſitive Recht aber wird nur das Verzeichniſs gegeben, ohne weiteres Urtheil, weil ſich der Vf. beſcheidet, nichts davon zu verſtehen.

Der Vf. hält ſich, nachdem er die Jugendgeſchichte und erſte gelehrte Bildung des *Th.* auf wenigen Seiten geſchildert hat, hauptſächlich an die Zeitfolge ſeiner Schriften; er entwickelt auf dieſe Art aus der einzigen zugänglichen und ächten Quelle die durch eigene Selbſtthätigkeit fortgeſetzte Bildung ſeines Geiſtes, die Anſichten, welche er ſich von der Gelehrſamkeit und ihren einzelnen Zweigen, von ihrer damaligen Beſchaffenheit und nothwendigen Verbeſſerung gebildet, die Begriffe von dem Gelehrten, was er ſeyn, und wie er auf die Menſchheit wirken ſolle, die Kenntniſſe von dem damaligen Zuſtande der Menſchheit und von der Beſchaffenheit der damaligen Cultur, als dem Schauplatze und Objecte ſeines geiſtigen Wirkens, welche er nach und nach in ſich aufnahm und zu eigen machte. Hier, glauben wir, hätte der Geſchichtſchreiber dem Leſer etwas vorarbeiten und durch eine Schilderung der Lage der Wiſſenſchaften, der akademiſchen Studien, der herrſchenden Vorurtheile, beſonders aber durch ein Gemälde von der Univerſität Leipzig und

Digitized by Google

Charakteriſirung der vorzüglichen Gelehrten derſelben, dieſen Schauplatz im Voraus beſchreiben, und die Leſer etwas beſſer orientiren ſollen, daſs ſie im Stande geweſen wären, ſich durch Hinzufügung der einzelnen Züge, wie ſie ſich entfalteten, ein vollſtändiges Bild von dem Manne zu entwerfen. Darauf hat der Vf. allerdings ſein Werk angelegt, und darin beſteht der Hauptvorzug deſſelben; allein es fehlt immer dabey an einer vorläufigen Kenntniſs der Ort- und Zeit-Verhältniſſe. So wie wir wünſchen, der Vf. möchte den Faden ſeiner hiſtoriſchen Darſtellung etwas weiter zurückgeführt haben: ſo hätte er ihn, wie uns dünkt, auch vorwärts noch etwas mehr ausdehnen ſollen. Die unmittelbaren und nächſten Folgen von dem freyen Selbſtdenken dieſes Gelehrten werden zwar immer mit hiſtoriſcher Treue erzählt, und man erhält dadurch allerdings eine wahrhafte und lebendige Kunde von ſeinen Schickſalen, aber nicht von ſeinem ganzen Leben, welches der innere Titel verſpricht. *Th.* Einfluſs reichte weiter als auf ſeine Gegenwart. Nachdem die Polemik ſeiner Feinde erſchöpft war, wirkte ſein Geiſt noch auf eine geräuſchloſe Weiſe fort, und manche Verbeſſerung, mancher Fortſchritt erfolgte ohne Widerſtand, wozu er den Grund gelegt hatte. Dieſe entfernteren Wirkungen gehören mit zu ſeinem Wirken und Leben, und wir kennen den Mann ohne dieſe und würdigen ſein Verdienſt nicht vollſtändig. Wir können zwar nicht ſagen, was eigentlich der Vf. zu geben und zu leiſten ſich vorgeſetzt hatte, weil kein Vorbericht uns ſeinen Plan enthüllt. Allein wenn dieſes auch auſser dem urſprünglichen Plane lag, worüber wir nicht entſcheiden mögen, da der innere Titel das Leben und die Schriften des *Th.* ankündigt: ſo iſt doch der Wunſch ſehr natürlich, daſs er möchte dahin ausgedehnt worden ſeyn, daſs nicht allein *Th.* Wirkſamkeit, ſein Kampf mit dem Schlechteren, ſeine Polemik mit dem neuen Papſtthume und der alten philoſophiſchen Pedanterey, ſondern auch die mittelbaren Folgen von dem allen, woraus erſt die Bedeutſamkeit deſſelben einleuchtend werden kann, ſeine Stelle darin gefunden hätten. Nur zuweilen kommen einige Hinweiſungen darauf vor.

Nächſt der Reinheit der Sprache und Fügſamkeit des Ausdrucks, welche nur an wenig Stellen etwas zu wünſchen übrig laſſen, iſt, da von hiſtoriſcher Kunſt nicht die Rede ſeyn kann, noch die ſtrenge Beobachtung der hiſtoriſchen Wahrheit zu rühmen. Der Vf. iſt keineswegs unparteyiſch, wenn dieſes ſo viel iſt als indifferent in Anſehung des Mannes, welchem die Darſtellung gewidmet iſt; und welcher Hiſtoriker könnte auch einen Gegenſtand, wie *Th.*, bearbeiten ohne innige Theilnahme und Sympathie? Dieſes ſtreitet mit der menſchlichen Natur. Darin zeigt ſich vielmehr die Unparteylichkeit und Wahrheitsliebe, daſs er die Verirrungen und Schwächen des Mannes, ſeine einſeitigen Urtheile, die Übereilungen ſeines Affects nicht verſchweigt, nicht beſchöniget, ſondern mit eben der Unbefangenheit, wie das Edle und Lobenswürdige in ſeinen Beſtrebungen, darſtellt. Dahin gehört z. B. der Gebrauch, den *Th.* von der Satire machte, wodurch er zwar Irrthümer einleuchtender darſtellte, aber auch erbitterte, und die Ergreifung des Beſſeren verhinderte; ſeine Anſichten von der Philoſophie überhaupt, und insbeſondere von der Ethik, Logik und Metaphyſik; und beſonders ſein Pietismus und Verirrung zur Schwärmerey, wobey es dem *Th.* aber Ehre macht, daſs er ſeinen Irrthum ſogleich einſah und verbeſſerte, ſobald er inne wurde, daſs der Myſticismus auf Unvernunft hinausgehe (S. 155). Lehrreich iſt S. 291 f. die Geſchichte ſeiner Denkart in Anſehung des religiöſen Myſticismus, wie er durch ſeine religiöſe Stimmung und den Pietismus in denſelben hineingezogen wurde, aber denſelben verlieſs und beſtritt, ſobald er die ſchlimme Wendung und die Folgen der Schwärmerey einſah. Intereſſant ſind die Bemerkungen, welche der Vf. bey Gelegenheit der thomaſiſchen Schrift von dem *Weſen des Geiſtes* (S. 262) macht, worin er die Grundidee, welche nichts anders iſt, als ein Verſuch einer Naturphiloſophie, und die Entſtehungsart derſelben ins Licht ſetzt. Wir beſchlieſsen unſere Anzeige mit einigen dieſer Bemerkungen. „Schon in den früheren Jahren hatte *Th.* das Verfahren der Phyſiker verlacht, welche die wunderbaren Erſchütterungen der Natur, die vielleicht unerklärbar ſind, nicht nur zu erklären ſich bemüheten — welches er ihnen gern erlauben wollte —, ſondern auch erklärt zu haben meinten, wenn ſie an ein Wort, das eben ſo dunkel war, als die Urſache der Erſcheinungen, und nur ihr Unvermögen beglaubigte, ihre Erklärung anknüpften. Die Wörter: Kraft, verborgene Qualität, Anlagen u. ſ. w., nannte er ſchon damals Zufluchtsörter der Unwiſſenheit; und weil er ſich nicht getrauen mochte, weiter zu kommen als die Anderen: ſo hatte er das Studium der Phyſik ganz aufgegeben, die Philoſophie in engeren Grenzen gehalten, und ſich mit Dingen beſchäftigt, die unverkennbar eingreifen in das Leben der Menſchen. Als er ſpäterhin, wie erzählt iſt, mit den Pietiſten in Verbindung kam, und ſeine Verhältniſſe es nothwendig machten, dieſe Verbindung zu erhalten: ſo wurde er von dieſen, indem im Widerſtreite der Welt ihre offene Frömmigkeit nach und nach zur gutgemeinten, aber ausſchweifenden Schwärmerey getrieben war, in die Schriften der genannten (Fluad, Comenius und d'Espagnet, wobey wir um mancher Leſer willen erinnern, daſs S. 262 des Letzteren Schrift dem Erſteren und umgekehrt beygelegt worden iſt) und anderer Myſtiker eingeweiht, wie er durch die Herausgabe von Poirets Buch an den Tag legte. Bey der Ausarbeitung der Ausübung der Sittenlehre hatte er nun ferner gefunden, daſs ſie den Grund ihrer Möglichkeit nicht in ſich ſelbſt habe; und da er ſich durch die Kraft des klaren Denkens das, was ihm dort unbegreiflich war, nicht auflöſen konnte: ſo muſste die göttliche Gnade, eingreifend, wo die natürliche Kraft aufhört, ihm das Fehlende erſetzen. Und als er dieſes Eingreifen der Gottheit in die Natur bey den Myſtikern ſo weit durchgeführt fand: ſo konnte ihm Hoffmanns Experimentalphyſik nicht genügen. Er hatte ſich an dieſen gewandt, um zu erfahren, ob er jetzt mehr aus den Experimenten erkennen möchte, als ehemals; aber bey ſeiner Vertraulichkeit mit dem Sinn der Myſtiker, der deſto göttlicher erſcheint, je mehr er die Natur als ein Gan-

Digitized by Google

zes umfaſst, und ſich nicht auf das Einzelne, welches er für kleinlich hält, einläſst, konnte er mit der Langſamkeit der Experimentirkunſt, welche aus den Erſcheinungen die Regel herleitet, ſich nicht verſöhnen, ſondern er meinte, die Regel müſſe zuvor aufgeſtellt ſeyn, und die Experimente, die ſonſt die Koſten nicht verdienten, müſsten ſie nur beſtätigen. Daher gerieth er auf den Gedanken, die Natur *a priori* zu conſtruiren, und er beredete ſich leicht, daſs es geſchehen ſey, da er nur ſo lange vereinigen und trennen, drehen und wenden durfte, bis das herausgebracht war, was, wie er ja vorher wuſste, herausgebracht werden ſollte: die Welt, wie ſie ihm gegeben war.“ CT.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Berlin*, b. Werkmeiſter: *Die Blumen und der Schmetterling.* Zehn Lieder von *Karl Müchler.* In Muſik geſetzt mit Begleitung des Pianoforte und eines willkührlichen Violoncella von *Friedrich Heinrich Himmel.* Mit 10 Kupfertafeln. 7 Bog. gr. Fol. (1 Rthlr. 8 gr.) Wohl ſteht es mit der Kunſt, wenn ſelbſt ihre Koryphäen, die beſchränkte Form nicht verſchmähend, im kleinen Gefäſse Köſtliches einfaſſen, und jedem Reinen fleiſsig ſpenden, damit er's lege, ein hochwillkommenes Opfer, auf den Altar der Grazien. Seit Künſtler wie Reichardt, Himmel, Righini u. ſ. w. ſich des *Liedes* annahmen, iſt nicht nur dieſe muſikaliſche Form zu einer einzigen Blüthe im Kranze unſerer Tonkunſt geworden, ſondern die Liebe zum Geſang, und durch ihn die Liebe zur Muſik überhaupt, hat ſich allgemeiner verbreitet, und herrlicher zur Bildung des Gemüthes mitgewirkt. Einen neuen Kranz hat ſich der vielgeliebte Künſtler, in dieſen geſangreichen Liedern, zu ſeinem Ruhme gewunden, den freylich der Dichter nicht mit ihm theilen kann. Dieſer ſchildert, nach einer Zueignung an *Deutſchlands Töchter*, jede Blume in einem eigenen Liede (das Schneeglöckchen, das Veilchen, die Myrthe, die Narziſſe, das Vergiſsmeinnicht, die Nelke und die Roſe). Nicht wohl mit dem Lyriſchen verſchmilzt ſich die didaktiſche Tendenz, welche, beſonders am Ende jedes Stücks, in einer Nutzanwendung etwas proſaiſch hervortritt. Z. B. beym Schneeglöckchen:

Bleibe dieſem Blümchen gleich,
ſuch' in trüben rauhen Zeiten
Fried' und Freude zu verbreiten,
ſchaff' um dich ein Himmelreich.
Es ſteht ganz in deiner Macht,
wenn du im Verborgnen blüheſt u. ſ. w.

Bey der Myrthe:

Ihr Töchter Teuts!
den höchſten *Reiz*
verleiht euch die Krone der Myrthen,
wenn froh und frey
Euch Lieb' und Treu
die Stirne der Unſchuld umgürten!

In dem Liede: die Narziſſe, wird die Geſchichte des Narziſs ziemlich matt erzählt, und geſchloſſen:

So der Eitelkeit zum Raube,
ſchlieſst ſich ungeliebt ſein Lauf,
und es ſprieſst aus ſeinem Staube
eine Blume *warnend* auf.

Wie verhält ſich dieſes mit den Worten der Zueignung:

„*Deutſche Mädchen*, jedes werde
dieſen holden Blumen gleich!“

Darauf kömmt der Wechſelgeſang der Blumen. Jede ſagt wieder einzeln, was ſie ſchon vorher geſungen hatte, und alle verbinden ſich, „der Schönheit zu dienen, der Unſchuld zur Freude.“

Himmel hat, wie ein ächter Tonkünſtler, an das Einzelne des Taktes ſich nicht kehrend, den Charakter der Blumen mit ungemeiner Zartheit, Innigkeit und Mannichfaltigkeit in dieſen Melodieen ausgeſprochen: *Schneeglöckchen, Veilchen, Narziſſe, Vergiſsmeinnicht*, jedes in eigener Tonart, ſind die ſchönſten dieſer Blumen. Die *Palme* hat etwas Gewöhnlicheres, und erinnert an manches andere Stück. In dem Wechſelgeſang ſind die einzelnen herrlich zu einem Rundgeſange verbunden, jedes mit einer kleinen Abänderung. Der *Schmetterling*, mit welchem ſich auch der Dichter höher geſchwungen hat, iſt voll einer herrlichen, freyen Beweglichkeit, und beſchlieſst das Ganze ſehr ſchön. Das *Äuſsere* iſt einer ſolchen Gabe würdig; der ſcharfe und dunkele, auf ſtarkem und weiſsem Schweizerpapiere in die Augen fallende Druck gereicht der Officin und dem Verleger zur Ehre. Die von *Nölker* lebendig gezeichneten, von *Jugel* fein und fleiſsig geſtochenen Blätter ſind, beſonders der erſte Kranz, Myrthe, Narciſs, Roſe, der letztere Kranz mit dem Schmetterling in der Mitte meiſterhaft, und geben dem Werke einen ausgezeichneten Werth. M.....s.

Leipzig, b. Göſchen: *Bruis und Palaprat, oder die zwey Verfaſſer eines Stücks*, ein Spiel in Verſen aus und nach d. Franz. des Hn. *Etienne*. 1809. 60 S. gr. 8. Das deutſche Theater iſt an kleinen intereſſanten und unterhaltenden Nachſpielen am ärmſten; jeder nicht miſslungene Verſuch, dieſem Mangel abzuhelfen, muſs alſo willkommen ſeyn. Bruis und Palaprat wird auf den franz. Theatern gern geſehen und wird auch in der Überſetzung auf deutſchen mit Vergnügen geſehen werden. Bruis und Palaprat, zway verdienſtvolle Schauſpieler und intereſſante Menſchen, lebten unter Ludwig dem Vierzehnten, und ſchrieben gemeinſchaftlich verſchiedene Theaterſtücke. Das geſchärfteſte davon iſt *le grondeur*, das noch immer auf dem Repertoire der pariſer Bühne iſt. (Bruis allein arbeitete das alte Stück, der Advocat Patelin, um, das man immer noch eben ſo gern wie die molieriſchen ſieht.) Sie waren die herzlichſten Freunde bis zum Tode. Der Stoff dieſes kleinen Nachſpiels iſt gröſstentheils von der Erfindung des Verfaſſers, doch die Züge, die er Bruis und Palaprat leihet, ſind ganz mit dem übereinſtimmend, was uns von Beider Charakter bekannt iſt. Da Rec. das Original nicht hat: ſo kann er nicht beſtimmen, wie weit die Überſetzung demſelben treu geblieben iſt. Der Überſetzer iſt ein achtungswerther Kaufmann, der von allen mercantiliſchen Geſchäften ſich zurückgezogen hat, und ſeine Muſse ſolchen kleinen Arbeiten ehrenvoll widmet. Er hat, nach dem Vorbilde mehrerer neuerer Dichter ſolcher kleiner Spiele, in Verſen übertragen, und dieſe Verſe ſind ihm im Ganzen ſehr gut gerathen. Stöſst man hie und da auch auf Härten: ſo muſs man bedenken, daſs weit geübtere Dichter von ſolchen nicht frey ſind. Mehrere derſelben machen ſich kein Gewiſſen daraus, *Leid* und *Zeit*, *Freude* und *heute* zu reimen, ein Übelklang, der hier gröſstentheils vermieden iſt. Uns ſcheint die Überſetzung weit vorzüglicher zu ſeyn, als die eines ſonſt verdienſtvollen Gelehrten, der Bruis und Palaprat ganz neuerlich in Proſa übertragen hat. Zur Probe von der hier angezeigten Überſetzung möge folgende Stelle ſtehen, die wir nicht mühſam ausgewählt haben:

Studire lange Zeit, und zeichne Charaktere,
bring Wahrheit, Leben, Geiſt und offne Laun' hinein,
miſsfällig wirſt du bald dem feinen Cirkel ſeyn.
Mit Treue wollteſt Du der Zeiten Sitten ſchildern,
Dir fehlt der gute Ton, man gähnt bey deinen Bildern.
Doch male ohne Kraft und licht- und ſchattenlos,
ſieh' auf das Liebliche, auf das Gefällige bloſs,
beſonders zeige uns recht niedliche Figuren,
recht zarte Formen in ächt griechiſchen Conturen,
ſprich ſchöne Sentiments in prächtigen Worten aus,
und man beklatſchet Dich bey einem vollen Haus'.
So wahr iſt's, lieber Freund, daſs in der heut'gen Welt,
man durch Ein Mittel nur, durch Schmeicheley, gefällt.

Die Überſetzung würde dadurch an Intereſſe für Deutſche ſehr viel gewonnen haben, wann ein Paar deutſche Dichter dem franz. ſubſtituirt wären, und der Überſetzer, wie in der angeführten Stelle, ſo überall auf deutſche Eigenheiten, Vorfälle in der Welt, in welcher ſich das Stück bewegt, Rückſicht genommen hätte. Die Stella des Herzogs von Verdome hätte ein deutſcher Mäcen dann vertreten müſſen. Das Äuſsere dieſer Überſetzung iſt, wie man von Hn. Göſchen gewohnt iſt, ſehr elegant. J. J.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

SCHÖNE KÜNSTE.

Hildburghausen, b. Hanisch's W.: *Der Musikus, oder von der gründlichen Erlernung der Musik.* Von *C. G. J. Hummel.* 1803. VI u. 164 S. 8. (14 gr.)

Dem Titel zufolge glaubte Rec. ein Werk zu finden, in welchem der Vf. nicht allein die Summe der zur Erlernung der Musik unmittelbar nothwendigen Kenntnisse und Kunstfertigkeiten bestimmt angegeben, und gezeigt hätte, auf welche Art der angehende Tonkünstler sich dieselben zu erwerben suchen müsse, sondern in welchem auch von dem dazu erfoderlichen Talent, von den Nebenkenntnissen und Hülfswissenschaften gehandelt worden wäre. Ein ausführliches Werk dieser Art würde ein wichtiges Geschenk nicht nur für diejenigen gewesen seyn, die sich der Tonkunst ausschliefsend widmen wollen, und die gewöhnlich mit dem Umfange dessen, was zur zweckmäfsigen und guten Ausübung der Kunst erfoderlich ist, noch ganz unbekannt sind, es würde nicht nur für manchen Musiklehrer, der gewohnt ist, bey dem Unterrichte von einem Gegenstande ohne Ordnung und Zusammenhang zu dem anderen überzugehen, einen nützlichen Leitfaden abgegeben haben, sondern es würden sich auch aus demselben die nachtheiligen Folgen ergeben haben, die am Ende daraus hervorgehen müssen, wenn ein förmlicher Cursus der Musik gänzlich vernachläfsigt, und blofse Empirie, auf uncultivirtes Talent erbaut, immer mehr zur Ordnung des Tages wird. Zu einem solchen Werke fehlt es in den Schriften über die Musik nicht an brauchbaren Materialien. Die kritischen Zeitschriften, die Lehrbücher über einzelne Zweige der Kunst u. s. w. enthalten für denjenigen, der mit kritischem Geiste zu wählen weifs, einen reichen Schatz von Bemerkungen über das gründliche Studium der Musik. In *Forkels* Einladungsschrift: *Über die Theorie der Musik* u. s. w., und in der Einleitung zu seiner *allgemeinen Geschichte der Musik*, findet man eine vollständige Übersicht aller Theile der Kunst und ihrer Hülfswissenschaften auf eine genügende Art entwickelt und geordnet; und *Klein* hat in der Einleitung seines Versuchs eines Lehrbuchs der praktischen Musik eine Skizze von der gründlichen Erlernung der Musik gegeben, die, um ein Werk von der oben angezeigten Art zu erhalten, nur weiter ausgeführt zu werden brauchte. Alle diese Vortheile hat der Vf., dem es nicht an Belesenheit mangelt, der sie aber oft am unrechten Orte zeigt, nicht benutzt; ja er ist, genau genommen, nicht einmal völlig in seinen Gegenstand eingedrungen. Und dennoch sagt er in der Vorrede, dieses Werk sey von verschiedenen grofsen und bewährten Tonkünstlern durchgesehen, und des besten Beyfalls gewürdigt worden. Rec. sieht sich genöthigt, an diesen Beyfallsbezeigungen zu zweifeln; der Vf. müfste denn unter diejenigen gehören, die ihre Producte Männern von Kenntnissen zur Durchsicht aufnöthigen, sich aber dabey deutlich genug merken lafsen, dafs sie darüber nicht belehrt, sondern blofs gelobt seyn wollen.

Gleich zu Anfange der Vorrede sagt der Vf.: „Das, was man hier auf diesen wenigen Bogen von der Tonkunst überhaupt, und von der gründlichen Erlernung derselben, gesagt findet, waren gröfstentheils Gedanken meines Vaters, die er sowohl gegen verschiedene Tonkünstler und Musikfreunde, als auch besonders gegen seine Schüler von verschiedenem Alter, Fähigkeiten und Erziehung zum öftern geäufsert hat.“ Der Vf. hätte bedenken sollen, dafs einzelne im Gespräche mit Tonkünstlern, oder bey dem Unterrichte gegen Anfänger, geäufserte Gedanken als einzelne Gedanken sehr richtig und beyfallswerth seyn können, ohne dafs sie dazu geeignet sind, hinreichenden Stoff zu einem Werke über die gründliche Erlernung der Kunst abzugeben.

Das Werk ist in 4 Capitel abgetheilt. I. *Von der Musik überhaupt.* Schon die Herleitung des Wortes *Musik* aus dem Griechischen ist höchst weitschweifig. Wozu in einem solchen Werke die längst veraltete Herleitung dieses Wortes aus dem Hebräischen, nach *Mayers* neueröffnetem theoretischen und praktischen Musiksaale? Wozu hier die in Noten beygefügte Geschichte des Orpheus und Homers? Ehe der Vf. §. 2 zu dem Begriffe des Wortes Musik übergeht, theilt er einige Gedanken über die Bemerkung mit, dafs Jünglinge oft nicht wissen, zu was sie sich entschliefsen sollen, um künftig ihren Unterhalt zu finden u. s. w. Wenn auch der Vf. Ursache hatte, diesen Gegenstand gerade hier abzuhandeln, und seinen Bemerkungen über den Vorsatz junger Leute, die Musik zu ihrem Geschäfte zu machen, keinen besonderen Abschnitt zu widmen: so hätte er dennoch tiefer in den Gegenstand eindringen, und zugleich zeigen sollen, welche Schul- oder Vor-Kenntnisse man von dem Jünglinge, der die Tonkunst gründlich studiren will, mit Recht fodern müsse. Was den Begriff des Wortes Musik selbst angeht: so wäre der aus *Bachmanns* Entwurf zu Vorlesungen angeführte,

Digitized by Google

jetzt gewöhnliche Begriff zum Zwecke des Werkes vollkommen hinreichend gewesen. Statt dessen aber giebt der Vf., ausser drey anderen ähnlichen Begriffen, auch noch den von *Walther* zum Besten, die Musik sey die Wissenschaft, wohl zu singen, zu spielen und zu componiren, und bey dieser Gelegenheit erhalten wir zugleich in einer Note Walthers kurze Biographie. Doch auch das ist ihm noch nicht genug, er findet für gut, auch *Werkmeisters* Begriff, aus dessen musikalischem Wegweiser wieder aufzuwärmen, die Musik sey eine mathematische Wissenschaft, welche uns durch die Zahlen zeigt den rechten Unterschied und Abtheilung des Klanges, woraus wir eine geschickte und natürliche Harmonie setzen können. Wer sieht hieraus nicht, wie bequem sich es der Vf. zu machen weiss, einige Blätter seines Buches anzufüllen! — Auch bey der Eintheilung der Musik (§. 3) verfährt der Vf. ganz zweckwidrig. Anstatt uns mit allen zur modernen Musik gehörigen Theilen und Hülfswissenschaften bekannt zu machen, giebt er die alte bey den Griechen gewöhnliche Eintheilung nach dem Aristides, die eigentlich in die Geschichte der Musik der Griechen gehört, wahrscheinlich blos, um Gelegenheit zu bekommen, dem Leser in einer Note berichten zu können, in welchem Zeitraume dieser alte griechische Schriftsteller gelebt, und welche Schriften er uns hinterlassen hat. In Ansehung einer vollendeten Darstellung des Umfanges der modernen Musik verweiset er auf *Forkels* Einladungsschrift. — „Um aber doch (heisst es S. 15) die Eintheilung der Neueren nicht ganz mit Stillschweigen zu übergehen: so will ich nur das Nöthigste ausheben." — — Wäre es nicht weit zweckmäßiger gewesen, den Gegenstand vollständig darzustellen, und dagegen die alten abgeschmackten Eintheilungen der Musik in *musica antiqua*, *arithmetica etc.*, die der Vf. aus *Walthers* Lexikon Note 22 anführt, wegzulassen? Überhaupt hätte der Vf., nach der Darstellung aller Theile der Kunst und ihrer Hülfswissenschaften, zeigen sollen, in wie weit der Artist, der Tonsetzer, oder der Theorist, und zwar jeder nach seinem verschiedenen Zwecke, in jeden dieser Theile einzudringen habe, und in welcher Ordnung er die ihm nothwendigen Kenntnisse sich zu erwerben suchen müsse. Statt dessen hat der Vf. eine Zergliederung der musikalischen Zeichenlehre eingerückt, die nicht hieher gehört, weil er nicht als Lehrer aller verschiedenen Zweige der Kunst auftritt, und, die so wie er sie hier abgehandelt hat, für den Anfänger völlig unzureichend ist. Am Ende dieses Capitels kömmt der Vf. noch auf die Frage, ob denn auch die Musik unter den Menschen nothwendig sey, oder ob wir sie nicht vielmehr als etwas Überflüssiges, Lächerliches, Kostspieliges oder gar Schädliches betrachten können. Die Beantwortung derselben beginnt folgendergestalt: „Der Bauer, der oft gefühlloser als das Vieh, mit dem er täglich Umgang hat, urtheilt nicht allein zuweilen so von der edlen Tonkunst, sondern oft auch der, der mit seinem Verstande so manche Dunkelheit erhellt u. s. w." — Ohne Zweifel haben unsere Leser weiter kein Verlangen, die Resultate dieser Betrachtung kennen zu lernen.

Cap. II, *von dem Ursprunge und Fortgange der Musik*, nimmt über die Hälfte des ganzen Werkes ein. Da der Vf. blos von der gründlichen Erlernung der Kunst überhaupt handeln wollte: so wäre es zu seinem Zwecke hinreichend gewesen, theils die Gründe anzuzeigen, warum sowohl dem Artisten als dem Theoristen Kenntnisse der Geschichte der Kunst nothwendig sind, theils die Schriften namhaft zu machen, aus welchen man diese Kenntnisse schöpfen kann. Allein er hat für gut gefunden, seinem Werke eine Einleitung in die Geschichte der Kunst, und einen ganz kurzen und unvollständigen Abriss der Geschichte der Musik einzuverleiben. In Ansehung des Ursprungs der Musik sucht der Vf. die veraltete, im 17 Jahrhunderte besonders von Salomon van Til verbreitete Meinung zu unterstützen, dass der Gesang der Vögel den Menschen die nächste Veranlassung zur Erfindung der Musik gegeben habe, und glaubt, diese Meinung mit allen übrigen Meinungen über den Ursprung dieser Kunst auf eine befriedigende Art vereinigen zu können.

Cap. III. *Von dem Missbrauche des Wortes Musikus.* „Unter einem wahren Musikus (heisst es S. 104) darf nicht verstanden werden: 1) der jedes vorgelegte Stück zur Noth mit allen verschiedenen Zeichen, Pausen u. s. w. abspielen oder absingen kann; selbst der nicht, der einen Generalbass auf der Orgel, ohne ihn vorher erst durchgesehen zu haben, nach allen Regeln trifft, und auch noch verschiedene musikalische Instrumente zu spielen versteht." — „2) Noch weit weniger verdient den ehrenvollen Namen, der von der Musik als von einem Handwerke spricht u. s. w." „Auch der ist 3) kein wahrer Musikus, der zuweilen eine Musik aufführen muss, und dann dabey unaufhörlich mit dem Kopfe nickt, — — oder der an öffentlichen Örtern, wie z. B. in Wirths-, Brantewein- und Becken-Häusern, mit seiner musikalischen Geschicklichkeit pralet u. s. w." „Auch der verdient 4) nicht Musikus genannt zu werden, der nach dem Gehör, sollte es auch nach Noten seyn, auf der Harfe, Cyther, Querpfeife, Leyer, Strohfiedel u. s. w., ein bekanntes Liedchen herleyert, wo Kinder, und vielleicht auch nur der dumme Bauer, den Wunsch laut äußert, auch dies können zu mögen." Welch ein erbärmliches Gewäsch! — In der Folge wird der längst veraltete Streit über den Gebrauch des Wortes Musikant wieder aufgewärmt, wozu vor ungefähr 70 Jahren der Kapellmeister *Scheibe* in seinem kritischen Musikus die erste Veranlassung gab.

Mit dem IV Cap.: *was zu einem wirklichen Musikus erfodert wird*, scheint endlich der Vf., beynahe am Schlusse seines Buches, dem eigentlichen Zwecke desselben näher zu rücken. Allein es scheint auch nur so; denn Alles, was er hier von der gründlichen Erlernung der Musik sagt, ist auf S. 160 enthalten, und besteht in folgenden Worten: „Zum praktischen Theile der Musik wird aber vorzüglich erfodert: die Singekunst, als der Anfang von allen. Sodann: der

Digitized by Google

Generalbafs; der Choral, nebft dem, was dazu gehört; die Setzkunft; das Phantafiren, und endlich die Mufik zu lehren und Andere darin auf eine faßliche und gründliche Weife zu unterrichten." — Alles Übrige betrifft blofs einige Hülfswiffenfchaften derfelben. Der Vf. verlangt von demjenigen, der die Mufik gründlich erlernen will, 1) feines menfchliches Gefühl, worunter er das äfthetifche Gefühl verfteht. In Rückficht der Urfachen, warum der Künftler diefes Gefühl befitzen mufs, hat der Vf. fehr weit ausgeholt, dennoch aber nur oberflächlich gefchöpft. Warum er hier blofs von dem Chorale, mit Ausfchliefsung aller übrigen Arten und Gattungen der Kunftproducte, fo weitläuftig gehandelt hat, ift nicht einzufehen. 2) Dafs er die Gefchichte und befonders die Gefchichte der Mufik kenne. „Will er aber die Gefchichte der Mufik gründlich ftudiren (S. 131): fo mufs er auch nicht verabfäumen, alles das zu lernen, was als Hülfsmittel dazu durchaus erfodert wird." Zu diefen Hülfsmitteln rechnet der Vf. mit Recht die Kenntnifs der zu dem gründlichen Studium der Gefchichte der Kunft nöthigen Sprachen. Nur hätte dabey nicht unbemerkt bleiben follen, dafs ein folches Studium der Gefchichte der Mufik, wie der Vf. es hier vorausfetzt, nicht die Sache jeder Tonkünftlers überhaupt, fondern blofs desjenigen fey, der fich insbefondere mit Aufklärungen über die Gegenftände der Gefchichte der Tonkunft befchäftigt. Eben fo urtheilt der Vf. auch ohne alle Rückfichten über die von dem Tonkünftler zu erlernenden fremden Sprachen. Er ift fogar mit fich nicht einig, ob dem Tonkünftler die Kenntnifs der griechifchen oder der englifchen Sprache nothwendiger fey, und zwar theils, weil in Deutfchland anjetzt viel Englifch gefprochen werde, theils weil Burney das Tagebuch feiner Reife in diefer Sprache gefchrieben habe. Von der lateinifchen heifst es S. 136: „Zufrieden wollen oder müffen wir vielmehr feyn, wenn er (der Mufikus) nur die lateinifche Sprache gründlich erlernt hat, ohne welche er fich immer nur einen Stümper, wenigftens keinen gelehrten Mufikus zu nennen, fich im Sinne (in den Sinn) kommen laffen darf." In Anfehung der italiänifchen Sprache, von welcher Vf. unter allen am meiften zu fagen Gelegenheit gehabt hätte, weifs er felbft nicht recht, was er will, denn am Ende kömmt er darauf hinaus, dafs fie einftweilen nebft der franzöfifchen für den Tonkünftler als Aushelfer zu betrachten fey, um nur die Über- und Unter-Schriften der Tonftücke zu verftehen. „Doch darf (fügt er abermal hinzu) ein folcher fich nicht unter die gelehrten Mufiker fetzen wollen."

Gänzliche Vernachläffigung der Mutterfprache fcheint der Vf. einem gründlichen und gelehrten Tonkünftler nach feinem Ideal gern zu verzeihen, denn bey aller Weitfchweifigkeit gedenkt er der Nothwendigkeit, fich in der Mutterfprache richtig ausdrücken zu können, mit keinem Worte. Zum Schluffe mag folgende Stelle beweifen, wie weit es der Vf. felbft in diefem Stücke gebracht hat. Nachdem er S. 131 bemerkt hat, dafs Sprachen die nöthigften Erforderniffe find, die Gefchichte zu ftudiren, fährt er in der Periode unmittelbar folgendergeftalt fort: „weil man ohne Sprachen, nicht alle diejenigen Schriften verftehen kann, die über die Mufik fchreiben oder fchon gefchrieben worden find, welche Letztere fich gröfstentheils nicht der deutfchen Sprache bedient haben." o —

Leipzig, b. Hoffmeifter u. Kühnel: *Grand Concerto pour Violon*, avec accompagnement de deux Violons, Alto, Basse, deux Hautbois, deux Cors et Flûte, composé par *R. Kreutzer*, membre du Conservatoire de Musique. Oeuv. 12. (1 Rthlr. 12 gr.)

Obgleich bey dem Streben unferer Concert-Geiger, fich mit Concerten von *Kreutzer* und *Rode* hören zu laffen, die flüchtige Spielart derfelben mit dem wahren Vortrage diefer Concerte noch bis jetzt fehr contraftirt, und ob es gleich den mehreften Violiniften, die fich nach diefer einfeitigen Spielart gebildet haben, nach welcher die Allegrofätze in einem fehr gefchwinden Zeitmafse vorgetragen, und alle Paffagen derfelben ohne Unterfchied mit kurzer Striehart und fpringendem Bogen abgefertigt werden, mifslingen möchte, ihren Bogenftrich fo umzubilden, wie es zum Vortrage diefer Concerte nöthig ift: fo läfst fich dennoch von diefem faft allgemein zu bemerkenden Streben, mit Productionen aus der neueren franzöfifchen Schule aufzutreten, nicht ohne Grund fehr viel für die Veredlung des Violinfpiels, oder richtiger für das Wiederaufleben des guten Violinfpiels, nach dem Gefchmacke der Zeit modificirt, hoffen. Freylich wird es den meiften Violinfpielern nicht wenig Mühe koften, die Allegrofätze in einem gemäfsigten Zeitmafse, ohne unnöthige und kleinliche Verzierungen, und mit der nöthigen Ruhe fpielen zu lernen, ihren blofs zum kurzen Abftofsen der Noten gewöhnten Bogen langfam, kräftig, mit völliger Gleichheit und ohne alles Schwanken, in feiner ganzen Länge zu gebrauchen, und dabey die feineren Modificationen der Stärke und Schwäche des Tones heraus zu heben, nächft diefem aber auch fich Sicherheit in denjenigen fchwierigen Applicaturen zu erwerben, die theils zum Vortrage der ungewöhnlicheren Stellen, theils um den Geift diefer oder jener fangbaren Phrafe lebendig auszuhauchen, nothwendig find. Lauter Eigenfchaften, ohne deren Befitz es keinem Violinfpieler anzurathen ift, fich in Concerte von *Kreutzer* einfpielen zu wollen.

Das angezeigte Concert ift in *A dur* gefetzt, und in der bekannten Manier des Vfs.. Das erfte Allegro trägt den Charakter des Prachtvollen, und ift der hervorftechendfte Satz diefes Concerts, fowohl in Hinficht auf Anlage und Ausführung, als auf die Wirkung. Das Adagio in *E dur* ift fehr kurz; es gleicht mehr einer Skizze, als einem ausgeführten Satze. Seine Wirkung mufs es vorzüglich durch gute Haltung und Tragen des Tones erlangen. Am wenigften wird dem Kenner das Rondo in $\frac{2}{4}$ Takt zufagen. Das wenig Intereffe erregende Thema, die faft unzählige Menge der Noten mit kurzen Trillern, die allzulange Ausführung der Couplets, und die, wie gewöhnlich, immer Mangel an innerem Gehalte leidenden Octa-

Digitized by Google

ven-Paſſagen ermüden das Ohr in dieſem Satze um ſo mehr, je mehr es durch das Prachtvolle des erſten Allegro afficirt worden iſt. Von ſehr guter Wirkung iſt jedoch der Eintritt des zweyten Couplets in der harten Tonart der kleinen Sexte, nämlich in *F dur*, auf welche dieſer Zwiſchenſatz begründet iſt.

Bey dem Vorzuge, welchen die Concerte des Vfs. vor vielen anderen Producten dieſer Art in Hinſicht auf die höheren Erfoderniſſe der Kunſt mit Recht behaupten, wäre zu wünſchen, daſs Hr. *K.* mehr Rückſicht auf die Reinheit des Satzes nähme, denn mit der Befolgung der harmoniſchen Regeln nimmt er es ſo genau nicht. Octavenfolgen der ſchlimmſten Art, nämlich ſolche, wobey die beiden Octaven in den äuſserſten Stimmen mittelſt der Verdoppelung eines Leittons zum Vorſcheine kommen, finden ſich hin und wieder. Auch würde dieſes Concert einen weit höheren Grad der Vollkommenheit haben, wenn der Vf. mehr Fleiſs auf die Bearbeitung des Accompagnements verwendet hätte, welches ſich hie und da bald zu überladen, bald zu mager, mit der Hauptſtimme vereinigt. —o—

Leipzig, b. Breitkopf und Härtel: *Cantate für vier Singſtimmen mit Begleitung des Orcheſters*, in Muſik geſetzt von *J. R. Zumſteg*, Partitur. No. I. II. III. IV. (Jede No. 18 gr.)

Hr Z. hatte ſo viel gutes natürliches Gefühl und eine ſo glückliche Anlage zum angenehmen gefälligen Geſange, dabey ſo gute Kenntniſs von der Behandlung des Orcheſters, und ſelbſt ſo viel harmoniſches Studium, daſs er, was er auch vornahm, mit einer gewiſſen Sicherheit ausführte; daher es denn auch nie ſeine gute Wirkung aufs Ohr und ſelten die aufs Herz verfehlen konnte. Aber an Tiefe und Charakter fehlt es den meiſten ſeiner Arbeiten, und dieſs gilt auch, bis auf einige brav gearbeitete Chöre, von dieſer Cantate. Sehr angenehme und rührende Melodieen, glänzende und gefällige Inſtrumentaleffecte kommen hier häufig vor. Allein von dem wahren heiligen Charakter und der hohen Ruhe und Würde, die ihn doch eigentlich charakteriſirt, findet man wenig darin. Von ſeiner oft nachläſſigen Behandlung der Verſe findet ſich in der Arie der erſten Cantate ein Beyſpiel, das wir in Rückſicht auf junge Künſtler, denen beliebte Componiſten mit ihren Fehlern ſo leicht gefährlich werden, unmöglich ungerügt laſſen können. Die Verſe, die kein Componiſt von Sinn und Urtheil hätte componiren müſſen, heiſsen:

Wenn ich dieſs Ganze: Weſſen Macht
Am erſten aller Tage
Es aus dem Nichts hervorgebracht?
Voll Durſt nach Weisheit frage:
So nennt es mir, Du Erſter, Dich,
Du Weſen aller Weſen.
Gott, Deinen Namen nur kann ich
Auf allen Dingen leſen
Und keines Andern Namen.

Dieſe an ſich undeutlichen Verſe macht Hr. Z. durch ganz unverzeihliche und in jeder Rückſicht unzweckmäſsige Dehnungen noch unverſtändlicher. Er läſst erſt die Singſtimme mit dem erſten *Wenn* in die Schluſstakte des Ritornells einfallen, und dieſe unbedeutende Sylbe bis in den vierten Takt aushalten; dann kommen die Worte *ich dieſs Ganze* kurz nach; nun wiederholt er die Worte *wenn ich dieſs Ganze* noch einmal, wieder mit einer Dehnung von anderthalb Takten auf dem Wörtlein *Wenn*, und mit einem melodiſchen und halben harmoniſchen Schluſs auf das Wort *Ganze*. Nach zwey halben Takt Pauſen fängt nun ganz neu an: *weſſen Macht*, mit zwey Takt langer Dehnung auf *Macht*, dann *am erſten*, mit einer krauſen Paſſage von drey Takten auf der erſten Sylbe des Wörtleins *erſten*; darauf gehts zum förmlichen Schluſs mit einem kräftigen Uniſonus bis *hervorgebracht*; der Schluſs wird durch ein Inganno aufgehalten, um das Fragezeichen (das hier nicht einmal eine eigentliche Frage bezeichnet) auszudrücken. Nun hebt eine neue Melodie an, zu den Worten: *voll Durſt nach Weisheit frage*, und wieder eine ganz verſchiedene, faſt klagende Melodie zu den Worten: *ſo nennt es mir Du Erſter dich, Du Weſen*; auf der erſten Sylbe dieſes letzten Wortes verweilt Hr. Z. wieder vier Takte, und bringt darauf eine Correlatur an. Dann wiederholt er den Vers, um eine eben ſo lange und noch buntere Correlatur auf die erſte Sylbe von *aller* anzubringen; zum Schluſs erhält die erſte Sylbe des Wortes *andern* im letzten Verſe noch eine Correlatur von zehn Takten. Es iſt ſchwer zu entſcheiden, ob der Componiſt ſich über die Verſe oder über die Zuhörer habe luſtig machen wollen, da die letzteren nur zu geneigt ſind, von einem einmal beliebten Componiſten Alles hinzunehmen, und für ſchön gelten zu laſſen.

Die Verlagshandlung verdient indeſs, beſonders von Cantoren, vielen Dank, daſs ſie dieſe im Ganzen braven Arbeiten um ſo billigen Preis in vollſtändiger Partitur bekannt gemacht hat. Möge ſie doch fortfahren, dem groſsen Bedürfniſs unſerer Kirchen auf ſo gute Weiſe ferner abzuhelfen! f.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Hannover*, b. Gebr. Hahn: *Lieder der Religion, der Freundſchaft und Liebe*, mit Clavierbegleitung von *F. B. Benneken*. 54 S. gr. Quer-Folio (2 Rthlr.) Etwas Kälteres und Unbedeutenderes als dieſe, mit dem herrlichen Drüllings-Titel prangenden Lieder, iſt Rec. ſo leicht nicht vorgekommen. Die Melodieen beſtehen aus den alltäglichſten Reminiſcenzen, und ſcheinen den Worten nur nothgedrungen, dieſe den Melodieen oft wohl erſt, hinterdrein angepaſst zu ſeyn; den meiſten könnte man ganz andere Verſe, von ganz verſchiedenem Inhalt, ja ſelbſt von anderen Sylbenmaſsen unterlegen. Die harmoniſche Begleitung iſt nur nothdürftig ſchulgerecht und auch das nicht überall. Daſs dabey an richtige rhythmiſche Behandlung gar nicht, und noch weniger an Charakter und Eigenheit zu denken iſt, wird man leicht vermuthen. Indeſſen werden ſich Liebhaber des Geſanges genug finden, die dieſe Lieder gerade ihrer Mittelmäſsigkeit wegen vielleicht lieber ſingen werden, als manches tiefgefühlte, feingedachte und ſorgfältig ausgearbeitete Lied, das auch, um beym Vortrage ſeine eigene Wirkung zu thun, wieder tief gefühlt, durchdacht und ſorgfältig vorgetragen ſeyn will. Tr.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

THEOLOGIE.

HARDERWYK, b. Tyhoff: *Nahumi vaticinium, philologice et critice expositum, f.* Specimen academicum, quod praeside *J. H. Pareau*, Theol. Doct. etc., publicae disputationi committit *Everardus Kreenen*, auctor. 1808. 131 S. 4. (1 Rthlr. 8 gr.)

Diese Erklärung des Prophethen Nahum, dem unter den hebräischen Dichtern ein vorzüglicher Platz gebührt, empfiehlt sich durch eine treffliche Benutzung der wichtigsten Vorarbeiten gründlicher, namentlich holländischer, Philologen und durch manchen schätzbaren eigenen Versuch allen lernbegierigen Bibelauslegern zu einer dankbaren Aufnahme und einem sorgfältigen Studium. Keinen geringen Werth verleihen dieser Arbeit die zahlreichen, grösstentheils befriedigenden handschriftlichen Bemerkungen des verstorbenen berühmten Orientalisten *N. W. Schröder*. Um von diesen zuerst unseren Lesern einen Vorschmack zu geben, wollen wir zunächst über die sehr dunkele erste Hälfte des 10 V. Cap. 1, deren Aufhellung auch Hn. *Frähn* und Hn. *Justi* in seiner neuesten Übersetzung des Nahum misslungen ist, die neuen und scharfsinnigen Ansichten desselben mittheilen. Der sehr wahren Bemerkung zufolge, dass man das von unserem Dichter gebrauchte Bild von *Dornen* keinen Augenblick bey unserer Stelle aus den Augen verlieren dürfe, fährt Hr. *S.* S. 66 also fort:

„Thema סבא in sua origine notavit *radere*, *deradere*, et speciatim usurpatum est de derasione tegumenti, ut quando pellis animalis *deglubitur*, vel cortex arboris *deraditur* atque *destringitur*. Idem illud סבא usurpatum est de spinis, quae suis aculeis cutem *deradunt*, *destringunt* et *lacerant*, prouti Arabes in verbo, quod huic cognatum est, شبي, notionem habent *aculei cutem destringentis*. Hinc itaque interpretor illud כסבאם secundum *destringere ipsorum* sc. Assyriorum i. e. *quemadmodum ipsi destrinxerunt ad instar spinarum, quae infestis aculeis radentes et cutem destringentes vulnerant et lacerant.* Alteram vocem סבואים *destricti* sc. sunt *Assyrii* per figuram elegantem ἀνανκλασιν alia accipio notione, nempe de *derasione* s. *destrictione* qualis est *spinarum*, quando ferro *destringitur* earum cortex cum suis aculeis, ut laedere et pungere amplius non possint. Tota itaque phrasis: *quemadmodum ipsi destrinxerunt, ipsi destricti sunt*, in hunc sensum exit: *quemadmodum Assyrii spinarum ad instar infestis aculeis alios homines et populos laeserunt et quasi destrinxerunt, ita nunc ipsi vicissim destringentur et deglubentur instar earumdem spinarum, quarum cortex et aculei ferro destringuntur*, ne laedere amplius possint.“

Dieser Deutung gemäss übersetzt nun Hr. *K.* unsere Stelle ganz passend: „*Profecto, spinarum instar intractabiles sint: et, uti alios laeserunt, ita ipsi laedentur.*“ Eben so sehr als die vorgetragene empfiehlt sich eine andere Erklärung desselben Gelehrten von dem V. 12 vorkommenden Worte שְׁלֵמִים durch „*integri, qui hactenus integras et illibatas vires habuere, quas nullus hostis frangere aut debilitare potuerit.*“ Denn in derselben Bedeutung treffen wir das chald. Wort שְׁלִים in d. Targum des Onkelos 2 B. Mos. XII, 5, in dem Ausdrucke אִמֵּר שְׁלִים, und das arab. سَلِيم in *S. de Sacy Chrestom. Arabe* T. I p. 561 an. Über die Worte בּוּקָה וּמְבוּקָה Cap. 2, 11. wird die lehrreiche Bemerkung mitgetheilt:

„Verbum בוק in toto Hebr. Codice non occurrit, sed ex dialecto Arabica apparet id cognatum esse verbo בקק i. e. *crepare* et hinc *crepitu ditrumpi* ac *lacerari*. Eadem proprietas nostri בוק, quod apud Arabes speciatim usurpatur de *crepitu* et *fragore bellico*, cum hostes omnia *perrumpunt* et *ditrumpunt*, ut nullis clausiris aut obicibus coerceri semet patiantur, quin caedibus et rapinis passim grassentur etc.“

Eine nicht minder treffliche Aufklärung gewährt über das Wort טֹבֵחַ die Erinnerung:

„ex usu participiali per ellipsin accepit notionem substantivam, atque cum hic agatur de urbis obsidione, videtur notare *testudinem* vel aliam id genus machinam bellicam, qua oppugnatores semet protegebant contra tela, quae ex muris vibrabantur.“

Weniger natürlich und zuläßig hat uns die neue sinnreiche Deutung von den dunkelen Worten מִנְזָרִים und טַפְסְרִים Cap. III, 17 geschienen. Durch das erste sollen vermöge der Abstammung von נזר *milites obstricti sacramento ad militiam certa eorum mercede constituta*, gleichsam *auctorati*, durch das andere nach dem arab. تسر *phalanges densius constipatae* bezeichnet werden. Denn an unserer Stelle, wo die in Üppigkeit schwelgenden Kaufleute und die Grossen Ninives nach ihrer zahlreichen Menge, aber zugleich auch nach ihrer ohnmächtigen Feigheit, in charakteristischen Bildern vergegenwärtigt werden, haben wir offenbar bey den genannten Wörtern an *hohe assyrische Staatswürden* zu denken, deren Bezeichnung der in der Nähe lebende Prophet Nahum oft genug gehört haben mochte, als dass es ihm irgend auffallend scheinen konnte, den eigenthümlichen Namen mit der möglichsten Genauigkeit in die hebr. Sprache überzutragen.

Wenden wir jetzt uns von den gehaltvollen *schröderschen* Anmerkungen, denen wir, wenn es der Raum gestattete, mehrere gelungene Erläuterungen des Hn. Prof. *Pareau*, die z. B. S. 62 und 125 aufgenommen worden sind, beyfügen könnten, zu den

Digitized by Google

Hn. *Kreenen* eigenthümlichen Verdienſten um die Aufhellung dieſes Buchs.

Recht wackere Spracherläuterungen, wohin Rec. vorzüglich diejenigen rechnet, die aus dem arabiſchen Sprachgebrauch und zwar aus arabiſchen Dichtern glücklich beygebracht ſind, wechſeln mit mehreren recht guten geſchichtlichen Anmerkungen ab. Aus der erſteren Claſſe empfehlen ſich die Erinnerungen über die Redensart לֹא חָקִים מֵעָמִים Cap. 1, 9 S. 63 u. 64; über das Wort בְּרוֹשִׁים Cap. 2, 4 S. 84; über das Wort בָּרָקִים ebend. V. 5, S. 85. 86; über den Ausdruck בְּקוֹל יוֹנִים ebend. V. 8, S. 90; über das Wort דהר Cap. 3, 2. S. 100. 101; über die Redensart לָרֹב חֶרֶב ebend. V. 2. S. 102. 103. Aus der letzteren Claſſe wählt Rec. die über den geographiſchen Namen נֹא אָמוֹן Cap. 3, 8 und über den 9 V. geſammelten Nachrichten. Auch ſind zuweilen treffende Parallelſtellen, wie S. 109 und 120, aus griechiſchen und römiſchen Schriftſtellern dem Commentar eingefügt worden. Aber dieſes günſtige Urtheil darf nicht dahin gedeutet werden, als wenn die kühne Bilderſprache unſeres erhabenen hebräiſchen Sängers überall befriedigend aufgeklärt, alle Dunkelheiten des Textes glücklich zerſtreuet worden ſeyen. Vielmehr ſind manche unnöthige kritiſche Änderungen beliebt, manche unrichtige Auslegungen verſucht worden, ſo wie mehrere Schwierigkeiten unberührt geblieben. Z. B. C. 1, 14 ſchlägt Hr. *K.* vor, ſtatt מַצֵּבַת zu leſen בְּבֵית und אֲכָרִית zu verwandeln in אַבְרִיחַ ohne Grund. Pſ. 109, 8 findet dieſelbe Conſtruction Statt, und der gewöhnliche Text giebt einen ſehr guten Sinn, wenn man nur überſetzt: „aus deines Gottes Tempel weg will ich vertilgen, nämlich שִׁמְךָ, d. h. ſelbſt an dieſer geweihten Stätte wird Untergang dich treffen; ja zwiſchen gegoſſenen und geſchnitzten Götzen — fährt dann der Dichter im zweyten Gliede fort — wirſt dein Grab du finden, אָשִׂים קִבְרְךָ, eigentlich: will ich die Stelle deines Grabes vertreten laſſen.“ Eben ſo wenig darf Cap. 2, 14 die Lesart רִבְדָּה verdrängt werden, wie der Vf. zu thun geneigt iſt. Denn das Wort רֶבֶד bezeichnet nicht bloſs *Wagen*, ſondern *jeden Sitz*, worauf man ruht, jeden *Aufenthaltsort*, als Lager u. ſ. w., wie man theils aus der Grundbedeutung des Wortes רכב (ſ. *Sylloge Diſſertat. ſub A. Schultens cet. deff.* T. I. S. 558), theils aus mehreren abgeleiteten Wörtern, die in der Bibel vorkommen, deutlich entwickeln kann. Und will man auch die gewöhnliche Bedeutung hier beybehalten: wer erinnert ſich nicht, daſs die hebräiſchen Dichter bildliche und eigentliche Bezeichnungen, häufig mit einander abwechſeln laſſen? Sehr gezwungen, und im Widerſpruch mit dem hebräiſchen Sprachgebrauche, iſt die Überſetzung des Wortes נָאוֹן יַעֲקֹב Cap. 2, 3 durch *faſtum Judaeis inimicum*, indem dieſes Wort, welches eine prachtvolle Fülle, eine ſtolzirende Pracht bedeutet, nie in paſſiver Bedeutung vorkommt, und gerade in der Verbindung, worin wir daſſelbe hier erblicken, unzählige Mal den Prunkglanz des israelitiſchen Volks umfaſst. Eben ſo ſehr ſcheint uns der Sinn der Worte בָּרָקִים בָּקָקִים ebend. verfehlt zu ſeyn. Wir müſſen in dem Worte בָּקַק eine doppelte Bedeutung unterſcheiden: die eine umſchrieb eine *mit einem heftigen Krachen, einer gewaltſamen Anſtrengung bewirkte gänzliche Zerſtörung*, und muſs dem erſteren Worte בָּקָקִים beygelegt werden; die andere drückte ein *Beſchneiteln des Weinſtocks* aus. So wie alſo von dem Hauptworte סקל ein Zeitwort gebildet ward, welches z. B. Jeſ. 5, 2 *ein Reinigen von Steinen bezeichnete*: eben ſo ſcheint aus dem Worte בקק, welches Hoſ. 10, 1 von einem *üppigen Schöſslinge treibenden Weinſtocke* vorkommt, ein Zeitwort hervorgegangen zu ſeyn, wodurch ein *Wegnehmen*, ein *Abſchneiden* der wuchernden Ranken dargelegt wurde. Schreibt man dieſe letztere Bedeutung der Form בָּקָקִים bey: ſo erſcheinen die Worte בָּקָקִים und שִׁחֲתוּ, ſo wie בָּקָקִים und זְמֹרֵיהֶם in dem ſchönſten Einklang. Über die *Quadriliter. vocc.* Cap. 2, 5. יְשַׁחֲקְשְׁקוּן und חֹלַחֲלָה ebend. V. 11 vermiſste Rec. eine aufklärende Anmerkung, die aus dem Geiſt der hebr. Sprache geſchöpft viel Licht verbreitet haben würde.

Der ſchwächſte Theil der *kreeneniſchen* Arbeit iſt die einleitende, in 4 Capitel eingetheilte *Diſſertatio de Nahumi vaticinio.* Das erſte Capitel iſt überſchrieben *de hiſtoria Aſſyriaca cum Nahumi vaticinio conjuncta.* Zuerſt beſchäftiget den Vf. die Ausgleichung der herodotiſchen Angaben mit den des Diodor von Sicilien, der, dem Anſehen des Cteſias folgend, dem aſſyriſchen Reiche eine mehr als 1300 Jahre umfaſſende Dauer zuſchreibt, indeſs jener dieſelbe nur auf einen Zeitraum von 520 Jahren beſchränkt. Um dieſen Streit zu ſchlichten, nimmt er mit Larcher an, daſs Diodor von der allgemeinen Dauer des aſſyriſchen Reichs, von ſeiner allmählichen Entſtehung bis zu ſeinem gänzlichen Untergange, Herodot aber bloſs von der Zeit der Blüthe ſpreche. Aber aus den Trümmern des alten aſſyriſchen Reichs ſey (S. 7) ein neues hervorgegangen, deſſen das alte Teſtament häufig erwähne, indem es einen *Phul*, einen *Tiglatpileſar*, einen *Salmanaſſar* u. ſ. w., lauter Könige aus dieſer zweyten Periode (S. 8. 9), aufführe. Hierauf ſucht Hr. *Kr.* wahrſcheinlich zu machen, daſs der verheerende Einfall der Aſſyrer in Ägypten, worauf die Bibel ſo oft anſpiele, unter Sanherib erfolgt ſey; ſo wie die Niederlage des aſſyriſchen Heeres vor Jeruſalem, als die Haupturſache des bald darauf eintretenden Unterganges des aſſyriſchen Reichs betrachtet werden müſſe (S. 10 bis 13). *Cyaxares*, König der Meder, habe, unterſtützt von Nabopolaſſar, Ninive belagert, erobert und zerſtört. Rec., der hier nicht alle irrigen Vorſtellungen berichtigen kann, erlaubt ſich bloſs folgende Gegenbemerkungen. 1) Die Annahme eines neu-aſſyriſchen Reichs, als eines für ſich beſtehenden Staats, der mehrere unabhängige Könige gezählt habe, beruht auf einem bloſsen, durch den vieldeutigen Namen *Aſſyrien*, wovon auch in der Bibel einige Beyſpiele vorkommen, veranlaſsten Irrthum, und dieſe Rubrik muſs aus unſeren Compendien der allgemeinen Welt- und Völker-Geſchichte ausgeſtrichen werden. Denn die Zerſtörung Ninives unter Sardanapal, nach der eine zweyte erfolgt ſeyn

Digitized by Google

ſoll, deren die Bibel gedenke, iſt keine andere, als die, welche Nahum und Zephania zum Gegenſtande ihrer Orakel gemacht haben. Vergleichen wir die Beſchreibung, welche Herodot, Cteſias und Andere von dieſer denkwürdigen Begebenheit uns geliefert haben, unbefangen: ſo werden wir uns überzeugen, daſs die von den griechiſchen Schriftſtellern gemeldeten Nachrichten und Umſtände bis auf das unglückliche Schickſal der Königin (Nahum II, 8) mit der in der Bibel befindlichen Schilderung von der unter Eſarhaddon durch Nebucadnezar's Beyhülfe (Tobi 14, 15) erfolgten Zerſtörung, die von Hn. *K.* für die zweyte gehalten wird, von einer und derſelben Begebenheit ſprechen. 2) Macht alſo das gänzliche Stillſchweigen der Bibel von einem neuaſſyriſchen Reiche, deren Stimme wir bey allen Unterſuchungen über die älteſte aſiatiſche Geſchichte nicht hoch genug ehren können, den Forſcher mit Recht gegen das Vorgeben ſpäterer griechiſcher Schriftſteller miſstrauiſch: ſo müſſen wir um ſo mehr Hn. *K's.* und anderer Gelehrten Vorſtellung als ungegründet aufgeben, da über der Entſtehung dieſes neuaſſyriſchen Reichs ein verwirrendes Dunkel liegt, wie unſer Vf. S. 7 ſelbſt nicht ableugnen kann, daher auch *Larcher* Tome VII (1802. 4) der *Histoire d'Herodote trad. du Grec.* S. 144, das Daſeyn deſſelben zu bezweifeln ſcheint. Und doch ſoll das furchtbare, mächtige Aſſyrien, deſſen Gröſse und Glanz zu ſchildern, bibliſche Schriftſteller nicht Worte genug finden können, nach Hn. *K's.* Dafürhalten einerley mit dem zweifelhaften neuaſſyriſchen Reiche geweſen ſeyn! 3) Wenn aus den Trümmern Ninive's, welches nur ein Mal zerſtört worden iſt, ein neues aſſyriſches Reich hervorgegangen ſeyn ſoll, welches den Ausſagen der Bibel zufolge, die Hr. *K.* auf dieſe zweyte Periode deutet, ſehr mächtig und glänzend geweſen ſeyn muſs: wie löſen wir alsdann *den* Widerſpruch, daſs von eben denſelben hebräiſchen Propheten die Zerſtörung Ninives als das *Grab* der ſtolzen aſſyriſchen Macht und als die *Wiege* des noch mächtigeren Chaldäer-Reichs dargeſtellt wird? 4) Wie retten wir alsdann die Ehre der Bibel, die Ninive einer dürren Wüſte vergleicht, die forthin der Aufenthalt wilder Thiere ſeyn würde, und den Schlag, der Ninive betroffen, als *unheilbar*, als *tödtlich* bezeichnet? 5) Werden die Zerſtörer Ninives von Nahum 3, 2. 3 Zug für Zug genau ſo geſchildert, wie die Chaldäer an ſo vielen Stellen des A. T. erſcheinen. Aber, wird Hr. *K.* einwenden, wie reimen wir mit dieſer Anſicht die von griechiſchen Schriftſtellern uns aufbewahrte Nachricht, daſs die *Meder*, und nicht die Chaldäer, Ninive zerſtört haben? Dieſer Einwurf läſst ſich leicht beſeitigen. Die Meder, die bekanntlich dem aſſyriſchen Scepter unterworfen waren, haben wahrſcheinlich zuerſt die Fahne des Aufruhrs aufgeſteckt, und das kühne Unternehmen, den aſſyriſchen Coloſs umzuſtürzen, vorzüglich thätig geleitet. Die Empörung ſcheint bald nach Sanheribs Ermordung, die eben ſowohl (denn die Mörder flohen nach Ararat, wo vermuthlich der Aufſtand ſchon ausgebrochen war) als ſeine plötzliche Rückkehr nach Ninive mit dem aufrühreriſchen Treiben der dem aſſyriſchen Reiche einverleibten mannichfaltigen Völker in einem natürlichen Zuſammenhange ſich darſtellt, zu hellen Flammen aufgelodert zu ſeyn, aber ſich zugleich, weil ſonſt das Beginnen der Meder Tollheit geweſen ſeyn würde, über eine Menge anderer nordaſiatiſcher Nationen verbreitet zu haben. Und dieſe Vermuthung unterſtützen wirklich mehrere wichtige Data aus der älteſten aſiatiſchen Geſchichte. Die beiden Söhne Sanheribs, die ihren Vater im Tempel tödteten, dürfen wir als Mitverſchworene betrachten, und der Umſtand, daſs ſie nach dieſer That ſchleunig nach Armenien ſich gerettet, ſcheint nicht undeutlich zu verrathen, daſs ſie dort gleichſam im Schoofs der übrigen Vaterlandsverräther ſich ſicher geglaubt haben. Nach dem apokryphiſchen Buche Tobi's, welches manche wichtige Sagen aufbewahrt hat, lieſs Sanherib (Cap. 1, 18) bald nach ſeiner Rückkehr aus Paläſtina viele ſeiner Unterthanen in Ninive hinrichten; ja nach V. 16 ebend. waren ſelbſt unter Sanheribs Regierung ſchon die Wege nach Medien, welches wahrſcheinlich den Gehorſam bereits aufgekündigt hatte, unſicher, wenn man nicht lieber dieſe Stelle von einem wirklich erfolgten Abfalle der Meder deuten will. Sogar der Unterkönig oder Statthalter zu Babylon, der an den König Hiskias eine ſchmeichelhafte Geſandſchaft ſchickte, ſcheint an der groſsen Verſchwörung gegen Aſſyrien einen weſentlichen Antheil genommen zu haben, mit welcher Vorſtellung ſich auch theils die Berichte mehrerer älterer griechiſcher Schriftſteller und eines Joſephus Jud. Alt. X, 5. 11, theils die Andeutungen ſpäterer armeniſcher Jahrbücher (ſ. *Recherches curieuses sur l'Asie cet. Paris* 1806. *p.* 56 *suivv.*) trefflich vereinigen laſſen. Die Chaldäer nun, denen wir, als einem rauhen, unternehmenden Volke, unter den Verbündeten eine Hauptſtelle anweiſen können, mögen (wie einſt die Perſer bey der Gründung der neuen durch Alexander zerſtörten Monarchie), nachdem ſie bey der Unterſtützung der Meder ihre Stärke kennen gelernt hatten, von dem Muthe eines kühnen Eroberers geleitet, auch das Joch über die Meder geworfen, und ſich zu unumſchränkten Herrſchern Aſiens aufgeworfen haben.

Das 2 Cap. handelt *de argumento vaticinii, quod Nahumo adſcribitur.* Hier ſtellt der Vf. die nicht unerwartete Behauptung auf, daſs unſer bibliſches Buch eine wahre Weiſſagung enthalte, indem er ſich auf nichts ſagende Beweiſe ſtützt. Rec. muſs von neuem widerſprechen, da ſich ihm nach oft wiederholten Unterſuchungen alle die geſchichtlichen Gemälde, welche wir den hebr. Propheten verdanken, als bloſse Erzeugniſſe wirklicher Begebenheiten, dichteriſch eingekleidet, dargeſtellt haben. Und warum ſollte nicht Nahum, geſetzt, daſs er weder Zeitgenoſſe noch Augenzeuge geweſen ſey, einen treuen Bericht von den einzelnen ſchrecklichen Ereigniſſen haben leicht erhalten können, da doch viele ſeiner Landsleute, die von aſſyriſchen Königen weggeführt worden waren, als Gefangene theils in Ninive, theils in der Nähe dieſer üppigen Stadt lebten? Der Zweck, den Nahum zu erreichen geſtrebt hat,

Digitized by Google

war wohl kein anderer, als seinem seufzenden Volke unter einer ganz natürlich sich darbietenden Vergegenwärtigung der schrecklichen Leiden, die sie unter den Assyrern erduldet hatten, den grausenvollen Untergang, den die stolze Monarchie durch die gänzliche Zerstörung der übermüthigen Hauptstadt getroffen hatte, in ergreifenden Zügen als ein gerechtes Strafgericht Jehovas zu schildern. Mehrere Zwecke aufzusuchen und mehrere Abtheilungen, wie Hr. *K.* S. 18 f. zu thun geneigt ist, zerstört willkührlich den schön angelegten Plan unseres hebr. Dichters. In dem 3 Cap. *de Nahumi aetate et patria*, prüft der Vf. mehr nach vorgefasten Meinungen, als gründlich, und nicht ohne gehässige Seitenblicke auf deutsche Philologen (z. B. S. 24) mehrere abweichende Vorstellungsarten über das Zeitalter des Propheten Nahum, und bekennt sich zuletzt zu der Meinung, dass er ein Zeitgenosse des Königs Hiskias gewesen, aber *vor* der Niederlage des assyrischen Heeres bey Jerusalem geweissagt habe (S. 25, 26). Den Ort *Elkosch*, den die Überschrift nennt, setzt er mit Hieronymus in Galiläa. Die beiden hier abgehandelten Fragen lassen sich nach Rec. Einsichten ziemlich wahrscheinlich noch jetzt beantworten. Hat Nahum die schrecklichen Ereignisse, die das unglückliche Ninive in einen Schutthaufen verwandelten, selbst erlebt, wie man, wenn man nicht ohne Noth Wunder häufen will, aus der überraschenden Ähnlichkeit, die sich zwischen den Schilderungen der hebr. Propheten und den Nachrichten griechischer Schriftsteller offen darlegt, zu schliefsen befugt ist: so müssen wir in der ersten Hälfte der Regierung ihn blühen lassen. Und da ein Ort Elkosch auf der Ostseite des Tigris, nicht weit vom heutigen Mosul, einst vorhanden gewesen: so darf uns, da mehrere andere hebr. Exulanten ebenfalls in der Nähe von Ninive gelebt haben, nichts abhalten, diesen Ort zum Aufenthalt für unseren hebr. Dichter zu wählen. Die kraftvolle, blühende und gebildete Sprache, die Nahum redet, zwingt nicht, wie Hr. *Jahn* und mit ihm Hr. *K.* glaubt, einen ähnlichen Ort in Galiläa vorzuziehen: denn haben nicht mehrere der erhabensten hebräischen Dichter während und nach dem babylonischen Exil ihre köstlichen Lieder gesungen? Im 4 Cap. endlich, *de stilo Nahumi et ratione poetica, quae in ejus vaticinio observatur*, ist Rec. am meisten befriedigt worden. Ag. Hg.

KURZE ANZEIGEN.

Homiletik. *Leipzig*, b. Vogel: *Taschenbuch für Prediger und Candidaten des Predigtamts.* 1806. VI u. 230 S. 8. (21 gr.) Dieses Taschenbuch (von welchem keine Fortsetzung erfolgt ist) gehört zu den unzähligen Erleichterungsmitteln für die Arbeiten des Predigers, welche man schon unter mancherley Firmen in die Welt geschickt hat. Es trägt eine Abhandlung als Kranz an der Stirne, deren Überschrift: *Über das Ideal einer guten Predigt*, ein recht gutes Vorurtheil für das Buch selbst erwecken kann. Aber man darf nur ein paar Seiten lesen, um sogleich zu sehen, dass der Vf. von dem, was er abhandeln will, selbst sich noch keine Idee gebildet hat. Ein Ideal einer guten Predigt soll ein durch Vernunft und Phantasie zusammengesetztes Urbild von allen den Vollkommenheiten seyn, die eine gute Predigt haben soll. Von den Vollkommenheiten selbst aber erfährt man nichts. Es wird blofs gesagt, das Schaffen eines solchen Ideals sey als Übung der denkenden Vernunft schon wichtig, indem es Anlass zum Denken über das wichtigste Geschäft des Religionslehrers gebe. (Was das für Dinge sind! Nicht das Schaffen eines solchen Ideals giebt erst Anlass zum Denken über das wichtigste Geschäft des Religionslehrers. Wer sich ein solches Ideal schafft, der muss doch schon längst Anlass zum Denken über das wichtigste Geschäft des Religionslehrers gehabt haben.) Sodann hätten Ideale eine ermunternde und erweckende Kraft, dienten bey Beurtheilung des Wirklichen zum Massstabe, und erleichterten die Verfertigung eigener Arbeiten. Zugegeben diefs alles: aber wo bleibt denn das Ideal selbst? Der Vf. muss es gefühlt haben, dass er nun eigentlich davon handeln sollte, und giebt nun, da er es selbst nicht zu finden und zu entwickeln weifs, zwey Mittel an, wodurch es Andere finden könnten. Vor allen Dingen, sagt der Vf., muss man über den Zweck der Predigten, über die Materialien dazu und die Form derselben nachdenken, und sodann damit das Lesen und Studiren guter Anweisungen zum Predigen und guter Muster verbinden. Aber muss nicht schon jeder angehende Prediger, wenn er nur predigen lernen will, von diesen Mitteln Gebrauch machen, auch wenn er gar nicht zum Schaffen eines Ideals emporstrebt? — In einer anderen Abhandlung S. 158: Was sollen vorzüglich Prediger thun, um die an sich nützliche (an sich? auch ohne zweckmäfsigen Gebrauch?) kirchliche Anstalt der Beichte auch wirklich nützlich für ihre Beichtkinder zu machen? täuscht der Vf. die Erwartung eben so, wie in der obigen. Wenn man hofft, es werde nun die Art angegeben werden, wie das geschehen könne: so heifst es S. 177: „Doch es ist nicht der Ort, hier ausführlicher anzugeben, was und wie man bey solchen Reden sprechen muss. Suchet, so werdet ihr finden, heifst es auch hier.“ Der Leser glaubte es aber bey dem Vf. zu finden, weil dieser ihn suchen liefs. Die Materialien zu Leichenpredigten, Traureden, Tauf-, Confirmations-, Beicht-Reden, zu Anreden bey Krankencommunionen, zu Predigten bey Feuersbrünsten, Überschwemmungen, Hagelschlag, welche man hier findet, können für Manchen, der sich gern helfen läfst, hülfreich seyn. Aber etwas Ausgezeichnetes hat Rec. wenigstens nach seinem Gefühle nicht gefunden. Er schlägt die erste beste Seite auf, S. 66. Über die gehörige Liebe zu unseren rechtschaffenen Verwandten nach ihrem Tode. (Wer hat je von *gehöriger* statt von rechter Liebe, von Liebe rechter Art, gesprochen?) 1. Nach ihren Äufserungen. Sie äufsert sich durch Sehnsucht nach dem Verstorbenen (dass diese Sehnsucht da ist in einem liebenden Herzen, ist natürlich; aber warum etwas als Pflicht aufstellen, was einmal vergeblich ist?), durch den Wunsch, dass es ihnen in der Ewigkeit wohl gehen möge (braucht man das erst zu wünschen, wenn sie rechtschaffen waren?), durch dankbares Andenken an sie mit Achtung und verbunden, durch ein anständiges Betragen gegen sie (sollte heifsen: gegen ihre Leiche und ihre Verordnungen). 2) Nach ihrer Beschaffenheit. Sie darf nicht übertrieben, sondern muss gemäfsigt, nicht einseitig, sondern vernünftig, nicht parteyisch, sondern gerecht seyn. (Fällt aber nicht alles hier zusammen? Als ob sie, wenn sie vernünftig ist, nicht auch gerecht und mäfsig wäre! Und ist sie nicht schon damit auch parteyisch, wenn sie übertrieben und einseitig ist?) —R—

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

MATHEMATIK.

BERN, b. Walthard: *Allgemeines faſsliches und vollſtändiges Rechenbuch, oder Verſuch einer leichten Art, den Kindern die ganze Rechenkunſt gründlich beyzubringen, ſo daſs ſie ohne groſse Anſtrengung tüchtig werden, alles auszurechnen, was je im gemeinen Leben, und beſonders in der Waaren- und Wechſel-Handlung vorkommen kann.* Von *Peter Witz*, Pfarrer zu Biel. 1 Th. 1808. 384 S. 2 Th. 1809. 480 S. gr. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Daſs der Vf. ſeine Aufgaben in Geſchichten, beſonders bibliſche, einkleidet, dieſs mag ſeyn, weil Geſchichten nur zu oft das alleinige Mittel ſind, auf den Verſtand eigentlicher, wie längſt erwachſener Kinder zu wirken; wir wollen auch geſtatten, daſs die 5 erſten Beyſpiele beſtändig fragweiſe aufgeſtellt, und, ohne Antworten der Kinder abzuwarten, in dieſer Manier beantwortet werden. Alsdann ſollte man aber das Kind gewöhnen, ſich aus und an dieſen Beyſpielen die Regeln des Rechnens ſelbſt auszuſcheiden, und beſtimmt zu entwickeln. Und nichts ſollte zu früh noch zu ſpät vorgebracht werden, jedes an ſeinem Platz und in der Zeit, wie ſich gleichſam der Baum der Rechenkunſt aus ſeinem Kern *genetiſch* und *folgerecht* entwickelt, Äſte, Zweige, Blätter, Blüthen, Früchte treibt und reift. Dieſe Methode allein kann der Vernunft zuſagen, iſt natürlich, und erweckt gründliches Selbſtdenken; dann bedarf man keiner Definitionen, und das Erkannte und durch folgerechte Entwickelung ſchon Bewieſene faſst der Lehrling mit Hülfe des Lehrers ſich ſelbſt unter einfache Begriffe und Geſetze. Man kann nicht früh genug die Jugend zum ernſthaften und ſtrengen Denken und Handeln gewöhnen, — eben wenn es Anſtrengung koſtet, werden die Kräfte gereizt und geſtärkt. Wird in der Jugend immer und in Allem getändelt und geſpielt: ſo erwarten die Menſchen, daſs es auch im Alter ſo fortgehen müſſe. Zerſtreuung, wie ernſtes Geſchäft, hat ſeine Zeit; iſt dieſes an der Ordnung: ſo muſs jeder Anlaſs zu jener vermieden werden, und dazu können beſtändige Geſchichtchen durch Ideenaſſociationen leicht führen. — Bey ſchwachen und zerſtreuten Köpfen kann der Lehrer aus dieſem Rechenbuche die Einkleidung der Aufgaben ſich aneignen, jedoch nicht die darin beliebte oft unordentliche Ordnung. Wir wenden uns von dieſem allgemeinen Urtheil zu einigen beſonderen Bemerkungen.

§. 4. Aus den Zeiten der allgemeinen Finſterniſs und des Mönchsthums ſchreibt es ſich her, daſs wir nach Zehn zu zählen gewohnt ſind; unſere Stammväter pflegten ſchon Alles nach Dutzenden zu zählen; ſchreiben konnten ſie nicht. Deſto unverzeihlicher iſt es, wenn ein Lehrer der Rechenkunſt eingeſteht, „*daſs wir gern nach Dutzenden zählen*“, und doch ſich und ſeine Schüler nicht gewöhnt, auch alles nach Dutzenden zu ſchreiben und zu rechnen. Aus *Grüſons* enthüllten Zaubereyen und Geheimniſſen der Arithmetik, *Horſtigs* Duodecimal-Syſtem und aus *Werneburgs* Teleoſadik oder Taunadik hätte er dieſes ſeit 1800 lernen können. Daraus würde er erkannt haben, daſs das Rechnenlehren der Jugend nach wenigſtens zwey Zahlenſyſtemen dieſe zum eigentlichen logiſchen Selbſtdenken führt, wozu er doch vorzüglich ſie anzuleiten ſich beſtrebt. Eben ſo hätte Hr. *W.* in der Einleitung vom Numeriren leicht auf das Geſetz aufmerkſam machen können, daſs jede Ziffer einen 10 (*zehn* oder zwölf, *taun*)- mal gröſseren oder kleineren Werth bedeute, ſo wie ſie nur um eine Stelle von der Rechten gegen die Linke oder umgekehrt fortrückt; dann würde die Baſis der Syſtembrüche (der Zehntel- und der Zwölftel-Brüche) um ſo einlenchtender ſeyn, und kürzer gefaſst werden.

Der Vf. fängt im 1 Abſchnitte mit Addition benannter Zahlen an, und bedient ſich nicht der Anfangs erleichternden, zwar weitläuftigeren Additionsformen *F. Gl. Buſſe's* und Anderer, welche Formen doch der Jugend die Additionsgeſetze recht anſchaulich machen. Vor der Addition hätte ein Abſchnitt vorangehen ſollen, vom ſtetigen Fortzählen nach einer gleichen beſtimmten Menge, z. B. zu 3, als 3, 6, 9, 12 u. ſ. w., 1, 4, 7, 10, 13 u. ſ. w; oder zu 4, als 4, 8, 12, 16 u. ſ. f., oder 1, 5, 9, 13, 17 u. ſ. f. Solche Übungen ſind der Jugend keineswegs zu erlaſſen, ſie überheben ſie beynahe der Erlernung des Einmaleins. Erfahrung muſs den Vf. bald darauf führen. Im 2 Abſchnitt, von der Subtraction, redet der Vf. noch vom *Borgen*, wenn gröſsere Einheiten von kleineren derſelben Ordnung abgezogen werden ſollen, und man 1 Einheit höherer Ordnung nehmen, und ſie in die niederer Ordnung *verwechſeln* muſs. Borgen fodert Zurückgeben; allein Nehmen und Verwechſeln iſt etwas anderes. Nach §. 20 ſcheint der Vf. mit den beſſeren, in der Vorrede vollſtändig angeführten Rechenbüchern nicht durch eigenes Studium vertraut zu ſeyn, z. B. mit *Buſſe*, ſonſt würde er nicht noch Multiplication und Diviſion als *Vermehrung* und *Verminderung* oder wohl gar als wiederholte Addition und Subtraction erläutern. Daſs das Multipliciren ein Ver-

Digitized by Google

mehren und das Dividiren ein Vermindern seyn soll, bringt die verwirrendsten Begriffe bey der Multiplication und Division der Brüche hervor, und erschwert das richtige Auffassen dieser Materie selbst bey der erwachsenen Jugend nicht wenig. Doch Rec. stöfst nur zu oft auf die Verwirrungen dieses *falschen* Jugendunterrichts. Multipliciren ist *ein Vereinen zweyer Factoren zu einem Factum, worin der eine Factor den anderen so vielmal nimmt, als die Einheit in ihm selbst genommen ist.* Auf diese Weise hat es mit der Multiplication ganzer, wie gebrochener Zahlen keinen Anstofs, man mag das Factum aus 3 mal 4 oder 4 mal 3, aus $\frac{2}{3}$ mal $\frac{4}{5}$ oder aus $\frac{4}{5}$ mal $\frac{2}{3}$, oder aus $\frac{3}{4}$ mal $\frac{5}{7}$ verlangen. Eben so beym Dividiren, welches kein Vermindern ist, sondern *ein Ausscheiden, Suchen des anderen Factors durch den ersten aus dem Factum, worin jeder den anderen so vielmal genommen hat, als die Einheit in ihm selbst genommen ist,* z. B. 4 in 20 ist 5 mal, $\frac{2}{3}$ in $\frac{10}{21}$ ist $\frac{5}{7}$ mal, $\frac{3}{4}$ in $\frac{5}{12}$ ist $\frac{5}{9}$ mal genommen. Rec. ist aus Erfahrung ganz gegen die gebräuchliche Ordnung beym Multipliciren, dafs stets die kleinere Ziffer zuerst gesagt wird, als thätiger Factor, z. B. in 7×96482, 2 mal 7 sind 14, 7×8 sind 56, 4×7 sind 28, 6×7 sind 42, 7 mal 9 sind 63, weil dieses zu Verwechselungen veranlafst. Er läfst die jungen Rechner sagen: 7 mal 2 sind 14, 7 mal 8 sind 56, 7 mal 4 sind 28, 7 mal 6 sind 42, 7 mal 9 sind 63, d. i. *sechzigdrey* und nicht drey und sechzig, welches gar leicht 36 geschrieben wird. Daher fodert er z. B. folgende Ordnung *auf-* und *abwärts* in Erlernung der Sätze des Einmaleins:

Rec.		Hr. *W.*	
7 mal 1 sind 7		1 mal 7 sind 7	
7 — 2 — 14		2 — 7 — 14	
7 — 3 — 21		3 — 7 — 21	
7 — 4 — 28		4 — 7 — 28	
7 — 5 — 35		5 — 7 — 35	
7 — 6 — 42		6 — 7 — 42	
7 — 7 — 49		7 — 7 — 49	
7 — 8 — 56		8 — 7 — 56	
7 — 9 — 63		9 — 7 — 63.	

In der Division kann man die Frage unter dreyerley Formen fassen: 1) Wie vielmal ist die Zahl 3 oder $\frac{3}{4}$ in der oder der enthalten? 2) Welche Zahl ist 3 mal oder $\frac{3}{4}$ mal in der Zahl n enthalten? 3) Welches ist der 3 oder $\frac{3}{4}$ Theil von der Zahl n? Diese drey Fragen reichen aus, um das scheinbar Widersprechendste in jeder folgenden Fortschreitung zum Höheren der Rechenlehre zu erläutern. — So wie man der Jugend die Sätze eines *Einmal eins ist eins* lernen läfst: so mufs man ihr auch die *Eins in eins ist einmal* lernen lassen. Ungern vermissen wir die Schlufssätze, dafs ein 2, 3 oder 4 mal, oder 10, 100, 1000 mal gröfserer oder kleinerer Factor auch ein eben so vielmal gröfseres oder kleineres Factum giebt; ferner dafs ein 2, 3, 4 mal oder 10, 100, 1000 mal gröfserer oder kleinerer Divisor gegentheils einen eben so vielmal kleineren oder gröfseren Quotienten geben müsse; dafs ein 2, 3, 4 oder 10, 100, 1000 mal gröfserer oder kleinerer Dividend auch einen eben so vielmal gröfseren oder kleineren Quotienten ergebe. — Wir finden nichts über die verschiedenen Kennzeichen der Theilbarkeit der Zahlen. Die Untereintheilungen der verschiedenen Mafs-, Gewichts- und Münz-Einheiten verschiedener Orte und Länder hätten nicht blofs an Ort und Stelle, wie sie eben vorkommen, erläutert werden sollen; sondern sie waren, vorher tabellarisch aufzuführen, zum leichteren Nachsehen und Memoriren. Auch für die beständige oder zu häufige Erläuterung der bleibenden Reste bey Divisionen in lauter fortlaufenden benannten Untereintheilungen, wie im 5 und 6 Abschnitte, können wir nicht stimmen. Die Jugend mufs bald den Begriff fassen lernen, dafs jede der Z-Einheiten noch in n-gleiche Theile getheilt werden soll, wie der Bruch $\frac{z}{n}$ besagt, und deswegen hätte die Materie des 9 Abschnittes gleich in den 5ten gehört. Wir können die Gründe nicht auffinden, welche den Vf. bewogen haben, im 5 bis 8 Abschnitte die Materien in umgekehrter Ordnung vorzutragen, nämlich von der Division, Multiplication, Addition und Subtraction ungleich benannter Zahlen, d. h. der benannten oder benamten Zahlen nach gewöhnlichem Sprachgebrauch. Man „*verkleinert*" die Brüche nicht, wenn man sie *ohne* Veränderung ihres Werthes durch 2, 3, 4 oder n mal kleinere oder gröfsere Zahlen, im Zähler und Nenner zugleich, ausdrückt, wie S. 162 steht. Brüche werden nur durch gröfseren Nenner, oder durch kleineren Zähler *verkleinert*. S. 187 „Ihr könnt ja nach und nach nur zwey Brüche *zu gleichen Nennern machen*;" soll wohl heifsen: auf gleiche Nenner bringen. Von methodischer Zerfällung der Nenner der zu addirenden Brüche in ihre kleinsten Factoren, woraus dann der *kleinste* Generalnenner sich leichter bestimmen läfst, ist nichts gesagt. Im 10 Abschnitte findet man unter der Aufschrift: von Zergliederungsvermehrung, oder Multiplication *par parties aliquotes*, eigentlich die Kunstgriffe der sogenannten welschen Praktik sehr weitläufig. Die Verwirrung der Begriffe, wenn man das Multipliciren oder Vereinen zweyer Factoren als ein *Vermehren*, das Dividiren oder Theilen aber als ein *Vermindern* erklärt, giebt der Jugend und dem Lehrer stets zu kämpfen. Die Zweifel sitzen natürlich fest, und der Vf. vermag sie S. 256 u. 257 nicht zu heben. „Brüche mit Brüchen vermehren heifst eigentlich Brüche vermindern," bleibt Widerspruch, gleich wie bey der Division der Brüche, wo man mit einem Bruch vermindern soll, und doch etwas Vermehrtes erhält. Der 11 Abschnitt beschäftigt sich mit dem *französischen Decimalsystem* und mit Aufgaben danach. Wir vermissen dabey eine tabellarische Übersicht und Zusammenstellung der einzelnen Theile desselben. Wie kann aber der denkende Vf. mit in die Posaune für die allgemeine Einführung dieses formal täuschenden, praktisch wie theoretisch höchst unvollkommenen Decimalsystems einstofsen? — Ist er denn nie auf die so nahe liegende viel leichtere und anschaulichere Form der Zwölftelbrüche (Tauntelbrüche), ähnlich den Decimalbrüchen, gestofsen? — Die Bauleute mit ihrem eigensinnig bey-

Digitized by Google

behaltenen Duodecimalmafs hätten ihn über den Schein der Feldmafse belehren können. Mit dem 11 Abſchnitt habe eigentlich die Rechenkunſt ein Ende, und nun gehe die Anwendung des Erlernten an. Der 12 Abſchnitt handelt daher von der Regel *de tri* oder Dreyſatzrechnung; der 13 von der Gewinn- und Verluſt-Rechnung. Hr. *W.* ſchreibt überall *Verlurſt* ſtatt *Verluſt*, *Einſer* ſtatt Einer.

Der *zweyte Theil*, welchem eine kurze Empfehlung des Hn. Prof. *Trechſel* in Bern vorgedruckt iſt, beginntim 14 Abſchnitt mit der Geſellſchaftsrechnung, nebſt der Falcidien- und Haberey-Rechnung. 15 Abſchnitt. Vermiſchungs- und Alligations-Rechnung. Bey den Vermiſchungen ſollte man bedenken, daſs die Rechnungen in jedem Falle nur beſtimmt ſind, wenn bloſs zweyerley Dinge von verſchiedenem Werthe und von unterſchiedlicher Menge vermiſcht werden; bey 3 und mehreren werden ſie meiſtens unbeſtimmt, weil dann ſchon, wie bekannt, Mannichfaltigkeit der Verhältniſſe Statt finden kann. Bey den Regeln der Vermiſchung der Metalle findet Rec. §. 111 wie in den meiſten Rechenbüchern, ausgenommen in *Brodhagens* Algebra, die falſche Regel das *Archimedes*, deren Unrichtigkeit Rec. bey Gelegenheit einer Disputation gezeigt hat. Die richtige mag hier ein für allemal folgen. In einer Miſchung ſollen ſich nach Archimedes die Gewichtsverhältniſſe der beiden gemiſchten Metalle, d. h. des *dichteren* zum *dünneren*, verhalten, wie die Differenz der Gewichtsverluſte im Waſſer des mittleren und dünneren Metalls zur Differenz der Gewichtsverluſte des dichteren und mittleren Metalls. Z. B. die Menge Gold ſey = G, die des Silbers = S, der Verluſt des Goldes = V, des Silbers = v, der Miſchung = φ: ſo iſt, wenn die Miſchung nichts an Gewicht oder Maſſe verliert, die bekannte Formel GV + Sv = (G + S) φ, daraus G : S = (v — φ) : (φ — V) oder (G + S) . S = (v — V) : (φ — V) (G + S) : G = (v — V) : (v — φ). Die Krone (aus gemiſchtem Metall) ſoll, wie Hr. *W.* berichtet, nach dem einen Schriftſteller von 18 ℔ Gewicht 1½ ℔ Verluſt, das erhaltene reine Gold 1 ℔ Verluſt bey 18 ℔ Gewicht, das Silber 1½ ℔ bey 18 ℔ Gewicht gehabt haben; daher ſey der Antheil des Goldes zu dem des Silbers wie (1½ — 1½) : (1½ — 1) = ½ : ½ = 1 : 2; oder in der Krone zu 18 ℔ wären nur 6 ℔ Gold, aber 12 ℔ Silber geweſen. Nach der Annahme eines anderen Schriftſtellers habe die Krone im Waſſer 1 ℔, das Goldſtück ⅛ ℔ und das Silberſtück 1⅛ ℔ Verluſt gehabt; daher verhielte ſich das Gold zum Silber wie (1⅛ — 1) : (1 — ⅞) = ⅛ : ⅛ = 5 : 1, und des Goldes wären 15 ℔, des Silbers 3 ℔ in den 18 ℔ geweſen. Nach *Käſtners* angewandter Mathematik 3 Aufl. 1 Abth. S. 140 — 142. *v. Crells* chem. Ann., nach *Ritter* u. A. behalten die meiſten Metallmiſchungen die Summe der Volumina der beiden einzelnen Metalle nicht. Nach Verhältniſs der *Anziehung* oder *Abſtoſsung* ihrer Theilchen während dem Schmelzen und Erkalten nimmt die Miſchnng *weniger* oder *mehr* Raum ein, daher obige Formeln nicht die wahren Verhältniſſe geben. Chemiker und Phyſiker ſtimmen dann für die folgende, welche ſich auf folgende Betrachtungen gründet. Bey Zuſammenſchmelzung der Metalle iſt Folgendes zu berückſichtigen. Sollen ſie ſich vereinen: ſo müſſen ſie flüſſig werden. Dann aber wirken ſie auf einander wie Flüſſigkeiten von verſchiedener Dichtigkeit, und die Dichtigkeit der Miſchung wird eine mittlere, welche mit durch das Verhältniſs der Menge *in* die Dichtigkeit jedes Metalls additiv beſtimmt wird. Die Quantität des Goldes ſey = G, ſeine Dichtigkeit (ſpecifiſche Schwere) = D, die des Silbers = S, deſſen Dichtigkeit = d, die Dichtigkeit der Miſchung = Δ: ſo iſt, bey gleichbleibender Menge oder gleichem Gewicht in der Miſchung, M = G + S; GD + Sd = (G + S) Δ, daher G : S = (Δ — d) : (D — Δ); G + S) : S = (D — d) : (D — Δ); (G + S) : G = (D — d) : (Δ — d). Die Dichtigkeiten verhalten ſich aber bey gleicher Quantität oder bey gleichem Gewichte wie die negativen Potenzen der Gewichtsverluſte, folglich $G : S = \left(\varphi^{-1} - V^{-1}\right) : \left(V^{-1} - \varphi^{-1}\right) = \left(\frac{v - \varphi}{\varphi \cdot v}\right) : \left(\frac{\varphi - V}{\varphi \cdot V}\right)$, G : S = (v — φ) V : (φ — V) v. Dann erhält man im *erſten* Fall G : S = (1½ — 1½) . 1 : (1½ — 1) . 1½ = ½ : ⅓ . ¾ = 1 : 3; d. i. des Goldes war unter den 18 ℔ an 4½ ℔, des Silbers 13½ ℔, ſtatt 6 ℔ u. 12 ℔. Im zweyten Fall giebt die Formel das Verhältniſs G : S = (1⅛ — 1) ⅞ : (1 — ⅞) . 1⅛ = ⅛ × ⅞ : ⅛ × ⅛ = 35 : 13, G = 3⅝, S = 1⅜; daher Gold 13⅛ ℔ und Silber 4⅞ ℔, ſtatt 15 ℔ und 3 ℔. Beides ſehr weſentliche Unterſchiede! Und ſomit erfuhr der König Hiero vom Archimedes doch nicht das Wahre. — Aus denſelben Gründen iſt auch das in demſelben § gegebene Beyſpiel unrichtig aufgelöſt oder berechnet. Die 120 ℔ Miſchung aus Zinn und Bley beſteht nicht aus 74 ℔ Zinn und 46 ℔ Bley; ſondern des Bleyes iſt ⅝ und des Zinnes ⅜ des Ganzen, daher Bley 34⅜ ℔ und Zinn 85½ ℔, zuſammen 120 ℔ Miſchung. Gold- und Silber- und ſonſtige Metall-Arbeiter, auch Münzmeiſter, mögen ſich das Alles wohl merken!

Wir haben uns gefreut, einmal eine deutliche und klare Abhandlung der Skonto- und Abzugs-Rechnung, der Tara- oder Abgangs-Rechnung nach Procenten *von* oder *auf* Hundert im 16 und 17 Abſchnitt zu finden, ferner der Zins- und der Tauſch- oder Stich-Rechnung im 18 und 19 Abſchnitt. Auch die Wechſelrechnung im 20 Abſchnitt iſt gut abgehandelt; man findet darunter den Gewinn und Verluſt beym Wechſelhandel, die Berechnung der Waaren, die durch Wechſelbriefe bezahlt werden; ferner die Parirechnung, und beſonders die Arbitrage oder Wechſelwahl. Allein im 21 — 23 Abſchnitt, wo von der ſogenannten verkehrten Dreyſatzrechnung, von den Wechſel-Aufträgen, nebſt der Zeitrechnung, von der Fünf- und Vielfatzrechnung oder Regel *quinque* und *multiplex*, von Erklärung der reeſiſchen Rechnungsart oder des ſogenannten Kettenſatzes gehandelt wird, hätten wir gewünſcht, daſs Hr. *W.* die einfache baſedowſche

Digitized by Google

Regel nach *F. Gl. Busse's* Rechenbuch in seiner Manier vorgetragen hätte, weil sie in allen diesen Materien so kurz und leicht zurechtweist. Sie ruhet auf der einzigen Frage: wenn ein Gegebenes 2 mal so gros oder so klein wird, mus dann auch beym Gleichbleiben alles anderen Gegebenen das Gesuchte 2 mal so gros oder so klein, oder mus es das Umgekehrte 2 mal so klein oder so gros werden? Im 23 Abschnitt treten diese Urtheile bestimmter heraus. Übrigens kömmt man in allen Rechnungen viel kürzer davon, wenn man alle Verhältnisse in Form der Gleichungen behandelt. Denn indem man sagt: b ℔ kosten a Rthlr., was kosten B ℔: so setzt man b ℔ den a Rthlr. gleich, und sucht eine Zahl A Rthlr., welche den B ℔ im gleichen Verhältnis gleich seyn soll, und das gilt von allen noch so sehr in Verhältnissen zusammengesetzten Aufgaben. Im 24 Abschnitt ist auch die Lehre von den Verhältnissen, Proportionen und Progressionen *durch* und *an* Beyspielen erläutert; durch Algebra läst sie sich kürzer und gründlicher vortragen. Im 25 Abschnitt wird die Ausziehung der sogannten Quadrat- und Cubik-Wurzel gelehrt. Die Regel über die Operation der Ausziehung der Quadrat- und Cubik-Wurzeln läst sich viel kürzer fassen. Doch die Recension ist schon zu lang geworden, als dass wir uns hiebey aufhalten könnten. Das Werk beschliesst ein Anhang über die Heu-Stockrechnung. Wir wünschen Hn. *W.* die Unterstützung des Publicums zu einer neuen Auflage; er sehe in unserem Tadel nicht Tadelsucht, sondern den Eifer, womit wir ihn zu neuer gründlicher Prüfung auffodern wollten. Die Abschnitte sollten ihre Aufschriften haben, und auf jeder Seite sie fortführen, zur bequemen Nachschlagung. Der Verleger hat für besseres und weisseres Papier zu sorgen.

V.

KLEINE SCHRIFTEN.

Mathematik. *Gotha*, i. d. beckerschen Buchh.: *Astronomische Tafeln der mittleren graden Aufsteigungen der Sonne in Zeit, und ihrer mittleren Bewegungen für Monate und Tage, zur Verwandlung der Sternzeit in mittlere Sonnenzeit, und umgekehrt;* aus des Obersten Freyherrn *von Zach* verbesserten Sonnentafeln gezogen, und auf den Mittagskreis der seeberger Sternwarte berechnet. 1804. 16 S. 8. (6 gr.) In dem Vorberichte wird mit Grund erinnert, dass bey der immer allgemeiner werdenden Einrichtung, die Uhren auf Sternwarten nach Sternzeit gehen zu lassen, zur Reduction derselben auf mittlere Sonnenzeit, und umgekehrt, dergleichen Verwandlungstafeln immer nothwendiger, und unentbehrlicher, besonders für diejenigen werden, die z. B. des Freyherrn *von Zach* Sonnentafeln nicht besitzen, oder nicht füglich gebrauchen können. Der Freyherr *von Zach* hatte daher, um dieser Bequemlichkeit willen, diese auf sein gröseres Werk sich gründenden Tafeln unter etwas veränderter Gestalt in einer geschmeidigen Form von 5 Tafeln auf 5 Seiten in dem berlinischen Jahrbuche 1792 bekannt gemacht.

Da indes die Epochen derselben erst mit 1780 anfingen, und schon mit 1800 endigten, also für frühere und spatere Reductionen nicht so brauchbar waren: so entschlos sich ein (erhabener) Liebhaber der Astronomie, denselben, mit Benutzung von Verbesserungen, und Abkürzungen für Rechner eine gröseres Ausdehnung (von 1751 bis 1882) zu geben. Unter dieser Gestalt wurden sie für Freunde gedruckt, und durch Hn. *Voigts* Lehrbuch einer populären Sternkunde S. 436 öffentlich bekannt. Um die Nachfrage dieser Tafeln zu befriedigen, und den Gebrauch derselben noch allgemeiner zu machen, ist diese neue vermehrte und verbesserte Ausgabe dieser bequemen Tafeln veranstaltet worden, bey welchen die neuen Verbesserungen der Sonnentafeln des Freyherrn *von Zach* benutzt worden sind.

Das Ganze besteht aus 9 Tafeln auf 10 Seiten; die 1ste dient zur Reduction der Epochen für einige der vorzüglichsten Sternwarten Europens. Die 2 enthält die mittlere Bewegung der Sonne für ganze Jahre, mit beygefügtem Argumente des Mondes ☊. Die dritte stellt die Epochen der mittleren graden Aufsteigung der Sonne für den Mittagskreis der seeberger Sternwarte von 1751 bis 1836 mit Angabe des Argumentes ☾ ☊ dar. In der 4 und 5 sind die mittleren Bewegungen der Sonne in Zeit nach einzelnen Monaten, und in Tagen, sammt dem Argumente ☾ ☊ angegeben. Die 6 Tafel enthält die Gleichung der Aequinoctialpuncte in grader Aufsteigung in Zeit, und ist beständig additiv. Die 7 giebt die Voreilung der Fixsterne in mittler Sonnenzeit auf Stunden, Minuten, und Secunden des Tages an. Die 8 dient zur Verwandlung der Sternzeit in Aequatorstheile, und die 9 zur Verwandlung der Sternzeit in Aequatorstheile in Sternzeit. Die Auflösung der Probleme, Sternenzeit in mittlere Sonnenzeit, und umgekehrt die mittlere Sonnenzeit in Sternzeit zu verwandeln, lehrt in drey Beyspielen den Gebrauch dieser nützlichen und bequemen Tafeln, die für jeden Freund der praktischen Astronomie ein angenehmes Geschenk sind. ♂

Berlin, i. d. Realschulbuchh.: *Versuch einer Reduction der Acker- und Getreide-Masse auf Tausend-Theile*, aus den Annalen des Ackerbaues besonders abgedruckt. 2 Bogen 4. (4 gr.) Hr. Staatsrath *Thaer*, die Schwierigkeiten erwogend, welche bey Lesung landwirthschaftlicher Schriften durch die Verschiedenheit der Acker- und Getreide-Masse entstehen, hat in dem ersten Bande seiner Annalen den Versuch gemacht, diesem Übel dadurch abzuhelfen, dass er 46 Acker- und 100 Getreide-Masse auf den berliner Scheffel reducirte. Zu diesem Ende nahm er denselben (der nach Eytelwein's Angabe 2758 franz. Cubikzolle enthält) als tausendtheilig an, und reducirte so die übrigen deutschen Masse auf dieses. Nach diesem angenommenen Muttermass beträgt also z. B. das coburger Simmer (das 4200 französische Cubikzolle fasst) 1523 solcher Tausendtheile, folglich wenig mehr, als 1½ berliner Scheffel. Eben so verfuhr er mit den Ackermassen. — Gewiss hat er sich dadurch alle Liebhaber ökonomischer Schriften sehr verpflichtet, da oft der beste Aufsatz für den Leser, der mit den Massen, die der Vf. angab, unbekannt war, ganz unbrauchbar und unverständlich wurde. Die Bequemlichkeit, die diese Tabelle darbietet, hat ohne Zweifel die Realschulbuchhandlung in Berlin bewogen, sie besonders abdrucken zu lassen. Jeder Leser landwirthschaftlicher Schriften kann sie vor sich hinlegen, und mit einem Blick auf solche das Mass, von dem der Vf. spricht, auf das Seinige reduciren. Es wird ihm auf diese Weise alles deutlich, was ihm ausserdem unverständlich geblieben wäre. Wünschenswerth bleibt es indessen, dass sich ganz Deutschland über ein und dasselbe, und zwar über ein Decimalmass vergleichen möchte.

S. H.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Wien, i. d. camefinaſchen Buchh.: *Deutſches Muſeum*, herausgegeben von *Friedrich Schlegel*. 1812. Erſtes bis ſechſtes Heft. 541 S. Siebentes bis zwölftes Heft. 555 S. 8. (Der Jahrg. 8 Rthlr.)

Der Rec. einer Zeitſchrift, vor allem, wenn dieſe nicht mehr im Entſtehen iſt, kann ſich nicht damit beſchäftigen, jeden einzelnen Beytrag zu beurtheilen. Er muſs ſich begnügen, den Geiſt des Ganzen darzulegen; welches hier wohl nicht beſſer geſchehen kann, als indem er den Plan des Herausgebers angiebt, und durch Charakteriſirung einzelner Stücke darthut, in wiefern dieſer Plan zur Wirklichkeit geworden iſt.

„Geſchichte, Philoſophie, Literatur und Kunſt, ſagt der Herausgeber in der Vorrede, ſind die Gegenſtände, denen dieſe Zeitſchrift ſich widmen wird.“ Nehmen wir hiezu folgende Stellen: „Jede Literatur muſs und ſoll national ſeyn,“ und: „die deutſche Literatur leidet vorzüglich an zwey entgegengeſetzten Übeln, an einer gewiſſen äſthetiſch-philoſophiſchen Gleichgültigkeit, welche nur keine moraliſchen und religiöſen Bande duldet, ſonſt aber jede andere Feſſel leicht erträgt, wenn es ihr nur vergönnt bleibt, alles, was des Menſchen Hirn faſst, durch einander zu würfeln und ein wiſſenſchaftlich-poetiſches Spiel damit zu treiben, und an einem immer noch von neuem ſich regenden Provincialgeiſt“ —: ſo haben wir genug für unſeren nächſten Zweck. Viel und Wichtiges iſt verheiſsen. Denn wenn auch, was das erſte der ebengenannten Übel betrifft, die Beſſeren unſerer Zeit von jener jammervollen Charakterloſigkeit und Ungründlichkeit rein und unangetaſtet geblieben ſind: ſo liegt doch noch Stoff und Anlaſs genug in der Zeit, die den unerfahrnen, leicht geblendeten Sinn der Heranwachſenden irre leiten können; das Rechte, Wahre wird oft nur zu ſpät erkannt.

Um nun auf den Inhalt der Zeitſchrift zu kommen, ſo werfen wir zuerſt einen Blick auf den literariſchen Beſtandtheil. — Einem geiſtvollen, in Ton und Haltung anmuthigen Gedichte *„die Sprache,“* von *Steigentesch*, welches als ſchickliche Einleitung betrachtet werden kann, folgen *Bruchſtücke aus einer noch ungedruckten hiſtoriſchen Unterſuchung über das Lied der Nibelungen*, von *A. W. Schlegel*. Mit Recht, und wie eine gute Vorbedeutung ſtehen dieſe Bruchſtücke in dem deutſchen Muſeum oben an; ſie dürften leicht unter manchem Bedeutenden das Bedeutendſte ſeyn. Es hat Rec., und gewiſs einen jeden Deutſchen, der das vaterländiſche Kleinod zu ſchätzen weiſs, mit der innigſten Freude erfüllt, daſs daſſelbe der Bearbeitung eines Mannes zugefallen iſt, der alle Kräfte, erfoderlich, einen Dichtergeiſt früherer Jahrhunderte zu lebendiger Rede hervorzurufen, in ſo reichem Maſse beſitzt. Wie in dieſen Fragmenten probeweiſe der Text alter Gedichte behandelt, wie die Zeit des Liedes der Nibelungen feſtgeſetzt, wie über den muthmaſslichen Vf. deſſelben geſprochen iſt (wenn auch dieſer letztere Punct noch genauere geographiſche Erörterungen und Scheidungen deſſen, was der letzte Bearbeiter als Gefundenes beſtehen lieſs, und deſſen, was er von dem Seinen gab, erfodert), läſst Gründliches, dem Bedürfniſs Entſprechendes erwarten, und jeder Freund des einzigen Gedichtes, die nicht ausgenommen, die für daſſelbe ſchon Vieles und Ehrenwerthes gethan, wird ſein Kleinod ruhig in ſolchen Händen bewahrt ſehen, und ungeduldig der Zeit harren, wo es in würdiger Form, und mit dem zum Verſtändniſs Nothwendigen ausgeſtattet, an das Licht treten wird. Zürnen wird vielleicht Hr. *v. d. Hagen*, wenn es ſcheint, als ſollte ſeinem Ruhme, der Erſte geweſen zu ſeyn, der das Lied der Nibelungen einer gröſseren Maſſe der deutſchen Nation lebendig gemacht, etwas entzogen werden (Heft 1, S. 16). — Rec. hat dieſe Stelle *Schlegels* unwürdig geſchienen. Mögen über dieſen Punct die Zeit und die deutſchen Leſer richten! — Hr. *v. d. Hagen* war gewiſs der Erſte, der mit bedeutender Anſtrengung Hand anlegte; und was ſeine Begeiſterung und Arbeit gefruchtet, liegt klar am Tage. — Dieſe Bruchſtücke nehmen einen nicht kleinen Raum des erſten, ſechſten und ſiebenten Heftes ein.

Führen wir zu ihnen den Aufſatz von *F. Schlegel über nordiſche Dichtung* (im 2 Heft), verbunden mit dem *Nachtrag über Shakspeare* (im 5 Heft), auf: ſo haben wir genug gethan, um zu zeigen, wie Bedeutendes der literariſche Beſtandtheil des Muſeums enthalte.

Eine Zeitſchrift iſt nicht geeignet für Darlegung gröſserer Werke der Kunſt, oder umfaſſende wiſſenſchaftliche Unterſuchungen. Es iſt dankenswerth, wenn ſie Proben giebt, genug, wenn ſie auf geſchickte Weiſe anregt, und Gebildeten und Kennern, was im Geiſte empfangen, aber noch nicht geboren iſt, ſkizzenweiſe vorhält. So werden, in dem letztgenannten Aufſatz, des Herausgebers Gedanken über die Zeit Oſſian's machen Literator anregen, und ſie bieten einen herrlichen Stoff gründlichen Forſchens. Nur zu loſe ſollten von einem Denker und Kenner

Digitized by Google

solche Gedanken nicht hingeworfen seyn; wie denn der Gang, den Shakspeare's Geist genommen, durch die Stufen: *Locrine* (dessen Schätzung uns übrigens sehr erfreut hat), *Romeo*, *die historischen Dramen* und *Lear*, gar zu unbestimmt angegeben ist. Des grossen Unterschiedes, der zwischen den einzelnen historischen Dramen Statt findet, nicht zu gedenken: so hätte nothwendig auf die grosse Kluft Rücksicht genommen seyn müssen, die zwischen Stücken, wie *die Veroneser*, und dem *Kaufmann von Venedig*, oder dem *Sturm* Statt findet. Rec. ist der Meinung, diese Kluft und was zwischen ihnen liegt, sey für das Erheben des shakspearischen Genius bedeutender, als eine Reihe, aus den sogenannten Tragödien aufgestellt. — So können wir es auch nicht unbemerkt lassen, dass der Vf. dieses Aufsatzes bey seiner Schätzung der dichterischen Productionen, die er momentane Blüthe, oder Modewaare des täglichen Marktes, oder Felsenquell der Sage und Heldendichtung nennt, ungerecht ist gegen unsere Zeit, wenn er in ihr nur „die empfindliche Kälte wahrnimmt, welche in der Morgenluft dem Aufgang des Lichtes voranzugehen pflegt." — Jener Felsenquell fliesst freylich nicht mehr lebendig; aber in dem freyen, hohen Geiste des Menschen ist eine Quelle, die sich immer frisch ergiessen kann. Auch Shakspeare hat nicht aus jener Felsenquelle geschöpft.

Sind wir nun durch so bedeutende Aufsätze, wie die genannten, freudig und hoffnungsvoll aufgeregt: so wird diese Stimmung durch manches Andere nur zu bald getrübt. — In der That, sehr schlimm muss jedem Leser von Gefühl zu Muthe seyn, wenn er, nach jenen Bruchstücken über die Nibelungen, in dem *deutschen Museum* das Wort *über deutsche Literatur und Sprache* von *Steigentesch* liest (3 Heft). Man glaubt kaum, dass man Deutsch vor Augen hat; zu der Seele, nur zum Verstande kann dieses Wort unmöglich sprechen. — Was soll man zu Äusserungen sagen, wie die folgende? „Auf den Geist des deutschen Volkes hat die Reformation wenigstens nicht vortheilhaft gewirkt. Wir standen damals auf der nämlichen Höhe der Bildung mit anderen Völkern, und von diesem Zeitpuncte aus eilten uns Italien, und später Frankreich voran." — Und um so vieles Anderen nicht zu gedenken, dieser herzlichere, innigere, fromme Familiensinn, den die Reformation so sichtbar gepflegt hat, der wiederum so viel Schönes erzeugte, dessen Spuren auch in unserer traurigen Zeit nicht verschwunden sind, wäre gar nichts? — Und was mag das für eine Bildung seyn, die Hn. *S.* so ruhmwürdig dünkt, zu der Italien *von der Zeit der Reformation an* hineilte? — Und weiter, *J. Müller* wegen seines Stils getadelt, wie etwa ein Schulmeister seinen Schüler corrigiren würde, ohne dass auch nur geahndet ist, welche Kraft und Einfalt, welches seelenvolle Auffassen der Welt hinter diesem Stile, dieser Darstellung liegt, worüber man einige Härten leicht vergisst; und, da doch vom Theater, vom Roman die Rede war, *Schiller* und *Goethe* nicht genannt; und zum Schluss eine Jeremiade, wie wenn Deutschlands Literatur ein wild aufschiessender, ungepfropfter Baum wäre, ohne schmackhafte Frucht. Sie ist aber vielmehr ein edler Baum, der festgewurzelt, köstliche Früchte getragen hat und noch trägt, der nur der Aufsicht eines verständigen Gärtners bedarf, damit die Fülle des Safts nicht zuviel üppiges Gezweige treibe, oder Schmarotzerpflanzen seine eigenthümliche Schönheit entstellen. — Doch genug von jenem eitlen Klageliede, das wir gar nicht berührt haben würden, wenn nicht der Herausgeber des Museums es gleichsam adoptirt, und dem deutschen Publicum vorgelegt hätte. — Auch die Schattenseite der Zeitschrift muss dargelegt werden; und leider muss Rec. bekennen, dass er oft genug so ins Dunkle geführt worden ist. In dem neunten Hefte der Zeitschrift finden wir einen *Brief über die deutsche Literatur*, von *Körner*, in Beziehung auf den letztgenannten Aufsatz geschrieben, nebst einer *Antwort des Herausgebers*. — Rec. hatte nicht gezweifelt, dass jene Klagen Widersprüche erwecken würden und edle Entrüstung. Hr. *S.* antwortet hier solchem Widerspruch. „Er würde noch ganz anders reden, als jener Autor," äussert er. Rec. wünscht, dies wäre geschehen. Seine Reden und Klagen würden sich zu jenen etwa verhalten wie der Tadel und die Erinnerung, die ein Lehrer an einen Zögling richtet, dessen Natur er schätzt und nach Kräften pflegt, zu den Klagen eines anderen, der seinen Schüler durchaus anders will, und eine Frucht weder gesehen noch gehofft hat.

Jetzt war nur von dem literarischen Bestandtheile der Zeitschrift die Rede; in Beziehung auf den wir nur noch zufügen, dass noch interessante Aufsätze: *über altdeutsche Lieder auf Rudolph von Habsburg*, von *A. W. Schlegel*, *über den ältesten Reinecke Fuchs*, von *Grimm*, *über ein Bruchstück aus einer altdeutschen Chronik*, *das von Kaiser Karl dem Grossen handelt*, von *B. J. Docen*, *über den Doctor Faust*, von *Stieglitz*, *über Opiz* u. a. m. vorkommen.

Zu dem philosophischen Theile der Zeitschrift müssen wir vor allem des Herausgebers *Recension von Jacobi's Schrift über die göttlichen Dinge* rechnen (1 Heft). Da indess Hr. *S.* hier, wohl deutlich ausgesprochen, aber nicht gründlich dargestellt hat, in wiefern in unserer Zeit die künstliche, wissenschaftliche Vernunft und das Denken eben so verderbt sey, als die kunstlose, und in wiefern die Vernunft der Offenbarung unterthan seyn müsse (S. 91 und 95): so begnügt sich Rec., hierauf blos aufmerksam zu machen. Wir glaubten Anfangs, was vor zehn Jahren *Vernunft* hiess, sey nun *Verstand* geworden, und was *Verstand*, *Vernunft*; allein dieser Tausch übers Kreuz wird hier nicht zum Verständniss ausreichen, da, was die Wissenschaft, die Kunst, das Denken beschäftigt, doch das Höchste seyn muss, nenne man es nun Verstand oder Vernunft. — Mit dem Aufsatz *über den Werth der positiven Offenbarung von einem Ungenannten* (12 Heft) ist uns nicht viel geholfen. Darum, dass so verschiedene Definitionen von der *Vernunft* gegeben worden sind, ist sie selbst im Werth nicht gesunken. Sie lebt in den Werken, in den Aussprüchen aller ächt-

Digitized by Google

ten Denker. Hat denn schon Jemand *Schönheit* vollkommen definirt? — Wir machen hier weiter aufmerksam, wie unpassend und ungeschickt es sey, einen schlichten, wackeren Mann, wie *Claudius*, den wir mit aufrichtiger Achtung nennen, in die Gesellschaft des Museums einzuführen (*Über den Glauben*, von *M. Claudius*; 4 Heft). Jener Herr, der so eitel über die deutsche Literatur sich ergoss, wird sich mit dem ehrlichen Boten nicht gut zurecht finden, wie er diesem ein Anstoss und Ärgerniss seyn muss; und denen, die mit wahrer Kraft, Einsicht nnd Begeisterung reden, wird er das Evangelium nicht verkündigen. — Rec. möchte nicht missverstanden werden. Religiöse, göttliche Dinge klar und würdig vorzutragen, ist gewiss eine edle, grosse Kunst. Den einfachen, guten Sinn eines Menschen zu betrachten, ist immer erfreulich. Aber Hr. *S.* frage sich selbst und antworte redlich, ob, in Beziehung auf das Erstere, hier etwas Bedeutendes geleistet ist, und in Rücksicht auf das Zweyte, ob dies der Ort war, das, woran man sich im Stillen wohl erfreut, dem Betrachten Vieler hinzustellen? — So hätte auch das Gedicht von Claudius, *die Sonne* (2 Heft), wegbleiben mögen. Auf diese Weise würde man bald dahin kommen, statt sich zu bemühen, etwas in Ausdruck und Darstellung Neues, Bedeutendes zu geben, in Schriften, die solchem gewidmet sind, den ersten Glaubensartikel unverändert abzudrucken.

Wir nennen hier noch, um einigermafsen vollständig zu seyn, *die agronomischen Briefe* von *A. Müller*, nebst einem *Sendschreiben über dieselben* von *W. v. Schüz*, einen wackeren Aufsatz *über das Studium der Kriegsgeschichte* von *C. v. Pfuel*, einen anderen minder bedeutenden *über die Übungen der Soldaten* von *v. Steigentesch*; endlich *zerstreute Blätter* von *H. v. Collin*, welche letzteren manche interessante Bemerkungen enthalten, zu interessanteren Anlass geben, wie das letzte Fragment, worin *Collin* erzählt, auf welche Weise er zur dramatischen Dichtung gekommen. — Aus den *Einfällen eines Dilettanten über historische Gegenstände* (7 Heft) macht Rec. ebenfalls auf den letzten Einfall aufmerksam, der in der That mehr als Einfall ist, und in seinen beiden Theilen wohl werth wäre, weiter verfolgt zu werden. Erlaubte es der der Recension angewiesene Raum, wir würden gern zeigen, wie so manche Historiker in einem unerfreulichen Helldunkel tappen, und unbegreifliche, wenn auch begreiflich scheinende Dinge vorbringen, indem sie von dem Ursprung menschlicher Cultur reden.

Zu dem eigentlich Historischen können wir wenig zählen, nur dass der Aufsatz *über die skandinavische Halbinsel und ihre Bewohner*, von *J. W. Ridler* (2 Heft), als interessant aufzuführen ist, um so mehr, da er eine verheissene Geschichte der Normannen eröffnet, die dem Freunde der Geschichte höchst willkommen seyn wird. So müssen wir auch aufmerksam machen auf eine Ankündigung einer Schrift *über die vaskische Sprache und Nation* von *W. v. Humboldt* (12 Heft). Schon der Name verheisst Bedeutendes.

Nicht vergessen dürfen wir eine *Vorlesung über das Mittelalter*, von *A. W. Schlegel*, gehalten 1803. — Beschränkte Zeit und die Versammlung, vor der diese Vorlesung gehalten ward, gestatteten wohl kein tieferes Eindringen in den Gegenstand, als wir hier finden. — Das Wort *Geschichte* ist, wie der Herausgeber des Museums in der Vorrede sagt, in dem umfassendsten Sinne des Worts genommen, dem zufolge in der Literatur, Philosophie und Kunst die historische Ansicht diejenige ist, welche alle anderen Ansichten vereinigt.

Das *Fragment aus den Vorlesungen über die Geschichte der Literatur*, von *F. Schlegel* (6 Heft), hätte dem Titel zufolge schon oben aufgeführt werden sollen; indess findet es auch hier seinen Ort, da es von bedeutenden Puncten in der Kunstlehre des Vfs. Ansicht ausspricht. Dieser klagt über den Mangel einer Theorie des der Dichtkunst eignenden Stoffes; er habe in seinen Vorlesungen diesem Mangel abzuhelfen gesucht. Gewiss ist dieses dankenswerth, und muss, mit Einsicht und mit Kenntniss der bedeutendsten Kunstwerke ausgeführt, dem angehenden Künstler sehr belehrend seyn. — Was aber das Verhältniss der Poesie zu der Zeit betrifft: so kann Rec. seiner Ansicht durchaus nicht beystimmen. Das einzige Verhältniss, das hier als feststehend ausgesprochen werden kann, dünkt uns das zu seyn, dass der Dichter die zeitlichen Dinge so darzustellen und zu ordnen wisse, dass aus ihnen ein Gedanke hervorgehe. In den höheren Regionen der Dichtkunst wird dieses ein eigentlicher Gedanke, eine Idee seyn, die eben als Idee eine ewige, über aller Zeit waltende Wahrheit ist. Ob diese Idee nun an einem Stoffe, der in der Vergangenheit, oder in der Gegenwart liegt, ausgedrückt werde, dünkt Rec. zufällig, und Hr. *S.* hatte wohl keinen Grund, die „indirecte Darstellung der Wirksamkeit und Gegenwart" als die der Poesie angemessenste aufzustellen. „Die Poesie, sagt er (S. 465), findet ihre eigentliche Sphäre in den nationalen Sagen, in der *Vergangenheit*. In diese trägt sie den ganzen Reichthum der *Gegenwart*, und indem sie das Räthsel der Welterscheinung löst, greift sie selbst in die *Zukunft* ein; und so bewährt sie sich als wahrhaft sinnliche Darstellung des Ewigen, oder der vollendeten Zeit." — Es fällt wohl in die Augen, wie zufällig, willkührlich, wir möchten sagen mechanisch, durch keinen Grundgedanken der Kunst zu rechtfertigen dieses Einschieben der Gegenwart in die Vergangenheit ist. — Dazu hindert es in manchen Fällen etwas wahrhaft Grosses, im Geist des Künstlers Begründetes. Der wahre Dichter ist gleichsam die Blüthe und zugleich die Frucht seiner Zeit; das Bedeutende, Grosse, Schöne derselben wohnt in seiner Brust. Er stellt sie gern dar, und erscheint als ächter begeisterter Lehrer, wenn er aus der Wirklichkeit zum Wahren, Idealen führen kann. Dies ist besonders bey dem Dichter des Romans der Fall; was Rec. hier um so eher anführt, weil eben bey Gelegenheit des Romans Hr. *S.* jene Bemerkung macht. — Rec. hat es niemals weniger angemessen, vielmehr sehr grofs gefunden, dass in den *Wahlverwandschaften*

Digitized by Google

dieſem unerforſchlich tiefen Werke, die modernſte Gegenwart geſchildert wird; und, als beytragend zur charakteriſtiſchen Schilderung der Gegenwart, haben ihn das vornehme Leben, die Parkanlagen, die franzöſiſche Converſation, ja die modiſchen Taillen und kurzen Weſten nie geſtört.

(*Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.*)

KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Dresden-Friedrichsſtadt*, b. Ramming: *Kalender für Prediger und Schullehrer der kurſächſiſchen Lande*, zur leichteren Überſicht ihrer Amtsgeſchäfte, auf das Jahr 1807. 112 S. 8. (6 gr.) Der auf dem Titel bemerkte *C. L. F. Ramming*, Factor der gerlachſchen Druckerey in Dresden-Friedrichsſtadt, nennt ſich im Vorberichte als Herausgeber dieſer kleinen Schrift. Er liefert zuerſt den gewöhnlichen Kalender, der 56 Seiten, alſo gerade die Hälfte des ganzen Buchs in ſich faſst. Für jede Woche iſt eine Seite beſtimmt. Die darunter geſetzten Anmerkungen ſind aus des Hn. Superint. *Starke* Amtskalender entlehnt, und eigentlich nur für angehende Prediger beſtimmt. Auch bey mehreren Wochentagen ſtehen kurze Bemerkungen, die man entweder ſchon aus anderen Kalendern kennt, z. B. wenn die Meſſen in Leipzig, Braunſchweig, Breslau, Frankfurt an der Oder, und die Märkte in Dresden gehalten werden, oder die zunächſt nicht alle Prediger und Schullehrer intereſſiren. Dahin rechnet Rec. die Ausſtellung der Kunſtwerke in Dresden, die Verſammlung der ökonomiſchen, Weinbau- und Bienen-Geſellſchaften u. ſ. w. Statt deſſen konnten die ſpecielleren Feſte in Sachſen bemerkt werden, z. B. Brandfeſte in Biſchofswerda, Kirchhayn, Oſchatz, Querfurt, Budiſſin, Zittau etc., die Bergfeſte im Gebirge und zu Döhlen bey Dresden, das 1762 geſtiftete Weinbergsfaſt zu Loſchwitz, das Reformationsfeſt zu Forchheim und Ringethal, das Ablaſsfeſt zu Wickershain, Memleben und an anderen Orten. — Das Feſt Mariä Verkündigung iſt in Sachſen nicht, wie S. 16 angegeben iſt, am Sonntage Palmarum, ſondern die darauf folgende Mittwoche gefeyert worden. Die Verlegung auf gedachten Sonntag war ſeit den bekannten Vorfällen im J. 1794 nicht zu erwarten. Nach S. 47 ſoll das *Reformationsfeſt*, wenn es, wie in dieſem Jahre, auf einen Sonnabend fällt, *der unverbrüchlichen Obſervanz gemäſs*, den folgenden Sonntag gefeyert werden. Dieſe Obſervanz ſtreitet mit dem kurfürſtl. Befehl von 1668: „daſs forthin der 31 Oct., *er falle, auf welchen Tag es in der Woche ſey* — — feyerlich begangen werden ſolle," und iſt nur in den Kirchen gewöhnlich, die nicht unter dem Conſiſtorio zu Leipzig ſtehen. — Das angehängte Verzeichniſs der Prediger und Schullehrer umfaſst nur die Inſpection Dresden, Annaberg, Biſchofswerda, Chemnitz, Coldiz, Dobrilugk, Freyberg, und wird fortgeſetzt. Der Herausg. giebt es für höchſt zuverläſſig aus, weil es aus eigenhändigen Angaben bearbeitet worden iſt. Wenn es Rec. mit dem *kurſächſ. Kirchen- und Prediger-Almanach* (Chemnitz 1801. 8.) vergleicht: ſo findet er ſehr oft Abweichungen in Abſicht auf die Jahre des Amtsantritts. Das kommt daher, weil mehrere Prediger von ihrer in den letzten Monaten eines Jahres erfolgten Ernennung an zählen, da doch, wie im Almanach, von dem Jahre des Anzugs an gezählt werden ſollte. Daſs ſelbſt bey eigenhändigen Angaben noch Berichtigungen und Zuſätze übrig bleiben, ergiebt ſich aus folgenden Beyſpielen, die, wenn es der Raum zuließe, leicht vermehrt werden können: S. 81 Neubert in Ehrenfriedersdorf ward 1800 Diac. an ſeines Vaters Stelle und 1802 Paſt. S. 84 Herrmann ward nicht 1791, ſondern 1799 P. in Schlettau. S. 85. Rect. Sieber in Schwarzenberg ſtarb im July 1806. Hier ſollte alſo der Nachfolger, Fr. Günther Richter, ſtehen. Kreyſig war zuvor v. 1797 Rect. in Wolkenſtein, S. 92. Tippmann zuvor P. in Tanneberg. S. 93 Der P. in Krumhermersdorf heiſst nicht Weiner, ſondern Wimmer, iſt ſeit 1797 (nicht ſeit 1756) P. daſelbſt. S. 94 Trübenbach, v. 1797 zweyter, v. 1801 erſter Diac. in Mittweyda. S. 95 P. Müller in Röhrsdorf war zuvor v. 1789 P. in Memleben. Bey Roſſau fehlt der Subſtit. Chriſt. Sal. Rieſchel v. 1801, zuvor ſubſtit. Rect. in Roswein. Der Senior Fix war Anfangs v. 1754 P. in Schweikertshain bey Waldheim. Schilling, P. in Stollberg, war zuvor v. 1762 P. in Schlettau, und Diac. Kloz zuvor ſächſ. Feldprediger. S. 96 Steinmann, zuvor von 1792 Rect. in Oederan. Roſt, Diac. in Zſchopau, ſtarb im Nov. 1806. Ihm folgte M. Joh. Gottlob Kindermann, aus Wittenberg. S. 99 Züchner, v. 1763 P. in Friedersdorf, zuvor v. 1739 Diac. ſubſt. in Kirchhayn. S. 101 von Brauſe ward 1788 vierter Diac. in Wittenberg, 1796 Superint. in Eccartsberga. Kieſs war nicht an der Univerſitäts-, ſondern an der Petri-Kirche in Leipzig ſeit 1793 angeſtellt. (Albr. Predigergeſch. I S. 565). S. 108 Niedner war P. in Zagelsdorf, nicht Jagelsdorf. — Wenn der Herausgeber bey der Fortſetzung den an ſich entbehrlichen Kalender auf 12 Seiten reducirt, Bemerkungen über allbekannte Dinge, z. B. über das Abkündigen und Einlauten der Feſte, wegläſst, in den Verzeichniſſen der Prediger *Orte und Jahre der Geburt* mit angiebt, wichtige Amtsvorfälle mittheilt, oder einzelne Parochieen näher beſchreibt —: ſo möchte ſeine Arbeit Allen, welchen ſie gewidmet iſt, ein eben ſo nützliches, als angenehmes Geſchenk ſeyn.

Erfurt, b. Müller: *Don Emanuel, oder die ſchrecklichſten Jahre meines Lebens; meine Verfolgungen und Qualen durch die ſpaniſche Inquiſition; meine Flucht aus dem Kloſter der Jacobitinnen in Arragonien; mein Aufenthalt unter den Räuberbanden in Siera Morena und mein Ende in Deutſchland.* Aus den Papieren des Markeſe Mendoza herausgegeben von *Ferdinand Cruſius*, Doctor der Philoſophie. 1811. Drey Theile v. 220, 253 u. 248 S. kl. 8. (3 Rthlr.) Rec. glaubt, daſs dieſe ſchreckliche Lebensgeſchichte wirklich aus dem Spaniſchen übergetragen ſey; denn ſie iſt ihm ſelbſt ganz ſpaniſch vorgekommen. Hr. *Ferdinand Cruſius* verdient den herzlichſten Dank der ganzen auf Bildung Anſpruch machenden Leſewelt, daſs er ein ſo vortreffliches Product dem Dunkel der Vergeſſenheit entzogen und daſſelbe zur weiteren Kunde des Publicums gebracht hat. Wo iſt ein Erdenſohn, dem es gelungen, ſein eigenes Ende beſchreiben zu können? Wo ein Markeſe, der mit der gemeinen deutſchen Romanenſprache ſo vertraut iſt, als unſer Hr. *Mendoza*? Wo ein Menſchenleben, das ſo viel Unglaubliches, Abenteuerliches, Widerſprechendes in ſich vereinigt, als das Leben dieſes Verfolgten? Wo ein Nachdenker, dem die herrlichſten Reflexionen über Alles, worüber reflectirt werden kann, wie Piſſe und Unkraut in der Seele erwachſen? Wo eine Schrift, die den Leſer leichter um alle Beſinnung brächte, als eben dieſe? — Nur ein paar Zeilen vergönne Hr. *Mendoza* und Hr. *Cruſius* dem Rec., um mit ihnen vorzuleuchten und die Luſt zum Leſen mächtig anzuregen! S. 166 im zweyten Theile beginnt der 32 Abſchn. alſo: „Paulinens Vermächtniſs zweyen Seelen, die gleich mit ihr empfinden, Adelbert und Mimi *allein* gewidmet. — Dieſe Blätter ſind *wirklich* dem Baume meines Lebens *entſproſſen* und zeugen von *ſeiner beſten Kraft*, *denn* ſie ſind jedesmal in denſelben Momenten *entſtanden*, wo mich mein Gefühl trieb, mir ſelbſt mein heiliges Innere in die *Schriftſprache* zu überſetzen. Sie tragen die Schuld ihrer *Geburtsſtunden*, und ihre glückliche oder unglückliche Vorſtellung hat ſich ihnen lebendig aufgeprägt. Für Viele ſind ſie nicht, aber für eine Seele — oder für zwey, in denen ſich nur eine ausſpricht, wie die vereinte Magnetkraft in verſchiedenen Polen, *die ſich ſuchen, um ſich zu vereinigen*, oder wie *Weltfunken* in *Electricität* und Galvanismus mit gleicher *Kraft* belebend und tödend. Empfangt ihr beiden Seelen — *empfangt Paulinens Gefühle, und heiligt ſie dadurch, indem ihr ihnen jene Wirklichkeit gebt, die Pauline nicht geben durfte.*" Ch.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1813.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

WIEN, i. d. camefinaſchen Buchh.: *Deutſches Muſeum*, herausgegeben von *Friedrich Schlegel*. Erſtes bis zwölftes Heft u. ſ. w.

(*Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.*)

Hr. *S.* ſtellt darauf, „ſeiner eigenthümlichen Anſicht zufolge," drey Stufen der dramatiſchen Kunſt auf, eine unterſte, die blofs die Erſcheinung des Lebens wiedergiebt, eine mittlere, die auch den tieferen Sinn des Lebens erfaſst, doch das Räthſel des menſchlichen Daſeyns noch ungelöſt läſst, eine höchſte, die das Leben in ſeiner Verklärung darſtellt. Sehr richtig; nur herrſcht eine groſse Verwirrung in den Beyſpielen. Denn wie hier Wallenſtein, Macbeth und Fauſt aufgeführt werden, weiſs man in der That nicht, ob ſie zu der erſten oder zweyten Claſſe gerechnet ſind. Auch iſt Shakſpeare'n ſehr Unrecht geſchehen, wenn er als auf der zweyten Stufe ſtehend geſchildert wird. Hinter ſeiner tragiſchen Darſtellung der Welt, hinter dem Untergang derſelben erblicken wir immer die ewige, ſittliche Welt jener Geſetze, „die nicht von heute ſind, oder von geſtern"; immer zerſtört das Böſe ſich ſelbſt, und die Tugend triumphirt, und erſcheint verklärt auch im Tode derer, die ſie übten. Daſs dieſer Untergang, allein und für ſich betrachtet, herbe empfunden wird von den Betrachtenden, iſt nicht zu leugnen; Calderon's Heiterkeit iſt nicht in Shakſpeare; aber die trübe Welt in dieſem verdunkelt nicht des Himmels Herrlichkeit.

Die Verwirrung ſteigt, wenn wir weiter leſen, wie das Romantiſche „auf dem *in dem Chriſtenthume und durch daſſelbe auch in der Poeſie* herrſchenden Liebegefühl" beruht. Rec. ſtimmt vollkommen bey, daſs Liebe durch alle Poeſie gehaucht ſeyn müſſe; wo keine Wärme, da iſt kein Leben. Aber verwirrend iſt es immer, wenn dieſes dem wahren Dichter natürliche Gefühl auf eine poſitive Religion bezogen und ſo wieder in die Kunſt hineingetragen wird. So klingt es ſonderbar, wenn man, beſonders nach dem früher über Romantik Gehörten, lieſt, wie die Sage von Troja und die homeriſchen Geſänge durchaus romantiſch ſeyen. —

Aber wunderbarer iſt einem zu Muthe, wenn man einige Seiten weiter lieſt: „die Poeſie der ſüdlichen und katholiſch gebliebenen Völker ſtand im 16 und noch im 17 Jahrhundert in genauem Zuſammenhang; in den anderen Ländern machte der Proteſtantismus eine merkliche Unterbrechung. So wie aber unter den proteſtantiſchen Ländern England in der Verfaſſung der geiſtlichen Gewalt und in den äuſseren Gebräuchen und Einrichtungen noch am meiſten von der alten Kirche beybehielt: ſo blühte auch hier die Poeſie zuerſt wieder in kunſtreicher Geſtalt empor, und zwar ganz ſich anſchlieſsend an die romantiſche Weiſe der ſüdlichen, katholiſchen Völker. Spenſer, Shakſpeare, Milton beſtätigen dieſs." — Wir geben gern zu, daſs ein äuſserer Cultus auf die künſtleriſche Phantaſie wirken könne. Aber ſollte man es denken, daſs Shakſpeare, in deſſen Welt eine poſitive Religion durchaus kein Grundelement iſt, ja kaum genannt wird, und Milton, der Puritaner, dem Katholicismus ſo viel zu verdanken haben? — Etwas von ihm müſste ſich doch wohl in ihren Werken zeigen.

Wir danken dem Himmel, daſs nach einem ſolchen zurückgelegten Wege ein Calderon dem Wanderer begegnete. —

Denn in Wahrheit, der Weg, den wir gemacht, war nicht erfreulich; und zufällig ward Rec. dieſe unerquickliche Empfindung geſteigert, da er nach jenem Aufſatze in *Leſſings Laokoon* las. Welche Klarheit und Gediegenheit! — Wahrlich, wenn die Kritiker des Tages nicht einerſeits ſich wiederum dieſe faſt verkannte Gediegenheit und groſsartige Kritik zu eigen machen, uud auf der anderen Seite nicht den Faden aufnehmen, wo Leſſing ihn liegen lieſs: ſo wird unſere Kritik nicht aus dem Traume erwachen, in welchem ſie liegt. Bunte, phantaſtiſche Bilder mag der Traum geben; aber der erſte Sonnenſtrahl vernichtet ihn.

Gehaltreicher, vorurtheilsfreyer erſcheint der Aufſatz *über das hiſtoriſche Schauſpiel* von *Collin* (9 Heft). Ein ſchätzbares Stück aus dem Nachlaſs des wackeren Mannes, der im Denken über die Kunſt gröſser erſcheint, als in Übung derſelben.

Mit wenigem führt Rec. noch auf, was unter der Rubrik der Kunſt in dieſer Zeitſchrift zu nennen iſt. Als das Intereſſanteſte nennt er zuerſt ein *Bruchſtück aus dem romantiſchen Schauſpiele Kunegunde* von *Werner* (7 Heft). *Die Sphinxe* von *J. Paul* (5 Heft) ſind ein angenehmes Geſchenk des geiſtvollen Schriftſtellers, als kleine Gabe faſt willkommener, da die bekannte Manier des Vfs. in gröſseren Werken ſo leicht ermüdet. — *Olafs Ausfahrt* von *Fouqué* (8 Heft), nicht ohne Geiſt und Leben, kommt uns doch faſt wie eins der Holzſchnitte, nur einigermaſsen ver-

Digitized by Google

edelt, vor, womit die alten Völkerbücher geziert ſind. — Dem *Marius* aus *Collin's Nachlaſs*, wovon das 3 Heft ein Bruchſtück giebt, und dem *Hannibal* des *Hn. v. Rothkirch* (5 Heft) wünſchten wir etwas von der Kraft des Olaf, der doch in der That ganz enorm kräftig iſt. Gar zu klein ſind die Bruchſtücke *aus dem Trauerſpiele Zrini* von *T. Körner*, und *Rudolf von Habsburg* von *M. H. Mynart* (12 Heft), als daſs man mit Sicherheit eine Bemerkung oder Hoffnung in Beziehung auf die Verfaſſer ausſprechen könnte. — *Die Abendunterhaltungen der Wiedergekehrten* von *Caroline v. Fouqué* (11 Heft) ſind nur noch ein Fragment, über das weitläuftiger zu reden, wie es wohl auffodert, der Raum, der der Recenſion angewieſen iſt, nicht geſtattet. — Unter den kleineren poetiſchen Producten nennen wir *den Abſchied* von *A. W. Schlegel* (8 Heft), als ein zartgefühltes, mit zartem Ausdrucke geſungenes Lied.

Endlich dürfen wir nicht anzuführen vergeſſen, daſs das deutſche Muſeum auch Aufſätze artiſtiſchen Inhalts enthält. Mehrere Hefte verdanken dem *Maler Müller Kunſtnachrichten aus Rom*; intereſſant iſt *die Beſchreibung altdeutſcher Gemälde* von *A. v. Hellwig*, wie die *des Schloſſes Karlſtein* vom *Herausgeber*.

Werfen wir nun einen prüfenden Blick auf die vor uns liegende Zeitſchrift, und fragen wir, in wiefern ſie dem obenangegebenen Zwecke des Vfs. und ſeinen Verheiſsungen Genüge geleiſtet: ſo finden wir, was wir in der Welt ſo oft finden, Erfreuliches und Unerfreuliches hier in ſeltenem Gemiſch. Von dem beſchränkenden Provincialgeiſte, deſſen in der Vorrede gedacht wird, hat ſich die Zeitſchrift frey erhalten. Wir finden einen über die engen Grenzen einer Provinz weit hinausblickenden Geiſt, und der wird bleiben, ſo lange jene genannte hiſtoriſche Anſicht die herrſchende im deutſchen Muſeum bleibt. Aber eine andere Feſſel iſt dieſem Geiſte auferlegt, eine religiöſe, die ihn zwar nicht unterworfen hat, aber getrübt. Wir verweiſen hier bloſs auf das Fragment aus den Vorleſungen über Literatur, und werden uns ſo verſtändlich genug gemacht haben. Schwerlich möchte auf dem von Hn. *S.* eingeſchlagenen Wege der in der Vorrede mit Recht gerügten äſthetiſch-philoſophiſchen Gleichgültigkeit entgegengewirkt werden. — Wir bedürfen Gedanken und Grundſätze, nicht Dogmen der vergangenen Zeit. Die einen können belebt werden; ſie ſind im Grunde nicht todt; die anderen ſchwerlich. Oft iſt uns, wenn das Religiöſe, wie hier, in das Gebiet der Kunſt gezogen ward, *Schillers* ſchönes Wort eingefallen:

Du feſſelſt den Geiſt in ein tönend Wort;
Doch der Freye wandelt im Sturme fort.

Und ſo hat des Herausgebers Anſicht und Lage der Zeitſchrift manches Thörichte, Unbedeutende zugewendet; das Beſſere ſteht ſelbſtſtändig da, unangehaucht von jener trüben Luft. Dieſes Beſſeren wegen, deſſen viel iſt, wünſchen wir dem deutſchen Muſeum eine lange Dauer.

α. β. γ.

BERLIN, b. Unger: *Italien*, eine Zeitſchrift, herausgegeben von zween (zwey) reiſenden Deutſchen, *P. J. Rehfues* und *J. F. Tſcharner*. Zweyter Band (oder V — XI Heft.) 1804 u. 1805. 8. (Jedes Heft 12 gr.)

Der erſte Band dieſer Zeitſchrift iſt bereits in Jen. A. L. Z. 1804. No. 56 angezeigt worden. Die Fortſetzung erſchien langſam, und im J. 1805 hörte die Zeitſchrift auf. Wiewohl man dem Inhalt des Ganzen mehr Intereſſe und Mannichfaltigkeit, ſo wie der Darſtellung mehr Lebhaftigkeit hätte wünſchen mögen: ſo bedauern wir doch, daſs dieſe ſonſt nützliche Zeitſchrift ſo ſchnell ihr Ende erreichte, und wollen das Andenken an ihr Daſeyn in unſeren Annalen wenigſtens durch Aufführung der bedeutendſten Aufſätze aus einigen Heften zu erhalten ſuchen.

Eintritt in Italien, oder Bemerkungen auf einer Reiſe von der Grenze Graubündtens bis Mailand. Der dritte Brief enthält Bemerkungen über Chiavenna oder Cleven, über die Lage, den Handel und die ehemalige und jetzige Regierung dieſer Stadt und ihres Gebietes, welche ehemals zu Graubündten gehörten, und in der letzten Zeit nebſt dem Veltlin der cisalpiniſchen Republik einverleibt wurden; dieſen folgen Nachrichten über den Handel und die Beſchaffenheit des Landes, die manches Intereſſante enthalten. Im vierten Briefe iſt die Reiſe über den Comerſee bis Mailand beſchrieben. *Briefe über die Sitten, den Charakter und das häusliche Leben der Italiäner; vierter Brief*, handelt beſonders über Kirchen und Theater, in ſofern beide von den Italiänern als öffentliche Örter für die Converſation, die Kirche am Tage, die Theater am Abend, benutzt werden. Der 5 Brief beſchreibt die Nationaltänze des toſcaniſchen Landvolks, beſonders den, welcher *il Trescone* heiſst, und mit der römiſchen *Saltarella* Ähnlichkeit hat. Der Grund, worauf der Vf. die Vermuthung ſtützt, daſs dieſer Tanz ſchon bey den alten Hetruriern üblich geweſen ſey: daſs nämlich *Trescone* ſich aus *Etruscone* durch Corruption gebildet habe, iſt irrig; denn *trescone* iſt von *tresca*, und dieſes von *trescare* gebildet, und beide ſind höchſt wahrſcheinlich griechiſchen Urſprungs; auch finden ſich *tresca* und *trescar* in der Bedeutung von *tanzen* im Provenzaliſchen. Die Muſik, wonach der *trescone* getanzt wird, iſt dieſem Hefte beygefügt. *Sechſter Brief: über das italiäniſche Theater*, enthält eine Charakteriſtik der Schauſpieler, Sänger und Tänzer, welcher in den künftigen Briefen Bemerkungen über die Oper ſelbſt folgen. *Über den Handel von Italien*, 3 — 5 *Brief*. Man findet in denſelben die Fortſetzung der Nachrichten über den Handel von Livorno und namentlich über den *Lumpenhandel*, den *Corallenhandel* und die *Geld-* und *Wechſel-Geſchäfte* jener Stadt. 6 und 7 Brief: Die Bergamaſken in Genua, welche als Laſtträger eine eigene Innung daſelbſt ausmachen, die ihre eigenen Geſetze und Vorrechte hat. Ähnliche Einrichtungen finden ſich auch in anderen italiäniſchen Handelsſtädten, z. B. in Livorno und

Digitized by Google

in Venedig, in welcher letzteren Stadt die Veltliner und Friulaner eine ähnliche Corporation haben, ſo wie in Mailand die Luccheſen, und in Rom die Neapolitaner aus Abruzzo das Gewerbe der Fachini oder Laſtträger treiben. So intereſſant dieſe Handelsnachrichten für den Kaufmann und Statiſtiker ſeyn mögen: ſo nehmen ſie doch in einem für ein gemiſchtes Publicum beſtimmten Journale vielleicht zu vielen Platz ein. Dieſes, dem die Literatur und Kunſt Italiens immer intereſſanter ſeyn werden, als der unbedeutende Geld- und Lumpen-Handel jenes Landes, wird daher mit Vergnügen zu No. III im 5 H. hineilen, welche unter der Überſchrift: *Verſuch über den Satiriker Parini*, eine Abhandlung über die ſcherzhafte Satire der Italiäner enthält. Der Anfang dieſes Aufſatzes, des vorzüglichſten in dieſem Bande, iſt im letzten Hefte des erſten Bandes, und der Schluſs deſſelben im folgenden Hefte enthalten. *Geiſt des italiäniſchen Volkswitzes.* Unter dieſer Aufſchrift geben die Vff. Nachrichten von einigen berühmten Spaſsvögeln, deren witzige Einfälle und Schwänke, die denen unſeres Eulenſpiegels ſehr ähnlich ſind, man geſammelt hat, und die ſeit einigen Jahrhunderten die Lieblingslectüre des gemeinen Volks ſind, nämlich vom Piovano (Pfarrer) Arlotto, und dem ſchlauen Bauern Bertoldo. *Parinis Satire.* Von dieſem neueſten Satiriker Italiens, der ſich durch ſeine *vier Tageszeiten aus dem Leben eines jungen Stutzers*, wovon die beiden erſten Geſänge, *il mattino* und *il mezzogiorno*, bereits vor vierzig Jahren, *il vespro* und *la notte* aber erſt nach dem Tode des Dichters erſchienen ſind, unſterblich gemacht hat, wird hier eine ausführliche Nachricht und eine beurtheilende Anzeige des ebon genannten Werkes und ſeiner übrigen Poeſieen geliefert, denen Proben derſelben in deutſcher Überſetzung beygefügt ſind. Es wäre wohl zweckmäſsiger geweſen, dieſe Proben in der Sprache des Originals mitzutheilen. Denn aus jenen Überſetzungen wird man von der eleganten Schreibart und eigenthümlichen Manier Parinis keinen Begriff erhalten. Dieſer Dichter war zu Boſiſio, einem Dorfe im Mailändiſchen, 1729 geboren, und ſtarb in Mailand 1799. *Der Luftballon des Zambeccari*, eine Neuigkeit des Tages, die zu ihrer Zeit durch die Zeitungen bekannt geworden iſt. *Probe der geſellſchaftlichen Unterhaltung in Italien, zu den Zeiten Julius II und Leo X.* Fragment aus einer in jenem Jahrhundert gemachten Reiſe durch Italien. Man wird dieſes kleine Stück mit Vergnügen leſen und mit dem Wunſche, daſs dergleichen geiſtreiche Unterhaltungen und Spiele auch in unſeren feinen Cirkeln Mode werden möchten. *Nachfeyer des Johannistages in Florenz, und Feyerlichkeiten bey der Huldigung des florentiniſchen Senats im Aug.* 1803. Dieſe beſtanden in einem Wagenrennen, deſſen Einführung noch von Coſimo I herrührt, in einem mittelmäſsigen Feuerwerke in der Huldigungsſcene ſelbſt und einem gewöhnlichen Wettrennen von Pferden. *Die öffentlichen Vergnügungsörter in Florenz; als Bruchſtück aus einem Gemälde dieſer Stadt*, handelt von den Spaziergängen und Plätzen, wo ſich das Volk zu verſammeln pflegt; die vorzüglichſten ſind die Caſcine, der Garten Boboli, die Brücken und Uferſtraſsen des Arno, und die Stufen der Domkirche *i marmi* genannt, welche durch ihr Alter und durch die Sage, daſs Dante gewöhnlich jeden Abend dorthin kam, und auf einem Steine, der noch jetzt *il sasso di Dante* heiſst, zu ſitzen pflegte, claſſiſch geworden ſind. *Bruchſtücke einer Reiſe* (von Livorno) *nach Corſica* im Winter 1802. Der hier mitgetheilte Abſchnitt geht nur bis zur Ankunft in Baſtia; man erfährt aus demſelben, daſs häufig arme luccheſiſche Landleute, aus Mangel an Erwerb in ihrem Vaterlande, nach Corſica hinüberſetzen, um dort durch Holzfällen und Ackerbau ihren Unterhalt zu finden. *Cäſar Borgia, ein hiſtoriſches Gemälde; erſtes Buch.* Ein gut geſchriebener Auszug aus dem Leben dieſes in der Geſchichte berühmten Böſewichts und ſeines eben ſo ſchändlichen Vaters, der unter dem Namen Alexander VI Oberhaupt der Kirche war. Dieſes erſte Buch geht bis auf Cäſars Reiſe nach Frankreich zu ſeiner Vermählung mit der Tochter König Friedrichs von Neapel. *Brief des Ritters Canova über die Zuſammenſtellung der Coloſſen auf Monte Cavallo.* Des Künſtlers Meinung iſt, daſs in jeder Gruppe Held und Pferd ſo gegen einander zu ſtellen ſeyen, daſs beide aus einem Geſichtspuncte ganz geſehen werden können; er belegt dieſe Meinung durch Gründe, die an dem Werke ſelbſt ſichtbar ſind, und es auch wahrſcheinlich machen, daſs ſie urſprünglich wirklich ſo geſtanden haben. *Zweytes Fragment zu einem Gemälde von Florenz*, enthält eine Vergleichung der jetzigen Florentiner mit den älteren.

Es iſt auffallend, daſs die Vff. dieſer Zeitſchrift, mitten im Sitze der bildenden Kunſt, und umgeben von ſo vielen Kunſtwerken und Künſtlern in Florenz und Rom, verhältniſsmäſsig ſo wenig über dieſelben mitgetheilt haben, da doch dergleichen Nachrichten, mit Sachkenntniſs abgefaſst, dieſſeits der Alpen ein ſo groſses Intereſſe finden muſsten. Überhaupt vermiſst man in den meiſten Aufſätzen dieſer Zeitſchrift die Gabe, das Eigenthümliche und Charakteriſtiſche zu ergreifen, und in treffender Individualität darzuſtellen, wodurch allein Nachrichten über fremde Länder für Leſer, die nicht dort geweſen ſind, unterhaltend ſeyn können. Rs.

Tübingen, b. Cotta: *Italiäniſche Miſcellen.* Erſten Bandes 1 — 7 Stück. 1804 — 1806. (Jedes Heft 12 gr.)

Durch die Induſtrie unſerer Journaliſten iſt die Neugier des leſenden Publicums in ſolche Thätigkeit geſetzt worden, daſs es, nicht zufrieden, die Nationen, die uns von allen Seiten umgeben, aus ihren Geiſtesproducten und aus Reiſebeſchreibungen näher zu kennen, auch aus jedem Lande monatlich das Neueſte, das ſich im Gebiete der Mode, der Literatur und Kunſt ereignet, zu wiſſen verlangt. Der betriebſame Ver-

Digitized by Google

leger der englischen und französischen Miscellen kam daher auch in Hinsicht auf Italien diesem Bedürfnisse der Lesewelt durch die Herausgabe italiänischer Miscellen entgegen, aber auch dieses Journal hat sich nicht erhalten können. Da Italien eben so wie Deutschland keinen Mittelpunct hat, in dem sich, so wie in Paris und London, Alles, was Cultur und Luxus, Wissenschaft und Kunst täglich Merkwürdiges zu Tage fördern, vereinigte: so ist auch die glückliche Ausführung einer solchen Unternehmung von gröfseren Schwierigkeiten begleitet, die nur durch Vereinigung mehrerer Kräfte zu heben sind. Wer in Frankreich oder England deutsche Miscellen herausgeben wollte, würde den Stoff dazu weder allein in Wien, noch allein in Berlin oder in Hamburg, München, Dresden, Leipzig etc., sondern in allen diesen und anderen Hauptstädten Deutschlands zugleich sammeln müssen. Eben dies gilt für Italien. Nicht aus Rom oder Neapel allein, oder aus Florenz, Venedig, Mailand, Livorno, Genua etc., sondern aus allen diesen und anderen Hauptstädten Italiens mufs die Masse der Materialien gesammelt seyn, deren Vereinigung den Namen *italiänischer Miscellen* führen, und deren Inhalt an Reichthum und Mannichfaltigkeit des Interesse dem Inhalte der englischen oder französischen Miscellen gleich kommen soll. Der Herausgeber mufste also zu diesem Zwecke in jeder der genannten Städte Italiens einen Correspondenten, und in Deutschland einen Redacteur der von jenen ihm gelieferten Nachrichten haben; denn selbst in Italien verbreitet sich das Neue so spät von einer Provinz zur anderen, dafs man oft erst nach Monaten in Rom oder Neapel das Merkwürdige erfährt, was sich in Venedig oder Mailand ereignet hat, und umgekehrt, besonders wenn es Producte der Kunst und Literatur betrifft. Wir hofften von der Thätigkeit des Verlegers, dafs er Alles thun würde, was in seinen Kräften steht, um diesem neuen Journale einen Reiz der Neuheit und Mannichfaltigkeit zu geben; aber der Erfolg hat der Erwartung nicht entsprochen. Wir wollen aus den erschienenen Heften Einiges anzeigen.

Reise nach dem Crater des Vesuv, im August 1804. Ausführlich und gut erzählt. Hr. v. Kotzebue, der das Glück hatte, bey jener Eruption des Vesuv in Neapel gegenwärtig zu seyn, hat bekanntlich damals allen übrigen Beschreibern jenes Ereignisses den Rang der Neuheit abgelaufen. *Gemälde von Neapel. Erstes Gemälde: Il Molo grande.* Züge neapolitanischer Volksnatur, aus dem Leben ergriffen, und lebendig wieder aufs Papier geworfen, so wie Scenen der Art skizzirt werden müssen. In solchen Zügen erscheint der eigenthümliche Charakter eines Volks treuer und anschaulicher, als in den ausführlichsten Schilderungen des Ganzen, ohne individuelle Belege, und es wäre zu wünschen, dafs die Vff. in diesen Miscellen mehrere solcher nachder Natur entworfenen Skizzen mitgetheilt haben möchten. *Olympia Maldachini*; ein wohlgezeichnetes historisches Portrait, der in der skandalösen Chronik des heiligen Stuhles so berühmten *Donna Olympia*, der Vertrauten und Gebieterin Pabsts Innocenz X aus dem Hause Pamfili. *Kunstnovellen*; unter dieser Überschrift werden eine Reihe wenig bekannter Anekdoten aus der Kunstgeschichte geliefert. Den Anfang macht eine von Leonardo da Vinci und seinem berühmten Gemälde des Abendmahls in Mailand, welche von Vasari im Leben des Künstlers erzählt ist. *Über das italiänische Theater.* Ein Aufsatz, worin der Vf. die Resultate seiner Bemerkungen über diesen Gegenstand darlegt; er fand nämlich: *dafs in Italien die dramatische Darstellungsart keinen bestimmten Charakter habe, sondern sich meist der zufälligen Geschmacksrichtung eines einzelnen Publicums, oder einer bestimmten Zeit anpasse*, woraus denn als zweytes Resultat folgt: *dafs es auf dem Theater jener Nation keinen Stil, sondern höchstens gewisse Regeln gebe, und dieses nicht in Beziehung auf die Kunst, sondern nur auf den Zuschauer. Plato in Italien.* Anzeige eines historischen Romanes der den Titel führt: *Platone in Italia.* Dieser Roman gehört zu der Gattung von Kunstwerken, in der *Wielands Agathon* und *Aristipp* in der deutschen, und *Barthelemy's Reisen des jungen Anacharsis* in der französischen Literatur, als die vorzüglichsten Muster zu betrachten sind, und enthält eine Darstellung der Philosophie des Pythagoras und Parmenidas, eine Charakteristik des Archytas, Philolaus Ocellus und anderer vorzüglicher Männer jener Zeit, und eine Schilderung des Zustandes jener Nation in politischer und moralischer Hinsicht, alles auf historische Data gestützt, in einer durch Handlung belebten dichterischen Einkleidung. Die Vff. theilen einige Stellen des Werkes in einer Übersetzung mit, die an sich recht gut ist, aber von den Vorzügen des Stils doch keinen Begriff giebt, da man weifs, wie leicht diese in jeder Übersetzung, auch der besten, verwischt werden. Wer z. B. des Grafen Verri *Leben der Sappho* und die *römischen Nächte in den Gräbern der Scipionen* von demselben Vf., zwey Werke in derselben Gattung, in der Urschrift kennt, wird sich überzeugen können, dafs die hohe Eleganz und Schönheit der Schreibart dieser Werke in keiner Übersetzung erreichbar ist. Bs.

FORTSETZUNGEN.

Berlin, b. Maurer: *Nützliches und unterhaltendes Wochenblatt für den gebildeten Bürger und den denkenden Landmann.* Herausgegeben von *Friedrich Wadzeck.* Sechzehntes Vierteljahr. 1812. 8. 2573 — 1702. 4. (16 gr.)

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

1) Görlitz, b. Anton: *Neue lauſitziſche Monatsſchrift*, von der oberlauſitziſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften auf das Jahr 1803. 1 — 12 St.; aufs Jahr 1804. 1 — 12 St.; aufs Jahr 1805. 1 — 12 St. 8. (Jeder Jahrgang 1 Rthlr. 12 gr.)

2) Luckau, i. d. Exped. des lauſitziſchen Wochenblatts: *Wochenblatt für die Lauſitz und den cottbuſser Kreis.* Herausgegeben von D. *Friedrich Gottlieb Heinrich Fielitz.* Erſter Jahrgang. 1811. 49 Stücke. 456 S. 4.

Ungern ſahen wir die oberlauſitziſche Monatsſchrift (No. 1) ihr Ende erreichen; mit deſto größerer Theilnahme begrüſsen wir die neue (No. 2), welche in der Niederlauſitz begonnen hat. Es iſt dem Plan unſeres Inſtituts gemäſs, ſowohl von jener an dasjenige, was in die Periode unſerer Blätter fällt, kürzlich zu erinnern, als auf die Erſcheinung von dieſer aufmerkſam zu machen.

Dem Meſskatalog zufolge iſt die oberlauſitziſche Monatsſchrift mit dem J. 1806 geſchloſſen worden; allein wir vermuthen, daſs dieſem Jahrgange die damaligen Kriegsunruhen in den Weg getreten ſind, wenigſtens iſt er uns nie zu Geſicht gekommen. Was die früheren Jahrgänge von 1803 an betrifft: ſo will ſtec. nur die vorzüglichſten Abhandlungen daraus namhaft machen. Eine Beurtheilung derſelben würde jetzt zu ſpät kommen; nur zur Nachweiſung ſind folgende Notizen beſtimmt: 1803. 1 St. Ein Aufſatz vom Diac. *Käufer* in Reichenbach: Etwas über die Lage des ehemaligen Schloſſes Meer in Syrien, als dem Zufluchtsorte des ſeiner Würde entſetzten Herzogs in Böhmen, Wladislaus II; dazu im 4 Stück des Paſtor *Worbs* zu Priebus Anmerkungen und im 2 St. des verſt. Landſteuerſecretair *Crudelius* Bemerkungen über vorſtehenden Aufſatz. 2 St. D. *Struve* Bemerkungen über die Erhaltung der Augen und über den Gebrauch der Augengläſer. 3 St. (verſt. Advoc.) *Tamm* in Görlitz: Kann der Lehrer einer öffentlichen Schulanſtalt die Errichtung einer Privatſchule verwehren oder nicht? 5 St. Paſt. *Heydrich* in Oppach, Zuſammenſtellung einiges bey vorzunehmenden politiſchen und kirchlichen Verbeſſerungen zu befolgenden Regeln, beſonders in Hinſicht auf Landgemeinden. Paſt. *Müller*, kurze hiſtoriſche Aufſätze, verſchiedenen Inhalts, enthält eine kurze Nachricht von der oberlauſitziſchen Bundesfahne, wozu im 9 Stück S. 284 Hr. *Schulze* einen Beytrag geliefert hat. D. *Struve*, Verdienſte der Geiſtlichen um die wohlthätige Schutzpockenimpfung in der Oberlauſitz. 7 St. Paſt. *Otto*, einige Geſchlechtsnachrichten von den Herren von Schindel, beſonders dem oberlauſ. Zweige, mit Geſchlechtstabelle. Schreiben an Hn. D. Anton, Meran und die alten Schanzen in der Oberlauſitz betreffend. 8 St. *v. Gersdorf* auf Meffersdorf, merkwürdige Wirkung des Blitzes am Ableiter auf der Kirche zu Nieder-Wieſa bey Greifenberg, mit einem Kupfer. Paſt. *Worbs* kritiſche Prüfung der älteſten Nachrichten von Görlitz. 9 St. *Karl Friedr. Emil Behrnauer*, einige Bemerkungen, die in der budiſsiner Gegend gefundenen ſerbiſchen Alterthümer betreffend. *Ebenderſ.* Gedächtniſsſchrift auf Hertwig von Noſtitz. 10 St. D. *Struve*, über den Zweck der Erziehung, eine Skizze. Zu welcher Zeit, auf weſſen Veranlaſſung, wem zum Nutzen und mit welchem Rechte iſt die Theilung der Spree bey Nieder-Gürick unternommen worden? Dieſe Frage iſt noch nicht hinlänglich beantwortet.

1804. 1 Stück. 2) Über Theurung, von D. *Anton*. Die Urſachen ſind innere und äuſsere: die erſteren mehrere Bevölkerung und Abſatz der Producte ins Ausland; die anderen das ſogenannte ſchlechte Geld und der Aufſchlag des Holzes. Sehr praktiſch iſt dieſes erwieſen. 3) Miſcellen: 1) Die Ausſichten auf der Lauſche, ein Berg an der böhmiſchen Grenze, deſſen Schilderungen in den Anmerkungen verbeſſert werden. Der Aufſatz iſt aus des Widerſprechers 2 Bd. 4 St. S. 355 — 360. 4) Über den Leinewandhandel in der Lauſitz, aus *Hildts* Magaz. der Handel- und Gewerbs-Kunde, 1805. S. 428. 2 Stück. 1) Rede, gehalten am Abend vor dem Neujahr 1804 im Humanitätsverein zu Budiſsin, als am Stiftungstage dieſer Geſellſchaft. Der Inhalt iſt über das geheime Sehnen des Menſchen nach unveränderlichen Freuden, in einer ſehr edlen Schreibart und mit den trefflichſten Gründen ausgeführt. 2) Von dem muskauiſchen Alaunwerk, vom Superiut. *Vogel* daſelbſt. 3) Miſcellen, und zwar von D. *Knebel* über die Irrenanſtalt zu Luckau in der Niederlauſitz; über die vortheilhafte Benutzung des Wergs, nach Bertholletts Angabe; eine Berichtigung, Fichtes Geburtsort und Vaterland betreffend. Er iſt zu Stammenau bey Biſchofswerda geboren. 5) Statiſtiſche Nachricht von Löbau. Sie iſt genau. 3 und 4 Stück. 2) Nachricht von einem Wetterſchlag in der Gegend von Meffersdorf 1803, von *A. T. von Gersdorf* daſelbſt. 3) Was heiſst die Oſtmark? Vom Pf. *Worbs*. Mit aller hiſtoriſchen Genauigkeit wird erwieſen, daſs nach dem

Digitized by Google

Jahre 930 Alles darunter verſtanden worden, was Kaiſer Heinrich I den nördlichen Slawen und den Serben abgenommen. Im Jahre 1180 aber bezeichnete ſie nur die Niederlauſitz. 3) Miſcellen. Dieſe enthalten: das Barden- und Druiden-Weſen von D. *Anton*; ferner ſtatiſtiſche Nachrichten von Zittau und D. *Knebels* Berichtigungen der neueſten geographiſch-ſtatiſtiſchen Handbücher, im Betreff der Oberlauſitz und beſonders von Görlitz. 5) Ein Wort über die Puppenkomödien. Sie werden mit Recht als höchſt ſchädlich verworfen. 6) D. *Struvens* Anzeige ſeiner mit glücklichem Erfolg verrichteten Schutzpockenimpfungen. Die Anzahl war 1416. 5 St. 1) Bericht über die Verſammlung der Geſellſchaft zur Feyer ihrer Errichtung vor 25 Jahren. Die Rede des Hn. M. *Janke* S. 281 enthält die nähere Geſchichte der geſellſchaftlichen Verbindung und iſt der Feyer angemeſſen. Eben ſo gewährt die Rede des D. *Anton* S. 310 von der Landwirthſchaft in der Oberlauſitz ein groſses Intereſſe. 6 St. 2) Liebwerda, ein kleiner Beytrag zur Berichtigung der Vorurtheile in Betreff der Benutzung dieſes Badeorts, vom D. *Knebel*. 3) Noch ein Wort über die im noſſitziſchen Geſellſchaftsarchive aufbewahrte Bundesfahne, vom Paſt. *Müller*. S. 1803. S. 284. 4) Die Miſcellen enthalten literariſche Nachrichten und beſonders auch Ernteertrag der Niederlauſitz von 1803. *Zweyter Theil.* 7 und 8 St. 1) Vorarbeiten zu einer vollſtändigeren Biographie und Charakteriſtik des M. *Karl Traugott Thieme*, Rectors zu Löbau, von D. *Imm. Gottlieb Knebel*. Mit Wahrheit und kraftvoll entworfen; auch Fehler ſind nicht verſchwiegen. Der Stil iſt bisweilen zu pompös. 2) Denkſchrift auf *Gottfried Erdmann Petri*, Scabinus zu Görlitz, vom Landſyndikus *Behrnauer*. Ebenfalls ohne Schminke und in geſchmeidigerem Stil. 3) Etwas vom Mutterkorn und deſſen Einfluſs auf die menſchliche Geſundheit, von D. *Knebel*. Der Nachtheil wird ihm nicht ganz abgeſprochen, doch ſey es im Verhältniſs weniger ſchädlich. 4) Miſcellen. Unter denſelben 1) Nachricht von Errichtung der neuen Parochie zu Oberfriedersdorf bey Ebersbach. Dieſes geſchah 1798. 4) Statiſtiſche Nachrichten von Budiſsin und Görlitz, von 1803. Sie ſind ſehr genau und aus Quellen. 5) Nachrichten von ungewöhnlichen Ergieſsungen der Neiſse bey Görlitz. Sind aus den Chroniken dieſer Stadt gezogen. 7) Ernteertrag in der Oberlauſitz. 1803. 9 St. Über Abſchätzung der Forſten, vom Forſtinſpector *Rieſchke*. Sehr praktiſch, mit Prüfung der verſchiedenen Meinungen über dieſen Gegenſtand. 2) Von den milden Stiftungen in Lauban. Iſt Fortſetzung der ehemaligen *becheriſchen* Lieferungen. 10 St. 1) Über philoſophiſche Inconſequenzen, ein Fragment vom Hofprediger M. *Breſcius*. Selbſt gedacht, ohne irgend eine fremde Meinung zu befolgen. 2) Neue Unterſuchungen über die Natur und Entſtehungsart der Perlen, beſonders in den Muſcheln des Queiſſes, vom Rector M. *Schwarz*. Der Vf. hat ſie genau unterſucht, und eine ziemliche Anzahl zuſammengebracht. 3) Nachtrag zu D. *Antons* Rede über die oberl. Landwirthſchaft, mit D. *Antons* Bemerkungen. 11 St. 2) Wie und wodurch iſt das Heufutter, beym Abgange des Brantweinſpühligs, zu erſetzen? Man ſoll die Körner kochen, und dadurch eine völlige Auflöſung des Getreides bewirken. 3) Superint. *Vogels* Beſchreibung eines Quells in der Neiſse bey Groſsfärchen in der Niederlauſitz. 12 St. D. *Anton* ökonomiſche Betrachtungen in Rückſicht auf die Zukunft. Wenn ſchon traurig, doch ſehr wahr. Er räth jedem Landmanne an, fleiſsig die zeitig reifwerdende Sorte Erdbirnen zu legen, um die Monate vor der Erndte erträglicher zu machen.

1805. 1 St. 1) Muthmaſsliche Erklärung der Frage: was iſt unter dem *Rennen nach dem Semper*, welches den Frauen in Budiſsin in den Jahrbüchern des 15 Jahrhunderts zur Laſt gelegt wird, zu verſtehen? vom Oberamtsadv. *Köpping*. Es ſoll ſo viel heiſsen, als daſs ſie, wie an anderen Orten, wenn etwas Neues auf der Gaſſe zu ſehen geweſen, nachgelaufen. S. 19. Von den alten Schanzen in der Oberlauſitz, mit einer Charte. S. 44. Beytrag zur Geſchichte der Eiſenhämmer und Hüttenwerke in der Oberlauſitz. 2 St. 1) Von *Ahnentafeln* oder ſogenannten Stammbäumen des Adels. S. 82. Bruchſtücke aus meinem entomologiſchen Tagebuch. Vom Lieut. *von Tiſcher*. S. 92. Verzeichniſs der öffentlichen Säcularfeyern in Görlitz und den dadurch veranlaſsten Schriften im 18 Jahrhundert von *M. J. C. Janke*. Fortſetzung im folgenden Hefte. 3 St. S. 145. Die Lebensbeſchreibung des kurſächſ. Cabinetsminiſters Grafens *von Löben*. 4 und 5 St. S. 193. Entwurf zu einer *rumfordiſchen* Suppenanſtalt für die Armen in mittleren Städten, von D. *Struve*. S. 211. Von *Vermeſſung* und Aufnehmung der Landgüter, in Bezug auf die Oberlauſitz. S. 241 Oryktognoſtiſche Beſchreibung verſchiedener oberlauſitziſcher *Foſſilien*, von D. *Treutler*. S. 252. Friedrich Hartwich, Graf von *Noſtitz*, vom Paſtor *Müller* zu Jänkendorf. S. 280. Einige Nachrichten von denen *von mollerſteiniſchen* Vermächtniſſen für Kirche, Pfarre, Schule und Gemeinde in Mittel- und Nieder-Sohra, von D. *Rothe*. 6 St. S. 305. Die *Riedgräſer* in der Oberlauſitz, von *Öttel*. S. 347. Anempfehlung des Bluts von unſerem ſämmtlichen Schlachtvieh zum häufigeren Gebrauch in der Küche und auf dem Tiſche, beſonders in Armenanſtalten, von D. *Knebel*. 7 St. Nachricht von einer ganz neuen Bemerkung über die verſchiedenen Arten der *Elektricität*, welche feingepulverte färbende Subſtanzen durchs Durchpudern für ſich, ſo wie auch in Verbindung mit einander, als Gemenge annehmen, von Hn. *von Gersdorf*, auf Meffersdorf. S. 7. Bemerkungen zu dem Fragment über philoſophiſche Inconſequenzen 1804. S. 202, von *C. A. Kähler*. S. 18. Bemerkungen eines Reiſenden durch Leipzig und Altenburg, im Sommer 1804. S. 36. Glaubensbekenntniſs über die Kuhpocken von D. *Knebel*. S. 49. Erneuertes Andenken eines ehedem allgemein geſchätzten, jetzt aber beynahe ganz vergeſſenen zittauiſchen Geſchichts-

Digitized by Google

forscher, vom Conrector *Knesche*. Es ist *Gottfried Mönch*. S. 65. Von milden Stiftungen in Lauban. Vom Diac. *Leonhard*. S. 75. Vom Weinbau in der Oberlausitz, vom Bürgermeister *Hering* in Budissin. 9 St. Histor. Nachrichten von den Burggrafen *von Wettin*, ehemaligen Herren auf Golsen in der Nieder- und auf Pulsnitz in der Oberlausitz, vom Past. *Worbs*. S. 153. Über einige Hindernisse der moralischen *Erziehung*. Von Hn. *v. Thielefeld*. 10 St. S. 165. Zerstreute Bemerkungen über einige die *Brüdergemeine* angehende Dinge, oder kritische Beleuchtung der Reise eines Ungenannten durch Kursachsen. S. 190. Die *Armenanstalt* in Kottbus. S. 206. Einige Bemerkungen über das verschiedene Klima einiger Orte in Deutschland und der Lausitz insbesondere. Von D. *Quandt* in Herrnhut. 11 St. S. 210. Über den Namen des oberlausitz. Kreises: *der Eigen*. Vom Past. *Worbs*. S. 213. Die natürlichste Ableitung des Namens *Owin*. Von *Grabowsky*. 12 St. Etwas über die *Pelzmützen*. Schon diese kurze Inhaltsanzeige bewährt die Reichhaltigkeit dieser Zeitschrift. W.

Dass der Herausgeber von No. 2 mit den Eigenschaften einer guten provinciellen Zeitschrift bekannt sey, zeigt dessen Einleitung „über den Nutzen guter provincieller Zeitschriften überhaupt, und dieses Wochenblatts insbesondere"; noch mehr aber die Zeitschrift selbst. Sie verdient auch ausser der Lausitz Beachtung. Wir wollen einige der interessantesten Aufsätze kürzlich anzeigen. *Statistische Nachrichten von dem cottbuser Kreise* vom Grafen *Fr. v. Beust*. Dieser Kreis enthält über 16 □ Meilen und 54106 Einwohner in 2 Städten, 112 Dörfern, 7 Vorwerken, 6 Colonieen und 2 Plantagen. Die Stadt Cottbus selbst enthielt im Jahre 1807 5503 Einwohner. Die fruchtbarste Gegend desselben ist gegen den Spreewald hin. Im Jahre 1807 baute man in Getreide und Hülsenfrüchten nicht ganz das dritte Korn, von Kartoffeln aber über das vierte. Die Roggenernte gab von 47019 Scheffel Aussaat 113273 berliner Scheffel. Die Schafzucht ist besonders auf den Rittergütern sehr stark. Von 28199 Schafen überhaupt haben die Rittergüter allein 17060 Stück. *Etwas über die wendische Sprache* von *Kähler*. Der Vf. will die wendische Sprache vertilgt wissen, und macht es Jedem zur heiligen Pflicht, ihren Untergang zu befördern. Der Hauptgrund zu dieser Auffoderung ist, dass die Wenden kein Volk mehr sind, und die Sprache auch nicht mehr cultivirt werden könne. Ein anderer Aufsatz. *Wie sollte man die Wenden ihre Sprache vergessen lassen?* schlägt als Mittel, die Wenden mit ihrer Sprache auszurotten, vor, sie aus dem Deutschen ins Wendische übersetzen zu lassen. *August Wilhelm von Tresky*, eine biographische Skizze vom Herausgeber. Ein würdiges Denkmal dem verdienten Manne. *Javina oder Gerosstadt* von *Bohuslaus Lusiki*. Der Vf. hat es wahrscheinlich gemacht, dass die alte Stadt Javina, welche den Geschichtsforschern so viel Mühe gemacht, nichts anderes als das Dorf *Gehren* sey. M. *Christian Gotthelf Gretzel*, Generalsuperintendent in Lübben, eine biographische Skizze von M. *Meuser*. Man lernt durch dieselbe einen sehr achtungswerthen Religionslehrer kennen. Zwar hat er sich als Schriftsteller nur durch einige Gelegenheitsschriften und einzelne Predigten auch ausser seiner nächsten Umgebung bekannt gemacht: aber was er in seinem Berufskreise war und geleistet, ist von dauernden Folgen. *Ein Vorschlag, die hölzernen Röhrenfahrten zur Leitung der Trinkwasser betreffend*, vom Herausgeber. Der Vorschlag besteht darin, die hölzernen Röhren inwendig und auswendig so stark als möglich zu verkohlen. Die *Nachrichten über den Charakter der Krankheiten in der Lausitz in den Monaten März und April d. J.*, von mehreren Ärzten, mögen der Arzneywissenschaft nicht unwillkommen seyn. Bey den *Vorarbeiten zu einem künftigen niederlausitzischen Idiotikon* sind besonders die vielen Wörter, welche *schimpfen* und *schlagen* bedeuten, merkwürdig. Für das erste haben die Niederlausitzer die Wörter: anfautzen, anhauchen, angrinzen, anranzen, anschnautzen, ausheissen etc., für das zweyte die Wörter: dolchen, karbatschen, knüllen, Koberlied singen, kobern, kolben, kuffen, laschen, ledern etc. — Es ist zu wünschen, dass dieses Wochenblatt einen begünstigten Fortgang habe.

Ed.

Frankfurt a. M., b. Sauerländer: *Magazin für die mittelrheinischen Rechte und (?) Geschichte, oder Sammlung von Abhandlungen und Materialien zur Erläuterung der Geschichte und Verfassung, des Staats- und Privat-Rechts der mittelrheinischen Länder und Staaten*, von *Joh. Anton Moritz*, b. R. Doctor. 1 Heft. 1803. 76 S. ohne Vorrede. 4. (1 Rthlr.)

Über die Ausführung dieses an sich löblichen und erfreulichen Unternehmens glaubten wir erst dann sicher urtheilen zu können, wenn mehrere Hefte erschienen seyn würden. Allein da uns keine Fortsetzung bekannt worden ist: so dürfen wir nunmehr nicht verhehlen, dass das erste Erscheinen nicht so einladend war, und der im Ganzen ziemlich unbedeutende und magere Inhalt des ersten Hefts nicht die angenehmsten Aussichten gewährte. Es scheint dem Unternehmer an guten Materialien und an Unterstützung gefehlt zu haben; ein Beweis, dass er sich etwas zu unvorbereitet an dieses Unternehmen wagte. Der Inhalt des 1 Heftes ist folgender: 1) *Über die Benennung Rheinland und dessen Abtheilung, insbesondere von dem Bezirk des mittleren Rheinlandes*. Etwas unbefriedigend und bisweilen unnöthig weitläuftig. Dass die Gegend am Rhein rheinisch genannt wurde, und das lange Thal in Unterabtheilungen zerfiel, ist beides so natürlich, dass es darüber nicht vieler Worte bedarf; auch hat der Vf. vergessen, dass alle diese Benennungen und Eintheilungen aus dem gemeinen Leben entlehnt, also nicht beständig, noch fest abgemarkt waren. 2) *Die oberrheinische Kreismilitärverfassung vor Ausbruch des jüngsten franz. Krieges*. Mager! Das Kreismilitär war 1788 in 5 Corps getheilt.

Digitized by Google

Kurpfalz hatte ein Kreiscadron, H. Caſſel ein Kreisinfanterieregiment (ſtellte aber zwey!), H. Darmſtadt ein dergleichen, zwey andere Infanterieregimenter wurden von den übrigen Ständen des Kreiſes zuſammengeſetzt. In dem Verzeichniſs der Concurrenz dazu fehlen aber mehrere Stände, z. B. Stolberg-Ortenberg; überhaupt iſt Alles weit richtiger und umſtändlicher in Häberlins St. A. 32, 437 aus einander geſetzt. 3) *Auszug des wetterauiſchen Grafentagsprotocolls vom Jahre* 1751. 4) *Gnadenbrief K. Joſeph II, dem von kronſtedtiſchen Stift zu Frankfurt* 1767 *ertheilt.* Bekanntlich von einem Fräulein von Kronſtedt für 12 Lutheranerinnen geſtiftet. 5) *Verzeichniſs der hanauiſchen, das alldaſige bürgerliche Privatrecht betreffenden Landesverordnungen.* Noch unbeendigt. 6) *Letzte Periode der geweſenen freyen Reichsſtadt Friedberg.* Sie enthielt 270 Häuſer, 281 Bürger- und 105 Juden-*Familien*, auſser den Ringmauern weder Hof, noch Waldung, noch Territorium, auſser 1580 Morgen Feld und 30 Morgen Weide. Der volle Rath beſtand aus 30 Perſonen. Die Stadtrente trug in den Jahren von 1747 — 1756 (denn neuere Nachrichten ſind nicht mitgetheilt) jährlich zwiſchen 3461 und 2456 Gulden, darauf lagen aber über 22000 Gulden Schulden. Die Schatzeinnahme betrug von 1740 — 1769 ungefähr 5000 Gulden jährlich, und war mit 17000 Gulden Schulden belaſtet. 7) *Beyträge zu dem frankfurter und mittelrheiniſchen Wechſelrecht.* 8) *Von dem unter den mittelrheiniſchen Staaten geltenden Nachſteuer- und Abzugs-Recht.* Zur Geſchichte dieſes Rechts brauchbar; ſeit dem 15 Jahrhundert kam daſſelbe mehr in Gang, und ſeit dem Ende des 17 breitete ſich daſſelbe immer mehr aus. 9) *Verordnung des Fürſten zu Solms-Braunfels vom Jahr* 1791, *wodurch derſelbe ſeinen Unterthanen die freye Benutzung der Brachfelder erlaubt, hingegen die Schäfereyen beſchränkt.* 10) *Einige neue reichshofräthliche Erkenntniſſe, die Dörfer Sulzbach und Soden betreffend.* Dem Kurf. von Mainz und der Stadt Frankfurt wird unterſagt, ſich „Landesherrſchaft", und den Bewohnern der Dörfer, ſich „unmittelbare reichsfreye Bürger" zu nennen. Die neueſten Vorfälle haben allen Streit dieſer Art bekanntlich geſchlichtet. 11) *Auszug des zwiſchen Oranien-Naſſau und Naſſau-Uſingen im Jahr* 1777 *errichteten Vergleichs über die Gemeinſchaft Kirberg.* 12) *Mittelrheiniſche Polizeyverfaſſung überhaupt. Wetzlarer Convention vom Jahr* 1801. Enthält das Protocoll vom 28 Januar. 13) *Literatur der ſolöiſchen Geſchichte und Verfaſſung etc.* Nicht vollſtändig; ſo fehlen z. B. alle Nachweiſungen auf den Abdruck, der in gröſseren Sammlungen, z. B. Faber's Staatskanzley, ſich findet, manche Urkunden und Aufſätze fehlen ganz. 14) *Beyträge zur Geſchichte des frankfurter Theaters.*

H. St. F.

Gmünd, b. Ritter: *Der literariſche Eilbote für Deutſchland*, eine Materialienſammlung für die Geſchichte der deutſchen Literatur und Kunſt, herausgegeben von *J. G. Pahl.* 1810. 415 S. 4. (3 fl. rhn.)

Dieſe nunmehr geſchloſſene Zeitſchrift, von welcher in jeder Woche regelmäſsig ein Bogen erſchien, und die zuſammen aus 52 Numern beſteht, hat bereits im Jahre 1809 begonnen, iſt aber damals nicht ganz fortgeführt worden, weil ſie keine eigenen Aufſätze, ſondern blofs geſammelte Notizen aus anderen Blättern, und wenige Avertiſſements enthielt, welche nicht anlockend genug waren, viele Leſer zu erhalten. In dem Jahrgang 1810 findet man in jeder Numer einen eigenen Aufſatz zum Eingang, welcher 3 bis 4 Seiten füllt, und auf welchen erſt die Anzeigen neu herausgekommener, oder auch erſt erwarteter Schriften folgen. Die eigenen Arbeiten ſind gröſstentheils aus der Feder des verdienten Herausgebers, Hn. *Pahl*, gefloſſen. Der gute Stil darin, und die Beugſamkeit in Sprachwendungen, charakteriſiren dieſen geübten Schriftſteller auch hier, und meiſtentheils zu ſeinem Vortheile. Seine Äuſserungen über die Organiſation gelehrter Inſtitute in Deutſchland, über die Änderungen ehemaliger Akademieen, über die (ſeltenen) Verſuche, das Alte aufrecht zu erhalten, ſind immer vieler Beachtung werth. — Die Fehden mit Hn. *von Aretin*, die philoſophiſchen Fehden über *fichtiſche* und *ſchellingiſche* Philoſophie, und Anregung mancher Irrungen in Literatur intereſſiren gewifs keine kleine Anzahl von Gelehrten. Die Biographieen oder vielmehr Skizzen dazu von kürzlich verſtorbenen Männern, welche auf das Publicum gewirkt haben, wie Klüpfel, Spittler, Meiners, Eberhard, Seume, Pikel, Sartier und Anderer, ſind recht wohl in dieſem Blatt angebracht. Den *Zuſätzen* und *Berichtigungen* zu Meuſels gelehrtem Deutſchland in No. 12 iſt beſonders zu wünſchen, dafs ſie nicht verſteckt bleiben, oder gar vergeſſen werden!

Ar.

KURZE ANZEIGEN.

Vermiſchte Schriften. *Quedlinburg*, b. Baſſe: *Neueſter theatraliſcher Naſsknacker.* Sammlung von Schnacken, Schnurren, Anekdoten und Lächerlichkeiten noch lebender und verſtorbener Schauſpieler und Schauſpielerinnen. Nebſt einer Weihe an Auguſt von Kotzebue. Allen Mitgliedern und Freunden der Schauſpielkunſt aus Herz gelegt von *Gabriel Schlegel.* Mit 1 Kupfer. 1813. 136 S. kl. 8. (12 gr.) In der Weihe an Hn. v. Kotzebue wird geſagt, dafs ihm bey dem Druck der Zeiten mit Anderen auch das Lachen vergangen ſey, und der Hypochonder ſich einzuwurzeln anfange. Damit er nun endlich einmal wieder lachen könne, gehe ihm Hr. *G. Schlegel* dieſe Nüſſe aufzumachen. Wir zweifeln, dafs dieſe löſchpapierne Arzney ihre beabſichtigte Wirkung thun werde. Viele der hier mitgetheilten Anekdoten ſind zu bekannt, und die meiſten der übrigen zu ſchlecht, als dafs ſie zum Lachen reizen könnten. md.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

KIRCHENGESCHICHTE.

Leipzig, b. Schwickert: *Joh. Math. Schröckhs*, ehemal. ord. Lehrers der Geſchichte auf der Univerſität Wittenberg, *chriſtliche Kirchengeſchichte ſeit der Reformation*, fortgeſetzt und beendigt von D. *H. G. Tzſchirner*, ordentl. Lehrer der Kirchen- und Dogmen-Geſch. auf der Univ. Leipzig. Zehnter und letzter Theil. 1812. LXXX u. 394 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Gelehrte, welcher *Schröckhs* neuere Kirchengeſchichte (von welcher die erſten 9 Bände in unſerer A. L. Z. 1805 No. 131, 1807 No. 22, 1810 No. 143 und 1811 No. 120 beurtheilt worden ſind) hiedurch beendigt, ſetzt ihm zugleich noch ein Denkmal. In einem Aufſatze, welcher dieſen Band eröffnet, erzählt er ſein Leben, ſchildert ihn als Menſchen, Gelehrten, Lehrer, und vorzüglich als Hiſtoriker, beſonders als Kirchenhiſtoriker. Er benutzt dabey mehrere gedruckte Aufſätze, aber auch mündliche Berichte und eigene Beobachtung. Zwar iſt er *Schröckhs* Schüler nicht geweſen, ſtand auch nicht in einem Verhältniſſe der Freundſchaft mit ihm: allein er hat doch theils als Cuſtos der Univerſitätsbibliothek zu Wittenberg, welcher *Schröckh* vorſtand, theils nachher als College Gelegenheit gehabt, ihn kennen zu lernen, auch ſich eine vertraute Bekanntſchaft mit deſſen Schriften erworben. Der Aufſatz vereinigt wirklich mehr als irgend ein anderer vorher erſchienener. Es iſt auch keine bloſse Lobrede; eher möchte man wünſchen, dafs der Vf. hie und da ſich weniger darauf eingelaſſen hätte, zu zeigen, was *Schröckh nicht* war, dafs er ihn nicht durch gewiſſe Parallelen in Schatten geſtellt, und dafs er in gewiſſen Stücken ſein Verdienſt noch mehr hervorgehoben hätte. Sein Verdienſt als Vorbereiters des Beſſeren in der Geſchichtſchreibung in Deutſchland, ja ſelbſt in gewiſſen Puncten als Muſters darin, kann kaum hoch genug angeſchlagen werden, und dadurch erſetzt ſich ſo ziemlich das, worin ihm nachher Andere überlegen waren. Wir möchten nicht ſagen, dafs er in den *Biographieen nur Plutarchs Nachahmer geweſen*, S. LIII; wir möchten es nicht zur Verminderung des Werthes derſelben anführen, dafs ſich unter ihnen keine Originalbiographie finde, dafs keine aus eigener Wahrnehmung und Beobachtung eines merkwürdigen Mannes gefloſſen, dafs ſie alle nur aus Büchern geſchöpft ſeyen, und daher weder den Werth hiſtoriſcher Quellen, noch die Wahrheit und Anſchaulichkeit haben, welche der Biograph, der in der Nähe des Helden lebte, ſeiner Erzählung geben könne, S. LXVII; dafs ſeine Biographieen nicht den Werth der plutarchiſchen haben, dafs es ein Miſsgriff geweſen, ſein Werk mit dem Leben des *Hannibal* zu eröffnen, da er den Kennern des Alterthums doch nicht mehr ſagen konnte, als was ſie längſt aus dem Polybius und Livius wuſsten, und ein Feldherr unter einem längſt erloſchenen Volke nicht der Mann zu ſeyn ſcheine, der vor allen verdient hätte, dem deutſchen Publicum bekannt zu werden, S. LXXIII; dafs endlich das Urtheil dieſes Biographen über das Verdienſt und den Charakter ſeiner Helden oft ſchwanke, S. LXXIV. Kenner werden wohl nicht beſtreiten, dafs dieſe Biographieen mehr als Nachahmungen der plutarchiſchen, und dafs gewiſſe *ſchröckhiſche* Biographieen gewiſſen plutarchiſchen überlegen ſind. Mit dem Leben *Hannibals* anzufangen, war nicht unzweckmäſsig, da das Werk Männer aus allen Zeiten umfaſſen ſollte, da es nicht bloſs für ein gelehrtes, ſondern für ein gröſseres Publicum beſtimmt, und da *Hannibal* unſtreitig einer der merkwürdigſten und in ſeiner Art einzigen Männer des Alterthums war. Was das Schwanken im Urtheile über Verdienſt und Charakter gewiſſer Männer betrifft: ſo erfodert es die Gerechtigkeit, Beſcheidenheit und Wahrhaftigkeit, wo man zu einem entſcheidenden Urtheile keine hinreichenden Gründe findet; es läſst dem eigenen Nachdenken und Urtheile des Leſers freyen Raum, und iſt der Gewohnheit mancher neueren Geſchichtſchreiber weit vorzuziehen, welche über Alles entſcheiden, nicht anders ſchreiben, als wenn ſie allwiſſend und untrüglich wären, alle Urſachen und Triebfedern der Begebenheiten erforſcht, und die Herzen durchſchaut hätten, und welche dadurch zwar vielen Leſern imponiren, aber verſtändige, einſichtsvolle und vernünftige Leſer keineswegs täuſchen können. Dafs *Schröckh* in die ſächſiſche Geſchichte nicht tief eingedrungen, folgt wenigſtens daraus nicht, dafs er *Ritters* meiſsniſche Geſchichte ohne mannichfaltige Zuſätze und Berichtigungen aus der Handſchrift herausgab, S. LXV. Die Geſchichte der Geſellſchaftsverfaſſung der chriſtlichen Kirche iſt zwar in ſeiner *Kirchengeſchichte* nicht ſo gut geordnet, als in gewiſſen anderen, ſpäter erſchienenen Werken: allein bey genauerer Unterſuchung findet man doch, dafs alles Weſentliche, was dahin gehört, darin vorkommt, und dafs ſelbſt Spätere ihn benutzt haben; wir können daher auch nicht zugeben, dafs *Schröckh* die Anleitung zu der Kenntnifs dieſes Theils der Kirchengeſchichte, welche die Schriften der Kirchenrechtsleh-

Digitized by Google

rer geben, entbehrt habe, S. LXXVIII. Doch durch dieſe Bemerkungen ſoll dem anderweitigen Werthe dieſes Denkmals nichts entzogen und nicht zu verſtehen gegeben werden, als wenn nicht ſonſt dem Verdienſte des Verewigten volle Gerechtigkeit widerführe. Beſonders gründlich und ausführlich wird die *Kirchengeſchichte* gewürdigt, und behauptet, daſs weder in unſerer, noch in einer anderen Kirche ein Werk über die Geſchichte des Chriſtenthums erſchienen ſey, welches ſo viele Vorzüge wie das *ſchröckhiſche* in ſich vereinigte.

Sonſt enthält dieſer Band noch ein Regiſter über die neun Theile, welche die Kirchengeſchichte ſeit der Reformation begreifen, und die zu dieſer Geſchichte gehörigen Zeittafeln. Bey dem Regiſter ſind die Specialregiſter in den einzelnen Bänden zum Grunde gelegt, doch mehr Artikel eingerückt, auch iſt mancher kleine Irrthum ſtillſchweigend berichtiget und eine ſtrengere Ordnung beobachtet. Gern würden wir es geſehen haben, wenn auch hier, wie in dem *ſchröckhiſchen* Regiſter über die 34 Theile der älteren Kirchengeſchichte, bey gewiſſen Artikeln Zuſätze und Berichtigungen zum Texte hinzugekommen wären, wozu in der That Veranlaſſungen genug waren. Bey der Verfertigung der Zeittafeln iſt Hr. *Tzſchirner* ſo zu Werke gegangen, daſs er zuerſt aus dem *ſchröckhiſchen* Werke die einzelnen Data ſammelte, und ſie unter ihre Jahre eintrug, darauf einige bewährte Werke über die Kirchengeſchichte der drey letzten Jahrhunderte zu gleichem Zwecke benutzte, und bey der Ausarbeitung ſelbſt die ſchon vorhandenen Zeittafeln, namentlich die *vateriſchen*, zu Rathe zog. Dadurch iſt es geſchehen, daſs manche in der Erzählung und dem Regiſter nicht vorkommende Perſonen und Begebenheiten in den Zeittafeln aufgeführt ſind.

M. H.

Freyberg, b. Craz und Gerlach: *Der kurſächſiſche Kirchenſtaat vor der Reformation.* Ein Beytrag zum Abriſs der kurſächſiſchen Kirchenverfaſſung und zur näheren Erkenntniſs der Reformation Lutheri. Zum Gebrauch für Prediger und Candidaten, für Schul- und Rechts-Gelehrte, auch für Freunde der ſächſiſchen Statiſtik bearbeitet, von *Chriſtian Gotthelf Fix.* Erſter Theil. 1806. VIII u. 148 S. gr. 8. (16 gr.) *)

Rec. freute ſich, als er die Ankündigung dieſes Werkes las, weil ihm die ältere Kirchenverfaſſung in Sachſen — ein bisher in mehreren Schriften nur theilweiſe behandelter Gegenſtand — einer ausführlichen Bearbeitung werth zu ſeyn ſchien. Nach ſeiner Meinung ſollte der Vf. von der Stiftung des Erzbisthums Magdeburg ausgehen, dann die Geſchichte der zu gleicher Zeit geſtifteten Bisthümer, Meiſſen, Merſeburg und Zeitz, abhandeln, die von den Biſchöfen in ihren Sprengeln getroffenen kirchlichen Einrichtungen bemerken, und mit dieſen allgemeinen Angaben die ſpecielle Geſchichte, wo nicht aller, doch der vorzüglichſten Parochieen und der daſelbſt vorgefallenen kirchlichen Veränderungen verbinden. Eine Arbeit, die freylich ein langes mühſames Studium und eine genaue Bekanntſchaft mit den hiehergehörigen Urkunden und anderen Hülfsmitteln erfodert. Auch die zahlreichen Klöſter müſsten, da ſie gröſstentheils mehr religiöſe, als literariſche Inſtitute waren, nach ihren Stiftungsjahren geordnet, einen weſentlichen Theil in einem dem Kirchenſtaate vor der Reformation gewidmeten Werke ausmachen. Hr. *Fix*, Privatgelehrter in Chemnitz, bekannt durch ähnliche Arbeiten, z. B. durch einen unvollendeten Abriſs der kurſächſiſchen Kirchen- und Conſiſtorial-Verfaſſung, von welchem 1795 zwey Theile erſchienen ſind; Specialtabellen von der jetzigen Eintheilung der kurſächſiſchen Conſiſtorien, Chemnitz 1800 etc., hielt es für rathſam, ſich einen in der Ausführung weniger ſchwierigen Plan vorzuzeichnen. Er behandelt in der Einleitung die Geſchichte der Sorben, liefert von S. 19 ein Verzeichniſs der Biſchöfe zu Meiſſen, und verbreitet ſich zugleich, nach der Zeitfolge der ſächſiſchen Regenten, ſo ausführlich über die Landesgeſchichte, daſs man hier nicht eine Darſtellung der älteren ſächſiſchen Kirchenverfaſſung, ſondern den Entwurf einer ſächſiſchen Regenten-, Cultur- und Handels-Geſchichte vor ſich zu haben glaubt. Wer erwartet wohl in einem dem ſächſiſchen Kirchenſtaate gewidmeten Werke eine ſo detaillirte Angabe der in Sachſen geführten Kriege, S. 30—52, eine ſo weitläuftige Beſchreibung der Univerſitätsſtiftung in Leipzig, S. 72—82, oder Nachrichten von gehaltenen Landtagen, aufgelegten Steuern, ausgeprägten Münzen, Beförderung des leipziger Handels, Streit mit der Stadt Halle wegen der Neujahrmeſſe, Anordnung der Stadtpfeifer S. 102 u. ſ. w.? Wer ſucht hier die Bemerkung S. 50, daſs man im 13 Jahrhunderte mit Heringen, Heringsfett, Kermes, Waid, franzöſiſchen und ungariſchen Weinen, Pfeffer u. ſ. w. gehandelt, daſs die Böhmen ſelbſtgefertigte Meſſer, Sicheln und Degen verkauft, daſs, nach S. 56, die Kaiſerlichen ein betheertes und befiedertes Weib im Lager bey Erfurt herumgeführt, und die Meiſſner mehrere Liebesritter caſtrirt haben? Leſer, die nur auf Unterhaltung ausgehen, und es mit der Behandlung des auf dem Titel angegebenen Gegenſtandes nicht ſo genau nehmen, werden dieſe und andere Anekdoten vielleicht ſehr genuſsreich finden.

Zum Beweis, daſs Rec. vorliegende Schrift nicht obenhin geleſen hat, mögen hier folgende Bemerkungen ſtehen: Nach S. 2 ſollen die *Hermunduren* ausgewandert ſeyn, um den Sorben Platz zu machen. Dieſs iſt nicht wohl glaublich, wenn man auch nicht weiſs, wohin ſie eigentlich gekommen ſind. Höchſt wahrſcheinlich wurden ſie von den Sorben überwältigt, und ihr Name verſchwand. Dieſs iſt *Schlüzgens* Meinung, in der Hiſtorie der Sorbenwenden, diplom. Nachleſe II, 177. Ebendaſelbſt ſagt der Vf.: die Sorben befanden ſich auf einer weit höheren Stufe der

*) Wir halten uns verpflichtet, die Recenſion des erſten Theils eines Werkes hier nachzuholen, deſſen zweyter und dritter Theil bereits in unſerer A. L. Z. 1808 No. 149 beurtheilt worden iſt.

Digitized by Google

Cultur, als die Deutſchen, und S. 4 rühmt er ſie wegen ihrer Klugheit und Lebensweisheit. So ſtellen auch andere Neuere die Sorben in einem zu günſtigen Lichte dar, und *Leonhardi* zählt ſie in der Geſchichte der Stadt Leipzig S. 3 ff. aus einer beſonderen Vorliebe unter die gebildetſten Völker der Erde. Daſs dieſe Darſtellung der Geſchichte durchaus widerſpricht, beweiſet *Helmolds Chronicon Slavorum*. *Adelung* ſagt daher (Director. der ſüdſächſ. Geſch. Einleit. S. XXX f.) mit allem Recht: „Die Slaven waren eines der ungebildeteſten Völker, wie unter andern auch aus den Menſchenopfern erhellt — —. Ihr Handel war groſsentheils, wo nicht durchaus, auf Raub gegründet. Mehr als ein Schriftſteller nennt ſie *foediſſimum hominum genus*.“ Daſs die S. 16 genannten ſlaviſchen Gottheiten in Sachſen verehret worden ſind, kann nicht beſtimmt geſagt werden; wenigſtens wird *Radegaſtus* von Helmold am angeführten Orte *Obotritorum numen*, und *Zwante wit* von Ebendemſelben *deus terrae Rugiorum* genannt. So ward *Prono* in Niederſachſen und Holſtein, *Trigla* gröſstentheils in Pommern (in Sachſen unter dem Namen *Dziwanna*) verehrt. Auch fehlen einige ſlaviſche Götter, z. B. *Zuttiber*, *Morzana*, wovon der Pagus *Morizani* in der Gegend von Magdeburg und das Dorf *Marzahne* in der Gegend von Wittenberg den Namen führen, *Luariſci*, nach Dithmar eine Gottheit der Liuticier Slaven u. ſ. w. Den lehrreichen Aufſatz über die Bekehrung der Sorbenwenden in Sachſen, in *Kreyſigs* Beyträgen VI, 52 — 121, hätte der Vf. zum Grunde ſeiner Arbeit legen ſollen. Er verbreitet ſich ausführlich über die Entſtehung und Ausbildung der ſächſ. Kirchenverfaſſung, und ſtellt die nach und nach geſtifteten Klöſter in chronologiſcher Ordnung auf. — Wenn es S. 12 heiſst: Karl der Groſse zwang die Sorben zur Erbauung zweyer feſten Schlöſſer im Anhaltiſchen unweit Halle, und zu *Magdebron*, einem Dorfe unweit Leipzig: ſo iſt dieſs eine ganz irrige Auslegung des Chronic. Moiſſiacenſ. ad ann. 806: „*Mandavit eis rex Karolus aedificare civitates duas, unam in aquilone parte Albiae contra Magadabourg, alteram vero in orientalem partem Salae ad locum, qui vocatur Halla.*“ Hier iſt nicht von einfachen Schlöſſern, ſondern von befeſtigten Städten die Rede; die eine ward nicht zu *Magdeborn* bey Leipzig, ſondern in der Gegend von *Magdeburg* an der Elbe errichtet. Daſs nach S. 15 K. Heinrich I um das Jahr 922 die alte Burg bey Leipzig angelegt, und angefangen habe, den Ort in eine Stadt umzuſchaffen, iſt aus der Geſchichte nicht erweislich. Nur von der Stadt Meiſſen kann dieſs geſagt werden. — S. 19 beginnt der erſte Theil: *Von dem Bisthume Meiſſen, und der damit verbundenen Zeit- und Kirchen-Geſchichte vor der Reformation.* Eigentlich endet dieſe Geſchichte mit dem J. 1595, da der letzte Biſchof zu Meiſſen, Johann von Haugwitz, ſtarb. Die Worte: *vor der Reformation*, ſind alſo nicht genau zu nehmen. Billig hätte hier zuerſt die Stiftung des Erzbisthums Magdeburg bemerkt werden ſollen; denn dieſem waren nicht nur urſprünglich die Bisthümer *Meiſſen*, *Merſeburg* und *Zeitz* unterworfen, ob ſich gleich der meiſſner Biſchof für exemt hielt, ſondern es ſtanden auch mehrere ſächſiſche Parochieen, z. B. Eilenburg, die Gegend von Halle, Delitzſch und Bitterfeld, bis zur Reformation unter dem Erzbisthum Magdeburg. Dieſer Stiftung iſt aber mit keinem Worte gedacht. Eben ſo ſollte im zweyten Theile der Biſchof zu Brandenburg nicht übergangen werden, deſſen Sprengel die Gegend um Wittenberg bis Jüterbogk unterworfen war; der Vf. redet aber in der Vorrede S. VI nur von den Bisthümern Merſeburg und Zeitz, von welchen er im II Theil mehrere Nachricht ertheilt hat. — Daſs, nach S. 28, der böſe Feind dem Biſchof *Kraft* den Hals gebrochen haben ſoll, folgt nicht aus Fabricius Erzählung. Dieſer ſagt nur: Man habe ihn, nach gewaltſam geöffneter Thüre, *fractis cervicibus colore tetro exanimem* gefunden. Vom Teufel iſt hier gar nicht die Rede. In einem alten Verhältniſſe der Biſchöfe zu Meiſſen heiſst es freylich: *A diabolo ſtrangulatur*. Allein man weiſs, wie damals Einfalt oder Bosheit Verſtorbenen, welchen man nicht wohl wollte, durch teufliſche Kraft den Hals verdrehen oder brechen lieſs, wenn ſie plötzlich, vom Schlage gerührt, dahinſtarben. — Von dem in der katholiſchen Kirche ſo berühmten, über 400 Jahre nach ſeinem Tode unter die Heiligen aufgenommenen Biſchof *Benno* iſt S. 29 viel zu wenig geſagt, und nicht einmal die Hauptſchrift: *Seyffarths Officium Bennonis*, Monach. 1765. 4, bemerkt. Nach Seyffarth iſt er nicht 1016 ſondern 1010 geboren, nicht 1106 d. 16 Jul., ſondern 1107 d. 16 Jun. geſtorben. Von einer ſeiner Schriften: *Expoſitiones brevcs ſuper evangelia dominicalia*, woraus man die damalige allegoriſche Art zu predigen beurtheilen kann, hat *Leibnitz* in der Vorrede zum II B. der *Script. Rerum Brunsvic.* eine Probe mitgetheilt. — Die dem Markgraf *Conrad* S. 36 Not. beygelegten Titel waren damals nicht gewöhnlich. Conrad ſchrieb ſich Anfangs, wie die von ihm vorhandenen Urkunden bezeugen, ganz einfach: *Marchio Misnenſis*, und in den letzten Jahren: *Marchio Misnenſis et Luſicenſis*. — S. 48. *Wittigo II*, nicht Graf (eigentlich Burggraf) von Leisnig, ſondern wie *Urſinus* aus dem auf ſeinem Grabſteine befindlichen Wappen erwieſen hat, Herr von *Colditz*, brachte, auſser Noſſen, mehrere Beſitzungen, Stadt und Schloſs Pirna, Schloſs Liebethal an ſich, hatte ſelbſt über Dresden die Lehnshoheit, trieb die ſchwärmeriſche Secte der Kreuzträger aus ſeinem Gebiete, ſtarb, wie ſein Grabmal beweiſet, 1342, alſo nicht 1347, wie hier angegeben iſt. S. *Urſinus* Geſchichte der Domkirche zu Meiſſen S. 73 — 79. Dieſes an gründlichen hiſtoriſchen Unterſuchungen reichhaltige Werk, das beſonders in den beygefügten Urkunden viel zur Erläuterung der ſächſiſchen Kirchenverfaſſung beyträgt, hätte der Vf. billig benutzen ſollen. — S. 57 *Diezmanns* durch einen Meuchelmörder bewirkten gewaltſamen Tod verwirft *Adelung*, am angeführten Orte, weil ſich gleichzeitige Geſchichtſchreiber bey der Anzeige ſeines Todes des Ausdrucks: *obiit*, be-

Digitized by Google

dienen. Offenbar aber liegt bey diesen unbestimmten Angaben eine gewisse zu weit getriebene Furchtsamkeit zum Grunde. Selbst der altzellische Annalist getraut sich nicht mehr zu schreiben, als: *Fertur innocenter et improvise occisus.* Wenn man aber die bis auf kleinliche Umstände ausführliche Erzählung in *Rohteus* thüring. Chronik (Menk. S. R. G. II, 1769) liest: so fällt *Adelungs* Meinung von selbst, die auch von dem neuesten sächs. Geschichtschreiber *Weisse* in der Gesch. der kursächs. Staaten II, 35 verworfen wird. Die Grabschrift auf Diezmann ist nicht von *Dante Aligheri.* Sie ist 200 Jahre später, wahrscheinlich von dem bekannten histor. Fabeldichter, *Erasmus Stella*, geschmiedet worden. — S. 62. *Joh. von Eisenberg* ward 1342 (nicht 1347) Bischof, widersetzte sich dem Papste, der ihn dem Erzbischofe zu Prag unterwerfen wollte, feyerte 1350 das römische Jubeljahr, und vertrieb die noch übrigen Flagellanten. *Urfin.* S. 80 ff. Bischof Conrad II (nicht der Dritte) war aus dem Geschlechte der Burggrafen von Kirchberg, schrieb sich zuerst: *Von Gottes und des apostolischen Stuhls Gnaden.* Also hat diesen Titel nicht Thimo von Colditz zuerst gebraucht, wie der Vf. S. 64 angiebt. — S. 63. *Nicolaus de Misna*, aus Meissen (nicht aus Lübeck). Der ihm beygelegte Name *Ziegenbock*, ist Erfindung der Neueren. Sein Grabmal ist nicht im Kloster heil. Kreuz, sondern in der Domkirche zu Meissen. *Urfin.* S. 89. Dass er zur Erhaltung des Andenkens seiner über den Erzbischof zu Magdeburg erfochtenen Siege, das Fest des heiligen Victor in seinem Sprengel zu feyern verordnet hat, hätte billig bemerkt werden sollen. Die Nachrichten vom Bischof *Johann Hofmann* S. 65 — 71 sind gröfstentheils aus den Fragm. zur Geschichte der Stadt und Universität Leipzig (L. 1787. 8) S. 76 — 80 wörtlich entlehnt. Doch fehlt der Umstand, dass gedachter Bischof 1442 das jährlich vor Fastnachten übliche unvernünftige und unsittliche *Semperrennen* der Weiber abgeschafft hat. (Lausitz. Monatschr. 1805. St. 2). Einige bisher unbekannte Nachrichten von ihm findet man in Hn. Prof. *Ecks* Symbol. ad hist. lit. Lipsi. P. IV. (Lipsi. 1804. 4). — S. 97. *Johann von Weissenbach* führte den Tag und Nacht fortdauernden Gottesdienst in der Domkirche zu Meissen ein, ordnete wegen der Theurung feyerliche Processionen in seinem Sprengel an, und erhob die Frauenkirche zu Freyberg zur Collegiatkirche des meissner Stifts. S. 119 folgt aus *Calles* die Eintheilung des bischöflichen Sprengels in Probsteyen, Archidiaconate u. s. w. — Einige nicht von aller Härte freyzusprechende Urtheile möchte Rec. in der Ausdehnung, wie sie hier stehen, nicht unterschreiben, z. B. Vorrede S. V: „Die meisten Mitglieder des katholischen Clerus sind *vor der Welt Heuchler, und im Stillen die unmoralischsten Menschen.*" S. 11: „Der herrschsüchtige, despotische, alles unterdrückende — — scheinheilige und treulose Karl der Grofse." S. 147: „Selbst würdige Männer müssen ihrem Gewissen Sklavenketten anlegen, und zwecklose und ärgerliche Ceremonieen gaukeln." Diese letztere Bemerkung ist der Erfahrung ganz entgegen. Beynahe in allen Gemeinden hat man bey den öffentlichen Gottesverehrungen neue Gesänge und passendere Formulare eingeführt. Zwecklose und ärgerliche Gebräuche finden kaum noch in unaufgeklärten Gegenden Statt. Wenn also Prediger noch Sklavenketten tragen, oder, dass Rec. sich des vom Vf. in einer wichtigen Angelegenheit unschicklich gewählten Ausdrucks bediene, zu *gaukeln* sich gedrungen fühlen: so ist es ihre Schuld. Weise Regenten, selbst in gebildeten katholischen Staaten, verlangen diefs nicht. — Noch bemerkt Rec. einige Druckfehler — beynahe die einzigen, die ihm bey einer genaueren Durchsicht aufgestofsen sind. S. 31 st. Pruch l. *Pouch*; S. 38 not. st. Cubanitz, *Lubanitz*; S. 39 st. Jakeyn, *Jokrim*; S. 62 st. 1270, 1370. — S. 65 not. ist das Citat aus Menk. S. R. G. unrichtig angegeben. Es muss heissen: S. 676.

F. K.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. *Leipzig*, b. Dürr: *Predigt am zweyten Bufstage des Jahres* 1806, in der Thomaskirche zu Leipzig gehalten, und auf ausdrückliches Verlangen dem Druck überlassen, von D. *Joh. Georg Rosenmüller*, Superintendent. 24 S. gr. 8. (Zum Besten der Armen im Erzgebirge. 3 gr.) Nach dem vorgeschriebenen Texte: Klagel. Jerem. 3, 23 ff., hat der würdige Greis, der noch mit jugendlicher Kraft für's Gute thätig ist, die Wahrheit abgehandelt: *Wozu uns die Erfahrung der göttlichen Hülfe bey den gegenwärtigen Zeitläuften ermuntern soll.* 1. *zum demuthigen Dank gegen Gott*; 2. *zur ernstlichen Besserung unseres Sinnes und Wandels*; 3. *zum Vertrauen auf Gott wegen der Zukunft.* Plan, väterlich und herzlich, in einer kunstlosen, aber eben weil das Herz, das so liebevolle, wohlwollende Herz eines der ehrwürdigsten Manner unserer Zeiten, spricht, sehr beredten Sprache, trägt er zwar nicht etwas auffallend Neues, aber besonders für unsere Zeiten etwas sehr Beherzigenswerthes vor. Die Tage der Noth, unter der das Vaterland seufzte, die Hülfe, die Gott durch eine reichliche Erndte, durch die Abwendung des dem Vaterlande so nahen Krieges sandte: diefs und Mehreres wird hier sehr gut zu dem angegebenen Zweck benutzt. Derjenige besonders, der Zeuge jener Noth und dieser Hülfe war, wird nicht ohne die innigste Rührung diese Predigt lesen, und jeder Gutdenkende wird sich freuen, wenn er hier so lebhaft, aber sehr wahr, von den herrschenden Fehlern unseres Zeitalters, besonders von der empörenden Selbstsucht und von dem schändlichen Eigennutz, sprechen hört. Zwar ist es diesem würdigen Manne, so wie dem edlen *Reinhard*, zum Vorwurfe gemacht worden, dass sie in ihren Vorträgen gelegentlich diesen Eigennutz und besonders den Wuchergeist kräftig angreifen. Man ist sogar so weit gegangen, zu sagen: diefs hiefse das Volk zum Mifsvergnügen aufreizen. Aber nur Wucherer konnten die vernünftigsten, zweckmäfsigsten Belehrungen und Ermahnungen so schief deuten.

J. J.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1813.

ALTERTHUMSWISSENSCHAFT.

Göttingen, b. Dieterich: *Über den altdeutschen Meistergesang.* Von *Jacob Grimm.* 1811. 194 S. 8. (21 gr.)

Der Streit zwischen Hn. *Jac. Grimm* in Cassel und Hn. *Docen* in München, zwey sehr schätzbaren und bereits um die Geschichte der älteren deutschen Poesie mehrfach verdienten Forschern, ist bekannt. Es würde die Grenzen eines kritischen Instituts überschreiten, das die gesammte Literatur umfassen soll, wenn wir uns auch nur von fern auf das Umständliche der Geschichte dieses Streites einlassen wollten. Der Gegenstand desselben aber ist folgender: Hr. *G.* stellte in dem N. lit. Anzeiger die Meinung auf, „es sey falsch, wenn man die Meistersänger von den *früheren* Minnedichtern trenne, für welche Trennung man nicht einmal eine bestimmte Zeit anzugeben wisse; beide seyen identisch, ihrem Grundwesen nach, das er, Hr. *G.*, in nichts anderes, als in die bisher mehr an den Meistersängern verachtete, wie an den Minneliedern bewunderte, in keinen von beiden aber recht verstandene Künstlichkeit legen könne." Hr. *Docen* dagegen erklärte in demselben Blatte, was übrigens Hr. *G.* für „*eigens unklar* geschrieben" hält, doch nach dem eigenen Bekenntnifs des Letzteren, im Wesentlichen Folgendes: „man müsse auf die Verschiedenheit der Gegenstände des Meister- und Minne-Gesanges Acht geben, eine Form habe am Ende jeder Sang, allein das Lied für seine Gefühle, verlange eine ganz andere, wie (als) die ernsthafte Betrachtung; und wenn in den Minneliedern Wohllaut herrsche: so sey in den Meistergesängen strenges Bauwerk wahrzunehmen, daher die Form anlangend, jene sich in harmonischen Weisen darstellen, diese in beschlossenen Strophen. Hr. *G.* möge einmal für seine Meinung in der ganzen Sammlung der Minnedichter von Veldeck an ein Lied aufweisen, das mit den Meistersängen eines Frauenlob oder Folz *formell* übereinkomme; und finde sich etwa Ähnlichkeit: so sey sie gewifs zufällig, und was später Verabredung und Regel, früherhin nur eine Zierde der Kunst." Auf diese Einwendungen, die unseres Erachtens mit dem einzigen Beweis, dafs auch die süfsesten Minnelieder, die wir besitzen, keineswegs *Producte der freyen Natur und des ritterlichen Sinnes*, sondern nichts mehr und nichts minder als *Schularbeiten eines nach Regeln gelehrten und an sie gebundenen Meistersängers* sind, wären niedergeschlagen worden, zieht hier nun Hr. *G.* in einem eigenen, enggedruckten und reichhaltigen Buche mit allen Waffen *a priori* und *a posteriori* zu Felde, und beweis ungemein Viel, und ungemein viel Neues und der Literatur Ersprieſsliches; nur das einzige, was er beweisen sollte, und worauf Alles ankommt, beweist er nicht, und freylich scheint auch ein solcher Beweis ein für allemal unmöglich zu seyn. Denn man vergleiche nur (was der Vf. für sich ohne Zweifel auch gethan hat, aber dessen Unterlassung er in seinem Werke aus polemischer Klugheit mit, wo wir nicht irren, Mangel an Zeit oder Raum entschuldigt) die abgeschmackten Producte der Meistersänger mit den jedes zartfühlende Herz mit einem leisen Zauber ergreifenden Aushauchungen der Minne, einer Art von Liebe, die jetzt bey ganz veränderten Verhältnissen und Sitten gar nicht mehr gedenkbar ist, und wodurch der deutsche Jüngling eben so in ein deutsches, wie durch Gesners Idyllen in ein griechisches, Arkadien hineingewiegt wird! Wer kann noch einen Augenblick anstehen, von *diesen* Minnesingern *diese* Meistersänger in keinem Falle abstammen zu lassen? Wir wollen hier nicht die zum Lachen reizenden sogenannten Pausen der Letzteren zum Beweise anführen, wie z. B.:

Ach!
Was hab' ich, o Herr, begangen!
Meine Sünden sind zu grofs,
Meine Glieder liegen blos,
Herr! nach dir steht mein Verlangen!
Wach!
Dú, mein Gott, und hilf nun mir,
Dafs ich bleibe stets bey dir,
Lindre du mir meine Schmerzen,
Denn ich bin von ganzem Herzen
Schwach!

Ja wohl, von ganzem Herzen schwach! Es ist hinlänglich, einen einzigen *Bar*, in welchem es wahrlich der Meistersänger mit seiner Gottesfurcht gewifs eben so ernstlich gemeint hat, wie der Minnesinger mit der zarten hohen Treue zu der Dame seines Herzens, mit dem Liede eines wahren Minnesingers zusammenzustellen. Hier also zuerst der *Bar* des Meistersängers, welchen uns der sel. *Häfslein* (vermuthlich aus Hanns Sachsens eigener Tabulatur) in *Bragur* III S. 65 und 66 mitgetheilt hat:

Erstes Gesätz.

Wer seine Hoffnung hat auf Gott gesetzet,
Derselbige wird nicht zu Spott,
Ja, dessen Glaub niemalen wird verletzet,
Dem hilft der fromm und liebe Gott. †
Hingegen aber der, so sein Vertrauen
Nicht setzen will in Gottes Macht,

Der kann nicht anders, als er mufs auf Sande bauen,
Und wird von jedermann verlacht. †

Abgefang.

Dann, weilen er hat feinen Gott verlaffen,
Und feinen Abgott fucht,
So bleibt er fort verflucht
Und will ihn Gott auch hier mit nichten faffen,
Ja läfst ihn billig finken,
Auch für fich felbft ertrinken.
Darum, o Chriſt,
So klug du biſt;

Schlufsfoll.

Befleifse dich auf Gott allein zu hoffen,
So gehts dir hier und dorten wohl,
Und wirſt es haben ewig wohl getroffen,
Und fey des Himmels Freuden voll. †

Iſt in dieſem ganzen Weſen wohl nur ein Gran Geiſt und Gefühl? geſchweige ein ſo zartes, und ein ſo tiefes Gefühl, wie in den erſten beſten Strophen eines tugendlichen Ritters, der *„das Cruze dur Got an ſich hat genommen“*, oder der *„ſo gar herzeclichen minnet, und die fueſſe ane Wenken zallen Zîten, beide in herze und ouch in ſinne tregt,“* und wenn er auch Kaiſer wäre, wie *Heinrich*, ſich erklärt,

ich mich ir verzige, ich verzige mich è der crone!

Das ſind Gedanken und Worte, aus treuer, zarter, liebender Seele gefloſſen, und ſchön, und jedes menſchliche Herz anſprechend, ſie mögen in Proſa, oder in irgend einem Modell alter proſodiſcher Form eingedrückt ſeyn! Nimmt man noch dazu die Heiligkeit dieſer Liebe, denn

Minne wart nie bi den fünden vunden!

ſingt *Margrave Otto von Brandenburg mit dem Pfile:* ſo hat man den vollſtändigen Schlüſſel und die Grenzlinie, wo jeder andere Dichter von dem *wahren Minneſinger* abzuſcheiden iſt. Es wäre freylich höchſt abgewandelt von jeder richtigen Anſicht, wenn man unter *ſolchen* Minneſingern alle diejenigen begreifen wollte, die der pariſer Codex enthält, und die uns die ehrwürdigen Deutſchen, *Bodmer* und *Breitinger*, zwar nicht mit der, oft lächerlichen, philologiſchen Mikrologie des 19 Jahrhunderts, aber mit deſto wahrerem Gefühl für das Schöne und für das Deutſche, zuerſt mit hoher patriotiſcher Freude dargereicht haben. Allein — *quandoque bonus dormitat Homerus!* Überſehen iſt es wohl von ihnen, nicht Abſicht, wenn ſie auch ſolchem ſchmutzigen Zeuge, das als wahrer Antipode alles Minnegeſangs anzuſehen iſt, wie den gemeinen Zoten eines *Nithart* und Conſorten, Platz und Eingang geſtattet haben, ſo ſehr es übrigens (denn wie froh wären wir, wenn uns *Ofried*, weniger zartfühlend, auch die *cantilenas obſcoenas* ſeiner Zeit, von denen er ſpricht, gerettet hätte) in Hinſicht der Sprache und Geſchichte mit Dank zu erkennen iſt. Allein kein Codex, er mag Namen haben, wie er will, mithin auch nicht der pariſer, kann uns den Begriff des *Minnegeſangs* für ſich beſtimmen. Sie alle insgeſammt, unter denen Rec. den jenaiſchen, den weingartner und den colmarer ſelbſt an Ort und Stelle eingeſehen hat, ſind nichts anders als willkührliche Sammlungen, ohne hiſtoriſche, ohne philologiſche, und was das Wichtigſte iſt, ohne die mindeſte äſthetiſche Kritik und Anordnung. Dieſes dreyfache Licht hat erſt das gebildetere und ſicherere Gefühl, und die mühſame Forſchung und Vergleichung ihrer deutſchen Nachkommen hineinzubringen. So wollen wir denn auch unſere Pflicht vollſtändig erfüllen, und weder *puri puti Philologi* noch *Hiſtorici* ſeyn, ſondern dem edlen, geiſtreichen, durch ein zartes und heiliges Gefühl emporgetragenen wahren *Minneſinger* gegen den elenden, geiſt- und herzloſen Sylbenzähler von Meiſterfänger, aus welcher Zone und Zeit er immer auch ſey, Gerechtigkeit widerfahren laſſen.

Freylich gehört dazu mehr als bloſse Sprachkenntniſs, die noch überdieſs nicht einmal eine lebendige Kenntniſs iſt, wenn ſie nicht in demſelben Volke, und an derſelben Stelle, wo einſt dieſe merkwürdigen Früchte des ſchwäbiſchen Kaiſerthums aufſproſsten, auf irgend eine Art kann vergegenwärtigt werden. Es gehört dazu auch Kenntniſs des wahren Poetiſch-Schönen, und nicht einmal dieſes *in abſtracto*, ſondern, um es gerade heraus zu bekennen, eines Herzens, das genau für dieſe Gefühle offen iſt, kurz die *Blumenzeit der Liebe*; wer in dieſer nicht die Minneſinger lieſt, oder geleſen hat, der ſoll uns mit allen Commentaren über ſie eben ſo ſehr verſchonen, als ein *Franz Horn* Jeden, der *Geſsners* Idyllen in gleicher Periode las, mit ſeinem kahlen Urtheil über ihn, die Zierde der Nation! —

Wie unübertrefflich ſüſs klingt es in Ohr und Herz, wenn der *Herzoge von Anhalt* in altſchwäbiſcher Mundart ſingt:

Sta bi! la mich den wint anweien,
Der kumt von mines herzens kiuniginne!
Wie mocht ein luft ſo ſueze draien,
Ern wer al uht und uht vil gar ein minne!

Glaubt man freylich *à la Tiek* dem jetzigen Hochdeutſchen dieſen ſchönen Ausfluſs eines liebenden Herzens nur dadurch zu verdollmetſchen, daſs man ihm jedes altgeformte Wort in die heutige Form nach Adelungs Sprachlehre gieſst: dann verfliegt dieſer Geiſt, und muſs verfliegen. Ein *Steh bey!* (im jetzigen Hochdeutſchen baarer Unſinn!) für das alte *Sta bi*, ein *laſs mich* ſtatt *la mich*, oder vielleicht noch beſſer *la mi*, ein *anwehen* ſtatt *anweien*, ein *kommt* ſtatt *kumt*, eine *Königin* ſtatt der *Kiuniginne*, *eine Luft* ſtatt *ein luft* u. ſ. w., verderben gerade den ganzen Eindruck, und eine bloſse *Umformung der Worte*, welches dieſe Herren *Überſetzung* nennen, iſt das bitterſte Unrecht, das dieſen herrlichen Antiken widerfahren kann. Sie müſſen gar nicht mehr wiſſen, was Überſetzung iſt, und es wäre wahrlich ein Zeichen, daſs die Deutſchen ſich in einem groſsen Grade von Schwäche und Lächerlichkeit befänden, wenn die Stimme dieſer Helden der Literatur auch wirklich die Stimme der Mehrheit unter den Beſſeren des deutſchen Vaterlands wäre. Allein das Ausland laſſe ſich dadurch doch ja nicht verführen, und fange um einiger Weniger oder um einer temporären Schule willen ja nicht an, eine

Digitized by Google

Nation wieder ihres pedantiſchen Geſchmacks wegen zu verachten, die ſie kaum ſeit einem halben Jahrhundert, um ihres beſſeren und claſſiſchen Geſchmacks willen, ſchätzen gelernt hat! Hr. *G.* gehört nun unter dieſen jungen *Titanen* unſerer Literatur (wie ſie *Joh. v. Müller* nennt) keineswegs zu den Schlimmſten. Zwar ſpricht er in allen ſeinen Schriften ſchneidend ab, äuſsert ohne Rückhalt ſeine Verachtung anderer Meinungen, und zollt Schriftſtellern, die ihm das eine oder das andere Verdienſt ſtreitig machen könnten, ſeine Achtung mit groſser Mäſsigung; zwar ſchweift er in Etymologieen weit über die Grenzen des Zuträglichen hinaus; und wenn er auf das Poetiſch-Schöne geräth: ſo glaubt er davon nicht mehr in ſchlichter verſtändlicher Proſa *ſprechen*, ſondern, nach der Mode der Zeit, in myſtiſchen Bildern und Abſtractionen *ſingen* zu müſſen. Allein deſſenungeachtet iſt nicht zu leugnen, daſs in ihm eine Fülle von Gelehrſamkeit wohnt, und daſs (wenn wir einem anderen Kritiker ein hier ſehr treffendes Gleichniſs abborgen dürfen) dieſer gährende Moſt noch einſt vortrefflich werden kann, wenn er ausgebrauſt hat.

Starke Vermuthung hiezu giebt die gegenwärtige Abhandlung. Obgleich Rec. ihr in der Hauptſache durchaus nicht beyſtimmen kann; obgleich jede Stelle, wo dieſe philoſophiſch erwieſen werden ſoll, eben ſo viele Dunkelheiten als Sprünge in den Schlüſſen hat, und die Anſichten des Vfs. (ſo entzündet er auch von dem Minnegeſang ſcheint) mehr aus einem kalten Formenſtudium und ſtrenger Berechnung des Metrumverhältniſſes, als aus dem Eindruck, den die wahre Poeſie auf ein unbefangenes Gemüth macht, gefloſſen zu ſeyn ſcheinen, auch der Vf. keineswegs (wie es wenigſtens Rec. ſehr deutlich erſcheint), um die *Wahrheit* zu ſuchen, ſondern um ein, nun einmal aufgeſtelltes Thema mit aller Sophiſtik des Geiſtes und der Gelehrſamkeit zu vertheidigen, einen ſo groſsen ſchriftſtelleriſchen Aufwand macht: ſo iſt doch eben dieſe, zu den wahrſcheinlichſten, und wenn nicht den unbefangen forſchenden Kenner *überzeugenden*, doch den Nichtunterrichteten mit Macht *überredenden* Gründen herausfodernde Verlegenheit gerade die Mutter vieler neuer, mit dankverdienendem Fleiſse angeſtellter, literariſcher Nachſuchungen geweſen; und wenn Rec. von dem Gewinn, den der Freund der wahren Poeſie dadurch erhält, abſtrahirt. ſo kann er dieſe ſophiſtiſche Disputirübung in ihrer Art nicht anders als für meiſterhaft erkennen.

Schon die Anlage der ganzen Abhandlung iſt keineswegs rhapſodiſch, ſondern nimmt einen ſtrengen logiſchen, oder, wenn man will, reinwiſſenſchaftlichen Gang. Dieſs iſt ſtets erfreulich, und wenn auch nicht für das Hauptthema, doch für ſeine mannichfaltigen Zweige und Äſte fruchtbar und lehrreich. Nach einer *Einleitung*, worin er den *ſtatus controverſiae* feſtzuſetzen ſucht (aber *anticipirt*, indem er ſchon S. 24 ſagt. „Hiemit hoffe ich gezeigt zu haben, daſs ein Unterſchied zwiſchen den alten Meiſtern und gleichzeitigen Minnedichtern unhiſtoriſch ſey, ja widerſinnig, und noch vielmehr einer zwiſchen gleichzeitigen Meiſter- und Minne-Liedern, nach welchem ſich zweyerley Geſang in einer und derſelben Perſon, und in denſelben Weiſen darthun ſoll. Giebt man mir dieſes zu: ſo habe ich, ſtreng genommen, meinen Gegner widerlegt.“ Was man freylich nicht zugeben kann, weil dieſs alles, ſtreng genommen, in den folgenden Abſchnitten erſt erwieſen werden ſoll), und nach einer ſogenanten *Überſicht der Meiſterkunſt* (Meiſterſängerkunſt) *von Anfang bis zu Ende*, welches aber bloſs ein Verſuch iſt, die Geſchichte der Meiſterſängerkunſt in Perioden abzutheilen, nicht eine Überſicht der Kunſt ſelbſt, geht er auf die *inneren Beweiſe* ſeines Satzes, für die er zwey Regeln aufſtellt, und auf die erſte vier Einwendungen beantwortet, dann auf die *äuſseren Beweiſe* über, um darzuthun, daſs einige Minnelinger gleich den Meiſterſängern in einer Schule ſich vereinigt, einerley Namen geführt, einerley Töne gehabt haben, und daſs dafür die Tradition, das Zeugniſs der Schriftſteller und die Einrichtung der Handſchriften ſpreche, und beſchlieſst dann dieſe Beweiſe mit einer *geographiſchen* Beſtimmung und Geſchichte des Meiſtergeſangs. Nach einer ſolchen Menge von Argumenten ſollte man, ſcheint es, *ad naufeam* von der Wahrheit ſeines Satzes, wo nicht überwieſen, doch überwältigt ſeyn; allein dieſs iſt Hn. *G.* noch nicht genug, ſondern es werden nun auch Argumente aus dem Verhältniſs des Meiſtergeſangs zur deutſchen Volkspoeſie, zu den erzählenden und Spruch-Gedichten, ja ſogar zur ausländiſchen, namentlich der Provenzalen, der Nordfranzoſen, der Niederländer, der Skandinavier und der Engländer herbeygeholt, und das Ganze zwar nicht mit einer kurzen Recapitulation der Argumente, aber doch mit einem *zuſammengenommenen Reſultat* beſchloſſen.

Dieſs ſcheint *der Form nach* unſtreitig der Weg der gründlichſten Unterſuchung. Indeſs wenn man die einzelnen Beweiſe ſelbſt durchgeht, und ſich fragt: beweiſt das auch wirklich? — ſo fällt die Antwort gröſstentheils negativ aus. Doch iſt es intereſſant, mit Hn. *G.* zu ſtreiten; er ſetzt in dem erſten Augenblick ſtets in Verlegenheit, und Rec. bewundert den Scharfſinn und (im guten Verſtande genommen) die ſchlaue Kunſt, mit der er ſeine Argumente aufzupflanzen, und erfoderlichen Falls zu verpalliſadiren weiſs. Dieſer Kriegskünſte ſind aber durch das ganze Buch ſo viele, daſs es den Leſern unſerer Blätter, die für alle Theile der Literatur belehrt ſeyn wollen, nicht zugemuthet werden kann, über einen ganz ſpeciellen Gegenſtand der deutſchen Alterthumsforſchung eine ſo umſtändliche Recenſion, die alle jene Künſte beleuchtete, ſich aufdringen zu laſſen. Wir müſſen uns daher auf ein einziges Beyſpiel beſchränken, wählen aber hiezu dasjenige, welches gerade das Herz dieſer (wir wiederholen es) meiſterhaft-ſophiſtiſchen Streitſchrift iſt.

S. 40 nämlich und 42 erklärt ſich Hr. *G.* dahin, daſs das *trilogiſche Princip* das *Charakteriſtiſche des Meiſtergeſangs*, und ſeine Abſicht (!) ſey, dieſe *Trilogie* auch in dem Bau der *früheren Meiſterlieder*,

Digitized by Google

alſo (!!) *der Minneſinger* nachzuweiſen.“ Vor allem ſieht man ſchon, daſs das ausgezeichnete *alſo* abermals eine Anticipation des erſt zu beweiſenden Satzes und der ganzen Streitfrage iſt. Allein das darf man ſo genau nicht nehmen. Zu einer öffentlichen Disputation gehört in der That ein wenig Keckheit, und ſo ein dreiſtes Impromptu hat oft den gründlichſten Gegner aus der Faſſung gebracht.

Doch zur Sache. Die *Trilogie*, von der hier geſprochen wird, iſt durchaus nichts anderes als ein Strophenſyſtem, das, wie man aus dem oben angeführten *Bar* eines Meiſterſängers geſehen hat, aus drey verſchiedenartigen Theilen beſteht, nämlich dem *Geſätz* (oder zwey *Vorderſtollen*), dem *Abgeſang* und dem *Schluſsſtollen*. Um nun dieſer meiſterſängeriſchen Erfindung einen Anſtrich von Wichtigkeit zu geben: ſo wird in dieſen drey gezwungenen Theilen der zunftmäſsigen Meiſterlieder die myſtiſche *Trias* mit pythagoriſcher Eingeweihtheit folgendermaſsen gefunden: „Wie ſich in einem Theil der Natur (ſpricht Hr. *G.*), z. B. im Pflanzenreich, die Bildung eines Ganzen meiſtens in und durch einen ungleichen Theil *beſchlieſst*, oder deutlicher *vielleicht*, der zuletzt hinzutretende Schluſsſtein eine ungleiche Zahl macht: ſo entwickelt ſich hier in der Poeſie aus zweyen gleichen Sätzen ein dritter ungleicher *nach einer innerlichen Nothwendigkeit*. Folgte ein zweyter gleicher Satz unmittelbar auf den erſten und weiter nichts: ſo würde das Ganze leer, matt und unfruchtbar erſcheinen; folgte aber in dem zweyten ſelbſt ſchon ein dem erſten ungleicher: ſo würde das Ganze *unempfänglich* ſeyn (!?). In dem erſten Falle wäre keine Ruhe, kein Schluſs, ſondern unendliches Schwanken (?); im zweyten würde der Reiz des letzten als des neuen Satzes immer über den alten ſiegen, und deſſen Wirkung in ſeine hinüberziehen, folglich vernichten (!). Da aber das Weſen der Poeſie auch in ein *gemüthliches Gleichgewicht* geſetzt werden muſs, und weil das Folgende nur in dem Vorausgehenden erklärt werden kann: ſo kommt der erſte Satz zweymal, damit er Stärke gewinne, *den dritten zu zeugen, zu tragen*, und ſelber neben ihm zu bleiben (!). Es iſt auch, als ob mit einem Mal die poetiſche Luſt an der gewonnenen Weiſe noch nicht erſchöpft ſey, als daſs man den Satz ſchon fahren laſſen könne, oder als ob erſt in ſeiner Wiederholung, da das *Anheben* gleichſam zu frey und ſorglos geweſen, das Neue in mehr Bedächtigkeit vorbereitet werden könne.“ Welch ein vornehmer Erklärungsverſuch zu einer gemeinen Sache! Und wie dunkel! Hr. *G.* ſcheint das ſelbſt zu fühlen, indem er fortfährt: „man erkläre *paſſender* und *deutlicher*, was man *leichter fühlen wird*“ (als, ſollte wohl der Gegenſatz ſeyn, zu deutlichen Begriffen bringen kann, an denen es freylich hier ganz allein gelegen iſt, und ohne welche die allergelehrteſte Abhandlung uns durchaus nicht zu einem wahren Reſultat führen wird), „aber *die Wahrheit des Grundſatzes* (der Trilogie, verſteht ſich) ruht auf dem *Element des Volksgeſanges* und *Tanzes*, wo (in welchen) *immer* (?) der erſte Theil wiederholt wird, bevor er ſich in ein *Trio* auflöſen kann.“ Löſen ſich denn alle *Volksgeſänge* in ein *Trio* auf? Das iſt Rec. eine Neuigkeit. Und ſelbſt die Tänze? Welch ein Unterſchied in ihnen! — Ja, Rec. iſt ſogar der Meinung, daſs das Trio nichts weniger als den eigentlichen Volkstänzen angehöre, vielmehr eine ſpäte Erfindung gebildeter Stände ſey, ſo wie die Menuet, der es eigentlich angehört. Auch erfodert das Trio ſelbſt bey weitem zu viele Kunſteinſicht und Kunſtvorſicht, um es der natürlichen Erfindung des Volkes zuzutrauen. Überdieſs ſteht die Menuet, ſo ſehr ſie in den neueſten Zeiten, durch die Macht der Mode, verachtet iſt, in Sinn, Geiſt und Ausführung nicht nur den Reihentänzen, die hieher gar nicht gehören, ſondern den eigentlichen Liebestänzen, ſowohl dem deutſchen κατ' ἐξοχὴν, und dem ſchwäbiſchen und fränkiſchen Dreher oder Walzer, deſsgleichen auch dem wiener Langaus, als dem franzöſiſchen ſogenannten Contretanz, der Angloiſe, der Ecoſſoiſe u. ſ. w., bey weitem vor; und es iſt noch eine groſse Frage, ob ſie, die einen ſo ernſten, ſchuldloſen, in allen Schranken der Zucht und der gefühlteſten Achtung gehaltenen Charakter ausſpricht, trotz ihrer franzöſiſchen Benennung, nicht vielmehr eine Erfindung der deutſchen hohen Ritterſtände des 15 oder 16 Jahrhunderts geweſen iſt. Hier nun könnte Rec. Hn. *G.* mit ſeiner Hypotheſe entgegenkommen. Nur fehlt es, ihm wenigſtens, noch an Beweiſen, daſs das Trio *urſprünglich mit der Menuet verbunden war*. Die älteſten Menuette, die Rec. beſitzt oder beſeſſen hat, haben gerade gar kein Trio, ſondern bewegen ſich für ſich ſelbſt. Überhaupt aber hat das Trio, ſo viel Rec. weiſs, ſeine Benennung keineswegs daher, weil es ſich wie ein *dritter* Theil zu der Menuet und ihren zwey muſikaliſchen Perioden verhält, was auch in der That nicht der Fall iſt, ſondern weil darin *drey* Hauptſtimmen oder drey Hauptinſtrumente, wie die Flöte, Violine und Violoncell gegen einander concertiren. Wenn nun dieſes Concertiren zu gleicher Zeit und in demſelben *Trio* geſchieht: ſo kann überhaupt von keinem *Auflöſen in ein Trio* die Rede ſeyn.

(*Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.*)

FORTSETZUNGEN.

Wien, b. Schaumburg u. Comp.: *Archiv für Geographie, Hiſtorie, Staats- und Kriegs-Kunſt.* Dritter Jahrgang 1812. July bis December. 513 — 630 S. 4. (Der Jahrgang 3 Rthlr.) (S. die Rec. J. A. L. Z. 1812. No. 208.).

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

ALTERTHUMSWISSENSCHAFT.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Über den altdeutschen Meistergesang.* Von *Jacob Grimm* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Abgesehen von diesem nicht sehr haltbaren Erklärungsversuch, so ist die Absicht des Vfs., zu beweisen, dass in den Minneliedern so gut wie in den Meistergesängen das von ihm aufgestellte trilogische Princip vorhanden, und dass mithin die *Minne-* und *Meister-Gesänge* ganz identisch seyen, und kein wahrer, sondern nur ein eingebildeter Unterschied zwischen ihnen obwalte. Hier müssen wir vor allen Dingen darauf aufmerksam machen, dass dieser Schluss nur alsdann aus seinen Prämissen erfolgen würde, wenn der Obersatz *Allgemeinheit* hätte. Allein eben daran gebricht es ihm. Denn unmittelbar darauf macht der Vf. schon selbst die merkwürdige Beschränkung, „dass *nur funfzig Liederweisen* (mithin nicht einmal *Lieder*, deren es also noch weit mehrere seyn können) *der manessischen Sammlung* nicht recht unter die aufgestellte Regel (der Trilogie) passen." Wenn also *nur funfzig Liederweisen* (d. h. Versarten) *der Minnesinger* nicht unter die *Versarten der Meistersänger* passen: so ist ja schon *eo ipso* eingestanden, worum sich der ganze Streit dreht, dass *wenigstens* 50 *Formen der Minnesinger* noch vorhanden sind, die ausser dem geist- und herz-reichen Inhalt beweisen, dass es wirklich Minnesinger giebt, die sich auch in der freyeren und geistreichen *Form ihrer Gedichte* von den geisttödtenden Formen der Meistersänger unterscheiden, und dass mithin *diese Minnesinger* ganz gewiss *keine Meistersänger* sind. Diesem Schluss gegen ihn sucht zwar Hr. *G.* kurz darauf dadurch zu begegnen, dass er meint, die Ausnahme hebe die Regel nicht auf, und es gebe auch bey den (spätern) Meistersängern Ausnahmen. Allein hier tritt dieser Fall nicht ein. *Funfzig Ausnahmen* sind etwas anders als *Eine*, und schon im Stande, eine aufgestellte Regel als unstatthaft anzuerkennen. Auch lässt sich bey den *Meistersängern* entgegenhalten, dass, wenn sie andere Lieder und Weisen dichteten, als ihnen die Schule vorschrieb, sie in diesem Falle selbst keine Meistersänger sind; wie denn der berühmteste und fruchtbarste aller Meistersänger, *Hanns Sachs*, gerade seine Meisterlieder ausdrücklich verbot drucken zu lassen, und wir mithin in den fünf Folianten seiner wirklich gedruckten Werke keineswegs den *Meistersänger*, sondern den *freyen Dichter der Natur* hören, um welches willen *Goethe* ohne Zweifel (nicht aber um seiner, des Drucks von ihm selbst nicht werth gehaltenen Meisterlieder willen) ihn einst *unser aller Meister* genannt hat (S. *Gräters Bragur.* III, S. 60).

Übrigens hat Hr. *G.* die 50 Liederweisen nicht aufgezählt, und er giebt es vor der Hand selbst nur für eine *Behauptung* von sich aus, die merkwürdig sey, *wenn* sie erwiesen werden *könne*; ja er setzt noch zu der Zahl ein *vielleicht!* (nur 50) hin. Indess geht er muthig an diesen beschwerlichen Erweis. Rec. ist ihm mit der grössten Aufmerksamkeit, und mit der Feder in der Hand und den Minnesingern zur Seite, Schritt für Schritt gefolgt; allein dadurch sind auch seine Bemerkungen so angewachsen, dass er von der *umständlichen* Beurtheilung dieses Erweises gänzlich abstrahiren muss, so wichtig es auch wäre, den Vf., da er auch diejenigen Minnelieder, die er sich als Einwendung gegen seine Trilogie selbst entgegenstellt, durch manche künstliche Erklärung und Sophismen oder Paralogismen von obiger Art gleichwohl zu Meisterliedern herauszudemonstriren sucht, Schritt für Schritt zu widerlegen. Zum Beyspiel also nur einen Fall, in welchem Hr. *G.* offenbar bekennen muss, dass er die Allgemeinheit seines Satzes schlechterdings aufhebt, und dessen ungeachtet er doch standhaft dabey verbleibt. „Die manessische Sammlung, heisst es S. 49, zählt Lieder, die nur aus *zwey* zugewandten oder sich genau auf einander beziehenden Theilen zu bestehen *scheinen* (?), so dass das Ende des einen an den Anfang des anderen reicht, und nun dieselbe Reimleiter wieder hinauf gestiegen wird; *oder* auch nur so, dass alle in dem ersten Theile *aufgewandte* (?) Töne in dem zweyten ihre Bindung erreichen, sey es nun in welcher Ordnung. *Der Abgesang scheint mithin zu fehlen!*" (Er scheint es nur?? Nein, er fehlt wirklich, man mag diese Lieder mit dem Ohre oder mit dem Auge vernehmen!) Was thut nun aber Hr. *G.*, um gleichwohl, wo möglich, Recht zu behalten? Er behauptet, was wohl noch Niemanden eingefallen ist, dass der *Abgesang* in der *Mitte versteckt* (!) seyn müsse. Nun wenn er das nur wäre! Allein hier bleibt Hr. *G.* mit dem Beweise zum ersten Male im eigentlichen Verstande stecken. Doch weiss er so fein und leicht darüber hinwegzugleiten, und durch eine Berufung auf die, ihm und uns nicht bekannte damalige Musik, welche diesen Beweis, den er jetzt zu geben schuldig ist, *vielleicht liefern könnte* (!), unsere Aufmerksamkeit von einer strengen Foderung abzulenken, dass man eben den Beweis, den man erst erhalten *könnte*, wirklich schon zu haben glaubt, und

Digitized by Google

der bloſsen, ohne Beweis gelaſſenen Behauptung beyzupflichten geneigt iſt. Hiebey dreht Hr. *G.* ein ſehr einfaches Argument um, „indem gerade dergleichen Lieder, die offenbar keine meiſterſängeriſchen *Bars* ſind, ſich doch auch bey *Walthern v. d. Vogelweide* befinden, den Hr. *Docen* ſelber für einen alten *Meiſter auf dem Stuhle* anerkenne.“ „Alſo — läſst er ſtillſchweigend ſchlieſsen — „haben die Meiſterſänger nicht lauter *Bars* gemacht, alſo (ferner) beweiſt eine ſolche Anomalie, d. h. ein ganz natürlich in Gedank' und Reimkunſt ſich bewegendes *Lied eines Minneſingers* nichts dagegen, daſs ſein Vf. gleichwohl in der genaueſten Verbindung mit den Meiſterſängern, und alſo ſelbſt *Meiſterſänger* geweſen ſey.“ Allein wir erinnern Hn. *G.* an das, was er ſelbſt S. 22 anerkannt hat: „es ſey nichts gefährlicher (nämlich für die Wahrheit), als ſolche negative Beweiſe beyzubringen.“ Gerade der umgekehrte Schluſs: *Alſo ſind nicht alle Lieder des Walthers v. d. V. Meiſtergeſänge*, wäre die natürlichſte Folgerung aus Obigem. Denn wenn Hr. *G.* ſchlieſst: „Einige Lieder der Meiſterſänger ſind ſolche, die mit den *Bars* nicht übereinkommen: 1) *Alſo* haben die Meiſterſänger auch andere Lieder als *Bars* verfertigt; 2) *Alſo* ſind auch andere Lieder, die von den Bars abweichen (eben die, welche Hr. *G.* anomale und abnorme Fälle nennt), Beweis für die Meiſterſängerkunſt; 3) *Alſo können* ſogar auch Kaiſer Heinrich, König Wenzel, Conrad der Junge u. ſ. w., kurz die lieblichſten Minneſinger *Meiſterſänger* geweſen ſeyn, wenn ſich gleich keine Spur der Meiſterſängerkunſt bey ihnen befindet“ —: ſo iſt zwar der erſte dieſer Schlüſſe eine unmittelbare Folgerung, der zweyte aber keineswegs, und der dritte führt höchſtens zu einer bloſs abſoluten, ſehr unwahrſcheinlichen *Möglichkeit*, die uns zu hiſtoriſchen Beweiſen durchaus unbrauchbar iſt. Dazu kommt, daſs Hr. *G.* für dieſe ſeynſollende Anomalie gerade in den ſpäteren, d. h. in den wahren eigentlichen und ausgemachten Meiſterſängern *kein einziges Beyſpiel* anzugeben weiſs. Damit vernichtet ſich ſeine Hypotheſe in ſich ſelbſt. Denn es kann nur aus den unleugbaren Datis und Tabulaturen der wahren, bekannten und anerkannten Meiſterſänger *rückwärts auf frühere* (*ceteris paribus*, verſteht ſich) *geſchloſſen*, keineswegs aber aus den nur *ſupponirten älteren Meiſtern derſelben Art* irgend etwas als Zunftregel aufgeſtellt werden, wovon man gar kein Document hat.

Auch in den angeführten Beyſpielen S. 50 findet Rec. keinen *Abgeſang*. In dem Liede *Friedrichs von Huſen: Ich ſihe wol, das Got wunder kan etc.*, ſind die zwey letzten Zeilen in beiden Strophen:

Min frowe ſehe, was ſi mir tuo,
Da ſtat dehein ſcheiden zuo!

nichts als ein Refrain, bey dem wohl Niemand ohne den beſonderen Drang, überall Meiſterlieder zu wittern, nur im mindeſten auf einen meiſterſängeriſchen Abgeſang rathen würde, zumal da ja die *Abgeſänge* durchaus nicht aus einer *geringeren*, ſondern aus einer *gröſseren* Verszahl als die Stollen beſtehen müſſen, der Refrain aber zu den Strophen gerade im umgekehrten Verhältniſs ſteht. Das muſs Hr. *G.* ſelbſt gefühlt haben, und ſucht ihm daher S. 53 zu begegnen, indem er behauptet, der *Refrain* habe *wahrſcheinlich* (*!*) *manchmal* (*!!*) den Abgeſang gebildet. — Alſo eine neue *Möglichkeit!* Wir erwarten ja aber keine Möglichkeiten, ſondern Thatbeweiſe. Denn auf dieſe Art läſst ſich aus Allem Alles machen! Aber anſtatt daſs die Begriffe durch dergleichen Unterſuchungen beſtimmter, geſonderter, aufgehellter werden ſollten, wird vielmehr Alles verwirrt und ſo amalgamirt, daſs eine Scheidung am Ende unmöglich ſcheint. Daher iſt es kein Wunder, wenn, nach einer 169 Seiten langen, mit einem unendlichen Aufwand von Gelehrſamkeit und zahlreichen zwar literariſchen und hiſtoriſchen, aber Schein-Beweiſen, das S. 170 — 174 *zuſammengenommene Reſultat*, anſtatt uns ſicher und factiſch zu belehren, aus einer myſtiſchen Theorie der Dichtkunſt aufs Neue diejenige Hypotheſe zu entwickeln verſucht, von der wir uns, wie die bisherigen Beyſpiele erwieſen haben, nicht überzeugen können. Doch man vernehme das ſelbſt: „Was die Natur (ſpricht er) nach ihrer *Unbewuſstheit* (!) *rein und vollendet in ſich giebt* (was heiſst dieſs?), *daſſelbe ſtrebt die Kunſt frey zu erſetzen!*“ (Rec. ſtrebt dieſs zu verſtehen, verſteht aber keine Sylbe davon! In einer Note wird uns noch überdieſs geſagt, daſs die *tiefſinnige* (*!!*) *Unſchuld* (*!*) *der Volkspoeſie mit der groſsen indiſchen Sage vom göttlichen Kind Criſchna* (*!!*) vergleichbar ſey. (Wer ſollte wohl in einer Abhandlung über den Meiſtergeſang das göttliche Kind Criſchna erwarten!!) „Allein *unerreichbar ſteht ihren anfaſſenden Händen der Gipfel alter Herrlichkeit* (und Rec. beynahe die Haare zu Berge!), *dem ſie ſich kaum angenaht hat, als ſie ſchon wieder zurückweichen muſs.*“ (So? alſo die Kunſt kann die Natur nie zum Täuſchen nachahmen? nie ſich gleichſam in ſie ſelbſt verwandeln? Wenn das wahr iſt: dann jage man alle Künſtler zum H**, die *holdſelige* (*!*) Kunſt der Meiſterſänger aber vor der ganzen Zunft aller Zünfte voraus!) „*Wie es zu den Sagenelementen gehört, die ſich am weiteſten ausgebreitet* (beſäſse man doch über die *Elemente* der Sagen einen Katechismus, der uns die Sache recht verdeutlichte, denn nun kommen unbegreifliche Dinge), *daſs in der erſten und zweyten That* (über dieſe *res geſtas* oder *fortia facta* der Sagenelemente möchten wir uns in der That eine kleine Erklärung ausbitten!) *etwas Ungelöſtes* (*!!*) *und Unganzes* (*!*), *hingegen erſt in der dritten* (welches iſt dieſe?) *das Gelingen, gleichſam ein Schluſsſtein liege: ſo iſt die Trilogie* (da haben wirs!), *welche in den meiſten Liedern lebt, in dem Meiſtergeſang aufgegangen* (*!!*) u. ſ. w. Genug!

Wäre es nicht Schade, wenn ein Mann von ſo viel Gelehrſamkeit und Studium, und von einem ſo thätigen Eifer für die Alterthümer unſerer Vorzeit, wie Hr. *G.*, nicht Kraft genug haben ſollte, ſich ein für allemal von dieſem myſtiſchen Wuſte los zu machen!

W. S.

Digitized by Google

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Leipzig, b. Hoffmeiſter u. Kühnel: *Violinſchule von Rode, Kreutzer und Baillot.* Geordnet von *Baillot*, und von dem Conſervatorium der Muſik zu Paris zum Unterricht angenommen. 15 Bog. fol. (2 Rthlr.)

2) Ebendaſ.: *Exercices pour le Violon dans toutes les Positions et 50 Variations sur la Gamme. Supplement de la Méthode du Violon par Rode, Kreutzer et Baillot.* 9 Bog. fol. (1 Rthlr. 8 gr.)

Als ſich vor einigen Jahren von Paris aus die Nachricht verbreitet hatte, daſs die drey Lehrer der Violine an dem Conſervatorium der Muſik daſelbſt gemeinſchaftlich ein Lehrbuch für die Violine zum Gebrauche bey dieſem Inſtitut ausarbeiteten: ſo wurde nicht bloſs in Frankreich, ſondern auch in Deutſchland die Erwartung der Kenner und Liebhaber, wegen der allgemein anerkannten Virtuoſität der Vff., nicht wenig geſpannt, und der Erfolg hat gezeigt, daſs man ſich in der Erwartung einer vorzüglichen Unterrichtsmethode auf dieſem Inſtrument nicht täuſchte. Im Jahre 1803 erſchien dieſes Lehrbuch, nachdem es ſeiner Beſtimmung würdig befunden worden war, zu Paris unter dem Titel: *Méthode de Violon, par les Citoyens Baillot, Rode et Kreutzer, membres au conservatoire de Musique, rédigée le C. Baillot, et adoptée par le conservatoire pour servir à l'étude dans cet établissement.* — Die hoffmeiſter- und kühnelſche Muſikhandlung verdient den Dank des deutſchen muſikaliſchen Publicums, daſs ſie für die allgemeinere Verbreitung dieſes nützlichen Werkes in Deutſchland, mittelſt einer Überſetzung deſſelben, geſorgt hat.

Der theoretiſche Theil dieſer Violinſchule, in welcher die Kenntniſs der muſikaliſchen Zeichenlehre (Semeiographie) vorausgeſetzt worden iſt, iſt in gedrängter Kürze dargeſtellt, deſſen ungeachtet aber enthält das Werk alles Nothwendige, welches dem Anfänger in Hinſicht auf die mechaniſche Behandlung des Inſtrumentes zu wiſſen nöthig iſt, und überdieſs noch treffliche Winke für die höhere Schule der Kunſt. Vorzüglich zeichnet es ſich dadurch aus, daſs die ſchon in der älteren italiäniſchen Schule durch lange Erfahrung erprobte Methode zum Grunde gelegt worden iſt, nach welcher der Violinſchüler, bevor er in Handſtücken, oder in anderen Gattungen der Kunſtproducte für ſein Inſtrument, geübt wird, ſo lange die Tonleiter, und zwar in allen Tonarten und in verſchiedenen Lagen der Hand, üben muſs, bis ſein Ohr an Reinheit der Intonation der Töne gewöhnt, und er zugleich im Stande iſt, einen vollen markigen Ton aus dem Inſtrumente zu ziehen. Überhaupt geht das Beſtreben der Vff. dahin, dem Schüler zuerſt zur Erlangung der nöthigen mechaniſchen Fertigkeit behülflich zu ſeyn, bevor er zu den höheren Erfoderniſſen des Ausdrucks hingeleitet wird. „Durch eine Übung (ſagen die Vff. S. 3), die auf die Principien dieſer Violinſchule gebaut iſt, werden die Schüler nicht nur alle Schwierigkeiten überwinden, ſondern ſich auch in den vollen Beſitz aller materiellen Hülfsmittel ſetzen, um ihrem Spiel die ganze Kraft des Ausdrucks zu geben, deſſen es fähig iſt. Ehe ſie ſich an den Ausdruck wagen, müſſen ſie ſich gänzlich dem Studium des Mechaniſchen widmen, um ſich mit ihm ſo vertraut zu machen, daſs ſie künftig nicht nöthig haben, mehr daran zu denken, oder zu ihm zurückzukommen. Sie müſſen eine gute Stellung annehmen, um Anmuth und Sicherheit in der Haltung des Körpers zu gewinnen; ſie müſſen auf die Bewegung der Finger und des Bogens die gröſste Aufmerkſamkeit richten, um Geſchwindigkeit und Nettigkeit zu erreichen; ſie müſſen unermüdet Tonleitern ſpielen, um rein ſpielen zu lernen, ein ſo ſeltenes und nothwendiges Verdienſt, ohne welches man ein Inſtrument zu ſpielen aufgeben ſollte. Sie müſſen die verſchiedenen Übungsſtücke in allen Lagen (Applicaturen) üben, und mit dem Griffbrete der Violine vertraut zu werden; ſie müſſen ihre Finger in langen und kurzen Trillern üben, um der linken Hand Fertigkeit zu geben; ſie müſſen ihr beſonderes Studium aus der Führung des Bogens machen, um die drey Hauptbewegungen und Charaktere in der Muſik wohl zu bezeichnen; ſie müſſen die mannichfaltigen Stricharten üben, um Mannichfaltigkeit in den Vortrag zu bringen und die Accente zu vervielfältigen; ſie müſſen ganze Taktnoten auszuhalten ſich bemühen, um den Ton wachſen und abnehmen zu laſſen, aus ihrem Inſtrumente einen vollen und markigen Ton zu ziehen, und ſich das *Forte*, *Piano* und *Crescendo*, mit einem Worte alle die Nüançen zu eigen machen, auf welchen der Ausdruck beruht. — Sind dieſe Schwierigkeiten einmal überwunden: ſo ſchreitet das Talent von ſelbſt fort, es kennt weiter keine Schranken, und wird Alles, was es werden kann."

Dieſe Stelle charakteriſirt vollkommen die ganze Einrichtung dieſes Werkes und die Grundſätze und Maximen, auf welche die Methode deſſelben erbaut iſt. Und welcher Kenner des Violinſpieles wird mit den Vff. nicht gleicher Meinung ſeyn, wenn ihm auch die näheren Nachrichten über die Fortſchritte der Schüler, die nach dieſer Methode ſeither in dem Conſervatorium zu Paris unterrichtet worden ſind, unbekannt geblieben wären!

In der Einleitung verbreiten ſich die Vff. über den Urſprung der Violine, über die verſchiedenen Charaktere, welche das Spiel dieſes Inſtruments annehmen kann, über die Fortſchritte, welche die Behandlung der Violine gemacht hat, über die Wirkungen des Genies und Geſchmacks, und über die Haupteigenſchaften des Tonkünſtlers. Die Violinſchule ſelbſt iſt in zwey Theile getheilt, von welchen der erſte von dem Mechaniſchen des Violinſpiels, und zwar insbeſondere 1) von der Haltung der Violine und des Bogens und von der Stellung überhaupt, 2) von den Bewegungen der Finger und des Bogens, 3) von der Intonation, 4) von der Lage der Töne auf dem Griffbrete, 5) von den weſentlichen Manieren (Vorſchlägen und Trillern), 6) von der Bogenführung, 7) von den verſchiedenen Stricharten, 8) von dem Tone und ſeinen Nuançen, und 9) von den Verzierungen, handelt.

Digitized by Google

Der zweyte Theil hat den Ausdruck und die Hülfsmittel deſſelben zum Gegenſtande, und handelt insbeſondere 1) vom Tone, 2) von der Bewegung, 3) vom Stile, 4) vom Geſchmack, 5) vom Takthalten, und 6) vom Genie des Vortrags.

Die vorgeſchriebenen Übungen der Tonleitern aller Tonarten in ganzen Taktnoten, S. 24 — 32, ſind mit einer zweyten Violine begleitet. Die verſchiedenen Arten dieſer Begleitung verrathen einen ſehr durchdachten Plan, und gehören wegen ihrer Zweckmäſsigkeit und wegen des Nutzens, den ſie den Anfängern gewähren müſſen, zu dem Vorzüglichſten dieſes Lehrbuches. Viele Violinſpieler würden ohne Zweifel dieſe Scalen mit einer ſchönen Stimme begleitet haben, aus welcher der Geiſt des Geſchmacks der Zeit ſpricht, um ihre Schüler ſogleich in den Zeitgeſchmack einzuweihen. Nicht ohne Grund aber ſcheinen die Vff. dieſe Einrichtung verſchmäht, und dabey alles vermieden zu haben, was bloſs auf modiſche melodiſche Formeln Bezug hat; denn dieſe Begleitung iſt ſo eingerichtet, daſs ſie auch bey jeder Abänderung des Geſchmacks Stich halten kann. Beſonders hat Rec. gefallen, daſs die mehreſten dieſer Scalen mit einer Gegenſtimme begleitet ſind, die ſich entweder dem Charakter des ſogenannten ſtrengen oder fugenartigen Stils nähert, oder wirklich in denſelben eingeht. Dieſes iſt gleich bey der erſten Übung der Tonleiter, von c dur, geſchehen, und Niemand wird dabey die Abſicht der Vff. verkennen, die durch dieſe in dem ernſthafteren und ſchwerfälligeren Stile geſetzte Begleitung den Anfänger zu nöthigen ſuchen, bey dem Vortrage ſeiner Scala den Ton voll und körnig aus dem Inſtrumente zu ziehen. Überdieſs iſt der Schüler bey dieſer Art der Begleitung zugleich genöthigt, jeden ganzen Schlag in Anſehung des angenommenen Zeitmaſses richtig auszuhalten, ohne ſich dabey aufs Gehör, oder auf die Beſchaffenheit der begleitenden Stimme verlaſſen zu können. Dieſes richtige Aushalten der ganzen Taktnoten haben die Vff. noch insbeſondere durch die Begleitung der Tonleitern von g dur, e moll und d dur beabſichtiget. Kurz, die Begleitung aller dieſer Tonleitern iſt in jeder Hinſicht ſehr überdacht und zweckmäſsig gewählt. — Die folgenden Übungen enthalten Terzen-, Quarten-, Quinten-Sprünge u. ſ. w., die in halben Schlägen vorgeſtellt ſind, und wobey die begleitende Stimme von der angezeigten Beſchaffenheit iſt. — S. 36 beginnen die längeren Übungsſtücke, die ſowohl zum Treffen der Töne und der reinen Intonation überhaupt, als auch zur richtigen Intonation derſelben in allen Lagen der Hand, beſtimmt ſind. Auch dieſe Übungsſtücke ſind durchgehends mit noch einer anderen Violinſtimme begleitet, damit das Ohr des Schülers von ſelbſt entſcheiden könne, ob er bey den verſchiedenen Veränderungen der Lagen der Hand jedesmal richtig eingeſetzt, oder ob er dabey unvermerkt mit der Hand zu wenig oder zu viel fortgerückt habe. Endlich ſuchen die Vff. den Anfänger auch mit den Doppelgriffen bekannt zu machen, und laſſen ihm die Scala theils in Terzen-, Sexten- und Octaven-Griffen, theils auch mit abwechſelnden Quarten-, Quinten-, Terzen- und Sexten-Griffen üben. Unter dieſen Übungsſätzen befindet ſich S. 54 ein Satz, in welchem die Tonleiter von c dur in lauter Decimengriffen, die in ganze Taktnoten eingekleidet ſind, geübt werden ſoll. Dieſer Übung kann Rec. ſeinen Beyfall nicht ertheilen, theils weil die wenigſten Violinſpieler eine ſo groſse Hand haben, um ſolche Decimen in der erſten oder zweyten Lage, zumal auf den tieferen Saiten des Inſtruments, und bey der Dauer ganzer Taktnoten, erſpannen zu können, theils weil die Schwierigkeit der Ausübung dieſer Decimengriffe mit dem Nutzen, den ſie im Ganzen gewähren, in keinem Verhältniſſe ſteht, theils auch weil die Erfahrung lehrt, daſs durch die dabey nöthige ſtarke und anhaltende Ausdehnung der Muſkeln die Hand zuweilen in Gefahr kömmt, Schaden zu leiden, und nach und nach, bey längerer Dauer, eine merkliche Schwäche zu gewinnen. Die drey letzten Übungsſtücke ſind dazu beſtimmt, die geſchwind abwechſelnden höheren Lagen der Hand zu üben, durch welche man in diejenige Lage gelangt, welche die höchſten Töne des Satzes nothwendig machen.

In wiefern die Überſetzung dem Originale treu geblieben ſey, kann Rec. wegen Mangel der Originalausgabe nicht beſtimmen; indeſſen läſst die Schönheit der Überſetzung vermuthen, daſs der Verfertiger derſelben nicht weniger ein Kenner der Sprache als der Kunſt ſey.

Die *Exercices pour le Violon etc.* (No. 2) machen einen Ergänzungsband dieſer Violinſchule aus, und enthalten den Verfolg der Übungsſtücke, welche die Methode der Vff. für den angehenden Violinſpieler nothwendig macht. Sie beſtehen 1) aus verſchiedenen Sätzen, in welchen Rückſicht auf alle Lagen der Hand, und zugleich hin und wieder auf Verſchiedenheit der Stricharten, genommen worden iſt; und 2) aus 50 Veränderungen über die auf- und abſteigende Tonleiter von es dur, die in verſchiedene Taktarten und in alle Arten der Taktbewegung eingekleidet ſind. Mittelſt dieſer Veränderungen wird der Schüler in dem Vortrage aller Arten von Notenfiguren geübt.

Druck und Papier iſt dem inneren Werthe des Werkes völlig gleich.

o —

FORTSETZUNGEN.

Wien, b. Schaumburg u. Comp.: *Vaterländiſche Blätter für den öſterreichiſchen Kaiſerſtaat auf das Jahr* 1812. Januar bis December. 632 S. 4. (Der Jahrgang 8 Rthlr.) (S. die Rec. des vorigen Jahrgangs J. A. L. Z. 1812. No. 162)

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

STATISTIK.

FRANKFURT a. M., b. Wenner: *Allgemeines genealogiſches und Staats-Handbuch.* LXIV Jahrgang. 1811. Erſter Band. 1811. VIII u. 936 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Unter dem Titel: *Genealogiſches Reichs- und Staats-Handbuch*, war dieſes Werk eben ſo allgemein bekannt, als ſeine hohe Brauchbarkeit für einen jeden Geſchäftsmann und für alle ſich um politiſche Verhältniſſe bekümmernden Gelehrten und Männer von Bildung erprobt war, und wir verweiſen in Anſehung ſeiner früheren Geſchichte und ſeiner älteren Einrichtung auf die Recenſion der beiden Jahrgänge 1803 und 1804 (J. A. L. Z. 1805. No. 168 u. 169). Die bekannten politiſchen Veränderungen in Deutſchland hatten veranlaſst, daſs mit dem Jahrgange 1805 (J. A. L. Z. 1807 No. 65) dieſes nützliche Unternehmen unterbrochen wurde. Deſto mehr freuten wir uns, daſs, nach der Verſicherung der jetzigen Vorrede, künftig die jährliche Herausgabe der beiden Theile wieder Statt finden würde, zumal da einige, ſeither erſchienene ähnliche Schriften die gewöhnliche Natur der Surrogate nicht verleugneten, ſondern uns die Entbehrung dieſes Handbuchs fortdauernd ſehr fühlen lieſsen. Aber unſere Hoffnung einer baldigen Fortſetzung iſt wiederum vereitelt worden. Wir wollten die Anzeige dieſes erſten Bandes bis zur Erſcheinung des zweyten verſchieben; allein da dieſer immer noch nicht erſchienen iſt, und wahrſcheinlich nicht erſcheinen wird: ſo ſäumen wir nicht länger, unſern Leſern das Erſchienene bekannt zu machen.

Es iſt natürlich, daſs es bey einem Werke von einem ſolchen Umfange von politiſchen, ſtatiſtiſchen und genealogiſchen und hiſtoriſchen Notizen dem aufmerkſamen Leſer nicht an Gelegenheit zu einzelnen Abänderungen und Zuſätzen fehlen kann. Indeſſen zeugen ſchon die, während des Drucks in Erfahrung gebrachten, und von S. 921 — 928 mit ſehr kleinen Lettern abgedruckten Verbeſſerungen von dem ſtets regen Eifer, dieſs Werk der möglichſten Vollſtändigkeit immer näher zu bringen. Wir übergehen daher die einzelnen Bemerkungen, zu welchen uns eine genaue Durchſicht des ganzen Buchs veranlaſst hat, und begnügen uns hier, auf die bedeutenden Vorzüge dieſes Jahrganges vor ſeinen früheren Brüdern aufmerkſam zu machen.

Vor allem zählen wir dahin die *verbeſſerte*, den neueren Verhältniſſen der europäiſchen Staaten und der verſchiedenartigen Familien des hohen Adels, in Deutſchland und auſserhalb deſſelben angepaſste *Ordnung im Allgemeinen.* Der vorige Jahrgang (1805) hatte, mit beſonderer Rückſicht auf die, damals noch beſtehende deutſche Reichsverfaſſung, folgende Ordnung befolgt: I Abſchnitt, *die in ſelbſtſtändigen Staaten erblich und ſouverain (monarchiſch) regierenden Häuſer*; 1 Abtheilung *die europäiſchen*, und 2 Abtheilung *die auſsereuropäiſchen Regenten.* II Abſchnitt, *die in den einzelnen Territorien des deutſchen Reichs regierenden* (oder reichsſtändiſchen) *Kurfürſten, Fürſten und Grafen*, in drey Capiteln, mit einem *Anhange, die depoſſedirten oder reſignirten geiſtlichen Kurfürſten, Fürſten und Prälaten* enthaltend, deren Lande im J. 1803 zur Entſchädigung der weltlichen deutſchen Landesherren waren verwendet worden. Den Beſchluſs machte der III Abſchnitt mit den *nichtreichsſtändiſchen fürſtlichen* und *gräflichen Häuſern*, in zwey Capiteln. — — Statt dieſer Einrichtung zerfällt nunmehr der vorliegende Band in 6 Capitel. In dem *erſten* finden wir die *gekrönten, monarchiſch regierenden Souverains ſämmtlicher Staaten von europäiſcher Cultur* (einſchlieſslich der Türkey und Braſiliens) *auſser jenen des rheiniſchen Bundes.* Das 2 Cap. zählt die vornehmſten *Monarchen der auſsereuropäiſchen Reiche* auf. Für die *Souverains des rheiniſchen Bundes* iſt das 5 Cap. beſtimmt, in welchem zuerſt das Collegium der Könige, ſodann das der Fürſten aufgeführt wird. Das 4 Cap. redet von *ehemaligen Regenten und Fürſten, welche durch die neueren Zeitereigniſſe ihrer*, theils mit Souverainetät, theils mit Landeshoheit beſeſſenen *Staaten und Länder verluſtig geworden ſind*; und zwar 1) von den vormaligen *gekrönten Souverains* (Bourbon, franzöſiſcher und ſpaniſcher Linie, Etrurien und Rom), 2) von den *Kur-* und *anderen* anſehnlichen *weltlichen Fürſten des erloſchenen deutſchen Reichs*, die ihre mit Landeshoheit beſeſſenen Reichslande gänzlich verloren haben (Braunſchweig, Kurheſſen und Oranien-Naſſau), und endlich 3) von den depoſſedirten *geiſtlichen Reichsfürſten und Prälaten.* Das 5 Cap. iſt den *übrigen weltlichen Fürſten* gewidmet, ſowohl den mediatiſirten, zuvor reichsſtändiſchen, als auch anderen in Deutſchland und in benachbarten Staaten blühenden Fürſtenhäuſern ohne Souverainetät und Landeshoheit. Den Beſchluſs machen im 6 Cap. viele *gräfliche Familien*, theils reichsgräfliche ehemals unmittelbare, theils andere, auch ſolche, die den öſterreichiſchen, preuſſiſchen und däniſchen Grafen-

Digitized by Google

ſtand haben. Die *alphabetiſche* Ordnung in den einzelnen Artikeln eines jeden Abſchnittes iſt übrigens beybehalten. — Es iſt nicht zu verkennen, daſs dieſe Ordnung im Ganzen den neueren Verhältniſſen ſehr angemeſſen iſt. Mancher dürfte vielleicht eine Abſonderung der ehemals regierenden, jetzo *ſtandesherrlichen* Familien in den Staaten des rheiniſchen Bundes von den ſchon ehemals mittelbaren fürſtlichen und gräflichen Häuſern wünſchen. Allein wir billigen dieſe Verbindung vollkommen, weil eines Theils die Vorzüge der ſtandesherrlichen Familien zu einer ſolchen Abſonderung nicht bedeutend genug ſind, und ſie auch in anderen Staaten, z. B. bey den Beſitzern der freyen Standesherrſchaften in Schleſien, ſogar in den Staaten des rheiniſchen Bundes ſelbſt, bey den panagiirten Linien regierender Häuſer, auf ähnliche Weiſe vorkommen. Anderen Theils muſs der Umſtand, ob eine erlauchte Familie zu den regierenden, oder zu den nichtregierenden Häuſern gehöre, bey der Anordnung eines ſolchen allgemeinen genealogiſchen Handbuchs allerdings die Hauptrückſicht ſeyn; und je einfacher, je weniger zuſammengeſetzt die Eintheilung iſt: deſto bequemer und brauchbarer iſt ein ſolches Handbuch zu dem ſo häufig nothwendigen Nachſchlagen. Ja wir möchten ſogar, aus denſelben Gründen, noch eine weitere Vereinfachung wünſchen, ſo daſs wenigſtens die weltlichen, im 4 Cap. aufgezählten, *ehemaligen Regenten* mit den im 5 Cap. enthaltenen *ebenfalls nichtregierenden Familien* in Einem Capitel verbunden worden wären.

Einen zweyten Vorzug dieſer Ausgabe ſetzen wir in die *typographiſche Ökonomie*, auf welche man in doppelter Beziehung Bedacht genommen hat. Einmal ſind ſehr zweckmäſsige Abkürzungen für die Andeutung der Ordensdecorationen gebraucht, deren Erklärung dem erſten Capitel vorangeſchickt iſt. Fürs Andere hat man in den Stammtafeln jedesmal, wenn bey den *weiblichen Familiengliedern* ein Gemahl, der ohnedieſs ſchon in der Genealogie ſeines Hauſes vorkommt, angezeigt wird, alle auf ſeine Perſönlichkeit Bezug habenden Prädicate, Titel und andere Notizen an erſterer Stelle weggelaſſen, und nur an letzterer vollſtändig angezeigt. Eben ſo ſind auch in Anſehung der *vermählten* weiblichen Familienglieder in den Genealogieen, zu welchen ſie vermöge ihrer Geburt gehören, blols die Geburts- und Vermählungs-Jahre (nicht auch die Tage) kurz bemerkt; dagegen iſt die vollſtändige Anzeige aller auf ihre Perſönlichkeit ſich beziehenden, genealogiſchen und Titular-Attribute in den Stammtafeln derjenigen Familien zu ſuchen, welchen ſie ſeit ihrer Vermählung angehören.

Endlich verdient der *Reichthum neuerer und neueſter Notizen*, welchen man hier antrifft, um ſo mehr eine rühmliche Erwähnung, da manche Zeitumſtände, wie z. B. der Mangel vieler ſonſt regelmäſsig erſchienener Staatskalender, das Sammeln derſelben ſchwieriger machen. Wie viel die Redaction in dieſer Beziehung gethan habe, zeigt ſich daraus, daſs, — ungeachtet der oben angeführten Abkürzungen im Druck, ungeachtet der Weglaſſung des in den früheren Jahrgängen 14 Seiten füllenden Zeitkalenders, obgleich ferner manche ältere Familienglieder, z. B. Grofsvaters Geſchwiſter, wenn ſie ſämmtlich verſtorben ſind, nicht mehr aufgezählt wurden, und endlich ungeachtet der Vermehrung mit vier früherhin nicht aufgeführten gräflichen Familien (Buol-Schauenſtein, Ledebur, Morzin und Vofs), — dieſer Band dennoch um mehr als 8 Bogen ſtärker geworden iſt, als der erſte Band des vorhergehenden Jahrgangs. igt.

Schwerin u. Wismar, b. Bödner: *Mecklenburg, in Hinſicht auf Cultur, Kunſt und Geſchmack*, von *Joh. Chriſt. Friedr. Wundemann*, Pred. zu Wahlkendorf. Zweyter Theil. 1803. VIII u. 384 S. kl. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Vf. eröffnet dieſen Band mit einigen Berichtigungen und Zuſätzen zum erſten, in welchen er vornehmlich das eingeriſſene Bauernlegen, das er ehemals zu vertheidigen ſuchte, in ſeiner Schädlichkeit darſtellt. Der folgende Abſchnitt: *Religion und Kirchenweſen*, iſt mit Sachkenntniſs, Freymüthigkeit und Wärme geſchrieben; nur enthält er zu viel Allgemeines, welches auf jedes andere Land eben ſo gut paſst, als auf Mecklenburg. Aufmerkſamkeit verdient unter andern, was S. 32 ff. von der Vervielfältigung und Entwürdigung des Eides geſagt wird. Den Landpredigerſtand ſchildert er, nicht ganz treffend, nur von Seiten ſeiner Beſchwerden und Unannehmlichkeiten. Die irrigen Angaben *Nicolai's* (Reiſ. 6 B. S. 514) von der ſogenannten katholiſchen Miſſionsanſtalt zu Schwerin werden S. 54 f. berichtiget. Auch der Aufſatz: *Schul- und Erziehungs-Weſen*, holt im Anfange zu weit aus, und geht nachher faſt zu ſehr ins Einzelne. Wenn unter gelehrten Schulen ſolche verſtanden werden, welche ihre Zöglinge zur Akademie vorbereiten: ſo ſind in beiden Herzogthümern nicht ſechs, ſondern ſieben (denn die ratzeburgiſche Domſchule gehört auch dazu) und, nach der Wiedererlangung Wismars, acht vorhanden. Vom Magiſtrat zu Friedland wird gerühmt, daſs er den drey ordentlichen Lehrern anſehnliche Zulagen gegeben habe. In den Nachrichten von der güſtrowiſchen Schule iſt ſehr viel Irriges. Hätte der Vf. mit dem Lectionsplan von 1789, aus welchem allein er ſchöpfte, die ſpäterhin bekannt gemachten verglichen: ſo würde er ſich manche Erinnerung erſpart haben. So iſt z. B. die Zahl der Religionsſtunden wirklich ſchon längſt vermindert. Niemals hat eine Claſſe, ſo viel wir wiſſen, wöchentlich nur 5 Stunden Unterricht im Lateiniſchen gehabt, ob wir gleich zugeben, daſs der alten Literatur in unſeren Zeiten, da auf Schulen Alles gelehrt werden ſoll, und das Schimmernde dem Gründlichen vorgezogen wird, oft zu wenig Zeit übrig bleibt. Die hebräiſchen Lectionen ſind ſchon ſeit vielen Jahren in Stunden verlegt, wo kein anderer öffentlicher Unterricht Statt hat, und wenigſtens eben ſo lange ſind die Franzöſiſchlernenden nicht in 2, ſondern in 3 Claſſen vertheilt. S. 63 f. wird im Gegenſatze gegen Güſtrow von Schwein erwähnt, daſs hier das ge-

Digitized by Google

ſammte Schulgeld in eine Caſſe geworfen, und nach einem feſtgeſetzten Verhältniſſe unter die Lehrer vertheilt wird; die nämliche Einrichtung aber beſteht auch zu G., und zwar ſo, daſs des Vfs. Tadel wegfällt, weil alle Lehrer gleichen Antheil haben. Was S. 77 von Schwerin gebilligt wird, daſs alle Studirenden an dem Unterrichte im Griechiſchen Theil nehmen müſſen, iſt längſt auch in G. eingeführt. Daſs die Lehrer zu G. ſämmtlich, ſo lange ſie unverheirathet ſind, von ihren Amtseinkünften anſtändig leben können, iſt in der That ſchon zu viel behauptet. Mehr angedeutet, als nach dem Leben geſchildert, iſt der traurige Zuſtand der Volksſchulen in den Städten. Von den Landſchulen wird ausführlicher gehandelt. So leicht man auch auf die Vermuthung gerathen könnte, daſs der Vf. Manches übertrieben habe: ſo würde man ihm doch damit Unrecht thun. Er hätte noch mehr ſagen können, z. B. daſs die ritter- und landſchaftlichen Dorfſchulmeiſter, wenn ſie nicht zugleich Küſter ſind, von der Gutsobrigkeit, ohne Concurrenz der Superintendenten, beliebig angenommen und entlaſſen werden, und daſs manche Gutsbeſitzer, kraft dieſes Rechts, ihre Dorfkinder wohl gar ohne allen Unterricht laſſen; er hätte auch die Zweckmäſsigkeit der Vorbereitung in dem Schulmeiſterſeminarium prüfen können u. dgl. m. Aber wird man auch nur das hinlänglich beherzigen, was er geſagt hat? — Der folgende Abſchnitt betrifft den *Handel*, den die Lage Mecklenburgs und die Landesverfaſſung begünſtigen, der aber auch mit manchen hier angegebenen, jedoch nicht unbeſiegbaren Hinderniſſen zu kämpfen hat. Dahin gehört z. B. Unentſchloſſenheit in Rückſicht auf die Schiffbarmachung der Flüſſe und Mangel an Induſtrie. Den einzigen Erwerb und die weſentlichſte Quelle des Nationalreichthums von Mecklenburg machen die natürlichen Producte des Landes aus. Getreide, deſſen Ausfuhr etwa 15000 Laſten jährlich betragen mag, Butter, Wolle, Pferde (Kenner bedauern, daſs die eigentliche mecklenburgiſche Race, die ſich durch Leichtigkeit und Gedrungenheit empfiehlt, durch fremde Beſchäler mehr verdorben, als verbeſſert, und nur noch an wenigen Orten rein und ächt anzutreffen iſt), Obſt, Hammel und Schweine ſind die vornehmſten Gegenſtände des Activhandels. Minderte ſich nur die Sucht der Reichen, überall das Ausländiſche jeder Art, auch wo es keine Vorzüge hat, dem Inländiſchen vorzuziehen, und ihre Gleichgültigkeit gegen den einheimiſchen Kunſtfleiſs: ſo würde Mecklenburg zu den glücklichſten Ländern gehören, und eine Beſchränkung der Einfuhr, welche der Vf. anräth, ganz unnöthig ſeyn. Unter den Behauptungen, die er zu Gunſten derſelben vorbringt, können wir am wenigſten den Grundſatz billigen, daſs in der Staatsökonomie und in Maſsregeln, die zur Wohlfahrt des eigenen Vaterlandes ergriffen werden, nicht Alles auf der Wage der Moral genau abgewogen werden dürfe, wenn unſere Nachbaren dieſs nicht thun. Hr. *W.* denke nur conſequent: ſo wird er finden, daſs, unter Vorausſetzung dieſes Grundſatzes, die Verbindlichkeit der Moral für den einzelnen Menſchen eben ſo gut wegvernünftelt werden kann. Hier aber iſt, unſeres Bedünkens, gar nicht von Pflichten gegen andere Staaten die Rede, ſondern die Frage muſs aus einem ganz anderen Geſichtspuncte gefaſst werden. Am Ende dieſes Abſchnitts redet der Vf. noch von dem Münzfuſse. Die Nachrichten von den *gemeinnützigen öffentlichen Anſtalten und Stiftungen* betreffen die ſtädtiſche und die ritterſchaftliche Brandverſicherungsgeſellſchaft, die Hagelſchadensſocietät, die Predigerwittwengeſellſchaft, die Gelehrtenwittwengeſellſchaft zu Roſtock, und die Wittwencaſſen der Profeſſoren und des Miniſteriums daſelbſt, die Leichengeſellſchaften, die von der Herzogin Luiſe Friederike fundirte milde Stiftung zur Erziehung junger Töchter, beſonders ſolcher, deren Väter in herzoglichen Dienſten ſtehen, die ſtädtiſche Stiftung zur Erziehung und Unterhaltung unverheiratheter Töchter bürgerlichen Standes, Stipendien für Studirende (die faſſiſchen hätten namentlich genannt, und davon ausführlichere Nachricht gegeben werden ſollen), die Convictanſtalt zu Roſtock, die halmſche Stiftung für Handwerksburſche zu Güſtrow, das Armenrecht, das Hebammeninſtitut, die Verlegung der Begräbniſsplätze auſserhalb der Wohnörter der Lebenden und die Leihbanken. Der Armenverſorgungsinſtitute erwähnt der Vf. bey den einzelnen Städten. An Arbeitsanſtalten, welche damit immer verbunden ſeyn ſollten, fehlt es faſt gänzlich. Den übrigen Raum dieſes Bandes füllen ausführliche Aufſätze über die Städte *Schwerin*, *Güſtrow*, das Reſidenzſchloſs *Ludwigsluſt* und die adeligen Wohnſitze *Wolde* und *Ivenack*. Die Äuſserungen des Vfs. über die Juden, namentlich bey Schwerin (S. 211 f.) hätten wir von einem wahrhaft aufgeklärten Manne nicht erwartet. Wenn Krämergilden ſich beklagen, daſs die Juden ihnen Schaden thun: ſo darf man ſich darüber nicht wundern. Wenn aber Hr. *W.* ſagt: „Zum groſsen Nachtheil des bürgerlichen Betriebes (in Schwerin) gereicht der Umſtand, daſs ein groſser Theil des Handlungsverkehrs in den Händen der Juden iſt; 54 ſolcher Familien genieſsen dort des landesherrlichen Schutzes und unter demſelben eines ſehr bedeutenden Wohlſtandes, indem ſie, mit dem gewöhnlichen Geld- und Schacher-Handel nicht zufrieden, ſich auch oft mit ſolchen Gegenſtänden befaſſen, die andere Bürger in ihrem Gewerbe beeinträchtigen“: ſo fragen wir ihn, ob denn die Juden nicht auch Menſchen und Bürger des Staats ſeyen, und dieſem ihre Abgaben bezahlen, ob ſie nicht eben ſo gut als Andere im Wohlſtand leben dürfen, und ob das, was in ihren Händen iſt, ſchon darum ſo angeſehen werden könne, als ſey es ſolchen entzogen, die mehr Recht dazu haben. — Lobenswerth iſt dagegen die Freymüthigkeit, womit Hr. *W.* die weitgehende Abſonderung der Stände in Schwerin und manche andere Dinge rügt; allein zuweilen iſt ſein Urtheil zu voreilig und zu abſprechend. Was er von Güſtrow's Sitten ſagt, iſt zwar im Ganzen nicht unrichtig, aber mitunter doch übertrieben. Hätte er die übrigen Städte mit gleicher Strenge behandelt: ſo würde er ihnen Vieles mit eben ſo gutem Grunde

Digitized by Google

zur Laſt haben legen können, was jetzt als Eigenthümlichkeit von G. erſcheint. Neigung zum Putz, Titelſucht und Leichtſinn ſind gewiſs in G. nicht gröſser als in Schwerin und Roſtock, wenn ſie hier gleich durch manche Umſtände modificirt werden. Nicht unzweckmäſsig iſt die Ausführlichkeit, womit von der Gemäldegallerie zu Schwerin gehandelt wird, ob ſie gleich dem gröſseren kunſtliebenden Publicum ſchon durch des Hn. *v. Ramdohr* artiſtiſche Nachrichten aus Niederſachſen (im 52 B. der N. Bibl. d. ſch. Wiſſ.) bekannt iſt. Sie iſt merkwürdig wegen des Reichthums an niederländiſchen Cabinetsſtücken. Was ſie aus der italiäniſchen Schule beſitzt, nennt Hr. *W.* eine vorzügliche Zierde der Sammlung. Gewiſs haben auch dieſe Stücke ihren Werth, beſonders für eine Gegend, welche an Kunſtwerken ſo arm iſt; allein Hr. *v. R.* hat aus ſeinem Geſichtspuncte gewiſs ebenfalls Recht, wenn er dieſer Sammlung vorzügliche Stücke aus der italiäniſchen Schule abſpricht. Wenn Hr. *W.* zwar die Ächtheit einer dem *Tizian* zugeſchriebenen Madonna dahin geſtellt ſeyn läſst; aber doch behauptet, daſs „die Schönheit und Delicateſſe in Formen und Tinten, und der Ausdruck des Geiſtes und inneren Zartgefühls, welche dieſem Künſtler ſonſt eigen ſind, ſehr gut aufgefaſst“ ſeyen, *v. R.* dagegen, „keine der bekannten Kennzeichen dieſes Meiſters“ daran findet: ſo wird man dieſem Kenner wohl beyſtimmen müſſen. Von *Denner* (hier ſteht faſt immer *Donner*) und *Findorf*, die beide in Mecklenburg lebten, werden einige biographiſche Nachrichten gegeben; der eichen hätte man eben ſo gern von *Matthieu*, *Liſiewsky* u. A., und etwas Ausführlicheres, als S. 302 f. ſteht, von dem zu früh verſtorbenen Hofmaler *Seehaſe* geleſen. Gerecht iſt übrigens der Wunſch, daſs die Gemäldeſammlungen zu Ludwigsluſt und zu Neuſtadt (über welche letztere ſich nichts Näheres findet) mit der ſchweriniſchen vereinigt ſeyn möchten. Zu den vornehmſten Merkwürdigkeiten in Schwerin gehören noch die ungemein vollſtändige muſikaliſche Bibliothek des Organiſten *Weſtphal* und die Steinſchleifmühle. In dem Aufſatze über Ludwigsluſt iſt faſt alles Kunſturtheil ſichtbar aus den *ramdohrſchen* Bemerkungen entlehnt. Die auch in dieſen gerühmte Papparbeit iſt eine Erfindung des Inſpectors *Bachmann*, der lange ein Geheimniſs aus ſeiner Kunſt gemacht hat. Daſs die dortige Capelle noch jetzt eine der vorzüglichſten in Deutſchland ſey, werden Kenner Hn. *W.* ſchwerlich zugeſtehen. Sie hat einzelne vortreffliche Künſtler und Künſtlerinnen, von denen der Vf. immer hätte genauere Nachrichten geben mögen.

Ungeachtet der Erinnerungen, welche wir uns erlaubt haben, und ungeachtet mancher anderer kleiner Unrichtigkeiten, deren Erwähnung hier nicht zweckmäſsig wäre, verdient dieſes Werk im Ganzen Lob, und der Vf. den Dank ſeiner Landsleute. Ungemiſchter würde unſer Beyfall ſeyn, wenn Hr. *W.* nicht bisweilen zu ſehr ins Kleinliche verfallen wäre, und bey Dingen ſich aufgehalten hätte, die zur Kenntniſs der Cultur, der Kunſt und des Geſchmacks in M. nichts beytragen; wenn er ferner mit ſeinen Ausrufungen ſparſamer geweſen, und dem Ganzen eine weniger willkührliche Anordnung und mehr Vollſtändigkeit zu geben geſucht hätte. Αντικλ.

KLEINE SCHRIFTEN.

Statistik. *Schwerin u. Wismar*, b. Bödner: *Mecklenburg. Ein Leſebuch den mecklenburg-ſchweriniſchen Landſchulen vorzuglich gewidmet.* 1803. VIII u. 88 S. 8. (8 gr.) Ein ganz unbrauchbares Product. Der Vf. weiſs von Landſchulen, Statiſtik und Schriftſtellerey gleich wenig, und hat ſelbſt die kleine Bogenzahl nicht füllen können, ohne unter der Aufſchrift: Regeln, wichtig und bemerkenswerth auch für alle diejenigen in Mecklenburg, welche glücklich, froh und zufrieden ihre Tage verleben wollen — allerley Sprichwörter und allgemeine Lehren beyzufügen. Viele andere Abſchnitte ſind mit trivialen aſcetiſchen Floskeln und mit bibliſchen Sprüchen verbrämt. Die Gegenſtände, welche man hier eigentlich erwartet, ſind ſehr kurz abgefertigt, das Wichtigſte iſt zuweilen vergeſſen, die Erklärungen ſind, wie die Sprache überhaupt, verworren, auch an Unrichtigkeiten fehlt es nicht.

Αντικλ.

Schöne Künste. *Leipzig*, b. Breitkopf u. Härtel: *Quartetto pour le Pianoforte avec accompagnement de Violon, Alto et Violoncelle*, compoſé par *M. G. Fiſcher*. (1 Rthlr. 4 gr.) Bey der eingeriſſenen Vernachläſſigung eines ernſthaften Studiums des Contrapunctes kann es nicht anders kommen, als daſs in den Arbeiten moderner Tonſetzer, auch bey nicht zu verkennenden Talenten, und bey allem Schimmer modiſcher Melodie, dennoch das Waſſerige, aus Mangel an einer zu wenig in einander greifenden und daher zu wenig verwickelten Harmonie, fühlbar durchſticht. Wieviel ein hinlängliches Studium des Contrapunctes, auch bey einem Tonſetzer, dem die Natur mit keinem ſich ganz vorzüglich auszeichnenden Genie begabt hat, bewirken kann, davon giebt das vorliegende Quartett einen hinlänglichen Beweis. Man findet in demſelben zwar keine hervorſtechende Originalität, keine Strahlen eines glänzenden Genies u. ſ. w.; aber man findet, bey nichts weniger als trockner und unbedeutender Melodie, eine harmoniſche Behandlung des Satzes, ein Ineinendergreifen der harmoniſchen Theile, und eine Haltung und Durchführung der einmal gefaſsten Hauptideen, die bey dem Vortrage dieſes Tonſtücks eine Wirkung hervorbringen, welche jedem Kenner nothwendig den Wunſch entlocken muſs, daſs Kunſtwerke dieſer Art von dem muſikaliſchen Publicum nicht ſo ſehr überſehen werden möchten, weil die Namen ihrer Verfaſſer nicht auf jeder Seite der Muſikkatalogen zu finden ſind.

Dieſes Quartett iſt aus F dur geſetzt, und beginnt mit einem Largo in C Takte als Einleitungsſatz, dem ein weit ausgeführtes Allegro ¾ Takt folgt. Der langſame Satz beſteht aus einem Poco adagio aus B dur im ⅞ Takte, bey welchem Rec. gewünſcht hätte, daſs ſich der Vf. da, wo die Violine den cantablen Hauptgeſang führt (z. B. von dem 8 bis zum 16 Takte), einer weniger rauſchenden Begleitung in der Clavierſtimme bedient hätte, ſo wie er überhaupt im Verfolge dieſes Satzes der unmittelbar nach einander folgenden Zweyunddreyſsigtheile, die den Charakter der Cantabeln verdunkeln, in der Clavierſtimme zu viel findet. Das letzte Allegro beſteht aus einem Rondo im ⅝ Takte.

— o —

Digitized by Google

ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1813.

MEDICIN.

Wien, b. Camesina: *Zuverläſſiges Prüfungsmittel zur Beſtimmung des wahren vom Scheintode; nebſt neuen phyſiologiſchen Erfahrungen aus der Anwendung der verſtärkten galvaniſchen Elektricität auf den thieriſchen Organismus.* Von *Joh. Ant. Heidmann*, d. Heilk. D. u. ausüb. Arzte in Wien. Mit 1 Kupf. 1804. 156 S. 8. (18 gr.)

Die Materie vom Scheintode und den Mitteln, ihn von dem wahren zu unterſcheiden, iſt bekanntlich in den neueren Zeiten ein Lieblingsthema der Schriftſteller geworden, und ſelbſt die Regierungen haben an den menſchenfreundlichen Verſuchen der Ärzte, das Lebendigbegraben zu verhüten, gleich lebhaften Antheil genommen. Der Vf. gegenwärtiger Schrift glaubt indeſſen, daſs, ſo vortrefflich auch die Vorſchriften ſind, welche zur Rettung der Menſchen nach allen plötzlichen Todesarten ergangen und anbefohlen ſind, dennoch darin noch nicht Alles gethan ſey, indem die Menſchen nach jenen Todesarten, welche auf Krankheiten erfolgen, beynahe auf gleiche Art behandelt würden, unbekümmert, ob der wahre Tod ſchon eingetreten, oder noch eine Möglichkeit zur Wiederbelebung vorhanden ſey.

D. Creve bediente ſich zwar ſchon in ſeiner zu Mainz 1793 öffentlich vertheidigten Streitſchrift: *de metallorum irritamento ad veram mortem explorandam*, des Galvanismus zur Entdeckung des Scheintodes; allein die Theilnahme der Ärzte an einer für die geſammte Menſchheit ſo wichtigen Entdeckung war wider alles Erwarten äuſserſt gering: nur Struve in ſ. Verſuche über die Kunſt, Scheintodte zu beleben, und ein Ungenannter in ſeiner Anweiſung zur Wiederherſtellung leblos ſcheinender Perſonen (Brem. 797) machten vom Galvanismus Gebrauch. Man malte die Gefahr, lebendig begraben zu werden, mit den fürchterlichſten Farben ab; man empfahl, Leichenhäuſer zu bauen; man intereſſirte die Regierungen für dieſen Vorſchlag, und lieſs ein Mittel unbeachtet, dieſe menſchenfreundliche Abſicht auf eine kürzere und eben ſo ſichere Weiſe zu erreichen. Hr. *H.* hält es daher für Pflicht, dieſen Gegenſtand wieder zur Sprache zu bringen, und die Anwendung des verſtärkten Galvanismus theils als Prüfungsmittel des wahren Todes, theils als eins der wirkſamſten Erweckungsmittel im Scheintode vorzuſchlagen.

In der Vorrede begegnet Hr. *H.* noch zwey Einwürfen, welche der Anwendung dieſes Mittels gemacht werden könnten: 1) So wie die Reizbarkeit des Muſkelſyſtems oder die Erregbarkeit eines muſkulöſen Organs für den einfachen Metallreiz oder für ein Metallplattenpaar ſchon todt iſt, und durch mehr Plattenpaare oder durch den verſtärkten Galvanismus noch in Thätigkeit geſetzt wird: eben ſo können in der Folge vielleicht noch andere Reizmittel aufgefunden werden, welche bey der Unwirkſamkeit dieſes Reizes noch Muſkelbewegungen zu erwecken im Stande ſind. 2) Der Verluſt der Reizbarkeit beweiſet noch nicht den Verluſt der thieriſchen Organiſation, oder, mit den chemiſchen Ärzten zu reden, das Aufhören der chemiſchen Verhältniſſe des Lebens im thieriſchen Organismus: denn es kann durch den Zutritt der äuſseren Bedingungen des Lebens, z. B. des in der atmoſphäriſchen Luft enthaltenen Sauerſtoffs, die Erregbarkeit erneuert, und für Reize wieder empfänglich gemacht werden.

Die Abhandlung ſelbſt zerfällt in vier Abſchnitte: I. *Von der Wichtigkeit einer zuverläſſigen Prüfungsart zur Beſtimmung des wahren Todes vom Scheintode.* Die gewöhnlichen Vorkehrungen, das Lebendigbegraben zu verhüten, reichen nicht hin, dieſen Endzweck zu erreichen. Winslow, welcher ſelbſt zwey Mal in Gefahr war, lebendig begraben zu werden, ſchlug vor, den für todt gehaltenen Menſchen an ſehr empfindlichen Theilen des Körpers, z. B. an Händen, Fuſsſohlen u. ſ. w., zu brennen, zu ſtechen und zu ſchneiden. Ja Foubert wollte ſogar eine Öffnung in die Bruſthöhle gemacht wiſſen, wodurch ein Finger eingebracht werden könnte, um damit das Herz zu berühren, und zu fühlen, ob es ſich nicht noch bewege. Allein dieſe Vorſchläge kämpfen mit ſo manchen Schwierigkeiten, daſs man ſich nicht wundern darf, wenn von ihnen wenig oder gar kein Gebrauch gemacht worden iſt. Gemeiniglich nehmen wir die im thieriſchen Organismus entſtehende Fäulniſs als das untrüglichſte Zeichen eines gewiſſen Todes an. Allein es werden mehrere Tage erfodert, ehe ſich dieſes Kennzeichen wahrnehmen läſst: die individuelle Lage der Hinterlaſſenen erlaubt es oft auf keine Weiſe, einen ihnen auch noch ſo lieben Todten ſo lange bey ſich zu behalten, bis ſich jenes Kennzeichen merklich macht, und darum erhielt der Antrag des berühmten Frank und Hufeland, Leichenhäuſer auf öffentliche Koſten zu erbauen, an vielen Orten den erwünſchteſten Eingang. In groſsen Städten, wo folglich auch die Mortalität ſehr groſs iſt, wird indeſſen dieſer Vorſchlag eben

Digitized by Google

auch mit vielen, und vielleicht unüberſteiglichen Schwierigkeiten zu kämpfen haben. (Der Vf. hat acht Einwürfe dagegen vorgebracht, wovon manche von bedeutendem Gewichte ſind.) Es iſt daher für die Menſchheit eine wichtige Sache, ſolche Prüfungsmittel aufzufinden, wodurch wir von dem wahren Tode kurz nach dem ſichtbaren Aufhören der Lebensverrichtungen ſicher überzeugt werden können, und der Vf. erwartet von der gewöhnlichen Menſchenliebe der Ärzte, und von den Gefühlen aller edlen Menſchenfreunde, von deren Willen und Thätigkeit die Ausführung verbeſſerter Einrichtungen in Staaten vorzüglich abhängt, daſs ſie einer ſo wichtigen Angelegenheit alle ihre Aufmerkſamkeit ſchenken und alles beytragen werden, damit dieſes Prüfungsmittel des wahren Todes unter öffentlicher Autorität allgemein eingeführt werde. Möchten doch die Obrigkeiten das rühmliche Beyſpiel des bremer Rathes nachahmen, welcher ſchon im J. 1798 in dem zur Rettung ſcheintodter Perſonen beſtimmten Hülfskaſten den zur Anwendung des Galvanismus nöthigen Apparat mit aufnehmen lieſs!

II. *Von der Unzulänglichkeit der gewöhnlich angenommenen Kennzeichen des Todes.* Was im erſten Abſchnitte beyläufig hierüber erwähnt worden war, das wird hier vollſtändiger aus einander geſetzt. Das Blut, als Reizmittel für die Organe des Kreislaufes, erhält dieſe Eigenſchaft nach dem Vf. theils durch ſeine Menge, Schwere, ſein Volumen, theils aus der Miſchung und Beſchaffenheit ſeiner Beſtandtheile, wovon der Sauerſtoff gewiſs einen der weſentlichſten ausmacht. In den Lungen bekomme das Blut, welches während ſeines Umlaufs durch alle Organe des Körpers und durch den darin fortwährenden Proceſs des Lebens ſeinen Sauerſtoff verloren, einen Überfluſs an Kohlen- und Waſſer-Stoff erhalten habe, und dadurch zum Venenblute und zur Mittheilung und Unterhaltung eines ferneren Lebens untauglich geworden ſey, den Sauerſtoff aus der eingeathmeten atmoſphäriſchen Luft wieder. (Die von angeſehenen Männern neuerdings bekannt gemachten Verſuche beweiſen, daſs das arteriöſe Blut in den Lungen mehr Sauerſtoff enthalte, als das venöſe, und daſs folglich jener Lieblingsſatz der neueren Chemiker nicht ſo ausgemacht feſt ſtehe, als man ſeither geglaubt hat.) Bey Gelegenheit der Behauptung (S. 32), daſs die Irritabilität als Reſultat der Thätigkeit des Nervenſyſtems zu betrachten ſey, beurtheilt der Vf. die Verſuche eines Tourdes und Circaud, nach welchen der Faſerſtoff des Blutes, der Einwirkung der voltaiſchen Säule ausgeſetzt, deutliche Zuſammenziehungen äuſsere, dergleichen die Muſkelfaſern eben erſt getödteter Thiere unter ähnlichen Umſtänden zeigen. Er lieſs, um den Faſerſtoff ſehr ſchnell von den übrigen Theilen getrennt zu bekommen, das Blut aus der Jugularvene eines Pferdes in warmes Waſſer von höherer Temperatur flieſsen, fing den Faſerſtoff mit einem Haarſiebe auf, brachte ihn mit den Endungen einer voltaiſchen Säule von dreyſsig dreyzolligen Plattenpaaren in Verbindung; allein es lieſs ſich nicht die geringſte, von der Einwirkung des galvaniſchen Agens abhängige Einwirkung auf den Faſerſtoff bemerken. Er hält dieſe Bewegungen des Blutes für bloſse Äuſserungen des Gerinnens, welche ohne alle Einwirkung des Galvanismus ſichtbar unter dem Mikroſkop werden. Hr. *H.* hätte die ſcharfſinnige Erklärung des Überſetzers von Sue's Geſch. d. Galvanism. Th. I S. 105 bey dieſer Gelegenheit mit anführen und würdigen können. — Nachdem der Vf. die Wichtigkeit der Reizbarkeit für das thieriſche Leben bewieſen, und gezeigt hat, daſs wir bey Behandlung des Scheintodes vorzüglich darauf zu achten haben, daſs auf die Reizbarkeit der zur Hervorbringung der wichtigſten Lebensverrichtungen beſtimmten Organe gewirkt werde: geht er die gewöhnlich als Zeichen des Todes angegebenen Erſcheinungen im thieriſchen Organismus durch, und prüft ihre Beweiskraft. *Stillſtand des Kreislaufes.* Daſs alle Circulation des Blutes im Herzen und den Gefäſsen durch längere Zeit gänzlich unterbrochen ſeyn könne, ohne die Fähigkeit, wieder in Thätigkeit verſetzt zu werden, auszuſchlieſsen, beweiſt Hr. *H.* aus folgenden Erfahrungen: 1) Bey chroniſchen Nervenleiden kann ein ſo heftiger Krampf die Muſkeln entweder des ganzen Organismus oder einzelner Organe auf längere Zeit befallen, daſs dadurch ihre Empfänglichkeit für die gewöhnlichen Reize und ihre Contractilität gänzlich unterdrückt, und zu aller Bewegung untüchtig gemacht wird. 2) Warm- und kaltblütige Thiere im Winterſchlafe, deren Lebensverrichtungen alle in vollkommener Ruhe ſind, äuſsern auf die Einwirkung des Galvanismus Spuren von noch vorhandener Reizbarkeit. 3) Beyſpiele von Menſchen, bey denen man während eines mehrtägigen Scheintodes auch nach der ſorgfältigſten Unterſuchung keine Spur von Blutumlauf und Athemholen wahrnahm, und die dennoch wieder zu ſich gebracht werden. Dahin gehören auch Ertrunkene und Erfrorene, welche der Vf. unter 4 und 5 (Rec. weiſs nicht warum?) beſonders angeführt hat, von welchen wir wiſſen, daſs ſie aus ihrem aſphyktiſchen Zuſtande nach langer Zeit wieder erweckt werden. Die Geſetze der Reizbarkeit ſind bey warm- und kaltblütigen Thieren die nämlichen; nur in der Dauer und Stärke dieſer Eigenſchaft findet ein auffallender Unterſchied Statt. Derſelbe ſcheint mit dem durch den Lebensproceſs in verſchiedenen Thieren entwickelten Wärmegrade im umgekehrten Verhältniſſe zu ſtehen. — Vorſichtsregeln beym Pulsfühlen an aſphyktiſchen Perſonen. — *Stillſtand des Athemholens.* Unterſuchungsarten des Daſeyns oder der Abweſenheit dieſer Lebensverrichtung durch die Flamme einer Wachskerze, eine Pflaumfeder, einen Flauſch Baumwolle, einen Spiegel, welche bey geſchloſſenem Munde vor die Naſenlöcher, oder bey zugeſtopften Naſenlöchern vor den Mund gehalten werden, oder durch ein Glas mit Waſſer, welches auf die Bruſt des horizontal liegenden Scheintodten geſetzt wird, taugen alle nichts, indem auch dieſe Lebensverrichtung mehrere Stunden, ja Tage lang gänzlich unterdrückt ſeyn kann, ohne daſs dadurch alles

Digitized by Google

Leben und die Fähigkeit zur Wiederbelebung verloren gegangen wäre. — Urfachen, warum fowohl der Kreislauf, als das Athemholen einige Zeit unterdrückt feyn kann, ohne wirklichen Tod, liegen entweder im Körper felbft, oder es fehlen die äufseren Einflüffe, welche zur Unterhaltung diefer Lebensverrichtungen unumgänglich vorausgefetzt werden, oder es find zwar alle Bedingungen des Lebens vorhanden, allein mechanifche Hinderniffe treten als Urfachen ein, welche die gehörige Einwirkung der äufseren Einflüffe zur Unterhaltung der Lebensthätigkeit auf diefe Organe hindern. — *Verluft der thierifchen Wärme.* Nicht in den Lungen ift die Quelle der Lebenswärme für den ganzen thierifchen Körper zu fuchen. Bey diefer Gelegenheit kommt der Vf. auf die noch immer unerklärte Erfcheinung, dafs bey kaltblütigen Thieren die Veränderungen, welche das Blut während des Athemholens eben fo, wie bey warmblütigen erleidet, weder gleich Anfangs mit der Entwickelung fühlbarer Wärme begleitet find, noch dafs diefe durch den Kreislauf, wo das Blut durch die Affimilation und Ernährung fo fehr in feiner Mifchung geändert wird, entwickelt werde. Der Vf. verbindet mit diefer Erfcheinung auf eine fehr fruchtbare Art die Beobachtung, dafs die Reizbarkeit bey kaltblütigen Thieren lebhafter und längere Zeit nach dem Tode vorhanden ift, und glaubt, dafs bey diefer Thierclaffe Statt jener Veränderungen, wodurch die thierifche Wärme erzeugt wird, folche vorgehen, die mit der Erzeugung jenes materiellen Stoffes verbunden find, welcher mit der elektrifchen Flüffigkeit viel Übereinftimmendes hat, und fo wie er von den Nerven als den beften Leitern für die Elektricität im thierifchen Körper aufgenommen wird, hier angefammelt bleibt, und als die Urfache der Mufkelbewegungen und felbft als Mittel zur Hervorbringung aller übrigen Verrichtungen des Nervenfyftems anzufehen ift. Nach diefer Anficht läfst fich erklären, warum die Temperatur des Körpers, auch der warmblütigen Thiere, bey ftarken, jungen und lebhaften Subjecten ftets geringer, als bey fchwachen, kranken und alten fey, bey denen die Reizbarkeit fowohl im Leben, als gleich nach dem Tode verhältnifsmäfsig mit mehr Stärke und Dauer zur Thätigkeit gereizt werden kann; warum Nervenfieber, der Typhus, die Phthifis und alle Krankheiten, in welchen die Verrichtungen des Kreislaufes vorzüglich verändert erfcheinen, und welche offenbar aus Schwäche der Lebensthätigkeit ihren Urfprung nehmen, mit fo merklich vermehrter Wärmeentwickelung und fo deutlichem Verlufte der Nervenkraft verbunden find; warum endlich bey Unterfuchungen der Leichen nach folchen Krankheiten ein fo fchnelles Verfchwinden aller Reizbarkeit beobachtet wird. — Auch diefes Kennzeichen ift trüglich: denn Scheintodte mit ganz kaltem Körper, z. B. Erfrorene, Ertrunkene, erhielten theils von felbft, theils mit fchicklicher Behandlung ihr Leben wieder; bey ftarken hyfterifchen Anfällen etc. ift oft ein ausnehmend hoher Grad von Kälte über den ganzen Körper verbreitet, ohne Gefahr des Todes; bey einer noch ziemlich fühlbaren thierifchen Wärme erfolgt doch auf Anwendung des Galvanismus keine Mufkelzufammenziehung. — *Steifheit und Unbiegfamkeit der Gelenke. — Verluft der Durchfichtigkeit und des Glanzes der Hornhaut.* Bey Erfrorenen und Ertrunkenen, wenn fie auch wieder gerettet werden, trifft man diefes Merkmal faft immer, hingegen Schlagflüffige, von vielen chronifchen Krankheiten und aus Alter geftorbene Perfonen behalten helle und durchfichtige Augen lange nach dem Tode. — Mangel der Empfindlichkeit oder Erregbarkeit des thierifchen Organismus für äufsere Reize, das Verfchwinden des *Turgor vitalis* und die Veränderung in der Farbe und in dem äufseren Anfehen der Haut, und endlich die Abwefenheit der Ab- und Aufsonderungen find zwar weniger entfcheidende Kennzeichen des Todes, verdienen jedoch Aufmerkfamkeit.

III. *Zuverläffiges Prüfungsmittel, den wahren Tod von dem Scheintode zu unterfcheiden.* Die Stärke und Dauer der Reizbarkeit eines Mufkels fteht in geradem Verhältniffe mit der Menge der in ihm verbreiteten Nerven. Nach diefem Grundfatze entwirft der Vf. folgende Ordnung der Theile in Rückficht auf die Dauer ihrer Reizbarkeit nach dem Tode: unwillkührliche Mufkeln, Schlagadern, Herz, Magen, Gedärme, Harnblafe, Mufkeln der Luftröhre, willkührliche Mufkeln, Zwergfell, innere Mufkeln der Bauch- und Bruft-Höhle, Mufkeln der unteren Extremitäten, des Halfes, des Gefichts, vorzüglich die Schliefsmufkeln der Augen und Lippen. Diefer Unterfchied in der Dauer der Reizbarkeit ift nicht unbedeutend; eine Stunde, nachdem fchon die Reizbarkeit des Herzens und der Schlagadern gänzlich erlofchen war, zeigten fich noch deutliche Bewegungen und Zufammenziehungen in den willkührlichen Mufkeln, und wieder eine Stunde nachher, als diefe Mufkeln gegen den galvanifchen Reiz ganz unempfindlich waren, zuckten doch noch die Gefichtsmufkeln, ohne dafs die voltaifche Säule verftärkt worden wäre. — Befchreibung des Apparats zum Galvanifiren. Die Tuch- oder Leinwand-Lappen, welche zur Berührung der freyen ungleichartigen Metalloberflächen beftimmt find, follen am beften von weifser Farbe feyn, weil die verfchiedenen Farben die Wirkung fchwächen können. Die Tuchfcheiben müffen, um fie von allen fetten Theilen zu befreyen, vor ihrer erften Anwendung in einer fchwachen Pottafchenlauge ausgekocht werden. Aufser der voltaifchen Säule find noch ovale Plättchen von Silber zur Belegung der Augen und Lippen, und fpirale Verbindungsketten, zu denen Draht von ungefähr einer halben Linie im Durchmeffer genommen werden foll, nöthig. — Wenn man nun die Säule in Ordnung gebracht hat: fo befeuchtet man Lippen und Augen mit Salzwaffer, verfieht fodann diefe Theile mit ihren metallenen Leitern, bringt diefe durch Ketten in Verbindung mit den Polen der Batterie, hält diefe mit der linken Hand, mit der rechten aber führt man den Verbindungsdraht abwechfelnd an den Lippen- oder Augen-Leiter, und man wird, wofern nur noch der geringfte Grad von

Digitized by Google

Irritabilität vorhanden ist, im Augenblicke der Berührung Zusammenziehungen, vorzüglich der Schliefsmuskeln der Lippen und der Augen, und bey einer etwas stärkeren Reizbarkeit lebhafte Bewegungen aller Gesichtsmuskeln wahrnehmen. Wenn nun diese Bewegungen ein Zeichen des noch wirklich vorhandenen Lebens sind: so werden sie in gleicher Stärke bleiben, und bey angewendeten schicklichen Rettungsmitteln sogar wachsen, da hingegen, wenn wirklicher Tod zugegen ist, diese schwachen Muskelbewegungen immer schwächer werden, bis sie endlich ganz verschwinden. — Sollten die Gesichtsmuskeln eine organische Veränderung durch Entzündung, Brand, durch äufsere angebrachte Gewaltthätigkeit erlitten haben, oder lange vor dem Tode gelähmt worden seyn: so hat man zur gänzlichen Sicherheit auch noch die Muskeln anderer Theile, z. B. den zweyköpfigen Armmuskel, zu entblöfsen, um ihn dem galvanischen Reize aussetzen zu können. Vor Anwendung dieses Prüfungsmittels müssen die Lippen und Augen von ihrem Schleime, der sich auch im Scheintode anhäuft und nicht selten verdichtet, mit Salzwasser gereinigt und angefeuchtet werden. Bey Erfrorenen und im kalten Wasser Erstarrten darf die Galvanisirung nicht eher vorgenommen werden, als bis der Körper einen gewissen Grad von Beweglichkeit erhalten hat. — Die wichtigsten Vorzüge des vorgeschlagenen Prüfungsmittels sind folgende: 1) Eine voltaische Säule von 20 — 25 Plattenpaaren wirkt schon mit solcher Stärke, dafs jede Entblöfsung und Verletzung eines Theils entbehrlich wird. 2) Die Stärke der Einwirkung des verstärkten galvanischen Reizes auf die belebte Muskelfaser ist weit beträchtlicher. 3) Die Wirkung erstreckt sich auf eine ungleich gröfsere Entfernung und Ausdehnung. 4) Sie dauert länger, d. h. durch die verstärkte galvanische Elektricität können noch Muskelzusammenziehungen bewirkt werden, wenn die einfache gänzlich unwirksam bleibt. 5) Die Anwendung der verstärkten galvanischen Elektricität ist theils mit viel weniger Umständen in Vorbereitung der zur Untersuchung bestimmten Theile verbunden, theils werden dabey alle jene Umstände ausgeschlossen, welche die schwache Wirksamkeit des einfachen Metallreizes aufzuheben im Stande sind. 6) Die verstärkte galvanische Elektricität dient nicht blofs als Prüfungs-, sondern auch als Erweckungs-Mittel. In dieser letzteren Absicht kommt noch folgendes Stück zu dem oben angegebenen Apparate. Eine zweyzollige Metallplatte hat auf der einen Seite einen Ring, worein eine Verbindungskette gehängt wird, auf der anderen verschiedene scharfe Spitzen, womit sie in die Haut eingestochen und festgehalten wird. Eine solche Platte drückt man da, wo der schwerdtförmige Knorpel aufhört, eine zweyte in jene Stelle des Rückgrates am Halse, welche sich oberhalb dem Anfange der Brustwirbelbeine befindet, ein, und an jede befestigt man eine Verbindungskette. Bey jeder bewirkten Verbindung der beiden Pole der voltaischen Säule werden alle Muskeln, die sich zwischen beiden belegten Stellen befinden, in Bewegungen gerathen, die sich auch bis zu den inneren musculösen Theilen der Brust, dem Herzen und den Schlagadern, erstrecken werden. Auch könnte, nach Achards und von Humboldts Versuchen, der Mund und After mit Zink und Silber belegt, und ihre wechselseitige Verbindung versucht werden. Neu ist ein dabey vom Vf. geäufserter Gedanke, dafs eine solche Verbindung zwischen Mund und After, oder zwischen Mund und Herzgrube, mittelst einer voltaischen Säule, ein vorzüglicher und zweckmäfsiger Reiz in verschiedenen abnormen Zuständen des Unterleibes, z. B. im Meteorismus, Ileus, Icterus, in der Cholera u. s. w., seyn könne. — Die gewöhnliche Elektricität, welche Kite zuerst gegen den Scheintod vorgeschlagen hat, wird in Ansehung der Wirksamkeit von der galvanischen Elektricität übertroffen: auch hat die letztere noch folgende Vorzüge vor der ersteren: 1) sie bedarf zu ihrer Erzeugung und Anwendung keines grofsen und leicht zerbrechlichen Apparats; 2) sie geht nicht ruckweise, sondern in einem ununterbrochenen Strome in den thierischen Körper über; 3) sie kann mehr, nach unserer Willkühr, in die Nerven und Muskeln geleitet werden.

IV. *Versuche und Erfahrungen, um die Zuverlässigkeit der verstärkten galvanischen Elektricität als Prüfungsmittel des wahren vom Schein-Tode zu beweisen.* Diese an Menschen und Thieren angestellten Versuche erläutern und bestätigen folgende Puncte: 1) dafs die galvanische Elektricität als der stärkste, uns bekannte Reiz auf die Erregbarkeit der thierischen Organismus, und auf die Irritabilität des Muskelsystems zu betrachten sey; 2) dafs auf die Dauer der Irritabilität von dem Augenblicke an, wo ein vollkommener Stillstand aller Lebensverrichtungen eintritt, verschiedene Umstände, z. B. das Alter der Thiere, die verschiedenen Ursachen des Todes und die Beschaffenheit der Reize, die zuvor auf den Organismus einwirkten, grofsen Einfluss haben. 3) dafs die Irritabilität an den inneren und unwillkührlichen, musculösen Theilen viel früher, als an den äufseren, und am spätesten in den Gesichtsmuskeln verloren gehe. Besonders gegen Nystens Behauptung, dafs die musculösen Organe in Rücksicht der galvanischen Excitabilität so classificirt werden müfsten, dafs das Herz die erste Stelle einnähme, sodann die Muskeln der willkührlichen Bewegung, und endlich die musculösen Organe des Verdauungssystems und der Blase mit Ausnahme der Speiseröhre, folgten.

Δρακ.

Jena, gedruckt bey Schreiber und Comp.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN

LITERATUR-ZEITUNG

ERSTER JAHRGANG.

ZWEYTER BAND.

JENA,
in der Expedition dieſer Zeitung,
und
Leipzig,
in der königlich-ſächſiſchen Zeitungs-Expedition.
1813.

Digitized by Google

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

PHILOSOPHIE.

1) Leipzig, b. Fleiſcher d. j.: *Friedrich Heinrich Jacobi von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung.* 1811. 222 S. 8. (1 Rthlr.)

2) Tübingen, b. Cotta: *Fr. W. J. Schellings Denkmal der Schrift von den göttlichen Dingen etc. des Hn. Friedrich Heinrich Jacobi und der ihm in derſelben gemachten Beſchuldigung eines abſichtlich täuſchenden, Lüge redenden Atheismus.* 1812. 215 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

3) Heidelberg, b. Mohr u. Zimmer: *Von deutſcher Philoſophie, Art und Kunſt. Ein Votum für Fr. Heinr. Jacobi gegen Fr. W. J. Schelling*, gegeben von *Jacob Friedrich Fries.* 1812. 102 S. 8. (10 gr.)

4) Landshut, b. Krüll: *Neuer cosmoaithiologiſcher Beweis von der Exiſtenz Gottes, und daſs Hr. Fr. H. Fries ſich in die Philoſophie unſerer Zeit nicht finden kann*, wird gezeigt von Dr. *Fr. v. P. Grnithuiſen.* Veranlaſst durch des Hn. *Fries* neue Schrift von *deutſcher Philoſophie* (,) *Art und Kunſt etc.* 1812. 24 S. 8. (3 gr.)

5) Stuttgardt u. Tübingen, b. Cotta: *Profeſſor Schaffroths Blicke auf die ſchellingiſch-jacobiſche Streitſache*, veranlaſst durch einen Ausfall des freyburger Wochenblatts vom 8 Julius 1812 gegen die Naturphiloſophie. 1812. 212 S. gr. 8. (12 gr.)

6) Leipzig, b. Vogel: *Von dem lebendigen Gott, und wie der Menſch zu ihm gelange.* Nebſt Beylagen. Von *Chriſtian Weiſs.* 1812. 256 S. 8. (20 gr.)

7) Tübingen, b. Cotta: *Prüfung der ſchellingiſchen Lehren von Gott, Weltſchöpfung, Freyheit, moraliſchem Guten und Böſen.* Von Dr. *Friedr. Gottlieb Süskind*, königl. würtemb. Oberconſiſtorialrath und Oberhofprediger. 1812. 164 S. gr. 8.

Da die Schrift No. 1 die Veranlaſſung geworden iſt zu einem unerfreulichen und nicht ohne Leidenſchaft geführten Streite: ſo hielten wir es dem Zwecke dieſes Inſtituts angemeſſen, die Beurtheilung der hieher gehörigen Schriften ſo lange zu verſchieben, bis man für eine unparteyiſche Würdigung derſelben empfänglichere Gemüther zu erhalten hoffen konnte, als in der Hitze des erſt begonnenen Streites möglich geweſen iſt, wo man nur der einen oder anderen Partey unbedingtes Recht zuzugeſtehen geneigt war, Rec. hofft, jeder parteyloſe Leſer werde ſein Streben, von dieſem Fehler frey zu bleiben, nicht verkennen.

Die Schrift des Hn. *Jacobi* gehört ſowohl wegen ihres Inhalts, als wegen des dadurch angeregten, die wichtigſten Angelegenheiten der Menſchheit betreffenden Streites zu den intereſſanteſten philoſophiſchen Werken unſerer Zeit. Hr. *J.*, welcher ſeinen früheren philoſophiſchen und religiöſen Anſichten bey allen Veränderungen auf dem Gebiete der deutſchen Philoſophie mit unwandelbarer Standhaftigkeit treu geblieben iſt, wiederholt hier dieſelben, und ſtellt ſie zum Theil auf eine neue Art und in beſonderer Beziehung zu dem Chriſtenthum und zu der Zeitphiloſophie dar. Die Schrift entbehrt, ungeachtet einer gewiſſen inneren Einheit, im Äuſseren der ſyſtematiſchen Form, und beſteht eigentlich aus 4 Theilen: 1) aus einer als Einleitung dienenden Abhandlung *über eine Weiſſagung Lichtenbergs*; 2) aus einem Fragment einer Recenſion des VI Bandes der ſämmtlichen Werke des wandsbecker Boten, bey welcher Gelegenheit Hr. *J.* ſeinen, aus Vernunftoffenbarung hervorgehenden Religionsglauben vertheidigt gegen den auf die chriſtliche Offenbarung gegründeten des Boten; 3) weil aus dieſer Recenſion mehrere Theile für andere Abhandlungen ſchon genommen waren: ſo entſtand dadurch eine groſse Lücke, welche nun hier mit einer Kritik der neueren deutſchen Philoſophie in Beziehung auf religiöſen Realismus und Idealismus ausgefällt iſt; dem Ganzen ſind endlich 4) drey Beylagen angehängt, welche ſich auf die Beleuchtung des letzten Theiles der Schrift beziehen.

In der erſten Abhandlung, welche ſchon früher in einem Taſchenbuche abgedruckt war, wird die Unmittelbarkeit und Nothwendigkeit des Glaubens an Gott, welcher höher als alle Sinnes- und Verſtandes-Erkenntniſs liegt, und von allen Beweiſen unabhängig iſt, mit einer hinreiſsenden Wärme dargelegt. Die dazu veranlaſſende Stelle aus *Lichtenberg* heiſst: „Unſere Welt wird noch ſo fein werden, daſs es eben ſo lächerlich ſeyn wird, einen Gott zu glauben, als heutzutage Geſpenſter.“ Hr. *J.* ſetzt bey, es werde noch ſo weit kommen, daſs wir nur noch an Geſpenſter glauben; wir ſelbſt würden ſeyn wie Gott, u. ſ. w. Das alles komme her von dem Verkennen des Vernunftglaubens und dem ausſchlieſslichen Vertrauen zu den Einſichten des Verſtandes, der für ſich nur ein offenbares Nichts der Erkenntniſs hervorbringen könne. Dagegen behauptet Hr. *J.* mit *Lichtenberg*: „der Glaube an einen Gott iſt Inſtinct. Er iſt dem Menſchen natürlich, ſo wie das Gehen auf zwey Beinen, u. ſ. w.“

Digitized by Google

Das ist das Thema dieser ganzen Abhandlung, in welcher der Vf. die unvermittelte Gewifsheit des Daseyns eines vollkommensten persönlichen Gottes mit begeisternder Beredsamkeit dargethan hat. Wie *Malebranche* auf die unbedingte Erkenntnifs Gottes zugleich die aller übrigen Dinge gründete: so auch Hr. *J.*; daher er ganz consequent sagt: „das Wahreste kann nur so wahr seyn, als Gott lebt, nur so wahr, als dafs ein Gott im Himmel, d. h. selbstständig, aufser der Natur und über ihr vorhanden ist." S. 5. „Mit dem Schöpfer geht dem Menschen nothwendig auch die ganze Schöpfung unter." S. 25. „Wenn der Mensch nur einen erdichteten Gott hat: so kann er auch nur eine erdichtete Natur haben. Die sinnlichen Gegenstände haben *vor* jenem Übersinnlichen sogar noch dieses voraus, dafs sie wegen ihres zweyfachen Ursprungs, eines Theils aus der Sinnlichkeit, und anderen Theils aus dem zur Sinnlichkeit gehörigen Verstande, sich als doppelte Erdichtungen bewähren." Allem Wissen liegt daher nach unserem Vf. eitle Täuschung zu Grunde, wenn demselben nicht durch den unmittelbaren, aus reiner Vernunft stammenden Glauben zuvor Realität zugesichert wird, und weder die Sinne noch der Verstand vermögen in uns eine feste Überzeugung von irgend etwas zu begründen. Diese Behauptung der Rechte der Vernunft gegen die Anmafsung des Verstandes gehört zu den gröfsten Verdiensten *Jacobis* um die Philosophie; denn dadurch hat er doch den Grund und Boden für eine ächte philosophische Wissenschaft gerettet. Wir unterschreiben daher Alles, was er zur Bekräftigung seiner Behauptung in dieser Schrift an verschiedenen Stellen vorbringt. *Kant* wollte bekanntlich die Vernunft unter die Herrschaft des Verstandes bringen, was Hr. *J.* mit Recht tadelt. So weit wird jeder unparteyische und denkende Geist mit ihm ganz einverstanden seyn; sobald er aber auf das Besondere eingeht: so vermifst man theils die erforderliche genaue Bestimmung, theils die Übereinstimmung unter den einzelnen Behauptungen. Um die Vernunft zu erheben, setzt er den Sinn und Verstand zu weit herab, und alle Geisteskräfte zu sehr einander entgegen, gleich als fände ein objectiver Widerstreit unter ihnen Statt. Wir können unmöglich an eine solche Isolirung und Entgegensetzung derselben glauben, dafs jede einzeln für sich, und die eine das Gegentheil der anderen wirken könne; wir sind vielmehr der zuversichtlichen Meinung, die Vernunft sey von allen das Gemeinsame, wodurch möglich ist, dafs alle, jede auf ihre Weise, der Sinn in der Anschauung, der Verstand in Begriffen, das Wahre zu erkennen im Stande sind. Das Eine Licht der Vernunft beleuchtet den ganzen Geist nach allen seinen möglichen Wirkungen.

Der erste Theil der zweyten Abhandlung: *von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung*; ist eine weitere Entwickelung der in der ersten im Allgemeinen dargelegten Ideen, und eine Anwendung derselben auf die Bestimmung des Verhältnisses der vorgeblichen äuseren und positiven göttlichen Offenbarung zu der inneren religiösen Vernunftoffenbarung. Hr. *J.* giebt dieser nicht nur einen entschiedenen Vorzug vor jener, sondern hält sie auch für die einzig wahre. Der tief fühlende und klar denkende *Asmus* zeigt an mehreren Stellen seines Boten, dafs er einer anderen Meinung sey, von welcher ihn nun unser Vf. abbringen will, indem er seine Belehrung an andere Stellen aus dem Boten selbst anknüpft, welche für seine Meinung zu sprechen scheinen. Z. B. An einer S. 48 angeführten sagt *Asmus*: „Der Mensch ist in sich reicher als Himmel und Erde, und hat, was sie nicht geben können; die Weisheit und Ordnung, die er in der sichtbaren Natur findet, legt er mehr in sie hinein, als er sie aus ihr herausnimmt; denn er könnte ihrer ja nicht gewahr werden, wenn er sie nicht auf etwas, das er in ihm hat, beziehen könnte, so wie man ohne Mafs nicht messen kann. Himmel und Erde sind für ihn nur die Bestätigung von einem Wissen, des er sich in sich bewufst ist, und das ihm die Kühnheit und den Muth giebt, alles zu meistern und aus sich zu rectificiren. Und mitten in der Herrlichkeit der Schöpfung ist und fühlt er sich gröfser, als Alles, was ihn umgiebt, und sehnt sich nach etwas Anderem." Von dieser und ähnlichen Äufserungen des *Asmus* geht der Vf. aus, um ihn zu überzeugen, dafs alle Kunde von Gott und göttlichen Dingen dem Menschen einzig aus seinem Geiste komme, nicht aber von Aufsen. Wir wissen von Gott und seinem Willen, weil wir aus Gott geboren, nach seinem Bilde geschaffen, seine Art und Geschlecht sind. Eine Offenbarung durch äufserliche Erscheinungen, sie mag heifsen wie sie wolle, kann sich höchstens zu einer *ursprünglichen* verhalten, wie sich Sprache zur Vernunft verhält. So wenig ein *falscher* Gott aufser der menschlichen für sich da seyn kann: so wenig kann der *wahre* aufser ihr *erscheinen*. Den Gott also haben wir, der *in uns Mensch* wurde. Weil nun *Asmus* an Christus glaubt, als sey durch ihn dem Menschen eine göttliche Offenbarung zu Theile geworden: so sieht Hr. *J.* in diesen Vorstellungen einen religiösen Materialismus, und sucht ihn auf die schonendste Weise von seinem Irrthume zu überzeugen, der eigentlich darin liege, dafs *Asmus* alles innerlich angeschaute Göttliche auf Christus übertrage, während dieis doch nur eine Idee in ihm wäre; er setze so das Wesentliche, die Idee, dem Unwesentlichen, ihrer Einkleidung nach, und lasse die Sache aus ihrer Gestalt entspringen. Denn was Christus aufser ihm, für sich gewesen, ob seinem Begriffe in der Wirklichkeit entsprechend, oder nicht, ja, ob nur in dieser je vorhanden, sey in Absicht der *wesentlichen* Wahrheit seiner Vorstellung und der Eigenschaft der daraus entspringenden Gesinnungen gleichgültig. Siehe S. 62 u. ff. — Dafs *Asmus* mit dieser Erklärung nicht zufrieden seyn könne, sieht Hr. *J.* selbst ein S. 65, 66, noch weniger kann er sich begnügen mit der S. 68 fortgesetzten Erörterung, die mit der ersten im Grunde auf Eins hinausgeht; er bleibt dabey, dafs der Bote in einem, obgleich unschädlichen Irrthume befangen sey; übrigens hält er ihm denselben als eine natürliche Täuschung zu gute, und ist zufrieden, dafs sie

Digitized by Google

in dem Wesen einig sind. Rec. ehrt die religiösen Ansichten des Vfs. sehr, und gesteht, dass er den subjectiven Idealismus in Beziehung auf religiöse Gegenstände nirgends in der Reinheit und mit der Innigkeit ausgedrückt gefunden habe, als in dieser Abhandlung; dessen ungeachtet findet er ihn höchst einseitig, und nur halb wahr, und zweifelt sehr, ob Hr. *J.* unparteyische und ihn verstehende Leser für sich gewinnen werde. Sie werden in gewisser Beziehung mit ihm einverstanden seyn, dass die höheren Ansichten und Begriffe, deren Besitz das Wesen und den Vorzug der Menschheit ausmacht, weder von der Aussenwelt gegeben, noch von uns selbst in unserem Inneren durch Absondern und Verbinden künstlich erschaffen werden; dass man, um Gott und sein Wohlgefallen zu suchen, schon ihn und was ihm gefalle, voraus im Herzen und Geist haben müsse: das alles werden sie ihm zugeben, ohne in seine Folgerung daraus einzustimmen, dass eine wirkliche äussere Offenbarung Gottes nicht eben so gewiss und mit derselben Wahrheit, als die innere, von dem Menschen könne oder müsse angenommen werden. Der natürliche Mensch glaubt eben so zuversichtlich an das Daseyn der Aussenwelt, als an seinen eigenen Geist; warum sollte er denn nicht auch an die göttliche Offenbarung durch jene und in ihr nicht eben so zweifellos glauben, als an die seines Geistes? Hr. *J.* sagt selbst S. 7: „Wie auf dem Angesichte des Menschen die verborgene unsichtbare Seele sichtbar sich ausdrückt, hervordringt: .... so drückt auf dem Angesichte der Natur Gott unmittelbar sich aus, u. s. f.“ Gott wirkt also in der Natur, wie die Seele im menschlichen Körper: ist denn das nicht auch eine ausser dem Menschen seyende göttliche Offenbarung? In der Menschheit wirkt aber Gott noch vollkommener als in der bewusstlosen und unfreyen Natur, und in dem unvernünftigen Thiere (obgleich nach S. 18 auch im Thiere Weissagung ist, und nur eine höhere im Menschen): irren denn also diejenigen, welche an besondere Offenbarungen Gottes, z. B. in besonderen Menschen, glauben? Allerdings liegt der *Erkenntnissgrund* aller Offenbarungen in der Göttlichkeit des menschlichen Geistes selbst; das aber berechtigt nicht zu der Folgerung, dass ausser ihm nichts Göttliches mit Wahrheit angenommen werden könne. Dieser Idealismus ist und bleibt einseitig, und widerstrebt dem durch keine Speculation geleiteten Denken eben so sehr, als es dieses ganz unbefriedigt lässt. Aus diesem Grunde wird Hn. *J's.* Ansicht der positiven Offenbarung, und ihres Verhältnisses zu der inneren Stimme des durch das Gewissen geleiteten Gefühls bey den meisten Denkern einen starken Widerspruch finden; er hat unserem Dafürhalten nach diesen wichtigen Gegenstand zu einseitig genommen, nämlich blos in der Beziehung zu der inneren Gewissheit, zu der lebendigen uns angestammten Idee alles Göttlichen. Diese wird freylich zur Erkenntniss der äusseren Offenbarung vorausgesetzt; allein über die Möglichkeit und Nothwendigkeit, oder über das Gegentheil, kann dadurch schlechterdings nichts entschieden werden. Zur Schlichtung dieses Streites sind noch andere Seiten zu berücksichtigen, welche hier sämmtlich übergangen sind. Überhaupt glaubt Rec., das Factum einer göttlichen Offenbarung müsse zugegeben werden, indem sich alle unsere die Schicksale der Menschheit betreffenden Kenntnisse nicht nur ungezwungen und natürlich daran anschliessen, sondern auch die ganze Geschichte der Menschheit, ihr Anfang und Fortgang, ohne sie ein unauflösliches Räthsel bleibt. Die Offenbarung ist nicht ein blosses Vehikel für die Schwachen; sie ist mit der innigsten Überzeugung des über die Welt und den Menschen vorurtheilsfrey denkenden Geistes unauflöslich verbunden. Es ist nur zu bedauern, dass hiebey Abwege so schwer zu vermeiden sind: entweder ist man ganz unempfänglich für solche höhere Mittheilungen, und ungläubig, oder der fromme Glaube wird Aberglaube, und vermengt das Wahre mit unreinen Zusätzen. Die göttliche Offenbarung, so wie sie an sich ist, dargestellt, müsste alle gesunden und unbefangenen Gemüther für sich gewinnen.

Der zweyte Theil dieser Abhandlung ist ganz neu hinzugekommen, und geht einen polemisch-wissenschaftlichen Gang. Hr. *J.* stellt seine philosophischen Ansichten über Gott und göttliche Dinge den Lehren unserer Zeit gegenüber, und nimmt sie gegen diese mit aller ihm möglichen Stärke in Schutz. Da dieser Theil der Schrift die Veranlassung eigentlich gegeben hat zu den folgenden Schriften: so ist es nothwendig, die Hn. *J.* eigenthümliche Überzeugung, und die seiner Gegner, so wie er sie aufgefasst und gedeutet hat, vorzüglich herauszuheben. Es ist schon an sich interessant, über die höchsten Angelegenheiten des menschlichen Geistes die aufrichtige Denkart eines Mannes zu vernehmen, der bey allen neueren Veränderungen auf dem Gebiete der deutschen Philosophie nicht einen müssigen Zuschauer gemacht, sondern thätigen Antheil daran genommen hat; es ist dies aber um so mehr hier der Fall, als Hr. *J.* sich zu den Philosophen, welchen er sich in dieser Schrift gegenüberstellt, niemals als Schüler, sondern immer als polemisirender Kritiker verhalten hat.

Von S. 112 — 146 würdigt der Vf. die *kantische* Lehre von Gott und den übersinnlichen Ideen, sowohl an sich als in ihrer Beziehung zu den darauf folgenden Lehren *Fichtes* und *Schellings*. Von *Kant* sagt er dasselbe, was von mehreren Anderen schon früher nachgewiesen ward, dass seine Behauptungen zwiespaltig und zweydeutig seyen, und sich nicht entschieden auf die eine oder andere Seite gewendet hätten; er habe das Wesen der Vernunft verkannt, alle Gewissheit von Beweisen abhängig gemacht, und nicht eingesehen, dass die Vernunftwahrheiten über alle Beweise erhaben, durch sich einleuchtend und unmittelbar gewiss seyn müssen. Da er sie aber als Mensch nicht habe aufgeben, und als Philosoph für die Wissenschaft nicht objectiv gelten lassen können: so sey daher die Inconsequenz entstanden, dass er im theoretischen Theile seiner Philosophie die Vernunft dem Verstande unterworfen, und im praktischen wie-

Digitized by Google

der über den Verſtand geſetzt, und ſo die Ideen, als die Vernunft ſelbſt bedingende Grundwahrheiten, auf einem Umwege in die Philoſophie eingeführt habe. Hr. *J.* hat ganz Recht, den Grundirrthum *Kants* rückſichtlich ſeiner Ideenlehre in dem Verkennen der unmittelbaren Vernunfterkenntniſſe, und in der Meinung, daſs alles Wiſſen durch Beweiſe vermittelt ſey, zu ſuchen; er hat aber Unrecht, zu glauben, S. 121, *Kant* habe bis zur vollkommenſten Evidenz die Wahrheit dargethan, daſs wir einen Gegenſtand nur in ſo weit begreifen, als wir ihn in Gedanken vor uns werden laſſen, woraus Hr. *J.* folgert, daſs es nur zwey Wiſſenſchaften im eigentlichen und ſtrengen Verſtande geben könne, Mathematik und allgemeine Logik, demnach alle anderen Erkenntniſſe nur in dem Maſse wiſſenſchaftliche Eigenſchaft erwerben können, als ſich ihre Gegenſtände durch eine Art von Transſubſtantiation in mathematiſche und logiſche Weſen verwandeln laſſen. Denn wäre das wirklich eine evidente Wahrheit: ſo hätte *Kant* auch gegen Hn. *J.* Recht, daſs die vorgegebene unmittelbare Vernunftwiſſenſchaft ein Phantom ſeyn müſſe, indem dieſe durchaus kein ſelbſt erſchaffenes Wiſſen iſt. Hr. *J.* kömmt dadurch in einen offenbaren Widerſpruch mit ſich ſelbſt, da er der kantiſchen Behauptung beypflichtet, und doch das Wiſſen über die überſinnlichen Gegenſtände, Gott, Freyheit und Unſterblichkeit, für das Allergewiſſeſte hält; ja S. 35 ſagt er ausdrücklich, daſs der unmittelbare Vernunftglaube auch eine Wiſſenſchaft für den Verſtand werden könne. Eben ſo wenig können wir die andere aus *Kants* Lehre von ihm S. 124 und 145 gezogene Folgerung zugeben, daſs der mit ſtrenger Conſequenz durchgeführte Kriticismus die *Wiſſenſchaftslehre*, dieſe wiederum ſtreng durchgeführt die *Alleinheitslehre*, einen umgekehrten oder verklärten Spinozismus, *Idealmaterialismus*, zur Folge haben müſſe. Rückſichtlich der Wiſſenſchaftslehre hat er es nicht nachgewieſen, und in Anſehung der Alleinheitslehre hat er dieſe Behauptung S. 139 zwar zu beweiſen geſucht, ſie aber auch auf demſelben Blatte wieder zurückgenommen, und gezeigt, daſs dem conſequenten Kriticismus die bisher für objectiv gehaltene Natur mit allen ihren Werken verſchwinden und zu Nichts werden muſste, ſo daſs auch nicht einmal eine *Naturlehre*, *Naturphiloſophie* bleiben konnte. Man ſieht wohl, daſs Hr. *J.* hierüber mit ſich ſelbſt nicht einig iſt; Rec. aber glaubt nicht nur mit *Bouterweck*, daſs die Identitätslehre der kantiſchen Philoſophie fremd, ſondern daſs letztere faſt in allen Puncten jener entgegengeſetzt ſey. Wie läſst ſich endlich die erſtere Meinung Hn. *J's.* S. 124 mit der unmittelbar darauf folgenden S. 126 vereinigen, wo er ſagt: „Wie *Platons* Lehre entgegengeſetzt iſt der Lehre des *Spinoza*: ſo iſt der Geiſt der kantiſchen Philoſophie entgegengeſetzt dem Geiſte der Alleinheitslehre.“

Wenn Hr. *J.* bisher den *Theismus* dem Kriticismus und der Naturphiloſophie gemeinſchaftlich entgegenſetzte: ſo führt er nun von S. 146 bis zum Ende ſeine Polemik faſt ausſchlieſslich gegen die letztere, welche er als Naturalismus bezeichnet. Im Allgemeinen muſs Rec. über dieſen Theil der Schrift Folgendes bemerken. 1) Der Inhalt und die Darſtellung laſſen glauben, daſs Hr. *J.* ſich im Gewiſſen gedrungen gefühlt habe, ſeine religiöſe Überzeugung, die er natürlich für die einzig wahre hält, mit aller ihm möglichen Kraft auszuſprechen, und ſie gegen den Naturalismus, welchen er, ſo wie er ihn deutet, in jeder Rückſicht für höchſt verderblich halten muſs, geltend zu machen. 2) Alle auf den Naturalismus ſich beziehenden Stellen beweiſen, daſs er, wenn er gleich dieſs nirgends ausdrücklich erklärt, darunter die *ſchellingiſche* Philoſophie ſich gedacht habe. 3) Rec. iſt der Überzeugung, daſs Hr. *J.* die neuere Naturphiloſophie in vielen Hauptpuncten miſsverſtanden habe, ſtimmt aber, ſo weit es bloſs die Sache betrifft, ſeiner Polemik gegen *den* Naturalismus bey, welchen er ſich gröſstentheils ſelbſt als Gegner geſchaffen hat. 4) Hr. *J.* hat ſich in einigen Stellen in einer Art von Leidenſchaftlichkeit hinreiſſen laſſen, die Perſon der Streitſache ſelbſt unterzulegen, und den Urheber der Naturphiloſophie in ein ſehr gehäſſiges Licht zu ſtellen, und das tadelt Rec. unbedingt. Es würde viel beſſer geweſen ſeyn, wenn er bey der achtungswerthen Wärme für ſeine Sache, entweder auch dieſen Gegner als Menſchen gerechtfertigt hätte, wie er es bey *Kant* gethan, oder wenigſtens deſſen Anſichten ſo ſchonend behandelt hätte, wie die des *Asmus* und *Kant*; nirgends aber haben wir gefunden, daſs er ihnen eine möglich beſſere Deutung untergelegt hat; vielmehr interpretirt er ſie nach aller Härte des Buchſtabens. Das Folgende wird dieſe allgemeinen Bemerkungen rechtfertigen.

(*Die Fortſetzung folgt im nächſten Stücke.*)

KURZE ANZEIGEN.

Ökonomie. *Breslau*, b. Barth d. J.: ***Handbuch für Ökonomen und Landleute von den Seuchen und anderen gewöhnlichen Krankheiten des Hornviehes, der Schafe, Pferde und Schweine***, nebſt einem Anhange von der Hundswuth oder Waſſerſcheu, deren Kennzeichen, Urſachen, Heil- und Vorbauungs-Mitteln, verfaſst von *J. Werner*, der Arzney und Wundarzney Doctor etc. Dritte Auflage. (Ohne Jahrzahl.) XVI u. 367 S. nebſt 3 Tabellen. 8. (1 Rthlr.) Rec. iſt weder die erſte noch die zweyte Auflage dieſes nicht unbrauchbaren Werks zu Geſichte gekommen: er weiſs daher auch nicht, in wiefern die ſe von jener abweicht: allein er glaubt, die dritte möchte ſich wohl in der zweyten, und dieſe in der erſten vereinigen. Denn eines Theils verräth die Schrift ſchon ein ziemliches Alterthum, anderen Theils war der vorige Titel nicht etwa durch-, ſondern ganz herausgeſchnitten, und ein neuer dafür ſubſtituirt, und endlich erſcheinen im Anhange Verlagsartikel angekündigt, die ſpäteſtens in der Oſtermeſſe 1802 herauskommen ſollen! — Evr.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1813.

PHILOSOPHIE.

Fortsetzung der Recension
der jacobischen Schrift von den göttlichen Dingen,
der schellingischen Gegenschrift und der darauf bezüglichen von Fries, Gruithuisen, Schalfroth, Weiss und Süsskind.

Hr. *J.* glaubt, dass consequenter Weise nur zwey Systeme möglich seyen, das *theistische* und *antitheistische*; letzteres nennt er durchaus auch *Naturalismus*, und setzt beide einander entgegen wie *Platonismus* und *Epikureismus*. Diese unlogische Eintheilung ist nicht weiter gerechtfertigt, und lässt sich auch nicht rechtfertigen, indem der Naturalismus sich eben so gut mit dem Theismus als Antitheismus vereinigen lässt, demnach von beiden nur ein Artbegriff ist, nicht aber ein Eintheilungsglied mit dem Theismus seyn kann. Doch darauf kömmt es hier nicht an; wichtiger ist, zu erkennen, wie der Vf. beide Systeme charakterisirt, welches er auch so umständlich gethan hat, dass darüber dem Leser kein Zweifel übrig bleiben kann. Er versteht unter *Naturalismus* die Lehre, welche das Vollkommene aus dem Unvollkommenen hervorgehen, und allmählich sich entwickeln lässt, kraft welcher der Wille die That nur begleitet, so dass diese jenen verursache, leite und regiere. Nach dem Theismus dagegen ist das Vollkommenste zuerst, und mit ihm und aus ihm beginnt Alles; er lässt nicht vorausgehen als Anbeginn eine *Natur der Dinge*, sondern nach ihm geht voraus und ist der Anbeginn von Allem ein sittliches Principium, eine mit Weisheit wollende und wirkende Intelligenz — ein Schöpfer-Gott. Der Wille ist ihm das erste, der die That verursacht, leitet und regiert. Der Naturalist lässt das Unbedingte oder Absolute nur das Substrat des Bedingten seyn, das *Eine* des *Alls*; der Theist dagegen behauptet, das Unbedingte oder Absolute sey eine selbstbewusste freye, dem vernünftigen Willen analoge Ursache, eine nach Zwecken wirkende absolute Intelligenz. S. 175. Hr. *J.* ist nun des festen Glaubens, zwischen den Lehren dieser beiden Systeme sey keine Annäherung, noch weniger eine Vereinigung derselben zu einer dritten möglich, ohne diese seine Meinung mit den erfoderlichen Gründen zu unterstützen. Dass aber dennoch eine Vereinigung als möglich gedacht werden könne, demnach diese Bestimmungen einseitig und unvollständig seyen, hat ihm sein Gegner in der Antwort darauf darzuthun gesucht; wir übergehen daher hier diesen Punct.

Gegen den Theismus und Naturalismus hält sich nach Hn. *J.* die Wissenschaft ganz *neutral*, weil keiner von beiden durch sie könne bewiesen werden, S. 168. 175; es könne durch sie weder dargethan werden, dass die Natur aus sich selbst begreiflich sey, noch dass das Gegentheil Statt finde, S. 121. Die Wissenschaft vermöge nur Bedingtes zu einem Wissen zu verbinden, das Urwahre sey aber erhoben über alles durch den Verstand Erkennbare; es gebe also keine Wissenschaft des Urwahren; dieses offenbare sich der Vernunft im Glauben, indem er dessen innere Offenbarung unbedingt anerkenne; die Voraussetzung des Unbedingten vor allem Bedingten sey eine in jedem vernünftigen Bewusstseyn nothwendige, aber unbegreifliche Voraussetzung, weil sich der wirkliche Zusammenhang zwischen dem Unbedingten und Bedingten nicht nachweisen lasse. S. 170. Das *Seyn des Werdens* oder der *Zeitlichkeit* begreife der menschliche Verstand eben so wenig, als das *Werden des Werdens* oder das *Entstehen* einer Zeitlichkeit. Der Glaube an einen vernünftigen, persönlichen und allervollkommensten Gott ist die Grundvoraussetzung der Vernunft. S. 160. Denn allein auf jenem Gegensatze und unvertilgbaren *Dualismus* des *Übernatürlichen* und *Natürlichen*, der *Freyheit* und *Nothwendigkeit*, einer *Vorsehung* und des *blinden Schicksals* beruht die menschliche Vernunft. Mit der Realität dieses Gegensatzes geht auch die Realität der Vernunft selbst verloren, u. s. w. Nach diesem allem sollte man glauben, es liege in der Natur des Verstandes, sich eben so neutral gegen den Vernunftglauben zu halten, als es in diesem liege, sich gegen jenen zu verhalten; auch hat der Vf. dies ausdrücklich gesagt. Allein S. 151 erfahren wir, der Naturalismus sey zugleich mit der Wissenschaft entstanden, und die erste Philosophie gewesen; S. 152, es wäre daher das Interesse der Wissenschaft, dass kein Gott sey, kein übernatürliches, ausserweltliches supramundanes Wesen, und S. 176 wird der Beweis dazu geliefert, der kürzlich darin besteht: der Verstand habe eine unwiderstehliche Abneigung gegen diese Neutralität, und bemühe sich daher, die Vernunft *unter* sich zu bringen, und so das allerhöchste Ansehen für sich zu gewinnen. Denn wie, nach dem paulinischen Spruch, das Fleisch gelüstet wider den Geist, der Geist aber wider das Fleisch, und beide wider einander sind: so im Menschen auch sein Verstand und seine Vernunft. Dieser in der sinnlich vernünftigen Natur des Menschen gegründete Anta-

Digitized by Google

gonismus ſey allein die Urſache, daſs es diametral entgegengeſetzte philoſophiſche Syſteme geben könne, und von jener gegeben habe. Nach dieſer Erörterung ſollte man freylich denken, der jacobiſche Naturalismus ſey ungeachtet ſeiner Gottloſigkeit dem Menſchen ſo natürlich, als der Theismus, und demnach kein Irrthum. Allein wir haben ſchon oben unſeren Unglauben an dieſen realen Gegenſatz unſerer Geiſteskräfte zu erkennen gegeben, und können daher in dieſe Deduction nicht einſtimmen.

Daſs nun dieſer Theil der Schrift vorzüglich gegen die *ſchellingiſche* Philoſophie gerichtet ſey, und Hr. *J.* wahrſcheinlich erſt daraus, wie er dieſe gedeutet, ſich ſeinen Begriff von Naturalismus gebildet, und ſie daher ſehr unfreundlich behandelt habe, erſieht man aus folgenden Stellen. S. 118 heiſst es: „die zweyte Tochter der kritiſchen Philoſophie hob die von der erſten noch ſtehen gelaſſene Unterſcheidung zwiſchen Natur- und Moral-Philoſophie, Nothwendigkeit und Freyheit vollends, d. h. auch namentlich auf, und erklärte ohne Weiteres: *Über der Natur ſey nichts, und ſie allein ſey.*“ — „Sie ſtellte gerade den kantiſchen entgegengeſetzten Begriff von der Philoſophie auf, und behauptete: Philoſophie müſſe mit der Vorausſetzung beginnen, daſs nur Eines ſey, und auſser dieſem Einen Nichts. Befreyung alſo der Natur von einem Übernatürlichen, der Welt von einer Urſache auſser und über ihr, mit einem Wort, *Selbſtſtändigkeit der Natur* wurde die Loſung der neuen Weisheit.“ Wer möchte oder könnte nun leugnen, daſs hier die Naturphiloſophie, deren eigene Worte zum Theil mit ausgezeichnetem Drucke angeführt ſind, gemeint ſey? In der Folge nimmt unſer Vf. noch eine Sprache gegen die Naturphiloſophie an, die wohl kein unparteyiſcher Leſer billigen wird. S. 152 u. ff. leſen wir: „Der Theiſt, als *wiſſenſchaftlicher Naturforſcher*, erkennt als Geſetz der Wiſſenſchaft an, daſs ſie von Gott nicht dürfe wiſſen wollen; — der Theiſt fodert aber auch ein Gleiches von dem Naturaliſten, welcher dogmatiſch behauptet: *Alles ſey Natur, und über der Natur ſey Nichts.* Er fodert von ihm, daſs er ſich gewiſſenhaft enthalte, dem Theismus abgeborgte Ausdrücke bey dem Vortrage ſeiner Lehre zu gebrauchen, ſie dadurch zu verſtellen, und wirklich zu einer *Irrlehre* zu machen, welches ſie bey unverfälſchter Rede nicht ſeyn würde, denn Niemand wird alsdann durch ſie getäuſcht.“ — „Der Materialismus muſs nie reden wollen von Gott und göttlichen Dingen, nicht von Freyheit, von ſittlich Gutem und Böſem, von eigentlicher Moralität; denn nach ſeiner innerſten Überzeugung (!) ſind dieſe Dinge nicht, und von ihnen redend ſagt er, was er in Wahrheit nicht meint. Wer aber ſolches thut, der redet Lüge.“ S. 155. „In Abſicht der Grundbehauptung des Naturalismus findet keine Doppelrede, keine Zweydeutigkeit Statt. Dieſe Grundbehauptung iſt die ſchon angeführte allgemein bekannte, daſs die Natur ſelbſtſtändig, in ſich genügſam, daſs ſie Eines und Alles, und auſser ihr Nichts ſey.“ S. 157 ſteht eine Stelle aus *Schelling*, wo es heiſst: „*die Natur ſey die heilige, ewig ſchaffende Urkraft der Welt, die alle Dinge aus ſich ſelbſt erzeuge, und wohlthätig hervorbringe.*“ Hr. *J.* ſetzt bey: „*ſie ſey der allein wahre Gott, der lebendige.*“ S. 160: „*Der Naturphiloſophie liegt der Ungedanke einer Identität der Vernunft und der Unvernunft, des Guten und Böſen, des Dinges und des Undinges zu Grunde.*“ S. 182 und 183: „Vernunft ohne Perſönlichkeit iſt ein Unding, das gleiche Unding mit jener *Grundmaterie*, oder jenem *Urgrunde*, welcher Alles und nicht Eins, oder Eines und Keines, die Vollkommenheit des Unvollkommenen, das abſolut Unbeſtimmte iſt, und *Gott* genennt wird von denen, die nicht wiſſen wollen (!) von dem wahren Gott, aber dennoch ſich ſcheuen, ihn zu leugnen — mit den Lippen.“ S. 186: „Sprich: es iſt kein Gott! aber ſage und lehre nicht, Finſterniſs ſey das Licht, vernünftiges Daſeyn ungöttliches Weſen, und das Inſeln im Meere erzeugende Corallenthier Gott ähnlicher als der denkende, nach Tugend und Heiligkeit ſtrebende, Liebe und Weisheit, das Schöne und Gute offenbarende Menſch. Sage auch nicht, das Ur- und All-Weſen trete hervor im Menſchen verklärt und ohne Abbruch; denn ein ſolcher Anthropomorphismus würde ſich nur ſcheinbar und trügend erheben über den älteren Fetiſchismus, den Pflanzen-, Thier-, Lingam- und Moloch-Dienſt.“ S. 190: „Wenn die Natur allein iſt: dann iſt ſie das *Allmächtige*, und ein heiliger Wille iſt überall nicht; dann ſind *Tibere* und *Nerone*, *Ezeline* und *Borgia* möglich, aber kein Sokrates und Chriſtus.“ Rec. hat dieſe Stellen ſämmtlich deſswegen ausgehoben, weil ſie die Anſichten des Vfs. von der Naturphiloſophie am beſtimmteſten charakteriſiren, gleichſam der Schwerpunct für die übrigen Theile ſind, und weil ſie die unmittelbare Veranlaſſung zu der folgenden Schrift gegeben haben, bey welcher wir uns darauf beziehen werden.

Rec. ehrt nicht nur die religiöſen und ſittlichen Anſichten des Hn. *J.*, und ſtimmt im Weſentlichen mit ihm überein, ſondern er begreift auch, warum derſelbe die ſchellingiſche Philoſophie ſo gedeutet, und daher den von ihm ſo bezeichneten Naturalismus für das aller Sittlichkeit gefährlichſte Syſtem erklären muſste; irren iſt menſchlich, und den Philoſophen ſo gewöhnlich, als vielen Anderen. Die dem Naturalismus gemachten Vorwürfe ſind ihm in ſofern wohl zu verzeihen, und die Erfahrung lehrt, daſs noch Mehrere die Naturphiloſophie in demſelben Sinne nehmen; wegwünſchen muſs aber Rec., um der Ehre des Vfs. willen, alle Stellen, in denen nicht mehr die Lehre, ſondern der Charakter und die Perſon, welche jener huldigt, in ein gehäſſiges Licht geſetzt wird, und ihr beſtimmte und abſolut ſchlechte Abſichten zugedacht werden, wie dieſs in obigen Stellen der Fall iſt. Denn ſagen: „nach der *innerſten Überzeugung* des Naturalismus giebt es keinen Gott, keinen Unterſchied des Guten und Böſen, und von ihnen redend ſagt er, was er in Wahrheit nicht meint, und wer dieſes thut, der *redet Lüge*;“ ferner: „der Naturaliſt *will* nicht wiſſen von Gott, ſcheut

Digitized by Google

ſich aber dennoch, ihn zu leugnen mit den Lippen," das heiſst doch wahrlich über die Geſinnung und Abſicht des Naturaliſten und nicht bloſs über ſeine Lehre das Verdammungsurtheil ſprechen. Da wir bey der Beurtheilung der ſchellingiſchen Schrift ſowohl auf dieſe Stellen, als auf andere, in denen Hr. *J.* die Naturphiloſophie mit theoretiſchen Gründen bekämpft, zurückkommen: ſo verſparen wir bis dahin, was wir in beider Beziehung zu erinnern für nöthig halten. Rückſichtlich des Ganzen bemerken wir nur noch Folgendes.

Jeder der Sache wohlwollende Leſer muſs wünſchen, daſs Hr. *J.* nicht bloſs darauf, ſeine Überzeugung ſchön und kräftig im Einzelnen auszuſprechen, ſondern auch auf die Form und den Zuſammenhang mehr Rückſicht genommen hätte. Denn häufig ſtöſst man auf Inconſequenzen, welche den Schein geben, als ſey der Vf. mit ſich ſelbſt nicht recht einig geweſen. Z. B. die Stellen S. 7, 167 und 189, wo er von dem Verhältniſſe der Natur zu Gott ſpricht, ſtehen in einem offenbaren Gegenſatze. Eben ſo wenig vereinbar ſind die Stellen S. 18, 50, 132, 182, 183 und 189, wo der Vf. bald die Vernunftoffenbarung als das Höchſte im Menſchen annimmt, bald das Gewiſſen und Gefühl, als das, was höher iſt als der Menſch, wieder über die Vernunft ſetzt. — Hr. *J.* nennt ſich einen Philoſophen von Profeſſion, während er S. 82 — 86 den Philoſophen überhaupt und ſich ſelbſt nur trügliche Meinungen ſtatt des evidenten Wiſſens zutraut, und ſeine Überzeugung für nicht mehr, als für eine Meinung ausgiebt. S. 79: „Der etwas Rechtes weiſs, möchte wohl überall unter Menſchen nicht zu finden ſeyn." — „Unſer Wiſſen iſt nur ein Spiel, womit die Zeit vertrieben wird." S. 12: „Immer iſt etwas zwiſchen uns und dem wahren Weſen, Gefühl, Bild oder Wort. Wir ſehen überall nur ein Verborgenes, aber als ein Verborgenes ſehen und ſpüren wir daſſelbe." S. 185: „Die Wiſſenſchaft iſt nur das Echo eines Echo." Dagegen leſen wir wieder S. 38 in der Anmerkung: „Der ungetheilte Menſch glaubt mit einerley Zuverſicht an *Gott*, an die *Natur* und an den *eigenen Geiſt*. Dieſer dreyeinige, allgemein unphiloſophiſche Glaube (Hr. *J.* nennt alſo ſelbſt dieſen unmittelbaren Glauben unphiloſophiſch) muſs auch ein im ſtrengſten Sinne *philoſophiſcher*, in der Reflexion beſtätigter Glaube werden können; ich bin kühn genug zu ſagen, daſs ich weiſs, er kann es werden; daſs ich den Rückweg ſehe, auf dem ein verirrtes *Nach*denken hier wieder ankommen, und dann erſt eine wahre Philoſophie, eine den *ganzen* Menſchen erleuchtende Wiſſenſchaft und Weisheit hervorbringen werde.

Da dieſe Anzeige beynahe ſchon ihre Grenzen überſchritten hat: ſo übergehen wir die 3 Beylagen, welche ohnedieſs keine neuen Ideen enthalten; das in den beiden Abhandlungen ſchon Angeführte wird nur theils weiter ausgeführt, theils mit Stellen aus Platon und Spinoza belegt. —

Nr. 2. Bey der Schrift des Hn. *Schelling* iſt es nöthiger, als bey vielen anderen, den Inhalt und die Einkleidung zu trennen, und jeden Theil einzeln für ſich zu betrachten. Da die meiſten bis jetzt erſchienenen öffentlichen Beurtheilungen gröſstentheils nur die Form und die polemiſchen Ausfälle berückſichtigt haben: ſo hält Rec. es um ſo angemeſſener, die poſitiven und auf die Sache ſich beziehenden Äuſserungen des Vfs. in eine genauere Erwägung zu ziehen, und beſonders bey den Stellen zu verweilen, welche über Hn. *S's.* Lehre und ſeinen Streit mit *Jacobi* Licht verbreiten können, zuletzt aber über die Darſtellung ſich im Allgemeinen zu erklären. Das Werk zerfällt in zwey Haupttheile, wovon der erſte eine vorläufige Erklärung über die in der Schrift des Hn. *J.* dem Vf. gemachten Beſchuldigungen enthält; der andere liefert Beyträge zur Beurtheilung der jacobiſchen Polemik und des Verhältniſſes *J's.* zu Wiſſenſchaft und Theismus, zu Philoſophie und Religion, ſo wie zu Literatur überhaupt. Dieſer zweyte hat wieder drey Unterabtheilungen: 1) das *Geſchichtliche*, 2) das *Wiſſenſchaftliche*, und 3) das *Allgemeine*, eine allegoriſche Viſion.

In der vorläufigen Erklärung S. 1 — 32 vertheidigt ſich Hr. *S.* gegen die von *Jac.* ſeiner Lehre und ſeiner Perſon gemachten Vorwürfe; da wir ſie ſchon oben angeführt haben, wiederholen wir ſie hier nicht, ſondern beſchränken uns auf die Erklärung Hn. *S's.* darüber. Nie, verſichert dieſer, habe er die Unterſcheidung von Natur- und Moral-Philoſophie in dem Sinne aufgehoben, in welchem *Jac.* dieſs genommen haben wolle; nie die Natur mit Gott identificirt, ſondern beide ſchon in der urkundlichſten Darſtellung ſeines Syſtems unterſchieden; unwahr ſey es, daſs die Alleinheitslehre nichts als Naturphiloſophie anerkenne, indem jeder Anfänger im Studium der Philoſophie wiſſe, daſs die Naturphiloſophie nur *eine* Seite des ganzen Syſtems ſey; eben ſo verhalte es ſich mit dem Vorwurfe, das abſolute Identitätsſyſtem ſey in der That und Wahrheit Eins mit dem Spinozismus, denn auch dieſs gelte nur von der einen Seite ſeines Syſtems; falſch ſey es, daſs die Naturphiloſophie allen Dualismus aufhebe, alſo auch den Unterſchied der Vernunft und Unvernunft, des Guten und Böſen leugne; ſie gehe zwar von Einem Princip aus, ſetze aber ſelbſt in dieſem einen Dualismus, und unterſcheide dieſen von dem *abgeleiteten* in der phyſiſchen und moraliſchen Erſcheinungswelt, nämlich von dem des Idealen und Realen; *J.* habe endlich, um die Identitätsphiloſophie recht atheiſtiſch zu machen, bey einer aus Hn. *S's.* Rede *„über das Verhältniſs der bildenden Künſte zu der Natur"* genommenen Stelle ſich einen den Sinn ganz entſtellenden Zuſatz erlaubt. Darauf erklärt er S. 22, daſs alle Angaben *J's.*, welche ſeine wiſſenſchaftlichen Überzeugungen betreffen, kecke, durch nichts zu begründende Erdichtungen ihres Vfs. ſeyen, und fodert ihn auf zu beweiſen, daſs die für wörtliche Anführungen aus ſeinen Schriften gegebenen Stellen wirklich in ſeinen Schriften ſich finden; er ſolle ſich aber dabey keiner Conſequenzen bedienen, ſondern die Stellen ſelbſt nachweiſen. Rec. giebt zu, daſs Hr. *J.* die

Digitized by Google

schellingischen Lehren im Ganzen wie im Einzelnen missverstanden, und meistens ganz verkehrt genommen habe, ohne dass er ihm dieses sehr verargt; die Schuld liegt gewiss nicht allein an ihm, indem viele andere über diese Philosophie bekannt gewordene Stimmen mit Hn. *J.* in der Hauptsache übereinstimmen. Sehr wahrscheinlich tragen also die Schriften des Hn. *S.* einen Theil der Schuld an diesen Missverständnissen, und Rec. ist der Meinung, dass, wenn man aus ihnen Stellen sammeln wolle, um die jacobischen Vorwürfe nach dem Buchstaben zu rechtfertigen, es daran nicht fehlen werde. Hr. *S.* hat seine Lehren nach und nach entwickelt, und war, nur auf die Hauptsachen sehend, um das Detail und die Ausdrücke im Einzelnen nicht ängstlich besorgt: mehrere seiner Schriften muss man wie die jener Meister ansehen, von denen er S. 187 spricht, die wirklich nur ins Ganze und Grosse denken, und nicht mit peinlicher Sorgfalt auf das Einzelne achten. Seine Philosophie ist, ungeachtet der ihr zu Grunde liegenden Einheit, nicht ein Werk aus *einem* Gusse, und es ist sehr zu zweifeln, ob die Idee des Ganzen ihm bey seinen früheren Schriften schon mit der Deutlichkeit vorgeschwebt habe, wie bey seinen späteren Arbeiten. Wer daher durch Vergleichung einzelner Stellen und Worte die Grundansichten seiner Lehre begreifen will, kann nur durch ein Ungefähr das Rechte treffen; eher aber wird er entweder alle Einheit vermissen, oder eine falsche ihr unterschieben. Von der, eben nicht immer sehr klar hervorgehobenen Grundidee allein ausgehend, kann man groben Verirrungen entgehen, und die scheinbar sich widerstrebenden Stellen nach dem Sinne des Ganzen vereinigen. Zu dem Werke, worin Hr. *S.* seine Lehre im Zusammenhange dem Publicum übergeben wird, hat er schon früher, und auch in dieser Schrift wieder Hoffnung gemacht; es ist zu erwarten, dass durch dasselbe viele Missverständnisse von Grund aus gehoben werden, welchen bisher nur die tiefer Eingeweihten zu entgehen vermochten. Warum nun aber Hr. *S.* sich alle Consequenzmacherey von Hn. *J.* verbittet, davon sieht Rec. keinen hinlänglichen Grund ein, indem man eine jede Lehre entweder unmittelbar in ihren Principien direct, oder in ihren nothwendigen Folgen angreifen und prüfen kann. Denn aus an sich wahren Ideen kann auch nur Wahres, so wie aus falschen nur Falsches folgen; es ist also gleichviel, ob man die nothwendigen Folgen einer Lehre, oder ihre Grundbegriffe widerlegt. Missbilligen aber muss Rec. die Sitte des Hn. *J.*, dass er die von ihm aus den naturphilosophischen Schriften gezogenen Consequenzen im Drucke auszeichnet, gleich den wörtlich daraus genommenen Stellen, und dadurch den Schein hervorbringt, als seyen es die Worte des Hn. *S.* selbst. Eben so wenig kann man diesem den tief empfundenen und stark ausgedrückten Unwillen über die persönlichen Angriffe seines Gegners auf ihn verargen; denn von Jemandem sagen, dass er durch die Worte: Gott, Freyheit des Willens, Unsterblichkeit, Gut und Böse, nur zu *täuschen suche*, mit ihnen nur *Betrug und Spiel treibe*, nichts wissen *wolle* von dem wahren Gott, nach *seiner innigsten Überzeugung* seyen diese nicht vorhanden, er rede daher *Lügen*, das heisst doch wahrlich, das Innerste eines Menschen, das er nicht kennt, nicht zu kennen vermag, und das nur Gott kennt, antasten. Ein unparteyischer Richter wird solche persönliche Angriffe eben so wenig billigen, als die dadurch gereizte Empfindlichkeit des Angegriffenen unnatürlich und überspannt finden. Den Gründen, welche Hn. *S.* nach S. 121 — 125 bestimmt haben, diese Beschuldigungen so ernstlich zu nehmen, statt sie lächerlich zu machen, weiss Rec. nichts entgegenzusetzen. Dass die Schriften Hn. *S.* seine Lehre in den Verdacht des Atheism, Pantheism u. s. w. bringen konnten, hat Rec. schon oben begreiflich gemacht; dass er in der Abhandlung *über das Wesen der menschlichen Freyheit etc.* die Begriffe von Persönlichkeit, Freyheit des Willens, Gutem und Bösem in dem Sinne des gemeinen Verstandes wissenschaftlich zu begründen gesucht habe, dafür sprechen mehrere ganz unzweydeutige Äusserungen. Allein es tritt hier *erstens* der Fall ein, den Hr. *S.* S. 50 selbst erwähnt, dass die meisten Leser die gegebenen Keime nicht selbstständig entwickeln können; *zweytens* hat die eben genannte Abhandlung diejenige Vollkommenheit nicht, die erfoderlich wird, um den unparteyischen und nach wissenschaftlicher Überzeugung strebenden Leser zu befriedigen, und demnach die in den früheren Schriften des Vfs. obwaltenden Dunkelheiten zu zerstreuen.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

JUGENDSCHRIFTEN. *Bremen*, b. Seyfert: *Religionsbuch für Kinder von fünf bis sechs Jahren.* Nach dem Holländischen von *J. C. H. Gittermann.* 1804. 24 S. 8. (2 gr.) Rec. stimmt mit dem Vf. und Übersetzer dieser kleinen Schrift darin überein, dass religiöse Gefühle sehr früh in menschlichen Seelen erregt, und dass eben darum etwas von der Religion auch schon ganz jungen Kindern beygebracht werden muss; aber er würde rathen, dass dies nur gelegentlich, auf Veranlassung gewisser Fragen, die die Kinder thun, oder gewisser biblischer oder nicht biblischer Erzählungen, die sie hören, geschehe. Er wünscht daher nicht, dass diese Blätter mit solchen kleinen Kindern durchgegangen werden, aber meint, dass sie manchem Lehrer die Auswahl dessen, was ihnen von der Religion Jesu zu sagen seyn möchte, erleichtern, auch sie auf Manches, was bey der Methode des Unterrichts beobachtet werden muss, aufmerksam machen können. Die beiden Gebete für Kinder, die der Vf. angebracht hat, sind vortrefflich; die beiden Lieder aber, die vom Übersetzer angehängt sind, haben nicht genug Simplicität.

Df.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1813.

PHILOSOPHIE.

Fortsetzung der Recension.

der jacobischen Schrift von den göttlichen Dingen,
der schellingischen Gegenschrift und der darauf bezüglichen von Fries, Gruithuisen, Schaffroth, Weiss und Süfskind.

Von S. 35 bis 62 weist Hr. *Schelling geschichtlich* nach, wie *Jacobi* von jeher zu Wissenschaft und Theismus gestanden habe, und zu diesem Behufe bringt er dessen Ansichten auf die 3 Hauptsätze zurück: 1) Spinozismus ist Atheismus. 2) Die leibnitz-wolfische Philosophie ist nicht minder fatalistisch, als die spinozische, und führt den unabläfsigen Forscher zu den Grundsätzen der letzteren zurück. 3) Jeder Weg der Demonstration geht in Fatalismus aus. — Rec. hält diese Sätze gleichfalls für den Inbegriff der Grundmeinungen *Jac.* über die wissenschaftliche Philosophie, so wie er sie in den Briefen über die Lehre des Spinoza, und neuerdings wieder ausgesprochen hat. Eben so wahr ist die S. 38 gemachte Bemerkung über eine Behauptung *Jac.* S. 111 seiner neuesten Schrift: *Kant* habe mit ihm, aber aus anderen Zwecken und durch andere Mittel, die *Nichtigkeit* jeder speculativen Anmafsung, übersinnliche Wahrheiten demonstriren zu können, erwiesen. Denn *Jac.* hat wirklich nicht blofs die Nichtigkeit der Versuche, Gottes Daseyn zu *erweisen*, behauptet, sondern der Demonstration deutlich ein Vermögen zugeschrieben, Gottes *Nichtdaseyn* darzuthun. Wie sehr sich *Kant* selbst gegen diese Art zu raisonniren empört, beweist Hr. *S.* mit einer Stelle aus dessen Schriften, worin er sich ausdrücklich gegen *Jac.* erklärt, und die schädlichen Folgen eines solchen Vernunft- und Wissenschaft-Hasses darthut. Darauf tadelt der Vf., dafs sein Gegner die wichtigsten Sätze, ohne sie zu erörtern und zu begründen, hingeworfen, die Sprache des gemeinsten Glaubens gesprochen, und statt sich mit seinem Nichtwissen zu begnügen, sich gegen jeden anderen Versuch, wissenschaftliche Philosophie zu Stande zu bringen, feindselig benommen hätte. S. 45 entwickelt er *Jacobi's* Verhältnifs zu *Lessing*, den er auch für einen Spinozisten hielt; so wie seinen Streit mit *Mendelsohn*, S. 51, sein Benehmen in der *kantischen* Epoche gegen *Herder*, *Kant* und *Fichte*, worauf wir die Leser selbst verweisen. Rec. hätte bey dieser Gelegenheit über *Jacobi's* literarisches Verhältnifs zu *Lessing* und *Mendelsohn* eine genauere geschichtliche Darstellung gewünscht; so wie es hier aus einander gesetzt ist, läfst sich nicht bestimmt darüber urtheilen, und die Ansicht des Vfs. ist nicht frey von dem Scheine der Einseitigkeit; auch die Briefe über die Lehre des Spinoza geben darüber nur einen unvollständigen Aufschlufs.

Von S. 63 — 114 prüft Hr. *S.* die von *J.* gegen seine Lehre vorgebrachten theoretischen Gründe, und theilt bey dieser Gelegenheit über einige der wichtigsten wissenschaftlichen Puncte seiner Philosophie Erörterungen mit, zugleich versprechend, sie bald noch ernstlicher zur Sprache zu bringen. Möge er bald sein Wort erfüllen! Hr. *S.* geht von der mit Gründen unterstützten Voraussetzung aus, der Glaube an einen persönlichen Urheber und Lenker der Welt müsse sich in wissenschaftliche Erkenntnifs verklären; und wenn dieses geschehen: so seyen dadurch auch alle einseitigen Systeme versöhnt. Denn so wenig Gott selbst einen Gegensatz aufser sich zurücklasse, und wie er Natur und Welt gewähren lasse, ohne für seine Existenz von ihnen zu sorgen: so könne auch die ächte Gotteslehre nicht mit der Natur in Zank liegen, noch irgend ein System unterdrücken; der wissenschaftliche Theismus sey daher die höchste Aufgabe für die Philosophie, ohne welche ihr wirklich nichts übrig bleibe, als Gespenster zu erkennen. Gegen diese Behauptung streiten freylich die Resultate der kantischen Vernunftkritik, und die von ihr ausgegangenen und allgemein verbreiteten Meinungen unserer Philosophen. Allein wer die Grundansichten des Kriticismus nicht anerkennt, kann auch nicht nach ihnen beurtheilt werden; und unser Vf. hat fast ohne alle Ausnahme das gesammte Alterthum für sich, die ältesten orientalischen Religionssysteme, die vorzüglichsten Philosophen des späteren Heidenthums und des Christenthums bis auf die neuesten Zeiten; auch kann die Möglichkeit nie mit überzeugenden Gründen abgeleugnet werden, und so lange dieses nicht möglich ist, mufs jeder ernste Versuch, den Theismus wissenschaftlich zu begründen, mit Dank und Achtung aufgenommen werden. S. 68 beginnt Hr. *S.* mit der Prüfung des theoretischen Raisonnements *Jacobi's* gegen den Naturalismus; wir wollen blofs das Wesentlichste davon berücksichtigen.

Zuerst wird von dem *jacobischen* Satze, dafs der Beweisgrund *über* dem sey, was durch ihn bewiesen werden soll, und dieses *unter* sich begreife, das gerade Gegentheil dargethan. Obgleich hier mehr eine Differenz in dem Ausdrucke als in dem Sinne obzuwalten scheint: so ist doch das sehr wichtig, was der Vf. bey

Digitized by Google

dieſer Gelegenheit über die zu einer wiſſenſchaftlichen Methode nöthigen Erforderniſſe ſagt; es iſt nur zu wünſchen, er möchte es weiter ausgeführt haben. Die in dieſer Philoſophie faſt allgemein mifsverſtandene Conſtructionsmethode würde dadurch viel an Deutlichkeit gewonnen haben. Übrigens hat er klar genug dargethan, wie unnütz alle blofs logiſch aus allgemeinen Sätzen geführten Beweiſe ſeyen, indem man von jenen nie zu dem Beſonderen als ſolchem gelangen kann, und dafs man, ehe man ſie gebrauchen könne, vorerſt das Allgemeine aus dem Beſonderen müſſe entwickelt haben. Für eine jede Wiſſenſchaft iſt dieſe Evolutionsmethode von der gröfsten Bedeutung; ſie allein gewährt eine vollkommene Einſicht in die Natur eines Gegenſtandes, und bewahrt zugleich vor allem Nachbeten und Mifsbrauche; denn ſie ſetzt empiriſche und rationale Erkenntniſſe und einen geübten Dialektiker voraus, der den Anfang zu finden, und jeden Theil aus dem anderen zu entwickeln verſteht.

J. leugnet, dafs das Daſeyn eines lebendigen Gottes könne bewieſen werden, weil ſonſt Gott ſich ſelbſt aus Etwas, deſſen wir uns als eines Grundes bewufst werden können, das alſo *vor* und *über* ihm wäre, darthun, ableiten, als aus ſeinem Princip müſſe evolviren laſſen. Hr. *S.* erwiedert dagegen S. 76: „Das Daſeyn eines lebendigen Gottes iſt eben darum erweislich, weil dieſes lebendige Daſeyn aus einem nothwendigen Grunde, deſſen wir uns nothwendig bewufst werden, und der in ſofern *vor* und *unter* dem lebendigen Daſeyn iſt, ſich ſelbſt entwickeln, alſo auch aus ihm zu entwickeln iſt.“ Dieſe Idee iſt der Grundſtein des ganzen Gebäudes ſeines Theismus, ja man kann ſagen, ſeiner Philoſophie; mit ihr ſteht und fällt alles Andere; auf ihr ruht die Philoſophie der Natur- und der Geiſter-Welt; aus ihr kann auch nur allein die genetiſche oder Evolutions-Methode, die ſeiner Wiſſenſchaft weſentlich iſt, begriffen werden; es thut daher auch Noth, über dieſen Mittelpunct das hellſte Licht zu verbreiten, und ihn gegen alle Mifsverſtändniſſe ſicher zu ſtellen. Dafs der Vf. dieſes bisher, und auch in dieſer Schrift nicht in dem Grade geleiſtet hat, als wir es zum vollkommenen Verſtändnifs ſeines Syſtems, und zur Vermeidung grober Mifsverſtändniſſe für nöthig halten, darüber verdiente er allerdings Vorwürfe, wenn wir nicht zugleich einſähen, dafs eine ausführliche und befriedigende Erörterung dieſes Punctes auch eine ſehr ſchwere Arbeit ſey, die erſt mit der Darſtellung des Ganzen ihre Vollendung erreichen kann. Wie er in dem vorliegenden Werke aus einander geſetzt wird, mufs er von Allen, die nicht die Grundidee des Syſtems inne haben, immer noch ſchief gedeutet werden. Denn dafs Gott ſich aus ſeinem eigenen, wenn gleich auch von ihm verſchiedenen, Grunde zu einem ſeyenden Gott erſt entwickele, und aus dem bewufstloſen Zuſtande zum bewufstſeyenden emporarbeite; dafs er nach der Wirklichkeit und Vollkommenheit ſeines Seyns erſt werden, aus einem, wenn gleich ſeinem eigenen, unvollkommeneren Zuſtande zum vollkommenen ſich erheben ſolle, mufs allen Leſern abſurd vorkommen, welche ſich Gott als das von Ewigkeit durch ſich ſelbſt abſolut vollkommenſte Weſen zu denken, ſein Verhältnifs zur Welt aber entweder zu ignoriren, oder nach unwiſſenſchaftlichen und unbeſtimmten Begriffen ſich vorzuſtellen gewohnt ſind. Allein wie Rec. Hn. *S's.* Lehre immer verſtanden hat: ſo ſpricht er hier nur von dem ſich durch die Schöpfung offenbarenden Gott, nicht aber von ihm, ſofern er unabhängig von der Welt abſolut, gleichſam in ſich verſchloſſen, und an ſich iſt; und in dieſem Sinne genommen, fällt alles Widerſinnige und Paradoxe weg. Wohl ſpricht er auch von Gott in der letzteren Beziehung, aber auf eine ganz verſchiedene Weiſe, und die Verwechſelung beider erzeugt die faſt allgemein verbreiteten Mifsverſtändniſſe darüber. So wie die Welt nicht eine zu jeder Zeit vollendete und allezeit fertige Schöpfung, ſondern im Werden und Fortſchreiten begriffen iſt: ſo können auch die durch dieſelbe und mittelſt ihr ſich offenbarenden Vollkommenheiten Gottes ſich nur nach und nach entwickeln. Die ganze Anlage und der Zuſammenhang des Syſtems beweiſen, dafs dieſs der eigenthümliche Sinn der *ſchellingiſchen* Lehre ſey, und was S. 89 und 94 in dieſer Schrift davon geſagt wird, läſst keinen Zweifel mehr übrig. „Gott macht ſich zum Grunde; er macht einen Theil von ſich zum Grunde, damit die Creatur möglich ſey, und wir das Leben haben in ihm.“ Er war alſo zuvor ſchon Gott, und hat jetzt nur die Endlichkeit angenommen. Blofs in Beziehung auf die Schöpfung alſo kann Hr. *S.* ein Werden, eine ſucceſſive Offenbarung der Vollkommenheiten Gottes behaupten, ſo dafs die phyſiſchen und geiſtigen Eigenſchaften früher als die ſittlichen und intellectuellen zum Vorſchein kommen. In Gott, unabhängig von der Welt, ſind alle Vollkommenheiten zumal, nicht aber in der durch ihn und aus ihm ſtammenden Welt, in welcher das Geſetz des *Werdens* durchaus herrſchend iſt. Hr. *J.* ſagt auch in ſeiner letzten Schrift S. 86: „Gott mufs im Menſchen ſelbſt geboren werden, wenn der Menſch einen lebendigen Gott haben ſoll.“ Und gleich darauf behauptet er, von einem Gott aufser dem Menſchen könne nichts gewufst werden. Mit anderen Worten heifst doch das auch ein Perſönlichwerden Gottes, was Hr. *S.* nur in einer noch höheren Bedeutung, in Beziehung auf das ganze All, auf die Natur- und Geiſter-Welt ſtatuirt.

Auf *Jacobi's* Behauptung, dafs es nur zwey Syſteme gebe, den *Naturalismus* und *Theismus*, beide ſeyen unverträglich, und können auf keine Weiſe zuſammenbeſtehen, oder ſich ausgleichen, erwiedert Hr. *S.* daſſelbe, was er ſchon früher dagegen vorbrachte, nämlich, der wahre Theismus müſſe alle Gegenſätze verſöhnen, nichts ausſchlieſsen, und nichts unterdrücken; mit dem Naturalismus könne er aber nicht dadurch verſöhnt werden, dafs beide *Einerley* werden, ſondern durch eine Verknüpfung, der nicht unähnlich zwiſchen Leib und Seele, Niederem und Höherem. Der Naturalismus könne eher ohne den Theismus beſtehen, als dieſer ohne jenen; jener könne

Digitized by Google

doch anfangen, wenn gleich nicht enden; dieſer aber nicht einmal anfangen. *Jac.* legt eine beſondere Wichtigkeit in die Unterſcheidung zwiſchen *Grund* und *Urſache*; dem Naturaliſten ſey das Abſolute ein Grund, dem Theiſten aber eine Urſache. Hr. *S.* dagegen ſagt: das Abſolute müſſe als beides gedacht werden. Nach Rec. Dafürhalten nehmen Beide dieſe Begriffe in ganz verſchiedener Bedeutung und Beziehung. Die Erklärung der Stellen aus Platon und Ariſtoteles über dieſen Streit, ſo wie die Bemerkungen über die aus *J's.* Schrift angeführten Widerſprüche mögen die Leſer ſelbſt von S. 100 — 114 nachſehen.

Von S. 115 — 215 will der Vf., nachdem er das Publicum über ſeinen Gegner ins Klare geſetzt, ihm ſelbſt zu einer richtigeren Selbſtkenntniſs verhelfen, als wenn alles bisher Geſchehene nicht auch ſchon zu dieſem Zwecke zureichend und dienlich wäre. S. 125 erklärt er ſich darüber noch beſtimmter: das Seitherige ſey kein Ganzes, und doch fühle er ſich gedrungen, ein ſolches aufzuſtellen, er wolle daher *Jac.* als einen vielſeitigen Mann, deſſen Weſen durch das Vorige nicht ganz erſchöpft worden ſey, ſelbſt handelnd, dramatiſch darſtellen, ſeine Vielſeitigkeit nach allen jenen Seiten betrachten, die ſie darbiete, und zeigen, wie ſie ſich in dieſer Beziehung verhalte. Das Ganze iſt in eine Viſion eingekleidet, worauf aber Rec. vorläufig keine Rückſicht nehmen, ſondern ſich bloſs an die Sache halten will. Vorerſt weiſt der Vf. auf das Intereſſe hin, den Theismus zum Mittelpunct aller menſchlichen Einſichten zu machen und ihn als Gegenſtand wiſſenſchaftlicher Forſchung ſo lange zu betrachten, als nicht alle Erkenntniſſe von ihm durchdrungen ſind. Der Theismus könne zu ſeiner allſeitigen Verklärung die Philoſophie nicht entbehren, ſich nicht ihr als Syſtem gegenüberſtellen und von ſich ausſchlieſſen, wie *Jac.* thue, der die Philoſophie für weſentlich atheiſtiſch und demnach den Theismus für weſentlich unphiloſophiſch erkläre; der eben dadurch die Überzeugung von Gott in einen eigenen Zwieſpalt mit dem menſchlichen Verſtande ſetze, und ſo den Menſchen ſelbſt in einen nie aufzuhebenden Widerſpruch mit ſeiner eigenen Natur. S. 131 prüft nun Hr. *S.* den theiſtiſchen Glauben *Jacobi's* genauer, und ſucht ihm zu zeigen, daſs er auch den Begriffen widerſtreite, die alle Welt von einem perſönlichen Gott, und deſſen Verhältniſs zur Welt und dem Menſchen habe, wenn gleich *Jac.* ſich gerade auf dieſe Begriffe berufe; z. B. alle Welt nehme eine anfängliche Schöpfung der Dinge an, die *Jac.* leugne; eine Freyheit des menſchlichen Willens zum Guten und Böſen, während *Jac.* nur die Freyheit zum Guten geſtatte, u. ſ. w. S. 134. Eben ſo irrig ſey es, wenn *Jac.* alles Endliche auſser Gott zur Natur rechne, woraus folgen würde, daſs es keine Geiſterwelt, alſo auch keine Unſterblichkeit gebe. Die Schmähungen auf den Verſtand tadelt er aus verſchiedenen Gründen; unter anderen ſagt er: „Gott als das allervollkommenſte Weſen könne auch nur durch den allervollkommenſten Verſtand erkennbar ſeyn; der Verſtand ſey eine Gabe und ein Werk Gottes, und könne ſo wenig als eine andere Gabe oder ein anderes Werk ſeinen Urheber verleugnen. S. 140 u. ff. ſpricht Hr. *S.* endlich ſeine Anſicht über das Verhältniſs des Verſtandes zur Vernunft im Allgemeinen aus, ohne ſie wiſſenſchaftlich zu erörtern. S. 143: „Die Vernunft iſt das Allgemeinmenſchliche, Unperſönliche; S. 144: erleuchteter Verſtand iſt Geiſt, und Geiſt iſt das Perſönliche, das allein Thätige des Menſchen, was allein auch geiſtliche Dinge verſteht.“ Da der Vf. ehedem gegen den Verſtand und die Reflexionsphiloſophie auf ganz entgegengeſetzte Art ſich erklärt hatte: ſo muſste dieſe Beſtimmung ſehr auffallen, und es kann nicht fehlen, daſs man ſie als einen Beweis von der Veränderlichkeit ſeiner Anſichten geltend machen werde. Rec. erklärt ſich die Sache ſo. So lange Hr. *S.* ſich nach dem *kantiſchen* Sprachgebrauche richtete, muſste er jeder auf den Verſtand gegründeten Philoſophie alle objective Gültigkeit abſprechen, weil *Kant* dieſe Geiſteskraft zu ſehr beſchränkt hatte; nun aber es nicht mehr nöthig iſt, dieſe durch die herrſchend gewordene Denkart abgenöthigte Rückſicht zu beobachten, verbindet Hr. *S.* mit dem Ausdrucke „*Verſtand*“ den Begriff wieder, welchen man zu jeder anderen Zeit damit verbunden hatte. — Die Stelle S. 148 — 158, wo *Jac.* als theologiſch-philoſophiſcher Schriftſteller charakteriſirt wird, iſt eine der treffendſten und ſchönſten im ganzen Buche.

Die Behauptung *Jacobi's*, daſs die Wiſſenſchaft in Anſehung der Lehre von Gott, Freyheit und Unſterblichkeit neutral bleiben müſſe, widerlegt Hr. *S.* 164. „Vor Gott gilt keine Theilung des Menſchen in Kopf und Herz, Verſtand und Vernunft; der Menſch iſt ein ungetheiltes Weſen, er kann nicht mit dem Herzen im Himmel, und mit dem Verſtande bey den Nichtswerthen ſeyn, die neutral bleiben wollen.“ S. 169 beweiſt der Vf., wie ſein Gegner einer Seits die Idee des Chriſtenthums mit ſeinem Allegoriſiren und Moraliſiren vom Grunde aus zerſtöre, und anderer Seits ſie nach ihrer alten Bedeutung zu ſeinem Zwecke gebrauchen wolle, welchen Vorwurf wir ſehr gegründet finden. S. 172 ſtellt der Vf. ihm gegenüber den Satz auf: wer die Natur als göttliches Organ leugnen wolle, müſſe auch gleich alle Offenbarung leugnen; ohne jene erſte und älteſte wären alle ſpäteren an den einzelnen Menſchen, oder das ganze Geſchlecht ergehenden oder ergangenen, vornehmlich aber jene höchſte und letzte durch die Fleiſchwerdung des Wortes geſchehene unmöglich.“ Manche Leſer werden dieſe Äuſserung vielleicht für eine Accommodation des Hn. *S.* nach dem poſitiven Religionsglauben halten; ſie iſt es aber nicht, ſondern folgt aus ſeinen Principien nothwendig. Da aber *Jac.* die Offenbarung Gottes durch die Natur leugnet: ſo nennt er auch ganz conſequent den Glauben an die reelle Göttlichkeit der chriſtlichen Offenbarung einen Bilder- und Götzen-Dienſt. — Was S. 188 ff. über die *jacobiſche*

Digitized by Google

Art zu philosophiren vorkommt, über den Mangel an wissenschaftlicher Form und Zusammenhang, und an genauer Bestimmung der Begriffe, wie er aber dessenungeachtet für sich und seine Lehren immer einen unbedingten Glauben gefodert, während er alle Wissenschaftlichkeit für ein leeres Spiel erklärt habe, sind Bemerkungen, die selbst seine warmen Anhänger schon gemacht haben. Was endlich S. 199 u. ff. über seine Polemik gesagt wird, ist zwar auch Rec. Meinung; jedoch misbilligt er sehr die Anspielung auf die überflüssigen Exemplare der *jacobischen* Schriften, so wie den Vorwurf, als sey *Jac.* ein Sykophant mit zwey Larven u. s. f., denn dergleichen Dinge erbittern den Gegner, missfallen dem Unparteyischen, und schaden der guten Sache.

Nur noch einige Worte über den in dieser Schrift herrschenden Ton und die ihr eigenthümliche Form. Hr. *S.* fühlte sich durch die wiederholten Angriffe *Jacobi's* auf seine Lehre und Person schwer beleidigt; mit der Kühnheit eines Mannes, dessen Muth durch das Bewusstseyn seiner gerechten Sache erhöht ist, stellt er sich seinem Gegner entgegen, und sucht nicht blos ihn für den besonderen Fall zu entwaffnen, sondern auch wo möglich für alle Zukunft, durch eine unumwundene Auseinandersetzung ihrer beiderseitigen wissenschaftlichen Verhältnisse, jedem Streite vorzubeugen. Man muss gerecht seyn, zu bekennen, dass Hr. *S.* den Streit nicht suchte, und sich Neckereyen mancherley Art von vielen Seiten gefallen liess, bis er diese immerhin höchst unangenehme Rechtfertigung seiner Philosophie und dadurch auch seiner Persönlichkeit unternahm. So lange man gegen die S. 120 u. folg. aufgeführten Gründe, welche ihm diese ernsthafte Selbstvertheidigung abnöthigten, nichts Wesentliches einwenden kann, hat man auch keine gegründete Ursache, den strengen Ton zu tadeln, dessen er sich vom Anfange bis S. 114 bedient hat, obgleich der parteylose Leser wünschen muss, dass Hr. *S.* mehr Rücksicht genommen hätte auf die unwillkührlichen subjectiven Täuschungen *Jacobi's*, wodurch seine Polemik gewiss auch gemildert worden wäre. Dass er aber zuletzt, nachdem er seinen Gegner für hinlänglich widerlegt, und seiner Wissenschaft in jeder Rücksicht eine ehrenvolle Genugthuung verschafft zu haben glauben konnte, ihn doch noch dem Gelächter preis gegeben hat, halten wir mit dem einer persönlichen Vertheidigung und wissenschaftlichen Polemik gebührenden Ernst nicht gut vereinbar. So ungern wir die Vision nach ihrem wissenschaftlichen Inhalte vermissen würden: so wenig können wir die schonungslose Art billigen, mit welcher *Jac.* darin behandelt wird. Das Gefühl der Superiorität trieb ihn zuweilen über die Grenzen der einem solchen Gegner gebührenden Achtung.

No. 3. Wer bey einem so wichtigen wissenschaftlichen Streite, als der *jacobisch-schellingische* ist, ein Votum an das Publicum abgeben will, von dem kann man nicht weniger fodern, als dass er 1) die streitigen Gegenstände und die Lehren der Streitenden kenne; 2) wisse, was in der Sache das Rechte sey, und 3) die zur Fällung eines Urtheils nöthige Unparteylichkeit besitze. Wir trauen Hn. *Fries* zwar mancherley philosophische Kenntnisse zu, halten ihn aber doch nicht hier für einen stimmfähigen Mann, indem er *Jacobi* und *Schelling* vor sein Forum zieht, welches jener nur zum Theil, und dieser gar nicht anerkennt, und ihm die leidenschaftslose Ruhe durchaus fehlt. Wie sehr er dabey die Lehre seiner Gegner verkenne, und wie unbestimmt und einseitig seine eigenen philosophischen Ansichten seyen, beweist auch diese Schrift zu Genüge; so dass die Schlichtung des erwähnten Streites dadurch nicht gefördert, sondern der Handel wo möglich nur noch verwirrter gemacht wird.

Die Schrift ist in folgende Abschnitte getheilt: 1) Einleitung. 2) Das Wesen der deutschen Philosophie. 3) *Kants* Gabe und seine Fehler. 4) *Jacobi's* Gabe und seine Fehler. 5) Neuere Irrungen. 6) Lauterkeit der Religionslehre." — Da die Beurtheilung der beiden vorhergehenden Schriften zum Theil auch diese angeht: so will Rec. nur auf einige Eigenthümlichkeiten der vorliegenden aufmerksam machen.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

KURZE ANZEIGEN.

JUGENDSCHRIFTEN. *Gotha*, b. Perthes: *Biblische Geschichte für Kinder von reiferem Alter aus den gebildeten Ständen aller christlichen Confessionen.* Von *Ludwig Schlosser*, Pfarrer zu Drackendorf (nunmehr zu Frohburg bey Leipzig). Zweyter Theil. Geschichten d. N. Testaments. 1806. VIII u. 222 S. gr. 8. (12 gr.) Was wir zum Lobe des 1 Th. (J. A. L. Z. 1807. No. 108) gesagt haben, gilt auch von dieser Fortsetzung, womit das brauchbare Werk beschlossen wird. Rec. schätzt den Vf. aufrichtig, aber er kann doch nicht die Bemerkung zurückhalten, dass ihm die Behandlung der Geschichte Jesu zu naturalistisch scheint. Hr. *Sch.* ist zwar weit davon entfernt, in die frivole, alles Heilige entweihende Manier eines *Bahrdt* und Consorten zu verfallen; aber das Bestreben, das Wunderbare in dem Leben des Heilandes zu vermindern, hat ihn doch zu weit geführt. Die Bemerkungen über die Auferstehung und Himmelfahrt, besonders S. 122, 124, 135 u. f. w., können zum Beweis hievon dienen. Wir hoffen, dass eine zweyte Auflage in diesem Puncte keinen Stoff zum Tadel darbieten werde. Der Vf. hat, nach der Vorrede, besonders auch *Prideaux* und *Herder* bey seiner Arbeit (und gewiss glücklich) benutzt. Wir dürfen ihm zutrauen, dass er diesen Führern auch noch die höhere Ansicht des Christenthums abgewinnen werde. m.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

PHILOSOPHIE.

Fortsetzung der Recension
der jacobischen Schrift von den göttlichen Dingen,
der schellingischen Gegenschrift und der darauf bezüglichen von Fries, Gruithuisen, Schattroth, Weiss und Süfskind.

Seite 20 berührt Hr. *Fries* den neuerdings besprochenen Gegensatz zwischen Verstand und Vernunft, und was er darüber sagt, ist dunkler und unbefriedigender, als alles seither darüber Vernommene. „*Vernunft*, heifst es, ist die unmittelbare Kraft des Lebens in unserem erkennenden Geiste; *Verstand* die Kraft des Willens, welche dem Menschen das höhere Selbstbewufstseyn bringt.“ Nach S. 22 u. folg. besteht deutsche Philosophie, Art und Kunst darin, „dafs wir unter allen Völkern der Erde zuerst die Mündigkeit des philosophischen Urtheils erreicht haben; dafs wir mit sicherem Mafs die Schranken des menschlichen Wissens ausmessen können, und genau zu wissen vermögen, welcher Glaube und welche Ahnungen des Ewigen in des Menschen Geiste liegen.“ (Wenn jeder Spruch des Dichters: „was man den Geist der Zeiten nennt, das ist der Herren eigener Geist,“ angewendet werden kann: so ist es hier. Denn der Vf. giebt buchstäblich *seine* Denkungsart für das Wesen der deutschen Philosophie aus. Dem geometrisch genauen Ausmessen der Grenzen des menschlichen Wissens, und dem Gegensatze des Glaubens und Wissens haben bis jetzt so Wenige ihr Vertrauen geschenkt, dafs man diese Ansichten eben so wenig den Geist deutscher Philosophie nennen kann, als die mährische Brüderschaft das Wesen deutscher Religiosität.) „Dem Christenthume haben wir nach dem Vf. einen uns über alle Wissenschaft erhebenden *Glauben* zu danken, wodurch alle geheime höhere Weisheit der Gottes- und Welt-Kenntnifs aufgehoben, und nun eine Religionslehre ohne alle Dogmatik möglich ist.“ Allein nicht zu erwähnen, dafs das Christenthum den Deutschen nicht ausschliefslich zukommt, kennt dasselbe auch keinen Gegensatz zwischen Wissen und Glauben; es giebt uns ganz bestimmte Aufschlüsse über das wechselseitige Verhältnifs Gottes und der Menschen, über die gegenwärtige und künftige menschliche Bestimmung. Die form- und gestaltlose Religion aber, welche der Vf. für eine Frucht *unserer* Philosophie ansieht, ist weder in dieser noch in der Philosophie überhaupt gegründet, vielmehr ist das Gegentheil das allgemein Nothwendige. Denn wie alles Innere auch äufserlich, das Übersinnliche in sinnlicher Form erscheint, und wie Gott selbst es nicht verschmähte, in einer endlichen Welt sich zu offenbaren: so wird auch die reinste Religiosität nicht durch ihren äufseren und sinnlichen Ausdruck getrübt.

Der Vf. legt einen besonderen Werth in die Trennung des Glaubens vom Wissen, welche er als zwey Überzeugungsweisen mit voller Gewifsheit, aber doch von wesentlich verschiedener Art bezeichnet: das Wissen beschränkt er auf die Erkenntnifs der sinnlichen Wahrnehmungen; das Anerkennen des Übersinnlichen nennt er Glauben, und findet den Grundfehler aller philosophischen Schulen in dem Verkennen dieser einfachen Lehre; diese Nichtunterscheidung sey vorzüglich der Grund vieler Irrthümer in der neuesten Philosophie, gegen welche der Vf. auch hier alle Vorwürfe wiederholt, die er ihr in anderen Schriften schon sattsam gemacht hat. Dem Urheber der Naturphilosophie spricht er beynahe alle philosophischen Kenntnisse ab, findet in seiner Lehre nichts als Widerspruch und Unsinn, und nennt sie ein kindisches Spiel. Dergleichen leidenschaftliche Ausbrüche charakterisiren sich selbst, und Rec. überhebt sich der fruchtlosen Mühe, auch nur ein Wort gegen sie zu verlieren.

Von der *kantischen* Lehre ist der Vf. bekanntlich ein sehr eifriger Anhänger, und in ihr glaubt er alles Heil für die Philosophie gefunden zu haben; er wiederholt und erörtert auch hier wieder die allgemein bekannnten Sätze derselben. Den theoretischen Theil hält er für ganz vollkommen, weniger aber die Glaubenslehre, rücksichtlich welcher *Kant* Vieles zu verbessern übrig gelassen, das er — Hr. *Fries* — nun auch ganz gut gemacht habe; ja wenn *Kant* die im Praktischen gelassenen Mängel eingesehen hätte: so würde er sie gerade so verbessert haben, wie Hr. *F.* es in seiner Kritik der Vernunft gethan habe. Gemäfs dieser Selbstbeurtheilung theilt er also mit *Kant* das Verdienst, welches sich der Kriticismus im Ganzen erworben hat. Rec. hätte wohl Manches dagegen einzuwenden, will aber diese ihm von Anderen schon getrübte Freude hier nicht noch mehr verbittern. Mit *Jacobi* ist unser Vf. soweit zufrieden, als er mit ihm übereinstimmt; wo dieis der Fall nicht ist, bekommt auch er Unrecht. — Im letzten Abschnitt, über die Lauterkeit der Religionslehre, eifert er gegen die neuere Mystik, und die positive Religion, und spricht harte Worte über die Brüder *Schlegel* aus, welchen

Digitized by Google

er alle Selbſtſtändigkeit, und alle Verdienſte für das ſchlechthin Wahre abſpricht. Wie mag Hr. *F.* ein ſolches Urtheil über Männer ſich erlauben, deren Arbeiten zu würdigen, ihm gröſstentheils die nöthigen Kenntniſſe fehlen? Er verwirft endlich alle poſitive und äuſsere Offenbarung, und geſtattet allein die innere durch Selbſtkenntniſs. Alles Andere hält er für Lug und Trug; in der Religion ſoll Alles verſtändig, klar und durchſichtig ſeyn, und Geheimniſſe ſind ihm ein Gräuel. Was er S. 90 u. ff. darüber weiter vorbringt, beweiſt zum wenigſten, daſs er die Welt und die Menſchheit nicht kenne, ſo groſs auch ſeine Selbſtkenntniſs ſeyn mag. S. 95 macht er es auch der Gottheit unmöglich, für den Menſchen Wunder zu thun, weil Gott ſich ſelbſt die Schranken geſetzt habe durch die Subjectivität der menſchlichen Erkenntniſs, die nie ein Wunder als ein ſolches anzuerkennen vermöge. Im Grunde meint er daſſelbe, was *Jacobi* gegen *Asmus* behauptete. Der durch die ganze Schrift herrſchende Ton beweiſt, daſs der Vf. mit einem recht lebendigen Glauben an ſeinen Meinungen und Anſichten hänge.

Der Titel von No. 4 bezeichnet zur Genüge den Inhalt des Schriftchens; es drückt eine etwas unfreundliche Aufnahme des Votums von Hn. *Fries* aus, von welchem Hr. *Gruithuiſen* Veranlaſſung nimmt, die neuerdings oft aufgeſtellte Behauptung, daſs ſich das Daſeyn Gottes nicht beweiſen laſſe, factiſch zu widerlegen durch einen ſogenannten *kosmoaitiologiſchen* Beweis. Dieſer ſoll ſich ganz auf Erfahrung gründen; die Einſicht aber in ſeine Kraft und ſeinen Zuſammenhang zugleich bedingt ſeyn durch die Kenntniſs der anderen Schriften des Vfs. Da letztere leider dem Rec. abgeht: ſo kann er den Beweis nur ſo nehmen, wie er hier ausgeführt iſt. Auf 9 (Neun) Stufen wird der Einzuweihende in das Heiligthum geleitet; denn eben ſo viele vorbereitende Beweiſe werden dem Hauptbeweiſe vorangeſchickt. Weſſen Glaube an die Exiſtenz Gottes noch nicht allen Zweifel ausſchlieſst, kann hier auf zwey Blättern dieſe *medicina mentis* verkoſten, und verſuchen, die *materia peccans* aus ſeinem Geiſte damit zu vertreiben, und die blähenden Zweifel niederzuſchlagen. Rec. iſt für die Unmittelbarkeit der Überzeugung von der Exiſtenz Gottes, und hält ein ſolches auf Schrauben geſtelltes Wiſſen für eine unfruchtbare Bemühung. Gegen die 9 vorausgeſchickten Sätze lieſse ſich Manches einwenden, z. B. im II iſt der Gegenſatz „*Erfahrbar* und *Undenkbar*“ logiſch und metaphyſiſch unrichtig, und doch iſt darauf ein Beweis gegründet; der VII Satz iſt nichts anderes, als der von den Philoſophen gebrauchte kosmologiſche Beweis, welcher ſich nicht auf Erfahrung, ſondern lediglich auf das Denken gründet, u. ſ. f. Da wir aber beſorgen, dem Vf. wegen unſerer Unkenntniſs ſeiner anderen Schriften Unrecht zu thun: ſo wollen wir uns begnügen, die Leſer ſeiner Schriften, für die er eigentlich hiehergeſetzt iſt, darauf aufmerkſam gemacht zu haben. — Wenn Hr. *Gr.* ſeinem Gegner vorwirft, daſs er die Macht des Beweiſes nicht kenne und ſchätze: ſo hätten wir gewünſcht, er hätte ihn auf eine gründlichere Art, als durch den erwähnten Beweis geſchehen iſt, eines Beſſeren belehrt. Die Lehre von den Beweiſen iſt eine der wichtigſten Materien in dem dialektiſchen Theile der Philoſophie; das Beweiſen iſt der Wiſſenſchaft nothwendig, und ohne daſſelbe wäre ſie ein Aggregat unzuſammenhängender Sätze; daſs aber alles Beweiſen unbeweisbare Wahrheiten vorausſetze, iſt ſelbſt eine unmittelbar gewiſſe Wahrheit. — Der Vf. weiſt Hn. *Fries* noch mehrere Inconſequenzen und Widerſprüche in ſeiner Schrift nach, und tadelt, daſs er die Beweiſe durch Gefühle, Ahnungen und Glauben erſetzen, und ſo die Wiſſenſchaft um den ihr gebührenden Credit bringen wolle. Wir ſind mit ihm einverſtanden, wenn nur das Gefühl nicht ganz ausgeſchloſſen werden ſoll. Eben ſo billigen wir, daſs der Vf. das Studium der Naturwiſſenſchaften ſehr anempfiehlt, indem man von ihnen ausgehen, und durch ſie ſich erſt erheben müſſe zu dem Allgemeinen. Die Kenntniſs der Natur reicht aber für ſich nicht hin, ſondern muſs ergänzt werden durch das Studium der Geſchichte, die der Philoſophie noch näher ſteht, als die Natur. Der Satz S. III, daſs wir nur ſoweit kommen können, als wir durch unſeren Verſtand mittelſt Erfahrung und Schlüſſe kommen, könnte leicht miſsverſtanden werden; denn es laſſen ſich weder mit bloſsen Schlüſſen für ſich Entdeckungen machen, noch kann das Erfahrene ſich ſelbſt ausſprechen. Die Ideen des Geiſtes bleiben immer die Interpreten in letzter Inſtanz.

Manche unedle Ausdrücke entſtellen dieſe wenigen Blätter, z. B. *verhunzter Kantianismus — philoſophiſches Luder — mit ſpaniſchem Nebel ungeſchoren ſeyn laſſen — dialektiſches Fell u. ſ. w.* —

No. 5. Da ein Freund des Hn. *Jac.* in Freyburg die Gerechtigkeit ſeiner Sache gegen *Schelling* in einem dortigen, populärer Unterhaltung gewidmeten Blatte in Schutz nahm, und der Redacteur bey dieſer Gelegenheit die dortigen Akademiker vor der verderblichen Lehre der Naturphiloſophie warnte: ſo glaubte ſich Hr. Prof. *Schaffroth*, ein Anhänger der *ſchellingiſchen* Lehre, dadurch ſelbſt angegriffen, und foderte den Redacteur zum Widerrufe der Ausfälle auf die naturphiloſophiſchen Lehren auf; und weil dieſer, ſtatt ſeiner Auffoderung zu entſprechen, vielmehr ihm noch mit der Ungnade der Regierung drohte, entſchloſs er ſich, die ganze Sache vor das Publicum zu bringen, woraus die vorliegende Schrift entſtand. Abgeſehen von dem eigentlichen Handel mit dem Stadtamtmann *Schnetzler*, den Hr. *Sch.* ganz nach Gebühr zurechtweiſt, bietet die Schrift wenig Intereſſantes dar; überall leuchtet eine zu groſse Parteylichkeit des Vfs. für *Schelling* und gegen *Jacobi* hervor, welche den Eindruck ſchwächt, den manche recht gut gelungene Stellen machen könnten. Die Anrede an die freyburger Akademiker würde viel mehr gefallen, wenn die unanſtändigen Ausfälle auf *Jacobi* ſie nicht entſtellten. Eine das Herz der Ju-

Digitized by Google

gend unfehlbar ergreifende Begeiſterung ſpricht aus dem Redner, und eben ſo wahr als eindringend empfiehlt er ihr das Studium der Philoſophie an. Möchten alle akademiſchen Lehrer von einer ähnlichen Wärme für ihre Wiſſenſchaft beſeelt ſeyn! Die Gründe, aus welchen der Vf. die 32 Seiten lange *vorläufige Erklärung Schellings* gegen die *jacobiſchen* Beſchuldigungen ſeiner Lehre hier wieder wörtlich hat abdrucken laſſen, ſind ſehr ungenügend; wer ſich für den Streit intereſſirt, iſt auch mit dieſen Actenſtücken bekannt. Der auch hier wieder abgedruckte, in dem freyburger Wochenblatte erſchienene Aufſatz offenbart eine tiefe Verehrung für *Jacobi* und ſeine Lehre, zeugt aber gleichfalls von blinder Eingenommenheit und groſser Unkenntniſs der ſtreitigen Sache. Einige Seiten ſind angefüllt mit Auszügen aus *Schelling's* Schriften, die allen Leſern, welche dieſe nicht ſchon kennen, durchaus unverſtändlich ſind. Dann folgen Jeremiaden über die Gottloſigkeit dieſer Philoſophie und ihren groſsen Anhang. *Jacobi* wird als der competenteſte Richter über die Naturphiloſophie angeprieſen. Dieſe Abhandlung, ſo wie die mit dem Redacteur gewechſelten Briefe, beleuchtet nun der Vf. von S. 77 — 144 auf eine zwar ſcharfſinnige, aber bittere Weiſe. Der Stadtammann wird mit einer beiſsenden Lauge übergoſſen, und ſeine unbefugte Einmiſchung in einen ihm ganz fremden gelehrten Streit muſs er hart büſsen. Zuletzt ſucht der Vf. die *ſchellingiſche* Philoſophie mittelſt einzelner Abhandlungen in ein deutliches und ſie empfehlendes Licht zu ſtellen, und gegen mehrere ihr gemachte Vorwürfe in Schutz zu nehmen. Dieſer Theil gehört nicht zu den ſtärkſten der Schrift; man muſs mehr den guten Willen als die That ſelbſt loben. Denn weder die aus *Schellings* früheren Schriften ausgezogenen Stellen, noch die eigenen Erklärungen des Vfs. ſind geeignet, über dieſe Lehren beſtimmte Aufſchlüſſe zu ertheilen, und ſie gegen die ihr ſeither gemachten Vorwürfe ſtatthaft zu rechtfertigen. Die Naturphiloſophie ſelbſt hätte alſo durch dieſe Schrift nichts gewonnen, wenn man nicht das für einen Gewinn halten kann, daſs Menſchen, die ohne Beruf und Recht ſich in dieſen wiſſenſchaftlichen Streit miſchten, um nur die Verwirrung zu vergröſsern, dadurch in ihre Schranken zurückgewieſen wurden, und der freyen Prüfung Raum verſchafft ward.

No. 6. Die Schrift des Hn. *Chriſtian Weiſs* iſt nicht, wie man leicht nach dem Titel ſchlieſsen könnte, in Beziehung auf den *jacobiſch-ſchellingiſchen* Streit geſchrieben; wohl aber hat *Jacobi's* Werk *von den göttlichen Dingen* u. ſ. w. den Vf. beſtimmt, ſeinen ſchon früher gefaſsten Entſchluſs, ſich über das Verhältniſs der Pſychologie zur Philoſophie genauer zu erklären, als in ſeiner früheren Schrift *über das Weſen und Wirken der menſchlichen Seele* geſchehen war, gerade auf dieſe Weiſe auszuführen. Das Ganze war ſchon bis auf die zweyte Beylage vollendet, als *Schellings Denkmal* erſchien, worauf er nur in der Vorrede Rückſicht nimmt, und Hn. *Jacobi*, wie ſichs wohl denken lieſs, gegen ſeinen Gegner unbedingt Recht giebt. Rec. fiel es deſſenungeachtet deſswegen auf, weil der Inhalt der Schrift mehrere Spuren davon enthält, daſs der Vf. an *Schellings* Tiſche ſich häufig als Gaſt eingefunden, und das Dargebotene zu ſeinem Zwecke zu benutzen gewuſst habe. Wie *Schelling*, wird auch *Friedr. Schlegel* ab- und zurechtgewieſen.

Nach S. 3 ſoll dieſe Schrift die Wahrheit des *jacobiſchen* Satzes: „den Menſchen erſchaffend theomorphoſirte Gott; nothwendig anthropomorphoſirt darum der Menſch," in das ihm gehörige Licht ſtellen, und gegen mögliche Miſsverſtändniſſe ſichern; ſie ſoll zeigen, wie die menſchliche Vernunft Gott wahrhaft erkennen möge, da ſie ihm nur menſchlich erkennen kann, und wie das Unausſprechliche wahr bleiben möge, auch wenn es ausgeſprochen wird. Zuerſt ſpricht nun der Vf. ſeinen Glauben an einen lebendigen Gott auf eine ſehr verſtändliche Weiſe in der ungezwungenen, aber geordneten Form einer religiös-aſcetiſchen Betrachtung aus, jedoch in ſteter polemiſcher Beziehung auf die Naturphiloſophie, die er beſtreitet und berichtigt, wo ſie ſeiner Anſicht im Wege zu ſtehen ſcheint. Folgende Sätze werden von S. 1 — 47 umſtändlich beſprochen: „Es iſt ein lebendiger Gott; die Welt beſteht durch das Walten allmächtiger Vernunft, Weisheit und Güte. Es iſt eine Vorſehung. Gott iſt der Geiſt, welcher mit Freyheit über Natur und Vernunft mit gleicher Herrlichkeit waltet; er iſt der Gott des Weltalls; aber obgleich höher als die Welt, doch nicht auſser ihr. Er iſt Alles in Allem, ewig derſelbe." Doch dieſes ſind nur negative, nicht poſitive Beſtimmungen von Gott, welche letztere der Menſch nicht zu erkennen vermag. Der Menſch muſs bloſs Gott ſo denken, indem er ihn nach den Eigenſchaften bezeichnet, welche von dem Unendlichen in ihm ſelbſt entlehnt ſind; wiſſenſchaftlich läſst ſich der Glaube an Gott nicht erörtern, weil die Vernunft, aus welcher der Glaube ſtammt, über dem Begriff iſt, und ihr Licht in ihr ſelbſt hat. Wie ſich die Welt in dem gotterfüllten Gemüthe darſtelle, wird nun noch weiter ausgeführt. Nachdem der Vf. ſeinen Glauben an Gott, Freyheit und Unſterblichkeit dargelegt hat, will er ihn auch rechtfertigen, und nachweiſen, durch welche Thätigkeit des menſchlichen Lebens der Menſch dazu gelange. Dieſs iſt ſeiner Überzeugung nach lediglich durch Selbſtkenntniſs, durch die Pſychologie möglich, welche er in einem umfaſſenderen Sinne nimmt, als es gewöhnlich geſchieht. Rec. würde die ihm vorgeſteckten Grenzen überſchreiten, wenn er dem Vf. bey ſeiner Erörterung Schritt für Schritt folgen, und jeden Theil einer beſonderen Prüfung unterwerfen wollte, zumal da mehrere Wiederholungen vorkommen, und das Ganze mit einer unnöthigen Breite abgefaſst iſt. Er beſchränkt ſich daher nur auf die Hauptſachen.

Die ganze Denkweiſe des Vfs. über die groſsen Angelegenheiten der Menſchheit gründet ſich auf die ihm eigene Pſychologie, dieſe aber auf die innere Erfahrung, welche *geglaubt* ſeyn will, S. 117. Durch

Digitized by Google

sie empfängt er nun vollständigen Aufschluss über die höchsten und tiefsten von jeder zur Philosophie gezogenen Gegenstände, über das Verhältniss des Verstandes zur Vernunft, über die Elemente des Geistes, und der Vernunft insbesondere; er erfährt durch sie, dass das Wissen des Verstandes nur auf das Sinnliche und Unsinnliche, nicht aber auf das Übersinnliche gehe, die Vernunft dagegen, als das Vermögen der Ideen, eine Einheit schlechthin darstelle, und in der Richtung und Bildung mit Freyheit bestehe; dass sie zwar allen Seelenvermögen gleich und keinem besonders zukomme, aber für sich alles Individuelle verschmähe, und nur nach dem Unendlichen und Formlosen strebe; durch sie weiss er mit grösster Bestimmtheit, dass die Elementarkraft der Seele in einem ursprünglichen Doppelacte der geistigen Richtung und Bildung bestehe, dass durch die Einheit dieses Actes die einzelnen Verrichtungen der Seele innerlich bedingt seyen, welche dann besonderen Vermögen zugeschrieben werden, je nachdem sie unter einem, mehr die Richtung oder mehr die Bildung, oder beide in gleichem Masse, begünstigenden Verhältnisse folgen. Zu diesen Vermögen gehört die Vernunft nicht. Allein der Mensch besitzt mehr als einzelne Seelenvermögen; er besitzt Ausbildungsfähigkeit, die sich über alle jene Vermögen erstreckt, und die höchste Stufe dieser Perfectibilität ist die Vernunft; sie erhebt den Menschen vom Endlichen und Sinnlichen zum Übersinnlichen mit ursprünglicher Freyheit, und das dadurch, dass sie dem Element der Richtung den Primat ertheilt. Dadurch entsteht in ihr der Glaube an den Unendlichen, an den lebendigen Gott, und zwar lediglich durch sich selbst, unabhängig von jedem Bedürfnisse, es sey des Verstandes oder des sittlichen Wirkens. Dieses und noch vieles Andere weiss der Vf. durch seine Psychologie, und dieses Wissen ist lediglich subjectiv und idealistisch; für sich vermag auch die Psychologie nicht die Schranken dieses Idealismus zu sprengen, und zu einem objectiven Realismus zu gelangen; sie kommt nicht weiter als zu einer blossen Beziehung zu einem Äußeren, welches sie aber nicht erkennen kann; auch die Vernunft kann der Psychologie nicht aus ihrer vergeistigenden Subjectivität alles Seyns und Denkens heraushelfen; ihre Beziehung reicht nicht über ein blosses *Bezogenwerden* auf ein Unendliches hinweg. Die Psychologie endet daher mit dem Bekenntnisse, dass der alles in sich findende und setzende Geist selbst nur sich finde, selbst nur gesetzt sey. Nun setzt der Vf. hinzu: „Dieses Resultat ist sonnenklar für den uneingenommenen Beobachter; es ist kein Resultat der Philosophie, welche auf diesem Puncte noch nicht vorhanden ist.“ Wenn alle diese Behauptungen sonnenklar sind: so kann Rec. freylich keinen Zweifel dagegen laut werden lassen, ohne sich der Gefahr auszusetzen, für einen Blinden gehalten zu werden. Doch auch auf diese Gefahr hin scheut er sich nicht, zu sagen, dass sie sammt und sonders willkührliche, durch Nichts weiter als durch eine beliebige Deutung innerer Wahrnehmungen begründete Meinungen des Hn. *Weiss* seyen, die, wie sie unwissenschaftlich zusammengedacht sind, auch keine wissenschaftliche Beurtheilung aushalten, welcher sich der Vf. ohnedies nicht unterwerfen kann, indem sie aller Philosophie vorausgehen sollen. Rec. hegt eine grosse Achtung für die durch die ganze Schrift herrschende sittliche und religiöse Denkweise, welche alle Seelenerscheinungen zu ihrem Zwecke sammelt, und zu einer ihr wünschenswerthen Einheit verbindet. Allein man kann der ganzen Erörterung deswegen nicht eine objective Gültigkeit beylegen; sie offenbart wohl eine gotterfüllte Seele, welche um ihren Gegenstand alle möglichen Lichtstrahlen zu sammeln sucht, und sich einbildet, ihre warme Gemüthsstimmung müsse sich allen Lesern mittheilen; allein da ihnen der reelle Gehalt mangelt: so lassen sie gewiss alle uneingenommenen Leser an und für sich kalt. Überhaupt können wir nicht recht einsehen, wofür der Vf. diese Schrift will angesehen haben: für eine philosophische Deduction ist sie zu unwissenschaftlich und grundlos; für eine ascetische Abhandlung aber wieder zu gelehrt und unverständlich durch ihren Ausdruck, ob sie gleich in Ansehung des Inhaltes ihr am nächsten kommt. Was als Philosophie gelten will, muss entweder wissenschaftlich seyn, oder es ist gar nichts; mit einem blos willkührlichen Hin- und Her-Reden, und beliebigen Meinungen ist hier schlechterdings nichts ausgerichtet: entweder muss man auf Philosophie Verzicht leisten, oder man muss wissenschaftlich zu Werke gehen. Der Weg, den der Vf. eingeschlagen hat, führt zu einem unübersehbaren Labyrinth von Irrthümern, aus dem nicht mehr herauszukommen ist. Wer wird leugnen, dass viele interessante und gewiss auch wahre psychologische Bemerkungen in diesem Werke vorkommen? Allein die Deutung derselben ist willkührlich und unphilosophisch; auf die Deutung aber kommt es überall allein an, und sie ist in keiner Beziehung ohne Wissenschaft möglich, die aber hier gerade ausdrücklich ausgeschlossen ist. Es ist nicht genug, zu sagen: Ich halte die Vernunft, den Verstand, die Idee und den Begriff u. s. w. für das oder jenes; das muss begründet werden, weil das *Principium rationis sufficientis* ein allgemeines Gesetz alles Denkens ist; d. h. es muss auf die absolute, unmittelbar und durch sich selbst gewisse Einsicht des Wahren zurückgeführt werden; denn das Reich der Wahrheit bildet, wie die Welt des Seyns, ein zusammenhängendes Ganzes, das auf sich selbst ruht, und von der unmittelbaren Geisteseinsicht getragen wird. Entweder ist alles Wissen ein eitles Spiel, oder es ist nur ein solches.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

PHILOSOPHIE.

Beſchluſs der Recenſion
der jacobiſchen Schrift von den göttlichen Dingen,
der ſchellingiſchen Gegenſchrift und der darauf bezüglichen von Fries, Gruithuiſen, Schaffroth, Weiſs und Süſskind.

Die von allem philoſophiſchen Wiſſen entblöſste Pſychologie ſoll nun die Philoſophie erſt begründen; aus jener ſoll dieſe hervorgehen. S. 160: „Die Bedürftigkeit treibt, wie der Vf. ſagt, den Menſchen aus dem Idealismus, und ſomit aus der Pſychologie heraus; denn *im Menſchen wurzelt tief das Verlangen nach mehr, als er ſelbſt iſt.* Der Charakter der Vernunft iſt nicht logiſch, theoretiſch, idealiſtiſch, ſondern poſtulirend, praktiſch, und ſomit realiſtiſch im höheren Sinne; ſie kann ihr Object zwar nicht für den Sinn oder Verſtand herbeyſchaffen, ſondern es bleibt auch hier bey dem Verlangen und Beziehen; die Logik und Pſychologie ſind alſo nicht das Höchſte für die Vernunft, ſonſt bliebe es beym Idealismus. Allein das *ideale Meinen der Vernunft iſt hier das Weſen.* Der Geiſt tritt daher kraft ſeiner Vernunft aus dem Idealismus der Logik und Pſychologie mit Freyheit hervor, und wendet ſich *dem überſinnlichen Realismus der Philoſophie zu.* (Man ſieht nicht ein, welches Bedürfniſs die Vernunft zur Philoſophie treibe, und warum ſie nicht ſich ſelbſt genug in den Schranken ihrer Subjectivität verharre; der Übergang von dieſer zu einem Realismus der Philoſophie iſt ein wahrer Sprung.) Die Freyheit der Vernunft giebt alſo das *Princip der Philoſophie* her; es wird aber zu einem Princip des *Glaubens*, nicht des Glaubens an einen Gegenſtand, ſondern an die Wahrhaftigkeit der Beziehung auf das Unendliche über der Vernunft, und dieſes Unendliche iſt der *lebendige Gott.* (Hier erkennt man noch keinen Realismus, oder, wenn dieſs einer ſeyn ſoll, wie unterſcheidet er ſich denn von dem ſubjectiven Idealismus?) Aus der Philoſophie entſpringt alſo die Gotteslehre, und ein anderer Anfang der Philoſophie iſt nicht zu denken. Von Gott wendet ſich die Philoſophie zur Welt, zur Natur und Freyheit, und lehrt das, was ihrem Glauben, von dem ſie abging, gemäſs iſt. Dadurch wird ſie ſelbſt Wiſſenſchaft, und zwar die höchſte aller Wiſſenſchaften; ihr Princip aber iſt ſchlechthin unwiſſenſchaftlich, das Fundament des Wiſſens iſt ſelbſt kein Wiſſen. Die Philoſophie hat nur den Beruf, das Wiſſen durch den Glauben, und den Glauben für das Wiſſen zu deuten.“ S. 173 u. ff. ſieht man, daſs auch die Pſychologie, aus welcher die Philoſophie ſproſst, von dieſer wiſſenſchaftlich gedeutet werden könne, es verſteht ſich aber, nach den einmal in der unphiloſophiſchen Pſychologie angenommenen Grundanſichten. Dadurch iſt die Philoſophie ſclaviſch abhängig von der wiſſenſchaftsloſen Seelenlehre, welcher ſie unbedingt nachſprechen muſs; was dieſe einmal angenommen hat, das darf nur und muſs die Philoſophie beſtätigen.

Dem Ganzen ſind zwey Beylagen zugegeben. In der erſten zeigt Hr. *Weiſs* die Übereinſtimmung ſeiner Anſichten mit den *jacobiſchen*, die er 1) ihrem Weſen nach für wahr, 2) einer ſyſtematiſch bündigen und die Foderungen der Wiſſenſchaft erfüllenden Darſtellung fähig hält; 3) glaubt er, daſs dieſe Darſtellung ihnen noch fehle, und 4) daſs der Weg, auf welchem Er die Sache der Vernunft zur Sache der Philoſophie zu machen ſucht, mit *Jacobi's* Philoſophie im Weſentlichen übereinſtimme. Die zwey letzteren Puncte ſucht er nun umſtändlicher darzuthun in Beziehung auf die neueſte Schrift *Jacobi's*. Er wiederholt nun mehreres ſchon früher Geſagte, z. B. wie alle Philoſophie ſeine Pſychologie vorausſetze, welche den Glauben an den lebendigen Gott nachweiſe, auf welchen ſich dann die Philoſophie gründe; darauf zeigt er, wie Hr. *Jacobi* mit ihm dieſelben Anſichten theile, und wo dieſs der Fall nicht zu ſeyn ſcheint, deutet er ihn nach ſeinem Sinne. Die zweyte Beylage enthält Bemerkungen über einige Miſsverſtändniſſe, welche in Recenſionen ſeiner Schrift: Unterſuchungen über das Weſen und Wirken der menſchlichen Seele, vorkommen.

Die Sprache iſt durch die ganze Schrift edel und ihrem Inhalte angemeſſen; nur zu wünſchen iſt, der Vf. wäre weniger breit und weitſchweifig geweſen: die Breite kann nicht den Mangel der Gründlichkeit erſetzen.

No. 7. Hr. *Süſskind* beſchränkt ſeine Prüfung lediglich auf die Lehren *Schellings* von Gott, Weltſchöpfung, Freyheit, moraliſchem Guten und Böſen, ohne Rückſicht auf andere ihnen entgegengeſetzte oder verwandte zu nehmen. Er hatte ſchon zu einer anderen Zeit die *ſchellingiſchen* Beſtimmungen von Gott, und die allgemeinen Principien der abſoluten Identitätsphiloſophie einer Prüfung unterworfen; die neueren Schriften ihres Urhebers, beſonders die *Un-*

Digitized by Google

terſuchung über das Weſen der menſchlichen Freyheit etc., und die darauf ſich beziehenden Lehren in dem *Denkmal der Schrift von den göttlichen Dingen* etc., veranlaſsten ihn, auch dieſe zu prüfen. Es iſt eine erfreuliche Wahrnehmung, daſs die naturphiloſophiſchen Anſichten über die höchſten und wichtigſten Gegenſtände des Menſchen von vielen Seiten her einer ſtrengen Kritik unterworfen werden; es zeugt von dem Intereſſe, welches man an dergleichen Unterſuchungen wieder nimmt, die über drey Decennien beynahe der gänzlichen Vergeſſenheit übergeben waren. Die neuere Philoſophie hatte alle Speculation über Gott und die Welt verabſchiedet, und genügſam ſich zurückgezogen auf die Sphäre der Sinnenwelt. *Schelling* überſchritt zuerſt wieder kühn dieſe willkührlich gezogenen Schranken; ſein Unternehmen zum Trotze der Mitwelt hat eine groſse Uneinigkeit unter den Philoſophen geſtiftet, die ohne ſeine Dazwiſchenkunft ſo ziemlich verträglich unter einander waren, und zum Theil noch ſind. Da die Naturphiloſophie beynahe in jeder Rückſicht das Gegentheil von der Zeitphiloſophie lehrt: ſo muſste ſie einen groſsen Widerſpruch finden; und je heftiger dieſer iſt, deſto mehr entwickelt ſich jene, und dieſes ſehen wir als einen reellen Gewinn an, indem ſich am Ende nothwendig entweder die Feſtigkeit oder Nützlichkeit dieſes Syſtems ergeben muſs. Eine ſtrenge Prüfung iſt alſo immer ein wahres Verdienſt um die gute Sache. Wenn nur ein leidenſchaftloſer und lediglich auf den Gegenſtand gerichteter Wille dieſelbe leitet: ſo verdient ſie ſchon gut aufgenommen zu werden, geſetzt, daſs ſie auch ihren Zweck nicht erreichte. Hr. *Süſskind* verſichert, ohne Nebenrückſichten und Parteylichkeit die Prüfung angeſtellt, und nicht die Perſon, ſondern nur die Lehre berückſichtigt zu haben, und der Inhalt widerſpricht dieſer Verſicherung nicht.

Da die ganze Schrift eine fortlaufende Polemik iſt: ſo können wir dem Vf. nicht Schritt vor Schritt folgen, wenn unſere Prüfung die ſeinige nicht an Umfang übertreffen ſoll. Es iſt dieſs aber auch nicht nothwendig, indem alle Theile ſo zuſammenhängen, daſs ein beſtimmtes Urtheil über das Ganze auch für jene durchaus gültig iſt. Wir wollen zuerſt das Reſultat ſeiner Prüfung angeben, und dann unſere Überzeugung über dieſe ſelbſt mittheilen. Von S. 9 — 92 beurtheilt er die *ſchellingiſche* Lehre von *Gott*, und findet ſie durchaus grundlos, in ſich widerſprechend, ungereimt, und der Gottheit ſelbſt höchſt unwürdig. Von S. 92 — 119 unterſucht er das Syſtem ſeines Gegners in Beziehung auf Gott, als Weltſchöpfer, und deſſen Theorie von der Weltſchöpfung, von der Immanenz der Dinge in Gott, und entdeckt auch hier überall unauflösbare Schwierigkeiten, und Ungereimtheiten, indem *Schelling* die Geſchöpfe mit dem Schöpfer identificire und vermiſche, und das Schändlichſte zur Subſtanz Gottes rechne. S. 120 — 164 wird die Lehre von der Freyheit, und die mit ihr verwandte vom moraliſch Guten und Böſen unterſucht, und das Endurtheil iſt: Nach *Schelling* giebt es keine Freyheit des Willens, alſo auch kein Gutes und Böſes; Alles iſt abſolute, baare Nothwendigkeit; dieſe muſs *Schelling* behaupten, wenn er übereinſtimmend mit ſeinen weſentlichen Grundideen ſprechen will.

Rec. iſt weit entfernt, die *ſchellingiſche* Philoſophie in Bezug auf Gott, Freyheit des Willens, auf Gutes und Böſes als in ſich vollendet gegen alle Vorwürfe in Schutz zu nehmen; vielmehr glaubt er, daſs ſie gerade in dieſer Rückſicht bis jetzt noch unvollſtändig, dunkel, und mancherley Miſsverſtändniſſen ausgeſetzt ſey, und daſs ihre Einheit mehr noch im Geiſte ihres Urhebers, als in den darüber erſchienenen Darſtellungen liege. Ja er giebt zu, daſs *Schelling* ſelbſt manche Theile noch anders, wenigſtens genauer beſtimmen müſſe, wenn ſie mit ſeinen Hauptideen übereinſtimmend ſeyn ſollen. Für deſto nöthiger und erſprieſslicher hält er aber auch eine ſtrenge Prüfung derſelben, wodurch der Urheber gezwungen wird, die möglichſte Deutlichkeit und Einheit in dieſelben zu bringen. Allein eine dieſen Zweck fördernde Kritik müſste von ganz anderer Beſchaffenheit als die gegenwärtige ſeyn, welche vom Anfange bis zum Ende auf jeder Seite beweiſt, daſs ihr Vf. auch keine Ahnung von den Lehren habe, die er beurtheilen will, und die demnach eine fortgehende Reihe von Miſsverſtändniſſen und beliebigen Einfällen bildet. Das Wenigſte, was man von einem Kritiker fodern kann, iſt, vor Allem das zu verſtehen, was er vor ſein Tribunal zieht, und worüber er ſich ein Urtheil anmaſst; geſetzt, daſs er auch nicht fähig ſey, nach einem höheren Maſsſtabe zu würdigen. Unſer Vf. dagegen nimmt die Miene des ſtrengſten Ariſtarchen an, ohne auch nur zu wiſſen, um was es ſich handelt. Dieſer Vorwurf ſcheint zwar hart, aber er iſt nur zu ſehr gegründet, wie wir ſogleich darthun werden, und ein jeder mit der Sache bekannte Leſer ſich aus dem Werke ſelbſt überzeugen kann. Wer nur die erſten Ideen der *ſchellingiſchen* Lehre von Gott kennt, wie er ſie in den dieſer Prüfung zu Grunde gelegten Schriften aus einander geſetzt hat, weiſs, daſs durchaus nur von dem mittelſt der Weltſchöpfung ſich offenbarenden Gott die Rede ſey, nicht aber von dem abſolut und für ſich exiſtirenden, unabhängig von der Schöpfung; und doch weiſs das Hr. *Süſskind* nicht, wie er es ſelbſt ſehr naiv S. 58 geſteht, ob er gleich ſelbſt mehrere Stellen aus *Schellings* Schriften anführt, welche dieſes ausdrücklich ſagen, z. B. §. 4. Der Vf. bezieht nun dagegen alle Behauptungen ſeines Gegners auf den abſolut exiſtirenden Gott, wodurch er natürlich auf lauter Widerſprüche ſtöſst. Dieſe ſeine Unkenntniſs der Grundlehre wird dadurch ſchon ſehr auffallend, daſs er bald dieſen, bald jenen Sinn ihr unterlegt, wie §. III, IV und XIII; ja nachdem er den naturphiloſophiſchen Theismus in jeder Rückſicht geprüft und grundlos befunden hatte, ſagt er S. 58: „Nur Ein Weg bliebe noch übrig, auf dem man ſich etwa dieſen Theismus als begründet durch die neuere Darſtellung denken könnte, wenn

Digitized by Google

nämlich als Aufgabe angenommen würde, das grofse Räthfel der Welt und der Schöpfung zu löfen u. f. w.“ Kaum aber fcheint er auf dem rechten Wege zu feyn: fo heifst es fchon wieder S. 59. „Auch diefe Theorie hat fo viele Schwierigkeiten, und fo vieles mit fich felbft und mit anderen nicht aufzugebenden Wahrheiten Unvereinbares, dafs ich mich fchlechterdings weder in die eine noch in die andere zu finden weifs,“ woran Rec. freylich nicht zweifelt. §. XIV zeigt er gleichfalls wieder, dafs er das werdende Seyn Gottes in der Schöpfung verwechfele mit dem abfoluten Seyn deffelben. Rec. ift zwar auch der Meinung, dafs eine Polemik fich vor Allem gegen die *fchellingifchen* Beftimmungen des Wefens Gottes richten müffe, weil fie den Schein von Willkühr haben, und doch in Anfehung der darauf gebauten Lehren von gröfster Wichtigkeit find: allein fo blind, wie diefe, dürfen die Angriffe darauf nicht gemacht werden, weil fie fonft nothwendig fruchtlos bleiben.

S. 50 fieht man, dafs Hr. *Süfskind neue Beweife und Gründe* für das Dafeyn Gottes von *Schelling* erwartet hatte; er weifs aber immer noch nicht, dafs von einem doppelten Seyn Gottes die Rede feyn könne, von dem abfoluten, von Ewigkeit in fich vollendeten, und von dem äufserlich gewordenen und geoffenbarten. Jenes zu beweifen, ift unmöglich; es ift unmittelbar gewifs, man mag diefe Gewifsheit nun *Glaube* oder *abfolutes Wiffen* nennen; das Seyn Gottes in der zweyten Bedeutung beweifen, heifst darthun, wie die wirkliche, gefchaffene Welt das äufserlich gewordene Wefen Gottes kund gebe, und dazu gehört eine grofse und umfaffende Kenntnifs der Natur- und Menfchen-Welt. §. XV macht der Vf. aus *Schellings* Lehre Confequenzen, die, wenn fie darin gegründet wären, jene nicht nur als das verruchtefte Syftem, das je in eines Menfchen Kopf ausgebrütet ward, fondern auch *Schelling* als den fchwächften, und von allem fittlichen Gefühl entblöfsten Menfchen darftellen würden. Denn Hr. *Süfskind* bringt durch die ihm eigenen Combinationen mehrerer *fchellingifchen* Stellen heraus, dafs die heidnifchen Götter, Heroen und böfen Geifter mit dem einzig wahren Gott Eins feyen; ja nach S. 73, dafs der wahre Gott Eins fey mit dem *Satan*, aus dem er fich evolvire; zuletzt fetzt er bey: „Keine Dialektik in der Welt ift vermögend, das Anftöfsige diefer Anficht, das fich felbft ausfpricht, zu vertilgen.“ So fern ift er von dem Gedanken, dafs alle diefe Ungereimtheiten lediglich in feinem Kopfe ausgedacht find. Denn alle diefe Confequenzen ftehen im offenbaren Widerfpruche mit den ausdrücklichen Behauptungen *Schellings*. Z. B. in der Unterfuchung über das Wefen der menfchlichen Freyheit S. 453 heifst es. „das anfängliche Grundwefen kann nie an fich böfe feyn.“ S. 488: „Aber es kann auch nicht gefagt werden, dafs das Böfe aus dem Grunde komme, oder dafs der Wille des Grundes Urheber deffelben fey. Denn das Böfe kann immer nur entftehen im innerften Willen des eigenen Herzens, und wird nie ohne die eigene That vollbracht.“ Dafs er §. XVII erft anfängt, *Schellings* Philofophie in Beziehung auf Gott als Weltfchöpfer zu prüfen, ift ein neuer Beweis, dafs er fie ganz verkenne, da der ganze *fchellingifche* Theismus nur in diefer Beziehung kann genommen werden. Das Gleiche könnte Rec. von dem darthun, was der Vf. von der Immanenz der Dinge in Gott, von der Willensfreyheit, vom Guten und Böfen fagt, wenn er nicht fchon über die Gebühr bey diefer Schrift fich verweilt hätte.

Rec. verkennt nicht die gute Abficht des Hn. *Süfskind*; aber er kennt die Lehre *Schellings* nicht, und meint durch Vergleichung der ähnlichen Ausdrücke und durch Zufammenftellung gleichlautender Stellen in fie eindringen zu können. Das ift aber ein vergebliches Bemühen; der Buchftabe für fich ift todt, der Geift allein kann ihn beleben, und zudem gelangt man nicht von Aufsen her. Er legt *feine* Denkart, welche die ganz gemeine ift, und gar kein Philofophiren über das Verhältnifs Gottes zu der Welt zuläfst, feiner Prüfung als *criterium veri* zu Grunde, wodurch diefes fonderbare Gewebe nothwendig entftehen mufste. Das Intereffe, welches Hr. *Süfskind* an dergleichen Unterfuchungen nimmt, läfst hoffen, dafs er felbft noch zur Einficht über feine Mifsgriffe kommen werde, wo dann wenigftens auch für ihn die Gefpenfter verfchwinden werden, die er fich hier felbft gefchaffen hat.

Wir hatten obige Recenfion bereits vollendet und an die Behörde eingefandt, als uns folgende Abhandlung des Hn. Profeffor *Baumgarten-Crufius* in Jena mitgetheilt wurde:

Jena, in d. akad. Buchhandl.: *De homine dei fibi confcio.* Scripfit *Ludov. Frid. Otto Baumgarten-Crufius*, Script. Baccal. et Philof. Doctor, Theologiae apud Jenenfes Prof. publ. extr. 1813. 60 S. 4. (12 gr.)

Auch in diefer akademifchen Schrift ift die jetzt viel befprochene, auf das natürliche Bewufstfeyn gegründete Erkenntnifs Gottes zum Gegenftande gewählt, und darüber fowohl die eigene Überzeugung des Vfs., als auch die Lehren *Kants* und anderer theils früherer theils fpäterer Philofophen mehr oder weniger ausführlich aus einander gefetzt worden. Sie zerfällt daher in zwey Abfchnitte, in einen *philofophifchen* und in einen *hiftorifchen*: in jenem zeigt der Vf., wie wir vermöge unferer reinen und ungetrübten geiftigen Natur unferes Gottes bewufst werden; in dem zweyten aber, wie *Kant* und feine Nachfolger die Materie behandelt haben, und wie befonders die letzteren von *Kant* und von des Vfs. Anfichten abweichen.

Wenn gleich Rec. mit dem Vf. in manchen Puncten nicht übereinftimmt: fo hat doch die Abhandlung im Ganzen feinen Beyfall; denn es offenbart fich in ihr der felbftftändige Denker, welcher mit eben fo uneingenommenem Geifte fremde Philofopheme auffafst, und gröfstentheils treu wiedergiebt, als er unabhängig von ihnen feine eigene Überzeugung bil-

Digitized by Google

det und ohne Anmafsung geltend macht. Bey der leidenfchaftlichen Polemik unferer Zeit ift es eine fehr erfreuliche Erfcheinung, eine mit folcher Ruhe und Unparteylichkeit abgefafste Schrift zu lefen.

S. 7 geht Hr. *BC.* von dem Satze aus: „Alle Menfchen fühlen, dafs ein Gott fey, ein über die Welt erhabenes, und alle in ihr begriffenen Dinge beherrfchendes Wefen, und dafs die Erkenntnifs deffelben zum Wohle des menfchlichen Lebens nöthig fey; nur in der Beftimmung feiner Natur und rückfichtlich feines Erkenntnifsgrundes weichen fie von einander ab. Viele glauben, fie kämen durch Beweife zur Überzeugung von dem Dafeyn Gottes, vorausfetzend, es gebe etwas Gewifferes, als die Erkenntnifs Gottes felbft, woraus denn diefe folgerecht abgeleitet werden könne. Das ift aber ein Irrthum, denn was über diefes Weltall hinausliegt, läfst fich weder durch den menfchlichen Geift, noch durch die Betrachtung der zu diefer Welt gehörigen Gegenftände erkennen; wir find Bürger und Theile diefer Welt, deren ganzes Wiffen auch auf diefelbe eingefchränkt ift, ihr Verhältnifs zu etwas Anderem, das man fich denkt, ift unerkennbar. Wir können uns das alles nur vorftellen nach den Gefetzen diefer Natur, von denen wir nicht wiffen, ob fie auch aufser derfelben gelten. Der Menfch hat keine angeborene Idee von Gott, noch irgend ein Gefühl des Göttlichen an fich; er befitzt blofs menfchliche Kräfte, und das Bewufstfeyn deffen, was er kann und foll; nur die Wirkungen jener Kräfte kann er erkennen, nicht aber was über fie hinausliegt; über fein Gefühl und die darauf gegründeten Begriffe kann er nicht hinaus; er hat kein Bewufstfeyn von dem objectiven Seyn Gottes, fondern nur foviel weifs er davon, als zu feinem Leben nothdig ift.“ Daffelbe wiederholt der Vf. S. 59 am Ende, fo dafs über feine eigenthümliche Anficht kein Zweifel obwalten kann. Sie ift zwar auch fubjectiv-idealiftifch wie bey *Kant* und mehreren Anderen unferer Zeit, jedoch hat fie vor allen diefen voraus, dafs fie nicht auf irgend ein einfeitiges Bedürfnifs, fondern auf das Gefammtleben des Menfchen gegründet ift; fie ift daher zwar ganz praktifch, überfchreitet aber ihre Grenze in fofern, als fie beftimmt behauptet, es laffe fich nichts wiffen von dem, was jenfeits diefer Erfahrungswelt liegt; fie kann nur fagen, was *fie* von diefer Welt wirklich weifs; ob aber dem Geifte nicht auch die Kraft zukomme, das fogenannte Aufserweltliche zu erkennen, mufs fie, ihrer felbftgewählten Begrenzung gemäfs, dahin geftellt feyn laffen. Man hat feit vielen Jahren die Sätze, dafs die Vorftellungen und Begriffe des menfchlichen Geiftes die Sinnenwelt nicht zu überfchreiten vermögen, und dafs die überfinnliche Natur- und Geifter-Welt nicht nach den Gefetzen und Begriffen unferes Geiftes dürfen beftimmt werden, fo oft wiederholt, dafs fie bereits für Axiome gehalten werden. Man hat aber alles Recht, fie in Zweifel zu ziehen. Denn das Höchfte, was der Menfch nur denken kann, das An-fich und Überfinnliche der Welt ift geiftiger Befchaffenheit, z. B. die Gefetzmäfsigkeit und das Wirkende in allen Dingen; warum follte es nun nicht von dem Geifte begriffen werden können? Das Gefetzmäfsige in der Natur und dem Menfchenleben kann auch nicht finnlich wahrgenommen, fondern blofs geiftiger Weife in Begriffen und Ideen erkannt werden, und doch zweifelt kein vernünftiger Menfch, dafs unfer Geift daffelbe erkennen könne. Dafs die Eigenfchaften des höchften und vollkommenften Geiftes, Gottes, und die Befchaffenheiten der Geifterwelt fo ganz und gar von der Weife verfchieden feyen, wie unfer Verftand fie denken müffe, davon läfst fich gar kein Grund einfehen. Die Welt ift Ein Ganzes, ein Werk der göttlichen Liebe und des Wirkens Gottes, und er als Schöpfer follte nicht von *feinen* Gefchöpfen erkannt werden können, denen er den Trieb und das Bedürfnifs dazu fo wie den felbftbewufsten und nach feiner (des Gottes) Erkenntnifs ftrebenden Geift angeboren hat? Es wäre wirklich Zeit, dafs einmal der als unmittelbar gewifs angenommene Gegenfatz zwifchen dem menfchlichen Erkenntnifsvermögen und den aufser ihm exiftirenden Gegenftänden, wenn auch nicht geradezu aufgehoben, doch einer ernftlicheren Prüfung, als es feither gefchehen, unterworfen würde.

(*Der Befchlufs folgt im nächften Stücke.*)

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Meifsen*, b. Goedfche: *Die Verföhnerin.* Ein Roman von dem Verfaffer der Heliodora und des Eraio. 1811. 204 S. kl. 8. (21 gr.) Alphons, ein liebenswürdiger Junker, und Klara, ein liebenswürdiges Fräulein, kommen mit einander in Bekanntfchaft und Liebe. Hiebey betragen fie fich, wie es Liebenden, die einen Roman fpielen wollen, zukömmt: fie drücken fich die Hände, fehen fich in die Augen, wollen reden und fchweigen doch, bis fie fich endlich einmal, bey guter Gelegenheit, einander an die Bruft finken und wechfelfeitig den Schwur treuer Liebe geben und empfangen. Dafs fie in diefer Blüthenzeit der Liebe fehr glücklich feyn müffen, verfteht fich von felbft, eben fo gut, als ihnen das Schickfal nicht erlauben darf, diefes Blüthenglücks lange zu geniefsen. Es treten Umftände ein, die die Liebenden auf immer trennen zu wollen fcheinen; ein bitterer Familienhafs foll auch fie entzweyen. Da entfchliefst fich Alphons kurz, und entführt Klara, bey welcher auch die gewöhnlichen Folgen folcher Gewaltftreiche der Liebe nicht ausbleiben. In der Nähe eines Nonnenkloftes ift ihr verborgener Aufenthalt, und Klara hält hier ihre Niederkunft. Aber in diefem Nonnenkloftер lebt auch die Auflöfung der Gefchichte in einer Nonne, Namens Apollonia. Die Sache macht fich nun fo, dafs fich die entzweyten Familien verföhnen, wobey es denn auch nicht an rührenden Auftritten fehlt. Alphons und Klara werden ein glückliches Paar, dem man nur wünfchen mufs, dafs fie es noch lange bleiben mögen. Der Vortrag ift der Sache angemeffen.

Bg.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

PHILOSOPHIE.

JENA, i. d. akad. Buchhandl.: *De homine dei sibi conscio.* Scripsit *Ludov. Frid. Otto Baumgarten-Crusius*, u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Nach jenen Voraussetzungen fährt der Vf. S. 10 u. folg. fort: „Es ergeht vermöge des natürlichen Bewusstseyns an den Menschen die Foderung, sich als ein Geschöpf zu betrachten, das nicht sich allein, sondern dem Ganzen angehört, und eine bestimmte, mit sich übereinstimmende, nach einem gewissen Gesetze geordnete Lebensweise führen soll. Er soll etwas Bestimmtes seyn, und seine Kräfte handelnd und wirkend gebrauchen, und zwar jeder auf seine Weise; in allem sich gleich bleiben, und dem Endzwecke entsprechen, der ihm als einem Theile des Ganzen aufgegeben ist.“ Diese Gedanken sind unter verschiedenen Wendungen wiederholt; darauf heisst es weiter: „Es ist eine Grundfoderung unserer Natur, dass Gesetzmässigkeit und Ordnung im Weltall herrsche; sofern nun unser Leben sich auf die Überzeugung gründet, dass wir für die ganze gesetzmässig geordnete Welt geschaffen seyen: so beruht dasselbe auch auf *Religion*, und wir sind uns des Gottes bewusst, von dessen Daseyn uns unsere Natur vor allem Anderen überzeugt, uns aber nur soviel davon wissen lässt, als zum Leben uns nothwendig ist. Wir wissen wohl, dass dem All der Dinge etwas Höheres einwohne, als die Erscheinungen sind: wir wissen aber nicht, wie dieses sich zu Gott verhalte, und was dieser an sich selbst sey. Die Religion gehört nicht dem Verstande, sondern dem Herzen an, sie besteht nicht in Erkenntnissen aus Begriffen, sondern in einem gewissen Streben der gesammten menschlichen Natur.“ Diese Sätze werden noch beleuchtet und bestätigt durch Stellen aus Clodius, Kleberg, Herder und Lichtenberg u. A. Der Vf. hat hier seine Ansichten sehr allgemein gehalten, so dass sich in dieser Beziehung gegen die meisten wenig einwenden lässt, aber auch eben so wenig unserm Dafürhalten nach dafür gewonnen wird. Nehmen wir auch die Hauptsätze als wahr an: so sind sie doch zu formell, und entbehren der näheren Bestimmung, worauf es doch eigentlich ankommt. Die wichtigsten hieher gehörigen Fragen bleiben dadurch unbeantwortet, z. B. wie und wodurch erreicht der Mensch seine Einheit mit sich und mit dem Ganzen? wie weit soll er seine Besonderheit dem Ganzen unterordnen, um demselben Genüge zu thun, und wie weit soll er sie zu behaupten suchen? Was ist das für eine Gesetzmässigkeit und Ordnung, die dem Ganzen einwohnt? Auch die alten, an ein blind wirkendes Schicksal glaubenden Völker erkannten diese allgemeine Gesetzmässigkeit, und doch ist ihr religiöser Glaube und ihre darauf gegründete Lebensweise unendlich verschieden von dem durch das Christenthum in der Menschheit begründeten Glauben. Überhaupt weiss man nach dem Vf. schlechterdings nichts von Gott und seinem Verhältnisse zu uns, und der feste religiöse Glaube an einen persönlichen, liebevollen, und in jeder Rücksicht vollkommenen Gott, so wie das unerschütterliche Vertrauen auf seine Güte und Liebe gegen uns und auf seine sittliche Weltregierung, die Gewissheit unseres ewigen Seyns u. s. f., alle diese und ihnen ähnliche religiöse Ideen werden zwar durch die Lehre des Hn. *B.* nicht geleugnet, aber auch nicht besonders bekräftigt. Überhaupt wird der Blick des Menschen dadurch weniger nach Oben als nach Unten und auf die für sich den Geist verwirrende Wirklichkeit gerichtet; alles Licht aber, das uns die Pfade des Lebens erleuchten und Sicherheit darauf gewähren kann, kommt von den übersinnlichen religiösen Ideen.

Der zweyte Theil dieser Abhandlung ist historisch, und enthält die religiösen Lehren der vorzüglichsten Denker unserer und früherer Zeit; er ist nicht wohl eines Auszuges fähig, ohne für unseren Zweck zu weitläuftig zu werden. Am längsten verweilt der Vf. bey der Lehre *Kants*, *Fichte's* und *Schellings*, von deren Lehrgebäuden er eine ziemlich ausführliche Übersicht mitgetheilt hat. Die gelegentlich beygesetzten Bemerkungen und vergleichenden Stellen beweisen den selbstständigen Denker und den belesenen Gelehrten. Treffend sind die S. 25 gegen die praktischen Lehren *Kants* vorgebrachten Bedenklichkeiten, ob sie sich gleich mit noch anderen vermehren liessen; dabey ist er so billig, *Kant* nicht nach dem Buchstaben zu verurtheilen, sondern ihn milder zu deuten, und Stellen anzuführen, welche die Härten der anderen ausgleichen. Was er in einer Anmerkung über *Kants* Religion innerhalb den Grenzen der r. V. sagt, ist ganz Rec. Meinung; man irrt sich sehr, wenn man glaubt, *Kant* habe dadurch der positiven Offenbarung eine Stütze verschaffen wollen; er konnte consequenter Weise keine solche annehmen, und jede vorgebliche musste er nach seinen praktischen Vernunftglauben deuten. Bey der *fichteschen* Philosophie unterscheidet der Vf. sehr zweckmässig die verschiedenen Epochen derselben, und zeigt, wie ihr Urheber

Digitized by Google

verſchiedentlich ſeine Lehren veränderte, im Grunde aber doch befangen blieb in ſeinem ſubjectiven Idealismus, und die Erkenntniſs der Dinge in ſeinen drey Umwandlungen auf den Selbſterkenntniſstrieb gründete. Die Grundideen der *ſchellingiſchen* Philoſophie, welche er zwar richtiger beurtheilt als alle ihre ſeitherigen Gegner, hat er doch etwas zu einſeitig aufgefaſst; z. B. die Beſtimmung der Einheit des Subjectiven und Objectiven iſt nur ihre dem Kantianismus zugekehrte Seite, ihre Hauptaufgabe iſt viel allgemeiner und umfaſſender; die Deutung des Abſoluten und der intellectuellen Anſchauung entſpricht zwar der frühen, aber noch ſehr unvollkommenen Darſtellung dieſes Syſtems; eben ſo ſind das Verhältniſs des Abſoluten zu den erſchaffenen Dingen und das Weſen der Freyheit mehr den Worten als der eigentlichen Bedeutung nach auseinandergeſetzt; jedoch iſt im Ganzen mehr auf den Geiſt als auf den bloſsen Ausdruck Rückſicht genommen. Lehrreich iſt die Vergleichung dieſer Lehren mit denen des *Plotinos* und *Spinoza*. S. 42 rechnet er dieſer Philoſophie es zum beſonderen Verdienſte an, daſs ſie den menſchlichen Geiſt wieder auf die Religion zurückgeführt, welche nicht nur das Fundament aller Philoſophie, ſondern auch des ganzen Lebens ſey, dadurch der Philoſophie wieder mehr Einfluſs auf das Leben verſchafft habe, und daſs ſie die Menſchen mehr anleitete, die Natur der Dinge genauer kennen zu lernen. Was die Benennung dieſes Syſtems betrifft: ſo hält Rec. die vom Vf. gewählte Bezeichnung „*als Philoſophie vom Abſoluten*“ immer noch für einſeitig, und glaubt, daſs man ſie nach dem Beyſpiele älterer und neuerer Philoſopheme nach dem Namen ihres Urhebers benennen ſolle. Bey der Erörterung ihres Verhältniſſes zur chriſtlichen Theologie hält der Vf. ſich an Hn. *Daub*; Rec. verweiſt die Leſer über dieſen Punct, ſo wie über die religiöſen Anſichten *Schleiermacher's*, *Jacobi's*, *Fr. Schlegels* und *Eſchenmayers* auf die Abhandlung ſelbſt; überall werden ſie den freymüthigen, ſcharfſinnigen, beſcheidenen und unparteyiſchen Denker finden. Er hatte mit groſsen Schwierigkeiten zu kämpfen, die aus deutſchem Geiſte entſprungenen, und in deutſcher Sprache von ihren Urhebern dargeſtellten Philoſopheme in der römiſchen Sprache treu und beſtimmt auszudrücken, indem ſie für viele hier vorkommende Ideen gar keine Bezeichnungen hat. Der Vf. bediente ſich daher oft des griechiſchen Wortes, und ſuchte durch Parallelſtellen aus alten und neuen Philoſophen der Dunkelheit zu ſteuern; deſſenungeachtet kommen manche harte und dunkele Stellen vor, woran zuweilen auch die Conſtruction Schuld iſt, und welche nur dem verſtändlich ſeyn können, welcher mit der Sache ſchon bekannt iſt. Das Ganze bleibt übrigens eine ſehr lehrreiche philoſophiſche Abhandlung, die noch vieles Treffliche in dieſer Beziehung von dem Vf. erwarten läſst. G. A.

ARCHITEKTONIK.

Eisleben, in Commiſſ. b. Verdion: *Dr. Martin Luthers Denkmal, oder Entwürfe, Ideen und Vorſchläge zu demſelben, mit vielen Kupfern. Herausgegeben zum Beſten des Denkmals von der königl. preuſſ. vaterländiſch-literariſchen Geſellſchaft der Grafſchaft Mansfeld.* 1805. 24 S. 4. (1 Rthlr. 12 gr.)

Die Veranlaſſung zu dieſer Schrift iſt längſt aus öffentlichen Anzeigen hinlänglich bekannt. Sie enthält, nebſt einer kurzen Dedication an Luthers Verehrer, kurze Beſchreibungen der Ideen, welche die Erfinder derſelben mitgetheilt hatten. Auſserdem ſind noch einige Vorſchläge ohne Zeichnung darin enthalten. Bildlich ſind neun verſchiedene Angaben vorgeſtellt. Wiewohl das Unternehmen ſelbſt bekanntlich vereitelt worden iſt: ſo verdienen doch jene Angaben, welche damals der Plan erzeugte, noch jetzt eine nähere Beleuchtung. Wir müſſen aber vorläufig im Allgemeinen bemerken, daſs nur wenige darunter ſind, welche auf den Namen eines Kunſtwerkes Anſpruch machen können. Wenn man freylich überhaupt annehmen kann, daſs unſere moderne Architektur noch auf einer ſehr niedrigen Stufe der Ausbildung ſteht, und daher ſelbſt eine beſtimmte und charakteriſtiſche Aufgabe nicht einmal gehörig zu behandeln im Stande iſt: ſo muſs dieſs vielmehr bey einem Gegenſtande der Fall ſeyn, an dem ſo oft die claſſiſche Architektur ſcheiterte, der eigentlich, rein betrachtet, mehr der Plaſtik, als der Architektur zugehört, wie es die Aufgabe zu einem Monument iſt. No. 1 iſt eine Idee, welche die Aufgabe architektoniſch behandelt hat, von Hn. *Heine*, Architekt zu Dresden. Zweck und Plan von dieſem Gebäude ſind hier nicht weiter angegeben, und ſelbſt erklären ſie ſich leider nicht. Das Ganze enthält von Innen eine auf der hinteren Seite offene Halle, in deren Mitte eine Art von Thurm angelegt iſt, in welchem ſich eine Treppe befindet, vermittelſt welcher man oben nach dem terraſſenförmigen Überbau gelangt. An jenem Thurm iſt auch ein Poſtement angebracht, auf welchem Luthers Büſte ſteht. Der untere Abſatz iſt im doriſchen Stile gehalten, und der Vf. ſcheint bey der hinteren Anſicht einen antiken Tempel *in antis* in Gedanken gehabt zu haben — aber auch nur in Gedanken. — Die beiden doriſchen Säulen über dem Eingang an der vorderen Seite ſind eben ſo plump, als der Aufſatz, den ſie tragen. Zur Ausführung war dieſe Idee wohl nicht geeignet, da ſie, ihre Unvollkommenheit abgerechnet, auch die Summe der Beyträge beträchtlich überſtieg. — No. 2 iſt eine der beſten Ideen, von einem Ungenannten angegeben und von Hn. *Jakiſch* gezeichnet, in ſofern die Pyramide überhaupt die Kritik der Kunſt aushält. Denn die Form der Pyramide gehört eigentlich nicht zu den rein architektoniſchen Formen, indem ſie bey einer beträchtlichen Fläche und Höhe, wegen ihrer Conſtruction, nur ſehr wenig inneren Raum geſtattet, folglich die architektoniſche Zweckmäſsigkeit nicht erfüllt. Da aber bey einem architektoniſchen Denkmal durchaus ein reiner Zweck nicht angegeben werden kann, ſo lange man nicht eine Nebenabſicht damit verbindet: ſo hat die Pyramide, als ein, von der Form aller übrigen zu gewiſſen Zwecken beſtimmten Gebäude abweichendes Werk, allerdings etwas Ori-

Digitized by Google

ginelles, und gewinnt durch das Intereſſe der Reminiſcenz aus dem graueſten Alterthume noch mehr. Der Plan des Ganzen, der ein Quadrat bildet, enthält in der Mitte eine runde Halle auf zwey Seiten mit offenen Durchſichten. Auf den beiden anderen Seiten iſt die Wohnung für den Wächter nebſt einigen anderen Gemächern angebracht. Der Haupteingang iſt vorn durch eine Halle mit 4 doriſchen Säulen charakteriſirt, deren Gebälk aber ganz unrichtig conſtruirt iſt, indem es blofs aus einer Steinmaſſe ohne Angebung der zum Gebälk nothwendig gehörenden Theile beſteht. Das Innere iſt einfach und geſchmackvoll verziert, und enthält dem Haupteingang gegenüber Luthers Bildnifs ſitzend dargeſtellt. Wenn dieſes Denkmal die dazu vorhandenen Koſten nicht überſtiegen hätte, und in einigen Details mehr von den herrſchenden modiſchen Spielereyen zu einem reinen Geſchmack gebracht worden wäre: ſo würde es ohne Zweifel zu den annehmlichſten Vorſchlägen gehört haben. — No. 3 und 4 ſind eigentlich blofs ein Gegenſtand der Bildhauerey, und mögen herzlich gut gemeint ſeyn; zur Ausführung aber waren ſie gewifs nicht geeignet. — No. 5. Eine Zeichnung von Hn. *Schadow*, Bildhauer zu Berlin. Sie ſtellt Luthers Bildſäule in modernem Prieſtergewande auf einem mit gothiſchen Formen und Basreliefs verzierten Poſtemente dar. Luther iſt hier als Dorfpaſtor recht *natürlich* dargeſtellt. Ob dieſs die rechte Behandlung war? Nun ſie iſt natürlich, das wollen wir ja, ſo lange der höchſte Ruhm eines Kunſtwerkes noch einzig darin beſteht, dafs man ausrufe: „*Ey wie er leibt und lebt!*“ — — No. 6. Von Hn. *Genz*, Architekt zu Berlin. Ein einfacher Obelisk, der ſich aus einer Felſenmaſſe erhebt. An dem Eingange der Grotte, welche unten die Felſen bilden, ein Würfel mit einer Erdkugel, deren nördliche Zone eine Sonne beſtrahlt. Das Ganze iſt von guter Form, und hätte ſeiner Zweckmäſsigkeit wegen wohl am erſten eine gute Ausführung verdient. — No. 7. Von Hn. *Waitſch*, Maler zu Berlin. Da weder Plan noch Beſchreibung dazu iſt: ſo iſt das Ganze ſehr unverſtändlich. Der Eingang in der mittleren terraſſenförmigen Parthie ſcheint von einer Theaterdecoration entlehnt zu ſeyn, wozu ſie ſich auch vorzüglich ſchicken mag. Das Ganze, im gothiſchen Stile gehalten, iſt unſtreitig dasjenige unter den 4 von Berlin eingeſchickten Projecten, welches den wenigſten Werth hat: welches Urtheil freylich die berliner Kunſtakademie nicht fällte, indem *ſie* es, laut Bericht der Herausgeber, für das beſte hielt. — No. 8. Ebenfalls von Berlin eingegangen, und zwar von einem jungen ſehr talentvollen Künſtler, Hn. *Schinckel*. Hr. *S.* hat die Bildſäule Luthers in einer nicht unvortheilhaften Stellung dargeſtellt, und ſich der Architektur blofs zur Bedeckung über ſelbige bedient. Der Form der Niſche, ſo wie dem Stil der ganzen Architektur, können wir keinen Beyfall geben, ſo ſehr uns auch das Plaſtiſche daran gefällt. Zur Ausführung möchte dieſe Idee auch wohl etwas zu koſtbar geweſen ſeyn. — No. 9 ſtellt eine Art von gothiſcher Capelle vor, ſo wie man ſie in engliſchen Gärten zu Aufſtellung alter Ritterrüſtungen findet.

Die übrigen hier bemerkten Ideen und Vorſchläge ſind theils ſchon bekannt und angezeigt worden, theils keiner beſonderen Anzeige werth, weſshalb wir ſie hier übergehen. Wir bemerken nur noch, dafs es ein groſses Miſsverſtändniſs der poetiſchen Wahrheit anzeige, wenn man der Meinung iſt, ein Denkmal der Art müſſe im gothiſchen Stile erbaut werden, weil der Held in jener Periode handelte. Dieſs kömmt uns eben ſo vor, wie die Behauptung jenes Philoſophen, dafs Wilhelm Tell deſshalb an poetiſcher Wahrheit verliere, weil er nicht im Schweizerdialekt geſchrieben ſey! H. V.

Berlin u. Leipzig: *Verſuch über die Geſchichte der Baukunſt.* Erſter Band. 1807. 352 S. 8.

Da weder eine Vorrede noch eine andere Anzeige über den Plan des Vfs. einige Auskunft giebt: ſo läſst ſich nicht muthmaſsen, wie weit der Vf. in der Geſchichte gehen wollte, indem dieſer Band ſich nur mit Unterſuchungen über die Baukunſt der Ägypter und den Übergang der Baukunſt zu den Griechen beſchäftigt. Es iſt indeſs, ſo viel uns bekannt, ſeit 1807 nichts weiter erſchienen, daher die Fortſetzung aufgegeben zu ſeyn ſcheint. Unſtreitig iſt das Buch kein deutſches Original, ſondern eine Überſetzung, wahrſcheinlich aus dem Italiäniſchen, weil zur deutlicheren Beſtimmung des deutſchen Kunſtausdrucks ſehr oft der italiäniſche hinzugefügt iſt, und immer italiäniſche Maſse gebraucht werden. Auch die Literatur und die darin angeführten und benutzten Schriften der neueren Zeiten geben einen fremden Urſprung zu erkennen.

Den gröſsten Theil des Buches nimmt die Geſchichte der Baukunſt der Ägypter ein, worin erſt die Bildung der Baukunſt dargeſtellt, dann die Werke der Baukunſt in Ägypten beſchrieben ſind, dem ſich einige allgemeine Bemerkungen anſchlieſsen. Das Übrige enthält die Bildung der griechiſchen Baukunſt. Felſenklüfte dienten den Ägyptern zum Vorbilde ihrer Architektur und aus den Höhlen entſtanden die Häuſer. Die Griechen, die ihre Bildung hauptſächlich durch die Ägypter erhielten, entlehnten von dieſen Völkern auch die Architektur, und ihre Baukunſt ging nicht von der Hütte aus. Dieſes ſind die Hauptſätze des Buchs, denen man nicht widerſprechen mag. Allein im Übrigen und in der Ausführung befriedigt das Buch auf keine Weiſe. Es ſtellt bekannte Dinge auf, ohne kritiſche Genauigkeit, und ſowohl in der Geſchichte der Kunſt, als in der Anführung alter Denkmäler, findet ſich ſo viel Unrichtiges und Mangelhaftes, dafs eine Widerlegung und Berichtigung die Grenzen einer Recenſion ſehr überſchreiten würde.

— gl —

M U S I K.

1) Leipzig, b. Hoffmeiſter u. Kühnel: *Drey Gedichte* von *Franz Schütt* für Geſang und Clavier, aus beſonderer Hochachtung demſelben gewidmet, von *J. Brandl.* (Op. 22.) 5 B. (16 gr.)

2) Ebend.: *VI Geſänge für Geſang und Clavier*, componirt von *J. Brandl.* (Op. 24.) 8 Bog. (1 Rthlr.)

Digitized by Google

Beide Sammlungen gehören zu den Liedercompoſitionen, die man, ungeachtet einzelner guter Stellen, gröſstentheils regelmäſsiger Harmonie und ſangbarer Melodie, unbefriedigt wieder hinweglegt. Es fehlt ihnen überhaupt der Geiſt, der eine klare Dichtung erfüllt. Dieſer Mangel äuſsert ſich ſchon in der Wahl ganz unmuſikaliſcher Verſe, denen nur ein ſubjectives Verhältniſs einigen Werth zugeſtehen kann. Es ſind gröſstentheils Apoſtrophen ohne Pointe und Nachdruck. Die Muſik folgt ihnen getreu, hebt angenehme Einzelnheiten oft heraus, und führt die matten Sentenzen arienmäſsig durch, indem ſie oft in den gewöhnlichen Opernſtil hinüberſchweift. Die Declamation des Einzelnen iſt noch eher als die des Ganzen beobachtet, wovon die Schuld jedoch gröſstentheils an den Dichtungen zu liegen ſcheint; aber auch darin finden ſich mehrere Fehler.

No. 1. Das erſte iſt das leidlichſte Gedicht; doch hat der Componiſt nichts gethan, um die gegebenen Momente wenigſtens durch verändertes Tempo zu unterſcheiden. Das zweyte, eine der traurigſten allegoriſch-moraliſchen Romanzen der aufgeklärten Zeit, wird von einer äuſserſt gewöhnlichen Melodie, die aus dem komiſchen Liederton S. 11 in den ſchauerlichen Balladenton übergeht, begleitet. Das dritte enthält wieder recht gute einzelne Gedanken, verſchwimmt aber mit ſeinem Texte. Auch kehrt der Componiſt zu oft in den Grundaccord zurück, wie S. 14, mit falſcher Declamation.

No. 2. Im erſten Gedichte: *An meinen Schutzgeiſt*, ſchmiegt ſich die Compoſition an die Lauheit des Gedichts an. Beſſer iſt 2) *der Tag*, deſſen Compoſition zwar nicht treu, aber doch ſehr anmuthig iſt. Die ſtörenden, unnöthigen Accordveränderungen S. 10 möchten wir wegwünſchen. Daſſelbe Lob verdient 3) *die Nacht*, die ein recht angenehmes Ganzes bildet. Die Ausweichung S. 16 nach *des* iſt unnatürlich; und die einer einmal gefaſsten Melodie wegen oft ſichtbare Trennung zuſammengehöriger Sätze durch Zwiſchenſpiele, ſo wie daher entſtehende falſche Declamation (als S. 20 zu den Worten *roſne Schwinge deckt*), ſind Fehler, die des Componiſten übrigem Talente für Liedercompoſition überhaupt im Wege zu ſtehen ſcheinen. Zu dem leichten Liede, No. 4, iſt das Vorſpiel zu ſchwer. Die Pointe iſt nicht naiv genug herausgehoben. Dem 5 Gedichte von *la Roche* fehlt es an kräftiger Declamation, beſonders S. 27. Der Ausgang im Allegro iſt das Ende einer gewöhnlichen Bravourarie. Das letzte Liedchen iſt leicht und angenehm. Wir rathen dem muſikverſtändigen Componiſten, ſein Talent mit Fleiſs auf muſikaliſchere Dichtungen zu wenden, und dieſe Methode, alles durchzucomponiren, zu verlaſſen: dann werden wir vielleicht etwas Gediegneres von ihm zu erwarten haben. Druckfehler ſind wenige, und unbedeutend. Der Stich ſelbſt iſt in der zweyten Sammlung unreiner.

Wir fügen von demſelben Componiſten hier noch an:

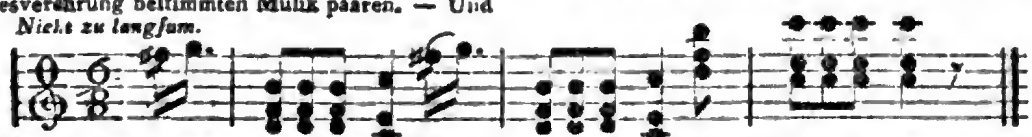
Ebendaſelbſt: *Duett: Dich Gatten wiederſehen etc.* aus der Oper Herrmann, von *J. Brandl.* 1½ Bg. (6 gr.)

Rec., der die Oper zwar nicht kennt, findet doch für *Hermann* und *Thusnelde* der ſchmelzenden Terzen zu viel in dieſem Duett. Der Geſang iſt flieſsend und die Modulation S. 4 ſehr paſſend und pikant. Der Stich iſt ſchön, nur S. 5 Takt 7 im Baſſe muſs *gis* in *a* verändert werden. M....s.

KLEINE SCHRIFTEN.

Musik. *Landshut*, b. Attenkofer: *Zehn deutſche Meſſen mit abwechſelndem Texte.* Zum Gebrauch der Landſchullehrer in Muſik geſetzt von *Ch. P. M.*, D. u. Pf. zu Ovb. 1803. 74 S. Fol. Sey es immer bloſs Zufall, daſs der Setzer bey dem Zuſammenſchluſſe des Titels dieſes Werkes eine Vignette ergriff, die einen mit ſehr vielen Zierrathen umgebenen Altar vorſtellt, auf welchem das Feuer aus einem Bombenkeſſel hervorgeht: ſo hat er dennoch, ſich unbewuſst, die Beſchaffenheit und Wirkung dieſer Meſſen trefflich charakteriſirt, und dem Rec. gleichſam vorgearbeitet. So wenig dieſs Bild eines Altars in einem dieſem Gegenſtande angemeſſenen, edlen und erhabenen Stile gezeichnet iſt, der ſich nicht mit überflüſſigen Verzierungen und Schnörkeleyen paart: eben ſo wenig kann ſich der Gebrauch der aus der profanen Muſik entlehnten melodiſchen Blumen und Modeſchnörkel, deren ſich die Vff. dieſer Meſſen bedient haben, mit der edlen Einfachheit der zur öffentlichen Gottesverehrung beſtimmten Muſik paaren. — Und die Entzündung des Opfers mittelſt des aus dem Bombenkeſſel ausgehenden Feuers — ja das Ding knallt wohl, aber das Feuer trifft und entzündet das Opfer nicht. — Von ähnlicher Wirkung iſt auch die Muſik dieſer Meſſen. Sie wirkt bloſs Erſchütterung der Gehörnerven, keineswegs aber trifft ſie das Herz, und iſt zu nichts weniger fähig, als zur Aufregung religiöſer Gefühle und zur Erhebung des Herzens.

Wer mag wohl einer Sammlung von Kirchenliedern, deren Inhalt auf das Staffelgebet, Glorie, Offertorium und Sanctus Bezug hat, in der profanſten muſikaliſchen Einkleidung, oder in der älteren Art, die geſellſchaftlichen Oden und Lieder am Claviere zu ſetzen, den ehrwürdigen Namen einer Meſſe zugeſtehen? Oder welcher mit Kopf und Herz begabte Tonſetzer wird ſich einfallen laſſen, für den öffentlichen Gottesdienſt Melodieen zu ſetzen, die, wie z. B. das Credo der zweyten Meſſe, ihrem Charakter gemäſs auf nachſtehende Art ſchlieſsen?



Weil jedoch die Vff. dieſer ſogenannten Meſſen weder von harmoniſcher Kenntnis, noch von aller Anlage zum Setzen der Geſangſtücke gänzlich entblöſst ſind, und ſich in dieſem Werke nur in Hinſicht auf Kirchenmuſik ſo ſehr vergriffen und verſündigt haben: ſo würden ſie wahrſcheinlich die Kritik mehr befriedigen, wenn ſie ſich auf profane Geſangſtücke einſchränken, ſich dabey mehr der jetzt gangbaren Manier bedienen, mehr nach Mannichfaltigkeit in der Form der Melodie ſtreben, und die vielen bis zum Ekel angebrachten, nichts bedeutenden Fermaten, die bloſs den Fluſs des Textes hemmen, und deſſen Sinn zerſtören, vermeiden wollten.

—) —

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1813.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

MÜNCHEN, auf Koſten der Akademie: *Denkſchriften der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften zu München.*

Für das Jahr 1808. — 1809. LXVIII u. 428 S. 4. mit 12 Kupfertafeln.

Für die Jahre 1809 u. 1810. — 1811. XLIV, 580 u. 71 S. gr. 4. mit 8 Kupfertafeln.

Für die Jahre 1811 u. 1812. — 1812. XLVIII, 521 u. 168 S. gr. 4. mit 15 Kupfertafeln.

Noch nicht lange hatte *Maximilian Joſeph I* den königlichen Thron beſtiegen, als er den erhabenen Gedanken faſste, den Wiſſenſchaften, vorzüglich mit Berechnung auf Baiern, einen allgemeineren, höheren Umſchwung zu geben. Zur Erreichung dieſes Endzweckes glaubte er am kräftigſten durch die Errichtung einer *Akademie der Wiſſenſchaften* in München zu wirken; oder vielmehr durch die Vereinigung der mannheimer mit der ſeit 1758 vorhandenen münchner Akademie, durch Umwandlung der bisher beſtehenden Einrichtung, weil, nach dem Ausdrucke der Conſtitutionsurkunde, die Fortſchritte der Wiſſenſchaften nebſt der gröſseren Ausdehnung des Reichs ein Miſsverhältniſs zwiſchen dem Zwecke und den Mitteln dieſes Inſtituts hervorgebracht haben; ferner durch die Herbeyrufung ausgezeichneter Gelehrten aus anderen Gegenden Deutſchlands, und durch eine reiche Dotirung der viel vergröſserten und erweiterten Anſtalt. Der Eifer des dirigirenden Miniſters, *Grafen von Montgélas*, förderte die gute Sache ſo thätig, daſs im May 1807 die Conſtitutionsurkunde erſchien, und im Julius die erſte Sitzung der verſammelten ordentlichen Mitglieder konnte gehalten werden. Die Urkunde ſpricht eben ſo rein den Geiſt des Wohlwollens und Strebens nach Erweiterung der menſchlichen Kenntniſſe, als der Weisheit in der getroffenen Wahl der Mittel aus. Keine Schranken ſollen dem Forſchungsgeiſte durch beſtimmte Weiſungen geſetzt werden; man bedingt nicht unmittelbare Anwendbarkeit der wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen: aber auch diejenigen Mitglieder, welche ihr Nachdenken mehr auf zweckmäſsige Gegenſtände, als auf theoretiſche Unterſuchungen gerichtet haben, und ihre Kräfte und ihren Fleiſs dem Vaterlande widmen, ſollen ausgezeichneten Dank verdienen, wenn ſie zur Verbeſſerung der Agricultur, zur Belebung der Induſtrie u. ſ. w. beytragen. Als weſentliche Gegenſtände zum Streben für die Akademie ſind angegeben: 1) die *Philologie* und *Philoſophie*, 2) die *Mathematik* nebſt den ſämmtlichen *Naturwiſſenſchaften*, und 3) die *Geſchichte* mit ihren Hülfswiſſenſchaften. Nach dieſen Gegenſtänden zerfällt das Ganze in drey Claſſen, von welchen die mittlere mehrere Sectionen enthält. Der hiſtoriſchen Claſſe werden vorzüglich Forſchungen in der baieriſchen Geſchichte ans Herz gelegt, und ihr insbeſondere die Ausfertigung eines vollſtändigen geographiſchen Lexikons aufgetragen. In der That, wer vermöchte dieſe, zweckmäſsig ausgeführt äuſserſt nützliche und wichtige Aufgabe richtiger zu löſen, als eine Geſellſchaft von Gelehrten, von welchen der gröſsere Theil Kenner des Vaterlands iſt, die ſich gegenſeitig in einzelnen Fehltritten leicht berichtigen, und an der Quelle richtigor Erkenntniſs ſitzen? Und doch wird vielleicht die Ausführung zur unmöglichen Sache, ohne die kaum zu hoffende unbeſchränkte Mittheilung der Notizen, welche nur die Regierung allein aus den Berichten der Landgerichte und Kreiscommiſſariate erhält. Gewinnt das nicht leichte Unternehmen erſprieſsliches Gedeihen: ſo darf die Claſſe auf ihren Lorbeeren, unbeſorgt wegen der Schmälerung ihres Ruhms, den Anſtrengungen der übrigen zuſehen. — Das Perſonale der Akademie beſteht aus einem Präſidenten (dieſe Stelle iſt aber ſeit dem Jahre 1812 durch freywilligen Abtritt des Hn. Geheimenraths *Jacobi* eingegangen; ſeine Geſchäfte vertheilen ſich), einem Generalſecretär, den Secretären der einzelnen Claſſen, aus den ordentlichen in München reſidirenden Mitgliedern, welche kein anderweitiges Amt haben, ſondern einzig als Akademiker beſoldet werden; aus den Ehrenmitgliedern; aus den auswärtigen wirklichen Mitgliedern, Correſpondenten, Adjuncten und Zöglingen; denn auch zur Pflanzſchule für das aufkeimende Talent ſoll die Anſtalt dienen, und unter der Leitung von Meiſtern künftige Gelehrte und Künſtler bilden. Zu allen Stellen ernannte Anfangs der König; in Zukunft ſoll die Wahl der Mitglieder unter allerhöchſter Beſtätigung der Akademie freygegeben werden: ſie hat auch ſchon durch die Ernennung vieler auswärtiger wirklicher Mitglieder Gebrauch von der ertheilten Befugniſs gemacht. Dieſe werden wie die ordentlichen Mitglieder zur Einſendung freywilliger Arbeiten aufgefodert, und kommen ſie nach München: ſo ſitzen ſie mit in den Verſammlungen. Mit jedem Jahre hält die Akademie eine feyerliche Verſammlung (ſie hat den 12 October als den Namenstag des Königs dazu beſtimmt), in welcher der Generalſecretär über die Arbeiten des verfloſſenen Jahres Bericht erſtattet, wie er denn bis-

Digitized by Google

her mit jedem Jahre erſtattet worden iſt; Auszüge aus den gekrönten Preisſchriften werden öffentlich vorgeleſen, die Namen der neuerwählten oder abgegangenen Mitglieder mit Beyfügung kurzer biographiſcher Notizen angezeigt, gewöhnlich Roden gehalten u. ſ. w. Der Rang unter den Akademikern iſt gleich, in Bezug auf andere Staatsbeamte genieſsen ſie den Rang der höheren adminiſtrativen Stellen, ſie haben auch eine eigene glänzende Uniform erhalten.

In der Verſammlung, wo die Urkunde, deren Hauptzüge hier ausgehoben ſind, vorgeleſen wurde, hielt der Hr. Präſident *Jacobi* eine Rede:

Über gelehrte Geſellſchaften, ihren Geiſt und Zweck, beſonders verlegt b. Fleiſchmann in München. 1807. 78 S. 4.;

aber abgekürzt auch in dieſem Bande der Denkſchriften enthalten. Mit Geiſt, Würde, und der ihm eigenen gediegenen, ſanft dahinflieſsenden Diction führt Hr. *J.* den Hauptſatz durch, daſs, wie die Tugend, auch die Wiſſenſchaft ihren Zweck in ſich ſelbſt haben ſoll; ſie ſoll frey ſeyn, ohne Streben nach auſsen, durch Selbſtgenügſamkeit ihre eigenthümliche Würde und göttliche Abkunft beurkunden. Dieſs iſt ſo gewiſs, daſs in dem Augenblick, wo die Wiſſenſchaft einem anderen Zwecke dienſtbar wird, der nicht aus dem urſprünglichen Triebe nach Erkenntniſs unmittelbar quillt, ſie nicht nur ihre Würde verliert, ſondern auch ſelbſt für jene Zwecke verſiegt. Das Letztere vergeſſen die *Ganzirdiſchen* gern, die ſich keines unmittelbaren Triebes auſser jenem bewuſst ſind, den der Menſch mit don Thieren gemein hat; ſie verlangen bloſs praktiſche Nützlichkeit, Handlangerey für das gemeine Leben, und brauchbare Reſultate. Die Geſchichte der Erfindungen beweiſet indeſſen, daſs die wichtigſten und nützlichſten derſelben ſich erſt hintennach und unvermuthet aus ſolchen Anſtrengungen des Geiſtes ergeben haben, von denen gerade dieſer Gewinn ſich auf keine Weiſe ahnden lieſs. Wollte daher eine Regierung bey der förmlichen Errichtung von gelehrten Geſellſchaften die Beſtrebungen derſelben nur auf Nützlichkeit bedingen, oder ſie durch bloſs nationale und provinciale Zwecke beſchränken, oder wollten die Mitglieder derſelben, unter der Vorausſetzung einer ſolchen Abſicht, über dem bedingten Streben zur praktiſchen Anwendung das freye wiſſenſchaftliche Streben nach Erweiterung der Einſicht vergeſſen, und da als Handlanger dienen, wo ſie als Architekten gebieten könnten: ſo würde dieſs nicht nur ein ſchmähliches Verkennen der Natur der Wiſſenſchaft, ſondern ein unbeſonnenes Zerſtören der eigenen Zwecke ſeyn. Wenn daher eine groſsdenkende und weiſe Regierung Akademieen ſtiftet: ſo kann ſie dabey keine andere Abſicht haben, als durch die Vereinigung zerſtreuter Köpfe eine mächtiger wirkende Geſammtkraft zu bilden. — In der Fortſetzung wird gezeigt, daſs die Weltleute faſt aller Jahrhunderte in dieſer Hinſicht nicht rein genug dachten, daſs bey den Römern das wiſſenſchaftliche Treiben vom Praktiſchen ausging, und ſich immer wieder in das Praktiſche verlor. Wenn unter Marc Aurel die ſchönſten Tage für das römiſche Reich aufgingen: ſo verſchwanden ſie wieder mit ſeinem Tode. Auch auf das neue Licht der Wiſſenſchaften, das ſich um Karls des Groſsen Thron zog, folgten düſtere Zeiten; doch leuchteten mitten in der Nacht helle Geſtirne der Wiſſenſchaft, und zeigten den Pfad nach dem belohnenden Ufer. Die mächtige Anſtrengung des Denkvermögens durch das ſcholaſtiſche Studium bereitete die Befreyung des Geiſtes vor, und die Erweckung der alten Literatur in Italien vollendete ſie. Nach dieſem hiſtoriſchen Ausfluge kehrt der Vf. auf den erſten Gegenſtand zurück, und zeigt aus der Natur des Menſchen, welche Art der Cultur die beſte, und welches Zeitalter das cultivirteſte zu heiſsen verdiene.. Dem gegenwärtigen wird kein rühmendes Urtheil geſprochen. Es liegt an ſchlimmen Übeln krank, unter denen auch eine ſeichte Beachtung der Philoſophie eine Rolle ſpielt, vor der ein eben ſo ſeichtes Anſtaunen und Lobpreiſen vorhergegangen war. Aber die Hoffnung ſchwindet nicht, und jodesmal noch ſind Heroen der Humanität erſchienen, wenn es die höchſte Noth erfodert hat. — Gewiſs erkennen denkende Leſer die meiſten der hier meiſterhaft vorgetragenen Gedanken für ihre eigenen; doch vielleicht unterſchreibt nicht Jeder die hoch geſpannte Würdigung der von aller praktiſchen Anwendung ſich losſagenden rein philoſophiſchen Speculation.

In der auf dieſe Inauguration folgenden erſten öffentlichen Verſammlung las Hr. Generalſecretär *Schlichtegroll* eine kurze Biographie des zuletzt verſtorbenen Mitgliedes der Akademie, *Chriſtian Friedrich Pfeffels*, und Hr. Hofrath *Breyer* einen biographiſchen Aufſatz über den Vater der baieriſchen Geſchichte, *Johannes Aventin*, vor. Beide Reden ſind auch beſonders gedruckt; wir ſchalten hier die Anzeige derſelben von einem anderen Recenſenten ein:

München, b. Lentner: *Erſte öffentliche Sitzung der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften zu München, nach ihrer Erneuung.* Gehalten den 28. September 1807. — Enthaltend *Schlichtegrolls* und *Breyers* Reden über Pfeffel und Aventin. 87 S. 8.

Iſt ein Zeitalter, wie das unſere, zerſtreut durch Getümmel politiſcher Dinge, verloren in müſſigem Verwundern über vielfach in den Büchern der Vorwelt verzeichnete Meteore, verwöhnt durch geſuchte pikante Genüſſe: ſelten vermag dann der gewaltige Redner Sammlung in den Gemüthern zu ſtiften, den Geſchmack der Überſättigten zu reizen. Öfter gelingt dieſs dem hiſtoriſch-biographiſchen Meiſter, der, Gebieter über die Welt der Geſchichte, ausgezeichnete Männer vorführt, ſie werden, handeln, kämpfen läſst, den Genuſs mit Reſultaten der allgemeinen Geſchichte würzt. Ein Reiz, der allmächtig anſpricht. Vortreffliche Wirkungen auf deutſchen Geiſt würden zu den Verdienſten der Akademie gehören, wenn öf-

Digitized by Google

ter biographiſche Redner aufträten, deren Vorträge dem Publicum geſchenkt würden. Die vorliegenden Aufſätze erregen den Wunſch. Glückliche Wahl des Stoffs, angenehme Darſtellung, rührende Äuſserung der Dankbarkeit und Freude, einem Inſtitut anzugehören, an dem ſo ſchöne Hoffnungen eines groſsen deutſchen Landes hängen: vieles vereinigt ſich, den Leſer zu gewinnen. Höchſtens bleibt zu wünſchen übrig, es möchten im erſten Vortrage Gedanken und Rede mehr concentrirt, im zweyten manche Stellen weniger poetiſch ſeyn. In der erſten Biographie iſt das thätige Leben *Chriſtian Friedrich Pfeffels* geſchildert, eines ehrwürdigen Mannes, Mitglieds der vorigen Akademie, Directors der hiſtoriſchen Claſſe, geſtorben zu Paris, einige Monate vor der Feyer ſeines Andenkens. Er war als Geſchäftsmann ein unterrichteter, gewandter Publiciſt und Diplomatiker, als Schriftſteller ein ſachkundiger Hiſtoriker und Statiſtiker. (Was der Biograph S. 17 zum Lobe des pfeffelſchen Hauptwerks: *Abrégé chronologique de l'histoire et du droit public d'Allemagne*, aushebt, iſt nicht dazu geeignet: „Wie trefflich iſt hier, um nur Eins anzuführen, der Übergang der groſsen Reichslehne in *souveraine* Staaten, und die ſinkende Macht der deutſchen (?) Kaiſer dargeſtellt!“ Dieſer Theil der pfeffelſchen Schrift iſt gerade der, wo dem Verfaſſer die bedeutendſten hiſtoriſchen und publiciſtiſchen Irrthümer entſchlüpft ſind. Freylich wird Th. I, S. 214. 216, nach der pariſer Octavausgabe von 1766, den Fürſten Deutſchlands Souverainität beygelegt. Als *Reichsſtaatsbürger* aber ſind dieſe nie ſouverain geweſen: ein Begriff, den das vormalige Staatsrecht nicht zuläſst, ſehr verſchieden von Landeshoheit.) — Anziehend iſt im zweyten Vortrage die Darſtellung *Aventins*, des verdienſtvollen erſten Geſchichtſchreibers von Baiern, eines Mannes, ausgezeichnet durch den hellen Blick, mit dem er in der Dämmerung ſeines Zeitalters die Dinge auffaſste, durch überraſchend richtige Begriffe von der Natur und den Quellen einer Landesgeſchichte, durch raſtloſe Thätigkeit, durch liebenswürdige perſönliche Eigenſchaften. — Einige Worte des Präſidenten der Akademie gehen der erſten Rede voran, folgen ihr. Vollwichtige Worte, treffende Andeutung, was männliche Feyer verſtorbener Edlen vermöge. NN.

Andere Reden hielten in ſpäteren Sitzungen Hr. Hofrath *Schelling* über das Verhältniſs der bildenden Künſte zu der Natur; *Freyherr von Aretin* über die früheſten univerſalhiſtoriſchen Folgen der Erfindung der Buchdruckerey; Hr. Hofrath *Jacobs* über einen Vorzug der griechiſchen Sprache in dem Gebrauche ihrer Mundarten. In ſpäteren Jahren folgten noch einige andere. Sie ſind beſonders abgedruckt, und gehören nicht zu den Denkſchriften der Akademie. — Alles Bisherige enthält mit der erfoderlichen Ausführlichkeit die dem erſten Bande der Denkſchriften an die Spitze geſetzte Geſchichte der Akademie: ſie nennt uns zugleich als Attribute der Akademie die groſse, mit jedem Jahre beträchtlich wachſende Centralbibliothek, welche ſich nach ihrer völligen, jetzt ſchon ſehr weit gediehenen Einrichtung den gröſsten und wichtigſten getroſt an die Seite ſetzen darf; das ſeit dem Stiftungsjahre vielfach bereicherte Münzkabinet, die Sternwarte, das chemiſche Laboratorium, das anatomiſche Theater (beide erſt noch im Werden), das Naturalien-, das mathematiſch-phyſiſche und das polytechniſche Kabinet, die archäologiſchen Sammlungen, und den, nun neu angelegten, und durch den Eifer des Hn. Directors *Schrank* ſeiner zweckmäſsigen und ſchönen Vollendung ſehr nahen botaniſchen Garten.

Die Ausbeute in den Denkſchriften konnte gleich beym Aufkeimen der Anſtalt unmöglich ſehr ergiebig ſeyn; doch iſt ſie nichts weniger als dürftig, und gleich die erſte Abhandlung nimmt unſer ganzes Intereſſe durch den Enthuſiasmus, in welchem der gelehrte Vf. an dem vorgefaſsten Gegenſtande hängt, durch die ſcharfſinnige Entwicklung der zur Stützung deſſelben aufgeſtellten Gedankenreihe, und endlich durch den reinen, nur bisweilen üppigen Ausdruck des Vortrags.

Über die Erziehung der Griechen zur Sittlichkeit, eine akademiſche Rede von *Friedrich Jacobs.*

Daſs die Griechen in jeder Hinſicht den Neueren ſich weit überlegen zeigen, daſs nach einer Note S. 15 die meiſten von uns auch neben Boeotiern nur Barbaren geweſen wären, wird als allgemein angenommener Grundſatz vorausgeſetzt, und S. 3 nur als zuverläſſige Thatſache in ſchöner Verkettung durchgeführt, daſs ſie auch an Sittlichkeit (der Vf. verſteht unter dieſem Ausdrucke Moralität und Tugend) weit über uns emporragten. Die Frage iſt alſo nur, durch welche Mittel der Erziehung gelangten ſie zu der hohen Stufe, da der Unterricht zur Tugend bey den Griechen äuſserſt mangelhaft war, und die mythiſche Religion ihn vielmehr trübte und verwirrte. Der Knoten iſt (S. 9) leicht zu „*zerſchneiden*“, wenn man auf die Natur und den leichten und heiteren Himmel von Griechenland hinweiſet. In dem ganzen Weſen des Griechen herrſchte eine Elaſticität und Reizbarkeit, die faſt allen Glauben überſteigt — ein unbefangener Kinderſinn voll Vertrauen und Glaubens. — Mit Unrecht zürnen die Geſchichtſchreiber über eine Brennbarkeit, aus welcher eben ſowohl verderbliche als wohlthätige Flammen aufloderten, und über den Kinderſinn, der mit fröhlicher Unbeſonnenheit in die Gefahr ſich ſtürzt, raſch ergreift, ſchnell verwirft, leicht ſündigt, noch leichter bereut, mit ſelbſtſchadender Heftigkeit zürnt, und mit gleicher Heftigkeit liebt, das Spiel mit Ernſt, und das ernſte Geſchäft oft ſpielend betreibt. — Was hat aber (S. 10) der wilden Kraft die erhabene Mäſsigung, der vollen Lebensluſt die kalte Verachtung des Todes, dem blinden Naturtriebe die fromme heilige Scheu ſo ſiegreich gegenüber geſtellt? In dem menſchlichen Gemüthe ſind es die ſanften Zügel der Schönheit, der Charitinnen und der Muſen, welche die ſtreitenden Kräfte lenken

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

München, auf Kosten der Akademie: *Denkschriften der königlichen Akademie der Wissenschaften zu München.* Auf die Jahre 1808 — 1812. u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

In bedeutender Anzahl folgen nun, von S. 55 bis 375, die zur Classe der Mathematik und Naturwissenschaften gehörigen Abhandlungen. An ihre Beurtheilung wagt sich Rec. nicht; er beschränkt sich auf die blosse Anzeige, die nähere Würdigung mehreren anderen Gelehrten aus den verschiedenen Fächern überlassend: 1) *S. Th. Sömmerring academicae annotationes de cerebri administrationibus anatomicis vasorumque ejus habitu.* 2) *Bemerkungen über den Bau der Augen verschiedener Thiere*, von D. *J. A. Albers* in Bremen. 3) *Zwey neue Pflanzengattungen*, beschrieben vom Director *Schrank.* 4) *Grimaldia, eine neue Pflanzengattung*, nebst Anmerkungen über Gattungsbildungen und Artencharaktere, vom Director *Schrank.* 5) *Über die Gattungen der Brunia und Staavia*, von D. *Carl Ludwig Willdenow* in Berlin. 6) *Über den sogenannten Alben in der Gegend von Erding*, vom Commenthur *Petzl.* Dieser sogenannte *Alm* oder *Alben* ist eine im baierischen Landgerichte Erding in mächtigen Lagern sich findende, gelblich-weisse, zuweilen in das Aschfarbe spielende feine Erdart, welche ihrer gröfseren Masse nach ganz los ohne alle Verbindung da liegt, mitunter aber auch kleinere und gröfsere, leicht zerreibliche Stengelchen bildet, die öfters zusammengebacken sind. Schon die Herren *Flurl* und *Westenrieder* haben sie beschrieben, weil der Landmann das Daseyn dieser Erdart mit Recht für das Unglück seines übrigens äufserst ergiebigen Bodens erklärt. Nur einen Fufs tief verbreitet sich dieser Alm in weiter Strecke unter der Dammerde, und man hütet sich äufserst, ihn mit dem Pfluge zu berühren. Denn vermengt er sich mit der übrigen Erde: so verliert sie auf mehrere Jahre ihre Fruchtbarkeit. Der Vf. erklärt ihn, nach mehreren angestellten Versuchen, für kohlensaure Kalkerde, und fügt nähere Bestimmungen bey. 7) *Über ein* (seltenes) *Fossil aus den Thonmergel-Flözen bey Amberg*, vom Commenthur *Petzl.* Der Vf. erkennt an demselben den bologneser Spath. 8) *Über das Streichen und Fallen der Grundgebirgsschichten*, von *J. F. L. Hausmann* in Cassel. 9) *Beweis der Unzulänglichkeit des von Vauquelin vorgeschriebenen Verfahrens, das Messing oder andere Verbindungen des Kupfers mit Zink auf dem nassen Wege zu zerlegen*, von *L. C. F. Bucholz* in Erfurt. 10) *Versuche und Bemerkungen bey Gelegenheit einer ersten Wiederholung von Davy's Versuchen, über die Darstellung metallähnlicher Producte aus Kali und Natron durch den negativen Pol der voltaischen Säule*, von *J. W. Ritter.* 11) *Fernere Versuche und Bemerkungen über denselben Gegenstand*, von *J. W. Ritter.* 12) *Neue Versuche über den Einfluss des Galvanismus auf die Erregbarkeit thierischer Nerven*, von *J. W. Ritter.* 13) *Ist es erfoderlich, eine nach anderen als den allgemeinen Gravitations-Gesetzen wirkende anziehende Kraft anzunehmen, um die Erscheinungen der Cohäsion zu erklären?* vom Prof. *G. G. Schmidt* in Giefsen. 14) *Über Grey's Luftspiegel und einige verwandte Erscheinungen*, vom Director *Schrank.* 15) *De altitudine speculae astronomicae regiae, quae prope Monachium est, quam mille quingentis observationibus a se habitis atque ad calculos revocatis mensus est C. F. Seyffer.* Durch 1500 Beobachtungen findet der Vf., dass die Sternwarte über die Meeresfläche erhaben ist 525,692 Metres, oder 1618,314 pariser Fufs, oder 1801,184 baierische Fufs. 16) *Super longitudine geographica speculae astronomicae regiae, quae Monachii est, ex occultationibus siderum inerrantium a se observatis et ad calculos revocatis, nunc primum definita, a Carolo Felici Seyffer.* Diese mühsame und lange Untersuchung über die Länge der Sternwarte bey München läuft noch durch die folgenden Bände fort; sie wird hier bestimmt auf 29°, 16', 23", 4"', vom ersten Meridian durch Ferro.

Den Schluss dieses Bandes macht die zur Classe der Geschichte gehörige Abhandlung:

Versuch einer Geschichte des königlichen Münzcabinets in München, von *Franz Ignaz Streber*, Mitglied der historischen Classe und Aufseher des Münzcabinets.

Mit genauer Sachkenntnifs und lobenswürdiger Freymüthigkeit bezeichnet der würdige Vf. die früheren Schicksale dieses nun glänzenden und gehaltvollen Münzcabinets. Herzog Albrecht V im 16 Jahrhundert darf als der Stifter desselben betrachtet werden, da er aus allen Gegenden mit bedeutendem Aufwande alte Münzen zusammenkaufen liefs, mitunter sehr wichtige Stücke, aber auch viele unächte, vorzüglich eine Reihe goldener grofser Consularmünzen, erhielt, deren durch Italiäner ausgefertigtes Gepräge damals nur wenige Liebhaber von den ächten auszu-

Digitized by Google

ſcheiden wuſsten. Als Kenner erklärt Hr. *St.* dieſe Münzen für das, was ſie ſind, und fügt bey den ſpäteren Schickſalen des Cabinets die Urſachen bey, warum es nur ſelten einen neuen wichtigen Zuwachs erhalten konnte. S. 395. „Man betrachtete die vorhandene Münzſammlung bloſs als ein Fideicommiſs, welches unverändert von Hand in Hand gehen ſollte. Die Hauptſorge ging alſo immer dahin, es ſicher zu bewahren. Man glaubte hiezu keinen ſchicklicheren Ort als die ſogenannte Schatzkammer zu finden, wo es mit den Hausjuwelen, Perlen und anderen Koſtbarkeiten bewacht und bewahrt wurde (weil ſich viele groſse goldene Münzen in der Sammlung befanden). Wer die Aufſicht über dieſe hatte, hatte ſie zugleich auch über die Münzſammlung. Da nun jene der Regel nach allezeit dem erſten oder älteſten Kammerdiener des Fürſten übertragen war: ſo fielen auch die griechiſchen und römiſchen Münzen unter die nämliche Aufſicht.“ Erſt unter dem Kurfürſten Karl Theodor, welcher die bedeutende mannheimer Sammlung von Münzen und geſchnittenen Steinen mit der münchener vereinigte, erhielt das Cabinet neuen wichtigen Zuwachs. Doch die neue Anordnung, ein beſſeres Local, die Vereinigung mit der Akademie der Wiſſenſchaften, zweckmäſsigere Einrichtung und Aufſicht, nebſt dem Ankaufe einer reichen Sammlung baieriſcher Münzen, hat es erſt dem gegenwärtig regierenden Könige zu verdanken, welcher auch den nöthigen Fonds zum weiteren Anſchaffen des Fehlenden anwies, und bey beſonderen Gelegenheiten aufserordentliche Unterſtützung verſprach. Hier endigt ſich der Bericht des Vfs. mit dem Jahre 1809. Aber erſt ſeit dem Jahre 1812 darf ſich das Ganze mit Ehren anderen groſsen Anlagen ähnlicher Art zur Seite ſtellen, weil der König mit beträchtlichem Aufwande die berühmte Sammlung *Couſinery's*, des ehemaligen Handelsconſuls in Theſſalonich und Smyrna, erkaufte, und der letzte Fürſt von S. Emmeran durch ſein ſchätzbares Cabinet von alten Münzen und geſchnittenen Steinen den allgemeinen Schatz ſehr vermehrte, wodurch vorzüglich eine groſse Lücke in den Münzen der griechiſchen Städte, Könige u. ſ. w. ausgefüllt wurde. Als Anhang fügt Hr. *St.* die genaue, mit den erfoderlichen Kupfern ausgeſtattete Beſchreibung von zwölf ſeltenen Münzen bey, die entweder bis jetzt noch unedirt ſind, oder in ihrer Aufzählung doch nicht völlig mit den zu München vorhandenen Exemplaren übereinſtimmen. Sie gehören an den Städten *Larinum Frentanorum*, *Calatia*, *Neapolis*, *Teanum Sidicinum*, zwey Münzen von *Marcianopolis*, *Abdera*, *Pimoliſa* in Pontus, *Attalia Pamphiliae*, *Iſindus*; dann den Kaiſern *Severus Alexander* und *Poſtumus*. Fährt der Vf. in ſeinem bisherigen lobenswürdigen Eifer fort: ſo wird er ungleich mehr zu beſchreiben, doch mitunter auch auszuſondern haben.

In dem *zweyten* Bande der Denkſchriften, für die Jahre 1809 und 1810 folgt nach einer, die Geſchichte der Akademie enthaltenden Einleitung, für das Fach der Philologie, die gelehrte von ausgebreiteter Beleſenheit zeugende Abhandlung des Hn. Hofr. *Friedrich Jacobs, über die Gräber des Memnon, und die Inſchriften an der Bildſäule deſſelben.* Was über dieſen Gegenſtand Gegründetes geſagt werden kann, findet ſich hier in Vereinigung; die abweichenden Angaben über das Vaterland des Memnon, indem er als König und Feldherr von Suſa im Orient, oder nach Anderen in Äthiopien, und wieder nach Anderen in Ägypten, bey den alten Schriftſtellern erſcheint, werden mit ſorgfältiger Prüfung in Vereinigung gebracht, und der ſehr natürliche Schluſs gezogen, Memnon war eine perſonificirte äthiopiſche und ägyptiſche Gottheit, welche man auch im Orient ſuchte, weil die Griechen der frühen Zeit daſelbſt Äthiopier zu finden glaubten. Beſondere Aufmerkſamkeit ſchenkt Hr. *J.* der *tönenden Bildſäule des Memnon* in Ägypten. Sie erhielt ihren Ruf, bey aufgehender Sonne Töne von ſich zu geben, erſt in den Zeiten, als Ägypten unter Roms Herrſchaft kam; Strabo, und nach ihm mehrere Schriftſteller ſprechen von dieſem angeblichen Wunder, mit welchem der Aberglaube des groſsen Haufens getäuſcht wurde. Eine ſolche koloſſaliſche Säule, obgleich wahrſcheinlich verſchieden von der bey den Alten bezeichneten, iſt noch zu Medinet-habu vorhanden, und in *Pococke's* Reiſen nicht nur beſchrieben, ſondern auch mit ihren Inſchriften abgezeichnet. Denn viele andächtige Reiſende, meiſtens Römer, ſetzten auf den Fuſs des Koloſſes das eingegrabene Zeugniſs, daſs ſie die Töne Memnons wirklich gehört haben. Pococke wurde bey der Abſchrift dieſer zum Theil nicht gut lesbaren Inſchriften öfters geſtört; ſie ſind daher fehlerhaft, und mitunter völlig unverſtändlich. Mehrere Gelehrte haben ſich zu verſchiedenen Zeiten an die Berichtigung und Erklärung derſelben mit mehrerem oder wenigerem Glücke gewagt. Hr. *J.* unterwirft daher die Abſchrift nebſt den Erklärungen einer neuen Prüfung, und giebt mit vielem Scharfſinne und Kenntniſs der griechiſchen Sprache über die meiſten dieſer Inſchriften ſehr befriedigende Aufſchlüſſe. Nur dieſer einzige, 76 Seiten enthaltende Aufſatz iſt von der *philologiſchen Claſſe* eingerückt.

Ungleich freygebiger zeigt ſich die *Claſſe der Mathematik* und *Naturwiſſenſchaften*. Dreyzehn Aufſätze meiſt von bedeutendem Umfange, im Ganzen 580 Seiten enthaltend, treten hier nach ihrer Reihe auf. Ihre ausführliche Darſtellung und Beurtheilung müſſen wir einem dieſen Wiſſenſchaften beſonders gewidmeten Journale überlaſſen, und uns begnügen, zur Notiz der Leſer die bloſse Anzeige mit kurzen Bemerkungen zu liefern. 1) *Über die Weiſe, wie ſich Aufgufsthierchen bey ihren Bewegungen benehmen*, vom Director *Franz von Paula Schrank.* Sehr intereſſant ſind die Bewegungen dieſer nur dem bewaffneten Auge ſichtbaren Welt. „Mit der Geſchwindigkeit eines Pfeils durchblitzen einige dieſer Thierchen das mikroſkopiſche Feld, andere bewegen ſich ſo langſam, daſs die Geduld des Naturforſchers ermüdet. Die Mittel ſind eben ſo verſchieden. Füſse

Digitized by Google

fehlen allen, auch die Floſſen u. ſ. w. Mit Vergnügen folgt ſelbſt der in dem Fache nicht Eingeweihte den ſorgfältigen Beobachtungen des Vfs. 2) *Mémoire sur la Séve d'Août*, par *Jean Pierre Vaucher de Genève*. Unterſuchungen über das zweyte Treiben des Saftes der Pflanzen und Bäume im Monat Auguſt. 3) *Über die Sparſamkeit der Formen im Pflanzenreiche und ihre Übergänge*. 4) *Über die Lebhaftigkeit einiger Pflanzen*. Beide Aufſätze ſind von Hn. Director *Schrank*, und gewiſs keinem Botaniker gleichgültig. 5) *Über ein Foſſil aus dem Steinkohlenwerke bey Häring in Tyrol*, von *H. J. Petzl*. Das Foſſil hat eine lichte gelblichgraue Farbe, die Textur des Spaths, und wenn es gelchabt wird, einen urinöſen Geruch u. ſ. w. Der Vf. nennt es Stinkſpath. Von ihm iſt auch der folgende Aufſatz. 6) *Über den glatten Beryll vom Rabenſtein im baieriſchen Walde*. Hr. Bergcommiſſär *Friedrich von Lupin* liefert 7) *ein Reſumé der auf verſchiedenen Reiſen in das ſchwäbiſche Albgebirge gemachten geognoſtiſch-mineralogiſchen Beobachtungen*. Keine groſsen Erwartungen der Genauigkeit erregt die Einleitung, welche die hohen Alpen ſchildert, „dieſe Rieſen der alten Welt, die *von der Rhone* im ſüdlichen Frankreich *bis an die Donau* in Ungarn ſich erſtrecken etc." Sie reichen nicht bis zur Rhone in Frankreich und erſtrecken ſich viel weiter als nach Ungarn gegen Oſten. Aber wichtiger iſt S. 123 die Beſtimmung der ſchwäbiſchen Alb im Königreich Würtemberg, nach der gröſseren Ausdehnung, welche der Vf. dieſem Gebirge giebt. Die höchſten Berge dieſer rauhen Alb erheben ſich 2000 bis 3000 Fuſs über die Meeresfläche (Rec. hätte ſie nicht für ſo hoch geſchätzt), es ſteigt ſteil empor, hat aber keine Spitzen, ſondern Flächen, durchgehends Waſſermangel auf ſeinem Rücken und geringe Fruchtbarkeit. Die Urſachen dieſer bekannten Lage unterſucht nun der Vf., findet, daſs die herrſchende und beynahe einzige Steinart der Kalkſtein von älterer und ſpäterer Formation iſt u. ſ. w. Dem Gange des Vfs. können wir hier nicht weiter folgen, für die Mineralogen iſt ſeine Beſchreibung nicht ohne Wichtigkeit. 8) *Ältere Geſchichte der Saline Reichenhall, vorzüglich in techniſcher Hinſicht, bis zur Erbauung der Hülfsſaline Traunſtein*, vom Director *Matthias Flurl*. Der durch ſeine früheren Schriften als baieriſcher Geognoſt und Mineralog rühmlich bekannte Vf. liefert hier die Geſchichte des ſchon ſeit dem 7 Jahrhunderte bekannten und reichſten Salzwerkes in Deutſchland. Es beſteht aus vielen Quellen von ungleichem Gehalte (die beſten können ohne weitere Gradirung ſogleich verſotten werden), haben aber einen gefährlichen Feind an dem ganz in der Nähe hervorbrechenden Wildwaſſer. Die Arbeiten und Anlagen, gemacht in dem Fortgange der Zeiten, mit gutem oder geringem Erfolge, um die Quellen zu ſondern und zu ſichern, und endlich die Leitung eines Theils der Sole nach dem vier Meilen entfernten Traunſtein (im J. 1614), damit der zum Verſieden erfoderliche Holzbedarf leichter herbeygeſchafft werden könne, beſchreibt Hr. *F.* mit vieler Sachkenntniſs und Deutlichkeit. Die neueren getroffenen wichtigen Anſtalten übergeht er wohl abſichtlich. 9) *Beyträge zur wiſſenſchaftlichen Begründung der Glasmacherkunſt*, von Dr. *A. F. Gehlen*. Vielfach gemachte und hier beſchriebene Verſuche belehren, daſs zur Verfertigung des Glaſes das Glauberſalz mit Vortheil angewendet werden könne. 10) *Elektriſche Verſuche an der Mimoſa pudica L., in Parallele mit gleichen Verſuchen an Fröſchen*, vom Prof. *J. W. Ritter*. 11) *Über einen elektriſchen Telegraphen*, vom Geh. Rathe *Sam. Thomas Sömmerring*. 12) *Super longitudine geographica ſpeculae aſtronomicae regiae, quae Monachii eſt, ex triginta ſeptem defectionibus ſolis obſervatis et ad calculos revocatis, nunc primum definita* a *Carolo Felici Seyffer*. 13) *Über die Geſetze des Stoſses, vorzüglich in Anwendung auf den hydrauliſchen Stöſser*, von *Carl Heinrich Langsdorf* in Heidelberg. Über dieſe vier letzten phyſikaliſchen und mathematiſchen Abhandlungen darf es ſich Rec. nicht herausnehmen, Bericht oder Urtheil zu ſprechen; nur bey der Längenbeſtimmung von München drängt ſich der Gedanke auf, daſs, wenn die Berechnungen bey der Beſtimmung aller einzelnen Hauptorte gleich groſsen Raum wegnehmen, leicht mit dieſem Gegenſtande eine groſse Bibliothek gefüllt werden könne. Die in dieſem Bande gelieferten Rechnungen füllen 100 Quartſeiten.

Nur eine *hiſtoriſche* Abhandlung iſt dieſem Bande angeſchloſſen; ſie nimmt die Aufmerſamkeit des Publicums in Anſpruch, durch die gute Wahl des Gegenſtandes, und durch den bey der Unterſuchung gezeigten richtigen Blick und die vielfachen Kenntniſſe des Vfs.: *über den Geſchichtſchreiber Liutprand, beſonders über deſſen hiſtoriſche Glaubwürdigkeit*, vom Oberkirchenrathe *C. D. A. Martini*. Der Italiäner Liutprand, oder wie man ihn gewöhnlich, obgleich unrichtig nennt, Luitprand, war Geheimſchreiber beym König Berengar, als er von dieſem ſchwer beleidigt wurde, Anhänger des Kaiſers Otto, und endlich Biſchof von Cremona, durch die Unterſtützung des Kaiſers, der ihn auch als Geſandten an dem Hofe zu Conſtantinopel gebrauchte. Nach eigenen Erfahrungen, und nach den Erzählungen von Augenzeugen, fing er zu Frankfurt am Mayn an, die Geſchichte ſeines und des nächſt vorhergehenden Zeitalters auszuarbeiten, und vollendete ſie auf der kleinen Inſel Paxo ſüdlich von Corfu. Daſs ein Mann, den ſeine erworbenen Kenntniſſe zu wichtigen Stellen erhoben, und der durch dieſe Stellen eine Menge Gegenſtände erfahren, und im richtigeren Zuſammenhange kennen lernen konnte, als ſeine übrigen Zeitgenoſſen, zum Geſchichtſchreiber berufen ſey, wird wohl Jedermann zugeſtehen. Er iſt auch bey weitem der erſte Schriftſteller des zehnten Jahrhunderts, ſogar in Rückſicht auf Vortrag und Sprache. Häufige Anſpielungen auf bibliſche Stellen, mitunter etwas überflüſſige Declamation, muſs man ihm verzeihen, es wär die Eigenheit nicht ſeiner Perſon, ſondern ſeines Zeitalters. Selbſt mehrere, in das Privatleben der geſchilderten Perſonen eingreifende, zu dem allge-

Digitized by Google

meinen Gang der Hauptbegebenheiten nicht gehörige Anekdoten verdienen keinen Vorwurf, sondern unseren Dank; nur ein mit den inneren Verhältnissen vertrauter Mann konnte sie geben. Und dann für das Grosse, für das Ineinandergreifen der Ursachen und Wirkungen, hat er den wahren Sinn eines pragmatischen Schriftstellers. Nirgends lernen wir das Drängen und Treiben der italiänischen Grossen nach Abgang der Carolinger so lichtvoll wie bey ihm; er ist einer von den Hauptschriftstellern über die älteste Geschichte der Ungarn und ihrer verheerenden Einfälle in allen angrenzenden Ländern; nur durch ihn erhielt der Westen Europas einen wahren Begriff von den Eigenheiten und Einrichtungen des oströmischen Hofs: und die ersten Nachrichten von dem Daseyn des russischen Reichs verdankt Deutschland diesem wichtigen Geschichtschreiber Liutprand. Einzelne, aber in der That unbedeutende Fehler finden sich auch bey ihm; welcher Schriftsteller darf sich von ihnen völlig frey sprechen? Aber mehrere, die es nicht sind, werden ihm zur Last gelegt. Vorzüglich wendet der einsichtsvolle *Muratori* alle Kräfte seiner Belesenheit an, diesen Liutprand als einen leichtsinnigen, unzuverlässigen und verläumderischen Erzähler darzustellen; aber die angeführten Beyspiele sind nicht von Wichtigkeit, meistens nicht treffend, und offenbar nur deswegen mühsam zusammengesucht, um einleuchtend zu machen, dass man einem solchen Schriftsteller auch die Gemälde von der Sittenlosigkeit des päpstlichen Hofes nicht glauben dürfe. Hr. *M.* rechtfertigt den Liutprand gegen diese Vorwürfe mit vieler Gelehrsamkeit und eben so grossem Scharfsinne, schildert seine Verdienste mit Unparteylichkeit, und liefert durch seine, 71 Seiten enthaltende Schrift dem deutschen Publicum ein sehr brauchbares Werk.

Die königliche Akademie hat übrigens mit diesem Bande den Entschluss gefasst, die Abhandlungen jedes Hauptzweiges, der Philologie, Naturwissenschaften und Mathematik, dann der Geschichte, einzeln zu verkaufen, daher jede Abtheilung besonders numeriren, und an die Spitze derselben einen eigenen Titel setzen lassen. Gewiss eine sehr zweckmässige Einrichtung, da sich nur wenige Gelehrte finden, deren Studium zum Lesen und Ankauf aller dieser so verschiedenartigen Zweige hinführt.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Bremen*, b. Heyse: *Schillers Todtenfeyer auf dem Theater zu Bremen*, von *N. Meyer* 1806. 59 S. 8. (5 gr.)

Berlin, in d. himburg. Buchhandl.: *Schillers Todtenfeyer*, ein Prolog von *Bernhardi* und *Pellegrin*. 1806. 8.

Das Andenken eines eben erst Verstorbenen auf eine solche Weise theatralisch zu feyern, dass ein freyes, für sich bestehendes, in sich geschlossenes Spiel als ein Bild des Lebens in reinen Verhältnissen auf die Phantasie und das Herz wirkt, und nicht durch den schon empfundenen Schmerz, sondern durch seinen Inhalt selbst ein ästhetisches Interesse erweckt, scheint eine schwere, wo nicht völlig unauflösliche Aufgabe. Denn theils ist der Gegenstand zu nahe, als dass er eine Betrachtung für die Phantasie abgeben könnte, theils ist die Darstellung einer Handlung nicht gut möglich, worin das Andenken eines Abwesenden auf das lebhafteste erregt, und doch der Abwesende selbst nicht vermisst werden soll, als welcher doch immer die Hauptperson bleibt, und gleichwohl nicht selbst auftreten darf. Man muss daher mit einer geistigen Erscheinung aus der Ferne, oder mit einem Repräsentanten desselben sich begnügen. Zu dieser wählt man entweder mythologische oder allegorische Figuren, und diejenigen, denen sie etwas zu sagen haben, sind entweder die Zuschauer selbst, oder wieder Repräsentanten derselben, die Schauspieler oder irgend ein Genius. So kann weder Einheit noch Handlung entstehen; und mit einer blossen Allegorie, die *in* und *für sich* spielt, wird man leicht zu ernst, kalt und abstract. Das Beste bliebe noch eine ganz fremdartige, in sich selbst fortgehende Handlung, die am Schluss durch eine Ähnlichkeit mit dem Schicksale oder dem Verhalten des Verstorbenen *symbolisch* wirkte. — In obigen Feyerspielen finden wir die Vff. recht wacker mit diesen Schwierigkeiten kämpfen. Hr. *M.* lässt das Publicum, das den Verlust erlitten, durch das *Drama* als Person, der die Nachricht von Schillers Tode gebracht wird, und den Gefeyerten selbst durch Personen seiner Dichtung, durch eine Scene aus dem Wallenstein, repräsentiren. Indem Thecla den Verlust des Schönen in ihren Geliebten beweint, wird der Verlust Schillers zwiefach berührt. Da diese Scene aber nur wie ein Bild im magischen Spiegel vorüberschwebt: so kann dadurch noch keine Wechselwirkung, keine Handlung und also kein Spiel entstehen. Die zweyte Repräsentation, Schillers Büste in den Wolken, kann zwar ebenfalls lyrisch, unmittelbar aufs Gefühl, aber keineswegs dramatisch und rein-künstlerisch wirken. Im Übrigen verdient die Anordnung und die im schillerschen Tone gehaltene Sprache des Vfs. Lob.

Das zweyte Spiel hat die zu grosse Nähe des Gegenstandes und die Schwierigkeit seiner persönlichen Vergegenwärtigung zwar glücklich dadurch besiegt, dass es Schillern als Knaben erscheinen lässt, dessen Traumbilder, da er entschlafen ist, vor ihm als Personen seiner künftigen Dichtungen vorübergehen, wobey die zufälligen Umgebungen, Donner und Blitz, Morgenröthe u. s. w., zugleich die verschiedene Beschaffenheit der schillerschen Dramen andeuten; auch wird die Einheit des Ganzen dadurch erhalten, dass die poetische Idee des inneren und äusseren Erscheinens, der Vergangenheit und der Zukunft, ungestört durchherrscht, und die Scene für sich vorgeht; aber ein eigentliches Spiel, ein Leben, eine Handlung konnte dadurch, wie Jeder gleich einsehen und fühlen wird, doch nicht entstehen. Dass einem schlummernden Knaben dies begegnet, kann mehr als ein schöner poetischer Gedanke, als verwirklicht, in der Darstellung, mit dem Anspruche auf dramatische Beschaffenheit, die Phantasie angenehm beschäftigen.

T. Z.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1813.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

München, auf Kosten der Akademie: *Denkschriften der königlichen Akademie der Wissenschaften zu München.* Auf die Jahre 1808 — 1812. u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Der *dritte* Band, oder die Denkschriften der Akademie *für die Jahre* 1811 *und* 1812, besteht aus folgenden Aufsätzen:

I. *Classe der Mathematik und Physik.* 1) *Über die priestleyische grüne Materie,* von *Fr. v. P. Schrank.* 2) *Kritische Übersicht der einzelnen Arten aus der Gattung von Eidechsen, welche nach Schneider Wandkletterer, nach Linné Geckonen heissen,* von *J. G. Schneider* in Frf. a. d. O. 3) *Abbildungen und Beschreibungen einiger Fische aus Japan und einiger Molusken aus Brasilien, welche bey Gelegenheit der ersten russ. kaiserl. Erdumseglung lebendig beobachtet wurden,* von Dr. *Tilesius* in St. Petersburg, Naturalisten der Expedition. 4) *S. Th. Sömmerring über einen Ornithocephalus.* 5) *Tanypus, eine neue Vogelgattung,* von *Mich. Oppel.* 6) *J. A. H. Reimarus,* M. D. et Prof. Hamburg., *de cerebro et nervis commentariolus.* 7) *Curtii Sprengel,* Prof. Halens., *dissertatio de Germanis rei herbariae patribus.* 8) *Omphalodes, eine wiederhergestellte Gattung,* von *F. von P. Schrank.* 9) *Mémoire sur plusieurs nouvelles variétés de formes déterminables de topaze,* p. *J. A. Monteiro.* 10) *Bemerkungen über die Eigenthümlichkeit der Ameisensäure,* von *A. F. Gehlen.* 11) *S. Th. Sömmerring Versuche und Betrachtungen über die Verschiedenheit der Verdünstungen des Weingeistes durch Häute von Thieren und Federharzen.* 12) *Über die blauen Schatten,* von *Fr. v. P. Schrank.* 13) *Physisch-mathematische Abhandlung über die Bewegung des Wassers in offenen Canälen,* von *C. Christian Langsdorf* zu Heidelberg. 14) *Altitudines Massiliae, Manheimii, Ratisbonae, Monachii, St. Andex, Tegernsee et Montis St. Gotthardi supra libellum maris mediterranei ope barometricarum et thermometricarum observationum determinatae* ab *Ab. Gel. Karner.* 15) *De positu basis et retis triangulorum impensa regis per totam Bojoariam porrectorum ad meridianum speculae astronomicae regiae relato azimuthis observatis et ad calculos revocatis nunc primum definito* a *C. F. Seyffer.*

Wir überlassen die Beurtheilung dieser Aufsätze anderen Mitarbeitern an dieser A. L. Z., und beschränken uns jetzt blofs auf die Classe der Geschichte, welche die erste Abtheilung folgendes Werkes enthält:

Die Vereinigung des baierischen Staats aus den einzelnen Bestandtheilen der ältesten Stämme, Gaue und Gebiete, historisch dargestellt von *Karl Heinrich Lang.* 168 S. 4.

Nicht blofs für Baiern, sondern für die gesammte Geschichte der deutschen Nation bringt der scharfsinnige Vf. durch dieses gründliche Werk ein wichtiges Geschenk, welches jedem künftigen Forscher ein unentbehrliches Hülfsmittel, selbst in solchen Puncten bleiben wird, wo seine Überzeugungen abweichend sind. Die ursprünglichen Bestandtheile, aus welchen das Königreich Baiern nach seinem gegenwärtigen Umfange erwachsen ist, nebst den allmählichen Umwandlungen derselben, entwickeln diese Untersuchungen mit grofser Fülle von Belesenheit, reicher Benutzung der Urkunden, mit sorgfältig angewendeter Kritik. Da der Staat aufser dem eigentlichen Baiern beträchtliche Abschnitte von den Alemannen und Franken enthält: so mufs nothwendig das Nöthige über die früheste Lage dieser drey Hauptstämme der Nation mit Klarheit und Präcision dargelegt werden. Der Vf. spricht daher Anfangs von den Alemannen, dann von den Franken und endlich von der Masse der Baiern. Er benutzt hiezu die wichtigsten bis jetzt vorhandenen, oft sich widersprechenden Hülfsmittel, ohne jedoch einem derselben unbedingt zu folgen; ohne Rücksicht auf einzelne Verhältnisse schreibt er getrosten Muths nieder, was ihm bey Gegeneinanderstellung der Meinungen Wahrheit dünkt, mit Beyfügung seiner Gründe, um dem Leser ein eigenes Urtheil nicht zu verkümmern. Auf diese Weise führt er jeden dieser drey Zweige bis in das karolingische Zeitalter, zur Periode, wo die alten Landesherzogthümer mit veränderten Modificationen theils wieder hervortreten, theils neu entstehen. Sehr willkommen ist zuverlässig dieses vollständige, mit scharfer Kritik, wo möglich mit den genealogischen Ableitungen der ältesten Fürsten- und Grafen-Häuser, und doch mit der möglichsten Kürze niedergeschriebene, Verzeichnifs der Herzoge von Alemannien, Franken und Baiern, bis zur Zeit der Auflösung in den beiden letzteren Ländern, in Baiern bis zum bleibenden herzoglichen Besitz der Wittelsbacher. An dasselbe schliefst sich in natürlicher Folge die Entwicklung der Bestandtheile eines jeden Herzogthums, oder der alten Gauen, aus welchen die späteren Grafschaften hervorgingen. In ih-

Digitized by Google

rer oft ſehr ſchwierigen Beſtimmung ſtützt ſich der Vf. S. 72 auf die richtige, öfters ſchon zum Grunde gelegte, aber ſelten mit ähnlicher Genauigkeit wie hier beobachtete Hauptregel: „es wird ſich nicht leicht treffen, daſs ein Gau ſich in zweyerley Bisthümer erſtreckt hätte, weil es in der Natur der Sache lag, ſich bey der ſpäter erfolgten hierarchiſchen Eintheilung der ſchon früher beſtandenen politiſchen anzufügen.“ Er hält ſich alſo bey der Feſtſetzung der Lage und des Umfangs der alten Gauen ſtreng an die Grenzen und Unterabtheilungen der Bisthümer mit äuſserſt ſeltener, durch die Noth hervorgebrachter Ausnahme. Mehrere, zum Theil vortreffliche Vorgänger, vorzüglich bey Baiern und Franken, erleichterten die mühſelige und trockene Arbeit, lieſsen ihm aber immer noch hinlänglichen Spielraum, theils zu Verbeſſerungen, theils zu neuen Anſichten übrig. Auf dieſe Weiſe erhält jeder Winkel der Monarchie ſeinen beſcheidenen Theil, mit ſorgfältiger Anwendung der Urkunden und häufiger Hinweiſung auf die Familien, welche endlich, öfters mehrere, zuweilen nur eine, als erbliche Grafen aus dieſen Gauen hervorgingen. Die Arbeit dient dadurch zugleich als Vorbereitung auf den noch nicht erſchienenen, nach unſerem Bedünken wichtigen Abſchnitt der ganzen Unterſuchung, auf die Entſtehung und Ausbildung der fürſtlichen und gräflichen Familien, der Grenze ihrer Territorien, und der Verhältniſſe dieſer Erbgrafen zu den Landesherzogen, wodurch manche neue Anſichten für die Geſchichte Deutſchlands im Mittelalter erſcheinen werden. Denn gewöhnlich ſtellt man ſich die häufigen Zwiſtigkeiten und kleinen Kriege zwiſchen dieſen beiden Theilen blofs als einen widerrechtlichen Ausfluſs des Rauffyſtems jener Zeiten vor, und ſchreibt den Ungehorſam der Grafen einzig der herzoglichen Schwäche zu, welche die Bändigung der Untergebenen nicht erlaubte. Aber beym näheren Anblicke zeigt ſichs bisher im Halbdunkel, daſs die meiſten dieſer Fehden ſich auf rechtliche Anſprüche gründeten, daſs der Graf, eben ſo gut unmittelbares Mitglied des Reichs wie der Herzog, mit ihm gleiches Schrittes in die Höhe ſtieg, nicht ferner dem ehemaligen Vorgeſetzten, ſondern einzig dem Reichsoberhaupte verpflichtet zu ſeyn glaubte. In Schwaben, Franken u. ſ. w., wo die Landesherzogthümer frühzeitig aufhörten, ſind dieſe Erſcheinungen ſehr natürlich, auch in Lothringen, wo das Herzogthum mit gedoppelter Abtheilung blieb, weil die Groſsen dieſes Landes ſich ſehr frühzeitig nach franzöſiſchem Zuſchnitte modelten, und zum Theil ſo mächtig als der Herzog geworden waren. Baiern hingegen war das einzige Land, wo das Landesherzogthum, obgleich in engere Grenzen beſchränkt, ſich für immer erhielt. Hier muſste nothwendig ein auffallendes Gegeneinanderwirken der herzoglichen und gräflichen Macht lange Zeit ſichtbar ſeyn, iſt auch ſichtbar genug geworden. Über dieſe verwickelten Verhältniſſe: wie weit gingen die Anſprüche der ſpäteren Herzoge mit Einſchluſs der erſten Wittelsbacher? wie weit die Behauptungen der übrigen Groſsen? u. ſ. w. hofft Rec. durch die noch folgende Abtheilung des Hn. *Lang* näher belehrt zu werden; und wer könnte es beſſer als gerade er, ausgerüſtet mit ſeinen Einſichten, und ſtehend an der Spitze der baieriſchen Landesarchive?

Nach dieſer gedrängten Verlegung des ganzen Ganges der Entwicklung ſollten die einzelnen Stellen folgen, deren Bezeichnung uns beſonders treffend oder ſcharfſinnig dünkt. Wir thun es nicht. Was könnte es auch frommen, wenn wir z. B. unſeren Beyfall erklären wollten über den treffenden Beweis, S. 81, daſs das *Ries* zu Alemannien und nicht zum Nordgaue gehörte; daſs überhaupt die unmäſsige Ausdehnung, welche einige baieriſche Schriftſteller dem Nordgaue geben, hier nicht angenommen, ſondern S. 112 mit Beleſenheit und Scharfſinn gezeigt wird, der Irrthum liege in einer Vermengung des baieriſchen Gaues Nordgau mit der ſchweinfurtiſchen Markgrafſchaft Nordgau; daſs S. 162 der ehemals ſo ſehr groſs angenommene Sondergau in ſeine engeren richtigen Grenzen geſtellt iſt u. ſ. w. Dieſer Stellen ſind ſo viele, daſs ihre Bezeichnung zweckwidrig ſeyn müſste; wir verweiſen den ſachkundigen Leſer an das Werk ſelbſt. — Aber ohne Tadel kommt eine Recenſion nicht ſo ganz zum Gedeihen; tadeln wollen alſo auch wir den Vf. wegen des Mangels an Citaten. Befremden wird freylich dieſer Vorwurf jeden Leſer, wenn er findet, daſs bey der älteſten Geſchichte die Anzeige der Quellen und Hülfsmittel durchgängig in den Vortrag verwebt ſind, daſs bey den Herzogthümern die wichtigſten der von Hn. *L.* benutzten Schriftſteller überall an der Spitze ſtehen, und daſs der Beſchreibung jedes Gaues der erfoderliche Beweis zur Seite liegt. Deſſenungeachtet glaubt Rec. ein wahres Wort geſprochen zu haben. In einer Unterſuchung, wo jede einzelne Behauptung nicht ohne Begleitung der Quelle, aus welcher man ſchöpfte, bleiben darf, wo man ſogar nichts auf das bloſse Wort des einſichtsvollen und völlig parteyloſen Schriftſtellers hinnimmt, iſt die möglichſte Vollſtändigkeit der Beweisſtellen um ſo unerläſslicher, da ſchwerlich der Vf. ohne Angriffe von anderen Gelehrten bleiben wird, deren Überzeugung bisher in einzelnen Theilen zu abweichenden Reſultaten führte. Rec. gehört nicht unter ihre Zahl, und doch hätte er die Belege aus gleichzeitigen Schriftſtellern wegen des S. 52 angeführten Herzogs Ernſt, des allgewaltigen Günſtlings Ludwigs des Deutſchen, gern geſehen, deſſen Handlung durch die Heldengeſchichten in das 12 Jahrhundert vorgerückt wurden. Ein Herzog bey Hofe in der Periode Ludwigs des Deutſchen? und wo war denn Ernſt Herzog? Ähnliche Belehrung wünſcht ſich Rec. wegen des S. 24 angeführten thüringiſchen Reichs. Hr. *L.* ſagt mit Beſtimmtheit, es ſey zwiſchen den Franken und Sachſen getheilt worden, ſo daſs der thüringer Wald die Grenzen bildete, und der nördliche, den Sachſen zugefallene Theil von nun an Oſtfalen hieſs. Dieſe Sätze bieten mannichfaltige Schwierigkeiten dar; wir berühren nur die einzige, daſs der Vf. ſelbſt auf der folgenden Seite,

Digitized by Google

dem fränkiſchen Herzog Rudolph in Thüringen in den Gegenden der Unſtrut, folglich in dem ſächſiſchen Thüringen, ſeine Reſidenz zutheilt. Doch vorzüglich liegt uns ein in mehrere zerſtreute Stellen eingreifender Punct am Herzen: die ſorgfältige Entwicklung des babenbergiſchen Hauſes und der Markgrafen von Schweinfurt; die Beweiſe, daſs ihre Markgrafſchaft durch Oſtfranken und die Oberpfalz ſich bis zur böhmiſchen Grenze erſtreckte, und daſs die Grafen von Vohburg nach Abgang der Familie in einen Theil der Erbſchaft eintraten; wie es möglich war, daſs dieſe öſtlich an Franken grenzende Markgrafſchaft das Nordgau hieſs, und ſich ſo weit ſüdöſtlich bis zur Donau verbreitete. Einzelne Belehrungen hierüber geben ſchon die Stellen S. 28 — 30, 61 und 117, aber ſie reichen zur vollen Überzeugung und lichtvollen Entwickelung dieſes für die ganze innere Verbindung des alten Deutſchlandes wichtigen Gegenſtandes nicht ſo vollſtändig hin, als Rec. es wünſchen möchte. Doch iſt vermuthlich die ganze Erinnerung überflüſſige Sache, da der folgende, die Entſtehung und Ausbildung der anſehnlichſten Familien enthaltende Abſchnitt ſich nothwendig auch über dieſe ausgebreiteten, im Halbdunkel liegenden Gegenden verbreiten muſs. Freudig ſehen wir ihrer Erſcheinung entgegen. — Eine willkommene, im Grunde unentbehrliche Zugabe dieſer verdienſtvollen Arbeit iſt die beygefügte Charte in zwey Blättern von dem baieriſchen Staate und ſeinen Angrenzungen. Alle durch die Unterſuchung beſtimmten Gaue ſind zur leichteren und ſchnelleren Überſicht auf der Charte durch Illumination begrenzt.

Vd. Hg.

Auf dieſe, das Ganze umfaſſende Recenſion laſſen wir die Anzeigen einiger, einzeln erſchienener Schriften folgen, und gedenken die übrigen zu anderer Zeit nachzuholen.

1) München u. Landshut, b. Krüll: *Über das Verhältniſs der bildenden Künſte zu der Natur.* Eine Rede zur Feyer des 12 Octobers als des allerhöchſten Namensfeſtes S. K. M. von Baiern, gehalten in der öffentlichen Verſammlung der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften zu München von *F. W. J. Schelling.* 1807. 65 S. gr. 8. (12 gr.)

2) München: *Conſtitution der königl. Akademie der bildenden Künſte.* 1808. 4.

Die erſte dieſer Schriften iſt wohl nicht bloſs gelegentlich entſtanden, wie Mancher aus dem Titel vermuthen dürfte, ſondern in hohem Grade fach- und gehaltreich, und, man mag ſie nun von Seiten der Form oder des Inhalts beurtheilen wollen, ein Meiſterſtück. Ein Auszug vom Ganzen läſst ſich ſchwerlich geben, weil Alles zuſammenhängend, ineinandergreifend und ohne Überfluſs iſt; dagegen wollen wir verſuchen, durch Darlegung einiger vorzüglicher Stellen unſere Leſer ahnden zu laſſen, was ſie überhaupt davon erwarten dürfen.

S. 3. „Die bildende Kunſt ſoll, gleich der Poeſie, geiſtige Gedanken, Begriffe, deren Urſprung die Seele iſt, aber nicht durch die Sprache, ſondern wie die ſchweigende Natur durch Geſtalt, durch Form, durch ſinnliche von ihr unabhängige Werke ausdrücken.“ — Alle Theorie neuerer Zeit, ſagt der Vf. S. 5, ſey von dem beſtimmten Grundſatz ausgegangen, daſs die Kunſt die Nachahmerin der Natur ſeyn ſolle. Aber dieſes könne dem Künſtler wenig frommen bey der Vieldeutigkeit des Begriffs der Natur. „Sonderbar genug, wenn eben die, welche alles Leben der Natur verleugnet, es in der Kunſt zur Nachahmung aufſtellten!“ Ihnen war die Natur, nach S. 6, „ein hohles Gerüſte von Formen, von dem ein eben ſo hohles Bild auf die Leinewand übergetragen, oder in Stein ausgehauen werden ſollte.“ — Zwar wurde jener Grundſatz näher dahin beſtimmt: Nur ſchöne Gegenſtände, und auch von dieſen nur das Schöne und Vollkommene ſoll er, der Künſtler, Schüler der Natur, wiedergeben. S. 8. „Wie ſollte nun der, dem zu der Natur kein anderes Verhältniſs, als das dienſtbarer Nachahmung zukam, das Schöne vom Unſchönen unterſcheiden?“ — „Wenn wir die Dinge nicht auf das Weſen in ihnen anſehen, ſondern auf die leere, abgezogene Form: ſo ſagen ſie auch unſerem Inneren nichts; unſer eigenes Gemüth, unſeren eigenen Geiſt müſſen wir daran ſetzen, daſs ſie uns antworten.“ — Winkelmann erhob nach S. 8 die Kunſt „von der unwürdigen Abhängigkeit in das Reich geiſtiger Freyheit. Lebhaft bewegt durch die Schönheit der Formen in den Bildungen des Alterthums, lehrte er, daſs Hervorbringung idealiſcher, und über die Wirklichkeit erhabener Natur, ſammt dem Ausdrucke geiſtiger Begriffe, die höchſte Abſicht der Kunſt ſey.“ — „Aber weil auch mit dieſer Lehre die Anſicht der Natur als bloſses Products, der Dinge als eines lebloſen Vorhandenen fortbeſtand, und die Idee einer lebendigſchaffenden Natur dadurch keineswegs geweckt wurde: ſo konnten denn auch jene idealiſchen Formen durch keine poſitive Erkenntniſs ihres Weſens belebt ſeyn; und waren die der Wirklichkeit todt für den todten Betrachter: ſo waren es jene nicht minder.“ —

Was von S. 26 — 45 über die Schönheit bezüglich auf bildende Kunſt, wie ſolche in den Werken der Alten angewandt worden, welchen Gebrauch die Plaſtik, welchen die Malerey vom eigentlichen Schönen zu machen befugt ſey, vom Charakteriſtiſchen, von Darſtellung der Leidenſchaften und Mäſsigung derſelben, von der Anmuth u. ſ. w. geſagt wird, gehört zum Trefflichſten dieſer Schrift. indeſſen mögen wir nicht wagen, einzelne Stellen daraus anzuführen, weil zu beſorgen iſt, das Einzelne und Abgeriſſene möchte hier den Sinn, der durchs Ganze waltet, nicht gehörig ausdrücken.

Nachdem der Vf. von S. 46 — 50 ferner die Verſchiedenheit in der Art und im Weſen der Plaſtik und der Malerey unterſucht, das Vorherrſchen von jener im Alterthum, von dieſer in der neueren Welt daraus erklärt, „weil das Alterthum durchaus plaſtiſch

Digitized by Google

gesinnt war, die neuere Zeit aber sogar die Seele zum leidenden Organ höherer Offenbarungen macht, schliesst er mit folgender, für Künstler ganz besonders beherzigenswerther Stelle: „Ist die Ausschweifung der Plastik in das Malerische ein Verderb der Kunst: so ist die Zusammenziehung der Malerey auf plastische Bedingung und Form eine derselben willkührlich aufgelegte Beschränkung. Denn wenn jene, gleich der Schwere, auf Einen Punct hinwirkt: so darf die Malerey, wie das Licht, den ganzen Weltraum schaffend erfüllen."

Sodann fügen sich Betrachtungen über die neuere Kunst an. In den Werken des Michel Angelo stellt sie sich freygeworden, und in ihrer mächtigsten Epoche dar, wo sie noch ungebändigte Kraft zeigt. — Nach Besänftigung der ersten Gewalt „verklärt sich in Seele der Naturgeist, und die Grazie wird geboren. Zu dieser Stufe gelangte, nach Leonardo da Vinci, die Kunst durch Correggio, in dessen Werken die sinnliche Seele der wirkende Grund der Schönheit ist." — „Raphael nimmt Besitz vom heiteren Olymp, und führt uns mit sich von der Erde hinweg in die Versammlung der Götter, der bleibenden, seligen Wesen." — „In ihm hat die Kunst ihr Ziel erreicht. Was auch bey der späteren Wiedererneuerung der Kunst unternommen ward: so konnte die Malerey nur durch das Vorgewicht, das sie der Seele gab, noch eine höhere Kunststufe gewinnen. Zu dieser trachtete Guido Reni, und wurde der eigentliche Maler der Seele." Hier nimmt Hr. *S.* Gelegenheit, einem schönen Gemälde dieses Meisters, der Himmelfahrt Mariä, sonst in der düsseldorfer Gallerie, nun zu München, verdientes Lob zu spenden.

Sehr wohl wird endlich noch erinnert, dafs von den ersten Anfängen ausgegangen werden müsse, wenn das Schöne frey und urkräftig sich wieder erzeugen soll. „Die Kunst entspringt (heifst es S. 59) nur aus der lebhaften Bewegung der innersten Gemüths- und Geistes-Kräfte, die wir Begeisterung nennen. Alles, was von schweren oder kleinen Anfängen zu grofser Macht und Höhe herangewachsen, ist durch Begeisterung grofs geworden. Aber nicht die Kraft des Einzelnen richtet es aus; nur der Geist, der sich im Ganzen verbreitet. — Die Kunst bedarf eines allgemeinen Enthusiasmus für Erhabenheit und Schönheit, wie jener, der in dem mediceischen Zeitalter gleich einem warmen Frühlingshauche alle die grofsen Geister zumal, und auf derselben Stelle hervorrief. — (S. 62) Zwar eine Kunst, die nach allen Bestimmungen dieselbe wäre, wie die der früheren Jahrhunderte, wird nie wiederkommen; denn nie wiederholt sich die Natur. Ein solcher Raphael wird nicht wieder seyn, aber ein anderer, der auf eine gleich eigenthümliche Weise zum Höchsten der Kunst gelangt ist."

Wir begleiten die Anzeige dieser merkwürdigen Schrift mit dem Wunsch, dafs dem Vf. sich günstige Gelegenheit zeigen möge, die Schätze, welche Italien noch besitzt, so wie diejenigen, die Frankreich neulich erworben, zu sehen, um somit auch seine anschaulichen Kenntnisse von Werken der alten und neueren Kunst möglichst umfassend zu machen.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

KURZE ANZEIGEN.

KINDERSCHRIFTEN. *Berlin*, b. Dieterici, u. *Leipzig*, b. Mittler: *Die Bürgerschule, oder wissenschaftliches Lehr- und Lern-Buch für Knaben und Mädchen in Schul- und Frey-Stunden.* Von *Theodor Heinsius*, Prof. am berlinischen Gymn. XVI u. 176 S. 8. (Pr. b. Verleger 6 gr., im Buchhandel 12 gr.) Das Büchlein enthält kurze Sätze, deren Inhalt zu den Gegenständen des Unterrichts in Elementar- und Bürger-Schulen gehört. Der Vf. rechnet mit unseren einsichtsvollsten Pädagogen dahin: Geographie, Historie, Muttersprache, populäre Mathematik, Kenntnifs der Natur und des Menschen, Rechnen, Religionsgeschichte und die Grundwahrheiten der christlichen Religion. Die Fabellehre der Alten hätte vielleicht wegfallen können, ungeachtet eine Bekanntschaft mit ihr auf der höheren Bürgerschule zum Verständnifs mancher Schriften und Kunstwerke nützlich ist. Doch der Vf. sagt es selbst, dafs man auf Alter und Classen Rücksicht nehmen müsse. So manches Gute uns *Weisse*, *Campe*, *Salzmann*, *Thieme*, u. A. m. für den ersten Unterricht geliefert haben: so mufs man doch gestehen, dafs Hr. *H.* sich einen eigenen Weg gebahnt hat, indem er weder den Vortrag fortlaufend an einander reiht, noch in den Fehler der Trockenheit fällt. Der aufmerksame Lehrer wird finden, dafs die einzeln aufgestellten Sätze in ihrer Folge doch gewissermafsen ein nothwendiges Ganzes bilden, und das Wesentliche der wissenschaftlichen Elemente enthalten. Wenn der gegebene Stoff durch einen verständigen Lehrer beym Unterricht richtig benutzt wird: so müssen daraus gute Folgen entstehen. Diese Form also, und der Inhalt selbst, zeugen von dem Nachdenken eines erfahrnen Schulmanns. Er rügt in der Vorrede drey Fehler, die besonders beym öffentlichen Unterricht noch zu allgemein sind. Sie sind das zu *viele Nachschreiben* der Schüler, welches den Geist tödtet, die *Überfüllung des Stoffs* oft für eine Lehrstunde, und der Mangel der *Selbstthätigkeit* des Schülers. Jeder, der das Geschäft des Unterrichts gewissenhaft treibt, wird ihm beypflichten.

Das Buch hat noch fünf Anhänge, welche biblische Sprüche, die unter gewisse Rubriken gebracht sind, die fünf Hauptstücke, das Einmaleins, Lieder und Gesänge (sehr zweckmäfsig) und französische Vocabeln enthalten.

Der Vf. hat Vieles zusammengedrängt, und wünscht mit Recht, den Gebrauch der vielen Compendien eingeschränkt zu sehen. Schon der unvergefsliche *Gedike* war der Meinung, dafs die niederen, nur aus einer Classe bestehenden Schulen nur ein einziges Lehrbuch hätten, das bey anscheinender Kürze deutlich, und doch gewissermafsen vollständig, auch wohlfeil und in einer aphoristischen Methode abgefafst wäre. Er raumt aber auch ein, dafs ein solches einen geschickten Lehrer erfodere. Das vorliegende Buch entspricht diesem Ideal, und verdient alle Empfehlung. Auch zur Beförderung des Hausfleifses ist es geeignet.

V. H. B.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

MÜNCHEN: *Conſtitution der königl. Akademie der bildenden Künſte* u. ſ. w.

(Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.)

No. 2. Dieſe Conſtitution der königl. baieriſchen Akademie der bildenden Künſte in München hat, überhaupt genommen, die gegründeteſten Anſprüche auf den Beyfall aller Kunſtfreunde. Denn ſie zeichnet ſich gegen die beſtehenden Einrichtungen bey anderen dergleichen Anſtalten ſehr vortheilhaft aus, und ſollten wir auch beym Durchgehen allenfalls einige Einwendungen machen müſſen: ſo möchten wir ſie doch für nichts anders als bloſse Regung reiner wohlwollender Theilnahme an dieſem unſtreitig viel Gutes verſprechenden Inſtitut betrachtet wiſſen.

Gleich im Eingang wird im Namen des Königs geäuſsert, es ſey deſſen höchſter Wille, daſs die wohlthätigen Einflüſſe der ſchönen Künſte ſich auf das geſammte Volk in einem ausgedehnteren Maſse als bisher verbreiten ſollen.

Die Akadmie hat den Zweck, eine *Lehr*- und *Bildungs-Anſtalt* ſowohl als eine *Kunſtverbindung* oder Geſellſchaft zu ſeyn; jedoch ſoll der erſte Zweck immer als der wichtigſte betrachtet werden. Sie zerfällt demnach als Lehranſtalt in vier Hauptſchulen, 1) der Malerey, 2) der Bildhauerkunſt, 3) der Baukunſt, 4) der Kupferſtecherkunſt. In der erſten bildet die Schule der Landſchaftsmalerey eine eigene Unterabtheilung. Der Unterricht ſoll ſowohl der Form als der Abſicht nach durchaus praktiſcher Natur ſeyn: „jedoch keineswegs in dem Sinne, daſs eine bloſs gedankenloſe Fertigkeit der Hand und des Auges erzielt werde, ſondern daſs der Zögling das Wiſſenſchaftliche ſeiner Kunſt zugleich mit der Ausführung erlerne, und ſich der Regeln ſeines Verfahrens nur in der Ausübung bewuſst werde.“ — Die Schule der Hiſtorienmalerey iſt in 3 Claſſen abgetheilt. Die Schüler der erſten Claſſe empfangen Unterricht nach Zeichnungen und Gipsabgüſſen, und machen zugleich den Anfang des Studiums nach der Natur. In der zweyten Claſſe gehen ſie zum Gebrauche der Farben über, und lernen malen. In der dritten Claſſe tritt zu den früheren Studien noch das der Compoſition im weiteſten Sinne hinzu und die Schüler werden, hier eigentlich mit dem Höheren der Kunſt bekannt gemacht.

Indem wir das Zweckmäſsige der durch die drey erſten Artikel getroffenen Einrichtungen anerkennen: hegen wir einige Beſorgniſſe über die Verfügungen des letzten Artikels. Denn im Fall ſtrenge nach der Vorſchrift deſſelben gehandelt werden ſollte: ſo möchten die Schüler der erſten Claſſe leicht zu lange vom Malen, oder beſſer zu ſagen, vom Gebrauche des Pinſels abgehalten werden. Zwar handelt man beynahe überall auf dieſelbe Weiſe, weil es herkömmlich iſt, aber ohne weſentlichen Grund. In einer neu einzurichtenden Lehranſtalt für Maler wäre darum wohl der Verſuch zu wagen, das in ſo mancher Hinſicht ihnen nachtheilige Zeichnen und Schattiren mit Kreiden oder Tuſche abzuſchaffen. So lange der Anfänger, welcher Maler werden ſoll, nur noch hauptſächlich Übung im Augenmaſs und Fertigkeit im Umriſs beabſichtigen muſs: würde es unſtreitig am angemeſſenſten ſeyn, ihn bloſs Conture etwa auf Schiefertafeln oder ſchwarz angeſtrichenes Bret zeichnen zu laſſen, wo die begangenen Fehler allenfalls leicht ausgelöſcht und neue Verſuche gemacht werden können; ſobald man aber Licht und Schatten will andeuten laſſen: müſste man auch nicht länger ſäumen, den Schüler zur Handhabung des Pinſels und einfacher Farben zu gewöhnen, weil er ſonſt unausbleiblich in den faſt allgemeinen Fehler verfällt, bloſs dem Schatten nachzuſpüren, das Licht, oder die beleuchteten Parthieen hingegen weniger genau zu beobachten und nur auf eine unbequeme, mühſame Weiſe darzuſtellen.

Nach dem fünften Artikel wird für die Landſchaftsmalerey ein Lehrer beſtellt, „der ſeine Zöglinge, welche jedoch die Regeln der Perſpective bey dem beſonderen Lehrer derſelben zu ſtudiren haben, vom erſten Anfange bis zur letzten Ausbildung fortführt.“ Da die landſchaftlichen Gemälde gegenwärtig im Publicum die meiſten Liebhaber finden, und eine freye zierliche Behandlung in dieſem Fach vielleicht unerläſslicher als in einem der anderen iſt: ſo ſcheint es allerdings nützlich, wenn die Schüler Gelegenheit haben, von einem geſchickten Meiſter die beſten praktiſchen Regeln zu erlernen; aber wenn ſie nun höher aufſteigen ſollen zum Geiſtigen in der Kunſt: ſo dürfte es leicht nachtheilig ſeyn, das landſchaftliche Fach von der übrigen Schule der Malerey noch ferner getrennt zu halten; alle höhere Kunſtlehre iſt allgemein, und auf alle Fächer anwendbar. Der weſentlichſte Vorwurf, den man den landſchaftlichen Gemälden ſelbſt der beſten noch lebenden und kurz vorſtorbenen Meiſter machen kann, iſt dieſer, daſs ſie verhältniſsmäſsig zu groſsen Werth auf zarte Ausführung, Farbenton u. dgl. im Einzelnen gelegt, und hingegen in Hinſicht auf poetiſche Erfindung, auf ſchöne Anordnung, auf den maleriſchen Effect des

Digitized by Google

Ganzen weniger Sorgfalt bewiesen haben, und dieser gewaltige Fehler ist, wie uns dünkt, von dem Umstand abzuleiten, dass die meisten guten Landschaftmaler in den letzverstrichenen 50 Jahren sich immer mehr knechtisch an die Natur gehalten, oder nach dem Kunstausdruck, ins Naturalistische gegeben, und sich nebenher als eine abgesonderte eigene Zunft betrachtet haben. Um deswillen können wir die obenbemerkte Verordnung, die Zöglinge der Landschaftsmalerey bis *zur letzten Ausbildung* dem Lehrer dieses Fachs ausschliesslich zu überlassen, nicht gutheissen, als nur unter der Bedingung, wenn dieser Lehrer ein ganz vernünftiger Mann, ein grosser und aufgeklärter Meister ist; ausserdem wird es wohl besser seyn, wenn die jungen Landschaftmaler, im Betreff des höheren Unterrichts, sich von den übrigen Schülern nicht absondern.

Nach dem sechsten Artikel geniessen die Zöglinge der Bildhauerkunst, gleich denen der Historienmalerey, den Unterricht der ersten Classe in der Zeichnung, und lernen zugleich bey dem besonderen Lehrer ihrer Kunst das Modelliren. Auf der zweyten Stufe sollen sie ihren besonderen Zwecken folgen, auf der dritten zum tieferen Verständnis musterhafter Kunstwerke durch den Lehrer ihrer Schule geleitet werden, auch können sie zugleich an den ähnlichen Unterhaltungen des Lehrers der Historienmalerey Antheil nehmen.

Dem Bildhauer ist es allerdings von Nutzen, wenn er einige Fertigkeit im Zeichnen erworben hat, um eigene Entwürfe, oder auch nach anderen Kunstwerken zur Erinnerung leichte Skizzen ins Taschenbuch verfertigen zu können; nur soll er damit seine Studien nicht anfangen, sondern lieber ganz und ungetheilt sich sogleich in dem üben, was für den plastischen Künstler die Hauptsache ist — im Modelliren. — Zeichnen muss für ihn blos eine Nebenbeschäftigung bleiben, und es ist im Wesentlichen ziemlich gleichgültig; ob er etwas mehr oder weniger Gewandtheit darin besitzt. Ohne Zweifel hat man eben so viel oder noch mehr Befugniss, vom Maler das Modelliren zu fodern als vom Bildhauer das Zeichnen; allein auch der Maler würde sehr unrecht handeln, wenn er als Schüler mit Modelliren beginnen wollte, denn das förderte ihn nicht unmittelbar in seinem Fach. Doch mag er späterhin, bey Gelegenheit und mit Musse, sich darin, als einer sehr brauchbaren Nebensache, einige Fertigkeit zu erwerben suchen.

Nach dem siebenten Artikel sollen jeden Winter einige Leichname mit Hinsicht auf die Bedürfnisse des Künstlers zergliedert, und den Schülern Zeit gelassen werden, nach den dargelegten Theilen zu zeichnen. Die Professoren der Malerey und Bildhauerkunst sollen abwechselnd bey diesen Studien die Aufsicht führen. Eine sehr zweckmässige, sowohl für die Lehrer als für die Schüler nützliche Einrichtung. Der achte Artikel: über das Zeichnen und Modelliren nach der Natur, giebt ungefähr die nämlichen Vorschriften, welche auch bey anderen Akademieen bestehen, und wogegen keine erhebliche Einwendung zu machen ist. Der Gewinn hängt in diesem Stück beynahe gänzlich von der Einsicht der Lehrer und von dem Fleisse der Schüler ab.

Durch den neunten Artikel wird verordnet: Es sollen jeden Winter zweymal in der Woche für die Schüler der höheren Classen Vorlesungen über die Mythologie, und die allgemeinen Kunstgegenstände, verbunden mit einer anschaulichen Geschichte der allmählichen Ausbildung der vornehmsten Kunstideale, gehalten werden. — Wenn es mit diesen Vorlesungen ernstlich genommen, und sie, wie nicht zu bezweifeln, einem tüchtigen, dem Unternehmen gewachsenen Manne übertragen werden: so sind zuverlässig die ersprieslichsten Folgen davon zu erwarten.

Laut des eilften Artikels hat der Professor der Baukunst alle Wochen drey Stunden, mit der Lehre von Schatten und Licht, die Perspective für Maler und Bankünstler zu lehren. Wir tadeln keineswegs, dass der Unterricht über die Regeln von Licht und Schatten, wie auch der Perspective, dem Professor der Baukunst einstweilen übertragen worden. Denn vermuthlich ist er es, der das Gewöhnliche über beides am besten inne hat, und wieder vorzutragen versteht; allein bey einer neu eingerichteten Lehranstalt wäre zu wünschen, oder sogar der Versuch zu machen, die Maler besonders, auf das ihnen so nothwendige Studium der Perspective, welches von Vielen, seiner anfänglichen Trockenheit wegen, vernachlässigt wird, mehr hinzuweisen, und ihnen hierin gründlichen Unterricht mit unmittelbarer Beziehung auf ihre Kunst zu ertheilen. Den Bankünstlern hingegen möchte es frey gestellt bleiben, sich mit der Lehre von Licht und Schatten sowohl, als mit der Perspective bekannt zu machen, oder nicht, weil beides in ihr eigentliches Fach nicht eben so tief eingreift, sondern blos zur Verfertigung der heut zu Tage üblichen mühsam ausgeführten Architekturzeichnungen behülflich ist. Künstler und Kenner aber wissen wohl, dass nach der Wirkung der allerausgeführtesten Zeichnung sich dennoch niemals mit Sicherheit auf die Wirkung schliessen lässt, welche das Gebäude selbst machen wird. Ferner ist bekannt, wie sehr gute Architekten sich mit ausführlichem Zeichnen gar nicht befasst, und selbst die Besten es vorgezogen haben, ihre Entwürfe in freystehenden Modellen zur Anschauung zu bringen. Man könnte endlich noch sagen, die herrlichsten unübertroffenen Denkmale der Architektur in Griechenland seyen entstanden, ehe Licht und Schatten beobachtet, und ehe die jetzt geltenden Regeln der Perspective auch nur gefunden worden. In Betreff des Unterrichts über die mathematischen Regeln von Licht und Schatten behaupten wir kühn, dass solches für Maler überflüssig ist. Denn Zöglinge, die nur einiges Talent und Verstandesanlagen besitzen, begreifen von selbst den Einfallswinkel des Lichts, wie durch das Wiederkehren desselben die Reflexen entstehen, wie Schlagschatten fallen, wie runde und wie eckige Körper beleuchtet erscheinen; mehr erfahren sie auch durch jenen Unterricht wohl schwerlich; aber die Kunst der male-

Digitized by Google

rischen Beleuchtung und Wirkung ist ohne Zweifel eine andere und höhere.

Der zwölfte Artikel verordnet, in Hinsicht auf die Kupferstecherkunst, um derselben ihren alten Ernst und die nothwendige Strenge wo möglich wieder zu geben, dafs die ihr sich widmenden Zöglinge nicht eher zur Erlernung derselben übergehen sollen, als nachdem sie in der ersten Classe der Historienmalerey die Zeichnung so weit als die Maler gelernt haben, die in die zweyte Classe übergehen. Unserer Meinung nach ist dieses noch nicht hinreichend, um den oben angegebenen höchstlöblichen Zweck zu erzielen. Nur wenn der Kupferstecher ein vollkommen geschickter Nachzeichner ist, kann er hoffen, die alte Tüchtigkeit, Ernst und Strenge in seinen Blättern zu erreichen. Gelingt es ihm noch überdiefs, die elegante Zartheit der neueren Meister hinzuzufügen: so ist er desto schätzbarer. Die Akademie wird aber auf alle Fälle ihre geäufserten guten Absichten in Ansehung der Zöglinge der Kupferstecherkunst sicherer erreichen, wenn dieselben unausgesetzt im Zeichnen mit einerley Farbe sich so lange beschäftigen müssen, bis sie einen bedeutenden Grad von Fertigkeit darin erreicht haben, und alsdann erst zum Radiren und Stechen auf Kupfer zugelassen werden, während welcher Zeit sie aber immer noch das Zeichnen, so viel die Umstände erlauben, fortsetzen. Wer das Zeichnen vernachläfsigt hat, kann mit Nadel und Grabstichel sehr wohl umzugehen wissen, und wird darum doch nur sehr mittelmäfsige Kupferstiche liefern; hingegen ist nicht zu befürchten, dafs von geübten Zeichnern je völlig werthlose Blätter ausgehen werden.

Der achtzehnte Artikel (denn diejenigen, bey welchen uns keine Bedenklichkeit beygeht, wollen wir der eigenen Lectüre des Lesers empfehlen) handelt von den Vortheilen, welche die Zöglinge der Akademie geniefsen. — Der Unterricht geschieht ganz unentgeltlich. Dagegen soll kein angehender Künstler, den äufserst seltenen Fall eines ganz ausgezeichneten Talentes, verbunden mit gänzlichem Mangel eigener Mittel, ausgenommen, auf eine Unterstützung aus dem Fonds der Akademie Rechnung machen dürfen, es wäre denn, dafs er diese als Preis gewönne. Diese Anordnung verdient ganz unbedingten Beyfall; möge nur streng darüber gehalten werden. Denn es ist wahr, dafs durch leichtsinnige Gunst in Ertheilung von Pensionen an junge Künstler der Kunst selbst oft Schaden zugefügt worden; einem vorzüglichen Talent, welches sich redlich bemüht, mifsglückt es wohl ohne Zweifel nur selten, durchzudringen. Sollte aber auch wirklich zuweilen die Ausbildung eines guten Künstlers Hindernisse erleiden, aus Mangel zeitiger Unterstützung: so ist solches zum wenigsten für den Staat lange nicht so nachtheilig, als das Heer von Schmierern und Pfuschern, welche die Leichtigkeit, Unterstützung zu erhalten, gewöhnlich hervorbringt, und die für eine wahre Landplage gelten können. —

Die besten Schüler der Akademie werden zu Lehrern der Provincialkunstschule befördert; so wie die vorzüglichsten Meister der letzteren die Aussicht haben sollen, zu Lehrern an der Centralanstalt vorzurücken. Diese Einrichtung mag vielleicht einstweilen gut seyn; wir hoffen indessen, sie werde nicht als ein unwandelbares Gesetz gelten. Die Akademie würde ihrer Wirkung so wie ihrem Ruhm nicht blofs schaden, sondern sogar sich selbst in nicht gar langer Zeit völlig zerstören, wenn sie immerfort die ersten Lehrstellen aus ihren eigenen Zöglingen besetzen und wieder besetzen wollte. Damit sie ihren Zweck erfüllen, wachsen und blühen möge, sind vorzügliche tüchtige Lehrer ein nothwendiges Erfodernifs, und hieraus folgt sodann, dafs man jederzeit, wenn eine erledigte Stelle zu vergeben ist, den Tauglichsten dazu auswähle oder berufe, der nur irgend zu finden ist, ohne alle Rücksicht, ob er einheimisch oder fremd, ein Zögling der Akademie ist, oder anderswo seine Bildung erhalten habe.

Die Regierung will verfügen, dafs nicht leicht ein öffentliches Gebäude von einiger Bedeutung im Königreich Baiern entstehe, woran aufser der Architektur nicht auch die Sculptur und Malerey ihren Antheil habe. Auch sollen die Gemeindevorsteher insbesondere angewiesen werden, bey Bestellungen von Gemälden für Kirchen und andere öffentliche Gebäude, Bildhauerarbeit für öffentliche Denkmäler, desgleichen von Grundrissen öffentlicher Gebäude, sich an die Vorsteher der Akademie zu wenden, wodurch eines Theils diese Gelegenheit haben, ihre schon mit dem Wesentlichen der Kunst hinlänglich bekannten Schüler unter ihren Augen, oder nach ihren Zeichnungen, gröfsere Werke ausführen zu lassen; anderen Theils die öffentlichen Gebäude sich gegen geringe Kosten mit guten, und nach löblichen Mustern ausgeführten Darstellungen schmücken können. — Wahrlich eine trefflicho, vom besten Geist, von der gründlichsten Einsicht erzeugte Verordnung, von welcher die guten Folgen schwerlich lange ausbleiben werden.

Der neunzehnte Artikel handelt von den Preisen. Alle Jahre concurriren die Zöglinge der ersten und zweyten Classe um einen Preis. — Alle drey Jahre hat eine grofse und allgemeine Preisvertheilung Statt, zu welcher auswärtige so wie einheimische Künstler mit den Zöglingen der dritten Classe concurriren. Der Preis bey dieser Concurrenz besteht für die einheimischen Künstler in dem Auftrage zu einem Gemälde, Büste oder Statue, für Auswärtige soll der höchste Preis in dem Werth von 50 Ducaten bestehen. Der Gegenstand der Preisaufgabe wird durch ein eigenes Programm bekannt gemacht, die Preisvertheilung ebenfalls durch ein Programm, welches die motivirten Urtheile über jedes eingegangene Concurrenzstück enthält. — Im vierten Jahre sollen die einheimischen Historienmaler, Bildhauer, Architekten und Kupferstecher nochmals, und um den letzten Preis concurriren. — Jeder Künstler aus den ersten Fächern, der den Preis erhält, wird zur Belohnung mit einer Pension auf drey Jahre nach Italien gesendet, der Kupferstecher erhält auf zwey Jahre eine Unterstützung, und während dieser Zeit ein wichtiges

Digitized by Google

Blatt für seine Rechnung zu vollenden. Buchstäblich genau, wollen wir hoffen, werde es mit den Bedingungen bey dieser letzten Concurrenz nicht genommen werden, so nämlich, dafs durchaus keine anderen als nur einheimische Zöglinge dabey auftreten dürfen, weil damit die im Übrigen so liberale Anstalt der Akademie sich selbst theils ihren Wirkungskreis verengern, theils ihrem angekündigten Zweck geradezu entgegenhandeln würde. Angenommen, ein aufser den baierischen Staaten geborner Zögling habe mehrere Jahre auf der Akademie zu München studirt, ein vorzügliches Talent gezeigt, concurrirt und wirklich den Preis davon getragen: wäre es ein Verlust? — wäre es nicht vielmehr ein Gewinn, wenn somit für eine an sich nicht beträchtliche Pension auf drey Jahre, ein tüchtiger junger Mann für Baiern erworben würde? Auch dürfte nur selten der Fall eintreten, dafs ein Künstler, welcher dergleichen Pension erworben und genossen hätte, nachher verschmähte im Lande zu bleiben, wenn man ihm anders, wie billig ist, Aussicht auf Anstellung und künftige Beförderung läfst. Entfernte er sich aber dennoch: so ist die Einbusse keineswegs so beträchtlich, dafs etwa aus staatswirthschaftlichen Gründen darauf zu achten wäre. Es könnte also durchaus keine anderen als gute Folgen haben, wenn die Concurrenz um diesen höchsten Preis allen Zöglingen der Akademie ohne Ausnahme frey stünde. Ohne Zweifel würden dadurch viele Auswärtige bewogen werden, nach München zu kommen, um daselbst die Kunst zu studiren, und ferner unter den Schülern insgesammt ein desto lebhafterer, für alle gleich nützlicher Wetteifer entstehen.

Der zwanzigste Artikel, worin die Obliegenheiten der akademischen Pensionärs zweckmäfsig aus einander gesetzt werden, so wie die übrigen Artikel, geben zu keinen besonderen Erinnerungen Anlafs.

W. K. F.

München, b. Stöger: *Öffentliche Sitzung der königlichen Akademie der Wissenschaften zu München, zur Feyer des allerhöchsten Namenstages Sr. Maj. des Königs*, den 12 October 1811. 75 S. gr. 4.

Diese Schrift enthält vier verschiedene Aufsätze: 1) Rede des Director *Schlichtegroll* über die Geschichte des Studiums der alten Münzkunde. 2) Bekanntmachung des Ausspruchs der Akademie über die preiswerbenden Biographieen Kaiser Ludwigs des Baiern, durch den Präsidenten *Jacobi*. 3) Die vom Hn. Hofr. *Breyer* verfafste Darstellung des Inhalts der gekrönten Biographie. 4) Eröffnung der versiegelten Namen, zuerst des Vfs. der gekrönten Schrift, dann der mit dem Motto: *Hic pius etc.*

1) So allgemein anerkannt auch der Werth der alten Denkmäler und Werke aus den anderen Fächern der bildenden Kunst ist: so kommen doch die Kenner des Alterthums darin überein, dafs die alten Münzen unter allen bey weitem die reichsten Beyträge zur Kenntnifs der alten Welt liefern. Denn nur sie sind so eingreifend in *alle* Zweige der Kunde der alten Welt, nur in ihnen sehen wir so viele Tausende unbezweifelter, ächter antiker Denkmäler. Aber eben die grofse Menge alter Münzen, die auf unsere Zeiten gekommen sind, schreckte seither mehr ab, als dafs sie zur näheren Kenntnifs derselben einlud. Die mühevolle einseitige Behandlung, die diesem Fache seit der Wiedergeburt der Wissenschaften zu Theil geworden war, trug nicht dazu bey, das Studium derselben zu begünstigen, bis endlich der heitere Geist, mit welchem jetzt die gesammte Kenntnifs der alten Welt überall, und namentlich im deutschen Vaterlande, getrieben wird, auch für die Numismatik eine glücklichere Zeit herbeyführte. Welche Behandlung nun die Kunde der alten Münzen seit drey Jahrhunderten, wo sie entstand, erfahren habe, auf welchem Puncte der Ausbildung diese historische Hülfswissenschaft jetzt stehe, und was ferner von ihr zu erwarten sey, dieses sind die Hauptpuncte dieser Rede.

Man hätte erwarten sollen, dafs schon in dem Zeitalter Augusts, und noch mehr zu den Zeiten der Trajane oder Antonine, das Sammeln auch dieser Art von alten, in Absicht auf bildende Kunst und Geschichte anziehenden Denkmälern sehr leicht eine Liebhaberey für reiche und kunstliebende Römer hätte werden können, da sie ihre Paläste und Villen mit schönen Gefäfsen griechischer Künstler, mit Statuen und Büsten zierten, und auch Daktyliotheken darin aufstellten. Aber wir finden bey den Sammlern oder Kunstfreunden der alten Römer keine Spur einer wissenschaftlichen Liebhaberey und noch weniger einer gelehrten Aufmerksamkeit auf Münzen, die in jenen Zeiten schon alt und selten waren. Auch die vielen Tausende von Münzen der römischen Imperatoren mufsten erst Antiquitäten und Seltenheiten werden, ehe ein wissenschaftlicher Geist sie wieder ans Licht brachte. — In dem unter politischen und kirchlichen Stürmen langsam dahinsterbenden byzantinischen Reiche war an keine Aufmerksamkeit auf diesen oder irgend einen anderen Zweig der Wissenschaften zu denken. Und als sich im Abendlande aus den Ruinen des römischen Coloffes wieder neue Ordnungen gestalteten, als Karl der Grofse, und die späteren Herrscher in Deutschland und Frankreich den glimmenden Funken literarischer Bildung wieder anfachten: erhielten auch ganz andere als historische und Kunst-Studien wieder einige Nahrung. Die theologischen, und nachher die medicinischen Wissenschaften weckten zuerst den menschlichen Geist wieder aus seiner Lethargie; alles *geschichtliche* Bemühen war auf die magere Arbeit einiger Chroniften eingeschränkt.

(*Der Beschlufs folgt im nächsten Stücke.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1813.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

München, b. Stöger: *Öffentliche Sitzung der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften zu München, zur Feyer des allerhöchſten Namenstages S. M. des Königs*, den 12 October 1811. u. ſ. w.

(*Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.*)

Der zu Florenz wieder aufgefundene Codex der Pandekten gab den Rechtsſchulen zu Bologna und Paris ihr Daſeyn. Eine allgemeine Verehrung der Römerwelt erwachte. Neben den Vätern der Kirche und den Lehrern der Theologie wurden auch wieder Namen der römiſchen Imperatoren, Conſuln und Prätoren genannt. Das hinſchmachtende Kaiſerthum in Conſtantinopel führte dem Abendlande jene unterrichteten Griechen zu, die ſich mit ihren Pergamenen weſtwärts flüchteten, und bald in Italien, Deutſchland, Frankreich, England und Schottland eine Menge lehrbegieriger Schüler fanden. Die Nacht fing an zu verſchwinden, und in der Mitte des 15 Jahrhunderts ging ein neuer Tag für das erſtaunte Europa auf. Das römiſche Recht faſste Boden, und fand gelehrte Erklärer. Nun wurde man auch gewahr, wie viel ſich für lateiniſche Sprachkunde, für Kenntniſs römiſcher Verfaſſung und öffentlicher Ämter zur Erläuterung der Geſetze und der Claſſiker aus den vielen Inſchriften an Gebäuden und auf Steinen ſchöpfen liefs; daher fingen Gelehrte an, jene lateiniſchen Inſchriften zu ſammeln und zu erläutern. Auf den Münzen, die zugleich aus dem claſſiſchen Boden Italiens in Menge ausgegraben wurden, fand man ähnliche Inſchriften, ähnlichen Stoff zu Erläuterungen, dieſelben Erwähnungen römiſcher Ämter, viele Darſtellungen aus der Mythologie, dem Leben und der Geſchichte jenes einſt ſo mächtigen Volks, und ſo wurden ſie, nebſt anderen Überbleibſeln der römiſchen Kunſt, ein Gegenſtand der Aufmerkſamkeit und des Sammlerfleiſses. So war die Archäologie geſchaffen, und ein Theil derſelben nach dem anderen bildete ſich aus.

Da der Pflüger noch jetzt, nicht blofs in Italien, ſondern auch in Frankreich, der Schweiz, am Rhein und in Deutſchland, da wo römiſche Städte oder ſtehende Lager waren, ſehr häufig Kaiſermünzen findet: wie reich mag dieſe Ausbeute vor 300 Jahren geweſen ſeyn! Der Ton war nun angegeben; überall bildeten ſich Münzſammlungen, gelehrte Erläuterungen folgten bald nach, und ein neuer Zweig, die Numismatik, trieb aus dem fruchtbaren Stamme der hiſtoriſchen Wiſſenſchaften hervor. Niemals aber war der Eifer, Münzen zu ſammeln, gröſser als im 16 Jahrhundert, und *Hubert Golz* zählte blofs in Italien 380 Münzſammlungen unter allen Ständen. Sogar Kaiſer und Könige beſchäftigten ſich damit, brachten durch ihren lebhaften Antheil, den ſie daran nahmen, Leben in dieſen neuen Zweig der Wiſſenſchaften, und verurſachten manche gelehrte Erläuterung und manches wichtige Werk, das Licht über die alten Münzen verbreitete. Die wichtigſten dieſer Werke werden hier aufgeführt.

Im folgenden Jahrhunderte vermehrten ſich die Sammlungen antiker Münzen durch ganz Europa, ſelbſt während der Stürme des dreyſsigjährigen Krieges, nach Beendigung deſſelben aber beſonders in Deutſchland.

Noch immer herrſchte eine gewiſſe Vorliebe für die römiſchen Münzen, aber doch erweiterte ſich der Geſichtspunct, beſonders durch *Vaillant*, welcher mit *Spanheim* und *Patin* das Triumvirat der Hauptſchriftſteller für die Numismatik in dieſer Periode bildet. Da man auch ſogar an den Höfen die Numismatik liebgewonnen hatte: ſo iſt es kein Wunder, dafs man ſchon damals ein faſt allgemeines Wohlgefallen an gelehrten allegoriſchen Vorſtellungen, Deviſen und witzigen Inſchriften zeigte, und dafs nun das Zeitalter der Gedächtniſsmünzen eintrat. Durch die Beſchäftigung mit alten Münzen wurde es herbeygeführt, und wirkte nun auch wieder zurück auf die Liebe für die Numismatik.

Der Fortſchritt, den die Münzkunde im 17 Jahrhunderte machte, beſtand darin, dafs man, neben den römiſchen Münzen mit lateiniſcher Aufſchrift, auf die ſeltneren von Städten Griechenlands und Aſiens geprägten Kaiſermünzen hoch ſchätzte und ſammelte, dafs man die Coloniemünzen beachtete, dafs die Kritik über Ächt und Unächt nun erwacht war, und den Scharfſinn übte, welches ſehr nothwendig geworden war, da auch in dieſer Periode eine groſse Menge antiker Münzen von ſchlauen Betrügern nachgebildet wurden. Es entſtanden nun auch im Norden von Europa Sammlungen in groſser Anzahl, weil es zum Luxus der Fürſten gehörte, nicht allein dergleichen zu beſitzen, ſondern auch die Koſten zu Herausgabe eines Kupferwerks darüber auf ſich zu nehmen, ſo dafs dieſer Zweig der Literatur verhältniſsmäſsig ſehr reich an theueren, mit Abbildung verſehenen Werken iſt.

Von der erſten Hälfte des 18 Jahrhunderts gilt Alles, was ſo eben von der vorhergehenden Periode

Digitized by Google

gefagt wurde. Die alten Sammlungen zu Wien, Paris, Florenz, Rom, wurden mit Eifer vermehrt; andere bildeten fich zu Dresden, Gotha, Berlin, Petersburg u. f. w. Eine Menge prächtiger Münzwerke erfchienen ferner in allen literarifchen Ländern Europens, aber, gewöhnt an Gleichförmigkeit bey dem Anblick der damaligen Sammlungen, worin die Gepräge von einem Metall und von einer Gröfse bey einander lagen, bildeten fie die Münzen nach einer willkührlichen gleichen Gröfse, und umgaben fie wohl auch mit müfsigen, gefchmacklofen Verzierungen. Die Commentare waren wortreich, ohne Kritik, und mit unrecht angebrachter Gelehrfamkeit ausgefchmückt. Nur einzelne beffere Bearbeitungen machten hievon eine Ausnahme.

Die Völker-, Städte- und Königs-Münzen hatte man zwar nun fchätzen gelernt; aber die Völker und Städte ordnete man nicht allein in den Sammlungen, fondern auch in darüber gefchriebenen Commentaren nach dem Alphabet, wodurch aller Überblick zum Behuf der Geographie, der Gefchichte und der Kunft verloren ging, bis endlich um die Mitte des 18 Jahrhunderts *Pellerin* den richtigen Gedanken auffafste, dafs diefe Münzen nur dann das volle von ihnen zu erwartende Licht auf das Alterthum werfen könnten, wenn fie geographifch zufammengefafst werden. Die Vorzüge diefer Anordnung wurden allmählich allgemein anerkannt, aber unter allen zuerft von *Jof. Eckhel*, der der Stifter einer neuen Epoche in der Numismatik wurde, wie fein Katalog von der wiener Sammlung, den er im J. 1779 herausgab, und fein grofses Lehrgebäude der alten Münzwiffenfchaft, das in den Jahren 1792 bis 1798 in acht Quartbänden erfchien, bezeugen. So war die Numismatik am Ende des dritten Jahrhunderts, feit fie bearbeitet wurde, auf die Stufe gehoben, wo fie durch wohlgeordneten, leicht zu überfehenden Reichthum alle Freunde antiquarifcher Unterfuchungen einladet, mit ihr durch die alte Welt zu wandeln, und fich der tauferd Erinnerungen, Beftätigungen und Belehrungen zu erfreuen, die ihnen ihre unvergänglichen kleinen Monumente ficher gewähren.

Seitdem man nun die ganze Münzwiffenfchaft fo leicht überfehen kann, ift ein neues Leben in ihr rege geworden. Viele grofse Sammlungen, die fich bisher in römifchen Münzen vervollftändigt hatten, wurden gewahr, wie viel ihnen an Völker-, Städte- und Königs-Münzen noch mangle, und ftrebten nach Ausfüllung diefer Lücken, und dahin, die numismatifche Charte der alten Welt mit jenen höchft intereffanten Denkmälern felbft erläutern zu können. Auch die königl. baierifche Münzfammlung war bisher nur an römifchen Münzen reich, aber durch die anfehnliche Sammlung Couffinery's, welche durch die Fürforge des Königs dazu kam, hat fie eine ähnlich glänzende Bereicherung an Städte- und Königs-Münzen erhalten, wie einft das pariser Mufeum durch das pellerinfche. Aus diefem antiquarifchen Schatze und aus anderen berühmten Sammlungen werden nun bald noch Hunderte, ja Tauferde von bisher unbekannten Gepräge in die Verzeichniffe eintreten, und durch neue Typen Stoff zu neuen Erläuterungen geben. Städte, die bis jetzt in der numismatifchen Geographie vermifst wurden, werden einen Platz erhalten; man wird, wie man fchon angefangen hat, die glücklichften Anwendungen der Münzen auf Gefchichte der Kunft und Cultur, auf Mythologie und Symbolik, auf Geographie, Hiftorie und Ikonologie machen u. f. w. So eröffnet fich mit dem *neunzehnten* Jahrhundert ein weites und fchönes Feld für Anwendung der Kunde antiker Münzen auf Belebung und Erheiterung des Studiums der alten Literatur in allen feinen Zweigen und Beziehungen. Doch wird fie auch nicht ohne freundlichen Einfluss auf das neuere Münzwefen bleiben.

2) Die befte *Biographie Kaifer Ludwigs* des Baiern fand man unter den fieben eingelaufenen Preisfchriften in derjenigen, welche den Wahlfpruch führte: *Quamquam — o! Virgil. Aen.*, und ihr wurde der Preis von 100 Ducaten zuerkannt. Eine andere, welche zwar keine ausgearbeitete Biographie, aber eine felir fchätzbare, und möglichft vollftändige Sammlung von Materialien enthält, die, aus ächten Quellen gefchöpft, genau nach der Zeitordnung gereiht, und mit mehreren genealogifchen Nachrichten bereichert find, erhielt eine aufserordentliche Belohnung von 30 Ducaten.

3) Epitomator eines Auszugs zu werden, ift fchwer, und im gegenwärtigen Falle unmöglich, wenn man nicht ganz mager und trocken werden will. Hr. Hofr. *Breyer* hat den Inhalt der gekrönten Biographie treu und richtig vorgetragen, und feine Darftellung verdient ganz gelefen zu werden.

4) Bey Eröffnung der verfiegelten Namen fand man, dafs der Vf. der gekrönten Preisfchrift war: *Conrad Mannert*, königl. Hofrath und Prof. der Gefchichte in Landshut — der Name des anderen ift: *Roman Zirngiebl*, königl. baierifcher wirklicher geiftlicher Rath und Archivarius in Regensburg.

Wa.

München, b. Lindauer: *Die Phyfik als Kunft. Ein Verfuch, die Tendenz der Phyfik aus ihrer Gefchichte zu deuten.* Zur Stiftungsfeyer der königl. baierifchen Akademie der Wiffenfchaften am 28 März 1806. von *Joh. Wilh. Ritter*, ordentl. Mitglied der Akademie u. f. w. 1806. 62 S. 8.

Wie die Natur für alle Erdgefchöpfe die Ausbildung übernommen, den Menfchen aber unvollendet gelaffen; damit er fich felbft vollende, wird in diefer Abhandlung, welche noch ein Erzeugnifs der alten Akademie ift, zuerft gezeigt. Ferner, wie fie urfprünglich mit dem Menfchen in Einklang gewefen, dann fich allmählich zurückgezogen habe, um ihn feiner eigenen Bildung zu überlaffen, und nun von ihm immer emfiger gefucht werde, durch Hülfe einer Kunft, welche den ewigen Geheimniffen derfelben mit immer wachfendem Erfolge nachfpüre. Anfänglich fey der Menfch felbft Natur gewefen, diefe nicht fein Werk; die letzte Abficht könne nur feyn, dafs er jene erfte Harmonie fchaffend herbeyführe. Die

Digitized by Google

Selbsterhaltung treibe und führe endlich zur Selbstvollendung; auf jene (als auf gesunde Kraft) sey diese allein zu bauen, und deswegen im Alterthume allem Leben und Daseyn göttliche Verehrung erwiesen worden. Diese sey fast bis auf die Achtung verloren, wohl aber wieder zu erwerben auf dem Wege der Physik. Doch wovon auszugehen? worin zu finden, was in die Finsternifs leuchte, und überall allein erkläre? — Das Licht gleiche dem Leben, welches dessen Strahl aufnehme und auf unendliche Weise verherrliche, so wie jener des Lebens Dunkel erleuchte. Wie der Lichtstrahl alle Welten: so habe der Magnet das Reich irdischer Kraft, und insbesondere des elektrischen Feuers aufgeschlossen, dieses aber, angestaunt zuerst und als göttliches Wunder gepriesen, habe die geheime Werkstätte des chemischen Feuers der Natur eröffnet, und ein lebendig Feuer sammle und übe seine Kräfte, und thue sie kund in einer Säule, die (gleich jener Wolken- und Feuer-Säule in der Wüste) durch die Weiten der Natur sicher führen werde. Ein lebendig Feuer thue sich allen Sinnen kund, der Sternenlauf ordne und entscheide immer sichtbarer und klarer die Zeit auf Erden und die Menschen; das unendlich bildsame Wasser, die Quelle und der lebensschwangere Abgrund elektrischer Spannung und munteren Lebensspiels werde wieder in seiner Einheit und Klarheit begriffen, wodurch Licht und Feuer eben so klar in die Seele des Menschen scheinen könne, und wodurch von der Flüssigkeit bis zu magnetischer Starrheit die Gestaltungen und Bildungen der Natur leicht verfolgt werden mögen: denn aus dem geheimnifsreichen Dunkel der Wasserwelt führe zwar nicht die Chemie des Tags, sondern allein die Herrlichkeit von Licht und Feuer. Und so werde auch in der anorganischen Natur, ja aus der Felsenschrift, als dem hinterlassenen Zeichen der Wirksamkeit lebendigen Geistes, die Spur des Lebens unverkennbar seyn, und *ein* Feuer und *ein* Leben das andere erleuchten, und alles *eine* Klarheit seyn, und der Mensch das Ziel des Lebens, der Feuerträger und Vollender der Natur, in Moos und Stein, im Thier und Allem was da ist, auf Erden sich selbst erkennend als Sinnbild des Alls. Sich selbst beherrschend, soll er Herrscher einer Erde, einer Welt und einer Schöpfung seyn. Dahin führe die Physik als eine göttliche Kunst, und darum sey Heil dem Fürsten, der sie fördere.

So in grofsen Massen von Licht und Dunkel und zauberreichem Farbenschimmer hat der Vf. gemalt; meistens zwar ohne Zeichnung und scharfe Umrisse, doch sehr lobenswerth, weil es gut ist, den Gemüthern einer so gemischten und doch so wirksamen Gesellschaft klare Lichtpuncte zu zeigen, aber sie auch durch des Dunkels Geheimnifs unwiderstehlich in die Tiefen der Natur zu ziehen. Grofse Dinge bereiten sich: die bisherige Physik liefert kaum die Elemente zu jener hohen Kunst, welche den Menschen lehren wird, die Natur als ewige Freundin und Geliebte zu erkennen, und mit ihr vereint in Gott zu leben.

K. J. W.

Frankfurt a. M., in d. behrensischen Buchhandl.:

Die enthüllten Trappisten, eine Geschichte, welche die gesammte Menschheit äufserst empörende und Schauder erregende, wie auch auf Wahrheit gegründete Thatsachen enthält, von *C. N. Leclerc*, ehemal. Priester d. Ges. Jesu, Prof. im Collegium zu Nancy u. Dr. a. d. das. Univ. 1803. 208 S. 8. (16 gr.)

Das Publicum erfährt im Grunde durch diese Schrift nicht mehr, als was es bereits schon aus einigen öffentlichen Blättern weifs; nur dafs hier Manches umständlicher erzählt, und durch Urkunden belegt, dadurch also zur Welt- und Menschen-Kunde ein neuer authentischer Beytrag, und dem Sammler exotischer Menschencharaktere ein wahres seltenes Cabinetsstück geliefert wird.

Der Vf., ein französischer Emigrant, wohnte zu Düren im Paderbornischen, im Jesuitercollegium, nebst noch einigen anderen, ebenfalls emigrirten französischen Geistlichen, als eine in Europa von einem Orte zum anderen herumziehende, ganz neu organisirte Colonie des Ordens *de la Trapp* auch dahin einquartirt ward. Sie bestand aus einem Abt, Vorsteher, Lehrern, Kindern, Männern und Nonnen, Knaben und Mädchen. Die Nonnen mit ihren Mädchen bekamen ihr Quartier in Paderborn selbst. Der Vf. erfuhr, dafs die dem Abte zur Erziehung anvertrauten Kinder auf die unmenschlichste Art behandelt würden, machte darüber dem Abt die triftigsten Vorstellungen, die aber schnöde abgewiesen wurden. Da denuncirte er die Sache dem Bischofe von Paderborn; dieser schickte Commissarien zur Untersuchung, während dessen der Abt mit seinen männlichen Zöglingen und ihren Zuchtmeistern, von Düren weg nach Welda in ein leeres, also weniger den Ausspähungen ausgesetztes Schlofs gezogen war. Die Commissarien wurden vom Abte und seinen Freunden getäuscht und gewonnen, der menschenfreundliche Denunciant aber kaum gehört, als ein Wahnsinniger, als ein Calumniant auch öffentlich verschrieen, und zu seinem Nachtheil, da die Sache nie zu Ende gehen, nie damit recht Ernst werden wollte, in Deutschland zurückgehalten, während andere bereits nach Frankreich wieder zurückgekehrt waren, und Beneficien bekommen hatten. Endlich kam Paderborn unter preussische Botmäfsigkeit. Jetzt ward der Kläger gehört, und die Sache auf eine schonende, aber auch für den Denunciauten ehrenvolle Art abgethan, die Ordensgeistlichen durften im Lande bleiben, mufsten aber das Erziehungsinstitut aufgeben, die Zöglinge alle nach Hause schicken, und keine Novizen annehmen; worauf der gute Exjesuit die ganze Geschichte mit allen Actenstücken drucken liefs, dem Könige in Preussen zueignete, und getrost über seine Rechtfertigung, mit dem Vorsatze abreifte, das Werk auch ins Französische zu übersetzen, um in Frankreich ebenfalls gegen die Vorwürfe einer Verläumdung von Seiten der Trappisten sicher zu seyn. Die Geschichte dieser Trappistencolonie und ihrer unmenschlichen Erziehungsmethode ist in dem Buche selbst nachzulesen.

F.

Digitized by Google

KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Fürth*, b. Korn: *Der Beobachter an der Pegnitz*. 1807. Erster Band in 3 Heften. 186 S. 8. (18 gr.) Der Vf., nach S. 181 zu schliefsen, ein Geistlicher in Nürnberg, will, wie die Ankündigung des Verlegers lautet, mit dieser Zeitschrift eine historisch-charakteristische Schilderung Frankens und seiner Bewohner liefern. Dieser erste Band beschäftigt sich hauptsächlich mit Nürnberg, dessen Einwohnern und Umgebungen. Unter manchen guten Notizen und Bemerkungen findet man hier aber auch viel Triviales und Schales. So liest man z. B. S. 135 bey Gelegenheit des Johanniskirchhofes: „Was das für eine ungeheuere Menge von Gräbern ist! — Ehrliche Männer und Schurken unter einander, vertragen sich jetzt ruhig und stille, was bey ihren Lebzeiten pure Unmöglichkeit war." So S. 36 von Erlenstegen: „Die Entfernung unerwogen, gleicht der Weg dahin durchgehends einer ewigen Sandwüste, die für die Lustwandler hin und her unaufhörlich den Wunsch erregen mufs: Eya — wären wir da! —" Von einem wahrhaft unglücklichen Raisonnement, und einer schneidenden Einseitigkeit im Urtheilen giebt das, was S. 168 ff. über Conrad Horn, einen reichen Tuchmacher, und Stifter einer Capelle im sechzehnten Jahrhundert, ein auffallendes Beyspiel. Auch ist Sprache und Orthographie sehr fehlerhaft. Der Vf. hat *leutselige Wege*, schreibt *Prochure*, *Müsing*, *Scheiderhaufen*, *weiland*, und weifs sich in die Unterscheidungszeichen gar nicht recht zu finden. — Am besten sind dem Vf. die Aufsätze gelungen, die zur Charakteristik der Nürnberger dienen. Wir wollen Einiges aus denselben ausheben. Die Rufsigen, oder Feuerarbeiter, haben ihren ursprünglichen Charakter am meisten erhalten, und sind, so sehr sie auch bisweilen ihre Obrigkeit und ihre Verfassung meistern mögen, die treuesten Bürger. Auch sind sie die Seele der nürnbergischen Feueranstalten. Von nürnberger Patriciern wird vielleicht bald nicht mehr die Rede seyn. Unter Gelehrten versteht man in N. blofs, was den Titel Doctor führt: und auch da wieder ausschliefslich nur die Doctoren der Rechte und der Arzneygelahrtheit. Doctoren der Theologie und der Philosophie, oder andere Gelehrte, die keinen akademischen Charakter führen, pflegt man unter dieser Rubrik nicht zu begreifen. Auffallend ist es, dafs der gemeine Mann seinem Arzte den Titel Excellenz beylegt, und dafs ihn die Ärzte annehmen; aber noch auffallender, dafs, nach der Versicherung des Vfs., der nürnberger Gelehrte selten auf Tändeleyen in den Wissenschaften verfällt, und noch seltner auf Compilationen, als auf eigenes Forschen. Dafs der Kaufmannsstand auch hier seit einiger Zeit anfange, von seiner alten Solidität abzugehen, erfährt man mit Bedauern. Am gedrücktesten leben auch hier die geringeren Künstler und Handwerker, und die Art und Weise, wie die Reichen bisweilen mit ihnen umgehen, ist empörend. Die Zahl der ordinirten protestantischen Geistlichen, worunter die Vicarien und die Früh- und Mittags-Prediger nicht mit begriffen sind, beläuft sich auf acht und zwanzig. Wenn der Vf., um ihre Einkünfte zu erhöhen, eine Reduction dieser Anzahl auf die Hälfte in Vorschlag bringt: so scheint er das Nachtheilige solcher Reductionen für den ganzen Stand nicht hinlänglich überlegt zu haben.

D. D.

1) *Bamberg*, auf Kosten der bischöfl. Generalvicariatskanzley: *Kalender und Schematism der Diocesangeistlichkeit des Bisthums Bamberg*, herausg. auf das Jahr 1811. Gedruckt mit reindischen Schriften. 1 Bog. Kalender, VIII u. 96 S. 8. (30 kr.)

2) Ebendaselbst: *Schematism der Diocesangeistlichkeit des Bisthums Bamberg*, auf d. J. 1813. IV u. 184 S. 8. nebst einer Tabelle in Querfol. (35 kr.)

No. 1. ertheilt in der Vorrede Belehrung über den vom Könige Baierns allein verliehenen Tischtitel, und über die Präsentationen der Gemeindan, Adelichen etc. auf Pfründen — über die hier gemachte Ausscheidung und Auszeichnung der Weltgeistlichen von den Religiosen — über die angenommene Anstellungszeit als Caplan oder Pfarrer — über die Abkürzungsform der Wörter in den fortlaufenden Tabellen und Registern u. s. w. Nach dem Kalender folgt das Verzeichnifs der Personen des Vicariats zu Bamberg, des Clerus dieser Hauptstadt, der Stadtpfarreyen zu Baireuth, Erlangen, Nürnberg, Vorchheim, und endlich des ganzen platten Landes nach der bekannten Eintheilung in Decanate. Die Spalten dieser ununterbrochenen Tabelle sind durch den Namen des Pfarrorts, durch die Seelenzahl, durch den Namen des Pfarrers, Curatus, Caplans u. s. w., durch das Jahr der Gaburt, Aufnahme zum geistlichen Stande, ersten Approbation und Anstellung ausgefüllt. Die Brauchbarkeit dieser Schrift wird durch ein alphabetisches Orts- und Personen-Verzeichnifs am Schlusse sehr erhöht; sie wurde so gut aufgenommen, dafs sie zur Norm für alle Dioeceseu Baierns gemacht wurde.

No. 2 ist formell identisch, und materiell nur durch die Rubrik *Tischtitel* statt *Anstellung* verschieden. Auch wurden fast alle Individuen eingereiht, welche auch nur eine entfernte Beziehung auf den geistlichen Stand haben, z. B. Nonnen. Dem Personal- und Local-Register ist eine tabellarische Übersicht der gesammtan bambergischen Dioeces angehängt, deren Seelenzahl sich auf 205,902 beläuft. Der Kalender ist hier weggeblieben, ohne dafs der Grund davon angegeben ist. Nach der wiederholten Auffoderung in beiden Vorreden zur Anzeige der Mängel und Fehler, bemerken wir nur der Vervollkommnung der Schrift wegen, dafs die Domherrn und Canoniker nach ihrer alten Rangordnung — nicht so die Religiosen — aufgezählt sind, obgleich erstere eben so wenig als letztere nur am Orte ihrer Stiftung sich jetzt aufhalten. Wenn die noch activen Nonnen hier am rechten Platze stehen: so sollten auch die pensionirten Nonnen neben den Exreligiosen aufgezählt werden. Bey mehreren der Letzteren vermifst man die ehrenvollen Charaktere eines Magister, Doctor, Lector jubilatus, Inspector, Mitglied der naturforschenden Gesellschaft u. s. w. Druckfehler setzen die Geburtszeit manches alten Geistlichen auf so viele Jahrhunderte zurück, dafs höchstens nur dessen Denkweise mit jener Zeit harmoniren kann. Auch die Treue und Unparteylichkeit der Redaction möchte sich beschatten, indem der hartnäckige Kampf gegen sich selbst laicirende Priester eben so bekannt als das Auslassen ihrer Namen aus dem Schematism inconsequent und auffallend ist. Möchte dieser Tadel die Redaction anfeuern, in künftigen Jahren alle Mängel und Fehler auf das gewissenhafteste zu vermeiden!

— ä —

Frankfurt a. M., (b. Döring): *Rosen und Dornen* für das Jahr 1811. 155 S. — f. d. J. 1812. in fortlaufender Seitenzahl 316 S. 8. (jedes Bändchen 12 gr.) Der Hauptzweck dieser Schrift ist der gewöhnliche solcher Schriften, Belehrung und Unterhaltung. „Der Leser soll dadurch auf den Standpunct gestellt werden, den Menschen, den Geist der Zeit und die Welt kennen zu lernen; und wie er sich als Individuum dabey zu benehmen hat, um sich nicht durch vorgefafste Meinung oder zu ängstliche Einbildung sein Leben zu beunruhigen oder zu verbittern, sondern wie er in diesem für unsere Zeitgenossen so kritischen Zeitlauf zufrieden und glücklich leben kann." Wir wünschen, dafs es dem Vf. gelingen möge. Die gute Meinung ist nicht zu verkennen, aber sie will nicht immer ausreichen. Die Aufsätze, gröfstentheils moralisches Inhalts, sind oft nur an der Oberfläche weggeschöpft, und nur auf Leser von geringer Geistescultur berechnet. Einige stehen aber auch aufser aller Verbindung mit den angegebenen näheren Zwecken, z. B. Warum tragen die Männer keine Bärte? Uber die zu hohen Preise vieler Bücher u. s. w. Der gröfsere Thail der gelieferten Abhandlungen ist aus anderen Schriften für den Zweck dieser Zeitschrift bearbeitet, und wird seine Absicht vielleicht bey Mehreren erreichen. Da so Vieles neben einander besteht: so wird auch diese Zeitschrift mit ihrem guten Willen bestehen, wenn sie sich der Zeit zu empfehlen weifs.

c × h.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

PHYSIK.

Leipzig, b. Barth: *Annalen der Physik*, herausgegeben von *Ludw. Wilh. Gilbert*, Prof. zu Halle. 31 Bd. 452 S. und 7 Kupfer. 32 Bd. 480 S. u. 4 K. 33 Bd. 488 S. u. 4 K. 34 Bd. 486 S. u. 6 K. 35 Bd. 506 S. u. 4 K. 36 Bd. 500 S. u. 4 K. 1809. 1810. 8. (14 Rthlr. 4 gr.)

Auch unter dem Titel: *Annalen der Physik. Neue Folge*, herausgegeben von *L. W. G.* 1—6 Bd.

Die vorigen Bände dieser Annalen sind in der Jen. A. L. Z. 1811 No. 157 u. 158 angezeigt worden. Wir wollen unsere Beurtheilung ohne weitere Einleitung an die dortige anknüpfen, und bemerken nur, dafs die Einrichtung auch in dem neuen Verlage, und in dieser neuen Folge von Bänden ganz dieselbe geblieben ist, und der Herausgeber eben so eifrig, wie bisher, fortfährt, uns die wichtigsten inländischen und ausländischen Entdeckungen nicht nur schnell, sondern auch gründlich und vollständig mitzutheilen. Unsere Anzeige werden wir am schicklichsten so einrichten, dafs wir, ohne uns an die Ordnung der Bände zu halten, diejenigen Abhandlungen zusammenfassen, welche von verwandtem Inhalte sind, um so einigermafsen eine wissenschaftlich geordnete Übersicht dessen zu liefern, was diese beiden Jahrgänge der Annalen der Physik uns an neuen Entdeckungen darbieten.

Einige zur Mechanik gehörige Gegenstände mögen voran stehen. — B. 1. S. 187. Eine Verbesserung der Luftpumpe von *E. Wright*. Bey dieser Luftpumpe sind alle Ventile vermieden, und es mufs sich mit derselben, wenn sie vollkommen gut gearbeitet ist, ein sehr vollkommenes Vacuum erhalten lassen. B. 1 S. 78. *Robinet's* Erklärung des hydrostatischen Phänomens scheint ganz richtig zu seyn; aber über den Nutzen des Öles zur Stillung der Wellen giebt sie weniger Hoffnung, als Hr. *R.* zu glauben scheint. Er sagt, selbst eine dünne Schicht Öl müsse bey Wellen, deren Höhe mit der Dicke der Ölschicht in einigem Verhältnifs stehe, sehr wirksam seyn, und da alle grofsen Wellen im Anfange klein sind: so erhelle, dafs jene Vermuthung über die Wirksamkeit des Öls nicht ohne Grund sey. Hiegegen läfst sich erinnern, erstens, dafs es gänzlich aufser den Grenzen unserer Macht liegt, im Sturme auf der See die Wellen zu stillen, während sie noch klein sind, und zweytens — in Rücksicht auf die Vergleichung mit jenem Phänomen — dafs wir gar keinen Grund haben, zu glauben, ein Ölmeer würde ohne Wellen seyn, auch im Sturme.

Im 4 und im 6 Bande S. 375, sind viele Aufsätze über das Schwimmen gesammelt, die nicht blofs interessant sind, sondern in der That wegen des Nutzens, den allgemeine Regeln über das Schwimmen für jeden Menschen haben können, recht allgemein bekannt zu werden verdienen. Es ist nicht möglich, hier in der Kürze den Inhalt dieser Aufsätze anzugeben; wir sind aber überzeugt, dafs Jeder — sey er auch Nichtphysiker — sie mit Vergnügen und Belehrung lesen wird. — Die Frage, ob man unter dem Wasser sehen könne, scheint sich doch endlich bejahend zu beantworten.

B. 4 S. 152. *Bufse* über Friction des Wassers in cylindrischen Röhren. — Der Vf. sucht aus *Bossut's* Beobachtungen zu zeigen, dafs bey einerley Halbmesser der Röhre die Kraft des Widerstandes nicht der Länge der Röhre proportional ist. Es würde uns hier zu weit führen, wenn wir umständlich in die Prüfung der Schlüsse des Vfs. eingehen wollten; indefs scheint uns sein Urtheil wenigstens nicht völlig entscheidend, da *Prony* und *Brandes* gezeigt haben, dafs sich auch, ohne auf Hn. *B's.* Voraussetzung Rücksicht zu nehmen, eine Formel, den Versuchen hinlänglich entsprechend, finden läfst. Bey der beschränkten Anzahl brauchbarer Versuche läfst sich hierüber noch nichts Sicheres ausmachen. Hn. *B's.* Erinnerungen gegen *Prony* und *Michelotti* sind gröfstentheils gegründet; nur ist es auffallend, wenn er uns (S. 190) auf eine in seinem Pulte verschlossene *völlig gewisse* hydraulische Theorie verweist. Gewifs wird Jeder, der weifs, was es sagen will, eine *völlig richtige* Theorie für hydraulische Erscheinungen zu haben, mit uns die baldige Entbindung jener Theorie aus dem mütterlichen Schofse des Pultes wünschen, damit auch wir jene feste Überzeugung theilen können.

Den gröfsten Theil des 3 Bandes nimmt eine Bearbeitung der *laplaceschen* Theorie von der in Haarröhrchen wirkenden Kraft von *Gilbert* und *Brandes* ein. Da der Inhalt dieser Theorie, unseren Lesern schon aus der Anzeige des Originals bekannt ist: so bemerken wir über diese Übersetzung nur Folgendes. Hr. *Gilbert* hat durch Mittheilung der populären Darstellungen dieser Theorie, welche von *Laplace* und *Biot* gegeben worden, auch den der Mathematik unkundigen Lesern einen Begriff von der Sache zu geben gesucht; die Übersetzung aber enthält vollständig die ganze Untersuchung, und weicht vom Originale nur darin ab, dafs erstlich die Zusätze, die in der

Digitized by Google

zweyten franzöſiſchen Abhandlung vorkommen, ſogleich am gehörigen Orte eingeſchaltet, und die verwandten Materien überhaupt mehr zuſammengeordnet ſind, als es in jenen zwey einander ergänzenden Abhandlungen geſchehen konnte; daſs zweytens die Rechnungen mit einigen Erläuterungen ſo dargeſtellt ſind, daſs auch weniger Geübte ſie verſtehen können, und daſs drittens einige ganz mathematiſche Unterſuchungen (die mehr analytiſch als phyſikaliſch intereſſant waren) etwas abgekürzt ſind. —

B. 5 S. 385 f. finden ſich mehrere Abhandlungen über den Schall. *Benzenberg* fand aus mehreren Reihen von Beobachtungen die Geſchwindigkeit des Schalls = 1027 bis 1028 Fuſs in der Secunde bey einer Temperatur von 0° Reaum. — ſehr übereinſtimmend mit ſonſt bekannten Reſultaten. Merkwürdig iſt es doch, daſs der Wind wenig Einfluſs auf die Geſchwindigkeit des Schalles zeigt, was er unſtreitig müſste, wenn der Wind eine ſtrömende Bewegung wäre. Sollte dieſs nicht zu der Vermuthung leiten, es ſey mit dem Winde wie mit den Wellen, wo auch jedes Waſſertheilchen nicht ſo ſchnell fortrückt, als die Welle fortzurücken ſcheint? — Die Vermuthung hat ihre Schwierigkeiten, verdient aber vielleicht nähere Prüfung. — *Biots* Verſuche über Fortpflanzung des Schalls durch feſte Körper. Durch eiſerne Röhren (die aber bey der Zuſammenſetzung der Stücke mit baumwollenem Zeuge waſſerdicht verbunden waren, und deſshalb den Schall wohl langſamer fortpflanzten, als bloſses Eiſen) pflanzte ſich der Schall etwa zehnmal ſchneller fort, als durch Luft. Auffallend iſt, daſs dieſer ſorgfältige Beobachter ſich keiner Tertienuhr bediente, weſshalb ſeine Reſultate keinen hohen Grad von Genauigkeit haben. Was Hr. *Gilbert* zur Erklärung der von *Biot* bemerkten Echo in den Röhren ſagt, deutet zwar auf einen Aufſchluſs hin, ſcheint aber bey näherer Prüfung doch nicht ganz genügend. Vergleicht man nämlich *Eulers* theoretiſche Unterſuchungen über den Schall (Geſetze der Bewegung flüſſiger Körper v. *Euler*, überſ. Leipz. 1806): ſo ſollte man glauben, es hätten zwar mehrere Echo entſtehen können, aber nur nach Zeiträumen, in welchen der Schall die Röhre hin und zurück durchlief. Eine ſolche Eintheilung der Luftmaſſe in Hälften und Drittel, wie bey den Flöten, läſst ſich hier aus den Gründen, die man bey den Flötentönen dafür annimmt, nicht wohl annehmen, da hier offenbar nicht die ganze Luftmaſſe in Oſcillation iſt, wie man bey den Flöten vorausſetzt. Der theoretiſche Grund, warum bey den Flöten Schwingungsknoten entſtehen können, fällt alſo hier weg, und man möchte wohl fragen, ob nicht hier unſerer Theorie noch etwas fehle. — Indeſs, ehe man die Theorie verdammt, müſsten genauere Beobachtungen mit einer Tertienuhr angeſtellt werden, damit man über die genaue Regelmäſsigkeit der Echo erſt ſicher ſey; denn *möglich* war es auch, daſs zufällige Umſtände mehrere Echo bewirkten, die etwa in Zeiträumen von halben Secunden (oder 20 bis 40 Tertien, denn vor ſolchen Irrthümern war man nicht ſicher,) auf einander folgten. — *Biots* Beobachtungen des Schalles, der im luftleeren, aber mit Dampf erfüllten Raume entſteht, ſind ſehr intereſſant; ſie ſcheinen allerdings einen Beweis für die von *Laplace* vermuthete Wärmeentwicklung beym Fortpflanzen des Schalles zu geben: doch fürchten wir, daſs die Gegner ſie nicht für ein *experimentum crucis* werden gelten laſſen, indem ſie ſagen können, wir wüſsten nicht, ob dieſe unendlich kleinen Pulſationen den Dampf zerſetzen könnten.

Die Abhandlungen über barometriſche Höhenmeſſungen wollen wir nur kurz erwähnen. B. 2 S. 204. *Soldner* über den Einfluſs der Feuchtigkeit bey dieſen Meſſungen. S. 222. *Ramonds* ſehr intereſſante Bemerkungen über gewiſſe merkwürdige Irregularitäten in den Reſultaten derſelben. An die letztere ſchlieſst ſich unmittelbar an (4 B. S. 346) *Brandes* theoretiſche Erklärung dieſer von *Ramond* bloſs empiriſch aufgefaſsten Irregularitäten, — welche zugleich die ſogenannten barometriſchen Fluthen und Ebben mit zu erklären ſcheint. —

Unterſuchungen über chemiſche Gegenſtände. B. 2 S. 265. *Erman* über das gleichzeitige Entſtehen mechaniſcher Cohärenz und chemiſcher Verwandtſchaft. Einen Auszug aus dieſer Abhandlung zu geben, iſt nicht wohl möglich; wir heben daher nur einen der einfachſten Verſuche aus. Man legt einen Tropfen Waſſer von etwa 3 Linien Durchmeſſer auf eine ganz trockene Queckſilberfläche, führt den negativen Polardrath einer galvaniſchen Säule in das Queckſilber, den poſitiven in die Waſſermaſſe: dann plattet ſich ſogleich bey Schlieſsung des galvaniſchen Kreiſes die vorhin halbkugelförmige Waſſermaſſe ſehr ab, und behält dieſe Form, bis man den Kreis öffnet, da ſie denn ihre vorige Geſtalt wieder annimmt. — Dieſer Verſuch zeigt genau, was die Überſchrift ſagt, da während der Schlieſsung der Kette dem Queckſilber eine zerſetzende Verwandtſchaft zum Waſſer ertheilt wird. — Die übrigen intereſſanten Verſuche, worunter zumal die, wo Circulationen in den flüſſigen Maſſen entſtehen, überaus artig, aber auch nicht ſo leicht zu erklären ſind, müſſen wir dem eigenen Studium der Leſer überlaſſen. — B. 3 S. 451. Ernſthafte Worte der berühmteſten franzöſiſchen Chemiker gegen *Winterls* chemiſche Hypotheſen. Möchten unſere übrigen deutſchen Schwindelköpfe die Erinnerungen mit der gehörigen Nutzanwendung in ernſtliche Erwägung ziehen!

B. 5 S. 311. *Biſchofs* Unterſuchungen über Salzſoole. Dieſe Unterſuchungen ſind nicht gerade chemiſch, ſondern theils hydroſtatiſch, theils betreffen ſie die Ausdehnung der Soole durch Wärme. Hr. *B.* unterſuchte das Gewicht des in einer Glaskugel enthaltenen Waſſers für alle Temperaturen von 5 zu 5 Graden, und von 0 bis 80 Grad. Er fand die gröſste Dichtigkeit des Waſſers bey 3¼ Gr., und die Ausdehnung von da bis zur Siedehitze = 0,04412 des Volumen, welches bey der gröſsten Dichtigkeit Statt findet. Eben dieſe Unterſuchung ſtellte er nun für Salzſoolen, die mehr oder weniger Salz enthielten, an, und giebt umſtändliche Rechenſchaft von dieſem

Digitized by Google

Verſuchen. Ferner beſtimmt er das Verhältniſs der Gewichte gleicher Voluminum verſchiedener Kochſalzſoolen, deren Salzgehalt genau bekannt war, gleichfalls nach Verſuchen, und theilt eine vollſtändige, für 15 Grad Temperatur berechnete Tabelle mit, welche, auf dieſe Verſuche gegründet, die nöthigſten Angaben über den Salz- und Waſſer-Gehalt einer Soole von bekanntem ſpecifiſchem Gewichte liefert, ſo wie die Grade des Gefrier- und Koch-Punctes jeder Soole, und die Zunahme ihres Volumen bey einer Änderung der Temperatur von o bis zu der von 80 Gr. enthält. Dieſe Tabelle geht von reinem Waſſer an durch alle Unterſchiede der immer um $\frac{1}{3200}$ wachſenden ſpecifiſchen Schwere bis zur geſättigten Soole. Dieſe mühſame Arbeit verdient ohne Zweifel denen, welche bey Salinen angeſtellt ſind, recht ſehr empfohlen zu werden. Der Gebrauch der Tabelle wird umſtändlich verdeutlicht und auf Beyſpiele angewandt.

Noch intereſſanter in techniſcher Hinſicht ſind *Chaptals* Betrachtungen über das Brantweinbrennen, wozu man hier die zweckmäſsigſten Geräthſchaften beſchrieben findet (B. 2 S. 129). — Hieran ſchlieſsen ſich *Chevenix* Unterſuchungen über die Eſſigſäure und einige eſſigſaure Salze, wo unter anderen Unterſuchungen über eine ganz neue, bey der Behandlung des Eſſigs vorkommende Materie, — den *Eſſigſpiritus durchs Feuer* — mitgetheilt werden. Dieſe Materie ſcheint in eben dem Sinne wie Alkohol und ähnliche Materien ein einfaches Pflanzenproduct zu ſeyn; ſie hat Eigenſchaften mit dem Alkohol, den Äthern und den flüchtigen Ölen gemein, aber auch andere weſentlich verſchiedene.

B. 4 S. 390 f. Unterſuchungen von *Berthollet* und *Thomſon* über brennbare Gasarten. *Thomſon* fängt mit der Bemerkung an, daſs man bis jetzt drey aus Pflanzenſtoffen entbundene Gasarten kenne: 1) das gasförmige Kohlenſtoffoxyd, welches beym Verbrennen ſehr wenig Sauerſtoffgas verzehrt, und ſehr viel kohlenſaures Gas bildet; 2) das Kohlen-Waſſerſtoffgas (Sumpfluft), welches das Doppelte ſeines Volumen an Sauerſtoffgas verzehrt, und ein dem ſeinigen gleiches Volumen kohlenſaures Gas bildet; 3) das Öl erzeugende Gas, welches, mit dem dreyfachen Volumen oxygenirt-ſalzſauren Gaſes vermiſcht, die Gasgeſtalt verliert, und die Geſtalt eines Öles annimmt. *Thomſon* fand bey der Deſtillation des Torfes eine vierte Art, das oxygenirte Kohlenwaſſerſtoffgas, deſſen Natur er hier umſtändlich unterſucht. Beym Einathmen iſt es tödtlich, das ſpecifiſche Gewicht = 0,835 der atmoſphäriſchen Luft; es enthält Kohlenſtoff, Waſſerſtoff und Sauerſtoff, ſcheint aber nicht als Miſchung aus jenen drey oben erwähnten Arten von brennbarer Luft betrachtet werden zu können. — *Berthollet* zeigt nun, daſs wir wohl berechtigt ſind, das Kohlenwaſſerſtoffgas ganz aus dieſer Liſte wegzuſtreichen, indem Alles, was man ſo genannt hat, wirklich oxygenirtes Kohlenwaſſerſtoffgas ley, da auch das Gas, welches man beym Deſtilliren der Kohlen, bey Zerſetzung von Kampferdampf u. ſ. w. bekömmt, Sauerſtoff als Beſtandtheil enthält. Die Quantitäten der einzelnen Beſtandtheile fallen bey abgeänderten Umſtänden ziemlich ungleich aus, und unſere chemiſchen Operationen ſcheinen hier noch ſehr der Vervollkommnung zu bedürfen. — Bey den Verſuchen *Thomſons* ſowohl als *Berthollets* zeigte ſich immer etwas Stickgas, welches zwar zum Theil von Einmiſchung der atmoſphäriſchen Luft herkommen mochte, aber doch nach *Berthollets* Urtheil wohl nicht ganz zufällig war. *B.* glaubt daher, die trockene Kohle ſey eine Verbindung aus Waſſer, Kohlenſtoff, Waſſerſtoff, Sauerſtoff und Stickſtoff.

B. 6 S. 9. *Gay-Luſſac's* Beweis, daſs die Verbindungen, welche gasförmige Körper mit einander eingehen, ſehr häufig, oder wahrſcheinlich immer, nach den allereinfachſten Verhältniſſen vor ſich gehen, ſo daſs ein Volumen der einen Gasart entweder ein gleiches, oder ein doppeltes, oder ein dreyfaches Volumen der anderen Gasart erfodert, um den neu entſtehenden Körper zu bilden. So bilden 200 Maſs Waſſerſtoffgas mit 100 Maſs Sauerſtoffgas Waſſer; ſo bilden 100 Maſs Stickgas, verbunden mit 50 Maſs Sauerſtoffgas, das oxygenirte Stickgas; — verbunden mit 100 Maſs Sauerſtoffgas, Salpetergas; — verbunden mit 200 Maſs Sauerſtoffgas, Salpeterſäure, u. ſ. w. Auch der Raum des entſtandenen Gemiſches ſteht in einfachem Verhältniſſe mit dem Volumen der zuſammengemiſchten Subſtanzen. Dieſe Reſultate ſind zwar noch nicht ganz genau beſtätigt, ſcheinen ſich aber doch ſehr den bekannten Erfahrungen anzuſchlieſsen.

Gay-Luſſac's und *Berthollets* Vorſichtsmaſsregeln bey dem Gebrauche der verſchiedenen Eudiometer (B. 4 S. 452 und B. 6 S. 37) müſſen wir übergehen. Auch *v. Grotthuſs* Bemerkungen über das Licht, welches ſich beym Abſchieſsen der Windbüchſe zeigt (B. 3 S. 212), können wir nicht umſtändlich erwähnen; nur bemerken wir, daſs ſein Raiſonnement uns nicht überzeugt hat. In dem Momente der Expanſion eine vermehrte Compreſſion an gewiſſen Stellen anzunehmen, ſcheint uns allen Bewegungsgeſetzen zu widerſprechen, indem die nachfolgenden Lufttheilchen ja nur darum den vorangehenden nacheilen, weil jene weniger elaſtiſch, alſo verdünnt worden ſind.

Die übrigen chemiſchen Abhandlungen ſchlieſsen ſich ſo ſehr an die Lehren von den Wirkungen der galvaniſchen Säule an, daſs wir nothwendig die wichtigſten, hierüber gemachten Entdeckungen vorher mittheilen müſsten. *Davy's*, *Berzelius* und *Gay-Luſſacs* Entdeckungen verdienen hier den erſten Platz. Schon in den vorigen Jahrgängen war die Nachricht von der Entdeckung der metalliſchen Subſtanzen enthalten, welche die Baſis des Kali und Natron ausmachen; hier finden wir nun *Davy's* Unterſuchungen über dieſe und über verwandte Gegenſtände umſtändlicher und viel weiter fortgeſetzt (B. 1 S. 113, B. 2 S. 365, B. 3 S. 243, B. 5 S. 149. 278. 433, B. 6 S. 180). Zuerſt die genaue Unterſuchung der aus Kali und Natron erhaltenen Metalloide. Das erſtere iſt ſpecifiſch leichter (= 0,6) als das letztere (welches = 0,93 iſt); jenes erfodert eine Erniedrigung der Temperatur bis + 7 R., um feſt und hämmerbar zu wer-

Digitized by Google

den; dieſes fängt erſt bey + 59 R. an, ſeine Conſiſtenz zu verlieren; jenes verdampft bey der Rothglühehitze, dieſes iſt noch fix in der Hitze, wo das Fenſterglas ſchmilzt: beide reiſsen zwar den Sauerſtoff mit violer Gewalt an ſich, doch jenes noch mehr als dieſes; bey der Verbindung mit Sauerſtoff giebt jenes wieder Kali, dieſes wieder Natron, doch geben ſie bey unvollkommener Oxygenirung einen hievon verſchiedenen Körper. Überhaupt verhalten ſich dieſe Metalloide, in Hinſicht auf die Leitungskraft für Wärme und Elektricität, in Hinſicht auf den Glanz und das äuſsere Anſehen, in Hinſicht auf die Verbindungen, die ſie mit anderen Metallen, mit Phosphor, Schwefel u. ſ. w. geben, ganz wie Metalle; nur behalten ſie immer ihre ſtarke Neigung, den Sauerſtoff anzuziehen, und trennen ſich daher ſehr leicht wieder von jenen Körpern, ſobald ſich ihnen Gelegenheit, ſich zu oxydiren, darbietet. Wegen dieſer ſtarken Verwandtſchaft zum Sauerſtoff greifen ſie bey ſtarker Hitze das Glas an, wahrſcheinlich um dem darin enthaltenen Alkali etwas Sauerſtoff zu entziehen. So ſchwer es iſt, das Verhältniſs zu beſtimmen, nach welchem die Alkalien aus dieſen Baſen und aus Sauerſtoff beſtehen: ſo gelang es doch *Davy*, ſich zu verſichern, daſs ungefähr 6 Theile Kalimetall mit 1 Theil Sauerſtoff Kali geben, und 7 Theile Natronmetall mit 2 Theilen Sauerſtoff geben Natron. — Nachdem *Davy* dieſe neuen Subſtanzen von allen Seiten unterſucht hatte, ſuchte er auch den Ammoniak und die Erden zu zerlegen, Anfangs mitnicht vollkommenem Erfolge, indem ſich zwar deutliche Spuren metalliſcher Baſen zeigten, dieſe aber nicht in erheblicher Quantität zu erhalten waren. *Berzelius* war hierin glücklicher geweſen; jedoch entdeckte *Davy* kurz nach ihm gleichfalls mehrere Hülfsmittel, um zu ſeinem Zwecke zu gelangen. Die Zerſetzung der alkaliſchen Erden gelang am leichteſten, wenn man ſie in Berührung mit einem Queckſilbertropfen der Einwirkung der galvaniſchen Säule ausſetzte; dann nahm das Queckſilber die Baſis jener Erden auf, und gab ein Amalgama, welches ſich unter Naphtha einige Zeit in unverändertem Zuſtande erhalten lieſs, und wovon man durch eine — überaus groſse Vorſicht erfodernde Deſtillation das Queckſilber ziemlich vollkommen trennen konnte. Man erhielt ſo einen metalliſchen Körper, der ſich in der Luft ſogleich wieder oxydirte, und Baryt oder Kalk oder Strontian oder Magneſia gab, je nachdem er aus einem oder dem anderen dieſer Körper entbunden war. Alle dieſe Metalle ſind weiſs; die Baſen des Baryts und der Magneſia ſind in gewöhnlichen Temperaturen hart und bedeutend ſchwerer als Waſſer, erſtere etwa 4 bis 5 mal ſo ſchwer; indem ſie ſich wieder in alkaliſche Erde verwandeln — und zwar in ätzende —, verzehren ſie Sauerſtoff, und nehmen an Gewicht zu. Noch ſchwerer als dieſe Erden ſind die Tonerde, die Kieſelerde, die Beryllerde und Zirkonerde zu zerlegen: doch gaben auch ſie deutliche Spuren von metalliſchen Grundſtoffen.

Faſt noch merkwürdiger als die letzteren Verſuche ſind die über das Ammoniak. Man hatte bekanntlich das Ammoniak bisher als aus Stickſtoff und Waſſerſtoff beſtehend betrachtet; *Davy* hatte ſchon Sauerſtoff darin geahndet, und nun gelang es *Berzelius*, eine metalliſche Subſtanz daraus zu entwickeln. *Davy* entdeckte vortheilhaftere Wege, um zu dieſem merkwürdigen Reſultate zu gelangen. Setzte man Queckſilber, das mit Salmiak in Berührung war, der Wirkung der galvaniſchen Säule aus: ſo erhielt man ein Amalgama, das ziemlich ſchnell bis zum Fünffachen des Queckſilbertropfens an Volumen anwuchs, und eine weiche Conſiſtenz erhielt; aber es lieſs ſich keine Behandlungsart entdecken, das Queckſilber von der fremden Materie zu trennen. Dieſe Verſuche ergaben alſo ein in jedem Betracht ganz auſserordentliches Reſultat, daſs eine Materie, die aus Waſſerſtoff und Stickſtoff beſtehen ſollte, ein metalliſches Amalgama liefert, daſs dieſe faſt gasförmigen Stoffe das Queckſilber zu einem feſten Körper machen, daſs ein unbedeutender Zuſatz dieſer fremden Stoffe (die nach *Davy* wohl kaum je über $\frac{1}{1000}$ des Queckſilbers an Gewicht betragen möchten) das ſpecifiſche Gewicht des Queckſilbers ſo ſehr ändert, u. ſ. w. — Eben ſo auffallende Reſultate ergaben ſich bey den folgenden Unterſuchungen. So ſchien es bey einigen, als werde hier Stickſtoff zerſetzt und wieder erzeugt. Allein wir können hiebey nicht verweilen, weil nach allen mühſamen Verſuchen des Vfs. ſich noch kein ganz reines, ganz auſser Zweifel geſetztes Reſultat ergeben hat. Darin ſtimmt indeſs *Berzelius* (der vielleicht hier unter Allen am meiſten ein gültiges Urtheil fällen konnte) mit *Davy* überein, daſs beynahe gewiſs das Ammoniak bedeutend viel Sauerſtoff enthalten müſſe, und daſs man die von *Davy* behauptete Zerlegung des Stickgas nicht ganz widerlegen könne. Nimmt man das Ammoniak für ein Oxyd an, ſo wie es nach *Davy's* triftigen Gründen Kali und Natron ſind: ſo überſieht man wohl, wie das Amalgama entſtand; aber die folgenden Verſuche behalten bey jeder Hypotheſe ihr Räthſelhaftes. Freylich haben die Hnn. *Gay-Luſſac* und *Thenard* aus eigenen Verſuchen ganz andere Reſultate hergeleitet, und es kann ſeyn, daſs *Davy* in einzelnen Verſuchen ſich geirrt hat: aber ſo viel iſt gewiſs, daſs dieſe Herren ſich die Wiederlegung *Davy's* viel zu leicht machen, daſs ſie die groſsen Schwierigkeiten, denen die ganze Unterſuchung unterliegt, viel zu leichtſinnig behandeln, daſs ſie ihren Verſuchen und ihren Hypotheſen allzu ſicher trauen, und immer glauben, *Davy* habe Dinge überſehen, die einem ſo überaus ſcharfſinnigen, ächt philoſophiſchen Forſcher ſchwerlich entgehen konnten, auch ihm, wie er ausdrücklich bemerkt, nicht entgangen waren. Überhaupt behandeln dieſe, allerdings verdienſtvollen Phyſiker *Davy* mit einer Superiorität, die hier unſtreitig ſchlecht angebracht iſt. — Um ſich von der Wahrheit dieſes Urtheils zu überzeugen, leſe man die hier mitgetheilten Streitſchriften und vorzüglich *Berzelius* Urtheil, B. 6 S. 198. —

(Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.)

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

PHYSIK.

Leipzig, b. Barth: *Annalen der Physik*, herausgegeben von *Ludw. Wilh. Gilbert*. 31 — 36 Bd. u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Wir übergehen *Davy's* Versuche mit Schwefel und Phosphor, die ebenfalls noch nicht abgeschlossen und von *Gay-Lussac* und *Thenard* bestritten sind. *Davy* vermuthet aus seinen Versuchen, der Schwefel bestehe aus einem kleinen Antheil Sauerstoff und Wasserstoff, die mit einer grosen Menge unbekannter Basis verbunden sind; hiegegen haben jene Männer Zweifel erhoben, die etwas bedeutender als die oben erwähnten Einwürfe zu seyn scheinen. Von den übrigen Untersuchungen mag hier noch Folgendes stehen: Bringt man den Diamant mit Kalimetall in Berührung, so scheinen die entstehenden Veränderungen anzudeuten, dass der Diamant Sauerstoff enthält. — Der aus Zersetzung der Boraxsäure entstehende neue Körper (den *Gay-Lussac* schon entdeckt hatte) giebt, mit Kalimetall behandelt, einen sehr nahe metallisch aussehenden Körper, jener scheint also selbst noch ein Oxyd zu seyn. — Auch die Flussäure lasst sich mittelst des Kalimetalls zersetzen, und giebt ihren Sauerstoff her, während sich ein fester, das Radical der Flussäure enthaltender Körper bildet, dessen nähere Untersuchung noch nicht gelungen ist. Der Zersetzung der Salzsäure stehen noch grose Schwierigkeiten entgegen; doch finden sich schon hier merkwürdige Versuche und Resultate, zu denen *Davy* in der Folge neue hinzugefügt, und eine der wichtigsten Entdeckungen, nämlich die über die Natur der oxygenirten Salzsäure, darauf gebaut hat; die Nachrichten hievon kommen im Jahrgang 1811 der Annalen umständlich vor, daher wir es uns versagen müssen, hier darüber mehr mitzutheilen.

Von *Berzelius* Entdeckungen haben wir schon Einiges gelegentlich angeführt. Ihm standen nicht so mächtige galvanische Apparate zu Gebote, wie Hrn. *Davy*; doch war er in Verbindung mit *Pontin* so glücklich, nicht blos Amalgama aus den Metallen der Alkalien, sondern auch aus den Metallen der Kalkerde und Baryterde zu erhalten. Dass sie eigentlich die Entdecker des Ammoniak-Amalgams sind, haben wir schon erwähnt; aber der Zerlegung der Kieselerde von *Berzelius* müssen wir hier noch gedenken. Er setzte die Kieselerde, pulverisirt und mit Eisenfeile und Kohlenstaub gemischt, einer Hitze aus, wobey das Eisen zum Schmelzen kam; dann fand man Eisenkügelchen mit der metallischen Basis der Kieselerde verbunden, aus welchen die Kieselerde sich wieder herstellen liess. Hr. *B.* führt sehr richtige Gründe an, warum man keine Vermischung des Eisens mit unzersetzter Kieselerde annehmen, sondern dieser eine metallische Basis beylegen muss. Eine sorgfältige Untersuchung ergab, dass die Kieselerde etwa zur Hälfte ihres Gewichts aus Sauerstoff bestehe. Die Entdeckung, dass die Körper sich immer nur nach beständigen und sehr einfachen Verhältnissen vermischen, hat Hr. *B.* später mehr vervollkommnet; in diesen beiden Jahrgängen finden wir den Anfang dieser Entdeckung. (Vergl. B. 5 S. 269. — B. 6 S. 89 u. 247.)

Die Bemühung der Hnn. *Gay-Lussac* und *Thenard* für diese Gegenstände sind oben berührt worden; und obgleich wir in ihrer Streitigkeit mit *Davy* Manches zu tadeln fanden: so sind doch selbst die dort erwähnten berichtigenden Versuche von nicht abzuleugnendem Werthe. Ihre Behauptung, die Metalle aus den Alkalien seyen Verbindungen mit Wasserstoff, haben sie selbst schon zurückgenommen. Bey ihren Versuchen, die Flussäure zu zersetzen, welche ähnliche Resultate wie die von *Davy* gaben, wurden sie zu dem Schlusse geleitet, dass das salzsaure Gas Wasser enthalte, das flussaure hingegen auch nicht einmal hygrometrisches Wasser enthalten könne, weil es bey der Berührung mit dem wenigsten Wasserdampf diesen sichtbar niederschlägt, und mit ihm in der Gestalt des tropfbaren Wassers sich verbindet. (B. 2 S. 1.) Eine sehr lehrreiche Abhandlung über das Kali- und Natron-Metall (B. 2 S. 25) giebt die Methode an, wie *G.* und *T.* diese Körper blos durch Hitze mit Hülfe von Eisenspänen in ansehnlichen Massen erhielten, und giebt über die Natur dieser Metalle (vorzüglich des ersteren) schöne Resultate, die desto zuverlässiger sind, da sie mit so bedeutenden Quantitäten operirten. — Ihre Untersuchungen über das salzsaure Gas sind sehr merkwürdig, und es verdient angeführt zu werden, dass sie schon hier äussern, man könne wohl nach diesen Versuchen das oxygenirt-salzsaure Gas für chemisch-einfach halten (B. 5 S. 27). Auch ihre hier vorkommenden Bemerkungen über die chemischen Wirkungen des Lichts sind lesenswerth.

Zu den Abhandlungen über die Elektricität im Allgemeinen, sofern sie nicht vorzüglich chemisch wirkt, gehört als eine der bedeutendsten *Prechtls* Untersuchungen über die Modificationen des elektrischen Ladungszustandes (B. 5 S. 28). Diese lange Abhand-

Digitized by Google

lung würde sehr gewonnen haben, wenn der Vf. ihr eine Übersicht der Hauptideen vorangeschickt hätte, da es nicht leicht ist, den ganzen Gang seiner Gedanken zu übersehen. Es scheint uns nicht möglich, in der Kürze einen Auszug mitzutheilen, und eine unvollständige Darstellung des Inhalts würde nichts nützen. — *Kleefelds* Elektrometer (B. 4 S. 203) scheint uns Empfehlung zu verdienen, vorausgesetzt, dafs man die gleiche Ladung der beiden metallenen Eicheln immer wirklich *gleich* zu erhalten weifs. Man bestimmt nämlich hier die Art der im schwachen Grade vorhandenen Elektricität dadurch, dafs man dem elektrifirten Strohhalme von beiden Seiten auf gleiche Weise jene metallenen Eicheln nähert, deren eine + E, die andere — E hat.

Die Lehre vom Lichte ist durch einige wichtige Entdeckungen bereichert worden. *Wollastons* Methode, die brechenden und zerstreuenden Kräfte der Körper zu finden, die auch *Malus* befolgt hat, (B. 1 S. 225. 235. 398) beruht auf Folgendem. Wenn ein Lichtstrahl aus einem Medio in ein anderes von geringerer Brechungskraft übergeht: so entfernt er sich, indem er in das zweyte Medium eindringt, vom Einfallslothe; aber das Eindringen in den zweyten Körper findet bey sehr kleinen Neigungen des einfallenden Strahls gegen die Einfallsebene nicht mehr Statt, sondern geht in Reflexion über. Kennt man die Grenze in der Richtung des einfallenden Strahls, bey welcher diese Reflexion anfängt: so ergiebt sich daraus die Stärke der brechenden Kraft des zweyten Medii; und so kann die Beobachtung dieser Grenze ein Mittel werden, um selbst für undurchsichtige Körper die Brechungskraft zu bestimmen. Dieser Gedanke liegt *Wollastons* Versuchen zum Grunde. Er legte bey denselben ein Glasprisma auf den Körper, dessen Brechungskraft er untersuchen wollte, und erhielt so die Grenze, wo der Strahl aufhörte, aus Glas in diesen Körper überzugehen; — bey gröfseren Neigungswinkeln gegen die brechende Ebene ward der Lichtstrahl von dem undurchsichtigen Körper verschluckt, und nur bey kleineren zurückgeworfen. Er theilt hienach eine Tafel für die brechende Kraft mehrerer Körper mit, welche *Mollweide* vervollständigt und verbessert hat. *Malus* hat hiebey besonders das Verdienst, an Körpern, die ihre Durchsichtigkeit ändern, die Brauchbarkeit dieser Methode nachgewiesen zu haben, indem er flüssiges durchsichtiges, und dann festes undurchsichtiges Wachs bey dem Versuche anwandte, und in beiden Fällen ein gleiches specifisches Brechungsvermögen fand. — *W.* wandte eben diese Methode an, um zu finden, ob die unter das Prisma gelegten Körper das Licht stärker zerstreuten, als das Glas des Prismas. Die Ordnung der Farben in dem zurückgeworfenen Strahle wird nämlich alsdann unter gewissen Umständen die umgekehrte von der, die bey gleicher Zerstreuungskraft Statt findet; und wenn die Zerstreuungskraft der Brechungskraft umgekehrt proportional ist: so erscheint (im vierseitigen, rechtwinklichten Prisma) der Strahl ungefärbt. So liefs sich bey Auflösungen, indem man sie mehr oder minder verdünnte, der Zustand finden, der diese Erscheinung darbot, mithin die Zerstreuungskraft bestimmen.

Wollastons und *Malus* Untersuchungen über die doppelte Strahlenbrechung des Kalkspaths (B. 1 S. 252. 274) gaben Resultate, die mit *Huyghens* Versuchen vollkommen übereinstimmten. Beym Arragonit bemerkte *Biot* nicht blofs zwey, sondern drey Bilder, und jedes derselben bestand, wenn man es genau untersuchte, selbst aus dreyen, so dafs es eigentlich neun Bilder gab. — *Laplace* zeigt (B. 2 S. 446), dafs alle Erscheinungen beym Doppelspath dem Gesetze der kleinsten Wirkung gemäfs erfolgen; daher dürfe man nicht zweifeln, dafs diese Erscheinungen von anziehenden und abstofsenden Kräften, die in unmerkbaren Entfernungen wirken, abhängen. Die hier mitgetheilte populäre Darstellung erregt den Wunsch, der Vf. möge eine vollständige Entwicklung seiner Untersuchung mittheilen, da dieser kurze Abrifs doch nur einen unvollständigen Begriff giebt. Hieran schliefsen sich *Malus* überaus merkwürdige Entdeckungen. — (B. 1 S. 286, B. 2 S. 463) Wenn ein Lichtstrahl durch einen isländischen Kalkspathkrystall gegangen, und in zwey Strahlenbündel zerspalten ist: so wird jeder dieser Strahlen durch einen zweyten Krystall nicht wieder zerspalten, wenn der Hauptschnitt des zweyten mit dem des ersten entweder parallel oder auf ihn senkrecht ist. (Der Hauptschnitt ist derjenige, in welchem beide aus einem senkrecht auf die Seitenfläche fallenden Strahle entstehende Strahlen sich befinden; er ist mit der Axe durch die stumpfen Winkel eines gleichseitigen Krystalls parallel.). Im ersten Falle folgt der im ersten Krystalle nach der gewöhnlichen Brechung durchgehende Strahlenbündel auch im zweyten Krystalle ganz nach der gewöhnlichen Brechung; derjenige hingegen, welcher im ersten Krystalle ungewöhnlich gebrochen ist, wird im zweyten ohne Spaltung wieder nach dem ungewöhnlichen Gesetze gebrochen; dagegen bey der zweyten Stellung des zweyten Krystalls der gewöhnlich gebrochene Strahl ganz nach dem ungewöhnlichen Gesetze, und der ungewöhnlich gebrochene ganz nach dem gewöhnlichen Gesetze gebrochen wird. In den zwischen beiden fallenden Lagen des zweyten Krystalls wird jeder der beiden Strahlen aufs Neue gespalten. Eine völlig ähnliche Modification eines Lichtstrahls findet nun, nach *Malus* Entdeckung, auch Statt, wenn der Lichtstrahl an der Oberfläche eines durchsichtigen Körpers unter einem gewissen Winkel partiell zurückgeworfen wird. So z. B. hat ein Lichtstrahl, der unter dem Winkel von 52¾ Gr. von einer Wasserfläche reflectirt wird, ganz die Eigenschaften eines der beiden Strahlen, die durch Spaltung in jenen Krystallen entstehen; er wird in einem solchen Krystalle nicht gespalten, sondern ganz nach dem gewöhnlichen Gesetze gebrochen, wenn der Hauptschnitt des Krystalls mit der Reflexionsebene parallel ist. Läfst man zuerst einen einfallenden Lichtstrahl durch einen Krystall, dessen Hauptschnitt senkrecht steht, spalten, und diese gespaltenen Strahlen beide unter dem Winkel von 52¾ Gr. auf eine Wasserfläche fallen: so wird von

Digitized by Google

dem ungewöhnlich gebrochenen Strahle nicht das Geringſte reflectirt, ſondern er dringt ganz in das Waſſer ein; ſtellt man dagegen den Hauptſchnitt ſenkrecht auf die Einfallsebene: ſo dringt der *gewöhnlich* gebrochene Strahl ganz ins Waſſer ein, und der andere wird partiell reflectirt. Auf ähnliche Weiſe wird bey einer gewiſſen Neigung zweyer Glasflächen gegen einander ein Strahl, der von dem einen unter einem Winkel von 35° 25′ zurückgeworfen wird, und unter eben dem Winkel auf den anderen auffällt, am zweyten Glaſe gar nicht reflectirt, ſondern dringt ganz in das Glas ein. — Metallflächen und belegte Spiegel haben dieſe Eigenſchaft nicht. — Die Geſetze, auf welche *Malus* die Erſcheinungen zurückführt, müſſen wir übergehen.

Klügels Bemerkungen über achromatiſche Fernröhre enthalten nicht gerade etwas Neues, aber ſtellen den Gang der analytiſchen Unterſuchungen kurz und faſslich dar (B. 4 S. 265).

Humboldts Verſuch über die Strahlenbrechung zeigt, daſs dieſe in der heiſsen Zone wenig anders als bey uns iſt (B. 1 S. 337). Aus den Beobachtungen *Svanbergs* in Lappland läſst ſich ſchwerlich etwas ganz Genaues für die Wärmeabnahme in ſehr groſsen Höhen folgern, da es bekannt iſt, wie ſehr viel Einfluſs die Temperaturunterſchiede in den Luftſchichten, welche der Erde ſehr nahe ſind, auf die Horizontalrefraction haben. *Lüdicke's* Verſuche über die Miſchungen prismatiſcher Farben (B. 4 S. 1) verdienen als mühſam wiederholt und ſorgfältig ausgeführte Verſuche rühmlich erwähnt zu werden. Ihren Zweck darzuſtellen, würde uns zu weit führen. Verſuche, die mit dieſen in Verbindung ſtanden, veranlaſſen Hn. *L.*, zu glauben, daſs Beugung des Lichts eine nothwendige Bedingung zu Entſtehung des Farbenbildes ſey. Uns will dieſes nicht ſo entſcheidend einleuchten, da wir nicht einſehen, wie (S. 233) die Kanten des Prisma bey einem ganz frey einfallenden Strahle eben das leiſten können, was die Ränder der Öffnung bey einem begrenzten Strahle leiſten. Deſſelben Vfs. Chromaſkop iſt überaus umſtändlich, aber nicht ſo, daſs man den Zweck leicht überſieht, (B. 6 S. 127) beſchrieben.

Wollaſtons Camera lucida verdient allen denen, welche Anſichten von Gegenden oder einzelnen Gegenſtänden zeichnen wollen, ſehr empfohlen zu werden. Die ſchöne deutliche Beſchreibung iſt jedem Liebhaber der Zeichenkunſt gewiſs verſtändlich (B. 4 S. 353). Zur Lehre vom Feuer gehören: (B. 9 S. 52) *Hällſtröms* ſehr zweckmäſsig angeſtellte Verſuche über die Ausdehnung des Eiſens durch Wärme; — die Ausdehnung betrug vom Froſtpunct bis zum Siedepunct $\frac{1}{165,6}$. Ferner (B. 2 S. 293) Nachrichten über Rauch verzehrende Öfen, und (B. 3 S. 395) Nachrichten von Heitzung groſser Säle durch Waſſerdampf, die wir allen Beſitzern von Fabriken, die viel Feuer erfodern, recht ſehr zur Nachahmung empfehlen.

Die Sammlung von Beobachtungen über Declination und Inclination der Magnetnadel iſt auch in dieſen Bänden (B. 2 S. 77) fortgeſetzt. Auſserdem hat Hr. *Gilbert* (B. 3 S. 471) einige neue Lehren vom Magnete mitgetheilt, die in der That ſo neu und ſo toll ſind, daſs man faſt glauben ſollte, ihr Vf. habe ironiſch im Tone der Naturſophiſterey (unrichtig Naturphiloſophie genannt) geſchrieben, um dieſe lächerlich zu machen, und zu zeigen, wohin man geräth, wenn man ein Gebäude, gegründet auf Dunſt, beſtehend aus Schall (Wörterkram), aufführt und das ein Syſtem nennt.

Zur Meteorologie und phyſiſchen Geographie gehören folgende Abhandlungen. *Munke* über die Wiedererzeugung des Sauerſtoffgaſes (B. 3 S. 428 — B. 4 S. 296). Der Vf. glaubt, die beym Wachſen der Pflanzen frey werdende Lebensluft ſey hinreichend, den mannichfaltigen Aufwand an Lebensluft zu erſetzen. Seine Verſuche ſcheinen zwar das zu beweiſen; aber er hat auf die vom Sperrwaſſer hergegebene oder eingeſchluckte Luft keine Rückſicht genommen, und eben ſo wenig unterſucht, ob auch die Erde eine oder andere Luftart, die in ihrer Maſſe eingeſperrt war, hergab, und andere wieder aufnahm, indem die Luft, welche ſich über ihr befand, ihre Beſchaffenheit änderte. Seine Verſuche ſind immer ſchätzbar; aber um entſcheidend zu ſeyn, müſsten ſie mit ungleich gröſserer Sorgfalt wiederholt werden. Hr. *M.* ſpricht von einer ſehr ſtarken Verwandtſchaft des Stickgaſes zum Sauerſtoffgas (B. 4 S. 339): Rec. weiſs nicht, daſs eine ſolche Verwandtſchaft erwieſen, oder auch nur von irgend Jemand behauptet wäre.

Die merkwürdigen Beobachtungen über die ungleichen Mengen des Regens in verſchiedenen Höhen (B. 1 S. 87) verdienten wiederholt zu werden. Sollte *Coplands* Beobachtung ſich beſtätigen: ſo wäre dieſe Unterſuchung eine der wichtigſten in der Meteorologie.

Über die Meteorſteine geben die Unterſuchungen von *Scherer* und *v. Schreibers* mehrere ſehr beachtenswerthe Aufſchlüſſe (B. 1 S. 1. 23). Die Bemerkungen von *Scherer* betreffen vorzüglich die Incruſtirung der in Mähren herabgefallenen Steine. Er glaubt aus mehreren Umſtänden ſchlieſsen zu dürfen, daſs die Incruſtirung nicht durch allmähliches Erhitzen, ſondern durch eine ſehr plötzliche und kurz dauernde Hitze entſtanden ſeyn müſſe. Nach den von ihm mitgetheilten Überlegungen konnte der Stein ſich im Fallen nicht wohl im weichen Zuſtande befinden, aber ihr Zuſtand im Herabfallen muſste auch von dem verſchieden ſeyn, den wir kurz nachher an ihnen bemerken, denn ſonſt hätten ſie bey dem ſtarken Aufſchlage in Staub zerfallen müſſen. — Ob man der Elektricität hiebey eine Einwirkung zugeſtehen dürfe, wie Hr. *S.* thut, müſste doch wohl erſt mit beſſeren Gründen bewieſen werden. *Von Schreibers* theilt eine ſehr umſtändliche Beſchreibung der mähriſchen Meteorſteine mit, und trifft in ſeinen Folgerungen in vielen Puncten mit *Scherer* überein. — Über die Entſtehung der Meteorſteine bleiben wir indeſs noch immer im Dunkeln. Zwar wird durch *Davy's* Bemerkung, das Glühen dieſer Maſſen beym Eintritte in die Atmoſphäre könne dadurch entſtehen, daſs ſie vorher irgend eines der Metalle aus den Alkalien oder Erden reguliniſch enthielten, — *einer*

Digitized by Google

Schwierigkeit abgeholfen; auch ſtimmt damit die groſse Trockenheit dieſes Minerals und ſein gieriges Einziehen des Waſſers überein: aber dennoch bleibt (anderer Schwierigkeiten gar nicht zu gedenken) ſelbſt für die Erklärung dieſes einzigen Umſtandes noch immer das unbegreiflich, woher die Feuerkugeln in 10 oder 20 Meilen Höhe Sauerſtoff an ſich reiſsen, oder Waſſer zum Zerſetzen erhalten ſollten, und gleichwohl nöthiget uns ſo Vieles, Feuerkugeln und Meteorſteine als nahe verwandte Gegenſtände anzuſehen. Von Feuerkugeln und Sternſchnuppen aber wiſſen wir, daſs ſie oft ſchon in jener Höhe leuchtend ſind. Es fehlt uns immer noch zu ſehr an Beobachtungen dieſer glänzenden Meteore; und es wäre ſehr zu wünſchen, daſs einige Phyſiker und Aſtronomen ſich vereinigten, um die mathematiſchen Beſtimmungen der Entfernung und Bahnen der Sternſchnuppen und Feuerkugeln fortzuſetzen. Eine Menge von Fragen würden ſich dann entſcheiden, z. B. in welchen Grenzen der Höhe und Tiefe ſie entſtehen und verſchwinden; — welche Richtungen ihre Bahnen haben, und ob darin irgend etwas Conſtantes iſt; ob zu den Zeiten, wo dieſe Erſcheinungen häufig ſind, es eine beſtimmte Schicht oder Gegend der Atmoſphäre giebt, wo ſie vorzugsweiſe entſtehen u. ſ. w.

Schultens Erklärung des Steigens und Fallens des Waſſers in der Oſtſee ſcheint uns, ſo weit ſich nach den noch unvollkommenen Beobachtungen urtheilen läſst, ganz genügend. Man bemerkt an den Küſten der Oſtſee ein Steigen und Fallen des Waſſers, welches mit dem Wechſeln der Barometerſtände zu correſpondiren ſcheint; bey niedrigem Barometer ſteht das Waſſer hoch, wenn in anderen Gegenden der Luftdruck ſtärker iſt. Dieſes iſt Hn. *S's.* Meinung, die ſehr viel für ſich hat, denn bey veränderlichem Barometerſtande iſt es ganz wohl möglich, daſs an der ſchwediſchen Küſte das Barometer höher oder niedriger ſteht, als an der pommerſchen Küſte. Correſpondirende Beobachtungen an mehreren Orten an der Oſtſee wären indeſs immer noch zu wünſchen.

Vaucher glaubt auf eben die Weiſe die *Seiches* im Genferſee erklären zu können, und *Gilbert* ſtimmt ihm darin bey; aber wenn wir die Beſchreibungen des Phänomens recht verſtehen: ſo ſind es *Wallungen*, ſchnell vorübergehende Erhebungen und Senkungen, und dieſe ſcheinen aus einer Änderung des Druckes der Luft nicht ſo, wie ein anhaltendes Steigen oder Fallen, entſtehen zu können. Auch müſste man dann annehmen, daſs zu gleicher Zeit der Druck der Luft an ſehr nahe liegenden Orten (denn der See iſt doch in dieſer Betrachtung klein zu nennen) ſehr ungleich ſey. Ferner harmonirt hiemit nicht die Bemerkung, daſs die *Seiches* vorzüglich ſtark ſind, wenn die Sonne aus dunkeln Wolken hervortritt, und hell zu ſcheinen anfängt. Dieſe locale Erwärmung mag den Barometerſtand ein wenig ändern, aber könnte ſchwerlich eine Erhöhung des Waſſers von 2 Zoll bewirken, ſtatt daſs dieſe 4 bis 5 Fuſs werden kann. Bey dieſer localen Erwärmung könnte man ein Zuſtrömen der benachbarten Luft, und an der erwärmten Stelle einen verticalen Luftſtrom vermuthen; ob aber auch dieſer zu einer ſolchen Wirkung hinreichende Stärke haben könne, ſcheint ſehr zweifelhaft. — *Vauchers* Vergleichung des Sees mit einer ungleich weiten Röhre will uns nicht einleuchten, und das ganze Phänomen ſcheint noch vollſtändigere Beobachtung zu verdienen. Eben ſo genügt uns auch nicht ganz, was *Sorbie* über den *Maſcaret* ſagt (B. 3 S. 407). — *Horsburghs* Beobachtungen über Winde und Wellen (B. 2 S. 450 u. B. 3 S. 357) würden einem Seefahrer gewiſs Gelegenheit zu manchen Bemerkungen geben; Hr. *Gilbert* hat ſie zwar recht gut überſetzt, aber wer das Meer und ſeine Erſcheinungen kennte, würde doch manche Stelle beſtimmter und klarer verſtehen und ausdrücken. — *Linuſſio's* Bemerkungen über die Abnahme des Meeres ſind ſo geringfügig, daſs ſie ihre Stelle kaum verdienen. Die Gründe, mit welchen hier die Abnahme des Meeres bewieſen wird, reichen zu einem ſolchen Beweiſe gar nicht hin; noch jetzt vergröſsern ſich die flachen Uferländer, z. B. an der Nordſee, aber man bemerkt darum kein Sinken der Meeresfläche, ſondern kann dieſes bloſs als einen Bodenſatz betrachten, wozu täglich die Ströme neuen Stoff ins Meer führen.

Zu den — in der That nur wenigen — Abhandlungen, die ihren Platz nicht verdienen, ſcheint uns auch die über den Schwefel (B. 1 S. 100) und die über *Curaudau's* irrige Behauptungen (B. 1 Heft 2) zu gehören.

Die Schreibart und der Stil des Herausgebers ſind im Ganzen ſehr gut, faſt ohne Fehler; deſto auffallender ſind kleine Übereilungen, z. B. wenn man in 2 Bande eine Überſchrift: *Vorſchlag eines verbeſſerten Kühlfaſſes*, — findet. Wo iſt denn, möchte man fragen, das Land, wo die Kühlfäſſer zu Rathe ſitzen und Vorſchläge thun? — Von den Weinfäſſern haben luſtige Köpfe wohl einmal ſo etwas behauptet!

i. e. e.

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Braunſchweig*, b. Meyer: *Roderichs Leben und Meinungen, oder die Synoden zu Kleinſtadt und Hohenfeld.* Ein Predigerroman und komiſcher Beytrag zu dem proteſtantiſchen Synodalweſen. 1812. 256 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Rec., der ſich mehrmalen in ähnlichen Geſellſchaften, wie die hier geſchilderten, befand, hat dieſen Roman mit vielem Vergnügen geleſen. So ſonderbar die hier vorgetragenen Begebenheiten ausſehen mögen: ſo wenig hat man an ihrer inneren Wahrheit zu zweifeln; ſie gehen aus der Einrichtung ſolcher Synodalverſammlungen von ſelbſt hervor. Auch die übrigen in das Landpredigerleben einſchlagenden Vorfälle ſind ganz in der Ordnung. Es werden wenig Länder ſeyn, in welchen dieſer Roman, mit geringen Veränderungen, nicht ſpielen könnte. Das Betragen des Conſiſtoriums und deſſen Präſidenten bey Gelegenheit des roderichſchen von 36 Predigern unterſchriebenen Aufſatzes, die regelmäſsigere Einrichtung des geiſtlichen Avancements betreffend, hat im Grunde wenig Auffallendes. Und ſo das Übrige. Die Darſtellung des Vfs. iſt lebendig, der Vortrag mit Witz und Laune gewürzt.

hm.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

MEDICIN.

BERLIN, b. Braunes, von 1809 an b. Hitzig: *Neues Archiv für medicinische Erfahrung*, herausgegeben von Dr. *Ernst Horn*, königl. preuss. Hofr., subst. ord. Lehrer der medicinischen Klinik im Colleg. med. Georgico. u. s. w.

Auch unter dem Titel: *Archiv für praktische Medicin und Klinik.* IV Bd. 1—2 Heft. 1808. 369 S. V Bd. 1—2 H. 1808. 392 S. VI Bd. 1—2 H. 1809. 368 S. VII Bd. 1—2 H. 1809. 366 S. VIII Bd. 1—2 H. 1809. 368 S. IX Bd. 1—2 H. 1810. 412 S. X Bd. 1—2 H. 1810. 332 S. XI Bd. 1—2 H. 1810. 354 S. Neue Folge der Bände: Jahrg. 1811. I Bd. 1—3 H. 548 S. II Bd. 1—3 H. 578 S. Jahrg. 1812. I Bd. 1 H. 188 S. 8. (Jeder Jahrg. complet 6 Rthlr.)

Mit Vergnügen zeigen wir die Fortsetzung dieses für den praktischen Arzt höchst schätzbaren Journales an. Im Allgemeinen können wir den Heften das nämliche Lob ertheilen, welches die ersten Bände (J. A. L. Z. 1806. No. 260) erhalten haben. Die Auswahl der Aufsätze ist gut, die meisten Mitarbeiter erfahrne und geschätzte Ärzte; nur einzelne Ausarbeitungen könnten kürzer zusammengedrängt seyn, welches vorzugsweise von einigen Abhandlungen des Herausgebers gilt. Wir werden diejenigen, welche nach unserer Einsicht hervorgehoben zu werden verdienen, näher charakterisiren.

Das 1 Heft des 4 Bandes beginnt mit *Bemerkungen über die Gicht und ihre nächsten Ursachen*, von D. *H. Ficinus*, A. in Dresden. Die Lehre von der Gicht, meint der Vf., gehöre unter die Entzündungen. Entzündung sey Krankheit im Gefässsystem, zu welchem nicht nur Arterien und Venen, sondern auch eine dritte Classe von Canälen, die *reproductiven*, gezählt werden müssen. Zu dem reproductiven Gefässsystem rechnet er die absorbirenden Gefässe, aber auch die Speicheldrüsen, die Gallen- und Milch-Gefässe, die Lungen, als Oxydationsorgane für das Blut, und die Lymphgefässe. (Aus diesen zwey Sätzen erhellt schon, zu welcher Classe von Ärzten der Vf. gehöre. Wenn man freylich Organe erfindet, oder Eigenschaften von denselben angiebt, die nicht existiren, wie hier von den reproductiven Canälen geschieht: so kann man leicht eine neue Theorie zusammensetzen. Allein dergleichen Theorieen sind Hirngespinnste. Dass Entzündungssymptome bey Gichtanfällen sich äussern, Röthe, Hitze, Geschwulst, Schmerz, ist bekannt; aber zum Wesen der Gicht gehören sie weniger, als die bey jeder Gicht vorhandenen Mischungsveränderungen, die Ansammlung von phosphorsaurem Kalk, welcher auf die Gelenke abgesetzt wird. Wie viel natürlicher waren doch unsere älteren Theoretiker, *Gaubius*, *Cullen* u. A. Auch eine förmliche Metastase von Gicht im Gehirn nimmt der Vf. an. Auf das Praktische lässt sich der wahrscheinlich noch jugendliche Vf. nicht sehr ein.) 2) *Geschichte einer Entzündung des Zwerchfelles*, von D. *Nicolai*, A. in Königstein. Der Vf. will diese seltene Krankheit zweymal beobachtet haben. Seine Erzählung ist gut; es geht aus derselben hervor, dass wirklich ein Theil des Zwerchfelles entzündet gewesen seyn möge, obgleich charakteristische Symptome der Zwerchfellsleiden, Niesen und Schluchzen, nicht angegeben sind (sardonisches Lachen kam im Verlauf). Die Behandlung gefällt uns weniger, sie ist zu symptomatisch. Rec. würde hauptsächlich Salmiak gegeben haben. Gegen die Exikrise, besonders S. 40 f., liess sich Manches mit Grund einwenden. 3) *Bemerkungen über den Typhus*, nebst Beobachtungen über dessen sichere Heilung nach *Currie's* Methode, von D. *Hirsch*, MR. in Baireuth. Wir können dem Vf. unmöglich beystimmen, wenn er den Typhus für eine mit dem menschlichen Organismus ursprünglich vorhandene Krankheit hält. Wie unglücklich wäre das Menschengeschlecht! Eine sehr schöne Schrift über den Typhus hat Hr. *Harles* zu Erlangen geschrieben. Das Contagiöse des Typhus leugnet der Vf. bey niederen Graden; bey höheren, bey bösartigerem Typhus, giebt er es zu. Die Behandlung muss sich nach den 3 (aufgestellten) Graden richten, vorzüglich nach der sich zeigenden erhöhten oder unterdrückten Empfindlichkeit. Über das Begiessen und Waschen mit kaltem Wasser oder mit verdünnten Säuren erklärt sich der Vf. folgendermassen: Wirklich vermag man durch die Anwendung dieses Mittels in den ersten 4 bis 5 Tagen ausserordentlich viel zur vortheilhaften Änderung des Typus dieses Typhus, zum gelinderen Verlauf und zur schnelleren Heilung beyzutragen, durch die Anwendung im weiteren Verlauf des Fiebers dem Kranken Erleichterung und angenehme Empfindung zu verschaffen, und sicherer, als durch Räucherungen, die Ansteckung zu verhüten. In Goldcronach brach im December 1806, nachdem daselbst mehrere russische und österreichische Soldaten aufgenommen worden, eine fürchterliche Typhusepidemie aus. Der höchst gelinde Winter und die Lage des Ortes begünstigten die Epidemie. In wenig

Digitized by Google

Tagen gab es 120 Kranke und faſt kein Haus war leer davon. 64 Perſonen wurden auf die Weiſe glücklich behandelt, obgleich Peteſchen, Frieſel und andere ſcheinbar widerſprechende Symptome da waren. Der Vf. liefs die Kranken Abends und Morgens mit kaltem Waſſer und Schwefelſäure, ſo dafs der Geſchmack noch ziemlich piquant war, über den ganzen Körper, vorzüglich den Kopf, die Herzgrube, die Scham und das Rückgrat, ¼ Stunde lang waſchen, dann abgetrocknet und mit wollenen Tüchern abgerieben ins Bett legen. Die Empfindung des einen Kranken hiebey war, als ob man ein prickelnd heifses Pelzwerk abſtreife, und aus dieſem herausgewickelt, friſch zu Athem komme. Bey einem Knaben mit Peteſchen liefs er alle 2 Stunden ganz gewöhnliche kalte Waſchungen anwenden. Die Pulſationen wurden augenblicklich ſtärker, und als ungefähr 6 Minuten mit dem Waſchen angehalten war, änderte ſich ſchon die üble Farbe der Peteſchen, ihre ins Dunkelblaue ſpielende Farbe wurde heller, mehr blauröthlich. Auch von der guten Wirkung des Begieſsens mit kaltem Waſſer führt der Vf. S. 68 einen intereſſanten Fall an. Nie ſah er da Frieſel oder Peteſchen hervorkommen, wo dieſe Methode gleich Anfangs angewendet wurde; auch nie Anſteckung. Die Temperatur des anzuwendenden Waſſers hat der Vf. ſo am beſten gefunden, wie es in der Natur vorkömmt. Der Zuſatz von Säuren ſchien die Wirkung zu beſchleunigen, doch war die Wahl derſelben ziemlich gleich. Die Wiederholung des Waſchens richtet ſich, aufser den Exacerbationen, am beſten nach dem Gefühle des Kranken. — Wir haben durch dieſen Auszug auch bey ſolchen Lefern Aufmerkſamkeit auf dieſe Methode zu erregen geſucht, welche dieſes Archiv nicht leſen. Wer wird nicht mit gröfstem Intereſſe Beobachtungen von einem kräftigen Heilmittel in einer Krankheit zu machen ſuchen, welche oft die Kunſt auch der gröfsten Ärzte verſpottet? Möchte dieſe Methode nur nicht das allgemeine Vorurtheil des Warmhaltens bey dieſen Fiebern ſo gerade gegen ſich haben! Wie mancher Arzt wird dadurch in ſeinen Verſuchen gehindert werden! Wie gut wäre es, wenn dieſe Beobachtungen in Volksbüchern, Kalendern, Anzeiger der Deutſchen u. ſ. w. abgedruckt würden, um Empfänglichkeit dafür unter dem Volke zu verbreiten! 4) *Geſchichte der Vaccine im Fürſtenthume Baireuth*, von demſelben. Bis zu Ende Juli war die Totalſumme aller Vaccinirten 36.550. 5) *Kliniſche Aphorismen über das Blutbrechen*, vom Herausg. Das Blutbrechen (warum gefällt ſich Hr. *H.* ſo ſehr in fremden Wörtern, wie hier *Hämatemeſe*? Klingen ſie beſſer? Iſt man dadurch gelehrter?) iſt bald örtliche, bald allgemeine Krankheit, bald hitzig, bald chroniſch. Der Vf. hält das Blutbrechen in Verbindung mit hitzigen Krankheiten für die gefährlichſte Art. Dennoch iſt das chroniſche Blutbrechen gewöhnlich mit ſehr beunruhigenden Symptomen, Ohnmachten, Krämpfen u. ſ. w. verbunden, und die Folgen davon groſse Schwächung, Kachexie, waſſerſüchtige Beſchwerden. Die rein dynamiſche (allgemeine) Art des Blutbrechens hat nur ſelten den Charakter der Synocha (Sthenie). In den ungleich häufigeren Fällen der adynamiſchen (örtlichen?) Art bedienen wir uns der erregenden Mittel, beſonders durchdringender, flüchtiger Reizmittel. Der Vf. rühmt Opiumtinctur, bittere und aromatiſche Tincturen, Äther, *Tinct. caſtorei*, *Cinnam. valerian.*, *Aqua menthae vinoſ.* und Clyſtiere aus *Valerian.*, *Chamom.*, *Aſa fetid.*, *Opium* und reinen Ölen. Aufser den Anfällen mufs auf die Verwicklung des allgemeinen Leidens mit organiſchen Fehlern der Abdominaleingeweide Rückſicht genommen, bey geringeren Fehlern bittere, würzhafte, ſaure Mittel gegeben werden. Auf die abführenden Mittel hält der Vf. nach Rec. Dafürhalten zu wenig, Tamarindenmolke, Ölmixturen u. ſ. w., ſind in vielen Fällen vortreffliche Heilmittel. 6) *Bemerkungen über den wahren Augentripper*, von Ebend. Es giebt eine veneriſche Augenentzündung, welche meiſtens einen langſamen Gang geht; die beſten Mittel dagegen ſind Mercurialſalben, womit die Nachbarſchaft des Auges einigemal am Tage beſtrichen wird, warme Umſchläge aus aromatiſchen und narkotiſchen Subſtanzen auf das Auge, kleine Blaſenpflaſter über die Augenbraunen in Eiterung gehalten, gröfsere hinter die Ohren und an die Oberarme, aromatiſche Bähungen mit Opium, Sublimatauflöſung mit Opium, gewärmt als Augenwaſſer aufgeſchlagen, auch allgemeine warme Bäder. Das iſt aber nicht der wahre Augentripper, der ein ſehr ſeltenes, aber deſto furchtbareres Übel, ſehr acuter Art, iſt. Der Vf. fand in 2 Fällen, dafs er von unvorſichtiger Application und Impfung des Tripperſtoffes durch ſchmutzige Finger entſtanden war. Der Tripper war nicht unterdrückt. Der Vf. glaubt daher auch nicht recht an metaſtatiſche Entſtehung. Der Gang der Krankheit war äuſserſt ſchnell, und der Ausgang ungünſtig. (Rec. hat doch einmal eine vollkommene Metaſtaſe vom Tripper beobachtet, wobey der Tripper ſchnell unterdrückt, das Auge heftig entzündet, und die ganze heftige Krankheit herbeygeführt wurde, welche der Vf. beſchreibt. Es entſtand ein Eiterauge, welches ſich mit Trübheit der Cornea endigte.) Die Behandlung der Krankheit iſt ſchwierig (wohl am beſten rein antiſtheniſch). Für die Curmethode iſt durch dieſe Abhandlung nichts gewonnen. 7) *Fragmente aus den Annalen der k. kliniſchen Anſtalt im Charitéhauſe*, v. Herausgeber. Glückliche Heilung des Typhus von verſchiedenen Formen und Graden, hauptſächlich durch Sinapismen und Bäder bewirkt. Die Bäder waren lauwarm, nur der letzte Kranke bekam kühle Bäder und kalte Auffchläge auf den Kopf. 8) *Erfahrungen über die Furunkeln, nebſt Beobachtungen über eine anſteckende Art derſelben*, von D. *Heim*, Geheimen Rathe zu Berlin. Das einzige Neue, das dieſe Abhandlung enthält, iſt die Beobachtung, dafs dieſe Krankheit einigemal anſteckend zu ſeyn ſchien. (Epidemiſch hat ſie Rec. während des Herbſtes 1808 herrſchen ſehen.) 9) *Mediciniſche Literatur.*

2 Heft. 10) *Über das Bismuthum oxydulatum album (Magiſterium wismuthi) und deſſen Wirkſam-*

Digitized by Google

keit, als Heilmittel in verſchiedenen krankhaften Zuſtänden der Verdauungsorgane, von D. *v. Velſen* in Cleve. Nach einer etwas hochtönenden Einleitung, welche füglich hätte unterdrückt werden können, zeigt der Vf., dafs jenes Mittel grofse Arzneykräfte beſitze. Unzeitig, oder gar unbeſonnen angewandt, könne daſſelbe nicht blofs zerſtörend auf einzelne Organe wirken, ſondern ſogar das Geſammtleben dadurch gefährdet werden. Der Vf. empfiehlt es beſonders in krampfhaften Affectionen des Magens. Die Belege dazu geben einige breit erzählte Krankengeſchichten. Nach Rec. Erfahrung wirkt es am beſten bey immateriellem Magenkrampfe. 11) *Fragmente aus den Annalen der k. kliniſchen Anſtalt im Charitéhauſe* zu Berlin, vom Herausgeber. *Bemerkungen und Beobachtungen über die dieſsjährige Wechſelfieberepidemie*, nebſt Verſuchen über die vermeintlichen Surrogate der Chinarinde. Faſt aller Orten herrſchten im Jahre 1807 Wechſelfieber, auch in der Gegend des Rec., welche ſonſt nicht reich an dieſen Krankheiten iſt. Sie hatten nach Hn. *H.* einen doppelten dynamiſchen Charakter; doch war der Grad der Sthenie nicht grofs genug, auch litt kein Organ mit ſo beſonderer Gewalt, um Aderläſſe nöthig zu machen. Die Mittel waren Brech- und Laxir-Mittel, magere Diät, dann China. (Rec. fand in ſehr vielen Fällen Pulver aus Salmiak, Chamillen und Tiſchlerleim ſehr wirkſam, den Schluſs machte Bitterklee, Enzian u. dergl.) Häufiger war das Fieber von aſtheniſchem Charakter, Hier war das zweckmäſsigſte Heilverfahren ſchnelle Anwendung der mit aromatiſchem Pulver verſtärkten Chinarinde (in friſch alkoholiſirter Subſtanz). Kein Surrogat kam dieſem Mittel gleich. (Recht lächerlich machte ſich ein Rec. in den göttinger gel. Anz., welcher allerley Surrogate vorſchlug, die eben ſo ſchwer zu haben ſind, als China, z. B. Rinde vom Tulpenbaum!) Von dem Schreinerleim iſt bey den Verſuchen des Vfs. nicht die Rede (?). Die Wirkung der China unterſtützt und erhöht für eine Menge ungünſtiger Verwickelungen der Mohnſaft (beſonders zu Anfange des Froſtes gegeben. Ein Empiriker in der Gegend des Rec. hat ein Fiebermittel, welches aus Arſenik in höchſt kleinen Gaben beſteht. Der Mann verrichtet, wie man ſagt, aufserordentliche Curen damit. Einem Quackſalber ſollte freylich die Anwendung eines ſolchen Mittels nicht verſtattet ſeyn, wohl aber darf ein vorſichtiger Arzt davon Gebrauch machen). Merkwürdiger *Fall einer Epilepſie von einer organiſchen Krankheit des Herzens.* Die Menge des Herzbeutelwaſſers betrug etwa 3 Unzen, das Herz war ungewöhnlich grofs, die *vaſa coronaria* von Blut ſtrotzend, die *valvulae mitrales* verhärtet, die *v. tricuſpidales* ganz verknöchert. 12) *Bemerkungen über die vermeintliche Unſchädlichkeit der frühreifen Kartoffeln*, vom Geh. R. *Heim* in Berlin. Was der Vf. theoretiſch gegen die Unterſuchungen des verdienten Prof. *Pfaff* erinnert, iſt unbedeutend. Aus Beobachtungen will er ſchlieſsen, dafs es Gegenden und Arten des Bodens gebe, wo die Kartoffeln, vielleicht nur bey gewiſſer Witterung, eine hinreichende Zeit hindurch und in einer hinreichenden Tiefe wachſen und reifen müſſen, ehe ſie ohne Schaden genoſſen werden können. Der Beobachtungen ſind drey. Die erſte deuten wir auf eine einfache Indigeſtion, welche freylich durch Kartoffeln entſtand, aber eben ſo gut auf Erbſen, Bohnen u. ſ. w. erfolgen konnte. Die zweyte halten wir für einen apoplektiſchen Fall, welcher — und das iſt das einzig Auffallende — einen 25jährigen Menſchen befiel. Noch dazu hatte der Verſtorbene nicht blofs Kartoffeln, ſondern auch grüne Bohnen verzehrt, welche folglich einen Theil der Schuld tragen müſſen. Der dritte Kranke litt vorher an verdorbenem Magen mit Verſtopfungen im Unterleibe. Am Tage des Zufalles war er vollkommen munter: er iſst Kartoffeln, doch nicht viele, weil ſie ihm ganz klitſchig vorkommen, und legt ſich zu Bette. Er ſchläft unruhig, bekömmt Schwindel, Ekel, Übelkeit u. ſ. w. Dieſs verliert ſich auf ein Brechmittel u. ſ. w. Auch dieſes war eine Indigeſtion, welche bey dem vorherigen Zuſtande der Digeſtionsorgane deſto leichter möglich war. Alle drey Fälle beweiſen, nach unſerem Dafürhalten, nichts gegen die Kartoffeln. Und warum ſollte auch von dieſem Gewächs allein das nicht gelten, was von allen gilt, dafs man ſie in ihrer Jugend für geſunder, wenigſtens für unſchädlich hält? Dafs das narkotiſche Princip der Solanumarten heftiger, als andere Pflanzen unſerer Küche, z. B. der Paſtinakwurzeln u. ſ. w., wirke, iſt nicht wahrſcheinlich, da theils die Menſchen ſchon zu ſehr daran gewöhnt ſind, theils daſſelbe in allen jüngeren Pflanzen ſo gut als nicht vorhanden, ſchwach, unkräftig, ja wohl ganz unwirkſam iſt. Rec. iſt alſo der Meinung des Hn. *Pfaff*, dafs die jungen Kartoffeln unſchädlich ſeyen, und die Furcht vor denſelben unter die Vorurtheile gerechnet werden müſſe. 13) *Über Autenrieths Heilart des Krampf- oder Keich-Huſtens*, von D. *Schneider* zu Fuld. Es war uns angenehm, die vorſchnellen Behauptungen des übrigens verdienſtvollen *Authenrieths*, der Wahrheit gemäfs, beſchränkt zu ſehen. Der Vf. zeigt ſehr genügend, dafs die Einreibung der Salbe mit Brechweinſtein zwar ein gutes, aber nicht allein heilendes Mittel bey dem Keichhuſten ſey. Dieſs hat auch Rec. gefunden; ja er möchte ſogar noch weiter gehen und behaupten, dafs dieſe Salbe nicht kräftiger wirke, als jede andere Einreibung, welche einen Ausſchlag, eine Röthe hervorbringt. Der puſtulöſe Ausſchlag erfolgt jedesmal gewifs nach der Anwendung des Brechweinſteins, nicht immer iſt er aber mit Erleichterung der Zufälle verbunden. Hr. *A.* hat hier, wie anderwärts, namentlich beym Croup, aus einzelnen particulären Beobachtungen zu ſchnell auf allgemeine Wahrheit geſchloſſen. Hr. *S.* hat übrigens von dieſer Salbe einigemal recht bösartige Geſchwüre entſtehen ſehen. 14) *Hartnäckige Krämpfe, geheilt durch die Behandlung im grofsen Bogen* (*à grands courants*) von *Hegewiſch* in Kiel. Die Kranke wurde ſomnambül, aber ihr Schlaf war nicht, wie gewöhnlich, mit angenehmen, ſondern unangenehmen Träumen angefüllt, doch erwachte ſie ſtets heiter. Aufge-

Digitized by Google

fallen iſt Rec. die Verſicherung, daſs, nach dem alten Glauben der franzöſiſchen Magnetiſeurs, der feſte Wille zur Wirkung ſo nothwendig ſey. Rec. hat ſelbſt magnetiſirt, auch unter anderen den biederen *Gmelin* magnetiſiren ſehen: aber weder *Gmelin* noch er bedurften des feſten Willens, um Wirkungen hervorzubringen. Die Geneſung war dauerhaft.

V Bandes 1 Heft: 1) *Bemerkungen über das Kindbettfieber*, von *Schmidtmüller* in Landshut. Der Vf. giebt voran eine kritiſche Überſicht der verſchiedenen Meinungen von dieſem Fieber. (*Hufelands* Abh. in *Starks* Archiv d. Geburtsh. iſt vergeſſen worden. Sie erſtreckt ſich, ſo viel Rec. erinnerlich iſt, auf das Milch- und Kindbetterin-Fieber. In dieſem Archive müſſen noch mehrere dahin einſchlagende Abhandlungen vorkommen.) Hr. *S.* nimmt eine aſtheniſche Entzündung etwa beſonders der Genitalien (?) oder überhaupt des Unterleibes an, mit oder ohne Anomalieen im Milchgeſchäfte. Dieſs iſt auch im Allgemeinen Rec. Meinung. Der Vf. räth daher eine antiſtheniſche Behandlung; dafür iſt Rec. Erfahrung nicht ohne Einſchränkung. Beſonders ſchadet ſie oft zu Anfange der Krankheit. Hier iſt oft Salmiak ganz vorzüglich wirkſam. Auch ſind die vorgeſchlagenen Arzneymittel nicht genau genug für ihre reſp. Sphären bezeichnet. Irrig iſt, daſs ſtatt des einfachen *Spirit. C. C.* im gröſseren Drange der *Liquor C. C. ſucc.* gegeben werden könne; das müſste eigentlich umgekehrt geſagt werden, weil jener ſtärker iſt. Der ganze Aufſatz, deſſen Schluſs ſich im folgenden Hefte findet, iſt inzwiſchen mit ſichtbarem Fleiſse ausgearbeitet. 2) *Praktiſche Bemerkungen* von D. *Hegewiſch* in Kiel. Alle Aufſätze des Vfs. zeichnen ſich aus. Es iſt etwas Genialiſches in ihnen, welches ſie nahe an Sonderbarkeit führt; aber man erkennt doch den guten Kopf an ihnen, aus welchem ſie entſprungen ſind. Möchten ſie nur etwas weniger flüchtig gearbeitet ſeyn! 3) *Bemerkungen und Beobachtungen über die Bleichſucht und Menoſtaſie* v. Herausg., von S. 63 bis 101, und dennoch nicht beendigt. Wir wünſchten, daſs Hr. *H.* zwey Dinge vermeiden lernte, welche ſchon oft an ihm getadelt worden ſind, die Sucht, fremde Wörter zu gebrauchen, z. B. Menoſtaſie, und die allzu groſse Weitläuftigkeit. Es iſt hier die Rede von folgenden 3 Fällen: 1) fehlende Menſtruation zur Zeit der Mannbarkeit, Bleichſucht; 2) Unterdrückung der ſchon Statt gefundenen Menſtruation; 3) zu geringe Menſtruation. S. 89 wird bey der Wirkung der eiſenhaltigen Mineralwaſſer der Antheil vergeſſen, welchen das kohlenſaure Gas unverkennbar hat. Recht ſchön iſt, was über den Gebrauch des Eiſens in dieſen Krankheiten, recht wahr, was von den neueſten Hypotheſen über die Wirkungsart deſſelben geſagt wird. Der Schluſs im folgenden Hefte. 4) *Geſchichte eines Mutterblutfluſſes mit darauf folgender Lienterie.* Das Merkwürdigſte in dieſer gut erzählten Geſchichte iſt die Heilung des Übels bloſs durch *Elixir acidum Halleri* bemerkt. Rec. bekennt, daſs ihm der Heilungsapparat des Vfs. ſehr ärmlich vorkömmt; deſto erfreulicher war ihm die Herſtellung des Kranken. 5) *Fragmente aus den Annalen der k. kliniſchen Anſtalt im Charitéhauſe*, vom Herausgeb. Waſſerſucht mit Menoſtaſie, als Nachkrankheit des Wechſelfiebers glücklich geheilt. Ein Fall, der oft vorkömmt, zumal nach jäher Anwendung der China. Die Beſchwerden wurden durch laue Bäder und Stahlpulver gehoben. Lähmung der unteren Extremitäten und der Harnblaſe. Wir bemerken hiebey, daſs man Senfpulver nie kochen darf, wie S. 125 angegeben wird, das *Principium acre* geht ſonſt ganz verloren. Glückliche Heilung eines Typhus, durch Baldrian, Kampher und Opium. Beobachtung einer Zehrung mit Desorganiſation der Lunge und Krebs der Speiſeröhre. Schnelle Heilung eines hyperſtheniſchen Rheumatiſmus (*Rheumatismus acutus*). Die Heilung dauerte 3 Wochen, freylich immer noch ſchnell genug für dieſe Krankheit. 6) *Praktiſche Miſcellen. Fragmente über einige Wechſelfiebermittel.* Es iſt die Rede von der Königsrinde und von der Colla. Die letzte heilte doch bey weitem nicht ſo zuverläſſig, als die China. Eine Quartana konnte erſt mit China gründlich geheilt werden, nachdem vorher Queckſilber bis zur Salivation gegeben worden. (Unbedeutend.) *Über den Gebrauch der ſalzſauren Räucherungen beym Scharlachfieber*, von *Hegewiſch*. In einem allein liegenden Hauſe, wo binnen 14 Tagen 16 Perſonen am Scharlach erkrankten, lieſs der Vf. Anfangs der 3 Woche mit Kochſalz, Braunſtein und Schwefelſäure räuchern. In den beiden erſten Tagen danach wurden noch 2 Perſonen mit Halswehe und mäſsigem Fieber befallen, das ſich aber durch ſtarken Schweiſs ohne allen Hautausſchlag entſchied. Mehrere im Hauſe befindliche Anſteckungsfähige wurden nicht angeſteckt. *Über eine periodiſche Manie, die ſich mit Selbſtmord endigte.* Der Kranke war vor mehreren Jahren von der Scheune gefallen, hatte wahrſcheinlich dadurch ein Knochenſtück von der inneren Fläche des Hirnſchädels abgeſprengt, welches die veranlaſſende Urſache des Wahnſinns abgab. Man fand es bey der Section in der Falte des *proceſſus falciformis*. Die Geſchichte iſt lehrreich und die Darſtellung muſterhaft. *Über Autonoſographieen*, vom Herausg. Hr. *Hegewiſch* that den Vorſchlag, Ärzte, welche krank geweſen, möchten dieſe ihre eigenen Krankheiten ſelbſt beſchreiben, womit der Herausgeber übereinſtimmt. Wir fürchten, der Gewinn für die Wiſſenſchaft und Kunſt werde ſehr mager ſeyn. Gewöhnlich leidet das Vorſtellungsvermögen bey jeder wichtigen Krankheit, und ſelten bleiben die Rückerinnerungen an die richtigen oder unrichtigen Gefühle während der Krankheit.

(*Die Fortſetzung folgt im nächſten Stücke.*)

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

MEDICIN.

Berlin, b. Braunes, von 1809 an b. Hitzig: *Archiv für praktiſche Medicin und Klinik*, herausgegeben von Dr. *Ernſt Horn* u. ſ. w. 1808 bis 1812.

(*Fortſetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.*)

Band V Heft 2. 9) *Bemerkungen über die ſogenannten Milchmetaſtaſen*, von D. *Zimmermann* in Ehrenbreitſtein bey Coblenz. Höchſt unbedeutend, und noch dazu durch unmodiſche Ausdrücke widrig gemacht, als da ſind: *ſich objectiviſirende Erſcheinungen*, *realiſirbar* u. dergl. 11) *Über die neueſten Theorieen der Entzündung von Troxler, Markus und Walther.* Obgleich dieſer Aufſatz, als faſt ausſchlieſslich theoretiſch, nicht eigentlich in dieſes, der Praxis gewidmete Archiv gehört: ſo danken wir doch dem Herausgeber, daſs er ihn aufgenommen hat. Er iſt vortrefflich, werth von allen Ärzten aus allen Secten geleſen zu werden. Abgerechnet den ironiſchen Ton, welchen der Vf. im Eingange annimmt und welcher zu nichts dienen kann, iſt die Idee lobenswerth, die Meinungen der neueſten Schriftſteller einander gegenüber zu ſtellen. Hieraus reſultirt zuverläſſig die Wahrheit und der Werth der naturphiloſophiſchen Medicin am erſten. Aus dem freundſchaftlichen Reiben mehrerer Schriftſteller aus Einer Schule müſſen ohne Zweifel die wahren Principien derſelben hervorgehen. Wenn der Vf. beweiſt, daſs *Görres*, *Keſsler* und *Oken* durchaus anders lehren, als *Troxler*, *Markus* und *Walther*: ſo iſt das ein deutlicher Beweis, daſs die Tiefen der Naturphiloſophie noch nicht erſchöpft ſind, daſs die Unterſuchungen noch fortgeſetzt werden müſſen, daſs die Anwendung der Naturphiloſophie auf die Medicin noch viel zu früh, oder Miſsdeutung, Irrthum und Nachtheil unvermeidlich ſey, und daſs es noch jedem Arzte, Schriftſteller oder Praktiker, frey ſtehen müſſe, ohne ſich verketzern zu laſſen, eine Auswahl in den Principien zu treffen, d. i. ein Eklektiker ſeyn zu dürfen. Erfreulich, und für den prüfenden Geiſt unſerer Zeit ſehr ehrenvoll iſt die Bemerkung, daſs nicht ein einziger jener naturphiloſophiſchen Ärzte am Krankenbette ſelbſt Anwendung von derſelben macht, ſondern daſs ſie bey weitem empiriſcher verfahren, als die ſtolzen Brownianer und Erregungstheoretiker. 12) *Fragmente aus den Annalen der k. kliniſchen Anſtalt im Charitéhauſe zu Berlin*, vom Herausg. *Das Ol. animale fetidum* (*Dippelii?*) *ein treffliches* (innerliches) *Mittel bey einigen Arten des chroniſchen Gliederreiſsens.* Die Miſchung war: *Ol. animal.* dr. ſem. *Liquor. anod.* dr. duas. M. S. Alle 2 — 3 Stunden 15 bis 30 Tropfen ſteigend zu nehmen. *Wechſelfieber durch radix hieracii piloſellae geheilt*, alle 2 Stunden 2 Theelöffel voll genommen. *Radix imperatoriae als febrifugum.* (Alles erpreſst durch den Druck der Zeit, alles unwirkſamer als China.) *Über den Nutzen des Eiſens in der Waſſerſucht, welche dem Wechſelfieber folgt*, beſtätigt denſelben. *Eine weibliche Phimoſis ſiphylitiſcher Natur. Schnelle Heilung eines bilioſen Synochus durch Opium.* Eine Geſchichte, wie man zu den Zeiten der rohen Brownianer viele las. Angezeigt war das Opium keineswegs, genug der Kranke wurde wieder geſund. *Typhoſe Pocken glücklich geheilt durch innere Reizmittel und warme Bäder.* Dieſs wäre ein Fall für *Currie's* Methode geweſen. *Schnell geheilte Iſchias* durch warme Bäder, Einreiben des Tatar. emet. und Campher. *Typhus muſcularis* glücklich geheilt.

(*Die Fortſetzung wird nächſtens folgen.*)

GESCHICHTE.

Leipzig, b. Voſs u. Comp.: *Intereſſante Lebensgemälde der denkwürdigſten Perſonen des achtzehnten Jahrhunderts*, von *Samuel Baur*, Prediger in dem Dorfe Göttingen, unweit Ulm. Erſter Th. 1803. VIII u. 538 S. Zweyter Th. 556 S. Dritter Theil. 1804. IV u. 601 S. Vierter Theil. 1806. IV u. 620 S. Fünfter Theil. 1807. IV u. 652 S. Sechſter Theil. 1807. IV u. 625 S. 8. (16 Rthlr.)

Die Biographik gleicht in künſtleriſcher Hinſicht der Porträtmalerey; beide ſind im gemeinen Leben bey Nichtkennern hiſtoriſcher Kunſt beliebt, beide haben einerley Gegenſtand, und an beide kann man, wenn ſie Kunſtwerke ſeyn ſollen, faſt gleiche Anſprüche machen. So wie der gewöhnliche Abmaler ſich mit einer *rohen Ähnlichkeit* jedes ihm vorkommenden Geſichts begnügt, oder ſich höchſtens eine ſogenannte *Verſchönerung*, d. i. eine Vorwiſchung aller charakteriſtiſchen Züge, erlaubt: ſo begnügt ſich der gewöhnliche Lebensbeſchreiber mit einem Aggregat von Begebenheiten, bey denen bloſs das *Schickſal* die Urſache iſt, daſs ſie nicht hundert anderen Sterblichen begegnet ſind, und von Zügen, die in ihrer Flachheit und Abgeriſſenheit nichts charakteriſiren als die Charakterloſigkeit. So wie dagegen das Porträt die Vorübung zur Hiſtorienmalerey iſt: ſo iſt die Biographie als Vorübung und Prüfung des Talents zur

Digitized by Google

Hiſtoriographie anzuſehen, und nur von der höheren Stufe der Kunſt herab iſt das Porträt des Farben- und Rede-Künſtlers zu würdigen und auszuführen. — Gleichwie *Tacitus* in dem Leben des Agricola ein Meiſterſtück der Biographik aufſtellte: ſo waren *Leonardo da Vinci*, *Raphael*, *Titian*, *Mengs* und alle groſsen Hiſtorienmaler auch treffliche Meiſter im Porträt; ſie erhoben ihre Arbeiten dadurch zu *Kunſtwerken*, daſs ſie die Phyſiognomie, die ſie durch den Pinſel (oder durch Worte) wiedergeben wollten, völlig begriffen, ſie im Inneren ihres künſtleriſchen Gemüths, als Einheit, gleichſam aufs neue conſtruirten, das, was ſowohl die Natur, als die Perſon ſelbſt mit Freyheit in dem äuſseren Bilde ausgeprägt hatte, in ihrem Werke verſtändig darſtellten, das *Charakteriſtiſche*, ohne Übertreibung und ohne Schwächung, heraushoben und ihre Willkühr, z. B. in Abſicht falſcher Verſchönerung, beſchränkten; daher es ihnen gelang, daſs ihre Kunſtwerke, auſser dem Charakter der *Wahrheit*, auch den Stempel der *Idealität* an ſich trugen. — Eben dieſs alles muſs der Biograph nicht minder leiſten: er muſs ſeinen Gegenſtand durchdringen und vollſtändig begreifen, ihn aus einem höheren Standpuncte überſchauen, den Centralpunct faſſen, um den ſich das ganze Weſen des denkwürdigen Menſchen dreht, und ſo einen *Charakter* darſtellen, in dem ſich nicht nur alles Mannichfaltige der inneren Begebenheiten, wie der äuſseren Parergen, in eine Einheit auflöſt, ſondern wo es auch verſtändig klar wird, wie er gerade dieſer und kein Anderer ſeyn und werden, gerade dieſes und kein anderes Schickſal erfahren konnte.

Dieſen Zweck hat ſich nun der Vf. der vorliegenden Biographieen, die er *intereſſante* Lebensgemälde nennt (ein Zuſatz, den er ſeinen *Leſern* hätte überlaſſen ſollen), eben nicht vorgeſetzt; ſondern er wollte „eine lehrreiche und unterhaltende Lectüre für ſolche Leſer liefern, denen vor der loſen Speiſe eines groſsen Theils unſerer Romane ekelt.“ Wir müſſen ihm ſonach die höheren Foderungen, die bey einer Behandlung von ſo vielen der verſchiedenartigen Perſonen, und in einem ſo bogenreichen Werke ohnehin faſt unerfüllbar wären, wohl erlaſſen, und uns, nach ſeinem angekündigten Zwecke, bey der Beurtheilung nur auf Wahl und Vortrag beſchränken.

Was die *Wahl* der beſchriebenen Perſonen anbetrifft: ſo ſind ſie wohl gröſstentheils aus dem 18 Jahrhunderte (etwa der mogoliſche Kaiſer Orang Zeb ausgenommen, der, 1618 geboren und 1707 geſtorben, mehr dem 17 zugehört); aber es fehlt viel, daſs ſie auch die denkwürdigſten dieſes Zeitraumes ſeyn ſollten, da man ſtatt Dippel, Patzke, Mad. Wollſtonekraft und Mara, Jourdan des Kopfabhackers, Damiens, des Zwergs Bebe, Cüſtine, Alexis, Leske u. A. wohl mehrfach denkwürdigere in ihrer Art aufſtellen könnte. Doch iſt dieſs nicht ſo genau zu nehmen, da keine der dargeſtellten Perſonen, auch für das gröſsere Publicum, ohne irgend ein beſonderes Intereſſe iſt.

Einen *Plan* bey der Auswahl und Zuſammenſtellung hat der Vf. nicht gehabt, und man geht oft zu den diſparateſten Perſonen über, z. B. (um nur bey den erſten beiden Theilen ſtehen zu bleiben) von dem Prätendenten Karl Eduard zu Herrn Joh. Samuel Formey, von Juſtus Möſer zu Orang Zeb, von der Sängerin Mara zu — Pugatſchew; und er hat weder blofs auf ausgezeichneten Charakter, edle Geſinnung oder auſserordentliche Talente, noch auf ſeltene Umſtände und Schickſale allein geſehen, ſondern ſich begnügt, wenn die Perſonen des 18 Jahrhunderts, *über welche es ihm nicht an Nachrichten fehlte*, in irgend einer Art merkwürdig waren.

So führt er (um nur den Inhalt der erſten beiden Theile kurz anzugeben, aus welchem ſich auf das Übrige ſchlieſsen läſst,) in bunter Reihe auf: Generale (Ziethen, Moritz von Sachſen, Cüſtine), Satyriker (Swift, Rabener), herrſchſüchtige Weiber (Princeſſin Urſini), gelehrte Weiber (Dacier, Wollſtonekraft), Staatsmänner (Theodor v. Neuhof, Graf v. Browne, William Pitt, Juſtus Möſer), ſchöne Geiſter (Johnſon, Leſſing), Beförderer der Gelehrſamkeit (Graf Marſigli), Schwärmer und Narren [als wenn dieſe zuſammen gehörten!] (Dippel, Gundling, Gaſsner, Schröpfer), Abentheurer (Ritter d'Eon, Benjowsky), Naturforſcher und Ärzte (Linné, Büffon, Lobſtein, Leske, Brown, Theden), Gottesgelehrte (Niemand als Patzke), gelehrte Buchhändler (Richardſon, Geſsner — wer denkt bey dieſen doch an den Buchhändler?), Schauſpieler (Ekhof, Foote, Quin, Fleck), Tonkünſtler (Händel, die Mara, Rameau, Quanz), mordſüchtige Rebellen (Pugatſchew, Jourdan), Fürſtenmörder (Damiens, Ankarſtröm), auſserordentliche Menſchen (!) (Heinecken, Bebe), Philoſophen (Rouſſeau), Tyrannen (Orang Zeb), unglückliche Fürſtenſöhne (Alexis Petrowitſch, Karl Eduard), gemeinnützige Schriftſteller (Formey, Iſelin), Mathematiker (Lambert, Nieuwland), Künſtler (Hedlinger, Mengs), Dichter (Blacklock, Bürger), Religionsſectenſtifter (Wesley), Hiſtoriker (Gatterer, Gibbon), edle Frauen (Eliſabeth Chriſtine, Frau v. Buchwald), edle Männer (Gellert, Herzog Leopold), Opfer einer ungerechten Juſtiz (de la Tüde), Seeräuber (Low) — aus welchem Verzeichniſs theils die Planloſigkeit, theils die Unvollſtändigkeit dieſer Biographik des 18 Jahrhunderts ſichtbar wird.

Was die *Neuheit* des Inhalts betrifft: ſo erinnert man ſich wohl faſt bey allen dieſen Biographieen, ſie im Weſentlichen irgendwo ſchon geleſen zu haben, auch hätte der Vf. manche allzubekannte weglaſſen können; doch hofft er S. V mit Recht, daſs *dem* Publicum, für welches er ſchrieb, Vieles neu ſeyn werde. Seine *Quellen* hat er nur zuweilen angeführt oder vielmehr angedeutet, z. B. bey Ziethen S. 60, Johnſon S. 220, Marſigli S. 275, Benjowsky S. 365, Foote S. 493, Möſer S. 115. Er hätte es aber, wenn er auf eine hiſtoriſche Kritik hätte Anſpruch machen wollen, *überall* und gefliſſentlich thun ſollen; er würde dadurch ſeinem Werke einen gröſseren Werth und eine gröſsere Brauchbarkeit gegeben haben. Jetzt hat man es nur mit dieſem Verfaſſer zu thun, und kann auf

Digitized by Google

die Wahrheit ſeiner Erzählungen (die er ſelbſt ſtillſchweigend der Unterhaltung und der Nützlichkeit untergeordnet hat) in Prüfung der Quellen nicht Rückſicht nehmen; obwohl ihm das Zeugniſs gebührt, daſs er weniger *unrichtige* Notizen aufgenommen hat und ſeltener *parteyiſch* (wie bey Cüſtine z. B. S. 68), als bey fehlenden Hülfsmitteln *unvollſtändig* geweſen iſt.

Die Hauptſache bleibt ſonach der *Vortrag*, der dem Vf. gröſstentheils ganz zugehört; und hierin verdient er, wieder in Rückſicht ſeines Zwecks, ein vorzügliches Lob. Abgeſehen von den höheren Foderungen an die Biographik, haben dieſe Lebensabriſſe, wie Hr. *B.* S. V hofft, wirklich das Verdienſt, daſs ſie lebhaft und unterhaltend ſind. Sie ſind flieſsend, in einem leichten und gröſstentheils reinen Stile geſchrieben, und durchgängig in einem ruhigen Mitteltone gehalten. Es herrſcht eine gewiſſe Gleichmäſsigkeit in der Auswahl der Facten, und gleichgültige Dinge, z. B. Familienverhältniſſe, Zahl der Kinder u. ſ. w., ſind übergangen; überall aber verräth ſich eine hellere Lebensanſicht und eine gute Geſinnung, wenn auch zuweilen die Standesbildung des Vfs.

Da Hr. *B.* wahrſcheinlich mehr ſchreiben wird: ſo fügen wir noch die Bemerkungen über Stil und Maximen bey, die ihm nützlich ſeyn können.

Eine völlige *Gleichheit des Stils* iſt dort nicht zu erwarten, wo der Vf. ſich nach ſeinem Geſtändniſs genau an ſeine Quellen (Hülfsmittel) gehalten, und ſich oft ihrer eigenen Worte bedient hat. So iſt der Vortrag z. B. in Ziethens und Möſers Leben *vortrefflich*, in dem der Pr. Urſini beſonders *lebhaft*, in dem der Mad. Wollſtonekraft häufig *pretiös*, Linné's *ſchleppend*, der Mad. Dacier und vorzüglich Büffons *franzöſirend*, in dem des Wunderkindes Heinecke *albern*, und in Johnſon's — etwas *koſegartenſch*. Doch hat er ſeinem Vortrage eine gröſsere Gleichförmigkeit zu geben gewuſst, als man nach obigem Geſtändniſſe erwarten ſollte, und es gereicht ihm zum Lobe, daſs man ſchärfer zuſehen muſs, wenn man die hinter den Culiſſen ſtehenden erſten Erzähler erkennen will.

Seine eigenen Betrachtungen hat er beſonders in den, jeder Biographie vorgeſetzten *Einleitungen* vorgetragen, die denn doch zuweilen etwas *trivial* ſind, z. B. I. S. 581. 629, II, 271. 354, nicht ſelten aber auch Aufmerkſamkeit auf die folgende Erzählung erwecken. Dabey aber wollen wir ihn noch auf einige eingeſtreute Behauptungen und Urtheile aufmerkſam machen, die wir für falſch halten (die Gründe anzuführen, verbietet der Raum). Z. B. S. 252 Leſſing war ein vortrefflicher oder vielleicht der vortrefflichſte Dichter für's Theater (Kritiker). S. 472 Geſsner wird immer ein bezaubernder Lehrer der *Weisheit* ſeyn. S. 484 Garrik beſaſs gewiſs *ſo viel Genie* als Shakespeare, dieſer *bildete bloſs* Formen, die jener beſeelte. S. 502 Ariſtophanes hat *die Tugend* verſpottet (den *Sophiſten* Sokrates). S. 538 Händel, der Schöpfer des *Geſchmacks* der Engländer. S. 616. „Alle hofften: Gott würde den Untergang des Schiffs *um des unſchuldigen Kindes* wegen (willen) abwenden: *das geſchah auch!* S. 631 Der Kaiſer Auguſtus vergaſs (über Spielen mit kleinen Knäbchen) der *Sorgen für die Welt!* II Th. S. 19 Vielleicht den gröſsten Werth (in der neuen Heloiſe) haben die Briefe zwiſchen St. Preux und *Sir Eduard Bomſton* etc. S. 454 Gellerts *ſchwediſche Gräfin* wird immer, wo anders der Geſchmack nicht ganz verdorben iſt, ein *Lieblingsroman* zärtlicher und empfindender Leſer bleiben, u. ſ. w.

Für *Fehler in der Schreibart* halten wir z. B. folgende: S. 161. Er *beſaſs* die Sprachen des Alterthums. S. 179. Die Phantaſie hat zur *Fahne des* Zartgefühls geſchworen. S. 258. Geſchlankigkeit des Ausdrucks. S. 259. Ja, was fortgieng? S. 277. In der Tugend geübteſte Nation. S. 338. Anerbot ihm. S. 367. Wir kommen hier nicht auf die Britten. S. 386. Die ganze *Geographie* der *Erde*. S. 391. Man fand in ſeinen Werken viel *gewagte Thatſachen*. S. 395. Auf Studien ſchicken. S. 397. Seine Stärke der Zeit und dem Raume entgegenſetzen. S. 458 in zwey Zeilen: zitterten, erſchüttert und zitterte. S. 468. Er malte, *was das Zeug hielt*. S. 515. Er ſendete die Summe *unangeriſſen* zurück. S. 547. „Wenig Orte waren ausgenommen, wo ſie (die Mara und ihr Mann) nicht Beweiſe ihrer *Brutalität* zurückliefsen." *Vergl.* S. 550: „ihr Privatcharakter ſteht bey allen, die ſie wirklich kennen (dazu gehört doch ihr Biograph?), *in der gröſsten Achtung* u. ſ. w. S. 614. Das war ſein Leibbuch, da las er immer *in*. II Th. S. 39. Was er ſo tief in ſein Herz *eingegraben* hatte, war ein plötzlicher *Lichtſtral* nicht ſo leicht zu *zerſtreuen* fähig. S. 82. Scharmuziren (im Parlamente). S. 84. Das Auge der *Zuſchauer* konnte die Höhe ſeiner Plane nicht erreichen, denn ſie *verbargen ihr Haupt in den Wolken*. S. 97. Gab ſeinen Lippen *Donner*. S. 216. Die einzige Tochter — auf *der* er eine Medaille verfertigte. S. 282. Als er *ein und ein* Vierteljahr in Halle geweſen war (das ſind *zwey* Vierteljahre, ſtatt fünf Vierteljahre), u. ſ. w.

Als *Druckfehler* zeigen wir endlich folgende an: S. 206 Kolin ſtatt Kollin (wie auch S. 32 ſteht) und Jägersdorf ſtatt Jägerndorf. S. 424 „bey Mon bijou" (dort hat der Garten der L. zu d. 3 Weltkugeln nie gelegen, wohl aber der der Landesloge). S. 501 Ghezzi's (Gozzi's) Masken. II Th. S. 49. Dieſe Antwort war ſeine (keine) Aufſchneiderey. S. 220. Brachte die Stunden (Studien?) ſeiner Einſamkeit zur Reife. S. 232. Ein verpfliſtes (verblüftes) Weſen. S. 272. Das unbillige Verfahren der Rechte (Richter). S. 486. Radehahn ſtatt Rekahn. — Sonſt iſt das Buch correct und elegant, auf gutes Papier, gedruckt. C. F.

GÖTTINGEN, b. Röwer: *Familie von dem Kneſebeck*, von *Ferdinand von dem Kneſebeck*. 1811. VI u. 118 S. u. 5 Ahnentafeln. 8.

In unſeren Tagen eine ſeltene und merkwürdige Erſcheinung im genealogiſch-hiſtoriſchen Fache. Der Vf., ein junger Mann, hat mit rühmlichem Fleiſs ſeinen Gegenſtand aus ungedruckten Quellen ſowohl, als aus diplomatiſchen älteren Schriften bearbeitet. Der Plan

Digitized by Google

verdient allen Beyfall. Nach einigen vorangeschickten Bemerkungen über die Erziehung des deutschen Adels behandelt er in der ersten Abtheilung die Geschichte des Hauses v. d. Knesebeck, in Hinsicht auf den Ursprung, den Namen, das Wappen, die ehemaligen und jetzigen Güter, die Afterlehne und das Ansehn desselben. Die zweyte Abtheilung, Stammfolge überschrieben, hat 5 Abschnitte, die von den Urvätern und den jetzigen Linien der Familie handeln, namentlich von den Linien Tilsen, Kolborn, Wittingen und Langenapel. Im Anhange wird von einem Geistlichen und mehreren Klosterfrauen aus der Familie gesprochen, worauf die Übersicht aller lebenden Glieder derselben das Ganze schliefst.

Der Vf. hat in den Noten seine Gewährsmänner treu angeführt, und sehr gute Autoritäten für seine Angaben beygebracht. Hiezu gehören die den Kennern der brandenburgischen Geschichte aufs vortheilhafteste bekannten diplomatischen und historischen Arbeiten eines *Gercken*, *Lenz*, *Beckmann* u. A. m. Die mühsam angewandte Forschung ergiebt sich aus den citirten Belegen, und ist ein Beweis der Sorgfalt, welche der Vf. angewandt hat.

S. 13. Mit der Ableitung des Namens *Knesebeck* von *Knese*, Herr, und *Bek*, Bach ist Rec. nicht einverstanden. Tugumir war nicht Knese des Havellandes. Gleichzeitige Schriftsteller nennen die Fürsten der wendischen oder slavischen Völkerschaften *reges*. Man schrieb ja auch vormals den Namen zuweilen Knisebecius (*Leuthinger* Th. I. S. 737 ex ed. *Krausii*), auch Knysebecke, Kniesebeck, Knetzbecke, Knyespeck, Kniespeck, wie er in der Urkundensammlung von *Lenz* vorkömmt. Das in Güstrow gebraute Bier heifst nicht Knesenack, sondern Knisenack. Der allg. Anzeiger der Deutschen, Jahrg. 1811. S. 2490 hatte eine im Jahr 1705 in Arnstadt aufgeführte Oper vom Bierbrauen, worin es u. a. heifst:

„Man sieht zu Ecklenfort die Kackabella schenken,
Zu Güstrow *Knisenack*, zu Fechte Todtenkopf."

S. 14. „Wahrscheinlich, sagt der Vf., legte unser Stammvater den Grafentitel nieder." Er blieb hier beym Worte Knese stehen, ohne den Beweis zu führen, dafs die Urväter den Titel *Graf* geführt haben. Bey dem Abschnitt: *Güter*, heifst es S. 21: „Die ältesten Lehnbriefe der Familie sind vom Herzoge Otto von Braunschweig und Lüneburg 1248, und von den Markgrafen Johann II und Conrad von Brandenburg, aus der letzten Hälfte des 13 Jahrhunderts." Diefs wäre in der That ein aufserordentlich hohes Alter. Warum führt der Vf. die Jahrzahl der brandenburgischen Lehnbriefe nicht bestimmt an? *Gercken* hat im *cod. diplom.* T. VI. p. 506 einen Lehnbrief von 1318, auch hatte Jemand einen von 1313 für das Geschlecht von Alvensleben gesehen; aber ältere brandenburgische waren bisher noch unbekannt geblieben. Diefs wäre also ein wichtiger Fall. Sollte hier nicht ein Irrthum seyn? Die *Lehensbeede*, die von adlichen und bürgerlichen Lehnsbesitzern entrichtet wurde, fällt schon in diesen Zeitraum, in die letzte Hälfte des 13 Jahrh. S. 25. Birkenwerder gehört nicht mehr den Prof. Fesler. Dieser ist nach Rufsland gegangen, und soll daselbst in der Gegend von Charkow ein Erziehungsinstitut unter dem Namen: Propyläen, errichtet haben.

S. 50. Ganz richtig ist es, dafs die Familie von dem Knesebeck zu den acht ersten sogenannten *schlofsgesessenen* Familien der vormaligen Altmark gehörte. Dieser Vorzug, weshalb sie auch den Titel *Edle* bekamen, den damals nur Grafen und Standesherren hatten, war aber nicht sowohl den Familien eigen, er haftete vielmehr auf den Schlöfsern, mit deren Besitz die kleineren Regalien und andere Vorrechte verbunden waren. S. 69. Thomas (1559 bis 1625) war zwar brandenb. Geheimer Rath, wurde aber nur bey aufserordentlichen Fällen an den Hof beschieden, und gehörte also zu den Geheimen Räthen von Hause aus, deren es auch nach Errichtung des stehenden Geheimen Staatsraths gab. S. 70 und 74. Die beiden Thomas aus der Linie Tilsen sind in der brandenburgischen Geschichte wichtig. Jener geb. 1594, gest. 1658, dieser geb. 1628, gest. 1689. Zu der Zeit, als der Erste Landeshauptmann der Altmark war, wollte Kurfürst Friedrich Wilhelm eine neue Abgabe, die sogenannte *doppelte Metze*, einführen, die den 19 März 1645 in die Hofrentey geliefert werden sollte. Die Hauptstädte weigerten sich, sie zu bezahlen, ja, wollten ohne Zuziehung der Ritterschaft, von der sie glaubten übertragen zu werden, oder durch deren Verwendung damit verschont zu bleiben, keine Unterhandlung pflegen, und warfen auf Thomas von dem Knesebeck, der die Einrichtung reguliren sollte, Verdacht, dafs er ihr Unglück befördere, und foderten ihn öffentlich auf, seine Instruction vorzulegen. Der Kurfürst, der seinen festen Gang ging, drang dennoch durch. — Der Zweyte ist besonders wegen seiner diplomatischen Laufbahn merkwürdig. Der Kurfürst Friedrich Wilhelm gebrauchte ihn als Bevollmächtigten in Basel, Prag, Wismar, Dresden, Magdeburg und an den König von Dänemark, der damals vor Hamburg stand. *Pufendorf* im ersten Bande *rer. gest. Friderici Wilh. Magni* hat darüber umständlich gehandelt.

S. 62. In der Note heifst es: Ein Stück (*frustum*) jährlicher Einkünfte war 1 Wsp. Rocken oder 1 Wsp. Gersten, 16 Scheffel *Weizen*. Nach der gelehrten und gründlichen Untersuchung *Gerkens* über das *frustum* (S. dessen vermischte Abhandlung Th. 1. S. 226) war *frustum* gleich mit einem Wispel hart Korn, nämlich *Weizen*, Rocken oder Gersten. Kurfürst Friedr. Wilhelm verpfändete am 26 Nov. 1643 das ganze Amt Bötzow an eine Frau von dem Knesebeck. S. 72. Hemgo v. d. Knesebeck, geb. 1595, wurde mit seinem Bruder 1618 in Berlin Hof- und Kammer-Gerichtsrath, und 1641 Geheimer Rath. Er wohnte 1646 und 1647 der Kirchenvisitation in Brandenburg bey, und starb 1656.

Im Allgemeinen mufs man dem Vf. Glück zu diesem wohlgelungenen Product, das allenthalben Spuren des Fleifses an sich trägt, wünschen; um so mehr, da das Feld, von dem er einen Theil bearbeitet hat, jetzt fast ganz unangebaut da liegt.

V. H. B.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Tauchnitz: *Corpus poëtarum Graecorum.* Ad fidem optimorum librorum edidit *Godofredus Henricus Schaefer.*

Theocritus, Bion et Moschus, ad fidem optimorum librorum fidem emendati cum brevi notatione emendationum. Curavit *G. H. Schaefer.* 1809. XVI u. 240 S. 12. (16 gr.)

Sophoclis Tragoediae, ad optimorum librorum fidem emendati cum brevi notatione emendationum. Curavit *G. H. Schäfer.* Tom. I. 1810. XXVII u. 264 S. Tom. II. 353 S. 12. (1 Rthlr. 8 gr.)

Pindari Carmina. Graece. 1810. XII u. 267 S. 12. (16 gr.)

Homeri Ilias. Graece. Tom. I. continens Rhapf. I — XII. 1810. 285 S. Tom. II. continens Rhapf. XIII — XXIV. 302 S. 12. (1 Rthlr. 2 gr.)

Auch wir wollen, nachdem wir durch andere Beyspiele schüchtern gemacht, den ausdauernden Fortgang abgewartet haben, nicht versäumen, von einem Unternehmen, welches sich durch die bezweckte Nützlichkeit empfiehlt, und eine Reihe von Jahren hindurch ersprießliche Folgen verspricht, Bericht abzustatten, und so auch von unserer Seite einem vereinten löblichen Bemühen den Beyfall derer, welchen die classische Literatur werth ist, zu vermitteln suchen. Stets haben zu einem ausgebreiteten und vielseitigen Studium der alten Schriftsteller wohlfeilere und bequeme Handausgaben im Einzelnen und im Ganzen beygetragen, und man kann dieß leicht durch einzelne Beweise aus der holländischen Periode nachweisen. Mehr sorgte man für die lateinischen Schriftsteller, wie deren Studium überhaupt der griechischen Sprachkenntniß vorauseilte. Mancher Lehrer auf Akademieen und in Gymnasien würde theils zweckmäßigere Autoren erklärt, theils seinen Schülern zu einer durchgreifenden Kenntniß der Sprache und des ganzen Alterthums verholfen haben, wenn sich passende und leicht zu verschaffende Handausgaben vorgefunden hätten. Noch vor kurzer Zeit konnte wenig von Platons, Demosthenes, Euripides etc. Schriften erklärt werden, und wenige griechische Schriftsteller kamen vollständig in die Hände der Nichtphilologen. Doch waren selbst die meisten Handausgaben ohne Plan und ohne richtiges Verfahren, so daß man genöthigt war, vor denselben zu warnen. Bald wurden sie durch eine Menge von Druckfehlern entstellt, bald lag ein schlechter, nicht revidirter Text zum Grunde, bald waren noch schlechtere Anmerkungen beygefügt, und hinten schleppte ein unnöthiges, gewöhnlich mehr Schaden als Nutzen bringendes Wortregister nach. Wer eine Sprache lernt oder versteht, muß vom Anfange her ein Wörterbuch besitzen; daher auch Rec. solche unzureichende Handwörterbücher der Autoren aus den Schulen ganz verdrängen zu können wünscht. So aber erwartete man längst eine nach Plan und Grundsätzen unternommene Sammlung von griechischen Handausgaben, die den Liebhabern leicht zur Hand wären, und dem erklärenden Lehrer den doppelten Vortheil gewährten, daß er sich zu einer Wahl nicht gezwungen sähe, und dagegen, wenn seine Schüler einen gleichen Text besäßen, leichter fortschreiten könnte. Man muß Hn. *Tauchnitz* danken, daß er sie unternahm, und schon hat er wohl selbst erfahren, welchem Bedürfniß er zu Hülfe kam, und wie man das erste Unternehmen dieser Art zu befördern suchte; allein man wird ihm auch den doppelten Dank nicht dafür versagen, daß er die Besorgung einem gelehrten und sorgsamen Mann übertrug. Wir zeigen diejenigen Bände an, welche wir erhalten haben.

Was das Typographische betrifft: so hat Hr. *Tauchnitz*, wie er uns in Prachtausgaben, was deutsche Schriftkunst leiste, erprobt hat, hier dasselbe im Kleinsten zu zeigen sich bemüht und mit vieler Geschicklichkeit der Foderung Genüge geleistet. Die Lettern sind klein, aber richtig und schön geformt; dabey stört in ihnen keine widrige Verzierung; und wenn mit der Einfachheit auch die nöthige Schärfe verbunden werden mußte: so ist diese durch das Runde und Volle gemindert. Die Dichter sind mit verschiedenen Lettern und in anderem, kleinerem Format als die Prosaiker gedruckt, von denen wir nächstens Bericht erstatten wollen, und jene haben sich deßhalb einigen Tadel in Hinsicht der Schädlichkeit für die Augen zugezogen; ja Hr. *Schäfer* spricht selbst in dem Vorwort zum Pindar von der *magna typorum parvitas.* Unsere Zeit heißt, freylich in mehrfacher Hinsicht, die kurzsichtige, doch wird man ihr auch durch großen Druck nicht die verlorene Scharfsichtigkeit verschaffen. Es bleibt kein Tadel für Hn. *Tauchnitz* übrig, wenn er neben den Ausgaben der Dichter, wie wir sie von ihm erhalten, einen den Prosaikern gleichen Abdruck veranstaltet, und so für die Schwachen sorgt. Die Bogenzahl wird sich zwar mehren und dadurch der Preis höher gestellt werden müssen: allein auch eines größeren Abfatzes wird der Verleger versichert seyn können. Vorzüglich zu rüh-

Digitized by Google

men ist der reine sorgsame Abdruck, wie er selten bey der kleinen Schrift Statt hat; auch das Papier ist bey den Dichtern weiss und gut. Mit Recht sagt Hr. *Sch.* in der Vorrede zum Theokrit: *Grandi litterarum chartarumque forma specimen illud (Tryphiodorus) prodiit. Sed aliquanto majoris negotii difficiliorisque operae est minutissimis litteris sic uti, ut pusillus preli typographici fetus elegantium spectatorum oculos non pertimescat.* Eine weitere Beschreibung des Äusseren haben wir nicht nöthig, und bemerken nur, dass bey wiederholten Abdrücken durch ein breiteres Format die Angabe der Verse nicht blos über der Seite, sondern neben den Zeilen möglich gemacht werden möchte.

Für musterhafte Correctheit hat die Geschicklichkeit des Herausgebers gesorgt, und man wird wenig gleiche Abdrücke anderer Verlage diesem zur Seite stellen können; doch darf auch nicht die Sorgfalt, welche auf richtige Accentuation und Schreibart der Worte verwendet wurde, als einzig in ihrer Art übersehen werden. Zu erläuternden Noten ist in solchen Ausgaben so wenig Platz, als ein umgearbeiteter Text tauglich scheint; denn sie müssen sich an die gewöhnlichen gröseren Ausgaben anschliessen, und neben diesen gebraucht werden können. Dies wohl erwägend, hat Hr. *Sch.* stets die als beste und durch den Urheber bekannte Recension ausgewählt und abdrucken lassen. So aber durfte denn nichts geändert werden, was einem solchen Kritiker freylich unmöglich scheinen musste. Sah er sich also durch die Sache bewogen, hie und da zu verbessern: so war die Angabe hievon unumgänglich nothwendig, damit die eigene Rechtfertigung nicht fehlte, und der Leser nicht irre geführt wurde. Dies nämlich ist der Fehler mehrerer kleiner Ausgaben der Lateiner, die Gronov und Heinsius besorgten, da man beym Mangel der Rechtfertigung in Noten oft zweifeln muss, ob die Absicht der Herausgeber solche Änderungen gewollt, oder der Zufall und selbst der Witz gelehrter Buchdrucker sein Spiel getrieben habe. Darum also schon wird man die Beygabe der Noten sehr billigen, wenn sie auch nicht überdies eine weit allgemeinere Bedeutung hätte. Denn wo Hr. *Sch.* die Feder ergreift, da vermag er auch nicht die Fülle seiner tiefen Sprachforschung zu verleugnen, und dies hat bewirkt, dass diese Sammlung der Handausgaben zum grösten Theil für den Philologen und vorzüglich den Kritiker unentbehrlich geworden ist. Wir wollen das Einzelne erwägen, da dieses hier überhaupt mehr in Rücksicht kommt.

Beym Theokritos und den übrigen Bukolikern liegt der valkenarische Text zum Grunde. Hr. *Sch.* sagt: *pauca eaque levia novavi; satis me beatum habiturus, si ἐφήλεις aliquot faciei sustulisse dicar, cum ulcerum inveteratorum, quae corpori et plurima et altissima, et sine codicum auxilio, opinor, ἀναλθῆ insident, nullum sanare potuerim.* Ein belehrendes Wort für die, welche meinen, die Sache der Kritik sey bey den Bukolikern abgethan. Wohl möchte sie eher kaum aufgenommen heissen. Hr. *Sch.* hat vielen Stellen durch Interpunction geholfen, wohin II, 19 ἀλλ' ἐπίπασσε, Θέστυλι · nach *Luzac* V, 6, τί δ' οὐκέτι — — ἔχοντι; u. A. zu rechnen ist. Zwecklos würden wir hier die sonstigen Verbesserungen und Conjecturen der Reihe nach aufzählen, und schon hat Hermann kritisirende Bemerkungen dem Vf. mitgetheilt, die vor dem Sophokles abgedruckt worden sind. Sie enthalten vieles Vortreffliche. Doch auch der Herausgeber hat Mehreres selbst zurückgenommen, so die Vermuthung I, 150: ἐνὶ κράναισι statt ἐπὶ κράναισι zum Gregor. Corinth. pag. 880. XXIV, 59: λάβε statt βάλε in dem Index am Homer u. a. m. Des Guten wird aber noch Vieles bleiben, vorzüglich in den allgemeinen Sprachbemerkungen. Um bey den beiden kleineren Bukolikern stehen zu bleiben, bemerken wir nur Folgendes: Bion I, 14 θνάσκοντα erklärt Hr. *Sch. mortuum*; richtig. Man füge zu den Beyspielen Sophocl. Oed. Tyr. 118. — I, 36 im Texte steht Wakefields und Lenz's Emendation ἀνὰ πᾶν νάπος. Rec. hat immer an der Möglichkeit dieser vorausgesetzten Corruption gezweifelt, und für eine andere Verbesserung πάλιν zum Grunde gelegt. — Scharfsinnig vermuthet Hr. *Sch.* I, 73 ἄς statt τοῖς. Die Corruption wäre dieselbe wie Theocr. 14, 70. Vergl. Schäfer zu Plinii epist. I, 12. — IV, 11 wird καὶ τόκα μοι mit Recht vertheidigt. (Die Lateiner sagen *atque*, wir Deutsche: *und so*), XI, 1 αἰὲς, XIII, 1 ἐπεὶ geschrieben. In Moschus erstem Verse liest man nun richtig: Ἁ Κύπρις τὸν Ἔρωτα τὸν υἱέα μακρὸν ἐβύστρει · Εἴ τις u. s. w., doch ist keineswegs nöthig, hinzuzuverstehen λέγουσα τάδε. Gegen δ' ἔνι αὐτῷ im 22 V. hat sich Hermann mit Recht erklärt, und πολὺ πλεῖον δὲ, οἱ αὐτῷ geschrieben. Anstoss gab II, 32 das Futurum κέρσοι; jetzt steht κέρσαι. Wie aber V. 86 die Trennung ὑπόγλαυκ' ἔσκε gerechtfertigt und V. 125 οὔροισι gebilligt werden möchte, zweifeln wir. Bey ὄρνιθες III, 50 hat man nicht nöthig, mit Hn. *Sch.* an Haushühner zu denken, da die Schaar der übrigen Vögel passender erscheint. III, 75 πᾶσαν δὲ πλῆσαι φωνᾶς ἄλα würde statt πᾶσαν δ' ἔπλησας, wenn es auch die Construction billigt, sehr matt seyn. Doch Hermann schrieb hierüber Hn. *Sch.* witzig: *Si sic legeretur, ut tu corrigis, ego corrigendum arbitrarer, ut vulgo legitur.* Die Emendation III, 94 πάντες, ὅσσοις καπυρὸν τελέθει στόμα βωκολιασταῖς ἐκ Μοισᾶν ist nicht griechisch, und man muss ihr äussere Autorität wünschen. Im V. 125 ἦλθον — ὦ κεν ἴοιμι, καὶ εἰ Πλουτῆϊ μελίσδεις schlägt Hr. *Sch.* κε σ' ἴοιμι vor, Hermann will καὶ εἰ umwenden, und erklären: *ut viderem, an etiam Plutoni caneres.* Weder Beyspiele noch sonstiger Grund vermitteln hier Glauben. Vielmehr liegt in ἴοιμι sowohl der persönliche Eintritt, als auch das Beobachten angedeutet, und dadurch kann die Construction hinüberreichen. — An vielen Stellen hat Hr. *Sch.* durch Änderung des Modus der Construction aufgeholfen; nur hätte er nicht S. 217 im Homer Iliad. VI, 479 καὶ ποτέ τις εἴποι corrigiren sollen.

Bey Sophocles wünschte sich Hr. *Sch.* einen Vorgänger, wie er ihn bey den Bukolikern in Valkenaer fand, vergebens, und gab, um nicht in Collision zu

Digitized by Google

treten, den brunkiſchen Text. Seine Änderungen verwies er zum gröſsten Theil in die Noten, die ſich meiſtens auf den Dialog, ſelten auf die Chöre beziehen: *nam melica*, ſagt er, *ulcus (ita perhibent) noſtris manibus non tractabile, aliis curanda reliquimus.* Wohl wäre es gut geweſen, bey den Chören die in anderen Schriften zerſtreuten Verbeſſerungen und Anordnungen nachzuweiſen. Vorausgeſtellt ſind zwey Briefe von *Hermann*, in denen Hn. *Schäfers* Verbeſſerungen zu den Bukolikern und einiges Andere in der *Appendix ad Baſtii epiſt. crit.* beſprochen werden. Wie ein Tag den Anderen lehre, ſieht man hier überall. Die Anmerkungen zum Ajas und dem Könige Ödipus haben ſchon eine Reviſion in den Ausgaben von *Erfurdt* erhalten. — Durch Interpunction iſt ſo vielen Stellen von Hn. *Sch.* nachgeholfen worden, daſs wir der Beyſpiele überhoben ſeyn können, und wenig zu erinnern haben würden. Denn wenn z. B. Oed. Tyr. 1113 das Komma geblieben: ſo iſts doch nur ein Verſehen der Correctur. Die Sprachbemerkungen, die Verbeſſerungen in anderen Schriftſtellern, die Beyträge zu den Lexicis brauchen nur genannt zu werden, um jeden Philologen zu nöthigen, ſie kennen zu lernen. Wir könnten unſere Zweifel und Einwendungen Einzelnen hier entgegenſtellen; doch werden dieſe, damit die Anzeige nicht zu weit ausgedehnt werde, beſſer anderswo ihre Stelle finden. Auszüge der Noten zu geben, finden wir unpaſſend.

Im Pindaros hat der heyniſche Text wegen Mangel der Zeit, über den Hr. *Sch.* noch immer klagen muſs, keine Änderung erlitten, und wir finden weiter keine Zugabe, als einige vorzügliche Bemerkungen und Verbeſſerungen bey den Biographieen des Dichters. Die Colliſion mit der göſchenſchen Buchhandlung iſt beym Homer dadurch umgangen worden, daſs die Recenſion von Porſon gewählt wurde. Die Käufer werden dieſs tadeln, aber ſie werden entſchädigt durch eine Zugabe, zu der ſie ſonſt nicht ſo leichten Kaufs gekommen wären, nämlich durch die porſoniſchen Anmerkungen, welche die Collation des harlejaniſchen Codex zur Odyſſee enthalten. Die beygefügten *Indices in notas ad bucolicos poëtas, Homerum, Pindarum et Sophoclem*, enthalten ſo viele ſchätzbare Nachträge und Verbeſſerungen, daſs ſie faſt wieder einen Index verdient hätten.

Wir wünſchen ſehr, daſs dieſes verdienſtliche Unternehmen ohne Unterbrechung glücklichen Fortgang habe.

X.

Mzissen, b. Gödſche: *Homeri Iliados Rhapſodia T* ſive liber XX. Cum excerptis ex Euſtathii commentariis et ſcholiis minoribus in uſum ſcholarum ſeparatim edidit *Jo. Auguſtus Müller*, A. M. et ill. ſcholae provinc. Miſen. Rector. 1813. 47 S. gr. 8. (4 gr.)

Homeri Iliados Rhapſodia Ψ ſive liber XXIII. Cum excerptis etc. — 1813. 84 S. gr. 8. (8 gr.)

Homeri Iliados Rhapſodia Ω ſive liber XXIV. Cum excerptis etc. — edidit *Guſtav. Frider. Hentſch*, A. M. et ill. Scholae provinc. Miſen. Profeſſor III. 1813. 88 S. gr. 8. (8 gr.)

Es würde zu ſpät ſeyn, auf dieſe ſeit dem Jahre 1788 langſam erſchienene Ausgabe der Ilias aufmerkſam zu machen, und von ihrer Einrichtung zu ſprechen. Der verſtorbene Rector *Müller* hatte wohl erwogen, welcher Vortheil aus den Scholiaſten zu ziehen ſey, und wie dieſes Studium beym Homer beginnen müſſe. Euſtathius enthält neben vielem Trivialen und Falſchen Vieles, was dem Studium des Homer zum Grunde liegen muſs, und wohl hat ſchon dieſer Auszug ſeinen Nutzen ſeither erprobt, da Schülern das ganze Werk nicht in die Hände zu geben iſt, wenige Lehrer aber daſſelbe beſitzen. Daſs manche falſche Erklärung, manche ſchlechte äſthetiſche Bemerkung aufgenommen wurde, bringt nicht Schaden; denn der Schüler kann hiebey ſein Urtheil ſchärfen, und lernt die Art der alten Scholiaſten kennen. Doch wollen wir nicht leugnen, daſs in der Auswahl mehr Rückſicht und Strenge angewendet, in der Erläuterung mehr geleiſtet werden konnte; namentlich in den früher erſchienenen Geſängen. Gab ein Lehrer ſeinen Schülern Anweiſung, wie ſie die Scholien benutzen ſollen: ſo werden dieſe es auch in den Privatſtudien vermögen, und man hat daher dem Verleger zu danken, daſs er die Ausgabe vervollſtändigen lieſs. Wie bekannt, hat *Müller* auſser dem Euſtathius auch die kleineren Scholien bey *Villoiſon*, den Apollonius excerpirt und die wichtigſten Varianten angegeben, in kurzen Worten aber auf die Parallelſtellen, auf neuere Kritiker und Erklärer verwieſen, und auch dadurch das Buch brauchbar gemacht. Dem Text, welcher correct und gut gedruckt iſt, liegt die wolfiſche Recenſion zum Grunde. Wie der Verleger in einer beyliegenden Anzeige berichtet, erlebte Hr. *Müller* nur den Abdruck der 1 bis 11, der 21 und 22 Rhapſodie, zu dem Übrigen fand ſich das Manuſcript vor, und der Verleger kaufte es von den Erben. Nur zu dem letzten Geſange war wenig vorgearbeitet, daher Hr. *Hentſch* die Bearbeitung deſſelben übernahm. Man findet hier dieſelbe Manier, und wird, wie über die früheren, ſo über das letzte Bändchen gleich urtheilen können. Zwecklos würde es ſeyn, wenn wir im Einzelnen bemerken wollten, daſs da und dort etwas Überflüſſiges und Unſicheres hätte wegfallen ſollen, oder einzelne Nachweiſungen zu weiterer Erklärung hätten führen können. Unſere ſtudirenden Jünglinge mögen auch in dieſer Ausgabe recht fleiſsig den Homer ſtudiren! Hr. *R.* hat am Schluſs eine kurze Erklärung der den Scholiaſten eigenthümlichen techniſchen Ausdrücke und Formeln beygefügt, was zu loben iſt. Das Ganze wird nun unter einem allgemeinen Titel: *Homeri Ilias cum excerptis — — Müller*, 108 Bogen, zu den billigen Preis von 4 Rthlr. 8 gr., und jede Rhapſodie einzeln verkauft, wobey der Verleger überdieſs 8 gr. Rabat vom Thaler giebt.

X.

Digitized by Google

LATEINISCHE SPRACHKUNDE.

Breslau, b. Meyer: D. *Friedrich Gedike's lateinische Chrestomathie für die mittleren Classen ins Deutsche übersetzt.* Durchgehends dem Texte des Originals gemäfs verändert und nach der dritten Ausgabe desselben ergänzt, von *G. W. Groke*, Lehrer am Gymnasium zu Elisabeth. 1811. VI u. 464 S. 8. (1 Rthlr.)

Diese von Hn. *G.* neu herausgegebene und überarbeitete Übersetzung ist, wie er versichert, ursprünglich „die Arbeit eines, den Gelehrten Deutschlands von der rühmlichsten Seite bekannten Mannes, dessen blosser Name die beste und geltendste Empfehlung für das Werk selbst seyn würde." Der Fall, dafs gerade ein solcher Mann an eine solche Arbeit geht, schien Rec. nicht gewöhnlich, und auffallend genug läfst Hr. *G.* eine Probe der derben Übersetzungsfehler folgen, die er zu verbessern gefunden. Doch das Buch selbst mufste um Auskunft befragt werden, und da fand denn Rec., dafs in der That kein anderer als Hr. *Jacobs* der ehrenwerthe Übersetzer — freylich nicht des Ganzen, sondern der Auszüge aus dem Vellejus Paterculus ist; die Stücke aus dem älteren Plinius eignet sich mit gleichem Rechte Hr. *Grofse* zu; aus dem Livius schien Hr. *Ostertag*, jedoch wie durch ein Medium zu blicken; alles das unbeschadet der gemachten Veränderungen, die nicht immer Verbesserungen sind. Zu mehreren Nachweisungen dieser Art, die sich muthmaslich würden geben lassen, sind Rec. die bekannteren gedruckten Hülfsmittel nicht bey der Hand. Wegen des *vulgata in omnem exercitum* Liv. L. 28. c. 27 hat Hr. *G.* gegen *Ostertag* nicht Recht. Es ist nicht von dem Bekanntseyn, sondern der wirklichen Verbreitung der Verschwörung die Rede; der Zusammenhang verlangt diesen Sinn. Hingegen zu L. 30. c. 12: *Syphax dum obequitat hostium turmis, equo graviter icto effusus opprimitur capiturque, et vivus, laetum ante omnes Masinissae praebiturus spectaculum, ad Laelium pertrahitur*, wären *Ostertags* Worte: „— und um vorzüglich dem Mas. einen fröhlichen Anblick zu gewähren, lebendig zum Lälius gebracht," zu berichtigen gewesen, wenn auch nur durch „vorzüglich dem Mas. zur Augenweide." Der Sinn ist so verschieden, als er es in den Sätzen ist: „Mir zur Freude ist der König zurückgekehrt," und: „um mir eine Freude zu machen, ist der König zurückgekehrt." Im Folgenden, wo es heifst, dafs Masinissa den Lälius gebeten: *ut arbitrium, utrius regum duorum fortunae accessio Sophonisba esset, ad Scipionem rejiceret*, übersetzt *O.*: „welcher von beiden Königen der glückliche Besitzer Sophonisba's seyn sollte," und unseres Nachschreibers: „durch den Besitz der S. beglückter werden sollte," ist keine Verbesserung. Der Sinn ist: wem S. als Theilnehmerin seines Schicksals anheimfallen sollte, dem glücklichen Könige oder dem unglücklichen? Gäben auch nicht die Übersetzungen alter Schriftsteller im Durchschnitte so häufig Gelegenheit zu Ausstellungen solcher Art: so ist doch die Dienstbeflissenheit, jungen Leuten (laut der Vorrede) ein Mittel zur Vermehrung ihrer Kenntnifs der lateinischen Sprache auch ohne Mithülfe eines Lehrers zu verschaffen, nirgends verkehrter angebracht, als bey einem zum Behuf des öffentlichen Unterrichts abgefafsten Werke. Über den angeblichen Vortheil, den Schülern die Verdeutschungen als Stoff lateinischer Übersetzungen zu nachmaliger Vergleichung mit der Urschrift vorlegen zu können, bemerkt Rec. nur so viel, dafs er die angegebene Übung mit seinen Schülern unablässig treibt, aber dabey mit fremden Verdeutschungen nach seiner Erfahrung nicht wohl zurechtkommen würde. Der Schulmann kann durch Vergleichung fremder Arbeit mit der eigenen lernen; aber er soll sich die eigene nicht dadurch ersparen.

B. d. S.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Annaberg*, b. Freyer: *Descriptio urbis Annaemontanae, sitae in Misia ad montes Sudetes, auctore Matthaeo Behem*, Annaemontano. Recudi curavit *Christianus Leberecht Deumer*, Syndicus civitatis Annaemontanae. 1812. XVI u. 68 S. 8. (6 gr.) Matthäus Behem, aus Annaberg, zuletzt im Jahre 1570 Superintendent zu Weida, schrieb mehrere gröfsere lateinische Gedichte, unter denen das eine den Ursprung und die Merkwürdigkeiten Annabergs beschreibt, und unter dem obigen Titel 1556 zu Wittenberg erschienen ist. Es hat aber wohl nicht grofse Verbreitung gefunden, und gehört daher zu den Seltenheiten. Da es die frühesten Nachrichten über Annaberg enthält: so glaubte Hr. *Deumer* seinen Mitbürgern durch einen erneuten Abdruck zu Willen zu handeln. Und dieser lobliche Eifer wird gewifs anerkannt und die musterhafte Vaterlandsliebe durch den Dank jedes Einzelnen belohnt werden. Hr. *D.* hat die Druckfehler des wittenberger Abdrucks sorgsam verbessert, richtigere Interpunction eingesetzt, doch mit Recht nichts in den prosodischen und grammatischen Fehlern des Vfs. geändert. Freylich beleidigen Fehler, wie *puto quod possint frui* v. 1450, und Vieles gegen die Prosodie; doch wird man hier den historischen Zweck mehr als den poetischen berücksichtigen. Überhaupt aber möchte der Werth des Gedichts, als solches, nicht hoch angesetzt werden können, da bald holprichte Schwerfälligkeit, bald leere Mattheit ermüdet. Um unseren Lesern einen Vorschmack zu geben, mögen hier v. 1267 — 1276 stehen, in denen der Dichter vom Senat, einem der poetischen Behandlung wohl fähigen Gegenstande, also spricht:

Suspiciosa locum nullum tenet ergo simultas,
Quisque, quod eloquitur, pectore sentit idem.
Candor ineft animis cunctorum vera fidesque,
Virtutem in magnis quam decet esse viris.
Semina non odii quaerunt scelerata nefandi
Dissidii causas non alimenta fovent.
Et nihil in peius fluctuat, quaecunque loquuntur,
Quae faciunt, dextre dictaque facta putant.
Unit et illorum salubris concordia mentes,
Cum cupit hoc unus, comprobat alter idem.

Angehängt ist *de venis metallicis gratiarum actio et precatio Philippi Melanchtonis* und *Catalogus librorum, qui de civitate Annaemontana agunt*, wodurch *Weinarts* Verzeichnifs im Versuch einer Literatur der sächs. Geschichte vielfach ergänzt und den Freunden der vaterländischen Geschichte ein erfreuliches Geschenk gemacht wird. X.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1813.

BIBLISCHE LITERATUR.

Pſalmen-Bearbeitungen.

Wir liefern hier, als Nachtrag zu unſerer A. L. Z., mehrere, noch nicht recenſirte Bearbeitungen und Überſetzungen der Pſalmen.

PADUA, b. Bettinelli: *Pſalmi Graeci*, cum argumentis et tractatione ad editionem Vindobonenſem anni MDCCLVII expreſſi atque ad uſum Graecae literaturae tironum analyſi grammatica inſtructi. 1802. 254 S. 8. (20 gr.)

Wenn auch die alexandriniſche Pſalmenüberſetzung nicht ſo gut gerathen iſt, wie die Verſion der Sprichwörter Sal. und des Hiobs: ſo iſt ſie doch für junge Theologen von äuſſerſter Wichtigkeit. Denn in ihr ſind manche merkwürdige Varianten des Originaltextes aufbewahrt, von denen man in den hebräiſchen Handſchriften keine Spur mehr findet; und ſie iſt vorzüglich geſchickt, den jungen Ausleger nicht blofs mit den auch im N. T. herrſchenden Eigenthümlichkeiten der hebräiſchartigen griechiſchen Sprache, ſondern auch mit den Eigenheiten der hebräiſchen Poëſie vertraut zu machen, deren Kenntniſs zur richtigen Erklärung der poetiſchen Stücke des N. T. unentbehrlich iſt. Auch verdiente die wiener Ausgabe von 1757 bey dieſem Abdrucke gebraucht zu werden! Denn auch ihre von dem breitingeriſchen Texte abweichenden Lesarten ſind von Belang. Z. B. die Pſ. 17, 14 auch in der complut. und aldin. Ausgabe befindliche Lesart *ἀπὸ ὀλίγων*, welche ſchon Auguſtinus in einer griechiſchen Handſchrift fand, auch Theodoretus aufbewahrt, und die Vulg. überſetzt hat. So iſt auch Pſ. 18, 24 das zweyte Mal *ἀνταποδώσει* richtig weggelaſſen worden. Pſ. 20, 8 hat dieſe Ausgabe *ἐπικαλεσόμεθα*, wie die Vulg. *invocabimus*, welches man auch beym Theodoretus und in mehreren griechiſchen Handſchriften findet. Pſ. 21, 11 fängt das zweyte Hemiſtichium mit *καὶ* ſtatt *ἤν* an. Pſ. 22, 25 kömmt *παρώχθισε* ſtatt des gewöhnlicheren *προσώχθισε* vor; Pſ. 23, 2 aber *ἐνέτρεψε*. Pſ. 37, 28 ſteht die richtigere Lesart des Theodoretus, der alexandriniſchen und anderer Handſchriften, auch der Vulg. *ἄνομοι* im Text. Pſ. 46, 6 findet man hier *τῷ πρὸς πρωῒ πρωΐ*. In den Hexaplis fehlt *πρὸς*, und Theodoretus lieſt *τὸ πρωῒ πρωΐ*, die Vulg. hat *mane diluculo*. Pſ. 98, 9 läſst dieſe Ausgabe den aus dem 13 V. des 96 Pſ. entlehnten Zuſatz, *ὅτι ἔρχεται*, nach *ἀπὸ προσώπου κυρίου* ſo, wie die Vulg. weg. Man ſtöſst zwar hin und wieder auf mehrere Abweichungen, die aber gröſstentheils Druckfehler zu ſeyn ſcheinen. Z. B. das Pſ. 2, 8 nach *κατάσχεσιν* fehlende *σου*, das Pſ. 6, 11 das zweyte Mal weggelaſſene *σφόδρα*, das Pſ. 7, 4 nach *τοῦτο* von *ὁ θεὸς* verſchobene *μου*, das Pſ. 8, 1 nach *κύριε* herausgefallene *ὁ*, das Pſ. 10, 5 nach *προσώπου* ganz unſchicklich ſtehende *σου*, und das V. 9 einmal herausgefallene *ἁρπάσαι πτωχὸν*, das Pſ. 18, 13 nach *τηλαυγήσεως* vermiſste *ἐνώπιον*, das Pſ. 19, 11 mit *ὑπὲρ* vertauſchte *ἐπὶ* und das Pſ. 22, 2 weggelaſſene *καὶ νυκτὸς*. Auch andere offenbare Druckfehler beweiſen, daſs dieſem Abdruck die gehörige Correctheit fehlt. Pſ. 9, 6 ſteht *φ* ſtatt *ψ* in *ἐξήλειψας*. Pſ. 11, 3 fehlt *ε* vor *ἐτειναν*. S. 20 Z. 8 ſteht *η* für *ε* in *βηβηλόω*; und die Accente ſind oft falſch geſetzt. Z. B. in *ὀρφάνω*, *ταπείνω*, in *προσέκυνησαν*, wo der Setzer den Acutum über die vierte Sylbe vor dem Ende geſetzt hat, wie die Neugriechen bisweilen thun. Indem der Herausgeber alle in der alexandriniſchen Überſetzung befindlichen Überſchriften und das am Ende vieler Strophen angehängte *διάψαλμα*, auch Pſ. 9, 16 *ᾠδὴ διαψάλματος* wegläſst: ſo bedient er ſich einer nicht zu entſchuldigenden Freyheit. Das vor jedem Pſ. ſtehende *argumentum* und die *tractatio*, in welcher der Inhalt eines jeden Geſanges angegeben wird, ſcheint auch aus der wiener Ausgabe entlehnt zu ſeyn; und dieſe Inhaltsanzeige enthält manchen nicht zu verachtenden Wink zum richtigen Verſtande der Pſalmen. Nach dieſer iſt z. B. der 68 Pſ. bey Fortſchaffung der Bundeslade nach Jeruſalem geſungen worden. Indeſſen ſcheint der Vf. dieſer Angaben, wer er auch ſeyn mag, nicht nach einerley Plane gearbeitet zu haben. Sonſt würde er nicht blofs den 76 Pſalm, vermuthlich wegen der Überſchrift der LXX, ſondern auch den 46 als Danklied wegen der wunderbaren Befreyung Jeruſalems von der Belagerung der Aſſyrer anſehn, da der zuletzt erwähnte Pſalm, welchen er für ein Troſtlied im Exil erklärt, noch unverkennbarere Andeutungen jener Begebenheiten enthält. Auch in Anſehung der meſſianiſchen Pſalmen befolgt er nicht eben dieſelben Grundſätze. Denn den 2 und 22 Pſalm erklärt er geradezu für meſſianiſche, weil ſie im N. T. auf Chriſtum gedeutet werden. Den Inhalt des 16 Pſalm hingegen giebt er folgendermaſsen an: *Deſcribitur felicitas eorum, qui deum colunt verae religionis exercitiis ac praeſertim et ſpecialius, qui addicti ſunt perpetuo cultui religionis, uti ſacerdotes et Levitae*, obgleich Act. 13, 35 nicht blofs eine Stelle dieſes Pſalms auf Chriſtum gedeutet, ſondern auch V. 36 und 37 bewieſen wird, daſs er nur auf ihn paſſe. Den 45 Pſalm deutet er

Digitized by Google

Spott ausdrückt, wie Pf. 25, 29: *Nie treffe Schande mich und Spott.* Denn jeder Kenner der Originalſprache weiſs, daſs durch dieſes Verbum bloſs die *getäuſchte Hoffnung* ausgedrückt wird. Da weder dem erſten, noch dem zweyten Theile eine Vorrede vorausgeſchickt wird: ſo iſt die eigentliche Beſtimmung dieſes Werkes ſchwer zu errathen. Allein wenn die erwähnte Spur der Unbekanntſchaft mit der hebräiſchen Sprache, zu der ſich noch mehrere auffinden laſſen, nicht ganz trüglich iſt: ſo läſst ſich daraus, und aus dem Beſtreben, dieſe Lieder in eine wirklich poetiſche Sprache überzutragen, der Schluſs ziehen, die Abſicht des Vfs. könne wohl keine andere geweſen ſeyn, als: dem deutſchen Publicum durch Benutzung der beſten Überſetzer eine treue, geſchmackvolle poetiſche Überſetzung der Pſalmen zu liefern, eine Abſicht, die in der That rühmlich und verdienſtlich iſt. Welcher Freund der Bibel ſollte nicht wünſchen, daſs auf dieſe Art die unter dem gebildeten Theile unſerer Nation ziemlich erkaltete Liebe zur Lectüre eines wichtigen Theiles des A. T. wieder etwas erwärmt werden möchte? Aber wenn es auch dem Vf. nicht gelungen ſeyn ſollte, dieſs hohe Ziel ganz zu erreichen: ſo muſs man doch ſchon ſein Beſtreben, ſich ihm zu nähern, mit Dank anerkennen; und Rec. glaubt, daſs dieſe Arbeit bey der erwähnten Claſſe von Leſern eine gute Wirkung hervorbringen könne. Um das Publicum in den Stand zu ſetzen, hierüber ſelbſt zu urtheilen, ſetzen wir den 3 Pſ. hieher:

Ach, Gott, wie iſt der Feinde Heer
So groſs, wie zahllos ſind
Die Gegner, welche rufen: Ihm
Iſt Gottes Hülfe fern!
Du aber biſt mein Schild und Sieg,
Du hebſt mein Haupt empor;
Antworteſt, wenn ich rufe, mir
Von deiner heil'gen Höh.
Ich lag und ſchlief, erwacht', um mich
War Gott und Gottes Schutz;
Nun fürcht' ich nicht zu Tauſenden
Von allen Seiten her.
Erſteh, o Gott, und rette mich!
Du ſchlugſt der Feinde Macht,
Und bändigteſt die Wüthenden.
Sey gnadig deinem Volk!

Dieſe Überſetzung würde noch mehr Eindruck machen, wenn ſtatt der allgemeinen Überſchrift: *Die gewiſſe Hülfe*, dergleichen der Vf. über alle Pſalmen ſetzt, hier angemerkt worden wäre, was ſelbſt im Hebräiſchen ſteht, daſs dieſes Lied auf Davids Flucht vor ſeinem Sohne Abſalom gedichtet ſey. Wer ſich an die groſse Gefahr, in welcher ſich damals der König befand, lebhaft erinnert, wird die Klagen deſſelben nicht übertrieben, den Muth und die Unerſchrockenheit aber, zu welcher ſich nach und nach ſein Herz erhebt, und das unerſchütterte Vertrauen, mit welchem dieſes Lied ſich ſchlieſst, der gröſsten Bewunderung würdig finden. In Anſehung der Treue im Überſetzen wird man hier wenig vermiſſen. Statt *Gegner* wäre *Empörer*, ſtatt *Sieg* aber *Ehrenretter* dem Hebräiſchen angemeſſener. Für *zu Tauſenden* ſollte *Myriaden Volks*, welches viel ſtärker iſt, und vor der letzten Zeile *der Sieg kommt von dem Ewigen* geſetzt werden, ein Satz, der dieſem Liede ſo weſentlich iſt, daſs er nicht hätte ſollen weggelaſſen werden. Die beiden Zeilen: *Du ſchlugſt der Feinde Macht, und bändigteſt die Wüthenden*, ſind zu frey, weil ſie zwar den Sinn ausdrücken, aber nicht auch zugleich das Bild, das der Dichter von wüthenden Raubthieren entlehnte, denen man das Kinn nebſt den ſcharfen Zähnen zerſchmettern muſs, wenn man ſie bändigen will. Rec. glaubt nun wohl, daſs ſich der Vf. die erwähnte Freyheit genommen habe, weil er fürchtete, dieſs orientaliſche Bild möchte den Deutſchen anſtöſsig ſeyn. Da man aber doch von einem Überſetzer nicht verlangt, daſs er die alten Gedichte moderniſiren ſoll: ſo würde wohl auch ein deutſches Ohr folgende treuere Überſetzung ertragen können: *Auf, Herr, errette mich, mein Gott, Der meinen Feinden oft Das Kinn zerſchlug, dem Frevler Den Zahn zerſchmetterte.* Die beiden noch fehlenden Sätze würde der Überſetzer leicht in zwey Verſen haben anhängen können. Denn hätte er ſie zu einer Strophe ausgedehnt: ſo hätte er ſie ohne Noth geſchwächt, da man von einem Überſetzer hebräiſcher Lieder, die gröſstentheils aus ungleichen Strophen beſtehen, durchgängig gleiche Strophen zu verlangen, gar nicht berechtigt iſt. Allein die einzelnen Zeilen hätten, wie im Original, gröſstentheils einen ganzen Satz faſſen ſollen. Dieſs findet man aber ſo vernachläſſigt, daſs ſich ſo gar manche Verſe mit *die, in, wie, als* u. ſ. w. ſchlieſsen, eine Freyheit, die ſich Pindar nicht einmal ſo häufig genommen hat, als man gemeiniglich glaubt. Auch eine andere Eigenthümlichkeit hebräiſcher Gedichte iſt in dieſen Überſetzungen nicht ſelten verloren gegangen; nämlich der Parallelismus der Sätze. Es wird zureichend ſeyn, bloſs aus dem Pſ. 2 die Zeilen herzuſetzen, die dadurch einen groſsen Theil ihrer Concinnität verloren haben. V. 2 iſt ſo überſetzt: *Im Rathe wider Gott und Gottes Geſalbten Erheben ſich Herrſcher und Fürſt.* Im Originale aber lautet er ſo: *Es treten zuſammen die Erdenkönige, Und die Herrſcher berathen ſich alle Wider Jehoven und ſeinen Geſalbten.* V. 4 und 5 iſt ſo zuſammengezogen: *Der Herr des Himmels lacht und ſpottet ihrer, Sprechen wird er zu ihnen im Zorn.* Nach dem Hebräiſchen ſollte es heiſsen: *Der im Himmel thronet, lacht, Der Herr ſpottet ihrer; Einſt ruft er im Zorn ihnen zu, Im Grimme ſchrecket er ſie.* V. 10 giebt der Vf. ſo: *Ihr Fürſten, ihr Herrſcher, werdet weiſe.* Im Original aber ſteht: *Nun wohlan! ihr Könige, werdet weiſe; laſst euch unterweiſen, ihr Herrſcher der Erde.* V. 11 hat die Überſetzung: *Dienet Gott mit Zittern*; die Urſchrift: *Voll Ehrfurcht dienet Jehoven, Mit Zittern jauchzet ihm.* Faſt muſs man vermuthen, daſs ſich der Überſetzer mit Vorſatz auch dieſe Abweichungen erlaubt habe, weil er glaubte, ſolche Wiederholungen klängen dem Deutſchen zu fremd. Hat er doch auch Pſ. 22, 17 dem verwöhnten Ohre ſeiner Landsleute zu gefallen *die wilden Hunde* weggelaſſen, und bloſs die *Frevler* erwähnt. Heiſst dieſs aber nicht in Über-

Digitized by Google

setzungen alter Gedichte auf Kosten der Treue die Delicatesse zu weit treiben?

Die Verständlichkeit mancher Pf., z. B. Pf. 2. 24 u. f. w., würde der Vf. nicht wenig befördert haben, wenn er die singenden Personen bemerkt hätte, wie schon *Michaelis*, vorzüglich aber *Müntinghe*, *Kühnöl* und *Nachtigall* gethan haben. Dann würde seinen Lesern Manches deutlich seyn, was sie nun verwirren muss. Wenn sie nach Pf. 9, 13: *Er denkt des vergossenen Blutes, Er hört der Armen Schreyn*, folgende Worte hören: *Erbarm, o Herr, dich meiner, mich umringt der Feinde Heer*, ohne daran erinnert zu werden, dass hier ein anderes Chor das Gebet, das Gott erhört hat, wiederholt: so müssen sie glauben, der Übersetzer habe hier eine ganz fremde Stelle eingerückt.

Der 1 Theil hat zwar auch die Überschrift: *Psalmen*, enthält aber eigene Gedichte des ungenannten Vfs., in welchen viele Gedanken der Psalmen benutzt worden sind. Er theilt sie in drey Bücher ein, und hat jedem Buche 40 Lieder angewiesen. Das Lied: *Um Beruhigung*, S. 24, mag hier als Probe stehn:

Herr, neige gnädig mir dein Ohr,
Denn flehen will ich, Gott, zu dir.
Laut ruf' ich, Herr, antworte du,
Gott Tröster, meinem Schreyn.
Du liebst die Reu des Sünders. Sieh,
Hier ist ein Herz, das Reue fühlt;
Nach deiner Gnade, wie das Land,
Ists dürr, nach Regen seufzt.
Du bist ein Gott, der Sünde nicht
Zurechnet dem, der ihr entsagt;
Sein Leben dir, und deinem Sohn,
Aufs neu und ernstlich weihr.
Dies sey, Gott Tröster, dies mein Trost,
Dies meine Freud' und Wonn' allein,
Wenn meiner Seele Trost gebricht
Und Jammer sie erfüllt.

Dass Lieder eines so allgemeinen Inhaltes nicht das Feuer der biblischen, auf besondere Gelegenheiten gedichteten Psalmen haben können, auch blosse Nachahmungen nicht leicht das Original erreichen werden, versteht sich von selbst. Doch das darf Rec. wohl nicht mit Stillschweigen übergehen, dass diese Psalmen so, wie viele Psalmen Davids, auch einem Meister in der Tonkunst, nämlich Hn. *Joh. Georg Tromlitz*, Tonkünstler und Flötenisten zu Leipzig, gewidmet worden sind. Wir zweifeln nicht, dass dieser manche dieser Lieder singbar gefunden, in manchen aber das für anstössig gehalten haben wird, was schon oben von den biblischen Psalmen bemerkt worden ist. Denn auch in diesen endigt sich manche Zeile, wie S. 33, auf *in*; manche, wie S. 34, mit *und*; manche, wie S. 42, mit dem Artikel. Manche schliesst sich mit einem Adjectiv, wie S. 60, wo das dazu gehörige Substantiv erst in der folgenden Zeile nachgeschleppt wird. Ja bisweilen, wie S. 25, geht der Sinn aus einer Strophe in die andere über. Wie unangenehm dies in einem zum Gesange bestimmten Liede sey, fühlte schon Gellert sehr wohl. Das Sylbenmass ist gröstentheils sehr fliessend. Nur selten laufen solche Zeilen mitunter: *Dem Spotte nicht Preis giebst*, S. 29, und: *Eindringst mit ihrem Grauen*, S. 58. Einige zu gesuchte Zusammensetzungen sind auch nach dem Gefühl des Rec. in diesen Liedern anstössig: *Uns Sündennachtumfangene* und *uns Furchtbesessene*. S. 17. *Mein Herzgebet* S. 37 klingt noch fremder. Der Apostroph vor einem Mitlauter in *Aug'* S. 41 und *all'* S. 83 ist auch, zumal am Ende des Verses, ziemlich hart. Doch dadurch hören diese Lieder nicht auf, erbaulich zu seyn. Auch wird hoffentlich der Mangel des Reims die Erbauung gebildeter Leser nicht stören.

M. H. P.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

KURZE ANZEIGEN.

Homiletik. *Salzburg*, b. Mayr: *Über den mündlichen Vortrag des Redners, mit erläuternden Beyspielen.* (Zur Beförderung der geistlichen Beredsamkeit, von *Georg Purebert*. Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage. 1810. 200 S. 8. (12 gr.) Das Buch besteht aus drey Theilen: im ersten Theile ist von der Declamation, im zweyten von der Action die Rede; der dritte enthält eine Predigt, mit der nöthigen Betonung und Action bezeichnet, zur Übung. Der Vf. kennt die besten Schriften über seinen Gegenstand, aber wie es scheint, nur bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts, und hat sie auf eine verständige Weise benutzt. Mehr als das Gewöhnliche findet man nicht; das Hauptverdienst des Buchs besteht in der Kürze und in den meistentheils gut gewählten Beyspielen. Übrigens wird auch der Unterricht dieses Buchs, so wie aller Bücher der Art, ohne hinzutretende mündliche Hülfe, immer mangelhaft und unverständlich bleiben. Was der Vf. im zweyten Capitel des ersten Theils „*Geschichte der Declamation und Action*" nennt, sind magere Notizen über einige alte berühmte Redner und ein paar Gemeinplätze, aber nichts weniger als Geschichte. Auch fehlt es nicht an Unrichtigkeiten. „Es gab sogar Leute, deren eigenes Studium es war, Dichter gut zu lesen. Aristoteles erzählt uns von einem solchen Vorleser (*Rhapso*)? — Der Abschnitt über die Action kann schon seiner Natur nach deutlicher seyn, und ist es auch hier. Die Regeln sind ziemlich bestimmt, doch wird man bey der Anwendung immer auch den guten Kopf von dem mittelmässigen unterscheiden. Es ist deswegen auch nicht wahr, was man gewöhnlich vorbringt: *Poeta nascitur, orator fit.* Der Redner muss eben so gut geboren seyn, als der Dichter. Der Redner kann zwar Vieles durch die Kunst ersetzen, aber nicht die Natur.

C.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

BIBLISCHE LITERATUR.

Pfalmen-Bearbeitungen.

STENDAL, b. Franzen u. Groſse: *Kritik aller meſſianiſchen Pſalmen* von *Johann Heinrich Schultze*, Prediger zu Sahms im Herzogthum Lauenburg. 1802. 183 S. 8. (12 gr.)

Eine exegetiſch-hiſtoriſche Kritik der Pſalmen, die man gewöhnlich theils ganz theils einzelnen Stellen nach auf den Meſſias gedeutet hat, iſt, wenn ſie mit Gründlichkeit und Unbefangenheit angeſtellt wird, allerdings ein lobenswerthes ſchriftſtelleriſches Unternehmen. Zwar iſt ſowohl in denjenigen Werken, in welchen ſämmtliche oder der vorzüglichere Theil der Pſalmen bearbeitet worden, als in denen, welche ſich über alle ſogenannten Weiſſagungen des A. T. verbreiten, jene Kritik ſchon berückſichtigt worden: dennoch aber wird manchen Individuen im theologiſchen Publicum eine Schrift, welche ausſchlieſslich die für meſſianiſch gehaltenen Pſalmen behandelt, willkommen ſeyn; auch haben der Natur der Sache nach Monographieen gewöhnlich manche Vorzüge vor Werken von einem allgemeineren Umfange. Da nun Hr. *S.* in der — ſchon im J. 1800 geſchriebenen — Vorrede verſichert, daſs ſeine Schrift die Frucht eines vieljährigen Fleiſses ſey, und daſs er darin zwar die Arbeiten ſeiner Vorgänger benutzt habe, aber doch auch ſeinen eigenen Weg gegangen ſey: ſo verdient dieſelbe um ſo mehr Aufmerkſamkeit. Rec. kann auch dem Vf. das Zeugniſs nicht verſagen, daſs er recht gründliche Kenntniſſe in der bibliſchen Exegeſe und Kritik beſitze, und eine ungemeine Freymüthigkeit zeige. Die letzte erhellt dadurch deutlich genug, daſs er durchaus keinen einzigen Pſalm für wirklich meſſianiſch anerkennt. Zu bedauern iſt es aber, daſs er von manchen neueren ſchätzbaren Arbeiten über die Pſalmen, ſeiner vorher von uns ausgehobenen Verſicherung ungeachtet, keinen Gebrauch gemacht hat. Er ſcheint unter den neueren Erklärern vorzüglich nur *Michaelis*, *Dathe*, *Knapp* und *Haſſe* zu Rathe gezogen; dagegen aber die Arbeiten von *Paulus*, *Hensler* und *Jacobi*, ingleichen die *eckermannſchen* Beyträge, einzelne kleinere Schriften und in theolog. Journalen zerſtreute Abhandlungen zu geſchweigen, ganz überſehen zu haben. Hätten ihm ſämmtliche Hülfsmittel zu Gebote geſtanden: ſo würde er wahrſcheinlich an manchen Stellen, wo er etwas Neues vorgetragen zu haben glaubt, dieſs nicht behauptet, hin und wieder auch anderen Erklärungen den Vorzug gegeben oder ſich auf eine ſchärfere Beweisführung eingelaſſen haben. In der Vorrede ſucht Hr. *S.* die Fragen zu beantworten: „Giebt es denn gar keine Weiſſagungen im A. T.? Woran kann man ſie untrüglich erkennen? Wo ſoll man ſie ſuchen? (Dieſe dritte Frage liegt ſchon in der erſten; wenigſtens hätte die Beantwortung derſelben mit der der erſten verbunden werden können.) Kann die göttliche Sendung Jeſu ohne ſie beſtehen?“ — Allein hier entdeckt man den Mangel einer genügenden Bekanntſchaft mit den Vorarbeiten anderer Schriftſteller am mehrſten; auch hätte man wohl erwarten können, daſs der Vf., ſtatt jene Fragen kurz in der Vorrede abzufertigen, ſie in Einer oder mehreren beſonderen Abhandlungen zum Gegenſtande einer ausführlicheren Unterſuchung gemacht hätte. Manches würde er auch ſchon weit gründlicher dargeſtellt und genauer beſtimmt haben, wenn er nur die ſchätzbare *zieglerſche* Abhandlung „über Beweiſe fürs Chriſtenthum und über Urſprung (und Fortbildung) der Ideen vom Meſſias“ (im 1 St. des erſten Bandes des *henkeſchen* Magazins), nebſt Hn. D. *Ammon's* Entwurf einer Chriſtologie des A. T. (Erlangen 1794) zu Rathe gezogen hätte. Indeſs auch hievon abgeſehen, laſſen ſich Erinnerungen gegen einzelne Äuſserungen in der Vorrede machen. S. 19 z. B. ſagt der Vf.: „Auch in den Pſalmen darf man keine Weiſſagungen ſuchen, *denn* ſie fallen in das goldene Zeitalter der Nation, in die Periode der Könige, Saul, David und Salomo.“ Rec. glaubt, daſs der Satz: „In den Pſalmen ſind keine meſſianiſchen Weiſſagungen,“ auf anderen — auch zum Theil vom Vf. ſelbſt nachher bey den einzelnen Pſalmen ausgeführten oder angedeuteten — Gründen beruhen muſs. Denn es läſst ſich nicht beweiſen, daſs gar keine ſpäteren Stücke aus den Zeiten des getrennten und geſunkenen hebr. Staats darunter wären; es iſt vielmehr das Gegentheil wahrſcheinlich. — Die einzelnen, vom Vf. exegetiſch behandelten Pſalmen ſind: der 2, 8, 16, 22, 40, 45, 69, 72 und 110. Dieſe ſind von S. 27 — 46 metriſch, in abwechſelnden Jamben und Trochäen, im Ganzen ziemlich treu und im poetiſchen Geiſte des Originals überſetzt; das Metrum aber iſt nicht immer rein, und einige harte Hiatus und Eliſionen kommen auch vor. Von S. 49 bis zu Ende folgen die Anmerkungen, in welchen die Abſicht und Gedankenfolge des Dichters entwickelt, und die einzelnen Züge in den poetiſchen Schilderungen recht gut aufgefaſst und mit Geſchmack erläutert,

Digitized by Google

aufserdem aber philologiſche und kritiſche Erörterungen beygebracht ſind. Daſs hier Manches vorkommt, das man ſchon bey den Vorgängern des Vfs. antrifft, iſt nicht zu verwundern, zumal da er ſelbſt in der Vorrede bemerkt, daſs er die Anmerkungen mit beſonderer Rückſicht auf junge Freunde der bibliſchen Philologie und Exegeſe geſchrieben habe. — Wir fügen jetzt über einige Stellen unſere Erinnerungen hinzu. Beym 2 *Pſalm* bemerkt Hr. *S.*, der im 6 V. vorkommende Name *Zion* ſey ein Beweis, daſs das Lied in die Periode Davids falle, „in eine Periode alſo, wo die Idee vom Meſſias noch nicht war.“ Allein die Erwähnung Zions kann durchaus kein Hinderniſs ſeyn, das Lied auf einen ſpäteren judäiſchen König zu beziehen, z. B. auf Uſiah, der eben ſo wie David ſeine Herrſchaft über benachbarte Völker auszudehnen ſuchte. Beſondere Gründe, welche für Uſiah oder einen anderen ſpäteren König mehr entſchieden als für David, ſind freylich nicht vorhanden; allein jene Behauptung iſt doch auch grundlos. Wir würden daher das Zeitalter des Liedes, als nicht mit Gewiſsheit beſtimmbar, dahin geſtellt ſeyn laſſen, und der den Pſ. für meſſianiſch nehmenden Dogmatik vorzüglich aus dem vom Vf. nicht berührten Grunde widerſprechen, daſs die Ausdrücke des Dichters bloſs auf eine politiſche, und zwar harte, barbariſche Herrſchaft, nicht aber auf eine geiſtige und religiöſe, gehen können. V. 7 des 2 Pſ. überſetzt Hr. *S.* die Worte: אספרה אל־חק nach *Dathe*: „Ich will erzählen, *wie es iſt*“; vermuthlich fühlte er ſelbſt das Matte in dieſer Erklärung: denn in der Anmerkung ſagt er, daſs er lieber dem Alexandriner, welcher διαγγέλλων τὸ πρόσταγμα τοῦ κυρίου überſetzt, folgen, und ספר anſtatt אספרה leſen, hinter חק aber יהוה einſchieben wolle. Allein zu der Änderung des Verbi liegt in der Überſetzung des Alexandriners (auch angenommen, daſs dieſe nicht etwa ſelbſt verdorben iſt,) kein hinreichender Grund; denn er konnte auch die maſorethiſche Lesart willkührlich durch das Particip ausgedrückt haben. Die folgenden Worte des Alexandr. τὸ πρόσταγμα τοῦ κυρίου aber möchten wir uns anders als der Vf. erklären. Bekanntlich hat die Partikel אֶל vor חק immer Schwierigkeiten gemacht; denn die Stelle Pſ. LXIX, 27 beweiſt nichts für die Conſtruction des Verbi ספר mit אֶל, weil da die Lesart ungewiſs iſt. Könnte alſo wohl nicht der Alexandr. folgendermaſsen geleſen und der Dichter wirklich geſchrieben haben:

אספרה חק־אֶל
יהוה אמר אלי

Wie ſehr leicht Verſetzungen in den alten Handſchriften entſtanden ſind, iſt bekannt genug. Die vom Vf. angenommene Verdoppelung des W. יהוה iſt in dieſem Context weit weniger wahrſcheinlich. Aquila und Theodotion, die hier den Genitiv ἰσχυροῦ haben, ſprechen gleichfalls für חק־אֶל. — V. 9 iſt Hn. *S's.* Überſetzung: „Zerſchmettern magſt du ſie mit deinem *Eiſerſtab*,“ ſehr anſtöſsig. Warum nicht lieber: „Mit eiſernem Regentenſtabe wirſt du ſie zerſchmettern“? In der Anmerkung hätte, da der Vf. zuweilen bey anderen Stellen homeriſche Ausdrücke zur Erläuterung anwendet, erwähnt werden können, daſs auch im Homer, z. B. Ilias VII, 141. 43. 44, Regenten und Heerführern eine σιδερείη κορύνη beygelegt wird. — Den 45 *Pſalm* nimmt Hr. *S.* mit anderen Auslegern für den Glückwunſch eines uns unbekannten Dichters bey *Salomo's* Vermählung mit einer ausländiſchen, wahrſcheinlich ägyptiſchen Königstochter; allein warum will man den beſungenen König genau beſtimmen, da es doch an entſcheidenden Gründen völlig fehlt? Die Darſtellung des Königs *als* eines Helden, deſſen geſchärfte Pfeile ins Herz ſeiner Feinde dringen (V. 6), paſst gar nicht recht auf den unkriegeriſchen Salomo; was auch der Vf. dagegen einwenden mag. V. 3 überſetzt er: „Schönſter unter Adam's Söhnen, | Huld iſt ausgegoſſen | Über deine Lippen, | Drum iſt dir ſelbſt die Gottheit hold,“ und nimmt dieſs in der Anmerkung mit Recht nicht als Lob der Beredſamkeit, ſondern als Lob der Schönheit überhaupt; es hätte aber dabey der ähnliche homeriſche Ausdruck Odyſſ. II, 12 verglichen werden können, wo es vom Telemachos heiſst: Θεσπεσίην δ' ἄρα τῷγε χάριν κατέχευεν Ἀθήνη, und zur Erläuterung der in der letzten Strophe liegenden Idee kann auch die Stelle in der Ilias XX, 232 — 235 dienen. V. 7 nimmt Hr. *S.* אלהים als Vocativ und als Benennung des königlichen Bräutigams; er überſetzt: „Dein Thron, *Beherrſcher*, iſt ein immer ewiger, | Ein grades Scepter iſt das Scepter deines Reichs,“ und in der Anmerkung ſagt er, dieſe Erklärung ſey aus der Zuſammenſtellung der beiden אלהים im folgenden Verſe ſonnenklar. Allein Rec. möchte aus der Zuſammenſtellung אלהים אלהיך gerade das Gegentheil ſchlieſsen; denn wie hart iſt es, wenn hier das erſte Wort den König und das zweyte die Gottheit bezeichnen ſoll! Der Vf. fügt noch die ſeltſame Frage hinzu: „Wie ſollte der Dichter in einer Anrede an den König, auf einmal auf Gott kommen?“ In einem Liede, das ungeachtet der ſinnlichen Schilderungen, die es enthält, offenbar eine moraliſche und religiöſe Tendenz hat, kann ja nichts natürlicher und angemeſſener ſeyn. Die andere Erklärung wird V. 7 auch durch den Parallelismus empfohlen; es iſt dann in beiden Hemiſtichien Subject und Prädicat einander entſprechend; wir überſetzen: „Die Gottheit iſt dein ewiger, unwandelbarer Thron, | Ein Scepter der Gerechtigkeit iſt deines Reiches Scepter!“ — V. 14 überſetzt Hr. *S.* nach *Haſſe*: „Der Königstochter Hauptſchmuck iſt ihr Angeſicht, | Mit Gold durchwirkt iſt ihr Gewand.“ Er nimmt פניה für פנים (*facies*) mit dem paragogiſchen ה, und will ſeine Erklärung durch den Parallelismus vertheidigen, indem der Dichter oben (V. 3) auch zuerſt die Schönheit des Königs und dann erſt (V. 4. 5) ſeinen Schmuck ſchildere. Allein die Schönheit der Braut iſt ſchon im Vorigen (V. 12) erwähnt; ſie braucht alſo hier V. 14 nicht noch einmal und noch dazu in einer offenbar heterogenen Verbindung vorzukommen; überdieſs könnte פניה in der Bedeutung *facies* ſchwerlich hinter כה־טלך ſtehen, ſondern

Digitized by Google

es müfste vorangehen. Wir nehmen daher מנימה lieber fo, wie *Duthe* es nimmt, und der Sprachgebrauch zuläfst, und überfetzen: „Ganz aufgefchmückt *im Innern des Gemaches* ift die Königstochter; | Mit Gold gewirkt ift ihr Gewand!“ — V. 15 und 16 hat Hr. S. fo übertragen: „So führt man *ins geftickte Zimmer* | Zum Könige *fie* ein, | Jungfrauen im Gefolge, Freundinnen von *ihr*. | *Die Dir Gefchenkten* führt man ein | Mit Freudenfchall und Jubelton; | Zum Königspallaft geht der Zug.“ Das Wort לרקמה V. 15 erklärt er alfo auf eine neue Art, und die beiden Worte מובאות לך trennt er vom 15 V., und verbindet fie mit dem 16. Allein es fcheint uns doch weit beffer, לרקמה mit dem Alexandriner und einigen neueren Interpreten noch von der Kleidung der Braut zu verftehen, מובאות aber kann fchwerlich *die gefchenkten Sklavinnen* bezeichnen und mit חובלנה verbunden werden; auch würde nach diefer Abtheilung und Erklärung רעותיה zu abgeriffen ftehen. Rec. verbindet lieber רעותיה mit מובאות, und zieht לך (punctirt לָךְ) mit *Paulus* und anderen Kritikern zum folgenden Verfe. Noch beffer wäre es, wenn das Wörtchen לך ganz fehlte. Wollte man fich eine etwas kühne Vermuthung erlauben: fo könnte man annehmen, es fey eine ganz falfche Lesart, die durch Irrthum der Abfchreiber aus der Endfylbe des gerade über in der vorigen Zeile ftehenden Worts למלך entftanden wäre. Wir überfetzen alfo:

V. 15. In reichen Stickereyn wird fie zum König hingeführt,
Jungfrauen (Zofen) hinter ihr;
Auch ihre Freundinnen erheben fich! —
V. 16. Mit Freud' und Jubel nahet fich der ganze Zug;
Schon tritt er in des Königs Pallaft ein!

Wir müffen hier abbrechen, und fügen nur noch die Verficherung hinzu, dafs die Freunde der bibl. Exegefe, wenn fie gleich an mehreren Stellen Gründe haben können, von den Erklärungen des Vfs. abzugehen, doch feine Schrift nicht ohne Nutzen vergleichen werden.

RMD.

Hamburg, b. d. Vf. u. in Comm. b. Perthes: *Die Pfalmen.* Aus dem Hebräifchen neu überfetzt und erläutert von *Matth. Heinr. Stuhlmann*, Pred. an d. Katharinenkirche in Hamburg. 1812. XVI u. 429 S. 8. (2 Rthlr.)

Diefe Überfetzung hat das Eigenthümliche, dafs fie die Pfalmen in wirklichen (wie der Vf. fagt, d. h. in antiken und modernen) lyrifchen Formen wiedergiebt. Der Überfetzer hat bisweilen auch eigene metrifche Compofitionen verfucht. Vom Reim ift indeffen fehr fparfam und nur da Gebrauch gemacht, wo das Original felbft Affonanzen gefucht zu haben fchien. Doch hat er keine poetifchen Nachbildungen, wie z. B. *J. A. Cramer*, liefern wollen, fondern eine forgfältige und treue Überfetzung, in der nirgends der poetifchen Form zu Liebe ein eigener Gedanke eingefchaltet, oder ein anderer weggefchnitten worden. Selbft den Parallelismus der Glieder hat der Vf. faft durchgängig zu beobachten gefucht, und nur bey einigen Pfalmen ift davon abgewichen, aber, wie er verfichert, keineswegs aus Nothbedarf, fondern um in Proben zu zeigen, wie fich alsdann ein Pfalm ausnehme. Über diefe Übertragungsart erklärt und vertheidigt fich der Vf. in der Vorrede. Sehr oberflächlich bezeichnet er die rhythmifche Eigenthümlichkeit der hebräifchen Poefie, da fich doch nur aus einer gründlichen Einficht in diefelbe ein ficheres Urtheil über die Zuläffigkeit der von ihm gewählten rhythmifchen Formen fällen läfst. Er macht wieder die altmodifchen Zweifel geltend, dafs vielleicht die ächte Ausfprache des hebräifchen verloren fey, und dafs wir dann auch auf die hebräifche Profodie Verzicht leiften müfsten. Nehme man aber auch die Richtigkeit der jetzigen Ausfprache an: fo fey klar, dafs der in den Pfalmen herrfchende Rhythmus nicht überall derfelbe, fondern von verfchiedener Art fey; einige Pfalmen hätten längere, andere kürzere Zeilen, bey anderen wechfelten längere und kürzere Zeilen mit einander ab, und noch andere hätten eine ganz freye, dem Anfcheine nach regellofe Form. Hieraus folge, dafs die Hebräer eine gewiffe Mannichfaltigkeit der poetifchen Formen gekannt hätten. Allein hieraus folgt nur, dafs die Hebräer keine eigentlich metrifche Form hatten. Nach diefen Bemerkungen verwirft nun der Vf. fowohl die Übertragungsart in blofsen unmetrifchen Parallelzeilen, als auch die in Jamben, welches Versmafs nur für die Lieder der leichteren lyrifchen Gattung und für die erzählenden Gedichte, aber nicht für die Oden und Hymnen paffe; worin wir ihm vollkommen Recht geben. Der richtigen Bemerkung, dafs durch feine Übertragungsweife die urfprüngliche Form des Originals aufgeopfert werde, fetzt er die Bemerkung entgegen, dafs man fie doch einmal nothgedrungen aufopfern müffe, weil man fie fo gut wie gar nicht kenne. Aber wir kennen fie ja; fie liegt ja vor uns, überliefert durch eine Tradition, deren Richtigkeit fich durch die neuere, nach befferen Grundfätzen angeftellte Sprachforfchung fowohl in lexikographifcher als grammatikalifcher und kritifcher Hinficht fo fehr bewährt.

Sollten denn wirklich die Juden, bey der Liebe für ihre väterliche Sprache und dem eifernen Fleifs, den fie von jeher darauf gewandt, die Ausfprache im Wefentlichen verloren haben? Wahrlich wenn wir für alle hiftorifchen Gegenftände eine folche Gewähr hätten, wie für die Ausfprache der hebräifchen Sprache: fo ftände es um die Hiftorie ganz anders. Wozu noch die innere Zufammenftimmung und Confequenz diefer Ausfprache kommt, die durch einzelne Inconfequenzen und Willkührlichkeiten nicht aufgehoben wird. Wir möchten hiemit die beften unferer hebräifchen Philologen dringend auffodern, die Frage wieder einmal zu unterfuchen und endlich zu entfcheiden, ob fich gegen die Richtigkeit der hebräifchen Punctation gegründete Zweifel erheben laffen, um auch in diefem Puncte dem unkritifchen Verfahren ein Ende zu machen, dem fie in Anfehung der Wortfor-

Digitized by Google

ſchung und Interpretation glücklich geſteuert haben. — Geſetzt, fährt der Vf. fort, daſs der Numerus oder Rhythmus des Originals einmal von irgend einem Seher (?) enträthſelt würde: ſo wäre noch ſehr die Frage, ob er in deutſcher Sprache dieſelbe Wirkung thäte, die er in der Grundſprache hervorbringt, ob man ihn alſo in einer deutſchen Überſetzung, ohne dem Eindrucke zu ſchaden, nur nachahmen dürfte. Er beruft ſich auf das Beyſpiel des franzöſiſchen Alexandriners, der ſich im Deutſchen ſchlecht ausnehme. Allein er würde ſich wohl gut ausnehmen und beſſer, als die fünffüſsigen Jamben, wenn man ihn mit Abwechſelung, mit Untermiſchung von Daktylen und Spondäen, zu behandeln verſtände. Wir können alſo dem Vf. auf keine Weiſe den Satz zugeben, daſs man in gewiſſen Fällen von dem Geſetz, das Original in ſeiner eigenthümlichen Form wiederzugeben, abweichen müſſe, es ſey denn, daſs dieſe Form ſchlechterdings mit dem Bau der deutſchen Sprache ſtreite.

Was nun die Arbeit ſelbſt betrifft: ſo will der Vf. lediglich in rhythmiſcher Hinſicht beurtheilt ſeyn, weil er ſich über die befolgte Erklärung bey einer anderen Gelegenheit zu rechtfertigen gedenkt. Auf die vorangeſchickte Einleitung und die Anmerkungen, womit er die Pſalmen begleitet hat, legt er ſelber nicht viel Werth. Wir bemerken nur, daſs er den Anſichten *de Wette's* von den ſogenannten Unglückspſalmen und der Unächtheit mehrerer davidiſcher Pſalmen zum Theil beytritt, und daſs er ſtatt 150 Pſalmen deren 156 zählt. Da wir mit dem Vf. in den Grundſätzen nicht übereinſtimmen: ſo können wir in keine eigentliche Beurtheilung ſeiner Arbeit eingehen. Wir wollen nur Proben geben von dem, was uns, die Grundſätze des Vfs. zugegeben, beſonders gefallen oder miſsfallen hat.

Pſ. II, 6 lautet etwas platt ſo:

Mein König ward von mir geweiht,
Auf Zions Berg der Heiligkeit.

Beſſer ſchlieſst dieſer Pſalm mit folgendem Verſe:

Leicht möchte ſich ſein Zorn entzünden,
Heil allen, die ſich ihm verbünden!

Wir zweifeln aber, daſs die Aſſonanz im Originale hier von rhythmiſcher Bedeutung iſt. Der Anfang von Pſalm IV lautet:

Wenn ich flehe, höre mich,
Gott, mein Unſchuldsrächer!
Der du Raum mir ſchafft im Druck,
Gnädig hör' mein Flehen!

Hiemit vergleiche der Leſer folgende treue Überſetzung:

Mein Rufen erhöre, Gott, mein Rächer,
Der aus Bedrängniſs mich befreyet!
Erbarme dich mein, und vernimm mein Flehen!

Den Parallelismus hat der Vf. übrigens, wie klar iſt, hier nicht beobachtet. — Der VIII Pſalm ſcheint uns ſehr gemiſshandelt zu ſeyn, beſonders iſt auch der Parallelismus verletzt. Z. B. V. 6—9:

6. Und läſseſt ihm zum Gotte wenig fehlen,
Und krönſt ihn mit Würde, mit Glenz,
7. Beherrſchen ſollt' er, was du gemacht,
Du legteſt alles unter ſeine Füſse,
8. Das Lamm, den Stier, des Feldes Gewild,
9. Des Himmels Vogel, den Fiſch im Meer,
Was irgend wandelt *auf* (?) dem Pfad der Wogen.

Wir überſetzen:

6. Und du ſetzteſt ihn wenig unter Gott,
Und mit Herrlichkeit und Würde krönteſt du ihn;
7. Machteſt ihn zum Herrſcher über deine Werke,
Alles legteſt du unter ſeine Füſse:
8. Schaf und Rinder allzumal,
Auch die Thiere des Gefildes,
9. Vögel des Himmels und Fiſche des Meeres,
Welche dee Meeres Pfade wandeln.

Wir haben hier zugleich ein Beyſpiel von den metriſchen Fabricaten des Vfs. —

Den XVII Pſalm bezieht der Vf. auf einen Krieg mit den Rebellen, und danach überſetzt er V. 3. 4:

3. Wenn du mein Herz durchforſcheſt, die Nacht
Ausſpähſt, ſtrenge mich ſichteſt:
Bosheit findeſt du nicht bey mir,
Noch zur Unthet der Menſchen
Sprech mit Billigung je mein Mund.
4. Wie dein Wille mir heiſset,
Bin ich den Pfaden des Wüthrichs gefolgt.

Die ſonderbare Erklärung abgerechnet, über die wir uns des Urtheils enthalten, berufen wir uns auf den Geſchmack des Leſers, ob das in lyriſcher Form und treu überſetzt heiſse! — Pſalm 18, 3 iſt מְקֹרִ֣ ישְׁעִ֑י gegeben durch *Gebürge des Heils.* שְׁאוֹל V. 6 iſt dem Vf. das *Gräberreich.* V. 7 giebt er חֵיכָל durch *Tempel*, da doch nachher Jehova vom Himmel erſcheint. V. 11 ſtatt: *Er fuhr auf dem Cherub*, der Vf.: *Er ſaſs auf Cherubs Rücken.* — Pſ. XIX iſt in zwey Pſalmen getheilt. V. 5 und 6 iſt ſo überſetzt:

5. Doch dringet die Kunde zur ganzen Erde,
Zur *Weltengränze* hin ihr Spruch.
— ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑
Dem *Sonnenball* iſt ein Gezelt geſetzet;
6. Er kommt, dem Bräutgam gleich, hervor
Und fröhlich, die Bahn wie ein Held zu laufen.
Vom Himmels Ende kommt er her.

Wie gefällt der alte Dichter in dieſer Mummerey? — Die beliebte Manier der Chorabtheilung hat dem Vf. auch gefallen. Pſ. XX iſt als ein Wechſelgeſang zwiſchen Prieſter, König und Volk genommen, und ſo mehrere Pſ. ähnlich. Pſ. XXII iſt überſchrieben: *Noth von allen Seiten* (!). Um die Aſſonanz im 2 Verſe nachzuahmen, hat der Vf. überſetzt:

Mein Gott, mein Gott, warum verläſst du mich?
Bewegt mein Klaggeſchrey den Retter nicht?

Wörtlich heiſst es:

Mein Gott, mein Gott, warum haſt du mich verleſſen,
Fern von meiner Hülfe, den Worten meines Geſtöhns?

Von V. 24 an beginnt dem Vf. ein neuer Pſalm. So theilt er auch Pſ. XXVIII. XXXI. XXXVI u. a., worin ihm ſchwerlich Jemand folgen wird.

(*Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.*)

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

BIBLISCHE LITERATUR.

Pſalmen-Bearbeitungen.

HAMBURG, b. d. Vf. u. in Comm. b. Perthes: *Die Pſalmen.* Aus dem Hebräiſchen neu überſetzt und erläutert von *M. H. Stuhlmann* u. ſ. w.

(*Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.*)

Der XXIII Pſ. iſt einer der gelungenſten; doch iſt die Frage, ob die Ruhe, welche er athmet, folgendes Metrum verträgt, das der Vf. überhaupt zu oft und meiſtens unpaſſend anwendet, z. B. Pſ. XCVII.

1. Gott iſt mein Hirte;
Ich kann nicht darben.
2. Er wird mich lagern
Auf grünen Auen,
Er wird mich führen
Zu ſtillen Bächen u. ſ. w.

Falſch iſt übrigens: *Er wird mich lagern*; es heifst: *er lagert mich.* — Pſ. XXV und die anderen alphabetiſchen Pſalmen ſind ebenfalls alphabetiſch überſetzt, aber nach der hebräiſchen Buchſtabenfolge. Wahrſcheinlich dieſer Künſteley zu Liebe iſt der Anfang des 5 V. falſch ſo überſetzt: *Hilf mir gütig fort*, ſtatt: *laſs mich wandeln in deiner Wahrheit.* — Pſ. XXXI V. 21 iſt רִיב לְשׁוֹנוֹת durch *der Zungen Geträtſch* gegeben. — Öfters wechſelt der Vf. in demſelben Pſ. das Metrum, und, wie uns dünkt, nicht ſchicklich, z. B. Pſ. 32:

1. Glücklich iſt, wem ſeine Schuld vergeben,
Weſſen Sünde aufgehoben ward!
2. Glücklich iſt der Menſch, wenn ihm Jehovah
Seine Übelthaten nicht gedenkt!
Heucheln aber muſs die Seele nicht.
3. Denn ſo lang ich ſchwieg,
Krankte mein Gebein,
Unter Angſtgeſchrey
Alle Tage durch u. ſ. w.

Sehr matt und zum Theil unrichtig iſt der ſchöne XLV Pſ. überſetzt, wovon der Anfang gleich als Probe dienen kann.

Liebesſang bewegt die Bruſt mir,
Schöne Wünſche ſingend weih' ich
Mein Gedicht dem König, *meine*
Zunge, dieſen Meiſtergriffel.

Die Ironie ſcheint unſer Überſetzer ſehr zu lieben. Pſ. I, 5 nimmt er ironiſch, und ſo auch Pſ. LII, 3 die Anrede גִּבּוֹר, die er *Kriegesheld* überſetzt. — Gemeine, unedle, matte, undeutſche, ſchielende Ausdrücke ſind nicht ſelten. Z. B. Pſ. XII, 2. *Die Redlichen ſind unter den Menſchen rar.* Pſ. LV, 12. *Böſe Dinge* ſtatt *Verderben.* V. 13: *dem bürg ich mich wohl*, ſtatt: *vor ihm bärg ich mich.* V. 16: *In Lebens Blüthe*, ſtatt: *in des Lebens Blüthe.* Pſ. LVI, 2. *Es giert ein Menſch nach mir.* Pſ. LVII, 4. *Liebes und Gutes gewähret Gott mir.* Pſ. LVIII, 8. *wer* ſtatt *jemand.* Pſ. LX, 10 iſt der einfache Satz: *Edom iſt mein Waſchbecken*, ſo paraphraſirt: *daſs Edom mir das Becken halte, wenn ich mich waſchen will.* Ebendaſelbſt ſtatt: *über Philiſtäa jubele ich, Und dem Philiſter ein Liedchen ſinge.* Pſ. LXXIII, 4. *Ihr Körper iſt friſch und geſund.* Pſ. LXXIV, 9. *Kein Prophet mehr, keiner, der ſieht, wo's endlich hinaus will.* Pſ. LXXVI, 8. *O du furchterregender, du!* (von Jehova). Pſ. LXXVII, 7. *Meine Seele grübelt nach.* V. 9. *Iſts mit der Verheifsung aus?* Pſ. LXXVIII, 5. *Unſern Vätern gab er Auftrag.* V. 19: *den Tiſch decken* (von Jehova gebraucht). V. 30: *Sie hatten noch nicht die Wünſche* (Luſt) *geſtillt, noch hing im Munde die Koſt.* Pſ. LXXIX, 2. *Geben deiner Diener Leichen Vögeln in der Luft zur Speiſe.* Pſ. LXXXI, 3. *Das Saitenſpiel, die Pauken her!* Pſ. LXXXII, 6 ſchlieſst eine alkaiſche Strophe ſo:

Ich ſagte *freylich*: Götter ſeyd ihr,
Söhne des Höchſten ihr *ſammt und ſondert.*

Pſ. LXXXIII, 2. *Nun nicht länger geſchwiegen, Gott!* Pſ. LXXXIX, 10. Von Wogen: *ſich blähen.* Pſ. XCI, 7. *Fielen Tauſende links und rechts Myriaden dahin.* Pſ. XCII, 11. *Wie ein Stier heb' ich mein Horn auf.* Pſ. CV, 21. *Hof* ſtatt *Haus* (des Pharao). Pſ. CXI, 1. *Aus dem Herzen will ich Jehova preiſen.* Pſ. CXXIV, 1. *Wenns nicht wäre der Herr, der ſich uns beygeſellt.* Pſ. CXLI, 7. *Wie wer Holz auf der Erde hackt.* Pſ. CXLVII, 17. *Sein Froſt, wie unerträglich!*

Da wir noch keine Proben antiker Versmaſse gegeben haben: ſo mögen folgende Strophen hier ſtehen. Pſ. CIV, 13—15.

13. Du, der aus ſeinen Hallen die Berge tränkt!
Der Frucht, die du giebſt, ſättigt die Erde ſich.
14. Der ſprieſsen läſſeſt Gras dem Viehe,
Kräuter den Menſchen zum *Ackerwerke*,
Um aus der Erde Speiſen hervorzuziehn,
15. Und *Weine*, die *das menſchliche Herz* erfreun,
Die mehr als Öl den *Blick erheitern*,
Brod, das die *menſchlichen Herzen* ſtärket.

Pſ. CXXX, 3. 4.

3. Wollte ich Verſchuldungen aufbehalten;
O mein Herr! wer könnte vor dir beſtehn?
4. Aber nein! bey dir iſt Vergebung, auf daſs
Jeder dich ehre.

Wenn ſich der Vf. die Feſſeln des Metrums nicht an-

Digitized by Google

gelegt oder ein leichteres gewählt hat: so läfst sich seine Übersetzung gut lesen, z. B. Pf. 114. 123. 128. 133 u. a.

Ob wir gleich die vom Vf. befolgte Erklärung nicht beurtheilen wollen: so müssen wir doch Einiges noch kenntlich machen. Pf. LXXXVII, 4 erklärt der Vf. so: *Such' ich in Ägypten, in Babylon meine Freunde hervor, auch im Philisterland, Tyrus und Kuschäa; sag ich: dieser da ist mein Sohn!* V. 7. *Und die Sänger und Tänzer, Alle heften ihr Aug' auf dich.* — Pf. CXXII, 3. *Jerusalem du schön gebaute, du Stadt, die alles bindet* (Umschreibung der Hauptstadt). — Pf. XVI, 3. *Die Gottverehrer hier im Land, sie, wie mein Beherrscher, sind meine Wonne.* Pf. XVII, 15. *Ich schau in Unschuld dein Antlitz, jeglichen Morgen erfreut mich dein Bild.*

Das scharfe kritische Messer, das Hr. *St.* bey seiner Bearbeitung des Hiob geführt hat, ist auch hier nicht ungebraucht geblieben. Aufser der Zerlegung mehrerer Psalmen in zwey, hat der Vf. noch manche Verse als unächt ausgeschieden, z. B. die letzte Zeile des XCIV Ps., weil alle übrigen Verse nur aus zwey Zeilen bestehen, der letzte aber aus drey; Pf. LXXX, V. 16 die Hälfte bis V. 18 incl., weil die Allegorie verlassen werde; Pf. CXXXI, 3 kommt dem Gefühle des Vfs. als ein ungehöriger Zusatz vor.

Wir müssen nach Pflicht und Gewissen diese Arbeit fast durchaus für mifslungen erklären, und den Vf. ermuntern, tiefer in den eigenthümlichen Geist der hebräischen Poesie einzudringen, damit er sie nicht ferner so mifshandele. n.

Bern, b. Walthard: *Die Psalmen* aus dem Grundtext metrisch übersetzt, mit kurzen Anmerkungen von *Joh. Rud. Schärer*, Prof. des Bibelstudiums etc. 1812. XI u. 259 S. 8. (22 gr.)

Der Vf. sagt in der Vorrede, er habe von mehreren wissenschaftlich gebildeten Personen die Bemerkung gehört, dafs sie sich in die neuen Übersetzungen mit gebrochenen Zeilen ohne Metrum nicht zu finden wissen, dafs ihnen z. B. die bekannte *mendelssohnsche* etwas Unangenehmes habe, indem man bald auf geregeltes Sylbenmafs, bald auf prosaischen Rhythmus, bald auf schlechthin prosaische Zeilen stofse, und dafs entweder eine in Ansehung der Form und des Numerus durchaus prosaische oder durchaus metrische Übersetzung wohlklingender und ihrem Geschmack angemessener sey, als jenes Mittelding zwischen Prosa und Metrum. Der Vf. erkennt nun freylich die Übertragungsart in unmetrischen Parallelzeilen für die treueste und dem Original angemessenste. Deswegen aber glaubt er doch, dafs ein Versuch, einer gewissen Classe von Lesern zu gefallen, eine möglichst treue durchaus metrische Psalm-Übersetzung zu liefern, keinen Tadel verdiene. Er wählte das jambische Sylbenmafs, theils weil es in der deutschen Poesie das bekannteste und gewöhnlichste sey, theils weil es sich zu allen Arten von Gedichten schicke (woran wir zweifeln), theils weil es dem hebräischen Numerus, nach welchem der Ton in der Regel auf die letzte Sylbe falle, am nächsten komme. Durch den dabey beobachteten Parallelismus aber und die daraus entstehende Ungleichheit der Stichen glaubte der Vf. die jambische Monotonie zu mildern. Übrigens hatte er bey Einrichtung seines Werks vornehmlich gebildete, wenn auch nicht des gelehrten Bibelstudiums kundige Leser zum Augenmerk. In dieser Hinsicht sind die Inhaltsanzeigen kurz und allgemein. Die ebenfalls kurzen und sparsamen Anmerkungen sind grofsentheils sinnbestimmend, ohne philologische Erklärungen. Nur selten sind kritische Noten ohne Exegese gelehrten Lesern zur Prüfung vorgelegt. Einige Psalmen hat er auch in Chöre abgetheilt, nicht weil solche im Texte namentlich ausgesetzt seyen, sondern weil sich dergleichen aus der Structur und dem Contexte gewisser Lieder ergeben (aber doch nirgends mit Bestimmtheit). Unter den neueren Übersetzern, die er alle verglichen, scheint er besonders *de Wette* benutzt zu haben, mit dem er, wie er selbst bemerkt, auch in der Erklärung sehr übereinstimmt.

Der anspruchslosen verständigen Vorrede entspricht die fleifsige tüchtige Arbeit. Diese Übersetzung gehört unstreitig zu den besseren. Sie zeichnet sich zwar nicht durch eine sehr gediegene poetische Sprache aus, fällt aber doch nicht ins Gemeine, und läfst sich fliefsend lesen. Die Erklärung ist im Ganzen auf richtige Grundsätze gebaut. Die Manier des Vfs. zeige folgende Probe:

Pf. CXXI.

Mein Aug' erheb' ich zu den Bergen;
Woher wird meine Hülfe kommen?
Vom Herrn kommt meine Hülfe,
Dem Schöpfer Himmels und der Erde.
Nie läfst er gleiten deinen Fufs,
Dein Hüter schlummert nicht,
Der Hüter Israels.
Bey Tage soll dir nicht die Sonne,
Bey Nacht der Mond nicht schaden.
Jehova wird vor allem Übel dich bewahren,
Behüten deine Seele;
Jehova wird behüten deinen Aus- und Eingang,
Von nun an immerfort.

Im Einzelnen haben wir sowohl gegen die Erklärung als gegen die Richtigkeit, Schicklichkeit und Schönheit des Ausdrucks Manches einzuwenden, wovon wir hier nur Weniges beybringen können. Pf. I, 2 *zu Herzen nimmt*, statt: *nachsinnet.* Pf. II, 4. *Himmelsthroner.* V. 8. *Entfernte Länder*, matt statt: *der Erde Enden.* Pf. VI, 11. *Ein Wink! — so beben schamvoll alle meine Feinde.* Pf. VII, 15. *Gebieret Wind* (שֶׁקֶר). Pf. VIII, 15. Beehrst (תַּחְסְרֵהוּ). Ps. XI, 3. *Des Reiches Fundamente einst* zerstört, hatt: *Sind die Grundfesten zerstöret*, sprichwörtlich. Pf. XV, 2. *Wer findt, o Herr, in deinem Zelte Schutz?* גור heifst hier nicht *Schutz finden.* Pf. XVIII, 5. 6 findet der Vf. noch *die Ströme des Schattenreichs* und *des Scheols Stricke*, eine Erklärung, die sattsam widerlegt ist. V. 11 giebt er *Cherub* durch *Donnerwagen.* V. 13 versteht er ויתנם und ויחמם falsch von den Blitzen, es geht auf die Feinde. חמם besonders kann nicht vom Schleudern der Blitze gebraucht werden, s. *Gesenius.* V. 48. *von Widersa-*

Digitized by Google

chern ſichern iſt undeutſch. Pſ. XX, 8. *den Nam*, ſtatt *den Namen*. מחעודד ebendaſ. iſt durch *in voller Zahl* unrichtig gegeben. Pſ. XXII, 4. *Der Pſalmen Iſraels beliebter Gegenſtand* (יושב תהלים). Pſ. XXIX, 3. *Jehovens Stimm' verſtärket ſich*, ſtatt: *iſt gewaltig*. Pſ. XXXII, 9 hat der Vf. eine eigenthümliche Erklärung: *Seyd nicht dem unverſtändgen Roſs und Maulthier gleich, mit Zaum und Maulkorb hemmt man ſeinen Lauf, damit es niemand überrenne.* עֲדִי nimmt er für *feindlichen Anlauf*, wie Hiob X, 17 (wo es aber gar nicht vorkommt), und בל קרוב וגו mit *Kimchi* u. A. vom feindlichen Anfall, was *Roſenmüller* und *Geier* hinlänglich widerlegt haben. Übrigens kann בלם nicht *hemmen* heiſsen. — Pſ. XLII, 3 iſt die Phraſe נראה פני י falſch überſetzt: *das Antlitz Gottes ſehen*, ſtatt: *vor dem Antlitz Gottes erſcheinen*. Öfters ſind Partikeln, Conjunctionen eingeſchoben, die der hebräiſchen Sprache fremd ſind, z. B. *ja doch*, *wohl*, *dagegen*, *o nein!* Pſ. XCIV, 4. *Stromsweis trotzig reden*, etymologiſirende Überſetzung von הבּיע. Pſ. CXXXIX, 20 lieſt der Vf. ſtatt עָלֶיךָ — עָרֶיךָ und überſetzt: *und treulos ſich erheben gegen dich.* n.

THEOLOGIE.

München, b. Fleiſchmann: *Ideen zur Geſchichte der Entwickelung des religiöſen Glaubens.* Von *Kajetan Weiller.* *Erſter Theil.* 1808. XIV u. 224 S. gr. 8. (1 Thlr.)

Der Vf. ſagt in der Vorrede: „Die Menſchheit hatte faſt immer entweder mit dem Aberglauben, oder mit dem Unglauben zu kämpfen. Gegenwärtig iſt der Kampf mit dem letzten ſehr ſtark, und vielleicht ſtärker, als jemals. Einſt, ſagt ein ſcharfſinniger Kenner unſerer Tage, war ſelbſt im Kriege noch Religion. Jetzt iſt in der Religion nicht einmal mehr Krieg u. ſ. w. Unſer Unglaube hat ſich bis zu ſeiner Vollendung durchgearbeitet, und ſchon tritt ihm auch der Aberglaube auf der Ferſe nach. Vielen unter uns iſt nun der Gottesglaube ſo ungereimt, als der Geſpenſterglaube, zugleich aber der Götterglaube gereimter geworden, als der Gottesglaube. Belege drängen ſich hierüber allenthalben von ſelbſt auf. Der Unglaube hat jeden höheren Sinn zernichtet, und dafür kommt dann der Aberglaube, weil es ſich bey der bloſsen gemeinen Handgreiflichkeit nun einmal ſchlechterdings nicht leben läſst, wieder mit ſeinem Unſinn angezogen. Wie iſt da zu helfen? Es giebt bey dieſem Kampfe nur einen einzigen zuverläſſigen Alliirten — den Glauben. Es giebt überall nur einen einzigen feſten und geſicherten Standpunct — in der Mitte zwiſchen den Extremen."

Da dieſer erſte Theil nur die Grundideen zu einer unbefangenen Würdigung der *Urgeſchichte* enthält; ſo hat Rec. lange der Fortſetzung dieſer Schrift entgegen geſehen. Noch iſt bis jetzt aber kein zweyter Theil ihm zugekommen, er glaubt darum nunmehr die Anzeige dieſer ihm ſchon ſeit geraumer Zeit zur Beurtheilung zugeſandten Schrift nicht länger verſpäten zu dürfen.

Den Geſichtspunct, aus welchem der Vf. ſeinen Gegenſtand aufgefaſst hat und zu bearbeiten geſonnen iſt, hat Rec. am beſten mit den eigenen Worten deſſelben zu bezeichnen geglaubt. Im Geiſt und Tone jener aus der Vorrede ausgehobenen Stellen iſt das ganze Buch geſchrieben. Die Schrift enthält viel Gutes und einzelne treffende Ideen; allein die Behandlungsweiſe des Ganzen iſt zu leidenſchaftlich, und verfehlt daher ihres Zweckes. Die Hauptſache, welche der Vf. in dieſem Theile zu beweiſen ſucht, iſt die Nothwendigkeit einer unmittelbaren göttlichen *Offenbarung* zur Bildung des Menſchen zur Menſchheit. Er geht dabey von dem Gedanken aus, daſs, wie er ſich ausdrückt, die Erde ſelbſt den Menſchen nicht über ihre Ebenen hinaus zu treiben vermöge; daſs die Vernunft nur immer wieder erſt durch Vernunft erwache; daſs nur ein erſtes, unmittelbares Höheres den Menſchen zur Menſchheit zu erheben im Stande ſey. „Wundervoll ergreift uns die Natur, und erweckt uns zu unſerem phyſiſchen Daſeyn, ehe wir es zu wiſſen und zu verlangen, und deſswegen auch, ohne daſs wir es jemals zu begreifen im Stande ſind. Wundervoll muſste uns alſo auch die höhere Macht berühren, um uns zu unſerem höheren Daſeyn aufſtehen zu machen. Auch dazu muſsten wir geweckt werden, ehe wir davon wiſſen und darnach verlangen konnten. Die erſte Erziehungsanſtalt muſste daher von Gott ſelbſt gegründet werden. Wir haben dafür einen eigenen Ausdruck: *Offenbarung*." S. 134—146. Rec. will dieſen Geſichtspunct an ſich hier ganz unbeſtritten laſſen, obgleich er überzeugt iſt, daſs die Gegner deſſelben, bey ihrer Anſicht, welche die *Offenbarung* aus ſubjectivem Geſichtspuncte als naturgemäſse Erziehung von Innen heraus betrachtet, mit dem Vf. zuletzt an einem Ziele, wenn auch auf ganz verſchiedenen Wegen, anlangen. Inzwiſchen konnte hier für die Anſicht des Vfs. viel Treffendes in Beziehung auf den Plan des ganzen Werks, nämlich die Entwickelung des religiöſen Glaubens bey unſerem Geſchlecht durch unmittelbare göttliche Einwirkung, geſagt werden. Allein wie geht der Vf. dabey zu Werke? — „Dieſe Ableitung unſerer Bildung aus einer überirdiſchen Quelle, ſagt er, findet unter uns viele Ungläubige. Wir haben es in unſerem Patriotism für das Räſonnement bis zum Fanatism gebracht. (Dieſe Art, witzig oder geiſtreich zu ſchreiben, welche durch das ganze Buch herrſcht, iſt nicht ſelten ſehr geſucht. Auch iſt die Schreibart Patriotism, Fanatism u. ſ. w., obgleich ſie der Vf. mit mehreren Schriftſtellern gemein hat, undeutſch.) *Ein Gott über uns* — wie unbegreiflich! Doch dieſes Geſpenſt aufzugeben, koſtete uns eben nicht ſehr viele Überwindung. Aber auch *eine Welt um uns*, alſo auſser uns, und mithin vor und nach uns, und daher von uns auch nicht erſt gemacht, ſondern uns nur gegeben, — wieder wie ungereimt! Auch ſie muſste geopfert werden. Das foderte zwar ſchon ein wenig mehr Anſtrengung. Allein man legte ſie endlich doch auch auf den Brandaltar, und glaubte nun eben ſo wenig mehr an eine Welt auſser, als an einen Gott über uns. Noch nicht genug! *Wir ſelbſt*, ſind wir mehr?

Digitized by Google

Wir selbst *als vor und nach, also ausser unseren Vorstellungen vorhanden*, als anderswo denn blofs in diesen vorüber gehenden Regungen gewurzelt — abermal wie unbegreiflich!! Wir vollendeten daher unseren Gehorsam, und stiegen zuletzt selbst auf den allgemeinen Scheiterhaufen, um auch uns zu blossen Gestalten zu verbrennen, die, wie der Rauch in den Lüften, nur in schnell verfliegenden Worten ihr eigenes kurzes Daseyn haben. Nun! einem für die Interessen des *Begriffs* so heroischen Zeitalter ist es allerdings nicht zuzumuthen, sich irgendwo ohne ein vollendetes *Begreifen* zufrieden zu geben. Ich muthe ihm dieses aber auch gar nicht zu. Ich verlange nicht, dafs es sich in seinem Begreifen irgendwo beschränke. Ich verlange vielmehr das Gegentheil. Es soll sein Begreifen vollenden, aber auch *ganz* vollenden. Ist denn nun aber schon Alles gethan? *Ist nichts Unbegriffenes mehr übrig?* Es ist ja noch die erst seit Kurzem entdeckte Wurzel von allen vorigen Scheingestalten noch vorhanden, die *Einheit* von allen genannten Zwey- und Dreyheiten, die *Eine* Wahrheit zu allen den vielen Lügen, der einzige Sinn zu allen jenen Sinnlosigkeiten — die Urbedingung zu allen Bedingtheiten. Ist denn aber diese Zauberwurzel nicht auch noch gröfser, als jeder *Begriff?* Weg also auch mit ihr! *Weg daher rein mit Allem, denn Alles ist Nichts! Nur das reine Nichts ist vollständig begreiflich*, und um kein Haar grofser, als die sechs Buchstaben, in welchen seine *Begreiflichkeit* niedergelegt werden kann etc. Ja! aus einem unbegreiflichen Boden müssen wir überhaupt entsprossen seyn, wenn nicht überhaupt Alles nur *Nichts* ist. Können wir als höhere Wesen, als Menschen, aus seichteren Wurzeln kommen?" u. s. w.

Schriften dieser Art läfst man am sichersten sich durch sich selbst charakterisiren, um den Leser in den Stand zu setzen, von aller Autorität unabhängig, zu urtheilen. Wir haben uns aus diesem Grunde des eigenen Urtheils enthalten, glauben unsere Leser aber, welche das Buch noch nicht kennen, durch diese Anzeige auf die unparteyischste Weise mit demselben bekannt gemacht zu haben.

H. H.

KLEINE SCHRIFTEN.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. *Berlin*, b. Dieterici, und *Leipzig*, b. Mittler: *Ein Wort der Ermunterung an meine Mitburger und insbesondere an die Mitglieder der Oberpfarr- und Dom-Gemeine in Berlin*, von Dr. *F. S. G. Sack*, kön. pr. erstem Hofprediger u. s. w. 1807. 43 S. gr. 8. (—). Je seltsamer so etwas wie ein Hirtenbrief in der theologischen Literatur der protestantischen Kirche vorkommt: desto interessanter mufs es seyn, wenn ein Mann von dem ächt religiösen Geiste, der würdigen Darstellungsart und dem weitverbreiteten kirchlichen Ansehn des Vfs. uns mit einem solchen Geschenk erfreut. Rec. hält es für diese Blätter am zweckmäfsigsten, auf die Eigenthümlichkeit der Behandlung aufmerksam zu machen, die gewifs Jedem lehrreich seyn mufs, der in dem Gebiete des religiösen Vortrages zu arbeiten hat.

Der Vf. erklärt sich selbst dahin, diese Schrift solle ein Ersatz dafür seyn, dafs ihm seine Gesundheit unter diesen Umständen nicht erlaubt habe die Kanzel zu betreten. Daher weifs auch Rec. das Ganze nicht besser zu beschreiben, als wenn er es mit der Form und Art einer Predigt vergleicht, und er möchte sagen, dafs alle Verschiedenheit zwischen beiden nur darin besteht, dafs unsere Schrift sich nach allen Seiten hin freyer bewegt und weiter ausdehnt, wie es ihre Verhältnisse gestatten. Es herrscht darin zuerst ungefähr dieselbe Einheit des Gegenstandes, wie in einer Predigt: Mäfsigung wird empfohlen unter den gegenwärtigen Umständen. Aber diese Einheit wird weder so streng angekündigt — wie denn, was der Schlufs macht, von der Art, die gegenwartigen Umstände zu benutzen, gar nicht darunter begriffen ist, — noch auch werden die Theile in der Ausführung so streng aus einander gehalten: sondern wie die geringsten Fehler des Urtheils schon in der Unmäfsigkeit der Empfindung gegründet sind, so gehen auch diese beiden Theile allmahlich in einander über. Eine Freyheit, die das Ganze erfreulicher macht, und gewifs hier sehr zu billigen ist, da ein blofs geschriebener Vortrag nicht derselben Hülfsmittel bedarf, um die Aufmerksamkeit auf den Zusammenhang des Ganzen festzuhalten, wie ein gesprochener. Eben so ist der Ton der Darstellung im Ganzen der ruhige, würdige, einfach edle, der in den Kanzelreden des Vfs. Jedem so wohl thut; nur ist er nicht so streng begrenzt, sondern der Vf. belebt ihn etwas reichlicher durch Bilder und Gleichnisse, die aus einem gröfseren Gebiete gewählt sind. Bedenkt man, dafs demjenigen, der zu reden gewohnt ist, das Geschriebene immer schwächer erscheinen mufs, weil ihm die Unterstützung des lebendigen Vortrages abgeht, und nimmt man hinzu, dafs die Leser aus einem gewählteren und gebildeteren Kreise vorauszusetzen sind, als im Durchschnitt die Zuhörer: so scheint euch dieis der ganz richtige Unterschied zu seyn. Nur, wenn man doch einen so ausgezeichneten Meister strenger richten darf, als Andere, nur ein einziges Gleichnifs, das von dem Hin- und her-geworfen-werden auf einem scheu gemachten Pferde, hätte Rec. hinweggewünscht, weil es ihm an sich einen etwas komischen Anstrich zu haben scheint. Sehr schwierig, sollte man denken, müsste eine wiederholte Hinweisung auf den König gewesen seyn, die hier, gewifs mit Recht, weit ausführlicher, und, wenn man so sagen darf, persönlicher ist, als sie auf der Kanzel seyn dürfte. Man konnte freylich Bedenken haben, ob auch hier ein so dataillirtes Lob stehen dürfe, ohne alle Andeutung auf Fehler, die der König doch auch wird begangen haben: allein Alles ist so einfach, kunstlos und herzlich, dafs gewifs kein Uebefangener beym Lesen selbst den mindesten Anstofs nehmen wird. — Nach denselben Grundsätzen nimmt auch die Sprache Manches auf, was auf der Kanzel nur deshalb unschicklich ist, weil dort in einem feyerlichen Tone öffentlich gesprochen wird, und Manches kann diesem Vortrage schon deshalb erlaubt seyn, weil er aus allem Zusammenhang mit der heilgen Schrift heraus gesetzt ist. (Nur eine Sprachbereicherung, welche sich findet, *vereiteln* statt eitel machen, weifs Rec. nicht ob er loben soll.) So stimmen alle diese Erweiterungen wiederum vollkommen zusammen, und bilden für diese Gattung einen eigenen Stil, in dem man nichts vermifst und nichts wegwünscht. — Am weitesten entfernt sich von der ganzen Art einer Predigt die Einleitung, in welcher unter andern von der Befugniss politische Gegenstände auf der Kanzel zu behandeln die Rede ist, und das Richtige zwar sehr wahr und schön verzeichnet wird, aber auch den Anfang des fehlerhaften, was der Vf. unter dem Namen politische Predigt tadelt, wünschte man genauer angegeben zu finden; wiewohl wer sich an das hier aufgestellte Muster hält, nicht leicht irren wird.

Von dem Inhalt findet Rec. nicht nöthig etwas Besonderes auszuzeichnen; überall wird eine wahrhaft religiöse, in dem Gebiet des gemein Faslichen sich haltende Ansicht der Umstände auf eine höchst würdige und sichere Art empfohlen: und wenn es anfänglich scheinen möchte, als liefe Alles zu sehr auf eine resignirte Passivität hinaus: so wird dieser Schein für Jeden ganz verschwinden durch das, was am Schlusse gesagt wird, und die beruhigende sowohl als ermunternde und ermuthigende Wirkung wird dieses Wort gewifs bey Keinem, der religiöser Eindrücke empfänglich ist, verfehlen.

Schliefslich kann er sich der Frage nicht enthalten, ob es nicht weit besser ware, für den Druck weit öfter diese Form zu wählen als die der eigentlichen Predigt, welche immer bey dem blofsen Vorlesen oder stillen Lesen auf mancherley Weise verliert. Aber freylich möchte der Rath nur für ein sehr ausgezeichnetes und geübtes Talent zu befolgen seyn. P—p—s.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

JURISPRUDENZ.

LANDSHUT, b. Krüll: *Beyträge zur Reviſion der Theorieen des Pacht- und Buchhandel-Contracts mit beſonderer Rückſicht auf die neueren franzöſiſchen Geſetze*, bearbeitet durch *Joſeph Düprée*, der Rechte Doctor. 1811. VI u. 120 S. 8. (20 gr.)

Dieſe Abhandlung iſt eine Inauguralſchrift. Der Gegenſtand derſelben macht den wichtigeren Theil der von der Juriſten-Section der kön. baieriſchen Univerſität Landshut für das Jahr 1810 aufgegebenen Preisfrage aus, und der Vf. wurde, in Gemäſsheit eines einhelligen Beſchluſſes der gedachten Juriſten-Section, mit der unentgeltlichen Ertheilung der Doctorwürde für ſeine Arbeit belohnt. Er erklärt die Prüfung der geltenden Grundſätze vom Pacht- und Buchhandel-Contract in Bezug auf Doctrin und Legislation, beſonders bey den jetzigen Verhältniſſen des Vaterlandes, mit Recht für wichtig, und ſchlieſst die Abhandlung mit dem Wunſche, dafs auf die von ihm bemerklich gemachten Mängel der Theorie und Geſetzgebung in Anſehung dieſes Contracts, auch im legislativen Gebiete geblickt werden möge, — woraus denn zugleich erhellet, dafs der Vf. ſeine Reviſion nicht unter dem beſchränkten Geſichtspuncte des blofs poſitiven Juriſten unternommen hat.

Die Reviſion der Theorie und Geſetzgebung vom Pacht- und Buchhandel-Contract iſt, ohne die Auffaſſung eines Standpunctes, welcher das Ganze, deſſen Reviſion es gilt, nach Principien überſehen läſst, nicht möglich. Um ſich dieſes Standpunctes zu bemächtigen, und dem Pacht- und Buchhandel-Contract, als einzelnen Verträgen, die ihnen in der Reihe der übrigen gebührende Stelle anweiſen zu können, giebt der Vf. im I Titel ſeiner Abhandlung, welcher allgemeine Beſtimmungen enthält, 1) den Begriff und das Princip, und 2) die Eintheilung der Verträge überhaupt an. Vertrag iſt ihm das Product der Übereinkunft zweyer Perſonen zum Zweck der Erwerbung oder Zuſicherung von Rechten, worüber ohne Verletzung der Perſönlichkeit verfügt werden kann. Der Übereinkunft im Vertrage liegt die, von der Natur durch Bedürfniſſe bedingte, im Verkehr (*commercio*) ſich ausſprechende Vereinigung der Menſchen zum Grunde, welche eben durch Verträge, als ein rechtliches Handeln in einem Rechtszuſtande, ins wirkliche Leben tritt, und ſo das Princip der Verträge ausmacht. Den Eintheilungsgrund der Verträge ſelbſt findet der Vf. nicht in dem, einer endloſen Mannichfaltigkeit fähigen Object der Verträge, nicht in der, der Erkenntniſs ſich ewig entziehenden Abſicht der Contrahenten: ſondern in dem äuſseren Zweck der Verträge: der Erwerbung und Zuſicherung der Sachen und Rechte. Die vom preuſſiſchen Landrecht, dem Code Napoléon und der deutſchen Rechtsdoctrin angenommene beſſere Eintheilung der Verträge in wohlthätige und läſtige wird, als unvollſtändig, verworfen, weil der Zuſicherungscontract in ihr fehlt; die römiſche Eintheilung derſelben in *contractus* und *pacta* — in *contractus conſenſuales* und *reales* — in *pacta in perſonam* und *rem* u. ſ. w. als grundlos bemerklich gemacht; dann die kantiſche Claſſification, wie der Vf. S. 28, §. 19 ſich ausdrückt, purificirt dargeſtellt, und die einzig wahre Eintheilung der Verträge S. 29, §. 20 folgendergeſtalt angegeben:

Der äuſsere Zweck der Verträge iſt
I) Erwerbung des Eigenthums und Rechts — *Erwerbungsvertrag*. Die Erwerbung aber iſt
  1) einſeitig — *wohlthätiger* Erwerbungsvertrag.
    a) Aufbewahrung — *depoſitum*,
    b) das Verleihen — *commodatum*;
  2) gegenſeitig — *läſtiger* Erwerbungsvertrag,
    A) durch Veräuſserung von Sachen und Rechten,
      a) Tauſch — *permutatio*,
      b) Kauf — *emtio venditio*,
      c) Anleihe — *mutuum*;
    B) durch Dingung,
      a) Dingungsvertrag im engeren Sinn — *locatio operae*,
      b) Miethvertrag,
      c) Pacht,
      d) Bevollmächtigungsvertrag — *mandatum*,
      e) Bücherverlagscontract.
II) Zuſicherung (Aufrechthaltung) des Rechts oder einer Sache — *Sicherungsvertrag — cautio in ſenſu lato*. Die Verſicherung aber iſt
  1) einſeitig,
    a) Verpfandung — *pignus*,
    b) Gutſagung — *fideiuſſio*,
    c) perſönliche Verbürgung — *praeſtatio obſidis*;
  2) gegenſeitig,
    a) gegenſeitige Pfandgebung,
    b) gegenſeitige Verbürgung.

Die Abweichung dieſer Eintheilung der Verträge von der kantiſchen bedarf nicht beſonders bemerkt zu werden. Allein — warum fehlt denn unter den, auf einſeitige Erwerbung gehenden Verträgen (I. n. 1. S. 30) die *Schenkung*? — Warum enthält die Eintheilung des Vfs., die doch wohl nur die einfachen Formen der Verträge darſtellen ſoll, den Bücherverlags-Contract, von dem er doch ſelbſt ſagt, dafs er die Charaktere mehrerer Verträge (der *loca-*

Digitized by Google

tio conductio, des *mándati* u. ſ. w.) in ſich vereiniget, und welche Bewandniſs hat es mit der Eintheilung der Zuſicherungsverträge in einſeitige und gegenſeitige? — An das, was man ſonſt Gegen-, richtiger aber Rück-Bürgſchaft nennt, kann bey dem gegenſeitigen Verſicherungsvertrage nicht gedacht werden, da der Verſichernde durch den Verſicherten nicht ſicher geſtellt wird; der Fall aber, da der Verſicherte den Verſichernden wegen der aus ſeiner Verſicherung entſpringenden Folgen hinwiederum ſicher ſtellt, tritt nicht ein, weil der Verſicherte in dieſem Falle die empfangene Sicherheit ſelbſt wieder vernichtet. Giebt der Verſicherte hingegen dem Verſichernden Sicherheit in Bezug auf etwas Anderes, als die aus ſeiner Verſicherung entſpringenden Folgen: dann kann von einer gegenſeitigen Verſicherung eben ſo wenig die Rede ſeyn, als von Einem gegenſeitigen Erwerbungsvertrage, wenn A dem B ein Haus und zugleich B dem A einen Garten abkauft, geſetzt auch, dafs der eine Kauf durch den andern bedingt wäre. — Dafs die Zuſicherungsverträge, wie man annimmt, bloſse Verſtärkungsmittel der Hauptverbindlichkeit und ein bloſses *acceſſorium* ſeyen, welches ohne die Hauptſache nicht beſteht, dem widerſpricht der Vf. zwar S. 24, §. 15; allein Rec. ſieht nicht ein, wie ein Verſicherungsvertrag, ohne den Berechtigten zu verſichern, dafs ihm die Präſtation des Verpflichteten werden wird, möglich iſt, und mithin als ſelbſtſtändig von dieſer Seite her gedacht werden mag. Des Vfs. Beyſpiele (dafs ſich einer für die Rechtſchaffenheit eines Mannes verbürgt, deſſen Credit zu wanken beginnt, dafs einer ſein Mobiliarvermögen verpfändet, um einen Concurs über ſeine Grundſtücke zu hindern) liegen unter der von ihm verworfenen Anſicht, wenn man nur nicht annimmt, dafs der Verſicherungsvertrag nothwendig auf die Verſicherung einer beſtimmten, ihm vorhergehenden und ſelbſt durch Vertrag gegründeten Verbindlichkeit gerichtet ſeyn müſſe, was weder *Kant*, noch *Glück*, noch *Thibaut* u. ſ. w. behauptet haben.

Im II Titel folgt die Reviſion der Theorie des Pachtvertrags in zwey Abſchnitten: 1) nach den römiſchen und deutſchen Geſetzen; 2) nach dem baieriſchen Rechte, nach dem preuſſiſchen Landrechte und dem C. N. Um den Begriff vom Pacht auszumitteln und zu beſtimmen, bemerkt der Vf., dafs die Deutſchen den Pacht-, Dingungs- und Mieth-Vertrag, welche ſämmtlich von den Römern unter dem einen Begriff der *locatio conductio* zuſammengefaſst wurden, unterſcheiden. Der Ausdruck a) Dingungscontract wird, nach der Meinung des Vfs., gewöhnlich gebraucht, ſobald von zu leiſtenden Dienſten gegen Lohn in Geld, b) Miethcontract, wenn mehr von dem bloſsen, in der einfachen Nutzung beſtehenden Gebrauch einer Sache, und c) Pachtcontract, wenn von einer Übereinkunft des Eigenthümers einer unverzehrbaren Sache oder des Inbegriffs von Servituten und Rechten mit einem Anderen über den Gebrauch und die, auch die Gewinnung einer Rente begreifende Nutzung derſelben und alles deſſen, was dazu gehört, die Rede iſt. Ob der Sprachgebrauch in dieſen Beſtimmungen richtig beobachtet und unter Begriffe gebracht iſt, will Rec. nicht entſcheiden. So viel aber iſt gewifs, dafs man 1) den Vertrag der Herrſchaft mit dem Geſinde eben ſowohl Mieth- als Dingungs-Vertrag nennt (wie dieſs z. B. in dem preuſſ. Landrecht Th. 2. Tit. 5 geſchieht), und dafs 2) die Vergütung der Dienſte des Geſindes nicht in einem bloſsen Lohn in Gelde beſteht. — Bey der Eintheilung des, von dem Mieth- und Dingungs-Vertrage getrennten Pachtcontracts und der Darſtellung der rechtsgültigen Beſtimmungen deſſelben behauptet der Vf. zwar unter andern (S. 35. n. 3. S. 36. n. 1), dafs Servituten an ſich ein Gegenſtand des Pachtvertrags ſeyn können, und (S. 42. n. 2) dafs das *Interdictum de migrando* dem Pachter zur Erhaltung eines freyen Abzugs, nach dem Pachte, zu ſtatten komme. Allein — dieſe Behauptungen ſind den Geſetzen nicht conform. L. 44. *D. loc. cond.* (19, 2) ſagt: *locare ſervitutem nemo poteſt*, und l. 1. §. 1. *D. de migrando* (43, 32): *Hoc interdictum proponitur inquilino. — Nam colono non competit.* Auſser der dem röm. Recht zum Grunde liegenden Anſicht des Pachtcontracts, als eines Conſenſualvertrags im Gegenſatz der Realverträge, tadelt der Vf., dafs das röm. Recht 1) den Unterſchied zwiſchen Civil- und Natural-Früchten beym Pacht geltend macht (nach l. 26. *D. loc. cond.*), 2) den Afterpacht auch ohne ausdrückliche Bedingung deſſelben zuläſst (nach l. 6. *Cod. de loc. cond.*), und 3) dem Käufer der verpachteten Sache erlaubt, den Pachter zu vertreiben, wenn der Käufer nicht unter der Bedingung, den Pachter ſeinen Pacht aushalten zu laſſen, gekauft hat. — Dem allgemeinen Geſetzbuch für die preuſſiſchen Staaten rechnet es dagegen der Vf. zum Verdienſte an, dafs es 1) den Afterpacht durch beſondere Verordnungen Th. 1. Tit. 21. §. 313 und 314 einſchränkt, und 2) die Diſtinction zwiſchen Natural-, Induſtrial- und Civil-Früchten nicht kennt; er tadelt aber, dafs jenes Geſetzbuch die Zeit der Abrechnung oder Zahlung des Pachtgeldes der des Miethgeldes gleichſetzt, und für beide jedesmal den Zeitraum eines einzigen Vierteljahres annimmt. — Der *C. N.* theilt, wie der Vf. anführt, den Mieth- und Pacht-Contract, Art. 1708, in einen Vertrag über Sachen und Dienſte. In Bezug auf die erſte Gattung des, die Miethe der Häuſer und den Pacht der Landgüter enthaltenden Contracts iſt beſonders a) der Ausfluſs der Pachtzeit, fofern die Contrahenten nichts beſtimmen, in Gemäſsheit des Art. 1736, nach dem Ortsgebrauch zu beſtimmen; b) die l. 9. *Cod. de loc. cond.* durch den Art. 1743 abgeſchafft, und c) die Dauer der Relocation im Art. 1738 dem Ermeſſen des Richters überlaſſen. Die erſte und dritte Beſtimmung tadelt der Vf., indem er ſich gegen die Gewohnheit als eine unerſchöpfliche Quelle des Streits erklärt, und in dem Ermeſſen des Richters eine Potenz ſieht, welche der Einheit und Gleichheit in der Anwendung der Rechte Eintrag thut. Der

Digitized by Google

zweyten Beſtimmung hingegen ertheilt er ſeinen Beyfall. — Allein daſs der Code Napoléon, wie der Vf. behauptet, die Dauer der Relocation, Art. 1738, dem Ermeſſen des Richters überläſst, und, wie der Vf. §. 51 ſagt, die Beſtimmung der Zeitdauer übergeht, iſt ungegründet. Die Relocation (hier, wie Art. 1770) der Miethe und dem Pacht gleichſetzend, worüber kein ſchriftlicher Contract vorhanden iſt, verordnet der Code Napoléon Art. 1738, daſs die Wirkungen der Relocation nach dem Artikel, der ſich auf den nicht ſchriftlich verfaſsten Mieth- oder Pacht-Contract bezieht, beurtheilt werden ſollen. Dieſer Art. (1736) aber verordnet, daſs ein Theil dem andern nur in den, durch Localgewohnheiten hergebrachten Friſten aufkündigen könne. Übrigens iſt in dieſem Artikel wiederum nicht, wie der Vf. ſagt, die *Dauer* der nicht ſchriftlichen Pachtverträge durch Gewohnheit beſtimmt, ſondern nur die *Aufkündigungsfriſt*. Wäre die Dauer des Pachtvertrags ſelbſt beſtimmt: ſo würde der Art. 1736 und 1738 mit dem Art. 1774 in Widerſpruch gerathen. Denn wie könnte ohne einen ſolchen, dort die Dauer der Pachtzeit bey *Landgütern* und Häuſern der Ortsgewohnheit überlaſſen, hier aber durch ein ganz anderes Princip (die Möglichkeit der vollkommenen Gewinnung der Früchte) beſtimmt ſeyn? —

Die von dem röm. Recht und dem Code Napoléon aufgeſtellten Grundſätze in Anſehung des Remiſſes der Pachtgelder hält der Vf. §. 54 ff. zur Entſcheidung jener groſsen Controvers über dieſen Gegenſtand nicht geeignet, und behauptet, daſs die Frage: Wenn findet Remiſſion des Pachtgeldes Statt? — eine Aufgabe ſey, deren Auflöſung einzig dem Rechtsgelehrten angehöre, die aber der Geſetzgeber, ohne ſich ins Doctrinelle einzulaſſen, nicht löſen könne. Zur Entſcheidung jener bekannten Streitfrage ſtellt der Vf. folgende Grundſätze auf: 1) Wenn der Verpachter nur das nutzbare Eigenthum, und dieſes nur auf eine beſtimmte Zeit gegen den Pachtzins weggiebt: ſo fällt aller, die Subſtanz der Sache und die Früchte, ohne des Pachters Vorſatz und Verſchulden, treffende Schade auf den Verpachter. 2) Die *mora* des Verpachters und Pachters iſt entweder caſuell, oder durch *dolus* und *culpa* bedingt. Iſt ſie caſuell und die Früchte leiden Schaden: ſo tragen Pachter und Verpachter den Schaden mit einander; iſt aber die Subſtanz der Sache beſchädiget: ſo fällt der Schaden auf den Verpachter. 3) Wenn die Geſetze die Remiſſion des Pachtgeldes auf den Verluſt der Hälfte der Früchte beſchränken, und jene ſie nur in dem Falle zulaſſen, wenn die Früchte noch auf dem Felde ſtehen: ſo liegt der Grund von der erſten Bedingung darin, den Verpachter gegen Betrug des Pachters in Schutz zu nehmen, — der von der zweyten aber darin, weil die, von der Subſtanz der Sache getrennten Früchte völliges Eigenthum des Pachters geworden ſind, und — ſo ſey, behauptet der Vf., Doctrin und Geſetzgebung ausgeſöhnt. — — In Anſehung dieſes Theils der Abh. bemerkt nun Rec., 1) daſs die Bedingung zum Erlaſs des Pachtgeldes (Verluſt der Hälfte der Früchte durch Zufall, während dieſelben noch auf dem Felde ſtanden) nach dem Code Napoléon nicht bloſs beym Pacht auf *mehrere* Jahre eintritt, wie man aus der Darſtellung S. 74 entnehmen möchte; ſondern auch, nach Art. 1770, bey dem Pacht auf *ein* Jahr. 2) Daſs, nach dem C. N. keineswegs, wie der Vf. a. a. O. ſagt, bey dem Pacht auf ein Jahr *nur dann*, wenn *über* die Hälfte der Früchte untergingen, die Rede von einem Remiſs am Pachtgelde ſeyn könne; ſondern daſs der Art. 1770 verordnet, der Pachter ſolle keinen Pachterlaſs zu verlangen berechtiget ſeyn, wenn der Verluſt der Früchte *unter* der Hälfte iſt. 3) Daſs die obige Beurtheilung der *mora* nicht auſser dem Umfange der Geſetzgebung liegt. *Dolus* und *Culpa*, die beiden, alle rechtswidrigen Handlungen umfaſſenden Formen, müſſen, wenn ſie einmal ergriffen ſind, wie z. B. in gegenwärtiger Materie im Art. 1769 des C. N., auch wohl die durch Schuld bedingte *mora* unter und in ſich faſſen, und es iſt Rec. nicht deutlich geworden, warum jene Controvers nur vom Rechtsgelehrten, — nicht vom Geſetzgeber — gelöſet werden könne. Was aber des Vfs. Entſcheidung jener Streitfrage ſelbſt betrifft: ſo ſieht 4) Rec. nicht ein, wie die (unter n. 1 u. 2) angegebenen Sätze unter einander zuſammenhängen, und worauf deren Wahrheit ruhen ſoll. Zwar behauptet der Vf. von dem erſten jener Sätze (unter n. 1): *Darüber ſey einmal die ganze Welt einig*; allein daſs auch dieſs ſeine Richtigkeit nicht hat, hätte der Vf. aus Lib. V. Cap. VI. §. 2 u. 3 von *Sam. Puffendorfs Jus nat. et gent.* und aus *Georg Ludwig Böhmers Electis juris civil.* Exerc. X. §. XI genüglich erſehen können.

Im III Titel kommt der Vf. zur Reviſion der Theorie des Buchhandel-Contracts. — Wie viel die Geſetzgebungen in Hinſicht dieſes Vertrags gethan haben, dieſs ſagen ſie ſelbſt. Die römiſche Geſetzgebung kennt ihn nicht; die W. C. *Leopolds* II und *Franz* II berührt ihn Art. VII nur von ferne; wenig that das preuſſ. L. R. in den letzten Decennien des 18 Jahrhunderts, und der *Code Napoléon* ſchweigt ganz von jenem Contrat. Später erſt erſchien das kaiſerl. Decret vom 5 Febr. 1810, welches neben verſchiedenen polizeylichen Verfügungen für den Buchhandel und die Buchdruckerey auch die Rechte des Schriftſtellers an ſeinem Geiſtesproducte (Tit. 6. n. 39) beſtimmte. — Woher wohl dieſs eigenthümliche Schickſal einer Sache, deren Wichtigkeit unbeſtritten iſt, im Gebiete der Legislation, bey den vielfältigen Discuſſionen über dieſelbe, beſonders über die Rechtmäſsigkeit des Nachdrucks, im Publicum? — — Daſs der Verlagscontract bald als ein Speculationsvertrag (von *Röſsig*), bald als *locatio conductio* (von *Bielitz*), bald als *mandatum* (von *Kant*) aufgefaſst (und bald dem Kaufcontracte, bald aber auch nur einer Schenkung ähnelnd gefunden) wurde, iſt bekannt. Mit Recht erklärt unſer Vf. dieſe Anſichten, ſofern ſich eine jede derſelben zur ausſchlieſsenden zu erheben ſtrebt, für falſch und einſeitig. Er bemerkt, daſs das Verhältniſs des Schriftſtellers, der zum Publicum

Digitized by Google

ſpricht, nicht rein privatrechtlich, ſondern zugleich das des Einzelnen zur Totalität, und in dem angeführten kaiſerl- franz. Decret Tit. 3. n. 10 ſehr richtig von dieſer Seite aufgefaſst ſey. Den Charakter des Verlagscontracts beſtimmend, ſondert er dieſen von dem durch ihn bedingten a) Buchhändler- und b) Commiſſions- Contract, mit der Bemerkung, daſs jener den Charakter des Kaufs und Tauſches, dieſer aber den des Mandates in ſich ſchlieſst, und faſst beſonders dieſs auf, 1) daſs der Verlagscontract, ſofern der Autor durch den Verleger zum Publicum ſpricht, als Bevollmächtigung erſcheint, ſich aber von dieſer doch wiederum dadurch unterſcheidet, daſs der Verleger (*mandator*), nicht aber der Autor (*mandans*) das Honorarium zahlt, und der Erſte, nicht aber der Letzte, den Gewinn vom Geſchäfte erhält, nach l. 20 pr. l. 10, §. 2 u. 3. *D. Mand. vel contra* (17. 1); 2) daſs, in ſofern der Verleger, als *Uſufructuar* von dem Product des Autors auftretend, in dem Verhältniſſe des Pachters zum Autor als Verpachter erſcheint, der Verlagscontract ſich der *locatio conductio* der Römer anreihet, ſich aber auch von dieſer durch ſein Object hinwiederum trennt, und daſs 3) in ſofern, als der Verleger nur ein *Uſufructuar* von Früchten iſt, für deren ungewiſſen Gewinn er das gewiſſe Honorar hingiebt, der Verlagscontract den Charakter des Speculationsvertrags ausſpricht. Geleitet durch dieſe Momente wird nun vom Vf. der Begriff des Verlagscontracts — als einer Übereinkunft zwiſchen Schriftſteller und Buchhändler über das Recht des Letzteren, aus dem Abdruck einer Schrift oder eines anderen Geiſtesproductes, durch Vervielfältigung zum Zweck der Mittheilung von Ideen, einen Gewinn zu ziehen — angegeben, und ſodann die Theorie jenes Contracts entwickelt. Unter den Hauptverbindlichkeiten des Schriftſtellers gegen den Verleger zählt der Vf., der Wahrheit und Conſequenz getreu, auch dieſe mit auf: „dem Verleger die Nutzung nicht zu ſchmälern, mithin auch mit keinem anderen Buchhändler über das nämliche Object einen Verlagscontract zu ſchlieſsen, ſo lange der erſte noch dauert," — wodurch er ſich von der Meinung derer trennt, welche dem Autor das Recht zugeſtehen, daſſelbe Buch auch anderen Verlegern zur Vervielfältigung zu überlaſſen, darum, weil der Verleger, welcher ſich das *ausſchlieſsende* Recht zur Vervielfältigung des Buches *nicht ſtipulirt*, ſolches auch nicht habe. Ein bloſs ſachwalteriſches Raiſonnement! — Aus jener Hauptverbindlichkeit des Autors (dem Verleger die Nutzung nicht zu ſchmälern) entwickelt der Vf. insbeſondere die näher beſtimmte Pflicht des Schriftſtellers, daſs er ſelbſt bey dem nämlichen Verleger weder eine neue Auflage, noch eine neue Ausgabe eher veranſtalten könne, bis der ganze erſte Verlag abgeſetzt iſt. — Da nun der Vf. bey Beſtimmung der Pflichten des Verlegers gegen den Autor dem Erſten, wenn die Anzahl der Exemplarien unbeſtimmt geblieben iſt, das Recht einräumt, die Schrift ſo oft aufzulegen, als die Nachfrage nach derſelben dauert, und dennoch zugleich behauptet, daſs es ſich der Verleger gefallen laſſen müſſe, wenn der Schriftſteller mit einer neuen Ausgabe kommt, ehe der mögliche Nutzen von dem vorhandenen Verlage gezogen iſt: ſo kommt man hier allerdings ins Gedränge. — Wie kann im Reiche des Rechts und der Pflicht, wo jenes immer da anfängt, wo dieſe aufhört, und umgekehrt, der Autor da ein Recht haben, wo ihn das Recht des Verlegers einſchränkt, und der Verleger eine Pflicht gegen den Autor, wo dieſer kein Recht hat? — — Für den Fall, daſs der Schriftſteller eine neue Ausgabe vor dem gänzlichen Abſatz des vorhandenen Verlags veranſtaltet, unterſcheidet der Vf. zwey Fälle: entweder geſchieht dieſs beym Verleger der vorigen Ausgabe, oder bey einem anderen Buchhändler. *Dort*, ſagt er, kann man nicht mit dem preuſſ. Landr. behaupten, daſs der Autor ſchuldig ſey, die noch vorhandenen Exemplare des vorhergehenden Verlags dem Verleger um den Ladenpreis in baarem Gelde abzukaufen, ſondern der Autor bekommt vom Verleger eher kein Honorar, als bis dieſer aus dem Verkaufe des neuen Verlags ſo viel gelöſet hat, als er durch die liegengebliebenen Exemplare des vorigen Verlags verlor. — *Hier* aber mag die Beſtimmung des preuſſ. Landr. auf den Schriftſteller allerdings angewendet werden. Dieſe Entſcheidung gründet der Vf. einer Seits auf das Recht, anderer Seits auf die, das Beſte der Wiſſenſchaften ſchützende Politik. Zu bemerken iſt es übrigens, daſs das preuſſ. Landr. 1 Th. 11 Tit. §. 1019 die Verordnung: der Autor iſt ſchuldig, dem Verleger die noch vorhandenen Exemplarien von dem vorhergehenden Verlage um den Ladenpreis in baarem Gelde abzukaufen, — keinesweges von dem obigen erſten Falle ausſpricht, wie es der Vf., ſeiner Äuſserung gemäſs, genommen hat, ſondern nur von dem letzten Falle (mit den Worten: in einem *andern* Verlage).

(*Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.*)

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Leipzig*, in der ſchäferiſchen Buchhandlung: *Adolphine, Gräfin von Noor*, von *Peter Blau*. Zwey Theile mit einem Kupfer. 1803. 187 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.) In der kurzen Vorerinnerung ſagt der Vf., daſs Ereigniſſe in der wirklichen Welt zu einem Theile der in dieſen Blättern enthaltenen Briefe den Stoff hergegeben hätten, und daſs das Ganze durchaus deutſchen Urſprungs wäre. Wir glauben Beides, und ſetzen hinzu, daſs die hier erzählten Begebenheiten ſonderbar genug, und die Einkleidung gut genug ſey, um einmal geleſen zu werden. Wir würden mit der Einkleidung noch mehr zufrieden ſeyn, wenn der Vf. für lauter Beſtreben, natürlich zu ſeyn, nicht bisweilen etwas gar zu natürlich oder, um das richtige Wort zu brauchen, unnatürlich geworden wäre. Frch.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

JURISPRUDENZ.

LANDSHUT, b. Krüll: *Beyträge zur Reviſion der Theorieen des Pacht- und Buchhandel-Contracts mit beſonderer Rückſicht auf die neueren franzöſiſchen Geſetze*, bearbeitet durch *Joſeph Düprée*, u. ſ. w.

(*Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.*)

Bey der Beurtheilung des ſo vielfältig verworfenen und vertheidigten Nachdrucks (deſſen völlige Unterdrückung in den vorgedachten Wahlcapitulationen, deren nirgends, beſonders S. 107 nicht, gedacht worden iſt, in Frage ſtand), geht der Vf. von dem Rechte des Schriftſtellers, ſich mit Sicherung gegen allen Schaden mitzutheilen, aus, und unterſcheidet den Nachdruck einer ſolchen Schrift, welche einmal ſchon Gemeingut geworden iſt, von dem Nachdruck einer ſolchen, bey der dieſs der Fall nicht iſt, ſondern welche ſich noch im Privateigenthume befindet, das der Vf. mit Recht dem Schriftſteller urſprünglich zuſchreibt. Im erſten Falle erklärt er den Nachdruck für erlaubt; im zweyten Falle hingegen für verboten. Der verbotene Nachdruck aber, ſofern der Nachdrucker zum Publicum ſpricht, ohne dazu berechtiget zu ſeyn, iſt von dieſer nicht rein privatrechtlichen Seite, ohne Falſum oder Plagiat, ein Polizeyvergehen und mit Geld und Confiſcation zu beſtrafen, mit Falſum oder Plagiat hingegen ein Verbrechen und mit Strafarbeitshaus zu verpönen. Von der rein privatrechtlichen Seite gründet der verbotene Nachdruck die Klage auf Schadenserſatz, und er erſcheinet zugleich als Entwendung, wenn er die Officin oder des Autors Namen ändert. — So richtig nun dieſe Beurtheilung des Nachdrucks ſeyn mag: ſo iſt doch das Princip derſelben (das Recht des Schriftſtellers, ſich mit Sicherung gegen *allen* Schaden mitzutheilen —) zu unbeſtimmt und allgemein aufgegriffen, und es würde in dieſer Form auf Folgen führen, zu denen man ſich nicht hergeben könnte, z. B. zu der, dafs das Publicum wenigſtens ſo viel kaufen müſſe, als zur Deckung des Aufwandes beym Verlag nöthig iſt u. ſ. w.

In Anſehung der, nach dem Obigen von dem Verlagsvertrage verſchiedenen, Buchhändler- und Commiſſionar-Contracte bemerkt der Vf. unter andern, dafs ſie, da ſie auf einem reinen Mercantil-Verhältniſſe beruhen, den Gegenſtand eines Handels-Codex ausmachen, während der Bücherverlagscontract als Gegenſtand eines allgemeinen bürgerlichen Geſetzbuches anzuſehen ſey. — Den verewigten *Kant* beſchuldigt der Vf. am Schluſſe ſeiner Abh. (S. 119. §. 99), dafs er den, eine zwiefache Vollmacht in ſich ſchlieſſenden Commiſſionsvertrag zwiſchen dem Schriftſteller und Buchhändler mit dem Verlagscontracte, kraft des für ihn unauflöslich geweſenen Knotens der Unterſcheidung jener Vollmachten, verwechſelt und, dadurch bewogen, den Verlagscontract einen Mandatsvertrag genannt und ihm ſeinen eigenthümlichen Charakter abgeſprochen habe. Wie grundlos aber dieſe Beſchuldigung iſt, ſieht Jeder ein, der es nicht unbemerkt läſst, dafs *Kant* (in der Abh. von der Unrechtmäſsigkeit des Büchernachdrucks vom J. 1785, und in den metaph. Anfangsgr. der Rechtsb. S. 128) nicht die Theorie vom Verlagscontracte, ſondern lediglich den Satz ausführt: *Der Büchernachdruck iſt von Rechtswegen verboten*, — und dafs er, um dieſs zu bewirken, den Verlagscontract nur als Mandat zu erwägen brauchte und wirklich erwogen hat, dafs ſich aber darauf, dafs der königsberger Weltweiſe nicht weiter ging, die Behauptung gar nicht gründen läſst, jener Knoten ſey für den groſsen Mann unauflöslich, und die ihm vom Vf. Schuld gegebene Verwirrung in ſeinem Kopfe geweſen.

Die Deductionen der Mangelhaftigkeit der vom Vf. zur Reviſion genommenen Verordnungen des römiſchen, bairiſchen, preuſſiſchen und franzöſiſchen Rechts, — ferner die mit ihren Gründen verbundenen Grundſätze und Maximen, welche der Vf. der poſitiven Sanction für würdiger hält, ſind zu einer ausführlichen Darſtellung nicht geeignet. Rec. verſichert daher nur im Allgemeinen, dafs die Abhandlung in dieſer Hinſicht, ſo wie überhaupt, nicht ohne Werth iſt und für des Vf. Talente und Kenntniſſe ein ehrenvolles Zeugniſs giebt. Schade nur, dafs ſie nicht in einem reinen und gefälligen, ſondern oft unbeholfenen und durch Sprachfehler entſtellten Vortrage geſchrieben iſt, der nicht ſelten den Gedanken verbirgt (z. B. im 1 Th. 1 Abſch.), ſtatt ihn und deſſen Streben zur organiſchen Verbindung im Syſtem dem Leſer zu enthüllen und ſichtbar zu machen.

p. ζ. r.

SALZBURG, in der mayriſchen Buchhandl.: *Über die Rechtmäſsigkeit der Eheſcheidung.* Nach einer zum Theil neuen Anſicht. 1812. 126 S. 8. (8 gr.)

Bekanntlich hat die von der franzöſiſchen Geſetzgebung ausgeſprochene Auflösbarkeit des Bandes der

Digitized by Google

Ehe, und der Beyfall, welchen das baierische Gouvernement den in diesem Puncte von der französischen Gesetzgebung angenommenen Grundsätzen gegeben hat, mehrere Schriften über die Frage veranlasst, *in wie weit sich nach den Grundsätzen der katholischen Kirche und des katholischen Kirchenrechts die Annahme jener Grundsätze rechtfertigen lasse.* Es haben sich mehrere Stimmen für und wider diese Frage vernehmen lassen, und der Streit ist zwar noch nicht beendiget: doch der verständigere Theil der Sprecher scheint sich zur Affirmative zu bekennen. Diess thut auch hier der Vf. Er setzt den vernunftmäfsigen Zweck der Ehe in die Fortpflanzung des Menschengeschlechtes (S. 14), oder die Erzeugung und bestmöglichste Erziehung neuer menschlicher Individuen (S. 12), und glaubt, da sich dieser Zweck nicht anders als mittelst eines auf Lebenslang eingegangenen ehelichen Vertrages realisiren lasse, und ein gemeinschaftliches vernünftiges Zusammenleben und Zusammenwirken der Ehegatten erfodere, in und nach der Idee sey zwar die Ehe allerdings unauflösbar, — worin er allerdings nicht Unrecht hat —; allein da in der Wirklichkeit die Vernunft im ehelichen Leben nicht immer die Herrschaft übe, welche sie nach der Idee, dem Zwecke und dem Wesen der Ehe, hier üben solle: so sey in allen Fällen, wo jener Zweck nicht erreicht werden könne, die Ehe allerdings für auflösbar zu achten, und wirklich aufzulösen, wenn das Wesen derselben, die Erzeugung und Erziehung neuer menschlicher Individuen und die freye Einwilligung in den Vertrag ihr Ende erreicht haben. Die Verweigerung dieser Auflösung, oder der Erklärung, dass eine solche Ehe aufgelöset sey — meint der Vf. (S. 69), nicht mit Unrecht —, sey eine Zumuthung, man solle das, was nicht ist, für etwas Wirkliches achten; man solle eine solche Ehe, die ihrem Wesen nach ein Ende genommen hat, für noch bestehend achten, und also anders denken und urtheilen, als es das Wesen der Sache selbst fodert. Jeder Zwang, in einer solchen, materiell aufgelöseten Ehe zu leben, sey der Natur der Sache widerstrebend, und daher widerrechtlich. — Seiner Ansicht vom Zwecke der Ehe gemäfs stellt dann der Vf. (S. 87 folg.) folgende Ehescheidungs-Gründe auf: 1) Unvermögen zum Erzeugungsgeschäfte, und zwar ohne Unterschied, diess Unvermögen mag schon vor der Ehe vorhanden gewesen, oder erst während derselben entstanden seyn; 2) Unfruchtbarkeit eines oder beider Theile in Hinsicht auf Erzeugung, wenn sie schon mit dem Eintritt in die Ehe beginnt; 3) Mangel an Fähigkeit zur Erziehung der Kinder, und insbesondere der vorhergehende Mangel an Nahrung für Ältern und zu erwartende Kinder; 4) Mangel an vernünftiger Liebe, weil in diesem Falle die Erziehungsfähigkeit fehlt; 5) Stumpf- und Blöd-Sinn, und überhaupt Unwissenheit in alle dem, was zu einer vernünftigen Erziehung gehört, wenn diese Unwissenheit nicht bis zur Periode der beginnenden Erziehung gehoben werden kann; 6) Sittenlosigkeit und Sittenverderbniss des einen Theils; 7) Excesse, Misshandlungen, oder Beleidigungen, welche sich Eheleute, oder ein Theil dem andern zufügen; 8) Ehebruch, sowohl von Seiten des Mannes, als von Seiten der Frau; 9) Irrthum in der Person; 10) Mangel der vollständigen Einwilligung in die Ehe von der Seite eines Theils; 11) Gesetzwidrigkeit der Ehe. Übrigens meint der Vf. (S. 100), dass in allen den Fällen, wo die Ehe wegen Mangel an Erziehungsfähigkeit aufgelöset werden könne, der Staat von Amts wegen eingreifen, und solche Menschen von einander trennen sollte; worin er uns indessen zu weit zu gehen scheint. Denn der Staat kann nichts weiter fodern, als ordentliche Erziehung der Kinder, und diese ist in so manchen Fällen auch ohne Mitwirkung der Ältern möglich; der Staat kann also rechtlicher Weise nichts weiter fodern, als dass solche Ältern, welche ihre Kinder nicht *selbst* erziehen können, sie durch andere besser geeignete Personen erziehen lassen. — Was der Vf. über die Rechtfertigung seiner Grundsätze gegen die ihm entgegenstehende Meinung der Kanonisten und die Lehren der katholischen Kirche sagt, enthält nichts Neues; es ist nichts weiter als die Rechtfertigung des ausgedehnten Sinnes des Ausdrucks πορνεία, worauf hier Alles ankömmt. Er selbst nimmt den Ausdruck in dem Sinne, in welchem ihn schon längst die protestantischen Exegeten angenommen haben. Z.

Osnabrück, b. Blothe: *Theoretisch-practische Abhandlung der Rechtslehre von der Gewohnheit.* Durch *Joh. Nic. Korn. Guilleaume*, der R. D. undOgraf zum Harkotten im Hochstift Münster. Zweyte vermehrte und vom Vf. selbst ins Deutsche übertragene Ausgabe. 1801. 160 S. 8. (12 gr.)

Diese Schrift kann in keiner Rücksicht als eine Theorie des Gewohnheitsrechtes, wie sie seyn sollte, angesehen werden. Ihr Vf. gab im J. 1796 eine akademische Gelegenheitsschrift über die Gewohnheit heraus. Eine *schmeichelhafte* (!) Recension derselben in der A. L. Z. veranlasste ihn nun, laut seiner kurzen Vorrede, dieselbe umzuarbeiten und mit ansehnlichen und nöthigen „*Zuwächsen*", wie er sich ausdrückt vermehrt, auch besser geordnet, in deutscher Sprache herauszugeben. Wir müssen aber bekennen, dass wir in vorliegender Schrift nicht allein eine zweckmäfsige Anordnung, sondern auch, was die Hauptsache ist, den Geist der Prüfung, eine kritische Würdigung der gemeinen Lehre, eine Festsetzung der Principien, besonders eine Bestimmung der Brauchbarkeit oder Unbrauchbarkeit der Beweisstellen im fremden Rechte, die Dogmengeschichte, und endlich Bestimmtheit und Klarheit der Grundbegriffe gänzlich vermissen, und dass sonach mit dieser, nur durch rohen Stoff vervollständigten Abhandlung in der Hauptsache nichts gewonnen worden sey. Der Vf. scheint allein, oder doch mehr für die Menge der Materialien, als für ihre Bearbeitung besorgt gewesen

Digitized by Google

zu seyn, denn Spuren des Denkens, Zweifelns und Prüfens sind hier nicht zu entdecken. Wir liefern den Beweis. In der Einleitung findet man von dem, was man wohl zu erwarten berechtigt war, nichts, dagegen aber desto mehr leere und schiefe Bemerkungen. Z. B. „Mit der Menschheit hat das Gewohnheitsrecht gleiches Alter," und: „Noch heuer (!) macht die Anzahl der in Deutschland allgemein üblichen, sowohl als besonderer Localgewohnheiten einen nicht unbeträchtlichen Theil der deutschen Jurisprudenz aus." Die Abhandlung besteht aus V Hauptstücken, in welchen a) Vorbegriffe, b) die Erfoderniße zur Einführung einer Gewohnheit, c) die Rechtssätze über die Wirkung und Abschaffung derselben, d) die Lehren vom Beweise der Gewohnheit, und e) sogenannte angrenzende Gattungen, als Nichtgebrauch, Sitte und Gebrauch, Observanz, Gerichtsbrauch, *praejudicia*, *doctrina forensis* und gemeine Meinung, vorgetragen werden. Wir übersehen den gänzlichen Mangel eines logischen Grundes für diese Stellung der Materien, vergessen es, dass gerade das letzte Capitel den Platz des ersten einnehmen sollte, und bemerken nur, dass in den sogenannten Vorbegriffen keine Begriffsbestimmung des ungeschriebenen Rechts gegeben, das Verhältniss desselben zu dem entgegenstehenden nicht festgesetzt, und dass, als die zweyte Hauptart desselben, das *jus traditum* genannt wird. Das Wort Gewohnheit soll vierzehn verschiedene Bedeutungen haben, welche auch in eben soviel §§. angegeben werden. Unter diesen soll aber folgende, seltsam genug, die Hauptbedeutung seyn. Gewohnheit ist „ein ungeschriebenes gesetzliche Kraft habendes Recht, welches der Gebrauch des Volks unter vermutheter stillschweigender Genehmigung des Gesetzgebers eingeführt hat." Der Vf. häuft übrigens alle Eintheilungen des G. Rechts, die je von müssigen Köpfen ersonnen wurden, und giebt so, ohne alle Reflexion und Warnezeichen, falsche Münze für gute aus. Die Gewohnheit ist, nach des Vfs. Irrlehre, entweder allgemeine oder besondere, rechtseinführende oder rechtsauslegende, verbessernde oder abschaffende, verbindende oder erlaubende, öffentliche oder Privat-Gewohnheit!! — Jede Gewohnheit beruht auf fünf Erfoderniſſen. Sie sind nach der Ordnung des Vfs. folgende: Die Einwilligung des Gesetzgebers, die Zeit, die Handlungen, die Vernunftmäßigkeit und die Einwilligung des Volks. Wir enthalten uns, das Irrige und die Verkehrtheit dieser Ansicht zu rügen, denn sie springt von selbst in die Augen, und geben den Rest unseres Befundscheins. S. 27 heißt es: „Die Einwilligung des Gesetzgebers ist stillschweigend und wird vermuthet."! Dem 33 §. zufolge ist die vermuthete Wissenschaft und die stillschweigende Einwilligung des Fürsten und des Volkes das Princip, welches den Richter bey Bestimmung der zur Begründung einer Gewohnheit erfoderlichen Zeit leiten soll. — Irrthum vernichtet jede angebliche Gewohnheit, sagt der Vf. im 31 §. Hat er denn nicht erwogen, dass jede Gewohnheit die Tochter des Irrthums seyn müsse, da die Meinung der moralischen Nothwendigkeit einer Nichtregel eben ein Irrthum ist? — Ganz seltsam ist auch die Art, wie sich der Vf. bey dem Beweise seiner Sätze benimmt. *Regulae juris*, aus ihrer Urverbindung gerissen, gesetzliche Waidsprüchlein und Stellen aus *Gail*, *Lauterbach*, *Brunnemann*, *König*, *Greneck*, *Pehem*, *Pichler* und Consorten wechseln unter einander ab, und haben Beweiskraft. Eine Exegese ist allenthalben nicht zu finden. Man vergleiche S. 58. 48. 62. 78, in welcher letzteren Stelle die l. 2. C. *quae sit long. consu.*, aus II. *F. r.* erklärt wird. — Bey der Bestimmung dessen, was bey der Gewohnheit Vernunftmäßigkeit ist, ahnet dem Vf. nicht einmal von fern, dass man dabey auf die Theorie des Zweckes und der Grenzen der gesetzgebenden Macht überhaupt sehen, und die Winke eines *Erhard* oder *Weber* befolgen müsse. Der Vf. machte sich die Untersuchung viel leichter, indem er folgenden Satz aussprach: „Handlungen, welche dem göttlichen, natürlichen, oder positiven Rechte, dem gemeinen Völkerrechte (?), den guten Sitten, der öffentlichen Frömmigkeit (!), dem Wohl des Staates oder der Kirchen mit boshafter Stirn entgegenstreiten, können nie eine Gewohnheit erzeugen." — Unbedenklich wird S. 91 behauptet, eine Gewohnheit sey auch dann rechtlich, wenn sie einem mit der Clausel: *non obstante consuetudine futura*, versehenen Gesetze widerstreite. — Was der Vf. über die der Gewohnheit ähnlichen Institute vorträgt, ist durchaus gemeine, verlegene Waare, wie er sie bey *Hunnius*, *Farinacius*, *Tartagnus* und ähnlichen Autoren vorfand. Ein Princip, als Kriterium des Wahren und Irrigen, hat er nirgends aufgestellt, und sogar *Hufeland's* und *Haus* hieher gehörige Schriften blieben ihm unbekannt. Die Schreibart des Vfs. ist, wie das ganze Werk, der Manier der deutschen juristischen Schriftsteller im 17ten Jahrhunderte nachgebildet.

V. z. B.

KLEINE SCHRIFTEN.

JURISPRUDENZ. *Berlin*, b. Salfeld: *Versuch einer Revision der Lehre vom Übergang des Brautschatz-Privilegiums auf die Descendenten der Ehefrau.* Von *Karl Albert v. Kamptz*, Reichs-Kammergerichts-Assessor. 1811. 62 S. 8. (8 gr.) Die Rechtsgelehrten sind zwar darüber einig, dass das Vorzugsrecht des Brautschatzes der Ehefrau bey ihrem Leben zustehe, und dass, nach ihrem Tode, die stillschweigende Dotal-Hypothek auch den Erben derselben gebühre; aber uneinig sind sie darüber: *Ob das Dotal-Privilegium auf die Erben der Ehefrau übergehe.* — — Abgesehen von der Singularität des von dem Vf. §. 4. S. 16.*) angeführten *Petr. Vanderen* und *Brunnemann*, verfagen Einige Rechtsgelehrte den Vorzug der

privilegirten Hypothek zwar den fremden Erben der Ehefrau, gestehen ihn aber den Leibes-Erben derselben, mögen sie nun mit einer Stiefmutter oder mit Stiefgeschwistern concurriren oder nicht, mithin in jedem Falle (sowohl gegen diese, als gegen andere Gläubiger) zu; Andere versagen dieß Privilegium selbst den Leibes-Erben der Ehefrau, ausgenommen den einzigen Fall der Concurrenz mit der Stiefmutter oder mit den Stiefgeschwistern, in welchem sie es ihnen zugestehen; *Andere* endlich gestehen jenes Privilegium allen Erben der Ehefrau, mögen sie nun fremde oder Leibes-Erben derselben seyn, (*indistincte*) zu.

Ein einzelner Rechtsfall veranlaßte den Vf., diese Controvers genauer, als bisher geschehen, zu untersuchen, und dieser Untersuchung haben wir den vorliegenden Versuch einer Revision der Lehre vom Übergang des Dotal-Privilegiums auf die Descendenten der Ehefrau zu verdanken. — Die *erste* von den (drey) angeführten Meinungen ist die, in den Gesetzen, gegründete, und ihre Vertheidigung der Zweck der gegenwärtigen Abhandlung.

Der Vf. setzt zuerst die verschiedenen Perioden fest, in welche die, über jene Streitfrage vorhandenen Gesetze fallen. In diesem glücklichen Gedanken, jene Perioden bestimmt zu sondern und aus einander zu halten, ruht zugleich die Bestimmung der Sphäre der vorhandenen, durch ihre Abweichungen von einander jene Controvers veranlassenden Gesetze und die Basis zur richtigen, die bisherigen verschiedenen Meinungen widerlegenden und vereinigenden Ansicht der Sache. — Die Gesetze aus der I Periode — bis zum J. 530 ertheilten dem Brautschatz kein hypothekarisches, sondern nur chirographarisches Recht, verbunden mit dem *privilegio exigendi*, welches, seiner Natur nach, als ein bloß persönliches Vorzugsrecht, auf die Erben der Ehefrau nicht überging; die Gesetze aus der II Periode, vom J. 530 — 531, verbanden mit dem Brautschatz, statt des vormaligen, bloß persönlichen, *privilegii exigendi* ein dingliches, auf die Erben der Ehefrau übergehendes, Hypotheken-Vorzugsrecht; die Gesetze aus der III Periode, vom J. 531 an, erweiterten endlich das, mit dem Brautschatz bisher verbunden gewesene Vorzugsrecht vor den jüngern Gläubigern des Ehemannes zu einem Vorzugsrecht vor allen (auch älteren) Creditoren desselben mit den ausdrücklichen Bestimmungen: a) daß dieß Vorzugsrecht auch den Kindern der Ehefrau, keineswegs aber den fremden Erben oder den Gläubigern derselben ertheilt seyn solle; b) daß dieß Vorzugsrecht des Brautschatzes von der zweyten Frau gegen die erste oder deren Kinder nicht in Anspruch genommen werden könne.

Mit der Darstellung und näheren Ausführung des Inhalts der Gesetzgebung in diesen Perioden verbindet der Vf. die Dogmengeschichte in besonderer Rücksicht auf die Meinungen der Rechtsgelehrten, die Praxis der Gerichtshöfe und neuere Gesetzgebung. Merkwürdig ist es auch hier, zu sehen, wie sich der Genius der Wahrheit in den Dogmen der früheren und der Praxis aller Zeiten sichtbar erhielt, und wie derselbe nur in den Dogmen der spateren Zeit, besonders bey dem vom Vf. §. 7 S. 22. angeführten *Dabelow*, im Kampf mit dem (eigenen und fremden) Widerspruch, dem Zweifel und der Unselbstständigkeit sich dem Blicke der Forscher bald mehr, bald weniger entzog. —

Von dem Gesichtspunct aus, welchen der Vf., durch Beschränkung der hier einschlagenden, von einander abweichenden Gesetze auf ihre Perioden, ergriffen hat, nimmt nun die Analyse der hier entscheidenden Gesetze ihren eben so sicheren und befriedigenden Gang, als die Kritik der, der Meinung des Vf. entgegengesetzten Meinung seiner Gegner. Das Resultat der Analyse der hier einschlagenden Gesetze ist kein anderes, als dieß: daß das Prälationsrecht des Brautschatzes auf die Nachkommen der Ehefrau, in und außer dem Falle der Concurrenz mit einer Stiefmutter, übergehe und denselben nicht allein gegen die Stiefmutter und deren Kinder, sondern auch gegen alle übrigen Gläubiger des Vaters mit eben der Kraft und Stärke zustehe, mit welcher dasselbe ihrer Mutter, wenn sie noch lebte, zuständig seyn würde. — Die Kritik der, dieser entgegengesetzten Meinung ist gegen die verschiedenen Argumente derselben gerichtet; sie sind: 1) Haß gegen die zweyte Ehe; 2) *L. un. C. de privilegio dotis*; 3) Analogie des ehemaligen *juris exigendi*; 4) *L.* 12. *C. qui potiores in pignore* und 5) §. 29. *I. de actionibus.* Die Gründe unter 1 und 3 sind leer — das erste Argument ruht zum Theil auf der *petitio principii*, daß das Dotalprivilegium *de regula* nicht auf die Erben übergehe, was doch grundlos ist, und das dritte ist, bey den vorhandenen klaren Gesetzen, eben so überflüssig, als unzulässig zugleich. Das in der *L. un. C. de privil. dotis* enthaltene Rescript des *Severus* und *Antoninus* aber spricht nur von dem, damals (im J. 210.) mit dem Brautschatz verbundenen, bloß persönlichen, auf die Erben der Ehefrau nicht übergehenden *privilegio exigendi*, aber nicht von dem, 329 J. nachher allererst an dessen Statt eingeführten, dinglichen Vorzugsrechte. *L.* 12. *C. qui potiores in pignore* ist, wie der Vf. überzeugend nachweiset, von den Gegnern desselben gemißdeutet worden. Denn die, in diesem Gesetz gemachte Ausnahme enthält offenbar keine Bedingung des Eintritts und der Statthaftigkeit des Dotalprivilegiums, sondern lediglich eine Bestimmung derjenigen Gläubiger, gegen welche dieß Privilegium Statt haben soll, und eine Ausnahme der Statthaftigkeit dieses Privilegiums in Ansehung des Brautschatzes der zweyten Ehe. Im §. 29. *I. de actionib.* tritt *Justinian* bloß als Referent seiner eigenen (früheren) Gesetzgebung auf, und es muß daher diese Relation, insbesondere das, im Gegensatz von *Extraneus* gebrauchte Wort: *mulier* — im Sinne jener (referirten, früheren) Gesetzgebung genommen, nicht aber bloß auf die Ehefrau (im Gegensatz gegen ihre Leibes-Erben) eingeschränkt, sondern von deren Leibes-Erben mit verstanden werden (*referens — relatum*), zumal da außerdem diese Stelle der Institutionen mit den früheren Gesetzen in keinem systematischen Zusammenhang erklärt werden könnte. Denjenigen aber, welche dieser, vom Vf. näher und bestimmter, auf eine vollkommen genügende Weise, nachgewiesenen Interpretation dennoch nicht beytreten wollten, würde es doch nicht entgehen können, daß, im Falle eines wirklichen Widerspruchs der Institutionen mit dem Codex und den Novellen, der Codex und besonders die *Nov.* 91. c. 1 (welche ganz klar vom Übergang des Dotalprivilegiums, auf die Kinder der Ehefrau spricht) den Institutionen derogirt, und mithin die, auf jene Gesetzstelle gegründete Meinung aus diesem Grunde unhaltbar seyn würde.

Mit Recht behauptet der Vf., daß wenige Dogmen des Privatrechts so sehr, wie diese Lehre, die Nothwendigkeit beweisen, die römische Gesetzgebung ihrem ganzen Umfange nach und mit Unterscheidung der verschiedenen Zeitalter zu studiren; daß wenige so sehr, wie diese Dogmen, beweisen, zu wie großen und gefährlichen juristischen Anachronismen die Unterlassung dieses Studiums führt.

Diese Schrift, welche ihren Gegenstand zwar kurz, aber gediegen und vollständig bearbeitet, und viele interessante Momente, welche hier nicht berührt werden konnten, zur Bestärkung der Meinung des Vfs. enthält, ist besonders im zweyten Capitel reichhaltig an literarischen Nachweisungen, und verräth allenthalben eben soviel gewissenhaften Fleiß und Gelehrsamkeit, als Scharfsinn und Gewandtheit des Geistes. Die Lectüre derselben hat uns Vergnügen und Belehrung gewährt, und wir können dieselbe mit Überzeugung als Gewinn für die Wissenschaft empfehlen. p. ζ. r.

FORTSETZUNGEN.

Tübingen, b. Heerbrandt: *Magazin für deutsche Elementar-Schullehrer, Ältern und Erzieher.* Herausgegeben von *Philipp Jacob Volter.* I Band 1 Stück. Auch unter dem Titel: *Theoretisch-praktisches Handbuch für deutsche Schullehrer und Erzieher.* VI Band 1 Stück. 1813 VI u. 157 S. 8. (8 gr.)

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

M E D I C I N.

BERLIN, b. Braunes, von 1809 an b. Hitzig: *Archiv für praktiſche Medicin und Klinik*, herausgegeben von Dr. *Ernſt Horn* u. ſ. w. 1808 bis 1812.

(*Fortſetzung der S. 114 No. 63 abgebrochenen Recenſion.*)

Aus dem VI Bde. zeichnen wir aus: I. *Über Erkenntniſs und Behandlung der mit Hernien complicirten Hydrocelen*, v. HR. *Schreger* zu Erlangen, und II. *Über die Entſtehung der Form der Hornhautſtaphylome*, v. Prof. *Spangenberg* in Braunſchw., zwey vortreffliche chirurgiſche Abhandlungen! III. *Einige Fälle von temporärem Verluſt des Bewuſstſeyns und der Empfindung bey ſonſt geſunden Individuen*, v. GR. *Heim* in Berlin. Unter der Regierung des Kaiſers *Paul* wurde der Kaufmann *Löhnig* aus Greifenberg in Schleſien denuncirt, dafs er die Schiffe im Hafen zu Petersburg habe in Brand ſtecken wollen, und darauf hin zu einer Strafe von 175 Knutenhieben verdammt, die Tags darauf vollzogen werden ſollte. Zugleich mit ihm bekam ein Verurtheilter 20, ein zweyter 30 Hiebe, welchen L. ſterben und todt wegſchleppen ſah, ein dritter 50, welchen L. in einem, dem Tode ähnlichen Zuſtande von den Executoren mit den Füſsen wegſtofsen ſah. Jetzt bekam L. ſeine 175 Hiebe, es wurden ihm beide Naſenlöcher aufgeriſſen und die Stirne gebrandmarkt. Von allem dieſem behauptet L. nichts gefühlt zu haben. — Ein junger Menſch ſollte enthauptet werden. Auf dem Richtplatze wurde er begnadigt. Er erzählte, er erinnere ſich lebhaft, wie er in der Ferne den Galgen und die Menge Neugieriger geſehen habe, aber nicht, wie er zum Richtplatze ſelbſt gekommen ſey, Gnade erhalten habe und zurückgekommen ſey. — Ein Soldat bekam wegen eines Verdachts von 2 Unterofficieren 50 Prügel, die er empfing, ohne ſich zu rühren. Als die darüber erſtaunten Unterofficiere aufhörten, ſagte der Mifshandelte zu dem commandirenden Officier: Ich bitte ſehr um Verzeihung, dafs ich in Ihrer Gegenwart eingeſchlafen bin! — Ein ſehr geſcheuter und ſolider Scharfrichter, welcher über 100 Executionen verrichtet, verſicherte dem Vf., dafs unter 10 Delinquenten kaum Einer ſey, welcher kurz vor ſeinem Tode noch Bewufstſeyn und Empfindung zeige; nie habe er auch an dem vom Kopfe getrennten Körper die geringſte Bewegung, die kleinſte Zuckung oder Krampf an irgend einem Gliede bemerkt. IV. *Über die Herbſtruhr* im J. 1808, v. Herausg. Der Vf. meint, die Kenntnifs der Behandlung dieſer Krankheit ſey ſo ſehr berichtigt, dafs es jetzt nicht mehr ſchwer ſey, im häufigſten Falle dem tödtlichen Ausgange vorzubeugen, wenn die Hülfe nicht zu ſpät geſucht werde. V. *Fragmente aus den Annalen des Charitéhauſes. Einige Fälle von ſchnell geheiltem Synochus, nach einer ſehr einfachen Methode.* Eigentlich nach keiner Methode; nämlich durch warme Bäder, einige Tropfen Schwefelſäure, Liquor anodynus oder Kamphergeiſt! Wenn man dieſs lieſt, und auf der anderen Seite ſo viele Recepte mit den ungeheuerſten Gaben der flüchtigſten Reizmittel überladen ſieht: ſo ſinkt der Glaube an die Kunſt zu heilen leider ſehr tief! *Valerianaklyſtiere*, ein treffliches Mittel bey den hartnäckigſten Durchfällen, Ruhren und Stuhlzwang. *Über die Anwendung des eſſigſauren Bleyes in colliquativen Durchfällen*, in 10 Fällen ganz fruchtlos. *Miſcellen. Urtheil eines edinburger Recenſenten über einige neuere Producte der naturphiloſophiſchen Medicin* oder vielmehr der Hnn. *Ackermann* und *Ritter*. VIII. *Merkw. Evolutionsgeſchichte einer glücklich geheilten Raſerey, nebſt einem, etliche kritiſche Bemerkungen enthaltenden Vorläufer* (!), v. D. *Weber* zu Pirmaſens. Im Vorläufer wiederholt der Vf. einen Satz, welcher, ſo oft er auch ſchon ausgeſprochen worden iſt, dennoch nicht oft und nicht laut genug geſagt werden kann, dafs nämlich Verſuche und Beobachtungen, nebſt richtigen aus denſelben abgeleiteten Folgerungen, die Medicin weiter bringen, als alle mit üppigem Dichterſchmuck luxurirenden Syſteme der naturphiloſophiſchen Schule; dafs dieſs ganze Syſtem auf ungewiſſen, unerkennbaren Grundſätzen beruhe; dafs der Grund aller naturphiloſophiſchen Auswüchſe in dem mifsverſtandenen Satze der Transſcendentalphiloſophie liege, die Natur ſey der ſichtbare Reflex unſeres Geiſtes; dafs endlich (für den Arzt) die Erregungstheorie bis jetzt noch den Vorzug behaupte. Die Krankheitsgeſchichte iſt wirklich intereſſant; ſie führt zu inniger Theilnahme an den Leiden der unglücklichen Kranken und beweiſt des Vfs. praktiſches Talent: aber eine Entwickelungskrankheit können wir ſie nicht nennen. Für die Praxis iſt der Nutzen des kalten Waſſers bey dieſem tobſüchtigen Zuſtande lehrreich. IX. *Über die Herbſtruhr*, v. Herausg. Kleine Gaben *Extr. nucis vom.* bekamen in vielen (nicht genau genug beſtimmten) Fällen gut, groſse ſchlecht, aber alle Kranken nahmen das Mittel äu-

Digitized by Google

ſserſt ungern. Queckſilber war in den gewöhnlichen Formen dieſer Krankheit nicht von Nutzen; warme Bäder dagegen ſehr, doch minder ohne Opium. Einſpritzungen foderten viele Vorſicht, warme Fomentationen und Kataplasmen bekamen gut. XI. *Fragmente aus den Annalen der Charité* v. Herausg. *Einige Bemerkungen über eine wichtige Formverſchiedenheit des hitzigen Nervenfiebers.* Der Vf. nimmt folgende Verſchiedenheiten des Typhus an: 1) wo Senſibilität und Irritabilität in gleichem Grade vermindert, 2) wo dieſe vermehrt und jene vermindert, 3) wo die letzte vermindert, die erſte vermehrt, und 4) wo beide gemeinſchaftlich vermehrt zu ſeyn ſcheinen. Die mit vorwaltendem Torpor verbundenen T. werden oft durch den Gebrauch der durchdringenden und kräftig reizenden Mittel glücklich geheilt, eine paſſive Methode vereitele dagegen oft den glücklichen Ausgang. (Rein herausgeſagt, iſt doch unſere ganze Methode, den T. zu heilen, nichts als eine äuſserſt graſſe Empirie! Man vergl. oben nr. V.) *Über die Wirkungen der eiskalten Kopfumſchläge bey einer mit Typhus verbundenen Manie.* Gelobt; doch wollen wir um fernere Verſuche, unbefangen angeſtellt und erzählt, bitten! *Bemerkungen über die Cruſta ſerpiginoſa.* Ganz richtig behauptet der Vf., daſs dieſe, ſo wie mehrere Hautkrankheiten, ohne äuſserliche Mittel oft ganz unheilbar ſey. (Rec. macht aufmerkſam auf das *Ungu. oxygenatum*). *Miſcellen.* Mancherley inſtructive Beyträge zur *Anatomia pathologica.*

Im VII Bande ſind zwar der Aufſätze nicht viele enthalten; ſie ſind aber ſchätzbarer, als manche andere, da ſie mit vorzüglichem Fleiſse ausgearbeitet ſind. 1) *Verſuch einer neuen Palliativbehandlung der Iſchuria calculoſa*, vom Hofr. und Prof. *Schreger* zu Erlangen. Es giebt eine Iſchurie, welche von der Gegenwart kleiner, in der Blaſenmündung oder im häutigen Theile der Harnröhre eingeklemmter Steine herrührt. So ſchwer ſie zu erkennen ſeyn möge: ſo oft mag ſie vorkommen. Als Kriterien derſelben ſetzt der Vf. folgende feſt: 1) Wenn die Iſchurie kommt und wiederkommt, ohne daſs ſolche Einflüſſe vorhergingen, welche den dynamiſchen Zuſtand der Gebilde verändern, z. B. Erkältung. 2) Wenn die Anfälle auf gewiſſe mechaniſche Einwirkungen, Bewegungen, hauptſächlich in ſenkrechter Stellung, erfolgen. 3) Wenn die Anfälle manchmal unmittelbar auf eine zufällige erſchütternde Bewegung des Kranken, beſonders in einer Lage, wo die Beckengegend höher als der Oberkörper zu liegen kam, gelöſt wurden. Wenn Bougie und Katheter nicht helfen kann, kann manchmal eine Injection wenigſtens als Palliativmittel Hülfe leiſten, wenn ſie mit gewiſſer Kraft und Vehemenz eingebracht wird. Meiſt iſt zwar die Einſpritzung allein hinreichend, oft iſt aber auch die Mitwirkung einiger Handgriffe, der Erſchütterung und Friction, dabey nöthig. Nur darf nicht zu lange damit gewartet werden, wo viel Schmerz und Entzündung zugegen iſt; auch iſt ſie wirkſamer, wenn die Stricture tief hinten, nahe am Steine, iſt, oder wenn es nur kleine Steine ſind. Nach einem lauen Halbbade legt ſich der Kranke in die gehörige Lage. Nun füllt man eine zinnerne oder beinerne, nicht elaſtiſche, ziemlich lange Spritze etwa mit einem Quart lauen Waſſers, ölt ſie gut ein, und drückt ſie nun raſch und kräftig aus. Bewegt ſich der Spritzenſtempel vom Anfange bis zu Ende ſchwer fort, kann die Spritze nicht rein ausgedrückt werden, tritt die eingeſpritzte Feuchtigkeit entweder durch die Mündung der Harnröhre gewaltſam zurück, oder die letztere wird nach dem Damm hin gewaltſam ausgedehnt, und die Kranken empfinden nichts vom Eindrang des Waſſers: ſo reibt und drückt der Operateur äuſserlich vorſichtig in zweckmäſsigen Richtungen. Der Vf. ſetzt dieſes alles recht deutlich aus einander, und belegt ſeine Angaben mit Factis, wo ſie Hülfe leiſteten. 2) *Über eine Typhusepidemie*, von D. *Spangenberg* zu Braunſchweig. Eine muſterhafte Beſchreibung, wie man heut zu Tage nur wenige mehr zu leſen bekömmt. Der Vf. kann ſich rühmen, mehrere 100 Kranke von dieſem Fieber geheilt zu haben. Diejenigen Organe, welche hervorſtechend afficirt waren, waren die Lunge und die Leber, nebſt der Milz. (Hiebey ſcheint der Vf. doch zu weit zu gehen, wenn er der Leber auf den Scharlach einen ſo groſsen Einfluſs einräumt. Er will Leberleiden erkennen, auch wenn der Kranke von ſelbſt nicht über Schmerz, Druck und Spannung in dieſen Gegenden klagt, Hautfarbe, Urin und Stuhlgang nichts Gelbſüchtiges zeigt!?) Leidet die Leber: ſo findet ſich beym Betaſten eine ſehr empfindliche Stelle, entweder in der Gegend deſſelben, oder in der Herzgrube, oder in der Milzgegend. Leidet die Lunge: ſo zeigen ſich die gewöhnlichen Symptomen, und der Kranke iſt, ſelbſt im Sopor, ſehr empfindlich gegen das Klopfen mit den Fingerſpitzen auf die Bruſt, welches ihn zum Huſten reizt. (Über beide diagnoſtiſche Zeichen wollen wir nicht entſcheiden, obwohl wir geneigt ſind, zu glauben, der Vf. habe, wenigſtens in Rückſicht des letzteren, zu viel beobachtet. Wir machen indeſs aufmerkſam darauf.) In beiden Fällen örtlicher Affection iſt der Typhus anſteckend. Krankenwärter, Wundärzte, Angehörige der Patienten, wurden häufig angeſteckt. Je länger dieſe Perſonen in der Nähe der Kranken geweſen waren: deſto fürchterlicher und ſchneller verlief das Fieber. Vier Krankenwärter ſtarben daran binnen 48 bis 72 Stunden. Das beſte Zeichen im Laufe der Krankheit war ein beſſeres Ausſehen des Geſichts, beſonders mehr Heiterkeit und Leben im Auge, Erweiterung der Pupille, feuchtere und reinere Naſenhöhle und Zunge. Bey Krätzigen ſchien die Krankheit immer gelinder zu ſeyn. (Über den Einfluſs der chroniſchen Hautausſchläge auf Fieber ſind die Beobachtungen nicht geſchloſſen. Rec. hat in dem vorletzten Kriege mehrere typhöſe Soldaten aus allen Nationen zu behandeln gehabt, unter welchen Krätzige und Veneriſche ſich befanden, er hat aber keinen beträchtlichen Unterſchied in den Fiebern finden können.) Nur erfolgten oft Ei-

Digitized by Google

terbeulen. (Furunkeln sind doch eine gewöhnliche Folge typhöser Fieber.) Die Dispositon zu diesem Typhus ward durch die abwechselnde Witterung begründet, meist schlaff und warm; von rauhen Winden und Kälte unterbrochen, herrschte die Krankheit im May 1807 meist unter den geringeren, in dumpfen Wohnungen und niederen Gegenden wohnenden Classen; allemal war hier Localaffection. (Auch im Jahre 1809 schien die Constitution gallicht zu seyn; gallichtes Erbrechen, Durchfälle, Gelbsuchten, Unterleibsbeschwerden bezeichneten dieselbe.) So wie heftige Kälte eintrat, z. B. im Januar 1808: trat die Lungenaffection ein. Über die Behandlung bemerkt der Vf. Folgendes: Im Allgemeinen habe er gefunden, dafs die sogenannte erhitzende, reizende Methode (das ist doch wohl nicht einerley), die häufige Anwendung des Weines, der Gewürze u. s. w., fast in allen Typhusarten nachtheilig sey. Ausnahmen seyen der Torpor des Nerven- und Blut-Systems (Ausnahmen, die leider sehr oft Statt finden, nach Rec. Erfahrung). Sie bringen schnelles Aufflammen und eben so schnelles Erlöschen hervor (das hat Rec. noch öfter bey der *reichschen* Methode gesehen). Sie müssen nie allgemein werden. (Ganz recht, aber noch weniger allgemein verworfen werden. Der Unterschied des Typhus in *putridus* und *nervosus* mufs auf diese oder die andere Methode leiten.) Eben so nachtheilig sey die ernährende Methode. (Das unterschreibt Rec. Man hat überhaupt mehr durch Überreizung und Überfluss an Reizmitteln geschadet, mehr durch das Zuviel, als durch das Zuwenig.) Im Allgemeinen lobt der Vf. die Mineralsäuren, Elixir acidum H. zu 1½ Quenten bis ½ Unze am Tage mit Aufguss von Baldrian, Angelika u. s. w., und die *dephlogistisirte* (?) Salzsäure, die geringste Gabe zu 2 Unzen in 24 Stunden, die höchste zu 10 Unzen (diese Gabe ist wirklich aufserordentlich). Bey Leberleiden, zumal Anfangs des Typhus, nutzten besonders Mercurialia, zu 1 bis 4 Gran, jede oder alle 2 Stunden gegeben. Bey Lungenaffection war das Hauptmittel flüchtiges Laugensalz. Dort wandte der Vf. äufserlich an Einreibungen von Queckfilbersalbe, Waschen mit Essig, Senfpflaster; hier Vesicatorien und Sinapismen. Die An- und Gegenanzeigen gegen diese Mittel, das Detail, wo das eine vor dem anderen den Vorzug hat, die Behandlung der Metastasen und Convalescenz übergehen wir, so viel Lehrreiches auch darin ist. Wir wünschten überhaupt, dafs der Vf. diesen Aufsatz einzeln abdrucken liefse. 3) *Neuere Erfahrungen über das entzündliche Kindbettfieber*, vom Herausg. Es ist schon mehrmals in diesem Archive die Rede von dieser Krankheit gewesen. Kein Aufsatz genügte ganz. Jetzt will der Vf. zeigen, dafs dieses Übel auch manchmal die sthenische Form annehmen könne. (Darin sind wir mit dem Vf. einverstanden, dafs das Kindbettfieber manchmal entzündlicher Art seyn könne; ja wir möchten sagen, es sey immer entzündlich: nur hat diese Entzündlichkeit viel Eigenes, sie ist selten ganz, oder durch die ganze Krankheit hindurch sthenischer Art, sondern meistens asthenisch; selten wird also auch mit dem rein antisthenischen Apparate viel Nutzen gestiftet werden; es lag gewifs nur in einer ganz besondern epidemischen Constitution, dafs der Vf. so glücklich mit letzterem war.) 4) *Über den Einfluss der Musik auf Kranke*, vom Prof. *Erdmann* zu Wittenberg. Ein recht schön geschriebener Aufsatz, aus welchem sich jedoch kein Auszug machen läfst. Der Vf. war so glücklich, eine Dame von Stande, die bey dem Rückfalle eines hitzigen Frieselfiebers mit Ungestüm rasete, durch das Spiel des Pianoforte zu beruhigen. Mit der vom Vf. entworfenen Charakteristik der musikalischen Instrumente nach den verschiedenen Einwirkungen auf das Gemüth ist Rec. nicht ganz einverstanden. Er meint, Violine, Flöte und Clarinette stimmten zur Freude; zur Excitation des Nervensystems seyen besonders Hörner, Posaunen, Clarinetten; zur Beruhigung Flöte, Harfe, Guitarre und Harmonica geschickt. Abgerechnet den Widerspruch, in welchen der Vf. selbst gefallen ist, indem er der Flöte bald diesen, bald jenen Einfluss zuschreibt, erfodert die Harmonica äufserst viel Vorsicht, weil sie mehr als jedes andere Instrument die Nerven angreift; Clarinette ist ein sehr sanftes, schmeichelndes Instrument, Oboe schneidend. Und warum ist des Claviers nicht gedacht? 5) *Miscellen. Ein Wort über medicinische Schriftstellerkunst, nebst Aufdeckung eines dreisten Plagiates*, vom Prof. *Wolfart* zu Berlin. In der *Encyklopädie* der Hnn. *Consbruch* und *Ebermaier*, *Receptirkunst*, sind mehrere Stellen, welche Hr. *W.* sich als sein Eigenthum vindicirt. Dieses Plagiat ist wahr und richtig, aber so auffallend, als folgendes, ist es dennoch nicht. In *v. Hovens Handbuch der praktischen Heilkunde* ist Vieles, was die Kinderkrankheiten anlangt, Wort für Wort aus *Jahns System der Kinderkrankheiten* abgeschrieben, z. B. die Geschichte der geimpften Kuhpocken ist von S. 410 — 413 bey *Hoven* aus *Jahn* S. 307 — 312; ferner S. 262 — 264 bey *Hoven* aus S. 416 — 418 bey *Jahn*, S. 265 f. aus 421, S. 267 aus S. 422 ganz wörtlich abgeschrieben.

Aus des VII Bds. 2 St. ziehen wir aus: *Über die Diagnostik der falschen Pocken*, mit Hinsicht auf die neuerlich behaupteten Fälle von ächten P. nach vorhergegangener gelungener Vaccination, v. GR. *Heim* in Berlin. Ein sehr wichtiger Aufsatz! Ist es wahr, dafs nach richtig verlaufener Vaccination ächte Menschenpocken entstehen können? Woran erkennt man ächte MP. und unterscheidet sie von unächten (*Varicellis*)? Der thätige Veteran leugnet das Erste und bestimmt die letzteren. Vielfach wurden unächte P. für ächte ausgegeben. So ging es in Berlin mit den Kindern der Hnn. *Prahmer*, *Schickler* und *Karbe*. Letztere wurden (mit MPGift) geimpft und bekamen Pocken, über welche sich unter den angesehensten Ärzten in B. ein sehr ernsthafter Zwist erhub. Hr. GR. *Heim* erklärte gleich damals mit

Digitized by Google

feiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit, S. 200: Windpocken, Windpocken, nichts weiter als Windpocken! — Nach einigen Tagen wiederholte Hr. *H.* diese Erklärung, obschon 9 Ärzte gegen ihn und für die Ächtheit der P. sprachen. Im folgenden Jahre bekamen die Kinder noch einmal und viele und wahre MP. Es giebt der unächten P. mehrere Arten, wovon manche wohl dreymal wiederkommen können, und vor denen weder ächte MP. noch vollständig verlaufene KP. sichern. Nie haben sie ein sogenanntes Eiterungsfieber, *febr. secundaria.* Sie füllen sich auf unbestimmte Zeit mit lymphatischer Feuchtigkeit, die höchstens in eine weislicht perlfarbene Materie übergeht. Sie hinterlassen, hauptsächlich an der Stirn, gleich über der Nase und an derselben, Narben, doch nie so viele, als die ächten MP. Manchmal haben sie äusserst grosse Ähnlichkeit mit MP., doch ist der Geruch verschieden (ein Gemisch von Varicella und Krätze hat, wie Rec. jetzt beobachtet, viel Ähnlichkeit mit ächtem Pockengeruch); die Schurfe sind dünne, meist rund; die reinen Narben falscher P. haben eine von dem Vf. mit dem gröfsten Fleifse ausgemalte Verschiedenheit, welche wir leider des engen Raumes wegen nicht auszeichnen können. Seit 10 Jahren sind übrigens in Berlin mehr als 20,000 Individuen vaccinirt worden. *Kein einziges hat, nach vollständig verlaufener Vaccination, die ächten P. bekommen.* In Fällen, die das Gerücht verbreitete, waren es entweder falsche P., oder die KPl. war nicht vollständig gelungen. Man findet alsdann an der Impfstelle entweder gar keine, oder sehr grofse Narben; wo jenes ist, ist die Empfänglichkeit für ächte P. nicht verwischt; sehr grofse Narben entstehen gewöhnlich von Geschwüren an den Impfstellen. (Eben jetzt verbreitete sich in der Gegend des Rec. das Gerücht von ächten MP. bey einem vaccinirt gewesenen Kinde. Rec. fand unächte P., mit eiternden Krätzpusteln vermischt, welches der Krankheit die gröfste Ähnlichkeit mit ächten MP. gab.)

X. *Fragmente aus den Annalen der Charité zu Berlin*, v. Herausg. *Beobachtung eines Falles, wo eine Frau das Scharlachfieber dreymal hatte.* (War es jedesmal ächt? Es giebt so viele unbestimmte rothe Ausschläge, dafs sich billig daran zweifeln läfst.) *Beschreibung eines äufserst bösartigen Herpes farinaceus.* Selbst das Auge wurde nicht verschont, die Hornhaut zerfressen. Die Person starb. *Ein bedeutend grofser Stein wurde in der Brusthöhle einer Wassersüchtigen gefunden.* Er war dreyeckig, fest, im Durchmesser 1½ Zoll grofs, mit lockerem Zellgewebe theils an die Pleura, theils an die Oberfläche der Lunge befestiget. *Miscellen. Begiefsen mit kaltem Wasser bey Nervenfiebern.* (Gelobt. Werden sich die guten Wirkungen bestätigen?) *Rheumatismus calidus (acutus).* Drey Fälle mit Aderlassen, Brechmitteln und Queckfilber geheilt. (Rec. giebt der uneingeschränkten antiphlogistischen Methode den Vorzug.)

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Medicin. *Berlin*, b. Maurer: *Wodurch reifte die Chirurgie dem Grade ihrer gegenwärtigen Vollkommenheit entgegen? Auf welchen Wegen mufs sie zu noch höheren Graden emporstreben?* — Eine Rede am zwölften Stiftungstage der königl. med. chir. Pepiniere zu Berlin den 2 Aug. 1806 gehalten von D. *Aug. Fried. Hecker*, kön. pr. Hofrath etc. 16 S. 8. (3 gr.) Eine kurze, die Sache aus dem gehörigen Gesichtspunct betrachtende Gelegenheitsschrift. „Auf dem Wege der Erfahrung hat sich die Chirurgie zu einem weit höheren Grade von Vollkommenheit erhoben, als der Medicin je zu Theil wurde," sagt der würdige Vf. mit unbestreitbarem Recht, welches aber leider der Stolz der nur innerlich wirkenden, sich über die eigentliche Wundärzte bey allen Gelegenheiten erhebenden Ärzte nie zugeben wird. Für diese nur eine einzige Stelle aus dieser Rede. „Waren es etwa nicht die wiederholten, eine Reihe von Jahren fortgesetzten Untersuchungen kranker Augen, die unter verschiedenen Umständen versuchten Operationen an denselben — oder waren es vielleicht die höchsten Ideen des Lebens und die Speculationen über die Metamorphosen der Natur, die nicht in neueren Zeiten die wahre Beschaffenheit des grauen Staares und die Zweckmäfsigkeit der Methoden, ihn zu operiren, bestimmten? Hat *Bilguer* die so wohlthätige Einschränkung der Amputation in Fällen, wo sie früher unvermeidlich schien, aus den höchsten Naturgesetzen, oder hat er sie aus der schlichten Erfahrung des gesunden Menschenverstandes abgeleitet? Oder mufste die Naturphilosophie erst das Geheimnifs der ewigen Liebe der Natur aufdecken, und die Erde aufsteigen lassen zu Metall, beide aber zu Galvanismus oder Korall — damit *Richter* die ganze Lehre der Brüche neu schaffen, Andere die Behandlung des Wasserbruches, der Wunden, der Geschwüre, und so mancher anderer Übel wesentlich verbessern konnten? Brauchten *Schmucker*, *Murjinna* u. A. den Dualismus oder die Triplicität der Natur, um beynahe alle Operationen zweckmäfsiger einzurichten, und sie wohlthätiger zu machen? Gewifs wird Jeder diese und ähnliche Fragen so beantworten müssen, dafs es der Weg der Erfahrung gewesen ist, auf welchem wir zu jeder Vollkommenheit in der Chirurgie gelangt sind, und dafs uns die Enthaltsamkeit von Speculationen vor Abwegen bewahrt hat." Aus diesem folgt nun ganz natürlich, dafs auf diesem Wege fortgeschritten werden mufs, um weiter zu kommen. Weiter erfahren wir durch diese Schrift, dafs innerhalb 11 Jahren 640 Wundärzte in dieser Anstalt gebildet wurden — gewifs die gröfste Beruhigung für ihren Stifter. S.

Druckfehler. In der Recension von *Horns* neuem Archiv No. 62. S. 105. Z. 5 von oben statt *Georgico* lies *chirurgico*. S. 106. Z. 20 von oben st. *Exikrise* l. *Epikrise*. Z. 26. von oben st. *vorhandene* l. *verbundene*.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

MEDICIN.

BERLIN, b. Braunes, von 1809 an b. Hitzig: *Archiv für praktiſche Medicin und Klinik*, herausgegeben von Dr. *Ernſt Horn* u. ſ. w. 1808 bis 1812.

(Fortſetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recenſion.)

VIII Band. 1 Heft. 1) *Das ferrum ſulfuricum als Heilmittel in verſchiedenen krankhaften Affectionen der Ab- und Ausſonderungsorgane* angewandt von Dr. *v. Velſen*, Arzt in Cleve. Der Vf. empfiehlt dieſes Mittel, das *Sal* oder *Vitriolum Martis ad albedinem calcinat.* aufs Neue in chroniſchen Katarrhen und Schleimſchwindſuchten, im Nachtripper, weiſsen Fluſſe und in der bey alten Leuten häufig vorkommenden Blennorrhöe des Maſtdarms. In offenbarer Lungenſucht mit eiterichtem Auswurfe hielt es letzteren mit auffallender Erleichterung Monate lang zurück. Rec. kann dieſe gute Wirkung aus vielfältiger Erfahrung beſtätigen, und hat darüber in einer von ihm herausgegebenen *Materia medica* Bemerkungen mitgetheilt. Er hat beſonders von der griffithſchen Miſchung Gebrauch gemacht, aber öfters auch bloſs *Sal martis* und *Myrrha* mit einander verbunden. Ausdrücke, wie: das *Gebildetſein*, eine *achtmal tägliche Anwendung* u. ſ. w., ſollte jeder Schriftſteller vermeiden. 2) *Neue Beobachtungen und Erfahrungen über die ächte Pneumonie*, v. Herausg. Was Rec. zu der Zeit vorausſagte, als des Herausgebers Werk über Pneumonie erſchien, und von jugendlichen Recenſenten eifrigſt empfohlen wurde, daſs eine reifere Praxis den Vf. über manche ſeiner damaligen Angaben eines Beſſeren belehren werde, hat ſich durch vorliegende Abhandlung beſtätigt. Der Vf., welcher vormals allein die reizende Heilmethode bey Pneumonieen empfahl, rühmt hier mit groſser Wärme das dreiſte Blutlaſſen bey ächten oder ſtheniſchen Pneumonieen. Und gewiſs, wer bey dieſer ſo häufig vorkommenden gefahrvollen Krankheit glücklich ſeyn will, der wird es nur durch dieſes Mittel, welches, wie der Vf. mit Recht ſagt, durch kein anderes erſetzt werden kann, und durch eine unerſchrockene antiſtheniſche Methode ſeyn, vorausgeſetzt iſt, daſs ſeine Diagnoſis richtig war. Ja, wir möchten faſt behaupten, daſs eine überflüſſige oder nicht ganz nothwendige Aderläſſe bey weitem weniger ſchade, als eine unterlaſſene. Nur, wenn der Vf. das Aderlaſſen ſo lange fortgeſetzt haben will, als die Symptomen der örtlichen Entzündung fortdauern, 4, 5 bis 6 mal: ſo hat er Unrecht. Ein allzu öfteres Blutlaſſen hat nicht nur nicht immer ſo heilſamen Einfluſs auf die vorhandene Entzündungskrankheit, ſondern führt auch andere faſt noch unangenehmere Zuſtände herbey, z. B. groſſe Schwäche, waſſerſüchtigen Zuſtand, Schleimſchwindſucht u. ſ. w. Wen 2, höchſtens 3 ſtarke Aderläſſe nicht retten, den retten 6 gewiſs nicht, und Rec. hat erſt ganz kürzlich noch den Fall gehabt, wo ein Arzt 7 mal zur Ader lieſs, ohne die Symptomen zu beſchwichtigen. Hier ſind kleine Gaben Kampher und Opium von erſtaunenswerthen Wirkungen. Auch müſſen wir dem Vf. widerſprechen, wenn er S. 26 als Zeichen eines beſſeren Zuſtandes einen leichteren Blut- und Schleim-Auswurf angiebt. Je ſtärker der Entzündungszuſtand iſt: deſto blutiger iſt der Screatus, der bey recht heftigen Pneumonieen oft ganz leicht und ſchmerzlos ausgehuſtet wird. Je reiner die Krankheit ſich entſcheidet und geheilt wird: deſto ſchneller vermindert ſich dieſer Auswurf, und deſto weniger Expectoration darf eintreten. Eben ſo wenig ſind wir des Vfs. Meinung über die Indication und Wirkung des Queckſilbers bey Pneumonieen. S. 38. 40. Das Queckſilber iſt ganz gewiſs kein rein antiſtheniſches Mittel. Es wirkt durchaus am beſten bey den ſogenannten unreinen, gemiſchten Entzündungen, wie man ſonſt ſagte, und welche noch nicht ganz genau im noſologiſchen Syſteme beſtimmt ſind. Gaben zu 3 Gran, alle 1 oder 2 Stunden, wirken auch nicht ſowohl auf die Entzündung oder antiphlogiſtiſch, als vielmehr bloſs abführend, auf den Darmcanal. Vielleicht hat dieſs den Vf. irre geleitet. Da der würdige Vf. ſo viel Sinn für Wahrheit und reine Naturbeobachtung hat: ſo wird ihn Rec. Wink gewiſs bald in den Stand ſetzen, beſtimmtere Reſultate zu ziehen. 3) *Beobachtungen und Bemerkungen über die Blutfleckenkrankheit (Morbus haemorrhagicus Werlhof.)* von Dr. *Herber* zu Naſtätten. Der Vf. beobachtete vorzüglich eine eigene Kälte der Haut, beſtändige Neigung zum Schlafe und langſamen Puls bey dieſer Krankheit, welche durch *Extr. ſalicis, hippocaſtani* und Mineralſäuren geheilt wurde. 4) *Kleine Bemerkungen*, von D. *Hegewiſch* in Kiel. Hr. *H.* zeigt ſich in Allem, was er ſchreibt, auch dem Kleinſten, als einen Mann von Geiſt; nur Schade, daſs er das, was er ergreift, nicht nach allen Seiten und in ſeiner ganzen Tiefe, ſondern nur nach einigen blendenden Flächen beſieht. 5) *Praktiſche Miſcellen* von D. *Marcus*, Arzt zu Königsberg in Preuſſen. *Seltener Streit eines Wechſelfiebers mit einer Hemikranie.* Aber auch eine ſeltene Nachgiebigkeit von Seiten des

Digitized by Google

Arztes gegen einen eigenfinnigen Kranken! *Fragmente aus dem Tagebuche* des D. *Schneider* zu Fulda. Lob der Columbowurzel bey Koliken, in Subftanz zu 20 Gran mit und ohne Opium. (Es ift wohl einiger Widerfpruch, wenn der Vf. Kolikfchmerzen im *Magen* S. 134 annimmt.) Ein Kind brachte 17 natürliche Pocken mit auf die Welt, welche vom Arzte für wirkliche Blattern erkannt wurden, auch den regelmäfsigen Verlauf hielten. Das Kind wurde jedoch nach einigen Jahren vaccinirt, bekam 5 Kuhpocken mit peripherifcher Röthe, Fieber und allen fchützenden Charakteren. Jetzt wurde es von natürlichen Blattern befallen, und am ganzen Leibe damit überfäet. (Gewifs ein intereffanter Fall, welcher eine äufserft feltene Capacität für diefe Hautkrankheit beweift.) Heilung einer Brandfielle mit Ochfenmagenfaft.

2 Heft. 7) *Vertheidigung der Beobachtungen einer befonderen Art natürlicher Blattern nach Kuhpocken*, von LM. *Stieglitz* in Hannover. Schon *Willan* nahm an, dafs es einzelne Fälle gebe, in denen die Kuhpocken ihre fchützende Eigenfchaft nicht äufsern, die Vaccinirten vor nochmaligen Blattern nicht gefchützt würden, und dafs er befonders eine gewiffe Art von Pocken, welche man nach richtig überftandener Vaccination finde, für wahre, nur modificirte Menfchenblattern halte. Nachher beobachtete Hr. *Mühry* in Hannover einen ähnlichen Fall, und Hr. *Stieglitz*, der diefes Kind fah, beftätigt, dafs es wirklich natürliche und keine Wind-Pocken gewefen feyen. Das Kind hatte die Varicella fchon gehabt, die Blattern hielten *nach den Kuhpocken* fchrittweife die Zeiträume des Ausbruchs der Blattern, nur dafs fie *fchneller*, aber doch regelmäfsig verliefen, dafs hier abgefonderte Zeiträume des Ausbruchs der Blattern, des Fortfchreitens, der Eiterung, *fo weit diefe hier zu Stande kommen kann*, der Abtrocknung, des Überganges in Schurf, der lange ftehen blieb, Statt fanden, dafs diefe Zeiträume fich allmählich folgten, wie nur bey natürlichen Blattern der Fall ift, und dafs alle Veränderungen, die in der hier gefetzmäfsigen *modificirten* Folge natürlicher Blattern nach und nach hervortraten, den gewöhnlichen Typus natürlicher Blattern hielten. Hr. Geh. R. *Heim* in Berlin hielt diefs nicht für natürliche Menfchenblattern; dagegen vertheidigt fich hier Hr. *St.* Soll Rec. aufrichtig feyn: fo mufs er bekennen, dafs er auf Hn. *H's.* Seite ftehe, fo grofse Verehrung er übrigens für Hn. *St.* hegt. Hr. *St.* felbft hält es für *modificirte* Menfchenblattern. Findet eine Modification Statt: fo kann man fie auch nicht für ganz ächt ausgeben. Freylich, wenn mit diefen, fo fehr veränderten (S. 206) Blattern durch Impfung wahre, natürliche Blattern hervorgebracht werden konnten: dann hebt fich aller Zweifel. Aber das ift in Hannover nicht der Fall gewefen. Rec. hat diefe Pufulation mehrmals nach der Vaccination eintreten fehen. Sie fcheint von dieler bey gewiffen individuellen Eigenheiten der Vaccinirten abhängig zu feyn. Rec. aber hat nie fie für natürliche Menfchenblattern angefehen. Ein Anderes wäre es, wenn der Ausfchlag zu einer anderen Zeit, nicht unmittelbar oder zufammenhängend mit der Vaccination erfchien. So denkbar es alfo Rec. ift, dafs hie und da ein Subject zu finden feyn möchte, bey dem die Empfänglichkeit für die Pockenanfteckung durch die Vaccination nicht vollkommen vertilgt werden, folglich als Ausnahme von der Regel eine Nachblatterung entftehen könne: fo fehr leugnet er, dafs diefer Fall fchon durch *Willan*, *Mühry* und *Stieglitz* erwiefen fey. 8) *Über den angeborenen Wafferbruch, und einige neu aufgefundene Formen deffelben* vom HR. und Pr. *Schreger* zu Erlangen. Eine fehr gediegene Abhandlung, die wir jedem Wundarzte dringend empfehlen. 9) *Über den hitzigen Rheumatismus und die heilfamen Wirkungen der Brechmittel in demfelben*, vom Herausgeber. Der Vf. empfiehlt bey diefer fchmerzhaften, öfters gefahrvollen und gewöhnlich lange dauernden Krankheit den fortgefetzten Gebrauch der Brechmittel, nach Mafsgabe alle Tage, oder einen Tag um den anderen. Er verliert fich ein wenig in Erklärungen, auf welche Weife diefe Methode das Wohlthätige ihrer Wirkung äufsere. Wir wollen uns begnügen, feine Beobachtung angezeigt zu haben. 10) *Über eine Phthifis pfoae, nebft einigen diagnoftifchen Bemerkungen über Pfoitis*, vom Herausgeber. Sie entfteht hauptfächlich bey Männern von ftarker Mufcularbewegung, meift nur auf Einer Seite. Sie wird oft mit Rheumatismen und Hämorrhoiden verwechfelt. Immer entfteht frühzeitig Fieberzuftand dabey, und Unbeweglichkeit des Schenkels; auch kann der Kranke nicht anders als gebeugt nach der leidenden Seite zu gehen. 11) *Praktifche Miftellen und Correfpondenznachrichten. Ein paar Worte über den Kaffee als Fiebermittel und Medicament überhaupt*, von D. *Paldamus* in Bernburg. Der Vf. rühmt den rohen Kaffee unter 12 Fällen in 10. Er gab alle 2 Stunden 15 Gran Kaffeepulver mit 5 Gran aromatifchem Pulver; manchmal auch das Decoct, manchmal beides zufammen, auch wohl das Extract in Minderers Geift. *Befchreibung des im Frühjahre 1806 unter den öfterreichifchen Kriegsgefangenen generrfchten (?) Nervenfiebers, nebft angewandter Heilmethode*, von D. *Bleicher* zu Stockach. Unter 62 Kranken verlor der Vf. nur Einen. Er gab Brechmittel, Abführung, dann reizend ftärkende Mittel, befonders auch Säuren, und liefs die Kranken mit fpirituöfen Dingen wafchen. (Wir machen befonders aufmerkfam auf die Brechmittel und Säuren, welche in allen folchen typhöfen Fiebern fehr gut wirken.) Nachtrag zu der Abhandlung *über die Urfachen der häufig unglücklichen Bruchoperationen*. Aus diefen 2 Gefchichten ergiebt fich kein Refultat. *Ungewöhnlicher Ausgang einer febris nervofa ftupida*, von Prof. *Spangenberg* zu Braunfchweig. Ein kritifcher Depot am Hodenfack entfcheidet die Krankheit. (Rec. ift eine ähnliche Entfcheidung nach den Schamlefzen bekannt.) *Etwas über die pariler Krankenanftalten*, von D. *Müller* in Bremen. Mit dem Hôtel-Dieu ift der Vf. nicht fehr zufrieden. Dagegen wird *Pinel* gelobt, der mit befonderer Achtung von *Reil* (in deffen früherer Zeit) fprach. Nur in deffen

Digitized by Google

neuere Denkart konnte sich *P.* nicht finden, und schüttelte überhaupt über das Betreiben der Wissenschaft in Deutschland den Kopf. (Hat er wohl Unrecht?) *Albert* in St. Louis scheint sich mehr auf das Beobachten als Heilen der chronischen Hautkrankheiten zu legen. Vorzüge hat die Charité wegen ihrer Reinlichkeit und guten Ordnung. Die *Ecole de Médecine* hat grosse Schätze in der anatomischen Sammlung, besonders Missgeburten. *Einiges aus dem Leben des Prof. Schmidtmüller zu Landshut.* Er war geboren zu Hohenfels in der Oberpfalz den 28 Nov. 1776, starb den 7 May 1809. *Biographische Notizen über Joh. Adam Schmidt in Wien*, geboren zu Anb im Würzburgischen, sehr mager. *Hospital für kranke Kinder* in Wien. Vom 1 Febr. 1794 bis 1808 sind vom D. *Goelis* 66390 kranke Kinder in die Cur genommen worden.

IX Bandes 1 Heft. 1) *Wahrnehmungen bey einer Verdunkelung der Kryſtalllinſe des rechten Auges.* Ein autonosographischer Versuch vom LM. *Brückmann* in Braunschweig. Unter allen Farben zeigte sich keine öfter und in mehreren Abstufungen, als die blaue. Oft sah der Vf. doppelt, oft schief oder wellenförmig, manchmal grosse Haufen Heu oder Flachs, vor welchen sich eine grosse Menge kleiner glänzender Insecten unaufhörlich bewegte. Der ganze Aufsatz ist voll feiner Bemerkungen. 2) *Beobachtung einer merkwürdigen Krankheit des Herzens* von D. *Heinecken* in Bremen. Dislocation, innormale Grösse des Herzens, Ansammlung von Wasser im Herzbeutel und in beiden Brusthöhlen, und polypöse Gewächse im Herzen, waren die Hauptübel. Die Zufälle ähnelten denen der *Angina pectoris*, besonders in Hinsicht auf Puls und Athmen. Es war ein junger Mann, der dieses fürchterliche Übel erlitt. Als Palliativmittel leistete das Einziehen der Vitriolnaphtha sehr viel; auch das Auflegen der einen Hand auf die Stirn und der anderen auf die Herzgrube. Bey der Section fand man, dass das Herz mit dem Herzbeutel den grösten Theil der linken und einen Theil der rechten Brusthöhle, in welche es sich hineingedrängt hatte, einnahm. Mit seiner Spitze lag es in der linken Seite über der Gegend der Milz, mit der Grundfläche hatte es sich in die rechte Brusthöhle hineingekehrt und nahm einen beträchtlichen Theil derselben ein. Es war vom Blute gereinigt 1½ Pfund schwer, die *vasa coronaria* waren fast daumensdick, die Wände des Herzens sehr dick und fest; in dem *Ventricul. pulmonal.* war ein weisser, tendinöser, fester Polyp, dessen Körper 4 Zoll lang und 2 Zoll breit, ein Arm desselben 1 Zoll 6 Linien lang und 9 Linien breit war; die Dicke des Polypen war 5 Linien, er nahm die ganze Höhle ein, legte sich in die Öffnung des *Atrii*, und war mit den Fäden der *trabecula* in einigen Puncten verbunden. In *Ventriculo cortico* war ein ähnlicher Polyp, 5 Zoll 4 Linien lang und 1 Zoll breit, der in die Aorta hineinging. Einen etwas kleineren, 3 Zoll 1 Linie lang und 5 Linien breit, sah man im *Vrio pulmon l*, der in eine der Lungenvenen mit dem einen und im *Atrio* mit dem anderen Arme lag. 3) *Medicinische und chirurgische Wahrnehmungen* vom HR. und Prof. *Schreger* zu Erlangen. Die meisten Fälle sind interessant, und der Vf. zeigt sich dabey überall als einen geschickten Wundarzt. Unter anderen ist dabey eine Fractur des Schild- und Ring-Knorpels, welche tödtlich ablief, eine Lungenwunde und Paracentese der Brust, welche geheilt wurde, ein Rückenbruch, ein Mittelfleischbruch, welche sämmtlich zu den instructiveren und seltneren Vorfallenheiten gehören. In der Fortsetzung in den folgenden Heften bemerken wir unter anderen eine 8jährige Schwangerschaft, wo endlich sich ein Abscess bildete, durch dessen Öffnung der Fetus nach und nach abging. Die Frau wurde gesund. Der Vf. beschreibt auch eine Entzündung im Achselgelenk, Omoalgia, ähnlich der Coxalgie bey Kindern. Ferner Operation eines Aneurysma der *Art. temporal.*, eine Amputation des *Penis* etc., über tuberculöse Excrescenzen am After, recht lehrreich! 4) *Bemerkungen über Lähmung, und die Geschichte einer völlig geheilten Paralyse beider Extremitäten*, von D. *Zimmermann* zu Thal-Ehrenbreitstein. Nach einer poetischen, mit modernen Floskeln überwürzten Einleitung erzählt der Vf. kurz die Geschichte dieser Krankheit, die er durch in- und äusserlich angewandte flüchtige Reizmittel glücklich hob. 5) *Bemerkungen über die Behandlung des Wechselfiebers*, von D. *Göden* zu Friedland im Mecklenburgischen. Das Wechselfieber beruhe als Gattung immer auf Asthenie. Sein eigenthümliches Krankheitsverhältniss, als das allgemeinere, sey abnorm erhöhte Reizbarkeit in der ganzen Thätigkeit. Dieses Verhältniss werde aber in der Wirklichkeit mannichfaltig modificirt, z. B. von der epidemischen Constitution. Er habe Wechselfieber getroffen, welche die Anwendung der China nicht vertrugen, wo er gleich zum Salpeter und Salmiak greifen musste, jedoch nie Ader zu lassen brauchte. (Wir können nicht sagen, dass die Erkenntniss des Wechselfiebers durch den Vf. gewonnen habe. Erhöhte Reizbarkeit, sollte man meinen, müsste eher Entzündung geben. Die letzte, eigentliche, enthaltende Ursache des Wechselfiebers mag wohl asthenischer Natur seyn; es können aber bey der Cur oft Umstände eintreten, die uns nicht erlauben, auf jene eigentliche und wahre Ursache der Periodicität des Fiebers zu wirken, sondern wohl gar erst entgegengesetzt zu verfahren, bis jener wahre Charakter des Fiebers rein, unvermischt und allein dasteht; dann hilft China.) Vorzüglich gebe das lymphatische System den Typus zur Bildung ab. Dieser regelmässige Typus sey daraus zu begreifen, dass die Reizbarkeit abnorm in der allgemeinen Dimension, und vorzüglich im lymphatischen System erhöht ist, und weil das Niedere in der organischen Natur vorzüglich der allgemeinen äusseren Natur sich fügt, und ihrem allgemeinen Typus sich leichter unterwirft. (Das mag dem Vf. wohl genügen, den übrigen Ärzten aber schwerlich. Wir wollen zugeben, was noch nicht erwiesen ist, dass beym Wechselfieber das lymphat-

Digitized by Google

ſche Syſtem, als *entferntere* enthaltende Urſache [o chſte, letzte, wahre Urſache iſt es gewifs nicht] hauptſächlich leide, wenn der Vf. das reproductive Syſtem überhaupt darunter begreift. Den Typus kann er jedoch gewifs nicht daraus, noch aus der allgemeinen Weltordnung, der äuſseren Natur, erklären. Die vor- und nachſetzende, bald tägliche, bald drey-, bald viertägige Periodicität wird man nur mit höchſtem Zwange daraus ableiten können.) Als Heilanzeigen ſetzt der Vf. feſt: die erſte allgemeine Indication, welche der Gattung entſpricht, mufs ſich nach der Eigenthümlichkeit der Art modificiren. (Auch das ſcheint uns nicht ganz richtig zu ſeyn. Bey der Beſtimmung allgemeiner Anzeigen ſollte man nicht auf das Specielle Rückſicht nehmen; das Allgemeine wird ja ſonſt ſchon ſpeciell.) Der allgemeinen Indication wird genügt durch das Hervorrufen der geſammteren Thätigkeit, durch das Herabſtimmen der erhöhten Reizbarkeit in dem ſynthetiſchen Pole, in der lebendigen Einheit des lymphatiſchen Syſtems. (Und wenn die Einheit des Lymphſyſtems noch ſo lebendig hervorgerufen wird: ſo wird das Wechſelfieber doch nicht aufhören. Wirken denn unſere bewährteſten antipyretiſchen Mittel ſo vorzugsweiſe auf das Lymphſyſtem? Wirken ſie nicht bey weitem eher und kräftiger auf andere Syſteme? Sind es nicht faſt lauter toniſche, die das Fieber vertreiben, oder Nervenmittel? Hat der Mercurius allein ſchon Wechſelfieber gehoben? Der Vf. empfiehlt vorzugsweiſe China und Opium. Damit beſtätigt er unſere, und beſtreitet ſeine eigene Anſicht. Die ganze Abhandlung giebt weiter keinen Gewinn für die Praxis, als dafs ſie unſere bisherige Methode beſtätigt. Auf mehrere Nebenumſtände, die dieſe Methode erſt recht wohlthätig, manchmal gar nicht anwendbar machen, iſt nicht Rückſicht genommen. Was der Vf. über die Surrogate ſagt, zeigt, dafs er das wahre heilende Princip in allen dieſen Mitteln nicht kennt, da alle in *gewiſſen* Puncten übereinkommen, alle *gerbeſtoffhaltig* und *aromatiſch* ſind und ſeyn müſſen. 6) *Einige Bemerkungen und Beobachtungen über die Schwierigkeit der Unterſcheidung zwiſchen Phthiſis pulmonalis purulenta und pituitoſa*, vom Herausg. Der Vf führt mehrere Beobachtungen auf, in welchen beide Krankheiten mit einander verwechſelt wurden, obſchon ſie nach den Symptomen richtig diagnoſticirt zu ſeyn ſchienen. Es wäre zu wünſchen, dafs die eigentliche Diagnoſis noch gründlicher erforſcht werden könnte, als es hier geſchehen iſt. 7) *Fragmente aus den Annalen der Charité zu Berlin*, vom Herausgeber. *Über die Behandlung des chroniſchen Erbrechens, beſonders der krampfhaften Art deſſelben, nebſt Erfahrungen über die Wirkſamkeit eines neuen Mittels dagegen.* Es iſt die Milch, welche der Herausg. in reichlichen Gaben empfiehlt, beſonders im Erbrechen von örtlichen Desorganiſationen. Leider wird auch dieſes Mittel oft täuſchen! *Kinnbackenkrampf mit intermittirendem Typus.* Merkwürdig. Es wurde durch Baldrian und Opium geheilt. Hat der Vf. keine neueren Erfahrungen über die hüttiſche Methode? Sie ſcheint wieder in Vergeſſenheit zu gerathen. *Einige Bemerkungen über Werlhofs morbus maculoſus*, vom Herausgeb. Rec. mufs mit *Wichmann* gegen den Herausgeber ſtimmen, wenn Letzterer behauptet, die Krankheit komme öfter bey Erwachſenen, als Kindern vor. Nach Rec. Erfahrung iſt ſie bey Kindern häufiger. 8) *Praktiſche Miſcellen und Correſpondenznachrichten. Über einige verkannte Arzneymittel*, vom Prof. *Loos* in Heidelberg. Bekanntlich gefällt ſich Hr. *L.* in obſoleten Arzneymitteln. Hier empfiehlt er die draſtiſchen Purganzen bey hohem Alter, das der Regel nach gar nicht purgirt werden ſollte, die äuſseren erweichenden Mittel, wozu mit Unrecht eine Salbe aus *Ungu. alth.* mit *Laudanum* gerechnet wird, und die zuſammenziehenden Mittel in gewiſſen Fällen. *Über den idiopathiſchen Frieſel*, von D. *Rebentiſch* zu Landsberg. Der Vf. hält ihn für hyperſthenisch (welches er gewifs nicht immer iſt), und empfiehlt kühlende, gelinde ausleerende Mittel (aber gewifs nur *cum grano ſalis*).

(*Die Fortſetzung folgt im nächſten Stücke.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Medicin. *Leipzig*, b. Hinrichs: *Bemerkungen über den Durchfall*, von *F. W. Nedel*, Doctor und Geburtshelfer. 1804. 28 S. 8. (4 gr.) Des Vfs Heiloperationen entſprechen ganz ſeiner Anſicht der hier beleuchteten Krankheitsform, der Erregungstheorie. Die im Ganzen genommen gut gewählten Mittel ſind gröſstentheils nach der pharmaceutiſchen Nomenclatur der neuen preuſſiſchen Pharmacopöe beſtimmt; doch kommt mehrmals ein *Infuſ. amar.* vor, von dem Hr. *N.* dem Leſer zu rathen überlaſſt, was er darunter verſtehe.

Von vielen Kranken, welche der Vf. im Frühling 1804, wo die Witterung ſehr abwechſelte, am Durchfall zu behandeln hatte, theilt er hier 7 Beobachtungen mit. Das Urſächliche des Übelbefindens lag in dieſen Fällen in directer Schwäche der Lebensfunctionen, die bey 4 Subjecten offenbar durch unmittelbar ſchwächende, heftige Abführungsmittel vermehrt wurde, wodurch alſo directe Aſthenie bewirkt werden mufste. Der Heilplan war daher ſthenisch. Anfänglich wurden durchdringende und auch flüchtige Reizmittel, als *Tinctura Opii ſimplex*, *Spiritus ſulphurico-aethereus*, *Tinctura aromatica*, *Aether ſulphuricus*; ſpäterhin anhaltendere, Chinainfuſ., *Tinctura ferri pomati*: äuſserlich Kampher, *Alcohol vin.*, *Liquor Ammonii cauſtici*, *Opium* benutzt. Phosphor. gr. iij, Aeth. ſulphur. 3iij, täglich viermal zu 20 Tropfen gegeben, hat der Vf. bey Unterleibsſchwächen immer mit heilſamem Erfolge gebraucht. Am Ende dieſer wenigen Blätter findet man die Unterſcheidungszeichen des Durchfalles von der Cholera, dem weiſsen Bauchfluſſe etc., von letzterem aber irrig und zu wenig befriedigend, angeführt, und dann noch kurze, treffende Reflexionen über Prognoſe und Cur des Durchfalls. — Mehrere Male beträgt der vom Vf. verordnete Arzneyvorrath zuſammen nur 7 bis 9 Quent., indeſs die Signatur doch verlangt, alle 1 — 2 — 3 Stunden einen Eſslöffel voll davon zu nehmen. Sollen dieſs Druckfehler ſeyn (ohne Zweifel ſind Unzen mit Quentchen verwechſelt): ſo ſind ſie bey einem Schriftchen von ſo geringem Umfange, ſo wie der Pleonasmus S. 19: „Ein Knabe — ging ſonſt mehrentheils *nackend und nicht bekleidet*," nicht wohl zu entſchuldigen, indem dieſes nur Nachläſſigkeit im Stil beweiſet, jenes, wenn es die Mohntafelbereitungen betroffen hätte, bey dem heutigen blinden Haſchen nach Recepten, Verwirrung und nicht geringen Schaden anrichten könnte.

S. P. L.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1813.

MEDICIN.

BERLIN, b. Braunes, von 1809 an b. Hitzig: *Archiv für praktische Medicin und Klinik*, herausgegeben von Dr. *Ernst Horn* u. s. w. 1808 bis 1812.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

IX Band. 2 Heft: 1) *Von der Wassersucht der Gehirnhöhlen*, vom GR. *Formey* in Berlin. Ein achtungswerther Name, welcher hier an die Spitze gestellt ist! Es ist lobenswerth, dafs der Herausgeber seinem Archive durch Ausarbeitungen so allgemein geschätzter Praktiker Werth zu geben weifs. Bekanntlich haben in unseren Zeiten mehrere Ärzte dieser Krankheit ihre Aufmerksamkeit gewidmet, unter denen bisher der Schrift des unglücklichen *Hopfengärtner* der Vorzug gebührte. Ein mehr kegelförmiger als ovaler Schädelbau, hervorragende Stirnknochen und dadurch bewirkte tiefer liegende Augenform sind immer böse Vorbedeutungen bey Kindern. Sehr wahr und schön setzt der Vf. die Wechselwirkungen des vegetativen und sensoriellen Lebens auseinander. Bey dieser Krankheit ist das letztere in überwiegender Action, eine gewisse Vollsaftigkeit des Gehirns, eine Anhäufung von Lymphe in den Gehirnhöhlen hängt damit zusammen. Am häufigsten werden Kinder von 2 bis 6 Jahren davon befallen. 13) *Kleine Beyträge zur praktischen Heilkunde*, vom verst. GR. *Fritze* in Berlin. Unter anderen Bemerkungen über das Puerperalfieber, welche deutlich beweisen, dafs zwar immer eine (asthenische) Entzündlichkeit im Unterleibe, aber bald in diesem, bald in jenem Organe befindlich sey. 14) *Bemerkungen über das Wechselfieber und dessen Heilung.* Der Vf. gab Königsrinde mit Muscatennufs in Franzbrantwein. 15) *Rathschläge für einen Kranken in Hufelands Journal*, von GR. *Heim* in Berlin. Der Vf. leitet jenes Übel von Flechtenschärfe her, und empfiehlt gegen diese entweder (das neue Mittel) den *Graphit*, wie ihn D. *Weinhold* in Meifsen giebt, Morgens und Abends zu ½ Quart, oder die *kunkelschen* Morsellen. Auch habe er von folgender Mischung gute Dienste gesehen: *Rec. Tinctur. antim. japon. dr. sex. Tinct. colocynthid. dr. II. S.* Alle 3 Stunden 20 Tropfen (sehr wenig!), nebst einer Tisane aus *Carex arenar.* und *Cort. ulmi* mit einem kleinen Zusatz carlsbader Salz und Mineralalkali. Der Herausg. empfiehlt jenem Kranken lauter bekannte Arzneyen. 16) *Fragmente aus den Annalen der Charité* zu Berlin, vom Herausg. *Grofse Wirksamkeit der frischen Ochsengalle in chronischen Krankheiten der Digestionsorgane.* Der Herausg. scheint auf die Frische der Galle einen besonderen Werth zu legen; gut eingedickt wird sie das Nämliche thun. *Über den Abgang grofser Gallensteine.* Die Gröfse ist nicht genau bestimmt.

X Bandes 1 Heft: 1) *Über die Erkenntnifs, Natur und Heilung des Kropfes*, von D. *Hausleutner* zu Hirschberg. Zum Sitz dieser Krankheit nimmt der Vf. die Schilddrüse an, gegen *Wichmann* (der die Verwirrung zwey ganz wesentlich verschiedener Krankheitsformen auf eine unbegreifliche Weise eingeführt hat. In der Gegend des Rec. ist dieses Übel eben so endemisch, als bey dem Vf.; es findet aber gar keine Verwechslung Statt. Widersprechen mufs Rec. dem Vf., wenn er behauptet, die Krankheit habe auf die allgemeine Gesundheit schlechterdings keinen Einfluss, da zuverlässig manche Lungensucht daraus ihren ersten Ursprung nimmt). Als Ursachen nimmt der Vf. an eine eigene Dispositon der Drüse, welche bey Gebirgsbewohnern gröfser zu seyn scheine (?), erbliche Anlage, Trinkwasser (der Vf. ist hierüber zweifelhaft, Rec. ist es wahrscheinlich, dafs das kältere mit Selenit, Kalk u. s. w. sehr imprägnirte Gebirgswasser nicht schuldlos sey), Luft, vornehmlich die feuchten Ausdünstungen, der Thau und Nebel der Thäler. (Irrig ist, dafs Gegenden, wo kalte Fieber herrschen, besonders zu Kröpfen geneigt seyen. Letztere sind in der Gegend des Rec. sehr häufig, Wechselfieber sehr selten, wie auch der Vf. von seinem Wohnorte angiebt.) Als *Specificum* rühmt er den Schwamm. (Die *Digitalis* hält er für unnütz, worin ihm Rec. widersprechen mufs.) Er giebt hauptsächlich: *Rec. Spongiar. mar. Tartar. crud. aa. P.* IV. *Alumin. crud. Lapid. spong. Corii rossic. (Juchtenleder) aa. P. II. Calcin. per ½ hor. S.* Obschon der Vf. nie unangenehme Wirkungen auf dieses Pulver sah: so räth er doch, bittere und aromatische Mittel dabey anzuwenden, und es in Pausen zu reichen. Auf äufsere Mittel hält er nicht viel. (Rec. empfiehlt das *Ungu. digital.* oder die schwarzen und rothen Waldschnecken.) Im äufsersten Falle räth er Eiterung mittelst eines Haarseiles. 2) *Versuche über die Wirkung des Phosphors*, von D. *Löbenstein Löbel* zu Naumburg. Hier nur im Allgemeinen, dafs der Phosphor jede Lungensucht, jedes Erbrechen und jede Ruhr verschlimmert. Der Vf. räth, ihn nie anders, als in *Naphthen* aufgelöst und mit ätherischen

Digitized by Google

Ölen verſetzt, zu geben, Anfangs in kleinen, aber ſchnell in groſsen Gaben, nie nüchtern, keine Säuren, kein Bier, ſondern ſchleimichte Tränke mit Wein, Bouillon mit Gewürz, leichtes Fleiſch und Gemüſe lauwarm, kein Obſt, keine flüſſigen, wäſsrichten Arzneyen daneben, nie Kampher, nie Milchſpeiſen, nie Mercurialmittel dazu zu erlauben, die Patienten vor Erkältung in Acht zu nehmen, lauwarme Bäder dabey zu gebrauchen, wo die niedern Sphären des Organismus leiden. Des Vfs. Formel iſt: *Rec. Phosphor. gr. II. Naphth. vitriol. ſemiunc. Ol. menth. p. gtt.* XX—XXX. *S.* Stündlich 3, 4, 6 Tropfen auf Zucker, oder ganz unvermilcht zu nehmen. Der Schwefeläther muſs höchſt rein ſeyn. Auch darf man in *acuten* Krankheiten nicht zu lange damit fortfahren. Bey naſskaltem Wetter muſs man die Gabe erhöhen. Nie gebe man alsbald Phosphor. 3) *Bemerkungen über Geiſteszerrüttungen*, von D. *Winiker* in Göttingen. Eine ſehr verſtändige Abh. Rec. fiel es auf, daſs die Curen hauptſächlich durch *Opium* bewirkt worden ſind, von welchem er ſelten gute Wirkungen im Wahnſinn ſah. 4) *Über die Verhärtung der Zellgewebes bey neugebornen Kindern*, vom Herausg. Der fleiſsige Vf. erwirbt ſich durch dieſe Abh. ein neues Verdienſt, da dieſe Krankheit noch ſo viel Dunkles hat. Im Jahr 1809 erkrankten daran 17 Kinder. Es ſchien ein epidemiſcher Einfluſs zu herrſchen, obwohl derſelbe nicht von den gewöhnlichen Witterungsveränderungen abhängig ſeyn kann. Kinder von ſehr verſchiedener Conſtitution verfielen in dieſe Krankheit. Mehrere Tage bis 3 Wochen nach der Geburt bemerkte man unter plötzlichen Fieberbewegungen, zuweilen mit, zuweilen ohne veränderte Darmausleerung, an einer oder mehreren Stellen der Oberhaut, z. B. der Schaamgegend, den Schenkeln, den Füſsen, am Geſichte, an Armen und Händen, am Halſe u. ſ. w., eine merkliche mit einiger Geſchwulſt verbundene Röthe, Anfangs von der Gröſse eines Dreyers oder Groſchens, nach und nach gröſser, feſter, härter, beym Drucke ſchmerzhaft, und auf einige Momente die Farbe verändernd. Dieſe Röthe war Anfangs meiſtens gering, und dauerte bey Einigen auch ſo fort, bey Anderen verbreitete ſie ſich ſchnell über beträchtliche Bezirke, und die ganze Stelle, Schenkel, Bein u. ſ. w., wurde ſchnell roth, hart, glänzend, empfindlich ſchmerzhaft. Manchmal betraf das mehrere Stellen zugleich. Dieſe Färbung der Haut änderte ſich vielfältig ins Marmorartige, Bläulichte, Braune u. ſ. w., nahm auch allenfalls ab. Zwey Kinder ſtarben ſchon am 2ten Tage, 4 am 4ten und 5ten, eins am 7ten, eins am 8ten, eins am 10ten Tage, eins nach 5½ Wochen, nachdem die Oberfläche des Rückens brandig geworden war. Nur zwey Kinder von 4 und 5 Wochen wurden wiederherſtellt. Die *Obduction* der Leichen ergiebt wenig Belehrendes. Bey einem Kinde fand man doch eine bedeutende Menge ausgeſchwitzter Lymphe in der Bruſt- und Bauch-Höhle; es hatten ſich hie und da Pſeudomembranen gebildet, wie beym Kindbettfieber, und auch die Leber war merklich entzündet. Der Vf. nimmt die Krankheit für eine *Varietät* des *Eryſipelas neonatorum*, deren entfernte Urſache in einer eigenthümlichen Verderbniſs der Zimmerluft der Entbindungsanſtalt zu ſuchen ſey. (Aber warum iſt die Krankheit ſo ſelten? Warum nicht aller Orten, wo ſolche Anſtalten ſind?) Einigemal ſchien eine contagiöſe Mittheilung eingetreten zu ſeyn. Der Vf. hält die Krankheit für unheilbar. (Rec. hat unlängſt die Krankheit an einem Soldatenkinde von einigen und 20 Wochen geſehen, welches die Krätze gehabt hatte. Röthe war an keiner Stelle zu bemerken, aber Schmerz verrieth es bey der Berührung. Rec. hält die Krankheit für krampficht. Das Kind ſtarb am 6 Tage.) 5) *Fragmente aus den Annalen der Charité zu Berlin*, vom Herausg. *Heilung eines ſehr hartnäckigen Singultus durch eine ſtarke Gabe Helleboralb.*, wodurch heftiges Erbrechen entſtand. (Gewiſs nicht zum Nachahmen.) Dieſe Wurzel empfiehlt Hr. *H.* ſtatt der jetzt ſo theuren *Ipecacoanna.* (Warum nicht lieber *rad. aſari?*) *Veneriſche Feigwarzen der Zunge* und *des Zahnfleiſches* mit *Mercur. praecip. ruber*, Abends und Morgens zu ⅛ Gran, geheilt.

2 Heft. 7) *Opium und Hyoſcyamus*, eine Parallele von D. *Kahleyſs* zu Jeſsnitz bey Deſſau. Die Idee iſt gut, aber keinesweges ſo neu, als der Vf. meint. In mehreren neuen AM.-Lehren iſt dieſe Parallele ſchon durchgeführt, und faſt richtiger als die gegenwärtige. Seibſt Rec. hat ſie in einer ſeiner Schriften gezogen, weicht aber vom Vf. in manchen Puncten ab. Hr. *K.* letzt feſt: 1) *Op.* kann und darf nur in ganz hitzigen Krankheiten gegeben werden. Warum denn? Macht der Typhus der Krankheit das indicative Moment für O. aus? In wie vielen chroniſchen Nervenkrankheiten z. B. finden wir allein im O. radicale und palliative Hülfe? Der Vf. ſagt ferner, daſs es nur beym Typhuscharakter des Fiebers anwendbar ſey. Iſt dieſs nicht in der *reiſſchen* Idee geſprochen: ſo können wir auch nicht beyſtimmen, weil gerade beym *Typhus*, wenigſtens der faulichten Abart deſſelben, die meiſte Vorſicht beym Gebrauche des O. erfoderlich iſt. 2) *Hyoſc.* wirkt nichts oder gar ſchädlich im aſthenifchen Fieber, in der *Synocha* (alſo auch bey ſthenischem Zuſtande) findet ſein Gebrauch gar nicht Statt (wo denn?). In allen ganz apyriſchen (*ſic!*) mit ſtumpfen Schmerzen und Krämpfen begleiteten Krankheiten iſt er eine wahre Panacee. (Auch das iſt nicht ganz richtig, zu beſchränkt; im Gegentheile iſt gerade bey den meiſten fieberhaften Zuſtänden *H.* ganz an ſeiner Stelle.) 3) *H.* findet Statt, wo O. verſtopft. (In einer der beygefügten Krankheitsgeſchichten (S. 193) kommt vor, daſs eine Kranke in Zeit von 4 Wochen auf 2 *Loth Bleyzucker* bekam; das iſt doch gewiſs aller Ehren werth!) 8) *Losreiſſung der Regenbogenhaut vom Strahlenbande*, von Prof. *Stangenberg* zu Braunſchw. Durch einen Stoſs mit dem Rappiere ward die Regenbogenhaut mehr denn ¾ von ihrer Ausdehnung vom Strahlenbande losgeriſſen. Unglaublicherweiſe entſtanden nur unbedeutende Zufälle davon, und alles beſſerte ſich zum Erſtaunen. 10) *Bruchſtücke aus der prakt. Heilkunde*,

Digitized by Google

von LM. *Brückmann* zu Braunſchw. Unter andern ein Beweis, daſs das Queckſilber die granulirte Form wirklich wieder annehmen kann, an einer Dame, in deren Hemd ſich nach einer ſtarken Erhitzung laufende Queckſilberkügelchen fanden; ſtrich man mit dem Finger gewiſſe ſchwarze Stellen ihrer Haut: ſo konnte man ſolcher Kügelchen aus den Schweifslöchern herauspreſſen. Tödtliche Verblutung aus dem Zahnfleiſche. 12) *Fragmente a. d. Annalen des Charitéhauſes*, vom Herausg. *Wirkſamkeit des Arſeniks in einem mit Syphilis verbundenen Wechſelfieber.* Der Vf. hat bereits an 100 Wechſelfieberkranke durch Arſenik glücklich geheilt; bey jener Perſon war auch das veneriſche Geſchwür zugleich geheilt. Wirkſamkeit der *Uva urſi* bey Nierenkrankheiten (welche Rec. mehrmals erfahren hat).

XI Band. 1 Heft. 1) *Der Arſenik gegen Wechſelfieber*, von D. *Rehfeld* zu Prenzlow. Muſterhaft erzählt. Der vorſichtige, beſcheidene und wahrheitliebende Vf. lobt zwar die Wirkung des A., geſteht aber freymüthig, daſs, ſo lange er und ſeine Kranken gute Chinarinde nehmen können, er die Fieber damit lieber, als mit A., curire. Aber allen Surrogaten ziehe er dieſes vor; nur müſſe es behutſam und vorſichtig gegeben werden. *Abstine, ſi methodum neſcis*, ſagte der unſterbliche *Boerhaave!* 4) *Beſchreibung eines epidemiſchen Scharlachfiebers* v. D. *Bleicher*, Phyſ. zu Stockach; mit gelinden diffuſiblen Reizen geheilt. (Rec. hat vor Kurzem in einer faulichten Scharlachepidemie auſserordentlichen Nutzen von Hn. *Stieglitz* Methode geſehen.) 7) *Prakt. Miſcellen*, über die Eiſenquelle (des *Alexis*bades) im Selkethale am Harz, von Prof. *Gräfe*. Eine neue Quelle, geprieſen und beſucht, aber, wie wir eben leſen, weniger zum innerlichen, als äuſserlichen Gebrauche geeignet.

2 Heft. 9) *Erfahrungen über den Nutzen des Arſenik, als Fiebermittel, nebſt Anweiſung zu einer zweckmäſsigen Anwendung deſſelben*, vom GR. *Heim in Berlin.* Der verdiente Veteran will mit dieſem Aufſatze 1) beweiſen, daſs die Anwendung des A. unbedenklich ſey, 2) einige Thatſachen zu weiterer Beachtung vorlegen, und 3) die mediciniſche Welt mit dieſem Mittel mehr bekannden. Der enorme Preis der Chinarinde und der Mangel an zuverläſſigen Surrogaten derſelben, ja das Miſslingen mehrerer Wechſelfiebercuren in den neueſten Zeiten, führten den Vf. zum A. Manche dieſer Kranken verbrauchten mehrere Pfunde China, ohne daſs ſie ihr Fieber ganz verloren. Vor ungefähr 1½ Jahren machte Hr. *H.* alſo den erſten Verſuch mit dem A. Jetzt zählt er zwiſchen 3—400 Individuen von allen Altern, Ständen und Conſtitutionen, welche allein dadurch geheilt worden ſind, nachdem mehrere darunter durch China nicht geheilt werden konnten, auch Quartanfieber. Böſe Folgen traten bey Keinem ein. Selbſt die eigene Frau und 4 Tochter, nebſt der Köchin des Vfs., wurden durch dieſs Mittel geheilt. 11) *Über die Nux vomica, ihre eigenthümlichen Wirkungen, und therapeutiſche Benutzung*, vom Herausg. Ein ſehr fleiſsig gearbeiteter Aufſatz. Die Krähenaugen afficiren die Thätigkeit des ſenſiblen Syſtems direct, aber ſie afficiren das Gemeingefühl, und die pſychiſche Stimmung ſtets unangenehm, ſie ſind alſo ganz verſchieden vom Opium. In mehreren Arten von Ruhr, langwieriger Diarrhöe, Magen- und anderen Krämpfen leiſtete es dem Vf. gute Dienſte. 12) *Über die heilſame Wirkung des isländiſchen Mooſes bey den mehrſten Zehrkrankheiten, vorzüglich in Form einer Gallerte*, von D. *Herber* zu Naſtätten. *Fragmente aus den Annalen der Charité*, vom Herausg. *Vom Kindbettfieber.* Der Vf. leitet (ganz mit Recht) die weſentlichen Erſcheinungen deſſelben von dem Genius der Conſtitution ab, welcher demſelben nicht bloſs eine verſchiedene Natur, ſondern auch verſchiedene Form ertheile. *Wechſelfieber.* Der Vf. fängt an, für den Arſenik zu ſtimmen. Kalte Sturzbäder leiſteten einigemal vortreffliche Dienſte. Wenn ſie aber nicht gleich in den erſten 3—4 Tagen merklich halfen: ſo halfen ſie gemeiniglich ſpäterhin gar nichts. Auffallend gut wirkten ſie bey einer hitzigen Manie. 14) *Miſcellen.* Einige Bemerkungen über den verſt. *Beireis*, von LM. *Brückmann* in Braunſchw. Der Vf. lernte ihn kennen, als er von Jena von *Hamberger* kam. Obgleich *B.* damals ungefähr 26 J. alt war: ſo war er doch in der praktiſchen AW. noch ſehr zurück; ſpäterhin bekam er viel Praxis (wie alle Charlatans! *Mundus vult decipi!*). 1755 ſandte er dem Vf. ein Programm mit ganz vergoldeten Lettern gedruckt, die aber nicht wie gutes Gold, ſondern wie bronzirt ausſahen. Die Zierrathen und groſsen Buchſtaben ſahen aus, als ob ſie mit unächten Gold- oder Silber-Blättern vor dem Abdruck belegt wären; die übrigen Buchſtaben waren wahrſcheinlich mit Bronzepulver beſtreut, als ſie noch feucht waren. Die Möglichkeit der Luftballons läugnete *B.* Anfangs ganz. Die hohen Preiſe, mit denen er ſeine Seltenheiten wollte bezahlt haben, ſind unwahr. Seine Automaten fand der Vf. in kläglichem Zuſtande. Der Flötenſpieler gab kaum noch einige Töne an; ſie hatten vielleicht halbe Manneslänge. Die Ente war das Beſte. Die Uhr war von den berühmten Uhrmachern *Droz* in der Schweiz, und wurde durch einen Magnet regiert, welcher im Knopf eines Stocks angebracht war, der in der Entfernung von ungefähr einer Elle wirkte. Den Diamanten hat der Vf. nie geſehen, wohl aber der Graf *von Veltheim* zu Harbke, welcher ihn für einen bloſsen Quarzkieſel erklärte u. ſ. w.

Aus dem Jahrg. 1811 machen wir nur auf folgende Aufſätze aufmerkſam. 1) *Bruchſtücke aus der prakt. Heilk.* von verſt. LM. *Brückmann* in Brſchw. Auſser anderen intereſſanten Beobachtungen kommt auch eine merkwürdige Nervenkrankheit vor, bey welcher die Muſik auſserordentlich gute Wirkungen leiſtete. Die unregelmäſsigen Nervenbewegungen wurden regelmäſsig, nach Takt und Tempo, die ganze Krankheit gelinder; Bruder und Dienſtmagd bekamen dieſelbe Krankheit, nur in minderem Grade. 3) *Einige Beobachtungen über die Hundswuth*, von D. *Muſſa-*

Digitized by Google

lien zu Herrnhut. Der Vf. hat gesehen, dafs die Wuth erst ½ Jahr nach dem Bifs ausbrach, und der Kranke an Convulsionen starb. Eine tolle Katze bifs einen Hund, der wüthend wurde, dieser seinen Herrn, der auch wüthend sterben mufste. 5) *Beschreibung der in Polen unter dem Namen schwarzer Blattern bekannten Krankheit*, von D. *Brensky* in Warschau. Ein bösartiger Karfunkel, welcher epidemisch herrscht, sich zuerst in einem ganz kleinen schwarzen Puncte, von der Form der Miteffer, zeigt; dann hebt sich die Oberhaut zu einer Blase, wächst bis zur Gröfse einer Linse oder Erbse, umgiebt sich mit Röthe, Geschwulst, Hitze, jedoch ganz schmerzlos. Die Röthe wird dunkel, aschgrau, die Kranken fiebern und sterben oft in 48 Stunden. Ansteckend soll diese Krankheit nicht seyn (die einer ferneren genauen Untersuchung sehr werth ist). 11) *Einige Bemerkungen über die häutige Bräune*, von D. *Neumann* zu Dresden. Der Vf. fand bey allen Verstorbenen die Luftröhre verändert, nicht immer rothe Stellen, bey einem 9 jährigen Mädchen den Kehlkopf aufgetrieben, die membranösen Theile dick, die hintere Seite der Luftröhre schien sich verkürzt zu haben, die ringförmigen Knorpel stark nach aufsen gebogen, nahe am Kehlkopf am stärksten, und die innere Höhle der Luftröhre stellenweise erweitert. Die Epiglottis war gleichfalls verkürzt, und mifsgestaltet. Die in der Luftröhre enthaltene Substanz hat der Vf. nur dreymal in einer ordentlich röhrenförmigen Structur gesehen; das eine Mal war sie so vollständig, dafs sie auch die Vertheilung der Bronchien eben so auskleidete; aber fest, als ausgebildete Membran, oder gar mit kleinen Gefäfsen versehen fand er sie nie; oft als *Coagulum* in Gestalt schleimiger Flocken. An der entzündlichen Natur der Krankheit läfst sich nicht zweifeln. (Alles mit den Erfahrungen des Rec. übereinstimmend. Aber es mischt sich, eben durch die Entzündung hauptsächlich veranlafst, leicht ein krampfichter Zustand mit ein, welcher dann desto leichter tödtet.) Der Vf. empfiehlt vorzüglich Blutigel (welche auch Rec. auf das allerdringendste empfiehlt), dann *Calomel* in grofsen, schnellen Gaben (ganz recht; aber das Abführen gehört durchaus nicht dazu, so leicht es auch durch solche Gaben geschieht). 13) *Über das Vorkommen ächter Menschenpocken nach regelmäfsig überstandenen Kuhpocken*, von Hfl. *Bremer* in Berlin. Der Vf. hat bis jetzt 14,621 Subjecte geimpft, und noch kein einziges, bey welchem der Verlauf regelmäfsig war, ist nachher von den wahren Menschenpocken angesteckt worden. Die mannichfaltigen *Quidproquo*, welche vorkommen, setzt der Vf. aus einander. 15) *Fragmente aus den Annalen der Charité zu Berlin*, vom Herausg. Unter andern heilsame *Wirkung des Graphit bey einigen Arten der Flechten*, besonders als Salbe angewandt. Die *Geschichte einer Leberverhärtung*, von D. *Hering* in Dresden, beweift, wie viel in manchen Fällen die behartliche Anwendung richtig angezeigter Mittel leisten könne. *Neuere Erfahrungen über die Wirksamkeit der Belladonna beym Keichhusten* bestätigen dieselbe. *Ächte und nervöse Lungenentzündung.* (Wenn bey einem Falle der letzteren die Klagen der Kranken im Verhältnifs mit der Wichtigkeit der Krankheit so gering waren, dafs der Vf. hieraus ein diagnostisches Zeichen nimmt: so ist dieis doch bey weitem nicht immer der Fall, ja oft ist der Schmerz noch stärker bey der asthenischen Lungenentzündung, aber anderer Art, höchst empfindlich, mit Weinen, Zittern, kalten Schweifsen verbunden. Das Zurücktreten der Turgescenz überhaupt, besonders das eingefallene Gesicht hält Rec. für das sicherste diagnostische Symptom. Wir wünschen, dafs der Vf. uns noch mehrere Beobachtungen über diese schwere Krankheit, schwer in Rücksicht auf Diagnosis und auf Therapeutik, mittheilen möge. *Veraltete Quartanfieber mit Arsenik geheilt.* Der Herausg. meint, Männer vertrügen dieses Mittel besser als Weiber (?). *Vorläufige Nachricht von Infusionsversuchen* (von denen Rec., auf die Geschichte der AW. gestützt, nun und immer nichts erwartet.) 19) *Revision der Lehre von der Lungenprobe*, von Prof. *Henke* zu Erlangen. (Vortrefflich ausgearbeitet, wie Alles, was der Vf. liefert, aber nicht in ein praktisches Archiv gehörig.)

(*Der Beschlufs folgt im nächsten Stücke.*)

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Riga*, b. Hartmann: *Erzählungen.* 1804. 336 S. 8. — Dieis Bändchen enthält sechs Erzählungen. Die erste: *Das alte Schlofs zu Monte rozo in der Sierra Morena*, ist gut eingeleitet und angelegt, auch lebhaft vorgetragen; aber matt beendiget. Das Anhängsel S. 332 ff. befriediget zwar allenfalls die Neugierde, rundet aber die Erzählung nicht. Was der Vf. S. 4 sagt: „dafs wir Deutsche hinter den Pyrenäen eine neue Welt, etwas Ungewöhnliches, man möchte beynahe sagen, Magisches suchen, was uns unser alltäglicher, genau abgesteckter Wirkungskreis nicht gewähren kann" — hätte er im Ganzen selber fassen sollen. Die zweyte Erzählung: *Die Räuber in den Pyrenäen*, aus einem Briefe des Grafen von Salvatierra, ist wahrscheinlich eine Übersetzung aus dem Französischen, wie schon die Wendungen: „Verzeihen Sie, mein Herr Graf, dafs ich ein wenig weitschweifig in meiner Erzahlung werde;" oder: „Verzeihen Sie, Herr Graf, dafs ich nothgedrungen etwas zu meinem Lobe sagen mufs," u. a. m. nicht undeutlich verrathen. Die dritte: *Der König ein Bettler, oder das Leben ist ein Traum*, hat in ihrem orientalischen Gewande viel Anziehendes. *Der gute Rath*, die vierte Erzählung, ist für den Hausgebrauch berechnet, und beweiset anschaulich, dafs ein solcher Rath Goldes werth sey. Sie verdient mit Recht den Namen einer moralischen Erzählung. Dem Geschmack der gewöhnlichen Lesewelt wird die sechste: *Die Capelle der heiligen Gertrude*, eine liefländische Legende, am besten behagen. Sie hat viel Handlung, und hält die Aufmerksamkeit in einer immerwährenden Spannung. E.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

M E D I C I N.

BERLIN, b. Braunes, von 1809 an b. Hitzig: *Archiv für praktiſche Medicin und Klinik*, herausgegeben von Dr. *Ernſt Horn* u. ſ. w. 1808 bis 1812.

(*Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.*)

20) *Ueber den Gebrauch des Kaffee und des Arſenik in Wechſelfiebern*, von D. *Neumann* zu Dresden. Der Privatarzt, meint der Vf., könne mit den bekannten Mitteln in der Regel bey allen Fällen des WF. ausreichen, und wenn er mit Goldſchwefel, Opium und bitteren Mitteln gehörig umzugehen verſtehe, werde er die China ſelten nöthig haben; wenigſtens bey armen Kranken, die nicht gerade an bösartigen, mit Convulſionen oder Apoplexie begleiteten, oder ſehr veralteten, mit Waſſerſucht verbundenen, oder ſehr complicirten Fiebern leiden, könne er ſie ſicher (?) entbehren. Anders ſey es in Spitälern der Fall. Bey dem Mangel an Chinarinde müſſen hier kräftige Surrogate ſehr wünſchenswerth ſeyn. Den ſchwarzen Kaffee hat Hr. *N.* häufig bey einfachen WF. unmittelbar vor dem Anfalle angewendet, und er allein hat, ſelbſt bey ſeinem hohen Preiſe, mehr China erſpart, als alle übrigen Surrogate zuſammen genommen. Man muſs ihn geben, wenn die allererſten Fieberbewegungen, Ziehen im Rücken u. ſ. w. eintreten. Dagegen gelangen von 25 Verſuchen mit dem rohen Kaffee, nach *Grindels* Angabe, nur 2. Das friſch gebrannte Kaffeepulver hob in 15 Fällen 5, veränderte 2, und zeigte ſich in 8 unwirkſam. Aus den Lazarethen zu Rawa, Cowitz und Danzig erhielt der Vf. die Nachricht, dafs der Arſenik in den meiſten Fällen *ohne gute Wirkung* geblieben ſey, aber auch keine üblen Wirkungen gezeigt habe. Das Nämliche hat er in ſeiner eigenen Praxis gefunden. Von 10 Kranken wurden bey 4 die Paroxysmen ſchwächer, und blieben nach und nach aus, bey den 6 übrigen zeigte ſich keine Veränderung. (Dieſer Aufſatz, ganz im Geiſt eines ächten hippokratiſchen Beobachters geſchrieben, verdient die gröſste Aufmerkſamkeit. Die jähen Lobpreiſungen neuer Arzneymittel, welche ſogar manchmal eher kleinliche Details, als allgemeine Wirkungen angeben, und meiſt aus den Federn junger unerfahrener Männer flieſsen, haben der AW. den allergröſsten Schaden zugefügt, und der jetzige deutſche Nationalcharakter iſt, wie in anderen Puncten, ſo auch darin von dem der vorigen Zeit verſchieden, dafs, ſtatt dafs man ſonſt nur das Alte liebte, man jetzt mit dem gröſsten Heifshunger nur über alles Neue herfällt, und vor allem Älteren einen Ekel bezeigt.) 21) *Erfahrungen über die Wirkſamkeit der kalten Sturzbäder, Übergieſsungen und Waſchungen in typhöſen Fiebern.* Der Herausg. iſt ſehr zufrieden mit dieſen Erfahrungen, denen wir nur mehrere ähnliche von verſuchten Praktikern und zuverläſſigen Beobachtern wünſchen. Er behauptet, die glückliche Erhaltung von einigen und 70 Typhuskranken denſelben zu verdanken zu haben; nur dürfen ſie nicht zu ſpät angewendet werden. Er glaubt, ſie wirken zunächſt auf Kopf und Hirn, die erſchütternde Gewalt, wodurch hier eine ganz neue, ungewohnte und in ihrer Art einzige Senſation erregt werde, erwecke die Hirnthätigkeit und das geſammte Gemeingefühl. Dafs dieſe Wirkung nicht die einzige, dafs ſie vielmehr componirt und namentlich eine chemiſche (?) ſey, ſey ſehr wahrſcheinlich. (Sollte es nicht zu früh ſeyn, eine Theorie von der Wirkungsart dieſer problematiſchen Mittel aufzuſtellen? Wir rufen dem ſchätzbaren Vf. ins Gedächtnifs, was Hr. *Neumann* in obigem Aufſatze S. 462 ſagt.) —

II Band. 1) *Über die Krankheiten des Herzens*, von Prof. *Spangenberg* zu Braunſchw. Mit bekanntem Fleifse bearbeitet. Fehler in der Bewegung des Herzens. Man faſst ſie unter 2 Formen zuſammen: Herzklopfen und Herzensohnmacht. Die Urſache des Herzklopfens iſt bald in der linken Herzkammer oder in der *Aorta*, bald in der rechten oder *Arteria pulmon.*, bald in beiden begründet. Es können örtliche Fehler im Herzen und in ſeiner häutigen Bekleidung, aber auch vitale Fehler des Herzens und *Pericardii* da ſeyn, ſo wie organiſche Fehler der *Aorta* in der Bruſthöhle und vitale Fehler der Bruſt*aorta*. Die Urſachen können aber auch in der Bauchhöhle ihren Sitz haben. Der Vf. zählt die hauptſächlichſten davon auf. Diejenigen Urſachen, welche im rechten Herzen und in der *Art. pulm.* ihren Sitz haben, faſſen alle organiſchen Fehler in ſich, welche die Blauſucht hervorbringen, Verſtopfung, Verſchlieſsung, Verknöcherung und Auswüchſe an den Klappen. Der einzige Vitalitätsfehler wäre vielleicht zu groſse Reizbarkeit oder partielle Entzündung. Unter den Fehlern der *Art. pulm.* zeichnen ſich beſonders die *Steatome* und *Aneurismen* aus; zu den vitalen Krankheiten gehört vielleicht die krampfhafte Zuſammenſchnürung. Zahlreich ſind die Krankheiten der Lunge, wodurch die Circulation erſchwert, und die Arterie in ihrem

Digitized by Google

Stamm oder Gezweige gedrückt wird, z. B. abnorme Beſchaffenheit der Lunge und des Thorax, Compreſſion durch mechaniſch wirkende Schädlichkeiten; die vitalen Fehler der Lunge ſind angeborene, oder erworbene groſse Reizbarkeit, Krampf, die Wirkung eingeathmeter ſcharfer Dünſte. Es exiſtirt keine ganz allgemeine Curmethode, ſondern die Auswahl der Mittel hängt von den Urſachen ab. Curregeln, die faſt auf alle Arten des Herzklopfens paſſen, ſind: vollkommene Ruhe des Körpers und der Seele, Vermeidung aller Einflüſſe, die die Circulation beſchleunigen und vermehren, ſo wie aller mechaniſchen, dünne wäſsrichte Diät. Unheilbar iſt das HKl., welches von einem organiſchen Fehler des rechten und linken Herzens, und der groſsen Arterienſtämme herrührt. Das Palliativmittel des Aderlaſſens am Arme muſs mit Vorſicht angewandt werden. Bey Fehlern des linken Herzens und der *Aorta* ſoll man Mineralſäuren, vorzüglich *Elixir acidum H.* und *Digitalis* verſuchen; bey Fehlern des rechten Herzens und der Lungengefäſse empfiehlt er das *Extr. lactuc. viroſ.* und *aconit.* allein, oder mit *Sulph. aur.* und *Gummi amoniac.* (Der Vf. ſcheint bey dieſem trefflichen Aufſ. *Lentins* Beobachtungen nicht gekannt zu haben.) 2) *Bruchſtücke aus der prakt. Heilkunde*, von LM *Brückmann* in Braunſchw. Unter andern: Eine Täuferin verlor nach einem Faulfieber die Haare, welche nachher wieder 4 Ellen lang wuchſen, ſo daſs ſie bis auf die Erde reichten, wenn ſie ſtand. Die *Digitalis* will der Vf. nicht loben. 3) *Prakt. Miſcellen*, von D. *Göden* zu Friedland im Mecklenburg. Der excentriſche Vf. naht ſich allmählich der Sphäre des wahren mediciniſchen Lebens und ſeiner Gemeinheit, auſser welcher für den Arzt kein Heil zu finden iſt. Wird er in dieſe immer mehr eingehen: ſo werden wir auch mehr Notiz von ihm nehmen. Denn *qui non vult intelligi, non debet legi.* 4) *Etwas über die Heilung derjenigen Fuſsgeſchwüre, welche Begleiter kranker Eingeweide ſind*, nebſt beygefügtem Verlauf einer merkwürdigen Leberkrankheit, als Folge von Hydatiden, von D. *Rebentiſch* zu Landsberg an der Warthe. Sehr zu wünſchen wäre, daſs die Diagnoſtik dieſer Geſchwüre, in wie ferne ſie von jener Urſache abhängen, beſſer berichtiget würde. 5) *Von den Entzündungen der innern Eingeweide bey Kindern und deren Behandlung*, von D. *Schäffer*, taxiſchem LA. und GR. zu Regensburg. Es iſt hauptſächlich die Rede von der Entzündung der Gehirnmembrane, dem Croup, der Lungenentzündung und der Entzündungen im Unterleibe. Der Vf. glaubt, in den Kinderjahren habe man es mit einer paſſiven Entzündung oder vielmehr Congeſtion, im reiferen Alter mit einer activen zu thun. (Unmöglich können wir dieſem Satz im Allgemeinen beyſtimmen; es liegt auch in der That gar kein Grund dazu im Organismus der Kinder. Eben ſo wenig können wir uns eine Entzündung denken, von welcher die Irritabilität ſo ſehr ausgeſchloſſen ſeyn ſollte, als der ſchätzbare Vf. hier *ex hypotheſi* annimmt. Ferner finden wir es nicht gegründet, daſs für Kinderentzündungen Nitrum und Salmiak weniger, und Calomel mehr paſſten, wie von mehreren anderen Ärzten, auch dem Vf., behauptet wird.) Die häutige Bräune iſt eine Entzündung der ganzen inneren Luftröhre, und die ausgeſchwitzte Lymphe eine natürliche Folge der erhöhten Gefäſsthätigkeit, wie beym inneren Waſſerkopf, der Lungenentzündung u. ſ. w. Vortrefflich beſchreibt der erfahrne Vf. dieſe Krankheit. Durch Mittelſalze, Blutigel, Calomel wird der Entzündung begegnet, durch Brechmittel die möglichſt baldige (ſchwer Statt findende) Entfernung der bereits ausgeſchiedenen gerinnbaren Lymphe. Der Vf. empfiehlt (gegen andere Praktiker) *kleine* Gaben Calomel, fleiſsig mit anderen entzündungswidrigen Mitteln gereicht. So ſpricht er auch von der Anlegung *eines oder des andern Blutigels* an den Kehlkopf. (Rec. iſt für groſse Gaben Queckſilber und hinreichend *viele* Blutigel. Die der Blutausleerung folgende Schwäche iſt jetzt das *Malum minus.*) Die Entzündung der Lunge hält der Vf., was die Behandlung anlangt, für weſentlich verſchieden von der bey Erwachſenen (woran wir, das Aderlaſſen ausgenommen, welchem wir Blutigel ſubſtituiren, zweifeln; ſo wie wir auch nicht Thee von *Verbaſc. Althaea* und *Arnica*, oder *Senegaabſud* und *Digitalis* in eine Kategorie ſetzen können.) Die Entzündungen im Unterleibe ſind leider zu kurz abgehandelt, obſchon ſie es am wenigſten verdient hätten, da ſie ſo dunkel ſind. Rec. glaubt, daſs manche vermeinte Zahnbeſchwerde unter dieſes Capitel gehört. 7) *Über die Behandlung der atoniſchen Gicht und der chroniſchen Rheumatismen, die mit Augenentzündung verknüpft auftreten*, von D. *Benedikt* in Chemnitz. Der Vf. tadelt die bisher hie und da angewandte reizende Methode dieſer Krankheiten, und ſchlägt eine entgegengeſetzte vor. Gegen das allgemeine Übelbefinden empfiehlt er Baldrian mit Calomel, oder ſtatt des letzteren Salmiak; äuſserlich ein kleines Veſicatorium an den *Proceſſus maſtoideus*, offen erhalten. Wenn die Augenentzündung gröſstentheils vorüber iſt: ſo giebt er einen Thee von *Chenopodium mexic.* und laue Bäder mit Mineralalkali bereitet. Ganz zu Ende räth er Schwefelbäder und andere antiarthritiſche Mittel. 8) *Bemerkungen über die dieſsjährigen gaſtriſchen Herbſtfieber*, vom Herausg. Ein ſchöner Beytrag zur Geſchichte des Wechſels epidemiſcher Conſtitutionen, deren Wahrheit und nothwendige Beachtung immer mehr eingeſehen wird. 9) *Etwas über die dieſsjährige Ruhr*, vom Herausg. Es nutzten Anfangs eher abführende Mittel, als Opiate; ſelten kamen typhöſe R. vor. *Nux vomica*, *Opium*, Klyſtiere von Amylum und warme Bäder waren die vorzüglichſten Mittel. Manchmal muſsten beide erſte Mittel mit einander verbunden werden. (Rec. fuhr am beſten, wenn er Anfangs Manna mit einem Schleime, oder *Ol. amygd.* mit *Gummi arabic.*, weiterhin *Spirit. Mindereri* mit Opium gab. Nur nicht gleich Anfangs geſtopft; man müſste denn gleich beym allererſten Eintritte Opium mit diaphoretiſchem Verhalten anwenden können.) 10) *Bemerkungen über*

Digitized by Google

das Scharlachfieber, vom Herausg. Zum eigentlichen Scharlachexantheme geſellten ſich noch andere Ausſchläge, Rötheln, kleinere und gröſsere Bläschen und Puſteln, auch Friefel. (Ebenjetzt, May 1813, herrſcht eine Ausſchlagskrankheit, welcher durchaus kein beſtimmter Name zu geben iſt; bey Manchen iſt ſie dem Scharlach, bey Anderen den Maſern ähnlich, leicht, gutartig, ohne Abſchuppung u. ſ. w. Nach allen Bemühungen des verdienten Hn. *Heim*, und anderer berliner Ärzte iſt dennoch unſere Kenntniſs von den hitzigen Ausſchlagsformen ſehr mangelhaft.) 11) *Noch zwey Worte über das Vorkommen ächter Pocken nach vorausgegangenen ächten Kuhpocken*, von GR. *Heim*. Der erfahrene Vf. leugnet die Exiſtenz wahrer MBl. nach wahren KP., worin ihm Rec. vollkommen beyſtimmt, ob er gleich den charakteriſtiſchen Unterſchied der MBl.-Narben noch nicht annimmt, und die Möglichkeit einer Doppelblatterung überhaupt nicht leugnet. 12) *Erfahrungen über die Bäder zu Rehburg*, von D. *Albers* zu Wunsdorf. Nicht in den eiſenhaltigen Beſtandtheilen allein, ſondern mehr noch in einer dem Quantitätsverhältniſſe nach ſehr günſtigen alkaliſchen Eiſenauflöſung, ſo wie auch in der Vermiſchung dieſes ſeifenartigen (?) Waſſers mit dem dortigen Schwefelwaſſer ſucht der Vf. die groſse Wirkung dieſes Waſſers. Wie das Waſſer zu Plombières, iſt dieſes Waſſer mild und fett anzufühlen, und erzeugt beym Kochen einen ſeifenartigen Schaum, der von aufgelöſter Thonerde herrührt. (Mehrere Zeugniſſe erfahrener und zuverläſſiger Chemiker mögen die Beſtandtheile dieſes Waſſers ferner beſtimmen, welches hier allein nach Hn. *Weſtrumb* zerlegt, und welches, nach dieſer Prüfung, vorzüglich reich an ſaliniſchen Beſtandtheilen, luftſaurer Kalkerde und Selenit iſt.) 13) *Das ächte Scharlachfieber*, von D. *Neumann* in Dresden. (Der Vf. hat ganz Recht, wenn er Hn. *Harles* über ſein, einem amerikaniſchen Arzte gegebenes Zeugniſs tadelt; nur, was die Halsentzündung anlangt, ſind wir nicht einverſtanden mit ihm. Dieſe hält Rec. für ein pathognomoniſches Kennzeichen vom Sch. Auch iſt äuſserſt ſelten feuchte Haut, faſt immer trockene, groſse Hitze dabey. Und endlich hängt die nachfolgende Waſſergeſchwulſt durchaus nicht immer und allein von Erkältung und Einwirkung atmoſphäriſcher Luft ab.) 14) *Über die Heilkrafte einiger gegen das Wechſelfieber angewandter Mittel.* Abermals ein Lob des Arſeniks gegen dieſe Krankheit; doch ſchreibt der Vf. demſelben einen wichtigen Einfluſs auf das Gefäſsſyſtem zu, ſo wie er auch öftere Recidive will geſehen haben. In den *prakt. Miſcellen* verſpricht der Herausg. Beobachtungen über das *besnardſche Antiſyphiliticum*, denen wir begierig entgegen ſehen. Nach *Bongard* hat es wenig geleiſtet. *Über die Digitalis*, von D. *Heuſinger* in Braunſchw. Der Vf. iſt ein groſser Lobredner dieſes wirklich vortrefflichen Heilmittels, wovon hier beſonders die geiſtige Tinctur empfohlen wird; das Extract ſcheine die meiſten diuretiſchen Kräfte zu beſitzen (?). 18) *Über die differente Wirkung des Phosphors*, im Gegenſatz mit dem Opium, Moſchus und den Naphthen, vom Prof. *Löbenſtein Löbel* zu Jena. Statt aller der vielen Krankheiten, in denen der Vf. den Ph. empfiehlt, und unter denen er ſelbſt, wie es ſcheint, am meiſten beym ſchwarzen Staar erwartet, wollen wir nur angeben, dafs der Vf. ſelbſt bey einem heftigen Nervenkopfweh, Kopfgicht, wie er es nennt, davon Gebrauch machte. Gleich die erſten Gaben bewirkten Wohlbehagen, Gemüthlichkeit und Heiterkeit, die folgenden bekamen ihm ſo wohl, dafs er ſeitdem nie wieder einen Anfall von einem ſo *kopfzertrümmernden* Schmerz gehabt hat. 19) *Über den Rothlauf der neugebornen Kinder im Allgemeinen und die* (gute) *Wirkung des Queckſilbers dagegen insbeſondere*, von D. *v. Velſen* in Cleve. (Verdient Aufmerkſamkeit, obgleich der epidemiſche Einfluſs bey dieſer Krankheit nicht zu bezweifeln iſt. Bey einem Falle, welchen Rec. kürzlich beobachtete, thaten Queckſilbermittel nichts, ob ſie gleich, wie gewöhnlich, grasgrüne Abgänge bewirkten.) Gegen *den Keichhuſten* leiſtete dem Vf. *Autenrieths* Methode nichts, Belladonna und Opium mehr. 20) *Beobachtungen einer merkwürdigen Krankheit des Unterleibes*, von D. *Heuſinger* in Braunſchw. Sie wurde beym Leben des Kr. höchſt verſchieden beurtheilt. Es war eine ſchmerzende, pulſirende Geſchwulſt, welche in Zeit von 10 Jahren eine ungeheure Gröſse, ſtärker als der Leib einer hochſchwangeren Frau erreichte. Bey der Section ſchätzte man die Geſchwulſt auf 30 Pfund. Es war eine Sammlung von Hydatiden, die man auf einige Hunderte ſchätzen konnte. 22) *Warnende Krankheitsgeſchichte vor dem Genuſs der Kirſchen mit dem Steinen*, von D. *Weber* in Pirmaſenz. Der etwas undeutſche Titel bezieht ſich darauf, dafs ein Mann an Desorganiſationen im Magen (leider eine nicht ſeltene Krankheit) ſtarb, welche dem Genuſſe von Kirſchen mit ihren Steinen beygemeſſen wurde. 23) *Bemerkungen über das Scharlachfieber*, vom Herausg. Hier blofs die Angabe, dafs der Vf. zwar nur ein einziges Mal Gebrauch vom Übergieſsen mit kaltem Waſſer machte, aber mit ausnehmend günſtigem Erfolge.

Jahrgang 1812. 1) *Erfahrungen und Bemerkungen über Schwangerſchaften auſser der Gebärmutter*, von GR. *Heim* in Berlin. Ein äuſserſt lehrreicher Aufſatz, welcher auf eine gewifs recht oft verkannte, aber leider auch meiſt unheilbare Beſchwerde aufmerkſam macht. Die Hauptſätze der Diagnoſis dieſes Unglückes ſind: wehenartige Schmerzen vor der dritten und folgenden Woche, welche, wenn ſie heftig ſind, mit Stuhl- und Urin-Verhaltung ſich verbinden, röthlicher mit Blut gemiſchte Schleim-ausfluſs aus der Scheide, mitunter auch Blut, gewöhnlich auch Schmerz auf einer kleinen Stelle und Beſchwerde im Liegen auf der entgegengeſetzten Seite, und endlich ein ganz eigener unbeſchreiblicher, winſelnder und ſchreyender Ton von der Heftigkeit des Schmerzes, nebſt eben ſo unbeſchreiblichen Verzerrungen des Geſichts. Der Vf. ſchlägt einen kühnen Schnitt vor, um die Unglückliche zu

Digitized by Google

retten, da ſie doch einem unvermeidlichen Tode entgegen gehe. 2) *Bemerkungen über die* (gute) *Wirkung der Rinde des Prunus padus* (Traubenkirſche) *in gichtiſchen und rheumat. Beſchwerden*, vom HR. *Bremer* in Berlin. Fodert erſt mehrere Beobachtungen, ehe das Mittel in unſeren Arzneyſchatz aufgenommen wird, obſchon es nicht koſtſpielig iſt. 3) *Beobachtungen über die differente Wirkung des Phosphors*, von D. *Löbel*. Hier vom Nutzen des Ph. bey Geiſteszerrüttungen. 4) *Praktiſche Bemerkungen über die Wechſelfieber und deren Heilart*, von LM. *Brückmann* in Braunſchw. Ganz unſerer Überzeugung gemäſs ſagt der verſt Vf., daſs ächte Fieberrinde in einigen WF.-Arten unentbehrlich ſeyn dürfte, und daſs, wenn uns auch alle Kolonialwaaren verſagt würden, der Himmel uns wenigſtens diese erhalten möge. Merkwürdig iſt, was der erfahrne Vf. von dem Cyklus der Krankheiten angiebt. Als er 1752 anfing zu prakticiren, ſtarben ungemein viele Menſchen am Frieſel; nach ungefähr 15—20 Jahren (eigentlich noch ſpäter) verlor ſich dieſer, und an deſſen Stelle kamen nun die jetzt ſogenannten todtlichen Nervenfieber und der Scharlach weit öfter, als vorher. Vor mehreren Jahren ſah man weit öfter ſtheniſche Bruſtkrankheiten, als jetzt. So iſt es auch mit den gefahrvollen Wechſelfiebern, die ſonſt weit häufiger waren, als jetzt. (Dieſer Gegenſtand gäbe Stoff zu ſchönen akademiſchen Abhandlungen, *de cyclo morborum mutabili*, wenn deren noch im Geiſte von des ehrwürdigen *Gruner Morbor. migrationib.* geliefert würden.) 6) *Verſuche über die Wirkſamkeit des Eiſens in veralteten veneriſchen und mit Mercurialcachexie verbundenen Geſchwüren*, vom Herausg. Der Vf. empfiehlt beſonders die ſalzſaure Eiſentinctur. — Wir wünſchen dieſer Zeitſchrift guten Fortgang, und viele Mitarbeiter, wie *Heim*, *Neumann*, *Spangenberg* u. ſ. w.

Fj.

KLEINE SCHRIFTEN.

Statistik. *In dem Haag*, b. Belinfante und Comp.: *Statistiesch Overzigt van Oostvriesland en Jever*, door *Seyaas van de Graaff*. 1808. VI und 88 S. gr. 8. Der Vf. ſchreib, zufolge des Vorberichts, dieſes Buch, um ſeine holländiſchen Landsleute, die Oſtfriesland und Jeverland nur dem Namen nach kennen, mit dieſen beiden Ländern, nachdem ſie durch den letzten Krieg zwiſchen Frankreich und Preuſſen an das Königreich Holland gekommen waren, näher bekannt zu machen, und ihnen durch eine kurze Darſtellung der ſtatiſtiſchen Verhältniſſe derſelben das Gewicht dieſer Reichs-Vergröſserung zu zeigen.

Er beſchreibt zuvörderſt — *Oſtfriesland*, und behandelt in 11 beſonderen Abſchnitten die Lage und die Grenzen, die Gröſse und Bevölkerung, das Klima und die natürliche Beſchaffenheit des Bodens, die Flüſſe und Gewäſſer, die Producte, die Nahrungsquellen, die Religion und Geiſtlichkeit, die Einkünfte, die vormalige Regierungsform und Regenten, die Eintheilungen und vornehmſten Oerter — dieſes ſchönen Landes, das verhältniſsmäſsig eine der reichſten, wo nicht die reichſte Provinz des preuſſiſchen Staats ausmachte. Hierauf folgt eine Beſchreibung des *Jeverlandes*, nach den nämlichen Geſichtspuncten.

Der Vf. hat den Plan ſeiner Schrift gut und treffend aufgefaſst. Im Einzelnen aber ſind mehrere ſeiner ſtatiſtiſchen und ſonſtigen Angaben nicht ohne bedeutende Irrungen; andere hätten genauer und umſtändlicher ausgeführt werden müſſen, bey noch anderen kommen hin und wieder gar zu weite Abſchweifungen in das Feld der Geſchichte vor. — Um von den Unrichtigkeiten nur einige anzuführen, ſo beträgt die Länge von Oſtfriesland von Oſten nach Weſten nicht 9, ſondern nur 8 $\frac{3}{5}$ Meilen, und die gröſste Breite nicht 9 $\frac{1}{2}$, ſondern nur 9 Meilen (S. 2). Die Länge und Breite des Landes iſt (S. 1) ebenfalls nicht genau angegeben. Die Thon- und Pfeiffen-Erde, die man in Oſtfriesland gräbt, wird nicht in demſelben zu Pfeiffen verarbeitet (S. 9). Zu Gödens ſind die vormaligen Linnenwebereyen, die der Vf. noch daſelbſt vorhanden glaubt (S. 12. 65), längſt eingegangen. Die Einkünfte von Oſtfriesland, die ſich (S. 47) auf eine Million Thlr. belaufen ſollen, ſind gewiſs zu hoch angeſchlagen. Zu den Mängeln der Nachrichten von Oſtfriesland gehört unter andern auch, daſs die Anzahl der Häuſer nicht angegeben wird, die — im Jahr 1805 im ganzen Lande aus 28,158 beſtanden. Mit Unrecht werden die jeverſchen Frauen (S. 73) eines übertriebenen Theetrinkens beſchuldigt. Man trinkt in Jeverland wenig Thee, meiſtentheils Kaffee. Das Schulweſen in Jeverland, das der Vf. rühmt (S. 81), iſt in der Praxis nicht beſſer, als in den benachbarten Ländern. Eine reformirte Gemeinde (S. 85) exiſtirt in Jever — nicht, obgleich einige wenige Reformirte daſelbſt wohnen. — Überſehen werden dieſe und andere kleine Flecken in der Beſchreibung des Jeverlandes — durch das Intereſſante mancher beſonderer Notizen, die der Vf. von dieſem wohlhabenden und angenehmen Ländchen mittheilt. Unter dieſen befindet ſich auch die wenig bekannt gewordene Nachricht, die der Vf. aus *Peterſons Travels through Poland, Ruſſia and Sweden*, 1804. II. 244 entlehnt, daſs der Kaiſer Paul I den Plan gefaſst hatte, an der jeverſchen Küſte einen Hafen von Bedeutung anzulegen, einen Theil ſeiner Flotte in der Jade (nicht Jahde, wie der Vf. und Andere ſchreiben,) zu ſtationiren, und aus der Stadt Jever eine groſse Handelsſtadt zu ſchaffen; der Kaiſer hieſs die Möglichkeit der Ausführung durch einen eigenen Abgeſandten aus Petersburg im Jahr 1800 an Ort und Stelle unterſuchen, wovon das Reſultat ganz ſeinem Wunſche zuſagte, ſo daſs er im Geheimen auf die Realiſirung ſeiner Idee bedacht war, worin ihn indeſs der Tod unterbrach.

Übrigens verdient Hr. *van de Graaff* das Lob, *als ein Ausländer* eine ſtatiſtiſche Überſicht von Oſtfriesland und Jeverland geliefert zu haben, wie man ſie nach dieſem wohl entworfenen Plane bisher noch von keinem Inländer beſaſs, obgleich zu haben längſt wünſchte. Seine Arbeit würde beſſer gerathen ſeyn, wenn er, anſtatt der auswärtigen, mehr aus *einheimiſchen* Quellen geſchöpft hätte, dergleichen verſchiedene Inländer ſeit den letzteren Jahren in mehreren auswärtigen Journalen eröffnet haben. Sollte der Vf. ſeinen in der Vorrede geäuſserten Vorſatz, eine *ausführliche* ſtatiſtiſche Topographie, verbunden mit einer kurzen *Geſchichte* dieſer Länder, zu ſchreiben, wirklich ausführen *wollen*: ſo würde er durch die einheimiſchen Schriftſteller, von welchen er in der vorliegenden Überſicht Hn. *Gittermann*, jetzt Prediger in *Emden*, namentlich anführt, leicht mit mehreren ſicheren Quellen zur Kunde von Oſtfrirsland und Jeverland bekannt werden können, als er bey dem gegenwärtigen Verſuche noch gekannt zu haben ſcheint.

Cg.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1813.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

MAINZ, b. Kupferberg: *Rheinisches Archiv für Geschichte und Literatur.* Herausgegeben von *N. Vogt* und *J. Weitzel.* Jahrgang 1810. 1140 S. Jahrgang 1811. 1128 S. Jahrgang 1812. 1122 S. 8. (Jeder Jahrgang 5 Thlr.)

[Von zwey Recensenten.]

Sechs Bogen des rheinischen Archivs erscheinen monatlich in einem Hefte, vier Hefte machen einen Band. Nach der Ankündigung umfasst das Feld dieser Zeitschrift: 1) die Geschichte der an Ereignissen reichen gegenwärtigen Zeit; 2) die ältere Geschichte, besonders des Rheinstroms; und 3) das ganze Gebiet der schönen Literatur. Um diesen Plan thätig befördern zu können, hat der Hr. Geh. L.g. R. *Vogt* seine bisherigen *Staatsrelationen* aufgegeben, und verbindet ihren Inhalt mit dem des rhein. Archivs. Zu seinem Vergnügen, wie zu seiner Belehrung, hat Rec. einen grofsen Theil der vorliegenden Hefte durchgelesen, und giebt hiemit den Lesern Auskunft über den Befund derselben. Durchgängig herrscht ein männlicher, freymüthiger Ton, keine furchtsame Verzerrung der Gedanken, kein halbverständliches, leises Hindeuten. Der Inhalt der meisten Stücke ist wichtig, wenigstens interessant. Es herrscht eine gewisse Ähnlichkeit der Denkart und Zwecke unter den Verfassern, denen Sachkunde und Geschicklichkeit im Vortrage besonders eigen ist. Selbst die Gedichte, sonst gewöhnlich die schwächste Seite der Zeitschriften, zeichnen sich oft durch Klarheit und Schönheit aus. Jedes Heft fängt mit einigen an. Da Rec. im Besonderen keine Gelegenheit haben wird, darauf zurückzukommen: so will er hier die auswärts eben nicht sehr bekannten Verfasser namentlich anführen. Sie unterzeichnen sich: *Lehne*, *Hadermann*, *Neufs*, *N. Müller*, *Sarasin*, *v. Klein*, *Gerning*, *Kefsler*, *Schonger* und *Elise Sommer.* Wir gehen jetzt den ganzen Vorrath durch, und geben die Momente der vorzüglichsten Aufsätze, wenn möglich, mit den eigenen Worten der Vff. an; selbst wenn wir von ihrer Meinung abweichen, oder dieselbe einschränken möchten. Auf Widerlegung lassen wir uns nicht ein, würden auch nicht oft Anlafs dazu finden.

Jahrgang 1810. *Januar. Gedichte.* — *Über Religionsformen*, von *Weitzel.* Ich weissage weder eine neue Religion noch eine Reformation; aber wir könnten sie doch vielleicht brauchen. Cicero durfte vielleicht als Philosoph sagen, ein Augur müsse lachen, wenn er einem Augur begegne; aber dem Volke durfte er diese Gesinnung nicht äufsern, ohne ein Staatsverbrechen zu begehen, weil er der Verachtung preis gab, was mit eine Grundlage der Verfassung und Verwaltung des Staats war. Wenn aber Auguren selbst öffentlich ihren Dienst als einen feilen Götzendienst herabwürdigen: kann dann die Menge noch an ihn glauben? — *Geschichte der Zeit*, von demselben. Es gab eine Zeit, wo Österreich die Rolle von Böotien hätte spielen können, wäre ihm ein Epaminondas geworden. Wäre er ihm geworden, dann ist noch die Frage, ob es ihn, oder er es ertragen hätte. Das Reich, in dem die freye schöpferische Kraft des Menschen nicht geehrt wird, verdammt sich selbst zur bedeutungslosen Mittelmäfsigkeit. — *Versuch einer Geschichte des österreichischen Feldzuges* von 1809. Zweyter Abschnitt. Der erste Abschnitt steht in dem letzten Hefte der Staatsrelationen. Dieser fängt an bey der Eröffnung des Feldzuges durch die Österreicher, und geht bis zur Einnahme von Wien. Man konnte sich den oft bestraften Irrthum nicht abgewöhnen, Napoleon lasse sich überraschen. Der Muth der Österreicher hätte ein besseres Loos verdient; aber der Muth allein ist in unseren Tagen, wo die Kunst so viel vermag, nicht mehr vermögend, den Sieg zu foffeln. — *Die alte, goldene Zeit am Rheine*, von *Butenschön.* Petrarca war vor 400 Jahren hier entzückt, dies bezeugt auch Hutten, das Wohlseyn in und um Mainz bestätigen Riesbeck, Forster, Vogt und Baggesen. Jetzt ist Alles verschwunden. — *Kritische Miscellen* über Gemälde und Maler, von *N. Müller.* Drey Pforten müssen offen stehen, um freye Bahn in den Circus der Gefühle zu haben; nämlich: Kunstsinn, Macht der Veranschaulichung, und Kunstvertrauen. Wem diese drey Sterne nicht leuchten, der gehört nicht zu den Weisen, die den Heiland finden und das Heil. Der Vf. bezeigt viel Eifer, der uns mitunter etwas wild vorkommt, und haut in alle vier Winde. — *Februar. Gedichte.* — *Über den Grofsherrn und seinen Hof*, a. d. Franz. von *Weitzel.* — *Ehre und Unehre der Deutschen*, von *Booft.* Nicht kriegerischer Muth, nicht Erfindungsgabe giebt dem Deutschen unter den Nordländern seinen eigenthümlichen Werth, sondern Treuherzigkeit, Gemüthlichkeit, und ein einfältig frommer Sinn, verbunden mit Klarheit des Verstandes. Roms Hierarchie fliefs sich an dem schlichten, geraden Sinne der Deutschen. Kein Volk schätzt fremdes Verdienst mit solcher Unbefangenheit, ja

Digitized by Google

bis zur höchſten Selbſtvergeſſenheit, wie das deutſche. Aus der Herzensfülle des Deutſchen und ſeiner Gemüthlichkeit iſt die Erſcheinung einer ganz eigenen Art von Werken des Witzes zu erklären, nämlich der humoriſtiſchen. Unter allen Muſen hat ihm keine, wie Polyhymnia, zugeſagt. — *Mainz und ſeine Bewohner* zur Zeit der Römer, von *Lehne*. In dem Beſitze dieſer Stadt haben Gallier, Sweven, Römer, Katten, Bataver, Vandalen, Hunnen, Allemannen, Franken, Normänner, Spanier, Schweden, Preuſſen, Öſterreicher und Franzoſen gewechſelt. Seit der Zeit, da Druſus die Feſtung Magontiacum gegen die Katten aufführte, beginnt erſt die Geſchichte von Mainz; was darüber hinausgeht, iſt unerweisbare Vermuthung. Die Bewohner hieſsen zur Zeit der Römer *Cives Taunenſes*, wie aus einer Entdeckung vom J. 1809 erhellt. Den *Vicus ſalutaris*, deſſen auf einem in der ehemaligen Domdechaney gefundenen Altar gedacht wird, hält Hr. *L.* für die *goldene Luft*. — *Kritiſche Miſcellen* u. ſ. w. Der Parteygeiſt flieſst aus mehreren Kloaken, und iſt dadurch deſto allgemeiner. Die Kothquellen der Urtheilsverblendung ſind folgende: Nationalſtolz; die Schule; der Name des Künſtlers; die örtliche Mode; die Gattungsvorliebe; individuelle Anſichten und Vorurtheile; Rechthaberey mit Prahlſucht und Dictatorwuth; Sinnenſtumpfheit und Herzenserſchlappung; religiöſer Fanatismus; der Satanskitzel der Schadenfreude; der zeitliche Culturgrad; Brodneid und Eiferſucht des Meiſters. Dieſs ſind die zwölf Höllenapoſtel, die in der Kunſtkritik Unkraut ſäen. Phöbus Apollo muſs angerufen werden, daſs er ſeine tödtenden Pfeile darauf niederſchieſse. — *Geſchichte der Zeit*. Charakter des Kriegs zwiſchen Frankreich und England. Die ſpaniſche Krone wird an Napoleon abgetreten; Actenſtücke dazu. — *März*. Gedichte. *Die Ruinen am Rhein*, von *Ritter*. Über die Alterthümer in Köln, deren durch Niederreiſsungen jetzt immer weniger werden. Man ſieht noch Überbleibſel aus den Zeiten der Römer, und viele aus den Urzeiten der deutſchen Kunſt, wozu die Marienkirche gehört, deren Chor mit dem Steinbilde der Stifterin Plectrude, der Mutter Karl Martells, geſchmückt iſt. Ehe der gothiſche Stil aufkam, nahmen die nach ſchon bekannten Formen haſchenden Barbaren die byzantiniſche Manier auf. Der Dom iſt der älteſte unter ſeinen Brüdern; die zu Straſsburg, Wien und Mailand ſind jünger. Er ward 1248 angefangen, und das Chor 1322 eingeweiht. Er iſt, wie man weiſs, bey weitem nicht fertig. — *Der Dom zu Köln*, ein Sonett von *Werner*. — *Bruchſtücke einer Rheinreiſe*, von *Weitzel*. Der launige Vf. hält im Schiffe eine rhetoriſche Vorleſung über den Werth der Titusköpfe und der langen Haare; zum Lohn erndtet er Küſſe. — *Über die geographiſche Lage des alten Sicila*, wo Kaiſer Alexander Severus im Jahr 236 ermordet wurde, von *Lehne*. Man hat bisher geglaubt, Sicila könne wohl das Dorf *Singlingen* ſeyn. Dieſs hieſs aber vormals Sundlingen. Lampridius, Jul. Capitolinus und Eutrop laſſen den Kaiſer in Gallien umkommen; Aurelius Victor in einem Flecken Sicilia in Britannien. Hr. *L.* findet die Nachrichten aller Schriftſteller, auch des Jornandes, vereiniget in folgender Stelle: *Alexander periit in Gallia militari tumultu in vico Britannorum, cui Sicila nomen eſt, non longe ab urbe Moguntiaco*. Dieſer Vicus ſoll das jetzige *Bretzenheim* (von Brittenheim oder Brettenheim abgeleitet) ſeyn; welche Meinung dadurch geſtützt wird, daſs ſich in Urkunden aus Pipins und Karls d. G. Zeit eine *Villa Prittonorum, Brittanorum*, auch *Brettonorum* findet. Britten müſſen dieſe angebaut haben. Zum Behuf ſeiner Hypotheſe nimmt der Vf. an, daſs, da der Proconſul Suetonius unter Nero die Britten fürchterlich geſchlagen, ihrer viele in die Gefangenſchaft der römiſchen Soldaten von der 14ten Legion gerathen, und von ihnen in die Nähe ihrer Lagerſtadt Magontiacum verpflanzt worden ſind, um das Land zu bauen. Dieſe Meinung hat vielen Schein. — *Die Vermählung des Kaiſers Napoleon mit der öſterreichiſchen Prinzeſſin Louiſe*, von *Voigt*. Das ganze ſüdweſtliche Europa iſt jetzt wieder als ein groſser Staatenbund anzuſehen, wie zu Karls des Groſsen Zeiten, deſſen Krone das eine Kaiſerhaus ſo lange getragen, und das andere erneuert hat. — *Über das geiſtliche und weltliche Betragen des Papſtes*, von Demſelben. Der Kaiſer iſt dem Concordat nicht zu nahe getreten; ſeit demſelben iſt der Zuſtand der Geiſtlichkeit in Frankreich, im Allgemeinen, verbeſſert worden. Es iſt die Pflicht des Kaiſers, Acht zu haben, daſs die wahre katholiſche Kirche keinen Schaden leide. Wenn ein beſtändiges Concilium, oder ein gemeinſchaftlicher Senat, für die ganze Chriſtenheit beſtände: ſo konnte Alles, was nun durch Hündniſſe, Vermittelungen und Garantieen oft fruchtlos verſucht wird, durch eine gemeinſchaftliche Gewalt, welche vom Papſte und Kaiſer zugleich anginge, viel kräftiger beygelegt und entſchieden werden. — *Geſchichte der Zeit*. Die franzöſiſche Armee in Spanien; Napoleons Vermählung. — *April*. Gedichte. *Kritiſche Miſcellen*. Es giebt keinen Inſtinct des geſunden Urtheils. — Ehre und Unehre der Deutſchen. Des Deutſchen, Eifer für Ordnung, Recht und Anſtand artet aus in Pedanterey oder Nachahmungsſucht, ſeine Treue in ſteife Anhänglichkeit an das Alte, ſeine Gemüthlichkeit in Empfindeley. „Wir haben noch vor Kurzem Fürſten an der Spitze bedeutender Heere ſtehen, die als wahre Corporale, Faltenzähler und Lockenmeſſer ſich benahmen, und eher einem Dionys zu Korinth mit der Zuchtruthe, als einem Dionys in Syrakus mit dem Schwerdt und dem Scepter glichen." Das ſchwächſte, ſchlaffſte und zerrüttetſte unter allen Völkern Europas iſt das deutſche, das romanenreichſte, weichmüthigſte, übergelehrte. Seine Pedanten haben ihm die Niederlagen bey Ulm und Jena; ſeine fremde Genüſſe, und ſeine empfindelnden Schriftſteller, Prediger und Erzieher ſeine weitverbreitete Erſchlaffung zugezogen. — *Von dem Frieden der Kirche in den Staaten der rheiniſchen Confoderation*, von *Vogt*. Dieſer Aufſatz enthält vorzüglich die Wünſche des Groſsherzogs von Frankfurt, als Erzbiſchofs-Metropoliten

Digitized by Google

zu Regensburg, nach welchen auf ein allgemeines Concilium, aus französischen, italiänischen, spanischen und deutschen Bischöfen bestehend, angetragen wird, da ein französisches Provincial-Concilium nicht hinreichend seyn dürfte. — *Merkwürdige Scenen aus dem Bauernkriege von* 1525, nach der ungedruckten Handschrift des Grafen Ulrich von Rappoltstein. Das Original liegt in der kolmarschen Bibliothek. Was dem Verzeichner zu Altorf im Wasgau selbst begegnet ist, und welche Mühe er mit seinen Bürgern gehabt hat, um sich von der Theilnahme mit den Bauern abzuhalten, erzählt er in der kunstlosen Art der damaligen Zeit. Es war besonders ein Leppel (Leopold) dabey, der durch seine aufrührerischen Reden das Volk reizte, am Ende aber mit dem Leben bezahlen mufste. „Da ward das Leppel auf des Raths Ansuchen durch die vier Hauptmänner in den Thurm gelegt, und darauf gefragt. Da hat es bekannt ein Dieb zu seyn, und was es auf die Herrschaft geredet hab, das hat es erdacht und erlogen. Darauf ist es mit gemeiner Stimm auf Sonntag einbeladen und Montag darauf vor einem Rath der 150 vorgestellt und da erkannt worden, es zu richten mit dem Strang. Doch ist ihm Gnad beschehen, und das Haupt von ihm genommen worden, den 8ten Tag des Mayen bey dem Kreuz vor dem Thor zwischen den Gräben." Die Aufrührer bezeugten, „sie begehrten weder Schlofs noch Stadt, sondern allein das blofs Evangelium helfen zu schützen, dafs das lauter und klar gepredigt ward; sie wären auch niemanden Feind, denn den Pfaffen, Mönchen, Nonnen und Juden; die allein wollten sie unterstehen zu strafen." Graf Ulrich giebt seinen Widerwillen gegen die Bauern recht adelig zu erkennen in den Worten: „Ich bezeug mich, was ich mit Lux Metzger, Hans Zimmermann und andern geredet hab, dafs ich ganz ernstlich sey, ich woll lieber verlieren meines Weibes Ketten und ande.es, als dafs ich sie soll hereinlassen." — *Gelehrte Gesellschaft in Trier.* Es ist die *Société des recherches utiles du département de la Sarre*, getheilt in die Section des Ackerbaues, die der Wissenschaften und schönen Künste, und die der Handlung und industriösen Künste. So weit der erste Band.

May. Wir erwähnen der Gedichte nicht länger. *Untersuchung über die römische Vertheidigungslinie*, und die Angabe der Itinerarien von Rheinzabern bis Bingen, von *Lehne*. Sie soll 3 Castra und 4 Castelle enthalten haben: *Vicus Julius*, *Noviomagum* (Speier), *Altaripa*, *Borbitomagus* (Worms), *Bauconica* (nach der peutingerschen Charte *Bonconica*), *Magontiacum* und *Bingium*. — *Über den Einfluss der Verbindung zwischen Österreich und Frankreich* auf einen allgemeinen Frieden, von *Weitzel*. Die Meinung des Vfs. ist sehr schwankend, und gewährt keine neuen Aussichten. Der Friede ist wahrscheinlich, sagt er, er kann aber auch fortwähren. Auf Englands Gerechtigkeit hoffen, heifst, keine Hoffnung haben. — *Versuch einer Geschichte des österreichischen Krieges von* 1809. Von den Mafsregeln zur Rettung Wiens an bis zur Schlacht von Raab. — *Die vier Kaiserthümer des europäischen Völkerbundes*, von *Vogt*. Es sind diese: Frankreich, Österreich, Rufsland und Grofsbritannien. Frankreich beherrscht den ganzen Südwesten, Rufsland den Norden, und Österreich den Osten von Europa, indem Grofsbritannien über die Meere und Inseln gebietet. Wenn sich diese vier Hauptmächte bey dem künftigen Frieden über alle Angelegenheiten der Welt vereinigen könnten: so würde es ihnen leicht seyn, die Gewalt der Türken in Europa und Asien zu brechen, Indien, Persien, vielleicht auch China, von sich abhängig zu machen, die ganze Küste von Afrika zu erobern, und Amerika in den alten Zustand der Unterwürfigkeit zurückzuführen. Dann fehlte nichts mehr, als dafs Frankreich, Österreich, Rufsland und Grofsbritannien sich als vier grofse Kaiserthümer erklärten, wovon erstes die Suprematie in Europa, das zweyte in Afrika, das dritte in Asien, und das vierte in Amerika übernähme, und die ganze Welt wäre unter ihnen getheilt. Österreich in Afrika! England Alles zur See! Dieser Plan hat doch etwas allzu Barockes. — *Geschichte der Zeit.* Über die innere Schwäche der Türkey, und Burdetts Verhaftung. — *Junius. Über die Anwendbarkeit des fellenbergschen Ackersystems in anderen Gegenden*, von *Neeb*. Er findet den Gebrauch mancher Ackergeräthe, wenigstens im Departement des Donnersbergs, anwendbar. — *Auszüge aus der Geschichte des rheinischen Bundes*, von *Vogt*. Es werden hier 12 Epochen eines rheinischen Völker- und Städte-Vereins angenommen, nämlich: der rheinische Bund unter Ehrenvest (Arioviſt), der Bund unter Civilis, der Frankenbund am untern Rhein, der Allemannenbund am obern Rhein, das rheinfränkische Herzogthum, der rheinische Städtebund, der rheinische Kurverein, der Katholiken- und Protestanten-Bund, die grofse Association gegen Ludwig XIV, der pfalzbairische Familienvertrag von 1724, der Fürstenbund gegen die französische Revolution, und der rheinische Bund unter Napoleon. Hr. *V.* erzählt hier die Geschichte des rheinischen Städtebundes im Allgemeinen, die Specialien sollen folgen. Er erhielt seine Verfassung im Jahr 1255. — *Beschluss der Geschichte des österreichischen Krieges von* 1809. Von den Vorkehrungen der Franzosen zum Übergange über die Donau bis zum Frieden von Wien. — *Über eine Parlamentsreform in England*, von *Weitzel*. Man hat auf eine ziemlich genaue Art berechnet, dafs gegenwärtig schon wenigstens 327 Mitglieder des Unterhauses (fast die Hälfte von Allen, deren 658 sind) von nicht mehr als 2500 Menschen gewählt werden. — *Julius. Die Waldgräfin, Volkssage*, von *Hadermann*. Die Geschichte eines Frauenzimmers, das durch unbelohnte Liebe und verkehrte Begriffe von der Prädestination menschenscheu wurde. — *Beschluss der kritischen Miscellen.* — *Über eine Parlamentsreform*, Beschluss. Die Reform ist durchaus nöthig, weil die Krone ihre Vorrechte zum Nachtheil der Constitution erweitert hat, und beide Häuser des Parlaments eine

Digitized by Google

sträfbare Gefälligkeit gegen die vollziehende Macht zeigen, welche ihre Abhängigkeit von derselben beurkundet. — *Geschichte der Zeit.* Burdett wird in Freyheit gesetzt, der König von Holland entsagt dem Throne, der Kronprinz von Schweden kommt um. — *Auguſt.* In den *Auszügen aus der Geſchichte des rheiniſchen Bundes* wird die Geſchichte der Streitigkeiten der Stadt Mainz mit ihren Biſchöfen, und die Begründung ihrer freyen Verfaſſung erzählt, die von Adolf von Eltwil 1462 aufgehoben wurde. — *Bodmann* theilt mit einen Anzug eines merkwürdigen ungedruckten Schreibens an den Kurfürſten Anſelm Caſimir zu Mainz, über den *Tod des berüchtigten Herzogs von Friedland* und die damaligen Ereigniſſe in Staats- und Militär-Sachen. Es iſt datirt: Eger, den 27 Febr. 1634. Neue Aufklärungen ſind nicht darin. — Über die von Hn. Prof. *Ludwig v. Baczko* zu Königsberg aufgeworfene Frage: *Hatte der deutſche Orden Myſterien, denen der Tempelherren ähnlich?* von *Polzer.* Die Frage wird mit Unwillen verneint, ſchon mit aus der Nebenurſache, weil *Kotzebue,* der dem deutſchen Orden gar nicht hold iſt, von ſolchen Myſterien gewiſs geredet haben würde, wenn er in den Urkunden eine Spur davon hätte antreffen können, da ihn ſo viele zu Gebote ſtanden. Hn. P's. Widerlegung iſt bündig genug. — Die *Geſchichte der Zeit* berührt diesſmal die Fortſchritte der Armeen in Spanien und Portugall, und einige Vorgänge im ſpaniſchen Amerika. Die Spanier haben einen Theil von Amerika unterjocht; dem gegenwärtigen Kriege in Spanien kann er ſeine Unabhängigkeit zu verdanken haben. Dort iſt mangebautes Land, bereit, den Fleiſs reichlich zu belohnen; eine zahlreiche Familie wird nicht als ein Fluch, ſondern als eine Wohlthat angeſehen, und es kann noch ein Jahrtauſend vergehen, ehe die zumfordſche Suppe die letzte Hoffnung nach einem Leben voll Mühe und Arbeit bleibt.

September. Fortſetzung voriger Abhandlungen. *Bodmann* liefert noch ein ungedrucktes Schreiben an den Kurfürſten A. C. über die nördlinger Schlacht vom 6 Sept. 1634. — *Bruchſtücke einer Rheinreiſe,* von *Weitzel.* Sie geht durch den (hier: *das*) Rheingau. Der Weinbau dieſer Gegenden muſs ins Abnehmen kommen, weil er mit den Weinen Altfrankreichs, die angenehmer und wohlfeiler ſind, keine Concurrenz aushalten kann. Erwägt man die Sperrung der Meere, die Verarmung des nördlichen Deutſchlands, in welchem und durch das der Rheinwein ſeinen ſtärkſten Abzug fand, und die Vereinigung Hollands mit Frankreich: dann überzeugt man ſich leicht, daſs nur die vorzüglicheren Weine des Rheingaus in Zukunft geſucht werden, und ſich im Preiſe erhalten können. Über das Drückende der Fremdheit unter den einer Regierung unterworfenen Franzoſen und Deutſchen ſagt der Vf. viel Treffendes: Den Deutſchen iſolirt in Geſellſchaften die Schwerfälligkeit, womit er ſich in einer fremden Sprache ausdrückt; der Franzoſe ſchlieſst ſich lieber dem Franzoſen an, und giebt ihm den Vorzug in Anvertrauung von Stellen und Geſchäften. Der Deutſche muſs ſuchen, ſich zum Franzoſen zu bilden; ſein kindiſches Klagen verfängt dagegen nichts. Ungerecht ſind die Franzoſen, wenn ſie ſogar den Schmerz verdammen, mit welchem der Deutſche ſeine Lage fühlt, und ihn als böſen Willen deuten. Groſsmuth geziemt dem Stärkern, oder er iſt nicht werth, es zu ſeyn. Zuletzt wird die neue Verfaſſung des Buchhandels und Bücherdrucks in Frankreich beſchrieben, da ſie „bey weitem nicht die Aufmerkſamkeit erregt zu haben ſcheint, die ſie verdient.“ — Unter der *Geſchichte der Zeit* kommen Frankreich, England, Rusland und die Türkey zur Sprache. Hr. *W.* iſt überzeugt, daſs, wenn der Krieg mit England noch zehn Jahre währen ſollte, der Continent bis dahin die neue Welt in der alten findet oder entbehren gelernt hat. — *October.* Aus der *Geſchichte des rheiniſchen Bundes* werden Specialien von Frankfurt am Main und Köln erzählt, meiſtens Streitigkeiten und Fehden. — Von *Bodmann* finden wir eine *urkundliche Beſchreibung* der vom Markgraten *Albrecht d. J.* von Brandenburg 1552 vorgenommenen *Überrumpelung, Brandſchatzung und Miſshandlung der Stadt Mainz* und ihrer Umgebungen. „Die Marggräfliſchen Ewigheilſchen (evangeliſchen *ſcil.*) Predickanten ſtigen vff die hohe Canzell im Domſtifft, darvff ein Ertzbiſchoff ſelbſt ſolte predigen, und predigten vff derſelbigen, und ſungen teutſche Pſalmen, und hielten teutſche Meſs im eiſſern Chor, und reichten den Lewthen ihr Nachtmahl; dartzu giengen etlich, doch wenig Burger, allein die Luſt hatten zum newen glauben. Diſs gefiel etlichen wol, etlichen vbell.“ — *Zur Geſchichte der Stadt Frankfurt am Main,* von *Mathiä.* Nach *Kirchners* Geſchichte dieſer Stadt, wovon der zweyte Theil gedruckt iſt. Die Reformation und ihre Folgen für die Blüthe der Handlung. — *Nefan,* ein junger Schulmann, den Erasmus nach Frankfurt geſchickt hatte, um die Söhne der angeſehenſten Leute zu unterrichten, machte Luthers Lehre und Luthern perſönlich dafelbſt bekannt. Aus England, Flandern und den Niederlanden wanderten allein in den Jahren 1554 und 1555 über 2000 Manufacturiſten mit ihren rüſtigen Arbeitern in Frankfurt ein; ſpäter flieg ihre Anzahl mit jedem Tage. — *Einige Nachrichten über die vormaligen Gewerbe der Stadt Mainz,* von *Schunk.* Es iſt ein Verzeichniſs der Handwerker in M. von J. 1568, und ein anderes von 1780. — In den *Bruchſtücken einer Rheinreiſe* reiſet Hr. *W.* nicht, ſondern giebt dafür ſeine Meinung über den literariſchen Unterſchied der Franzoſen und Deutſchen an. Er iſt nicht mit Leſſing zufrieden, daſs er dem groſsen Corneille das Genie abſpricht, und ihn einen Stümper nennt. Schiller habe die Vorzüge der franzöſiſchen Tragödie erkannt, und was er tadele, ſtehe gröſstentheils mit dem franzöſiſchen Charakter in Verbindung: er tadele oft als Deutſcher, was er als Franzoſe billigen würde. — ' Die *Geſchichte der Zeit* beſchäftigt ſich mit den Fortſchritten in Spanien und Portugall. —

(Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.)

Digitized by Google

ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1813.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

MAINZ, b. Kupferberg: *Rheinisches Archiv für Geschichte und Literatur.* Herausgegeben von *N. Vogt* und *J. Weitzel.* Jahrgang 1810 bis 1812. u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

November. Einige *Bemerkungen über Ariosto*, veranlasst durch einen Tadel *G. E. Lessings*, von *Folix*. Im Laokoon hatte *L.* den italiänischen Dichter wegen seiner Schilderung von Alcinens Schönheit getadelt, und ihm vorgeworfen, dass er nicht nach der Zeit, sondern nach dem Raume dargestellt habe. Hr. *F.* rechtfertigt den Ariost, indem er zeigt, dass Alcinens Schönheit keine natürliche, vielmehr eine erzauberte gewesen sey. Wir geben seinen Gründen Beyfall. A's Übersetzung von *Gries* scheint er nicht zu kennen. — *Meteorologische Bemerkungen über das Vorhersagen der Witterung*, von *Neeb.* D. Haberle hatte für den Sept. und Oct. 1810 schlechtes Wetter verkündigt; der Vf. freut sich, dass es nicht eingetroffen ist. Da, sagt er am Ende dieser Zeilen, die jedesmalige Modification der Witterung das Resultat von unendlich vielen Wirkungskräften über, auf und unter der Erde, von nothwendig wirkenden Kräften der Natur, und vom frey wirkenden Willen des Menschen ist; da die kleinste Abänderung und Abweichung immer mehr progressiv und divergirend in ihren weiteren Folgen erscheint: so ergiebt sich, dass das Vorhersagen der Witterung auf längere Zeit mit unendlichen Schwierigkeiten zu kämpfen hat. — *Kurze Verzeichnuss, wie die Pfaltz von Landgraue Wilhelm von Hessen vndt andern vberzogen, geplundert vnd verbrandt worden. An. Dnj.* 1505; von *Bodmann.* — *Parallele des philosophischen Geistes der deutschen und der französischen Nation*, von *Neeb.* Die Idee des Ewigen, Unendlichen, der Kern und das Herz unseres höheren Lebens und geistigen Bewusstseyns, ist das Herz und der Charakter der deutschen Philosophie. Die feste, mit unserem Daseyn verwebte, Überzeugung der Sinnenwelt, die Erfahrung, ist der Directionspunct der französischen Philosophie, und charakterisirt ihren Geist und ihre Tendenz. Die deutsche Philosophie hat keine Gefahr, dass sie Gott aus dem Gesichte verliert; sie hat Gefahr, dass sie nichts sieht als Gott (Theosophie). Mechanismus ist der offenbar gewordene Gott der französischen Philosophie, der Schöpfer aller endlichen vergänglichen Formen. — *Über die Massregeln Napoleons gegen den englischen Handel*, von *Vogt.* Die Ermunterung zum Anbau der Colonialproducte am mittelländischen Meere, und die Vertreibung der Engländer von der mittelländischen Küste, sind wirksamere Mittel, England zum Frieden zu zwingen, als jene, welche man durch Sperre versucht hat. — *Geschichte der Zeit.* — *December. Adeline*, *Novelle* von *Hadermann.* Die Romantik hat nicht dadurch gewonnen. — In der *Gesch. des rhein. Bundes* treten Worms, Speier und Strafsburg auf. — Die *Geschichte der Zeit* enthält die Actenstücke, die sich auf die Vereinigung von Holland, der Hansestädte, des Lauenburgischen, und eines Theils der vormals westphälischen Länder mit Frankreich beziehen.

Jahrgang 1811. Wir wollen, der Kürze wegen, bey den vorliegenden Monatsheften desselben, blofs die vorzüglichsten Vff. nennen, und anzeigen, welche Aufsätze von ihnen geliefert worden, ohne jeden kritisch zu würdigen. Wir können nicht behaupten, dass der Werth des Journals in diesem Jahre gewonnen oder verloren hat. Es sind die vormaligen Theilnehmer, der vorige Fleifs, der vorige Geist. Im Ganzen geben wir indessen dem Jahrgange 1810 den Vorzug; er hat mehr Gediegenheit und weniger Lückenbüfser. Hieher rechnen wir unter anderen einige Novellen und Erzählungen von sehr zahmer Erfindung, die in einer der Unterhaltung allein gewidmeten Zeitschrift einen Platz verdienen mögen, hier aber, wie Saul unter den Propheten, stehen. In den politischen Mittheilungen merkt man hin und wieder Dehnungen und Umschreibungen; doch lesen sie sich nicht unangenehm. Wenn keine Thaten zu erzählen sind: so ist es freylich misslich, die Leser monatlich durch Betrachtungen über Staaten und Staatsklugheit gefällig hinzuhalten; zumal zu einer Zeit, wo man das unvollendet Geschehende nur dunkel auslegen kann, und darüber nicht, wie weiland Schirach, ins Gelag hinein plaudern darf. Mit der Schreibart muss Rec. seine besondere Zufriedenheit bezeugen; da man in den meisten Schriften von jener Seite des Rheins her sonst selten ein recht reines Deutsch findet: so ist es als ein desto gröfseres Verdienst bey dem rheinischen Archiv anzumerken. Rec. ist auf wenige, und zwar leicht verständliche Provincialismen gestofsen. Nur einen, den er wohl hundertmal angetroffen hat, muss er rügen. Immer steht *beyläufig* für: ungefähr, etwa; franz. *environ.* Bey uns Anderen gilt es für: nebenher; franz. *en passant;*

Digitized by Google

und nach dem Wortsinne scheint das Recht auf unserer Seite zu seyn. Dafs dem *Bereits* noch ein *Schon* zugegeben, und *bereits schon* geschrieben wird, wollen wir keinen Provincialfehler nennen; er ist auch in Niedersachsen nicht selten.

Von *Vogt* finden sich: Ein Aufsatz *über eine Note im Moniteur*. Bey Erwähnung der Einverleibung der Hanseestädte in das franz. Kaiserreich hatten englische Blätter diese Handlung für die gewaltthätigste Tyranney seit Karl d. Gr. erklärt. Der Moniteur setzt hinzu: *Voilà un bel éloge en peu de mots*. Hier wird eine Vergleichung der Systeme Karls und Napoleons angestellt, deren Fortsetzung versprochen wird, aber noch nicht erschienen ist. *Über die Ahnen des Königs von Rom*. Von mütterlicher Seite stammt er, nach den Genealogen, von Erich ab, der schon im J. 690 Herzog von Allemannien und mit den Merovingern verwandt war. Es soll wahrscheinlich gemacht werden können, dafs seine Abkunft von väterlicher Seite aus dem Geschlechte der Urfini herrühre, unter welchen man zuerst den Namen Napoleon antreffe. Rec. kennt einen Cardinal Napoleon Urfini, der bey dem langen Conclave in Perugia zugegen war, und die französische Partey zur Erwählung Clemens V unter Philipp dem Schönen hielt. Dafs aber um des Vornamens willen die Bonaparte mit den Urfini verwandt gewesen, geht daraus nicht hervor. Die *Bildergallerie des Rheins* stellt 37 vorzügliche Gegenden und Flecke am oder unweit des Rheins auf, um als Stoffe zur Bearbeitung für Dichter und Maler zu dienen. In *Karl Friedrich, Grofsherzog zu Baden, ein Denkmal der Dankbarkeit*, wird, als Fortsetzung der Geschichte des Städtebundes, ein Theil der Geschichte des vormaligen Markgrafen vorgetragen. Auch die Fehden und Veränderungen in manchen anderen Örtern kommen vor; nämlich in Oppenheim, Bingen, Bacharach, Oberwesel, Boppart, Cob enz, Andernach. — Dem fleifsigen *Weitzel* verdanken wir, aufser der hier fortgehenden Geschichte der Zeit, und den Bruchstücken einer Rheinreise, in welchen aber wenig gereifet, und dafür manche finnvolle Betrachtung angestellt wird: *Die neueste Staatskunst*. In unseren Tagen ist es schwer geworden, bey der unendlichen Polyhistorey und der Menge von Systemen, den einfachen Sinn und den gesunden Menschenverstand zu retten. Der aus der Zeit. f. d. eleg. Welt genommenen, und im *Journal de l'Empire* bespöttelten Anekdote aus Berlin mifst Rec. keinen Glauben bey. *Verschiedene Gedanken*; gröfstentheils moralisch-politisch. Im *Geist der Journale* giebt Hr. *W.* Auszüge aus der *Gazette de France* und dem *Journal de l'Empire*, um zu zeigen, wie widersinnige kleine Begriffe einige Franzosen noch immer von dem Geschmacke der Deutschen hegen. „Ich mufs gestehen, dafs ich Voltairen, seine oft affectirte Freygeisterey, seinen schnurrigen Cynism, und seine ehelichalte Obscenität abgerechnet, nicht halb so schwarz sehe als H. Geoffroy." *Über den Krieg mit England*. Kein denkender Britte kann ohne bange Besorgnisse für sein Vaterland in die nahe Zukunft sehen. Was wir in zehn Jahren erlebt haben, giebt England und seinen Freunden eben nicht die tröstlichste Aussicht; dafs sich das engl. Cabinet zu dem gefährlichen Entschlusse verstand, den Krieg unter allen Umständen fortzusetzen, und dafs dieser Entschlufs in einem Staate wie England von Seiten der Nation keinen Widerspruch fand, ist ein Beweis, dafs man dafselbst die ganze Gefahr der gegenwärtigen Lage kennt. *Zustand der Finanzen in Frankreich*. Nach dem Budget für d. J. 1811 belaufen sich die Einkünfte des Reichs auf 954 Millionen, d. h. auf 159 Mill. mehr als im J. 1810. *Ein Napoleon gegen die Mitte des 15 Jahrhunderts*. Es war der Urenkel eines Martin, der mit den Carolingern verwandt war, und zuerst den Namen de la Torre annahm. Er ging mit Conrad II (III) im J. 1146 nach Palästina, und ward bey Damascus gefangen. Sein Sohn Jakob war Graf von Valtellina. Dessen Enkel Napoleon *Mediolanenſibus praefuit*. — *Bodmann* liefert aus der Quelle eine etwas lange, *vollständige Nachricht* von der über den Besitz des *Erzstifts Mainz* zwischen den *beiden Erzbischöfen Diether v. Isenburg* und *Adolph v. Nassau* geführten *Fehde*, und der von letzterem verrätherischer Weise geschehenen *Einnehmung* und *Unterjochung der Stadt Mainz*. — Von *P. A. Müller* ist eine *Denkschrift über das Benehmen von Frankreich und England gegen die Neutralen*; nach dem *Memoire sur la conduite de la France et de l'Angleterre à l'égard des neutres*. Paris 1810. Der Vf. holt weit aus. — *Fdlix* bringt einen *Versuch einer näheren Bestimmung der beiden Stellen, wo Julius Cäsar über den Rhein gegangen ist*. Cluver wird berichtigt. *Über eine Stelle des Ammian Marcellin*. Die Kritiker waren irre über das bey ihm vorfindliche *Rigodulum oppidum*. Cluver will gar, statt des unbekannten *Rigodulum, exiguum* lesen, um sich herauszuwickeln. Der Vf. weifs, statt eines, zwey Rigodula anzuzeigen, wovon sich eins bey Trier in dem Dorfe *Reol*, das andere unterhalb Kunoblein-Engers, als Reol, Reul, auch Rile, wiederfindet. — *Aeeb* schreibt *über das Rathsel des menschlichen Lebens*. Da die Vernunft von irgend einer Voraussetzung ausgehen mufs: so setzt sie zweckmäfsig das voraus, wozu jedes gutgeschaffene menschliche Herz ein unfehlbares Verlangen und Sehnen hat. Das Unendliche kann sich nicht aus dem Dürftigen und Beschränkten entwickeln. Er zeigt ein *statistisches Jahrbuch für das Departement vom Donnersberg*, Mainz 1811, von *Ferdinand Bodmann*, an, und äufsert Wünsche zur künftigen Verbesserung desselben. *Über den ästhetischen Charakter einer schönen Gegend*. — Von *Rehmann* erhalten wir wenige, aber stark gewürzte *Radotcrieen*, die ein Anderer Weisheitszweifel getauft hätte. Er sieht nicht, wie eine wahre Geschichte unserer Zeit zu schreiben möglich seyn wird, und bezweifelt, dafs die Medicin, Moral und Politik ihre Moden haben, wie andere Dinge. „Der Verfasser der Denkwürdigkeiten des Hauses Brandenburg schrieb

Digitized by Google

einſt: *Selbſt die Fehler der Könige* müſsten gehandelt werden. Ganz Deutſchland bewunderte dieſen Heroismus der Gerechtigkeit. Ein Glied des Nationalconvents wagte es, ein paar Jahrzehende ſpäter, laut zu ſagen: *Selbſt an Königen* müſſe man das *Gute* loben; und Frankreich erſtaunte über den verwegenen Muth des Sprechers.“ — Die oben erwähnten Novellen und Erzählungen ſind von *Dahm* und *Hadermann*; keine ſcheint Rec. einer beſonderen Auszeichnung würdig. Auſserdem lieſt man von anonymen Verfaſſern ein Schreiben aus Mainz, den Zuſtand der dortigen Muſik betreffend; ein Sendſchreiben aus Schwalbach über ähnliche Gegenſtände; und ein Geſpräch, aus archivaliſcher Quelle, zwiſchen Guſtav Adolph, König von Schweden, und den Abgeordneten der Stadt Frankfurt. Der König wollte mit ſeinem Heer in die Stadt rücken, das verbaten die Geſandten unter allerley Vorwänden. Z. B. „*Die Abgeordneten.* Hier ſey eine ſonderbare Handelſtadt, die ſonderlich der Meſſen und Wechſel halben in Acht zu nehmen. *Rex.* Er ſehe wol warumb es zu thun, man ſehe mehr auf die zeittliche Wechſel, denn auf den Wechſel an einem groſsen Tag. Er bitte um Gottes Bluett willen, man wolle deſſelben Ehr und das gemeine evangeliſche Weſen beſſer in Acht nehmen. Thue man das nicht, ſo frage er nichts darnach wie man zu Frankfurt ſey. *D. A.* Was von den Wechſeln gemeldt, das verſtehe ſich fürnehmlich von den Commercien, die gleichwohl erhalten werden müſſen, und dependire der Stadt Wolfart davon. *R.* Der König in Spanien werde der Wechſel zu Frankfurt ſo wenig entrathen als Frankfurt der ſpaniſchen. Er verſtehe ſich auch auf die Wechſel und ſey auch damit umbgangen hab aber wenig gewonnen, er habe jetzunder nur noch wenig Thaler;“ und weiter: „die Stadt habe nicht Urſach zu einigem Miſstrauen, wann es Lübeck wäre, das möchte ſich hören laſſen; wann der Kaiſer ihm die Frankforter ſchenkte er wollte ſie nicht; denn er und ſeine Lande könnten ihrer kein Nutzen haben.“

Cht.

Jahrgang 1812. Auch dieſer enthält, bey einigen wenig bedeutenden, mehrere der Auszeichnung werthe Aufſätze. Von den früher abgebrochenen Aufſätzen ſind hier fortgeſetzt und zum Theil vollendet die *Auszüge aus der Geſchichte des rheiniſchen Bundes* von *Vogt*, die *Bemerkungen über den philoſophiſchen Geiſt der deutſchen Sprache* von *Neeb*, die *ſtädtiſche Gemäldeſammlung von Mainz* von *N. Müller*, *über die neueren lateiniſchen Dichter* von *Engel*. Unter dem, was neu hinzugekommen iſt, nennen wir zuerſt, als ihrer Stelle werth, die Gedichte von *K. Hadermann* und *Buri*. Die *Epiſtel an Fritz Textor* vom Erſteren und die *Paradieswelt* vom Zweyten wird man, ſo lange die Zeiten zu ſtürmen fortfahren, gern leſen und wieder leſen. In dem Aufſatz von *Vogt über die urſprüngliche Beſchaffenheit des Rheins und ſeiner Bewohner* iſt die fleiſsige und leicht überſehbare Zuſammenſtellung zu loben. Das genealogiſche Bruchſtück von *Felix: Wernher, Erzbiſchof von Trier*, beweiſet, daſs Wernhers Familienname „von Falkenſtein“ und nicht „von Königſtein“ geweſen; daſs Wernher ein Bruderskind Kuno's von Falkenſtein, nicht der Sohn einer Nichte deſſelben, der Bruder Philipps des jüngeren, welcher 1409 oder 1410 geſtorben, geweſen. Was uns ein Ungenannter von *Johann Friedrich von Pfeiffer* erzählt, iſt um ſo dankenswerther, da es von einem Manne herrührt, der dem Hn. v. Pfeiffer einige Jahre lang täglich und faſt ununterbrochen nahe war, ſeines vorzüglichen Wohlwollens und Vertrauens genoſs, und der von ihm über das, was Bezug auf die Geſchichte ſeines Lebens hatte, im Laufe der Unterhaltung, manchen Aufſchluſs erhielt. — *Über Wilhelm Kyriander und die verſchiedenen Auflagen ſeiner trieriſchen Annalen* von *Wyttenbach*. Dieſer Aufſatz iſt eine Verbeſſerung und Erweiterung deſſen, was im J. 1808 im neuen literariſchen Anzeiger von demſelben Vf. über denſelben Gegenſtand ausgemittelt worden war. — Die *Geſchichte der Luftſchifffahrt*, von *Beneken*, erinnert an die Athener Dädalus und ſeinen Sohn Icarus, an den tarentiner Archytas (nicht *Archyas*, wie fehlerhaft gedruckt iſt); an die Deutſchen Magnus Repelius, Lohmeier, Leibnitz, Lichtenberg und Richmann; an die Italiäner Franz Lana und Barottini, den Portugieſen Gusmaro, und die Franzoſen Gallien, Montgolfier, Pilatre de Rozier, Blanchard u. A., und würdigt ihre Verdienſte um dieſen Zweig menſchlicher Erfindung mit Einſicht und Gerechtigkeit. — *Die Schweden zu Mainz, vom Jahr* 1631 *den* 13 *Dec. bis zum J.* 1650 *den* 9 *Januar*, ein Aufſatz von *F. J. Bodmann*, welcher durch drey Hefte hindurchläuft, iſt aus gedruckten und ungedruckten Quellen geſchöpft, und nicht bloſs als ein Beytrag zur Geſchichte der Stadt Mainz, ſondern ſelbſt als ein würdiger Beytrag zur Geſchichte des dreyſsigjährigen Krieges überhaupt anzuſehen. Der *Brief über die Eregeiſterey der heutigen Erziehung*, an eine Dame auf dem Lande, von *Neeb*, iſt ein treffliches Wort zu ſeiner Zeit. „Ein Kirchenlehrer ſagt wahr und ſchön: Die menſchliche Seele iſt von Natur eine Chriſtin. So ſoll auch die Mutter dieſen Naturchriſten nicht erſt zum Heiden verwildern laſſen. Das Kind auf der Mutter Schoofs iſt der gelehrigſte Schüler für Dinge, die doch über allen Begriff und über alle (ſpeculative) Vernunft gehen. Welcher erhabene Beruf für die Mutter, den Menſchen, den ſie neun Monate lang mit ihrem Herzblute nährte, bald nach dem Eintritte in das Leben durch Mittheilung der heiligſten Gefühle ihres Herzens einem Engel anzuvertrauen, der ihn ſicher durch alle moraliſche Gefahren des Lebens geleitet.“ — Eben ſo beherzigungswerth iſt das, was derſelbe Vf. *über einige Worte Kants von den Aftergenien* geſagt hat. Es betrifft das Unweſen mancher ſogenannter Philoſophen unſerer Tage. Auch die *Bemerkungen über den Ein-*

Digitized by Google

flufs der Sprache der Taubstummen auf ihre Sitten und ihr Erkenntnifsvermögen, von Ebendemselben, sind eben so scharfsinnig, als praktisch. — *Felix über den Charakter des Aeneas bey Virgil* gefseht am Ende, dafs es ihm unmöglich werde, an Aeneas oder seinen Schicksalen den geringsten Antheil zu nehmen. Ein Mensch ohne festen bestimmten Charakter könne kein Interesse erregen. Das ganze Gedicht verliehe daher, leines Erachtens, seinen wahren Endzweck; unsere Augen werden von dem glänzenden Schmucke der Einkleidung geblendet, allein unser Herz bleibt kalt und ungerührt bey allen Abenteuern des Hauptheldes. — Über die Frage: *Ist Witz und Verstand (esprit), was den Franzosen von dem Deutschen, und Vernunft, was diesen von jenem unterscheidet?* hat sich Hr. *Boost* mit Freymüthigkeit und Unparteylichkeit erklärt. Die Heft VII, S. 805 befindliche Anmerkung verkennt den Mann, den sie betrifft. — *Über Gemüth und Wissenschaft* von *Fr. Koppen*, soll das Verhältnifs zwischen Gemüth und Wissenschaft in Bestimmtheit auffassen, und auf dem allgemeinsten Standpuncte kenntlich machen, wie sich beide oft begegnen, oft aber auch zu fliehen scheinen. „Am besten, fagt der Vf., bezeichnen wir mit dem Worte Gemüth jene gleichbleibende Fülle des Gefühls, jene gesammelte Haltung der höchsten geistigen Kraft, wodurch der Mensch, nicht am Irdischen gebunden, ein höheres Gut als sein ursprüngliches Eigenthum betrachtet, ruhig und hell die Ewigkeit in Anspruch nehmend, gleichwie des Meeres unbewegter Spiegel die Tiefe des unendlichen Himmelsraumes mit Sonne und Gestirnen zeigt.“ — Der Aufsatz von *Jung über den Schall* macht Einwürfe gegen die gewöhnliche Theorie des Schalles. Die Sachverständigen werden sie aus der Natur der elastischen Körper leicht zu beantworten wissen. — *Das Mifsverständnifs von Weitzel* ist eine wohlangelegte und ausgeführte Erzählung.

Call.

KURZE ANZEIGEN.

Vermischte Schriften. *Zerbst*, b. Füchtel: *Unterhaltende und belehrende Blätter über gemeinnützige Gegenstände der Natur, der Kunst und des Menschenlebens.* Jahrgang 1813. 1. 2. 3 Heft. 192 S. 8. (Der Jahrgang 3 Fthlr. 12 gr.) Die Gegenstände, an welche sich diese Zeitschrift zur Unterhaltung und Belehrung vorzüglich zu halten gedenkt, sind Bemerkungen aus dem Gebiete der Moral, Anthropologie, Pfychologie und des gemeinen Lebens; Naturkunde; neue, bisher noch wenig gekannte, der allgemeinen Verbreitung und Anwendung werthe, Erfindungen und Entdeckungen; Gesundheitskunde; kleine Erzählungen aus der Tagsgeschichte, Anekdoten und Charakterzüge; Gedichte. An Materialien wird es also wohl nicht leicht fehlen, um jeden Monat 4 Bogen volldrucken zu können. Aus diesen beiden ersten Heften ersieht man so viel, dafs die Redaction nicht ohne Auswahl zu Werke geht. Die mitgetheilten Aufsätze sind gröfstentheils ihrer Stelle werth, obschon sie wenig Neues enthalten. Die Stelle aus einem Schreiben von Weimar den 4 Jan. 1813, wo erzählt wird, dafs ein grofser Geyer geflogen gekommen sey, und sich auf Ilfanda Vorfasi gesetzt habe, ist ohne Unterhaltung und Belehrung, so wie auch die Stanzen S. 123. Wer mag an solcher affectirter Reimsucht Geschmack finden?

Beglückt, wer eine Seele aufgefunden,
Die seines Sinnes Innerstes verstand!
An stiller Gruge ist sein Glück gebunden,
Es ist schon halb entweiht, wenn er's genannt;
Nur stumme Zeugen sollen es bekunden,
Nur Geister schlingen diefes geistige Band:
Der zarte Staub (Staub?) *von Blache's Silberflügel*
Zerfloßt an den Gemufses Blumenhügel.

Wer möchte man mit dem Dichter ausrufen:

O zu welchen verzweifelten Dingen
Siehet man Reime die Menschen zwingen!

Cab.

Frankfurt, ohne Anzeige des Verlegers: *Allgemeines Commersbuch.* 1810. 252 S. 8. (20 gr.) Man findet in dieser Sammlung 129 gröfstentheils wohlgewählte Trink-, Freundschafts- und Bundes-Lieder, unter denen sich auch drey lateinische befinden. Wer am Commersiren überhaupt nichts Bedenkliches findet, dem wird auch diese Sammlung unbedenklich empfohlen werden können, die sich auch im Äufseren durch einen sehr eleganten Druck und eine artige Titelvignette auszeichnet.

E.

Schöne Künste. *Leipzig*, in Commission bey Hofmeister u. Kühnel: *Musikalische Scalen, oder Vorstellung der zwölf Dur- und zwölf Moll-Tonarten.* Zum Gebrauch derer, die sich der Tonkunst widmen u. s. w. Mit erklärenden und kritischen Anmerkungen begleitet von *Anton Wolf v. Wolfenau.* 1812. 4 Bog. 4 (8 gr.) Diese Schrift macht weiter keinen Anspruch, als die Anfänger in der Musik mit den in der Kunst gebräuchlichen 24 modernen Tonarten, mit den Tonleitern derselben, und mit den in diesen Tonarten nöthigen Modificationen der Töne durch Kreuze oder Be, oder mit der sogenannten Vorzeichnung, bekannt zu machen. Diesen Zweck kann sie auch vollkommen erreichen, und zwar theils durch die Art, wie die Tonarten dargestellt sind, theils durch die beygefügten Anmerkungen, in welchen überdiefs noch die Kunstwörter *Leitton, Tonika, Mediante* und *Unterdominante* erklärt werden. Auch wird etwas Weniges von der Verwandtschaft der Tonarten angeführt, so viel nämlich dem Anfänger davon bey der Erlernung der praktischen Musik zu wissen nöthig ist. Folgendes Beyspiel mag zeigen, auf welche Art die Tonarten dargestellt sind: *H moll* (franz. *Si mineur*) hat zur Vorzeichnung zwey Kreuze, nämlich: ♯ *c* ♯ *f*; und die Klänge (Töne) der Scala sind folgende: aufsteigend: *h cis d e fis gis ais h*; abfteigend: *h a g fis e d cis h.* Diese Tonreihen sind in der Abhandlung zugleich in Noten mittelst des G-Schlüssels vorgestellt. Der Vf. verwirft das unter den deutschen Theoristen zuweilen gebräuchliche Kunstwort *Oberdominante.* Allein es kommen in der Theorie Fälle vor, in welchen sowohl von der auf- als abwärts abgezählten fünften Stufe der Tonika gesprochen werden mufs, und bey welchem man sich entweder, statt des Ausdruckes *Unterdominante*, des ziemlich veralteten Kunstwortes *quarta toni* bedienen, oder das Kunstwort Oberdominante, als Gegensatz der Unterdominante, beybehalten mufs, um nicht undeutlich zu werden.

—

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

NUMISMATIK.

Prag, b. Haase: *Kritische Beyträge zur Münzkunde des Mittelalters.* Von *Joseph Mader*, k. k. R. und Pr., ord. Mitgl. der k. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften. — Für die Abhandlungen der k. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften. II Theil. 1806. 171 S. Mit 2 Kpft. III Th. 1810. 198 S. Mit 4 Kpft. IV Th. 1811. 250 S. Mit 6 Kpft. V Th. 1811. 184 und 15 S. Mit 8 Kpft. VI Th. 1813. 251 S. Mit 4 Kpft. 8.

Bey einem Werke dieser Art, ist es aus mehr als einer Ursache hinlänglich, blofs die Erscheinung und den Inhalt desselben kurz anzugeben, theils, weil man um so weniger Auszüge daraus machen kann, da sich der Vf. bemühte, in gedrängter Schreibart nur das Nöthige über jede von ihm gewählte Materie zu sagen; theils weil der Werth der numismatischen Schriften von Hn. *M.* anerkannt ist; theils auch, weil nicht leicht ein Freund der Münzkunde des Mittelalters ein Buch dieser Art ungelesen lassen wird. Mit der Wahl der Gegenstände kann man sehr zufrieden seyn. Die Ordnung der Aufsätze ist folgende: *Revision meines ersten kritischen Beytrags zur Münzkunde des Mittelalters.* — Hier geht er die über seinen ersten Theil gefällten Urtheile in der allgemeinen deutschen Bibliothek, in unserer A. L. Z. (1804. No. 196), und besonders die des wiener Rec. in den Annalen der österreichischen Literatur (1803 August) durch, würdiget sie mit gehöriger Unparteylichkeit und Gründlichkeit, gesteht mit edler Freymüthigkeit, wo er irrte, und vertheidiget sich mit Gründen, wo die Rec., nach seiner Meinung, fehlten. Aber freylich ist dies ein Fall, wo Autor und Rec. Recht haben können, da Alles auf die Münzen ankommt, die jeder in Händen hat. *Über die Grenzen und Ordnung einer Sammlung von Münzen des Mittelalters.* Den Anfang nimmt er an von den Söhnen des Kaisers Theodosius des Grofsen, und das Ende bestimmt er mit den Münzen Karls V. *Bruchstücke über das österreichische Münzwesen im Mittelalter.* Hier wird besonders viel über das Alter der österreichischen Münzen gesagt, und aus einer Urkunde bewiesen, dafs man schon im Jahr 1166 wiener Pfennige gehabt haben müsse, obgleich bis jetzt noch kein österreichischer Schriftsteller von einer Münze etwas weifs, die man ganz gewifs in jenes Zeitalter setzen könnte. — *Über die Prägeart der baierischen und österreichischen Halbbracteaten.* Warum der Vf. diese Art Münzen Halbbracteaten nennt, sieht Rec. nicht ein, da sie mehr Ähnlichkeit mit den Solidis haben. Übrigens wird hier *Obermayer* sehr gut berichtigt. *Über einige dunkle oder falsch gelesene Aufschriften auf alten Pfennigen.* Ein fruchtbarer und für Numismatiker des Mittelalters sehr interessanter Aufsatz. *Eine aus Münzen versuchte, aber mifslungene, Berichtigung in der Wappenkunde.* Nach der gemeinen Lehre der Heraldiker war das falkensteinische Wappen ein silbernes Rad in blauem Felde; das münzenbergische ein roth- und goldgetheiltes Feld. Nach Anführung der mifslungenen Berichtigungen wird die Sache dahin entschieden: Die Stadt Münzenberg führte zwey Thürme mit Zinnen und mit Münzenkraut an den Seiten; die Dynasten selbst aber einen Schild, oben silbern, unten roth; und das falkensteinische Wappen hat nichts als ein Rad. *Rechtfertigung Kaiser Karls IV gegen eine Beschuldigung.* Dieser Aufsatz ist die Widerlegung einer Stelle in dem von dem kurerzkanzlerischen Geh. Rathe, Hn. *J. G. Reuter*, herausgegebenen Buche, das den Titel führt: *Athansgulden* (Mainz 1790), wo er S. 154 sagt, Karl IV habe das Recht, besonders goldene Münzen zu prägen, gern der Krone Böhmen ausschliefsend vorbehalten wollen, am Ende jedoch dasselbe den sämmtlichen, sowohl geistlichen als weltlichen, (Kur) Fürsten des Reichs in gleicher Mafse nachgeben müssen. — Mit den gehörigen Beweisen zeigt Hr. *M.*, dafs Karl, als König von Böhmen, nur sein unabhängiges Münzrecht behauptet, aber nicht das von ihm, als Kaiser, den deutschen Reichsfürsten verliehene als eine Gnade des böhmischen Königs ihnen aufgedrungen, und dafs er der Hoheit des deutschen Reichs und seinen Ständen keinen Abbruch gethan habe.

Den Beschlufs macht die Erklärung der Kupfer, welche schön und mit vielem Fleifse gearbeitet sind. Sie enthalten 37 Münzen. Obgleich hier nicht, wie im ersten Bande, ein Zeugnifs von ihrer Richtigkeit und von ihrer völligen Harmonie mit den Originalen beygefügt ist: so ist doch die kritische Genauigkeit unverkennbar.

Der III und IV Theil sind in unserer A. L. Z. (1810. No. 196 und 1812. No. 155) bereits beurtheilt worden.

Der V Theil enthält 5 Aufsätze: 1) *Über Duby's Werk von den Münzen der französischen Herrn, Prä-*

Digitized by Google

laten und Städte. Der eigentliche Titel dieſes Werks heiſst: *Traité des monnoies des Barons, ou représentation et explication de toutes les monnoies d'or, d'argent, de billon et de cuivre qu'ont fait frapper les posseseurs de grands fiefs, pairs, évêques, abbés, chapitres, villes, et autres Seigneurs de France, pour servir de complément aux monumens historiques de la France en général et de chacune de ses provinces en particulier. T. I — II. à Paris* 1790. *fol.* — Dieſes Werk hat, bey aller ſcheinbaren Vollſtändigkeit, doch ſeine Unvollkommenheiten und Mängel. Denn da Hr. *Duby* der Continuator von *le Blanc* werden wollte: ſo wäre es nicht unſchicklich geweſen, wenn er die dort fehlenden Königsmünzen hier nachgeholt hätte; er hätte dafür von manchen franzöſiſchen Herren diejenigen Münzen weglaſſen können, welche nicht für franzöſiſche Provinzen geſchlagen wurden. Auch in Abſicht auf die Vollſtändigkeit hat er gefehlt. Bey einem Werke dieſer Art, das ohnehin wegen der vielen *nöthigen* Kupfer nicht ganz wohlfeil werden konnte, ſollten wenigſtens *unnöthige* ſo viel als möglich vermieden werden. Dieſes iſt aber nicht geſchehen. Denn viele Münzen, die, bis auf kleine Verſchiedenheiten, einander völlig gleich ſind, ſind alle einzeln abgebildet, da es hinlänglich war, eine von jeder Art zeichnen und ſtechen zu laſſen, und die kleinen Abweichungen in der Beſchreibung anzugeben. Alles dieſes hat Hr. *M.* ſorgfältig bemerkt, auch fehlende Stücke aufzuführen ſich bemüht. 2) *Über Paruta, Vergara und Muratori von den neapolitaniſchen und ſicilianiſchen Münzen.* Ein ſehr reichhaltiges Capitel. Denn wenn das alte Grofsgriechenland in der mittleren Zeit auch nicht ſo reich an Münzen war, als in der alten Zeit: ſo iſt es doch immer noch fruchtbar genug; und ſo wie der Freund der alten Numismatik, auch nach *Torremuzza's* Bemühungen, immer noch manche Nachleſe findet: ſo ſehen wir auch hier, daſs das Mittelalter in numismatiſcher Hinſicht, theils was Erläuterungen, theils was neue Entdeckungen betrifft, immer noch Stoff genug zu neuen Unterhaltungen und Belehrungen darbietet, die durch die gelehrte Feder des Hn. *M.* noch unterhaltender und belehrender werden. 3) *Münzen verſchiedener weſtphäliſcher Herren.* Hier lernt der Numismatiker manche ihm vielleicht noch unbekannte, wenigſtens ſehr ſeltene, Münze kennen, als: von der Herrſchaft *Büren*, von der Abtey *Helmwardshauſen*, von der Stadt *Volkmarſen* u. a. m. Doch dieſs ſey genug, um den gehaltvollen Werth dieſer Arbeit zu beurtheilen. Der IV Aufſatz beſchäftigt ſich mit den *Daten zur Geſchichte der Jahrzahlen auf den Münzen des Mittelalters*, der ſehr leſenswerth iſt, und der V mit der *verſchiedenen Form der* 4 und 5.

Auf der Rückſeite des Titels findet man unter dem Titel: *Erklärung der Kupfer*, einen Leitfaden, wie man von den abgebildeten 90 Münzen die Erläuterung leicht finden kann.

Das Regiſter enthält das Verzeichniſs der merkwürdigeren Perſonen und Sachen, die im I. IV und V Beytrage vorkommen; der II und III Beytrag haben ihr eigenes Regiſter.

Nicht zur Probe, denn mit der gründlichen Art des Vfs., ganz unbekannte Münzen zu erklären, zweifelhafte der Gewiſsheit näher zu bringen, und bisher falſch erklärten Münzen ihren ihnen gehörigen Platz anzuweiſen, ſind unſere Leſer längſt bekannt, ſondern zum Vergnügen wird Rec. einige merkwürdige, hier erklärte, Münzen auch des 6ten Bandes ausheben.

N. 2 Eine Schaumünze vom böhmiſchen König *Johann*, wovon man zu Timokur (in Böhmen) im J. 1797 mehrere Exemplare fand, aber nur von Bley. Av. *Rex Bohemie in nomine.* Der König ſitzend, erhebt die R. zum Schwur, und hält mit der L. das Schwerdt empor. Rev. *Imperator(is) Romanorum.* Der ſitzende Kaiſer mit Schwerdt und Reichsapfel. Dieſe Münzen hält Hr. Ritter *M.*, und zwar unſtreitig mit Recht, nur für Stempelproben, die nie in einem edleren Metall ausgeprägt wurden, weil der im July 1312 gekrönte Kaiſer ſchon im Auguſt 1313 umkam, und es alſo mit der Statthalterſchaft, die auf dieſer Münze ausgedrückt iſt, ein Ende hatte. — N. 3. *Johanne Dei. Gra.* Der gekrönte Kopf von vorne. Rev. *Rex. Boe. et. Pol.* Kreuz mit 3 Kugeln in jedem Winkel. Nach *Johanne*, und nach *Pol.* iſt ein kleiner Adler, welches aber auf dieſer, als einer ohne Zweifel in Luxemburg geprägten Münze nicht der polniſche ſeyn kann, ſondern der Reichsadler ſeyn muſs, welchen er auch, als Sohn des Kaiſers, zu führen das Recht hatte. — N. 6. Kleiner Groſchen von K. Johannes drittem Sohne, Wenzel, und ſeiner Gemahlin. *Wenz. z. Joh. Brab. Duce.* Blumenkranz. Rev. *Moneta Lovanie.* Gebäude mit 2 Thürmen über einem Schilde mit 4 Löwen. — N. 8. Groſser Groſchen von Jeſst oder Jodok, Sohn des Markgrafen von Mähren Johann Heinrich (K. Karls IV Bruder). *Jodoc. March. z. Dns Moravie.* Schild mit dem quadrirten Luxemburgiſchen und mähriſchen Wappen, in 3 mal gebogener und 3 mal geſpitzter Einfaſſung. Rev. In 2 Zeilen: Innere Umſchrift: *Moneta Lucenb.* Aufsere Umſchrift: *Bndict. fit etc.* Ein durch beide Umſchriften gehendes Kreuz. — S. 146 ſagt der Vf.: „Eine ravensbergiſche Münze hatte ich noch nirgends angetroffen. Aber vor mehreren Jahren erhielt ich aus einer Auction in Detmold ein Päckchen unbekannter Pfennige; darunter waren 6 ravensbergiſche.“ Ein glücklicher Fund; denn auch Rec. bekennt aufrichtig, niemals eine dergleichen Münze geſehen zu haben; *daher* wird es manchem Münzfreunde angenehm ſeyn, hier eine abgebildet zu finden. Es iſt (N. 12) folgende: *Wilh. D. Mot. Co. Rave.* Bruſtbild mit einem Sterndiadem, in der R. das Schwerdt. Rev. *Moneta nova Bilvel.* Der Sparrenſchild. — N. 14. *Wilhelmus. Marchionis. Juliacenſis.* † Vor der Umſchrift eine Taube. Im Felde zwey gekrönte, und zwar, wie es ſcheint, weibliche Perſonen. Rev. *Salve. virgo. mater. templ. Scispr.* (*ſancti Spiritus.*) Zwiſchen 2

Digitized by Google

Löwen ſteht die heilige Jungfrau, mit dem Kinde auf dem linken Arme; neben dieſem ein Stern. — Unter den hier angeführten märkiſchen Denarien zeichnet ſich N. 18 aus, weil der Name des Grafen deutlich darauf ſteht, welches bey den übrigen der Fall gar nicht iſt: *Tideri. . us. . A.* Märkiſches Schild mit einem Sterne oben und unten; alles in einer bogigen Einfaſſung. Rev. — — *enoto?* Ringmauer mit 3 Thürmen und einem offenen Thore. — N. 21. *Wilh. Co. de. Limb.* Der Graf geharniſcht und bekränzt, hält mit der R. das Schwerdt, mit der L. vor ſich hin den bergiſchen Löwenſchild. Rev. *Moneta no. Limborc.* Eine Roſe. — Ein ſogenannter Engliſch N. 24, von Gottfried II oder III Herrn von Heinsberg und Löbenberg im Jülichiſchen. *Godfr(i)dus.* Schild mit 4 Löwen. Rev. *Moneta Hensberg.* Blumenkranz. — N. 26. *Comes Arnoldus.* Kopf. Rev. *Moneta comitis.* Kreuz mit 3 Kugeln in jedem Winkel. Dieſe Münze iſt vielleicht von Arnold, Grafen von Looz im Lüttichiſchen. — N. 28. Münze eines Herrn von Herſtal im Lüttichiſchen. *Johes* (Johannes) *de Lovanio.* Bekränzter Kopf von vorne. Rev. *Dns de Harſtel.* Glattes Kreuz bis an den Rand; in jedem Winkel 3 Kugeln. — N. 29. *Johannes Epc.* Schild mit aufgerichtetem, rechts gewandtem Löwen, mit dem Schwerdt in der R. Rev. *Leodienſis.* Kreuz bis an den Rand; in den Winkeln: *Hoyi.* Iſt von Johann V, Biſchof von Flandern. — N. 36. *Otto Comes.* Bruſtbild mit dem Schwerdt in der R. und dem Scepter in der L. Rev. *Arne*—Schild mit dem naſſauiſchen Löwen. Arnheim in Geldern iſt der Münzort. — N. 40. Äuſsere Umſchrift: *Moneta. Oldenb. bnnietu* (*benedictum*). Innere: *Nome. Dni Dei nri Hu. Xr.* In dem einen Winkel des Kreuzes: *L.* Rev. *Turonus civis.* Die Form der Buchſtaben zeigt in die Zeiten von 1400, aber das *L.* paſst weder auf den Namen eines Grafen, noch eines Orts. Man kann wohl mit Hn. *M.* vermuthen, daſs es vielleicht den Münzmeiſter andeutet. — N. 43. *Teodericus.* Bruſtbild von vorne mit Biſchofsſtab und Biſchofsmütze. Rev. *Traiectum.* Ein Obol des Biſchofs von Utrecht (1199—1212).

Zum Schluſs nur noch die Anzeige von den verſchiedenen Aufſätzen, die dieſer Band enthält, weil dadurch die Ordnung ſichtbar wird, in welcher die darin enthaltenen Materien vorgetragen werden. Es ſind folgende: 1) *Über Namen, Beynamen und Titel auf den Münzen des Mittelalters.* (Fortſetzung von IV. S. 118 ff.) 2) *Über einige irrig für böhmiſch gehaltene Münzen; und von böhmiſchen Königen und Prinzen nicht für Böhmen geprägte Münzen.* 3) *Münzen verſchiedener weſtphäliſcher Reichs- und Kreis-Stände.* (Fortſetzung von V. S. 87 ff.) 4) *Münzen oberrheiniſcher Reichs- und Kreis-Stände.* 5) *Recenſion der Beſchreibung der biſchöflichen utrechtiſchen Münzen von Miris.*

Wenn ein Werk nach ſeinem inneren Gehalte und nach dem Reichthum der darin enthaltenen Gegenſtände beurtheilt werden muſs: ſo verdienen dieſe Beyträge den ausgezeichnetſten Beyfall eines jeden wiſſenſchaftlichen Numismatikers. Von der Geſchichte auf der einen Seite, auf der anderen von einem richtigen kritiſchen Gefühle geleitet, geht der Vf. einen ruhigen und ſicheren Gang, und belehrt und vergnügt gewiſs jeden ſeiner Leſer, daher man auch unſtreitig die weitere Fortſetzung dieſes ſo nützlichen Werks wünſchen wird. Möchte doch der Himmel die Geſundheit und die Kräfte dieſes würdigen Mannes ſtärken, und ihm Gelegenheit geben, ſo viel andere Münzen des Mittelalters kennen zu lernen, daſs er ſich gedrungen fühlte, *neue Beyträge zur Münzkunde des Mittelalters* zu liefern!

Sollte einmal, welches recht ſehr zu wünſchen wäre, ein gelehrter Numismatiker auf den Gedanken kommen, ein Syſtem von Münzen der mittleren Zeit bearbeiten und herausgeben zu wollen: ſo würden die in dieſen Beyträgen niedergelegten Materialien ſehr viel dazu beytragen, manches Falſche zu berichtigen, manches Dunkle aufzuhellen, manche neue Idee zu wecken, und überall auf die Geſchichte hinzuleiten, welches die Seele und das Leben der Numismatik iſt und ſeyn muſs, wenn ſie nicht, wie bey Vielen der Fall iſt, ein bloſes geiſtloſes Sammeln ſeyn, und gewiſſermaſsen zu einer Art von Spielerey herabgewürdigt werden ſoll. Wa.

Pesth, b. Trattner: *Appendix ad catalogum numorum Hungariae ac Tranſilvaniae Inſtituti nationalis Széchényiani.* 1810. 232 S. 8.

Zu dem bekannten Schatze ungariſcher Münzen, welche der edle Graf *Széchényi* dem National-Muſeum ſchenkte, kommt hier noch ein ſehr bedeutender Anhang, der dem Tage der feyerlichen Eröffnung dieſes ungariſchen Cabinets (d. 2 July 1810) gewidmet iſt. Auf die Vorrede von Hn. *Jacob Ferdinand Miller de Braſſo*, welcher dem ehrwürdigen, und um dieſe Sammlung ſehr verdienten Hn. *Schönviesner* bey der Aufſicht über dieſen Nationalſchatz an die Seite geſetzt iſt, folgt eine dieſem Tage und dem groſsmüthigen Geber gewidmete Dedication in Lapidarſtile; dann eine Überſicht der ſämmtlichen ungariſchen und ſiebenbürgiſchen Münzen, welche dieſes Münzcabinet enthält, nach der Ordnung der Schränke. Die ganze Sammlung enthält, ohne den Nachtrag in 17 Schränken 2675 Stück, nämlich 702 in Gold, 1768 in Silber, 193 kupferne, und 12 zinnerne. Ein achtzehnter Schrank iſt leer, und zu weiteren Nachträgen beſtimmt.

S. 24 folgt: *Series Numorum, qui in catalogo Inſtituti nationalis Széchényiani, Peſtini* 1807. 8, *typis deſcribuntur quidem, ab Excell. tamen fundatore Muſeo Hungarico traditi nondum ſunt.* Die ganze Series beſteht aus einer Goldmünze, aus 6 ſilbernen und einer zinnernen. Dieſe Note hätte zur Legitimation der Aufſeher im Manuſcript beygelegt werden können; aber einen beſonderen Artikel *hier* daraus zu machen, ſcheint Rec. wider eine gewiſſe Delicateſſe zu ſeyn. — Die beiden Abtheilungen: *Sphalmata, quae in Deſcriptionem Numorum irrepſerunt*, und: *Errata, quae in Tabulis aeri inciſis obſervata ſunt*, ſind, beſonders für die Beſitzer dieſes Werks, ſehr nöthig.

Digitized by Google

Nun folgt S. 56 das Verzeichniss der durch die edelmüthige Freygebigkeit des würdigen Hn. Grafen von Neuem hinzugekommenen Münzen, welche aus 16 Goldmünzen, 142 silbernen, und 32 kupfernen bestehen. Die seltenen, die sich darunter befinden, will Rec. nicht aufsuchen; denn Freunde der ungarischen Münzkunde betrachten diese Anzeige als eine Aufforderung, den Appendix selbst kennen zu lernen, und für andere unserer Leser wäre diese Mühe ohne Nutzen.

Das *Supplementum ad Elenchum Librorum de numis Hungaricis et Transilvanis agentium* ist nicht bedeutend, gehört aber in sofern hieher, als der *Elenchus* im dritten Theile dadurch ergänzt wird. — Endlich sind noch *Notiones ad rem numariam Hungariae pertinentes* beygefügt, welche folgende Unterabtheilungen enthalten: 1) *Ars cementi transumta ex antiquo MS. Bibliothecae in Museo regni nationali.* 2) *Reflexiones, circa valorem* 100 *Denariorum Hungaricorum majorum olim unum florenum aurei constituentium, quibus tempore Wladislai II rustici dominis suis terrestribus titulo census tenebantur.* 3) *Adversaria monetaria.* (Werth der ungarischen Münzen zu verschiedenen Zeiten vom Jahr 1390 an.) 4) *Excerpta ex R. P. Gelasii Dobner a S. Catharina e S. P. Disquisitione historica de Sexagena grossorum Pragensium.* Die *Sexagena* scheint in Böhmen gewöhnlich das ausgedrückt zu haben, was man in anderen Gegenden, und auch in Böhmen selbst, ein Schock Groschen nannte; allein dieß litt wieder öftere Ausnahmen, und ist hier sehr glücklich aus einander gesetzt, aber nicht wohl eines Auszugs fähig. 5) *Adnotatio de cursu, et valore monetarum in Hungaria sub initium regiminis Rudolphini.* Sehr kurz und deutlich dargestellt. 6) *Decennalis proventus Pisseti ab anno* 1666 *usque* 1676. Die Ausbeute betrug in diesen 10 Jahren nicht mehr als 25325 fl. und etwas Weniges drüber. 7) *Ant. Hammerschmidt s. c. R. et A. in M. Principatu Transilvaniae monetarum Magistri opinio super vero et genuino sensu Pisseti.* 8) *Data monetaria.* In Ungarn und in Siebenbürgen, wie auch im Banat, werden deßwegen mehrere griechische Goldmünzen gefunden, weil die Ungarn bis in die Zeiten Karls I keine eigenen Ducaten hatten, sondern Byzantiner im Handel brauchten. — Karls I ungarischer Ducaten ist unter allen der seltenste, und wird nur in wenigen Münzsammlungen angetroffen.

Die *Accessiones novae ad Sylloge(n) Constitutionum monetalium et metallicarum regni Hungariae* sind ein Nachtrag zu *Schönwiesners* schon gelieferten Urkunden, gehen von N. XLI — LXIII, und haben alle Bezug auf das ungarische Münzwesen.

Wa.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOLOGIE. *Göttingen*, b. Dieterich: *Einige Bemerkungen die Messung der griechischen heroischen Verse betreffend.* Beyträge zum prosodischen Lexicon der griechischen Sprache. Von D. *Johann Friedrich Christoph Grufe.* 1812. 24 S. 8. (2 gr.) Diese Schrift ist gegen unsere Anzeige des prosodischen Lexikons J. A. L. Z. 1812. N. 56. gerichtet, und widerlegt, was wir gesagt und nicht gesagt haben. Wir achten es unter unserer Würde, Verwürfe mit Vorwürfen zu erwiedern, und wollen uns nur vor einigen Misdeutungen unseres Urtheiles verwahren. Wir wiederholen daher die Bemerkung, daß beides, Einleitung sowohl als Anhang, Mängel und Unrichtigkeiten enthalte, deren sich ein tieferer Kenner der Metrik, nach den Grundlehren neuerer Schriftsteller über griechische Verskunst, nicht schuldig machen würde. Sie einzeln vorzurücken, enthalten wir uns theils aus Achtung gegen des Vfs. Person und Stand, theils aber auch aus Schonung des Raumes, da zu deren Auffindung schon ein aufmerksames Studium des Anhangs zu *Buttmanns* griechischer Schul-Grammatik genügt. Befondere machen wir den Vf. auf die Unterscheidung zwischen Arsis und Thesis, zwischen Wort- und Vers-Füßen, zwischen Fuß- und Vers-Cäsuren aufmerksam, damit das metrische Syllabiren der Verse zu einem rhythmischen Lesen werde. Den Eigensinn des Vfs., womit er bey dem Ausdrucke *zweyzeitiger* Vocale zur Bezeichnung ihrer Zweydeutigkeit beharrt, berühren wir darum, weil auch *Buttmann* noch denselben Ausdruck gebraucht, welcher nach *Thierfch* richtiger Übersetzung des griechischen διχρονος die langen Vocale bezeichnen sollte. *Zweyzeitig* oder doppelzeitig darf eben so wenig mit *zweyerleyzeitig* oder zweydeutig verwechselt werden, als eine zweyfache Verschmelzung der Vocale in zwey verschiedenen Sylben eines Wortes, z. B. ἀλλοῦσθαι, mit der doppelten Verschmelzung derselben in einer einzigen Sylbe, wie sie in χρυσέῃ ἐν Statt finden soll. Wegen *Od.* VI. 79 verweisen wir auf den *Cod. Harlej.*, dessen Variante die einzige handschriftliche Handausgabe des Homer zu der Schreibart δῶκε δὲ χρυσείῃ ἀνθείλη. Daß es keine schwer zu scandirenden Verse gebe, haben wir nirgend behauptet; für unseren Vf. giebt es deren nur allzuviel. Aus der Schwierigkeit, einen lyrischen Chor oder pindarischen Hymnus zu messen, folgt aber noch nichts für die jambischen, trochäischen und anapästischen Verse der dramatischen Dichter, wogegen die anakreontischen Verse weit größeren Schwierigkeiten unterworfen sind.

∂ γ. S.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Darmstadt*, b. Heyer und Leske: *Darmstädter Schreib- und Geschäfts-Kalender*, für das Jahr 1813. 72 S. 4. ohne den Kalender. Außer einer sehr zweckmäßigen Einrichtung zum Gebrauch, empfiehlt sich dieser Kalender auch noch durch mancherley interessante Notizen. Nach den neuesten altronomischen Beobachtungen, beträgt die geographische Breite von Darmstadt 49° 52′ 24″, die Länge aber 8° 29′ 30″ östlich von Paris. Von S. 45—59 sind die verschiedenen Maße und Gewichte in den großherzogl. hessischen Staaten angegeben, und eine Vergleichung der in diesem Großherzogthum üblichen Fruchtmaße angestellt, nach dem darmstädter und frankfurtischen Maß. Man muß sich über die große Verschiedenheit des Fruchtmaßes wundern. Beynahe jedes Amt hat sein eigenes.

—N.

Digitized by Google

ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

THEOLOGIE.

WITTENBERG, b. Gräfsler: *De gratiae Dei justificantis neceſſitate morali Prol. II.* — — auctore *Car. Ludov. Nitzſch*, Theol. P. O. etc. 1813. 24 S. 4.

Dieſes, während der Blokade der Stadt Wittenberg vom Hn. Gen. Sup. *Nitzſch* geſchriebene akademiſche Oſterprogramm konnte nur bedingter Weiſe zur Oſterfeyer einladen. Es ſchliefst, nach Bemerkung mancher damals bereits erfolgter trauriger Ereigniſſe, mit den Worten: *Celebrate nobiscum, quoad licebit per tumultus bellicos, diem Victoris, unius omnium laudatiſſimi, et animos Veſtros hoc illaetabili tempore in ſpem unice laetam certamque erigite!* In der That hat die Schrift, wie wir wiſſen, dieſen ihren kirchlichen Zweck nicht erreicht. Dem Gottesdienſte wurde, bald nach deſſen Anfang, durch ein ſehr heftiges Kanonen- und Granaten-Feuer der Belagerer ein Ende gemacht. Ob ſie in Anſehung ihres literariſchen Zwecks nicht glücklicher ſeyn dürfte, — ſie iſt das theologiſch-exegetiſche Gegenſtück von der bereits in unſeren *Ergänz. Blätt.* (1813. No. 24. S. 191) recenſirten philoſophiſchen Erörterung jener Materie; — darüber mögen unſere Leſer aus der Inhaltsanzeige, auf die wir uns beſchränken, ſelbſt urtheilen.

Vorausgeſchickt werden die hier befolgten Grundſätze, welche auf Unterſcheidung des *praktiſchen* und *theoretiſchen Sinnes* oder Inhalts bibliſcher Dogmen, ingleichen der *grammatiſchen* und *theologiſchen Auslegung* derſelben beruhen. Das bibliſche Dogma hat einen praktiſchen Sinn, ſofern es, das Bewuſstſeyn von den Pflichten und Hoffnungen der Vernunftreligion in uns aufregend, Herz und Gewiſſen anſpricht, einen theoretiſchen aber, ſofern es die Gründe dieſer Pflichten und Hoffnungen für den gemeinen Verſtand ſo beſtimmt, dafs ſie ihm faſslich und behältlich werden können. Nun mufs in einem populären Religionsunterrichte der theoretiſche Inhalt, nachdem es die Umſtände fodern, bald mehr bald weniger, dem Praktiſchen *dienſtbar* ſeyn und der eigenen Selbſtſtändigkeit ermangeln, welches in dem Wiſſenſchaftlichen, der das Praktiſche aus einer Theorie abzuleiten hat, nicht Statt findet; woraus denn folgt, dafs der durch grammatiſche Auslegung gefundene theoretiſche Sinn eines Dogma nicht immer ſogleich, als für die wiſſenſchaftliche Theologie ſchon geeignet, angeſehen werden dürfe, ſondern dafs eine andere Behandlung, die man bald philoſophiſche, bald theologiſche Auslegung zu nennen angefangen hat, hinzukommen müſſe, um die ideale Grundlage der bibliſchen Lehre zu erforſchen, und, ob dieſe für übervernünftig oder für vernunftmäfsig zu erkennen ſey, durch Vergleichung aller zur Sache gehörigen Reſultate der grammatiſchen Interpretation auszumachen. Dafs nur auf dieſe Art eine chriſtliche Theologie, als Wiſſenſchaft, zu Stande kommen könne, darf um ſo weniger bezweifelt werden, da bekanntlich in der h. Schrift die göttlichen Dinge, oder die Religionsideen, als hiſtoriſche Thatſachen vorgeſtellt werden, auch, dem nächſten Zwecke und den weſentlichen Erfoderniſſen einer äuſseren Offenbarung nach, vorgeſtellt werden muſsten. Dieſs ſind die Grundſätze des Vfs. Dieſen gemäfs wird nun von der bibliſchen Rechtfertigungslehre 1) der *hiſtoriſch-grammatiſche* und 2) ein *doppelter theologiſcher Sinn*, der alte übervernünftige und ein neuer vernunftmäfsiger, angegeben; ſodann aber 3) *welcher von beiden dem Geiſte der chriſtlichen Offenbarung angemeſſener ſey*, erörtert, und für den letzteren entſchieden.

Was den *grammatiſchen* Sinn der Beweisſtellen anlangt, ſo genehmigt der Vf., mit geringer Ausnahme, die *ſtorriſche* Auslegung in deſſen Schrift „über den Zweck des Todes Jeſu"; nur verlangt er hier und überhaupt, dafs der hiſtoriſche Interpret dem theoretiſchen Sinne einer Schriftlehre ſeine ganze wiſſenſchaftliche Unbeſtimmtheit laſſen, und ſich hüten ſolle, irgend eine ſolche theoretiſche Beſtimmung, die ja doch immer nur einem praktiſchen Zwecke ihren Urſprung und ihre Modification verdanke, und ſich auf populäre Anſichten beziehe, ſchon als Schultheorie auszudeuten, da für dieſe zu ſorgen die heiligen Schriftſteller eben ſo wenig Beruf und Befugniſs, als Willen gehabt hätten. Er geſteht, dafs nach dem hiſtoriſch grammatiſchen Sinne der Gehorſam und Kreuzestod Jeſu der einige und ewige Begnadigungsgrund ſey; dafs Jeſus ſich zwar über ſeinen Tod minder beſtimmt äuſsere, als die Apoſtel, die ihn zuweilen, wiewohl durch praktiſche Lehrbedürfniſſe bey ihren hiſtoriſchen Anſichten gedrungen, als ſtellvertretend vorſtellen; dafs er aber die apoſtoliſche Lehrart im Ganzen gewollt und veranlafst habe, indem er das, was den idealen Begnadigungsgrund ausmache, ſich ſelbſt ausſchlieſsend beylege. Daher hätten die Apoſtel das ganze Verhältniſs Gottes zur

Digitized by Google

Menschheit, und also auch die Sündenvergebung, nothwendig von ihm ableiten müssen. Auch wird die Angemessenheit und in sofern die Aechtheit der Worte: εἰς ἄφεσιν ἁμαρτ. Matth. 28, 28, wider *de Wette* aus eben dem Grunde, der sie diesem verdächtig machte, in Schutz genommen. — Nun folgt der *doppelte theologische* Sinn. Dem *übervernünftigen*, oder der bekannten Lehre von der stellvertretenden Genugthuung und den an unserer Statt erduldeten Sündenstrafen, wird ein *vernunftmäßiger* entgegengesetzt, nach welchem „*Gott durch* die in der Person Jesu geschehene *Darstellung und wundervolle Auszeichnung des, ihm von Ewigkeit her wohlgefälligen, ächt kindlichen Sinnes*, dessen der Mensch fähig ist, *seine Vaterliebe gegen die Gefallenen* auf eine herzrührende Art, und dergestalt, *weltkundig werden* ließ, daß ein Jeder den *ethischen* Grund der Begnadigung, der zur wahren Sinnesänderung eben so sehr auffodert, als ermuthiget, fühlen und zu Herzen nehmen, für Alle aber zum Behuf ihrer geistlichen Rettung und Bildung eine *äußere* ethisch-religiöse Verbindung auf immer begründet werden konnte.“ — Hierauf läßt der Vf. beide theologische Deutungen um den Preis kämpfen. Er vergleicht sie in dieser Absicht mit der biblischen Rechtfertigungslehre und allen dem, was dahin gehört; zuerst mit dem *ethischen Zwecke*, den die Schrift selbst dem Tode Jesu, und der darauf sich beziehenden Rechfertigung, wörtlich beylegt, und den die Gegner einräumen; der aber bey der alten übervernünftigen Schuldeutung des Dogma nicht Statt finde, indem diese, wenn sie folgerecht verfahren wolle, auch das bloße dunkle Gefühl des, der Voraussetzung nach, gar nicht vorhandenen ethischen Begnadigungsgrundes ausschließen müsse, mithin nur eine magische Wirksamkeit der heiligen Geschichte und Lehre, und einen magisch gewirkten Glauben, übrig lassen könne. Ferner werden beide verglichen mit der hieher gehörigen *heiligen Geschichte*, oder mit dem Tode Jesu, der den Grund der Rechtfertigung, und mit seiner Auferweckung, welche die Rechtfertigung selbst offenbaren sollte. Hier wird gezeigt, warum diese Thatsachen schon an sich, und ohne alle wörtliche Erklärung, einen gemein verständlichen Sinn haben mußten, und daß sie den obengedachten vernunftmäßigen auf eine vernehmliche und allen Menschen fühlbare Weise ausdrücken, den übervernünftigen aber nicht einmal ahnden lassen, mithin auch bey den Aposteln, ohne in diesen ein Gefühl jenes vernunftmäßigen Sinnes zu erregen, die praktisch-zweckmäßige historische Vorstellungsart, der sie sich bedienten, und die man zu einer übergreiflichen Schulweisheit erhoben habe, gar nicht hätten veranlassen können. Endlich wird noch der wörtliche Unterricht von der Rechtfertigung, der hauptsächlich zur alten Schuldeutung Gelegenheit gegeben habe, und ihr sehr günstig zu seyn scheint, von einer doppelten Seite in Betrachtung gezogen, und verglichen.

Zuerst in Anfehung der ungemeinen *Wichtigkeit*, welche Jesus und die Apostel der Begnadigungslehre, als der alles umfassenden und bewirkenden Heilswahrheit, beylegen. Allerdings wird von ihnen, wie der Vf. einräumt, die Predigt von der Vergebung der Sünde statt der gesammten Lehre von Gott genannt, und für den Kern des Evangeliums, für das Wort, wodurch der Geist Gottes sich mittheile, für den nächsten Zweck der evangelischen Thatsachen erklärt; mithin die Vergebung selbst, als das Fundament der christlichen Religionsanstalt, auch eben daher das Lehramt als ein Amt der Sündenvergebung, und der ächte Christ als ein solcher, der sich für einen Sünder bekennt, vorgestellt. Dieß hat, wie weiter bemerkt wird, nicht wenig zu den gemeinen Begriffen von Offenbaruug und zu der Einbildung beygetragen, daß der Grund der Sündenvergebung unbegreiflich sey, daß daher *nur diese* einer Offenbarung, die man sich als übervernünftige Belehrung dachte, bedurft habe. Aber nun zeigt unser Vf., daß eben diese große Auszeichnung der evangelischen Gnadenlehre für den vernunftmäßigen Sinn derselben, und wider den übervernünftigen, einen völlig entscheidenden Beweis darbiete. Denn sobald die Begnadigung der Menschen eines allgemein fühlbaren ethischen Grundes ermangelte so mußte die Gnadenlehre ein der Sittlichkeit ungünstiges, auch blos eingeflicktes, einzelnes und heterogenes Stück der gesammten Religionslehre seyn, indeß dals sie im entgegengesetzten Falle allerdings das Ganze umfaße, was Gott sey, und was der Mensch werden solle, *auf* eine anziehende Weise zu erkennen gebe, und so den ganzen kindlichen Sinn gegen Gott, oder den Geist der Kindschaft, den das äußere Zwangsgesetz unter der mosaischen Verfassung höchstens nur veranlassen und mittelbar befördern konnte, unmittelbar zu erzeugen vermöge. — Endlich mußte sich die Vergleichung der beiden theologischen Deutungen noch auf die Hauptstütze der älteren, die *biblische Lehrart*, erstrecken, nach welcher, wie oben bey Erörterung des grammatischen Sinnes gezeigt worden, der Begnadigungsgrund auf Jesu und seinem Tode selbst beruht, folglich nicht idealisch, sondern historisch ist. Der Vf. behauptet nun, daß es hier, nach den bereits für die vernunftmäßige Schuldeutung angeführten Gründen, hinreichen müsse, die praktische Nothwendigkeit dieser Lehrart, mithin zunächst der Anführungen Jesu über seine Theanthropie, aus denen die ganze Lehrart geflossen sey, ins Licht zu setzen; und er beweist sie aus den beiden nothwendigen Zwecken eines Welterlösers, 1) eine öffentliche Gnadenlehre von göttlichem Ansehn für alle Zeiten und Völker zu stiften, und 2) den Begnadigungsgrund historisch, jedoch ohne Schaden für dessen idealischen oder ethischen Gehalt, durch sich selbst und seine Geschichte der Welt darzustellen. In beiderley Hinsicht mußte sich Jesus die Theanthropie, die den übrigen mangelt, nach der aber alle zu streben haben, beylegen können, und wirklich beylegen. Dieß hatte nun die Folge, daß man ihn, in der ersteren Hinsicht, für den *historischen* (realen) Urheber der Begnadigung erkennen mußte; denn seinem Ver-

Digitized by Google

dienſte hatte ja die Welt das göttliche Anſehn der Gnadenlehre, und *in ſofern* den Troſt der Gnade ſelbſt, allein zu verdanken. In der letzteren Hinſicht muſste der *idealiſche* ewige Begnadigungsgrund, obwohl an ſich in der Vernunft ſchon vorhanden, doch in Jeſu und mit ihm (das Unſichtbare zugleich mit dem Sichtbaren) gedacht und gefühlt werden. Nur mittelſt dieſer Veranſchaulichung konnte der ethiſche Grund in den Gemüthern recht haften und wirken, und allgemein bekannt und geltend gemacht werden. Hiebey wird vorausgeſetzt, daſs Jeſus ſich einer vollkommenen, über die gefallene Menſchheit erhabenen Unſchuld und Einſtimmung in den göttlichen Willen, und ſo ſeiner Beſtimmung zum Welterlöſer, innigſt bewuſst geweſen ſey. Die Frage über die theoretiſche Anſicht, die er ſelbſt von ſeiner Hoheit und Gröſse gehabt, und über den eigentlichen oder uneigentlichen Sinn einiger darauf ſich beziehender Äuſserungen, kann, als blos ſpeculativ und für die Praxis entbehrlich, unentſchieden bleiben, oder jedem nach ſeinem ſubjectiven religiöſen Bedürfniſs zur eigenen Beantwortung überlaſſen werden; nur ſoll man nicht vergeſſen, daſs nach der Schrift die Theanthropie des Heilandes als etwas allen wahren Chriſten ebenfalls Erreichbares anzuſehen ſey; ingleichen, daſs Jeſus der ihm zukommenden Macht, Sünde zu vergeben, auch Andere, namentlich ſeine Jünger, für empfänglich erklärt habe: mit welchen bibliſchen Äuſserungen der Vf. den Vorzug der vernunftgemäſsen Schuldeutung am Ende noch bekräftigt. — Wir haben ihn ausreden laſſen, und fürchten deſsfalls von dem theologiſchen Publicum keine Vorwürfe. C. L.

WITTENBERG, b. Gräfsler: *De mortis, a Jeſu Chriſto oppetitae, neceſſitate morali*, Prolusio I, ſcr. D. *Carol. Ludov. Nitzſch.* 1810. 22 S. Prol. II. 1811. 24 S. 4.

Dieſe zwey wittenbergiſchen Feſtprogramme des Hn. Gen. Sup. *Nitzſch* waren die Vorläufer der beiden, bereits von uns (*Egänz. Bl.* 1813. No. 24) angezeigten ſpäteren, *de gratiae Dei juſtificantis neceſſitate morali.* Da ſie mit dieſen letzteren in Verbindung ſtehen, und inſonderheit der theologiſch-exegetiſchen Erörterung des Begnadigungsgrundes eine hiſtoriſche Stütze bereiten: ſo haben wir nicht unterlaſſen wollen, eine genaue Anzeige derſelben nachzuliefern. Sie ſind ebenfalls Sprösslinge von der Offenbarungstheorie des Vfs.

In der *erſten* Prolusion wird der Satz, den er zur Beſtätigung ſeiner Anſicht vom Chriſtenthum beweiſen und vertheidigen will, nur erſt *beſtimmt*. Schon der ſel. *Schwarz* in Görlitz hatte in ſ. Schr. *über den Tod Jeſu*, mit noch mehreren und ſtärkeren Gründen aber der jüngere D. *Flatt* im 12ten Hefte des *ſüskindſchen Magazins*, eine blos vernunftmäſsige Überzeugung Jeſu von der Nothwendigkeit ſeiner frühen Aufopferung für unerweislich erklärt. Der Letztere inſonderheit hatte zu zeigen geſucht, Jeſus würde ſich einer pflichtwidrigen Selbſttödtung ſchuldig gemacht haben, wenn er, ohne das Bewuſstſeyn eines übervernünftigen Auftrags Gottes, ſich in den Garten begeben hätte, wo ſeine Gefangennehmung, wie er ſelbſt vorausſah, erfolgen muſste. Dieſs widerſprach nun ganz der Offenbarungstheorie des Vfs., nach welcher der Tod Jeſu, als eine *an ſich* verſtändliche Darſtellung von der Vortrefflichkeit, der das menſchliche Herz fähig iſt, ſchon aus der Pflicht der Menſchenliebe völlig erklärbar ſeyn muſs. Er ſah ſich daher aufgefodert, dieſen noch unklaren hiſtoriſchen Hauptpunct ins Licht zu ſetzen, um zugleich den leiſeſten Verdacht einer Schwärmerey von Jeſu entfernen zu können. Und weil eben damals *Reinhard* in ſeinen *Geſtändniſſen* eine abſolute Unvereinbarkeit des Rationalismus und Supernaturalismus behauptet, dadurch aber ſtillſchweigend der Theorie des Vfs. widerſprochen hatte: ſo unterſchied dieſer das Materiale und Formale in beiden theologiſchen Anſichten, und zeigte (S. 9 f.), in wiefern ein *formaler Supernaturalismus* mit dem *materialen Rationalismus* gar wohl vereinigt werden könne. Das Bedürfniſs, die reinhardſche Behauptung beſtimmt zu beſchränken, veranlaſste den Vf. zu dieſer, von ihm entſchuldigten, neuen Terminologie. Mit dieſer Scheidung, welche ſchon durch ſeine Theorie begründet war, hebt hier die eigentliche Unterſuchung an. Es wird bemerkt, daſs die *ſchwarziſchen* Gründe faſt nur die Rettung des formalen Supernaturalismus bezielen, der, ſofern er dem ethiſchen Zweck und Gehalt der Offenbarung keinen Abbruch thut, von dem Vf. ſelbſt nicht angetaſtet wird; daſs aber die *flattiſchen* weiter gehen, und auf einen materialen Supernaturalismus, nämlich auf eine unbegreifliche Gnadenlehre, führen. Um nun das dieſen Gelehrten Einzuräumende und das wider ſie zu Erweiſende genauer zu beſtimmen, wird die Vernunftidee eines Welterlöſers aus den moraliſchen Bedürfniſſen der bereits cultivirten, und durch Cultur ſich verſchlimmernden Menſchheit abgeleitet und auf Jeſum angewendet. Die in den menſchlichen Gemüthern von innen und aufsen unterdrückte Gotteskraft bedarf einer äuſserlichen und öffentlichen Erweckung und Belebung, kann ſie aber nicht anders erhalten, als durch ein von Gott ausgezeichnetes anziehendes Vorbild der Menſchheit, und durch deſſen beſtändig fortdauernde und weiter ſich verbreitende, auch immer mehr vervollkommnende, gemeinſchaftliche Beherzigung. Dieſes Vorbild iſt der Weltheiland, der, ſeines Berufs gewiſs, um die Fähigkeit der Menſchen zur Kindſchaft Gottes auf eine rührende Weiſe darzuſtellen, und für den äuſseren Bürgen der göttlichen Gnade und den einigen Retter und Führer der Menſchheit erkannt zu werden, dieſem höchſten Zwecke, den nie ein Menſch haben kann, Alles aufopfert, mit ſeltem Glauben, Gott werde das gelingen laſſen. Es wird nun bemerkt, daſs dieſer Beruf eines Heilandes der Menſchen zwar in Anſehung der Maxime oder Geſinnung allgemeine Menſchenpflicht ſey, daſs er aber, dem höchſten Grade der Erfüllung nach, nur einem Einigen, und zwar einem voll-

Digitized by Google

kommen unſchuldigen und mit Gott einſtimmigen Menſchen zukommen könne; dann aber wird umſtändlich gezeigt, wie Jeſus ſich dieſes Berufs innig und völlig bewuſst werden, und ſo alle dazu nöthige auſserordentliche Hülfe mit Zuverſicht von Gott erwarten konnte. Dieſen Beruf alſo und deſſen Bewuſstſeyn vorausgeſetzt, wird die moraliſche Nothwendigkeit des Todes Jeſu behauptet.

Das *zweyte* Programm enthält die umſtändliche *Beweisführung* und *Vertheidigung*. Vorläufig wird eine neuerlich verſuchte philoſophiſche Rechtfertigung der Selbſttödtung mit Ernſt zurückgewieſen, übrigens bemerkt, dafs der Weltheiland ſich durchaus nicht durch eine Handlungsweiſe hätte ankündigen dürfen oder empfehlen können, welche das gemeine ſittliche Gefühl wider ſich hat, geſetzt auch, dafs die Schulweisheit ſie noch in Schutz zu nehmen wüſste. Die Aufgabe war alſo, Jeſum wider allen Verdacht einer übereilten mittelbaren Selbſttödtung zu ſichern, und den moraliſchen Beweggrund ſeines Verhaltens, da er der Gefangennehmung gleichſam entgegen ging, völlig ins Klare zu bringen. Der Vf. verſichert, nach Anführung fremder Verſuche und Äuſserungen, dafs ihm dieſe Erörterung hauptſächlich durch ſeine Offenbarungstheorie ſey erleichtert worden, indem aus der genaueren Unterſcheidung der äuſseren hiſtoriſchen Offenbarung von der Religion ſelbſt, die Nothwendigkeit der erſten zum Heil der Welt, mithin die Nothwendigkeit einer factiſchen Darſtellung des Gottgefälligen zur Stiftung der wahren Kirche, erſt recht einleuchtend werde, daraus aber deutlich hervorgehe, dafs es für Jeſum heilige Pflicht der Gottes- und Menſchen-Liebe war, *Alles* zu thun, um für den Geliebten Gottes und das Vorbild der Menſchheit öffentlich erkannt zu werden, und die deſsfalls nöthigen Eindrücke auf die Gemüther zu machen. Hiezu ſey aber von Seiten Jeſu, und deſſen, was von ihm abhing, *Zweyerley* erfoderlich geweſen. Er habe theils das wahre Menſchenheil durch Wort und That bekannt machen, theils ſich ſelbſt für den von Gott geſandten Vermittler dieſes Heils erklären müſſen. Jener *Unterricht* und dieſes *Bekenntniſs* ſeyen die beiden vornehmſten Aufgaben und Geſchäfte ſeines Berufs geweſen. Allein Anfangs habe der Unterricht als Hauptſache vorgehen, und dieſem das Bekenntniſs noch nachſtehen müſſen, daher denn die Vermeidung der Lebensgefahr längere Zeit für ihn Pflicht geweſen ſey; zuletzt habe das öffentliche beharrliche Bekenntniſs Hauptſache, mithin die Vermeidung der Gelegenheit, daſſelbe mit augenſcheinlicher Lebensgefahr abzulegen, pflichtwidrig werden müſſen. Hier zeigt nun der Vf. ſehr umſtändlich und mit Rückſicht auf die Einwendungen der Gegner, dafs Jeſus dieſes Bekenntniſs an dem *Orte* (S. 13 f.), zu der *Zeit* (S. 14 ff.), und auf die *Art* (S. 17 ff.), wie es ſein Zweck und Beruf erfoderten, abgelegt habe, und dafs der Hingang in den Garten ſeiner Berufspflicht eben ſo angemeſſen geweſen ſey, als der Einzug in Jeruſalem; indem es nach dieſem öffentlichen und feyerlichen Bekenntniſſe ihm nicht mehr habe anſtändig ſeyn können, irgend etwas von ſeiner gewohnten Lebensweiſe in der Abſicht zu unterlaſſen, um jenem lebensgefährlichen, aber an ſich nothwendigen, Bekenntniſſe auszuweichen. Am Ende werden noch zwey Einwendungen beantwortet. Die bedeutendere letzte, wie Jeſus ſeine Todesart und ſeine Auferſtehung ohne übernatürliche Eingebung habe vorherſagen können, wird dadurch erwiedert, dafs er, ſeines Berufes vollkommen gewiſs, Alles, was der Zweck deſſelben foderte, aber von ihm ſelbſt nicht abhing, mit Zuverſicht von Gott erwarten, auch nach ſeiner Weisheit ſchon vorher beſtimmen konnte; und dafs dieſes nothwendig aus dem Glauben eines reinen Herzens und aus praktiſcher Weisheit herzuleiten ſey, indem die Vorausſetzung einer magiſchen Einblaſung des Erfolges das Groſse und Wahre ſeiner Leiden ganz vernichten müſste.

C. L.

KLEINE SCHRIFTEN.

KINDERSCHRIFTEN. *Braunſchweig*, in der Waiſenhaus-Buchdruckerey, und *Stendal*, in Commiſſion bey Franz und Groſsen: *Neu eingerichtete und erprobte Schul-Fibel zur groſsen Erleichterung des Leſenlernens durch ein natürliches Buchſtabiren.* Mit Anmerkungen; auch (nebſt) einer Grundſylben- und hieroglyphiſch verbilderten Abc-Tafel. 1809. Erſte Abtheilung. 28 S. 8. (2 gr.) Zweyte Abtheilung 56 S. 8. (3 gr.) Der Vf. dieſer Fibel nennt ſie eine erprobte, weil er ſie durch eigene Erfahrung erprobt habe. Die in derſelben befindliche Leſelehrart ſoll wenigſtens noch einmal ſo ſchnell zum Ziele führen; ſie ſey der Methode von Olivier in manchen Stücken ähnlich, ob ſie gleich lange vor Olivier von unſerem Verfaſſer erfunden worden ſey. Obgleich dieſs der Vf. ſelbſt ſagt: ſo findet Rec. doch Bedenken, dieſer Fibel, in welcher allerdings manches Ähnliche mit der Lehrart von Olivier vorkömmt, einen groſsen Werth beyzulegen. Das Zweckmäſsige in derſelben, die Ausſprache des Doppellauts in Einem Laut, und was in einer Anmerkung zur leichteren Erlernung der Buchſtaben geſagt iſt, und manches Andere, findet ſich auch in mehreren ſchon vorhandenen Fibeln; und am Geſchmackloſen und Unzweckmäſsigen fehlt es, wie in vielen anderen, auch in dieſer Fibel nicht. Beſonders elend iſt die hieroglyphiſch vorbildende Abc-Tafel ausgefallen. Man kann auch nicht die Beziehung finden, in wiefern nach des Herausgebers eigener Erklärung die zweyte Abtheilung oder *das Leſebüchlein* „die Kluft zwiſchen Fibel und Bibel ausfüllen" kann, wenn nicht die Anführung einiger zum Theil für Kinder unverſtändlicher bibliſcher Sprüche, wohin z. B. der gehört: *Seyd klug wie die Schlangen, aber ohne Falſch wie die Tauben*, dieſen Übergang erleichtern ſoll.

O. m. r.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1813.

JURISPRUDENZ.

Bamberg und Würzburg, b. Göbhardt: *Syſtem des Criminalrechts nach neueren, von den bisherigen abweichenden Anſichten und Grundſätzen mit beſonderer Rückſicht auf den kaiſ. franzöſiſchen und königl. baieriſchen Criminal-Codex und ſonſtige Verordnungen.* Beſonders zur Beantwortung der Frage: Kann der Rechtslehrer bey der kaum aufblühenden Cultur einer geſunden Philoſophie auf ein criminaliſtiſches Papſtthum Anſpruch machen? Von dem königl. bair. Lieutenant *Eduard Nicol. Kratzer.* Erſter Band. 1812. XVIII und 483 S. 8. (1 Thlr. 8 gr.)

Die Abſicht des Vfs., ſein Eifer für die Wiſſenſchaft, und ſonſt Alles mag recht löblich bey dieſem Buche ſeyn; nur ſein Inhalt iſt es nicht. Dieſs iſt ſo wahr, daſs ſich Rec. an dem Publicum zu verſündigen glaubte, wenn er einen umſtändlichen Beweis davon führen wollte. Schon die ſchiefen, halbwahren und bereits in anderen Erſtlingen ſogenannter criminaliſtiſcher Reformatoren zum Ekel geleſenen Behauptungen über die noch immer unzureichenden Bemühungen der Gelehrten für die Criminalrechtswiſſenſchaft u. ſ. w., welche die Vorrede ausdehnen, laſſen nichts Sonderliches erwarten. Und die Folge lehrt, daſs es ganz unreife Früchte ſind, welche hier geboten werden. Man würde ſich nicht erklären können, wie es möglich ſey, dieſelben öffentlich auszubieten, wenn man nicht aus der Vorrede ſähe, daſs der Vf. beym Ausbruch des letzten öſterreichiſchen Krieges mit Frankreich durch Eintritt in Militairdienſte in ſeinem akademiſchen Studium unterbrochen worden ſey, und dann nur in Dienſtfreyen Stunden Gelegenheit gehabt habe, ſich wieder etwas mit dieſer Wiſſenſchaft zu beſchäftigen. Ganz in der Manier derjenigen, welche ihre erſten Erfahrungen für Neuigkeiten halten, ſtellt der Vf. hier die allgemeinen Lehren des Criminalrechts dar. Nichts iſt verdaut, und Alles iſt ſo ſteif, wie gewöhnlich die Proben der Anwendung eben erſt erlernter Regeln. Da lernt man denn auch hier, daſs es ein *geſchriebenes* und *ungeſchriebenes* Criminalrecht gebe, daſs die Criminal-Rechtswiſſenſchaft nothwendig und nützlich ſey, und unentbehrlich demjenigen, *der Richter oder Vertheidiger der Verbrecher werden wolle.* Bey der Angabe der Hülfskenntniſſe der Criminalrechtswiſſenſchaft wird das ganze Regiſter gelehrter Kenntniſſe gezogen; auch die Staatengeſchichte wird daher als Hülfsquelle gerühmt, und ſo, daſs man faſt glaubt, es müſſe die Reihe auch noch an die allgemeine Weltgeſchichte und die Bibel kommen. Welche Begriffe ſich der Vf. von einem Verbrechen mache, kann man daraus beurtheilen, daſs er §. 44 auch die *Felonie* als Verbrechen nennt. Er theilt die *Verbrechen* §. 45 in Capital- und Nichtcapital-Verbrechen, von Gefängniſs-, Zuchthaus-, Landesverweiſungs- und Staupenſchlags-Verbrechen ſpricht er aber nicht. Die *culpa lata, levis et leviſſima* wird §. 54 nicht viel anders, als wie man ſonſt in den Vorleſungen über die Pandekten zu hören pflegte, definirt. Es fehlt nichts, als daſs der *diligens pater familias* nur noch genannt wäre. Thatbeſtand nennt der Vf. §. 132 die *moraliſche Gewiſsheit der Exiſtenz einer Thatſache, die ſolche Merkmale an ſich trägt, welche in dem geſetzlichen Begriffe einer beſtimmten Art rechtswidriger Handlungen enthalten ſind.* — *Sapienti ſat!*

Gr.

Leipzig, b. Hinrichs: *Verſuch einer ſyſtematiſchen Darſtellung der Patrimonial-Gerichtsverfaſſung der Rittergüter. Nach gemeinen und ſächſiſchen Rechten.* Ein Handbuch für Gerichtsherren, Gerichtsverwalter und praktiſche Juriſten, von *C. H. Wachsmuth,* königl. ſächſ. Accis-Inſpector und Rentbeamten zu Delitzſch. 1808. XX u. 268 S. 8. (1 Thlr. 8 gr.)

Der Vf. behandelt ſeinen Gegenſtand in 6 Capiteln: im 1ten ſpricht er von der Gerichtsbarkeit überhaupt, im 2ten von der Patrimonialgerichtsbarkeit insbeſondere, im 3ten von den Gerichten, dann beſonders im 1 Abſchn. vom Gerichtsherrn, als Richter, im 2 Abſchn. vom Juſtitiar und Actuar, und im 3 Abſchn. von den Gerichtsperſonen. Das 4te Cap. handelt von den mit dem Eigenthume der Gerichtsbarkeit verbundenen A) Vorrechten, und B) Gerichtsnutzungen. Das 5te Cap. von den mit dem Eigenthume der Gerichtsbarkeit verbundenen Laſten. Das 6te Cap. enthält einige Nachträge, und in einem Anhange giebt der Vf. verſchiedene Formulare, z. B. zur Verpflichtung eines Gerichtsverwalters, zum Entwurf einer Beſtallung für denſelben, zur Verpflichtung eines Dorfrichters, Trankſteuerauffehers auf dem Lande, eines Landacciseinnehmers u. ſ. w.

Bey der Lage, in welcher ſich das Inſtitut der Patrimonial-Gerichtsbarkeit gegenwärtig befindet, mochte ſich der Vf. bey ſeinem Unternehmen immer, wie er

Digitized by Google

S. IV der Vorrede bemerkt, von den besonderen Landesgesetzen leiten lassen, und die Ergänzung der auf diesem Wege bleibenden Lücken durch Grundsätze der Vernunft und des allgemeinen Staatsrechts versuchen. Nur dürfte alsdann, wenn man diese Methode nicht sofort für eine Unmöglichkeit zugleich erklären wollte, die Ansicht des Vfs. von dem Institut der Patrimonial-Gerichtsbarkeit eine Veränderung erleiden müssen. Nach der Meinung des Vfs. soll dieses Institut dem allgemeinen Staatsrecht fremd seyn (S. IV der Vorr.), die Gerichtsbarkeit soll nie Eigenthum eines Privatmannes seyn können (§. 3 und 18), sie soll eigentlich dem Staate gehören (§. 19). Hätte dieses seine Richtigkeit: dann wäre es doch in der That nicht einzusehen, wie das Institut der Patrimonialgerichtsbarkeit, das nicht sowohl den Keim der Vernunft, als vielmehr den der Unvernunft in sich haben soll, sich zur Identität mit der Vernunft entwickeln und einer Anwendung vernünftiger Grundsätze nicht gänzlich widerstehen sollte. Der Vf. hat die Inconsequenz, in die er bey seiner Ansicht der Sache verwickelt ist, selbst sehr lebendig ausgesprochen, indem er (S. IV der Vorr. §. 3, 18 und 19) behauptet, die Gerichtsbarkeit ist Eigenthum des Staates, kann nie Eigenthum eines Privatmannes werden, und nun (da es dennoch eine Patrimonialgerichtsbarkeit giebt §§ 19—31) aus jenem Satze folgert, dass das Eigenthum der Gerichtsbarkeit einem Privatmanne nur vom Staate ertheilt seyn könne. Denn ist der Vordersatz richtig: so muss der Vf. aus demselben schliessen, dass es *gar keine* Patrimonialgerichtsbarkeit (und mithin auch keine Rechtslehre von derselben) geben könne. Kann es aber eine Patrimonialgerichtsbarkeit geben: so muss der Vordersatz *falsch* seyn. — Rec. ist freylich der Meinung, dass das Institut der Patrimonialgerichtsbarkeit, wenn es sich nur allenthalben als ein lebendiges, organisches Ganzes in jedem Moment seiner Existenz auffassen und darstellen liesse, seine Rechtfertigung auch in seinen eigenen Mitteln bey sich führen würde, und dass man mit eben dem Rechte, womit der Vf. die Vernunftmässigkeit desselben bezweifelt, die Grundlosigkeit der Idee behaupten könne, die jenem Institut widerstreitet. Einen Versuch zur Auflösung der Aufgabe, auf welche Rec. hier hindeutet, hat der Vf. nicht gemacht; denn das, was derselbe über die Ausbildung des Instituts der P. G. in der Vorrede S. V ff. sagt, liefert nur kärglich die stärksten Umrisse der körperlichen Seite desselben.

Bey der im 1 Cap. geschehenen Festsetzung der allgemeinen Grundsätze, welche der Vf. seiner Arbeit unterlegt, nimmt derselbe (wider die Meinung mehrerer Juristen) nur drey Staatsgewalten an, die gesetzgebende, richterliche und vollziehende, und scheint der etwas einseitigen Ansicht zugethan zu seyn, welche der richterlichen Gewalt den Rang vor den übrigen Staatsgewalten darum zugesteht, weil sie dem Hauptzweck des Staats unmittelbar gewidmet sey. Allein — was ist denn der Richterausspruch ohne Gesetz und ohne Vollzug? Eine jede von den angegebenen Staatsgewalten ist das Ergänzungsstück der übrigen beiden, jede einzelne an sich aber nur Stückwerk. — Dass in Sachsen das Alter der Mündigkeit (21 Jahre) für das gesetzliche Alter des Richters angesehen werden müsse, ist von dem Vf. eben so wenig näher nachgewiesen worden, als die Behauptung, dass Banquerouteurs zu den Verbrechern gehören, und des richterlichen Amtes unfähig seyen. Rec. möchte diese letztere Behauptung so ohne nähere Bestimmung denn doch nicht unterschreiben, so sehr er auch sonst von der Heiligkeit des richterlichen Amtes überzeugt ist. *Berger Oec. Jur.* L. I. Tit. II. §. XIII. not. 3. — *Mandat wider die Banquerout.* d. d. Dresden, den 7 Jan. 1724. §. 5. *verb.*: „auch dieses alles ihm an seinen Ehren unschädlich seyn."

Die einer Gemeinheit, z. B. einer Stadt, einer Dorfgemeinde, einem Domcapitel, Ritterorden u. s. w., zukommende eigentliche Patrimonialgerichtsbarkeit schliesst der Vf., um den Gegenstand seiner Abhandlung genauer zu bestimmen, von demselben im im 2 Cap. ausdrücklich aus, und schränkt sich lediglich auf die mit einem Grundstücke verbundene dingliche Gerichtsbarkeit (*jurisdictio realis*) ein. — Dass dem Vf. über diese Einschränkung seiner Aufgabe kein Vorwurf gemacht werden könne, ist für sich klar. — Die Benennung seiner Abhandlung aber hält der Vf. nicht ohne Grund dadurch für gerechtfertiget, dass die Benennung „*dingliche Gerichtsbarkeit*" im gemeinen Leben nicht üblich ist, der von ihm gebrauchte Name des Instituts (der Patrimonialgerichtsbarkeit) hingegen allgemein verstanden wird.

Im 3 Cap. ist bey dem, was über die Gerichte im Allgemeinen gesagt ist, in Ansehung der Gerichtsferien die besonders auf die Patrimonialgerichte sich wörtlich beziehende Verordnung der Erl. P. O. *ad Tit.* II. §. 4 übergangen worden. — Der vom Vf. bey Gelegenheit der Befugnisse des Gerichtsherren in Ansehung der peinlichen Gerichtsbarkeit (§. 46. S. 27) niedergeschriebenen Behauptung, dass es bey der gegenwärtigen Patrimonialgerichts-Verfassung ein durchaus nicht zu verhindernder Missbrauch sey, wenn Gerichtsherrschaften ihre Gerichtsverwalter an der Untersuchung mancher Vergehungen oder Verbrechen verhindert, oder zuerkannte Geldstrafen erlassen, Gefängnissstrafen, zum Theil aus Mangel eines Gefängnisses, unvollstreckt gelassen haben, kann Rec. nicht beytreten. Denn wenn Gerichtsherren kein Abolitions- und kein Begnadigungs-Recht haben (wie sie es denn in der That nicht haben, da beide Rechte zu den landesherrlichen Reservaten gehören), und wenn der Gerichtsherr, wie der Vf. selbst §. 50 behauptet, wegen Missbrauchs der Patrimonialgerichtsbarkeit mit deren Einziehung vom Landesherrn bestraft werden kann: so können die vorgedachten Missbräuche auch keinesweges für Etwas angesehen werden, das bey der gegenwärtigen Lage der Patrimonialgerichtsbarkeit *durchaus nicht gehindert werden könnte.* Diess würde nur dann der Fall seyn, wenn die Verfassung den Gerichtsherrn von der Verantwortlichkeit in Ansehung jener Missbräuche frey

Digitized by Google

ſpräche, und demſelben die Eingriffe in die landesherrlichen Reſervate nachlieſse. Giebt es nicht in der beſten Verfaſſung Verbrecher? Allein — wenn ſie nicht entdeckt, oder zwar entdeckt, aber nicht beſtraft werden, ſoll dieſs der Verfaſſung zur Schuld zugerechnet werden? — Sagt doch der Vf. S. 38. §. 68 in der Note ſelbſt: Es giebt aller Orten Polizey, aber es wird nicht aller Orten darauf gehalten!

Im §. 83. S. 45 hätte bemerkt werden ſollen, daſs nach Reſc. vom 10 Jan. 1696. Cod. Aug. T. II. p. 1167 kein in königl. Dienſten ſtehender Beamter oder Actuar die Verwaltung der Patrimonialgerichtsbarkeit übernehmen könne. — Die bisher ziemlich allgemein herrſchende Meinung, daſs der Grund des Befugniſſes zum Richteramte eines Gerichtsverwalters auf einem Vollmachtscontracte zwiſchen dem Gerichtsherrn und dem Juſtitiar beruhe, hat der Vf. durch die S. 46 in der Anm. zum §. 83 niedergelegten Reflexionen in ein ſo helles Licht gehoben, daſs ſie in dieſem der Zerſtörung durch ihre eigene Inconſequenz wohl ſchwerlich entrinnen kann. Die willkührliche Entlaſſung eines Gerichtsverwalters verwirft der Vf. in Kraft der von ihm nachgewieſenen Grundſätze §. 89, mit Recht, als eine Ungerechtigkeit. Bey der im Jahre 1805 geweſenen Verſammlung der Stände des Königreichs Sachſen wurde die zur Sprache gekommene Frage: Kann ein Gerichtsherr ſeinen Juſtitiar ohne vorhergehende richterliche Unterſuchung entlaſſen? auf Vorſtellung mehrerer Patrimonialgerichtsherren mittelſt eines landesherrlichen Decrets d. d. Dresden, den 13 April 1805, zwar zu Gunſten der Gerichtsherren, jedoch nur *interimiſtiſch* entſchieden; und Rec. hegt mit dem Vf. die gleiche Hoffnung, daſs die bis jetzt noch nicht erfolgte Definitiventſcheidung jener Frage, bey der anerkannten Gerechtigkeitsliebe des Souverains von Sachſen, nur ſo ausfallen könne, daſs die Rechtspflege unter einer groſsen Anzahl Unterthanen gegen die Einflüſſe der Willkühr vollkommen ſicher geſetzt werden wird. — Die vom Vf. bey Entſcheidung jener Frage unberührt gelaſſene Schrift unter dem (etwas miſsrathenen) Titel: Materialien, die willkührliche Entlaſſung der Patrimonialgerichtsverwalter in Kurſachſen betreffend 1805, dürfte der Beherzigung bey der Definitiventſcheidung jener allerdings wichtigen Frage eben ſo wenig unwürdig ſeyn, als der Vorſchlag es iſt, den unſer Vf. der Geſetzgebung S. XIII der Vorr. gethan hat, und der hier dem Leſer nicht mitgetheilt werden kann. Nicht minder leſens- und für die Geſetzgebung beachtens-werth iſt aber auch das, was der Vf. S. 56 ff. §. 96 ff. überzeugend genug wider die gemeiniglich ſo ohne Einſchränkung hingeworfene Behauptung ſagt, daſs der Gerichtsherr Alles vertreten und verantworten ſoll, was der Juſtitiar in Bezug auf das ihm anvertraute Richteramt gethan haben mag.

Von der Beſtimmung der Anzahl der Gerichtsperſonen, in der Allgemeinheit, wie ſolche im §. 129 angegeben iſt, giebt der Vf. keinen Grund an. Wenn er die Nothwendigkeit der Gerichtsperſonen §. 130 nur in denjenigen Fällen behauptet, wo die Geſetze, auſser der in der Regel hinreichenden richterlichen Treue und Glauben, auch noch das Zeugniſs von Beyſitzern des Gerichts erfodern, dann aber hinzuſetzt: „In der Regel können Handlungen vor Gericht geſchehen, auch ohne Beyſeyn der Gerichtsperſonen; doch iſt ihre Gegenwart nie als überflüſſig zu verwerfen, wiewohl ſie nur in manchen Fällen nothwendig iſt:“ ſo dürfte es, auch den Inhalt des §. 132 mit eingerechnet, doch wohl nicht ohne alle Inconſequenz abgehen. Denn auf dem Standpuncte der richterlichen Pflicht iſt der Gebrauch der Gerichtsperſonen, wenn er nicht als Rechtspflicht erſcheint, mithin nicht nothwendig iſt, eben deſshalb allerdings überflüſſig; ſo wie auf dem im §. 152 bezeichneten Standpuncte der Rathſamkeit der Gebrauch der Gerichtsperſonen — auch ſelbſt wenn die vor Gericht handelnden Perſonen das Protocoll unterſchreiben — ſtets als zuträglich erſcheinen muſs, und eben deſshalb auch nothwendig iſt.

Im 4 Cap., wo der Vf. unter den mit dem Eigenthum der Gerichtsbarkeit verbundenen Gerichtsnutzungen auch das Abzugsrecht abhandelt, wird §. 208 und 209 auch *rechtsverwährte Gewohnheit* als ein Grund dieſes Befugniſſes genannt, und in den §. 210 und 211 derſelbe Gegenſtand als *Verjährung* des Abzugsrechts näher beſtimmt. Allein — die Behauptungen: das Abzugsrecht ruht auf einer *Gewohnheit*, und das Abzugsrecht ruht auf der *Verjährung* — ſind eben ſo wenig gleichbedeutend, als ſie gleichgültig für die Praxis ſind. Ein ganz anderes Princip entwickelt ſich doch wohl offenbar in der rechtlichen Gewohnheit, und ein ganz anderes in der Verjährung, und unter anderen Bedingungen iſt ohne Zweifel das Product der Entwickelung des einen Geſetz, ſo wie ebenfalls unter anderen Bedingungen das Product der Entwickelung des anderen Erwerb eines Objects iſt? — — Ja, es wird doch auch dasjenige, was durch Verjährung (als Erwerbact) gegeben wird, darum nicht ſofort durch Gewohnheit (als Geſetz) gegeben werden können, und es werden ſich mithin Verjährung und Gewohnheit keinesweges als gleichbedeutende Mittel zu einem Zweck verhalten? — Oder ſoll ſich in keinem der berührten Puncte ein Unterſchied zwiſchen Verjährung und Gewohnheit finden? Auf die Theorie kann ſich der Vf. hier nicht berufen, denn ſie enthält nach dem, was ſie bis jetzt geleiſtet hat, noch keinen Leitfaden, an dem man wiederum aus dem Labyrinthe kommen könnte, in welches man ſich durch das Nachdenken über die angeregten Puncte allmählich verliert, und — es ſind daher die Fragen: Kann das Abzugsrecht *nur durch Gewohnheit*, oder *nur durch Verjährung*, oder kann es etwa gar *durch beide* Mittel nach Belieben erworben werden? — Steht die Verjährung des Abzugsrechts unter anderen Bedingungen, als die daſſelbe einführende rechtliche Gewohnheit, oder ſtehen Gewohnheit und Verjährung etwa gar unter gleichen Bedingungen? — dieſe Fragen ſind auch hier Probleme geblieben. Die Regeln über das, was man

Digitized by Google

nach dem Inhalte der §§. 209 und 210 zu thun hat, um im vorkommenden Fall in Kraft — einer Gewohnheit oder einer Verjährung? — Abzugsgeld zu erzwingen, lehren, ohne eine befriedigende Antwort auf jene Fragen, weiter nichts, als — nützliche Handgriffe, die man ohne Geist erlernt, und ohne Kopf nachmacht! — Was hier gesagt worden ist, gilt auch von dem, was der Vf. über das Herkommen, die Gewohnheit u. s. w. als Grund des Dienstzwangs, der Lehenwaarenforderung u. s. w. §. 252 Note **). §. 255. 255 ff. gesagt hat.

Unbemerkt darf Rec. übrigens nicht lassen, dass öfter Fragen nach sächsischem Rechte zwar entschieden wurden, nach gemeinem Rechte aber unentschieden geblieben sind, wie z. B. die S. 25. §. 40 f. behandelte Frage: Wiefern kann der Gerichtsherr seine Gerichte selbst verwalten? Ingleichen S. 19. §. 38 f. die: Wiefern kann der Richter bey Patrimonialgerichten ausser seinem Gerichtssprengel handeln? u. s. w. Zu rechtfertigen ist es auch nicht, wenn der Vf. es hie und da nicht deutlich heraushob, ob seine Behauptung auf gemeinem oder sächsischem Rechte ruht, wie z. B. §. 30. S. 15, §. 128. S. 82 u. s. w.; so wie es nicht zu billigen ist, wenn der Vf. da, wo er seine Meinung in einem streitigen Falle direct mit Gründen hätte angeben sollen, diess unterlässt und sich mit einem: *Es dürfte*, *es scheint*, *es könnte*, *es ist möglich* und dergleichen behilft, wie z. B. §. 61 am Ende, §. 65, §. 74, §. 81. S. 105. S. 193, oder gar nicht entscheidet, wie §. 104. Note *). So kann's ja im Leben nicht seyn, und für dieses schrieb doch der Vf.! — Will man ferner auch nicht, nach der im Anfange dieser Anzeige bemerklich gemachten Ansicht des hier in Frage befangenen Instituts, mit dem Vf. darüber rechten, mit welchem Rechte sein Werk *systematisch* heisse: so wird dennoch die Abh. Cap. 4 und 5 hier nicht am rechten Orte erscheinen; sie gehört unmittelbar zum Inhalte des 2 Cap., von dem sie durch Einschiebung des 3 Cap. nicht hätte getrennt werden sollen, und — das 6 Cap. hat unter der Firma „*Einige Nachträge*" eben so wenig systematische Bedeutung, als es schwierig ist, die Stelle ausfindig zu machen, welche die hier berührten Gegenstände einnehmen müssen.

Die vom Vf. S. 207 ff. gegebenen Formulare sind brauchbar. Der Vortrag ist, sehr wenige und unbedeutende Mängel abgerechnet, rein und gut, und die Grenze eines Handbuchs wohl nur selten verfehlt. Die hie und da in den Text gebrachten Citate würden ihr Unterkommen schicklicher in den dem Texte eines jeden §. untergelegten Anmerkungen, bey den übrigen Allegaten, gefunden haben. Der bescheidene Vf. hegt nach S. XII der Vorr. die Hoffnung, dass man seiner Arbeit, in Hinsicht derjenigen Personen, für welche sie bestimmt ist, ihre Brauchbarkeit nicht absprechen werde. Diese Hoffnung ist gerecht, und Rec. muss der vorliegenden Schrift, in der berührten Hinsicht, vollkommene Gerechtigkeit wiederfahren lassen, wenn auch die Kritik sonst noch mehr zu erinnern hätte. Möge auch die Erwartung des Vfs. vom Einfluss seiner Arbeit auf Wissenschaft und Gesetzgebung nicht unerfüllt bleiben!

p — ζ — r.

KLEINE SCHRIFTEN.

JURISPRUDENZ. *Erlangen*, b. Palm: *Über die Aufhebung des Gerichtsgeheimnisses in den Staaten des Rheinbundes*: insbesondere über die Frage: *sollen die Urtheilsgründe den Parteyen von Amtswegen bekannt gemacht werden?* von *Aloys Joachim Steiger*, vormals fürstl. waldburg. wolfeggischem Oberamts-Rath. 1812. 30 S. 8. (3 gr.) Diese Schrift ist der Erörterung eines für zweckmässige Justizpflege hochwichtigen Gegenstandes gewidmet. Mit Recht hat sich der Vf. für die Aufhebung des Gerichtsgeheimnisses, und für die Bekanntmachung der Urtheilsgründe erklärt. Doch was er hiefür sagt, erschöpft die Sache nicht vollständig. Seine Gründe für die Bekanntmachung der Urtheilsgründe sind blos aus den äussern Verhältnissen der richterlichen Thatigkeit entlehnt; nicht aber aus dem Innern des Wesens dieses Zweigs der öffentlichen Verwaltung, worin jedoch, nach unserer Überzeugung, gerade der Hauptgrund für seine Meinung zu suchen ist. Die Bekanntmachung der Urtheilsgründe ist nicht blos zu dem Ende nöthig, um den Parteyen und dem Staate die Controlirung des Richters zu erleichtern — worin der Vf. die Argumente dafür sucht; sondern, irren wir nicht, so liegt der Hauptgrund dafür darin, dass die Tendenz der richterlichen Thatigkeit *zunächst* nichts anders ist, als *Belehrung der streitenden Parteyen über den Umfang ihres Rechtsbezirks nach vorhandenen Gesetzen*. Dieser Endzweck der richterlichen Thatigkeit aber ist in den meisten Fällen durchaus unerreichbar, wenn der Richter nicht den Parteyen die Motive vorlegt, welche ihn bey der Fällung seines Spruchs geleitet haben. Ein ohne Bekanntmachung der Entscheidungsgründe ertheilter Spruch wird nur in äusserst wenig Fällen die Parteyen bestimmen, ihren, durch ihre irrige Ansichten von dem Umfange ihres Rechtsbezirkes, widerrechtlich gewordenen Willen aufzugeben, und sich in die Bestimmungen zu fügen, welche der Richter in seinem Erkenntnisse gegeben hat; statt dass die Darlegung der Motive auf das trefflichste dazu geeignet ist, sie von ihrem Irrwahne abzubringen, und zur Einsicht und Anerkenntniss der Ordnung und Gesetzlichkeit der Dinge hinzuleiten. Auf der Stufe der Cultur, welche wenigstens der grössere Theil der europaischen Menschheit jetzt errungen hat, lassen sich die Menschen nicht mehr durch Orakelsprüche leiten, sondern nur durch genugthuende Überzeugung von der Nothwendigkeit dessen, was man von ihnen fodert; und wenn nur wenige Factionen in dem Richter die personificirte Intelligenz sehen, welche er eigentlich darstellen sollte; wenn sie seinen Aussprüchen keinesweges folgen, im Vertrauen auf seine völlige Rechtlichkeit (*in moralischer und intellectueller Beziehung*): so ist es gewiss unerlässlich nothwendig, seinen Sprüchen auf dem von uns angedeuteten Wege die Achtung zu sichern und zu befestigen. Geschieht diess nicht: so führen die richterlichen Erkenntnisse gewiss öfter zur Verlängerung des Streits, als zu seiner Beendigung.

Z.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

GRIECHISCHE LITERATUR.

LEMGO, in der meyerschen Buchhandlung: *Thucydides Geschichte des peloponnesischen Krieges*, aus dem Griechischen übersetzt und mit kritischen Anmerkungen erläutert von D. *Johann David Heilmann*, weil. der Theologie ordentl. Lehrer auf der Universität zu Göttingen. Zweyte Auflage. Mit Anmerkungen, Berichtigungen und Nachträgen von *G. G. Bredow*. 1808. 1168 S. 8. (4 Rthlr., die Anmerk. besonders 1 Rthlr.)

Wir können es überhoben seyn, die *heilmannische* Übersetzung des Thucydides einer neuen Prüfung zu unterwerfen. Schon lange bekannt, und nach ihrem Verdienste gewürdigt, bedarf sie unserer Empfehlung nicht. Befriediget sie auch nicht alle Ansprüche, die man an eine gute Übersetzung zu machen berechtiget ist: so wird man sie doch immer als eines der brauchbarsten Hülfsmittel zum Verstehen des Th. betrachten müssen. Wenige Erklärer haben diesen gedankenreichen und wortkargen Schriftsteller so gut verstanden und aufgehellt, als *Heilmann*. Auch findet man viele Stellen, die *Heilmann* selbst nach den strengeren Foderungen der Kritik glücklich übersetzt hat. Es war also ein dankenswerthes Unternehmen der Verlagshandlung, dafs sie, da die erste Auflage der *heilmannischen* Übersetzung vergriffen war, eine neue veranstaltete. Während an dieser neuen Auflage gedruckt wurde, kam Hr. *Bredow* auf seiner Reise nach Paris durch Lemgo, und wurde von Hn. *Hellwig* ersucht, diese neue Ausgabe, die übrigens unverändert nach der alten gedruckt werden sollte, mit Anmerkungen zu begleiten, um theils die in der alten Ausgabe befindlichen Schreib- und Druck-Fehler und offenbaren Versehen zu berichtigen, theils eine Nachlese der seit *Heilmanns* Zeiten verbesserten Lesarten und richtiger erklärten Stellen zu halten. Hr. *Bredow* übernahm den Auftrag, in der Hoffnung, dafs er vielleicht auch durch pariser Handschriften, die er zu vergleichen dachte, einige Berichtigungen und Nachträge zu liefern im Stande seyn würde. Als ihn seine Reise durch Münster führte, machte er die Bekanntschaft des Hn. Prof. *Kistemaker*, der sich durch die schon im J. 1791 herausgegebenen schätzbaren Anmerkungen zu den vier ersten Büchern des Th. als einen der scharfsichtigsten Erklärer dieses Schriftstellers gezeigt hat. Dieser hatte die Güte, Hn. *B.* seine auch für die vier letzten Bücher des Th. gemachten Bemerkungen zum Gebrauche bey seinen Nachträgen für die *heilmannische* Übersetzung zu überlassen. In Paris erfuhr Hr. *B.*, dafs es zehn Handschriften, die den Th. ganz, und drey, die einige Reden desselben umfafsten, dort gebe, dafs aber Hr. *Gail* sie schon alle zum Behuf einer neuen von ihm veranstalteten Ausgabe des Th. verglichen habe. Von ihm wurden Hn. *B.* die Varianten der pariser Handschriften mitgetheilt, von denen dieser uns die merkwürdigsten alle in seinen Anmerkungen gegeben hat. Über das nun, was die Hnn. *Bredow* und *Kistemaker* zum besseren Verständnifs des Th. geleistet haben, sollen wir in unserer Anzeige dem Publicum besonders Rechenschaft ablegen. Wir haben alle ihre Bemerkungen mit grofser Sorgfalt durchmustert, und wir können mit Überzeugung versichern, dafs sie, besonders die *kistemakerschen*, viel Treffendes enthalten. Sie sind gröfstentheils kritisch. Doch sind auch einzelne schätzbare historischen, geographischen und antiquarischen Inhaltes beygefügt worden. Freylich sind noch manche Stellen in der *heilmannischen* Übersetzung übrig geblieben, die auch einer Verbesserung bedurft hätten. Doch giebt es wenige Capitel, die nicht einige Nachträge erhalten hätten. Von schwierigen Stellen, die Hr. *B.* anders, als *Heilmann*, erklären zu müssen glaubt, theilt er uns gewöhnlich Übersetzungen mit, die auch am besten geschickt sind, des Erklärers eigene Ansichten darzulegen. Unter diesen Übersetzungen einzelner Stellen scheinen uns einige sehr gelungen, die des Hn. *B.* freylich auch durch andere Versuche schon bekanntes Talent für Übertragungen aus den Alten hinlänglich beurkunden. Andere dünken uns etwas zu hart und steif, die auch wohl weniger in der Absicht, um als Muster zu dienen, gemacht sind, als um den Wortsinn recht deutlich zu entwickeln. Hätte Hr. *B.* das Ganze übersetzt: so würde er wahrscheinlich auch diese dem Genius der deutschen Sprache mehr angepafst haben. Als Probe von dem Tone, worin Hr. *B.* den Th. übersetzt wünscht, geben wir das erste Cap. des ersten Buches, dessen Verdeutschung uns besonders gefallen hat, zugleich mit der *heilmannischen* Übersetzung.

Bredow.

Thucydides von Athen hat den Krieg der Peloponnesier und Athener, wie sie gegen einander gekämpfet, beschrieben, anfangend sogleich beym Entstehen desselben, und nach

Heilmann.

Thucydides von Athen hat in gegenwärtigem Werke den Krieg beschrieben, welchen die Peloponnesier mit den Athenienfern geführt haben. Er hat sich gleich bey dem ersten

Digitized by Google

manch n Zeichen vorahndend, es werde der Kampf an Gröfse und Denkwürdigkeit die früheren übertreffen; denn im höchften Flor der gefammten Kriegsrüftung unternahmen ihn beide, und die übrigen Hellenen fah man der einen oder anderen Partey, einige fogleich fich anfchliefsen, andere doch fchon es gedenkend. Denn diefs war unftreitig für die Hellenen und einen Theil der Barbaren, ja man kann fagen, felbft für einen grofsen Theil des Menfchengefchlechts eine der gröfsten Erfchütterungen. Denn was vor dem und noch weiter hinauf vorgefallen ift, ficher zu wiffen, ift wegen Länge der Zeit unmöglich; nach Beweifen aber, die mir bey meiner Forfchung ins fernfte Alterthum glaubwürdig bleiben, urtheile ich, dafs weder in Kriegen noch fonft Grofses gefchehen fey.

Anfange deffelben an die Arbeit gemacht, weil er fich damals fchon zum Voraus vorftellen konnte, dafs es einer der wichtigften und der merkwürdigften unter allen bisherigen Kriegen diefer Völker feyn würde; indem beide damals in Anfehung aller zum Kriege erfoderlichen Rüftungen eben auf dem Gipfel ihrer Macht waren; und auch die übrigen griechifchen Mächte fich theils gleich Anfangs, theils erft nach längerem Bedenken zu einer oder der anderen Partey fchlugen. In der That war diefes eine der ftärkften Bewegungen, worin fowohl die Griechen, als auch einige von den barbarifchen Völkern, ja ich möchte wohl fagen, der gröfste Theil des Menfchen je verwickelt gewefen. Denn ob fich gleich von den älteren Begebenheiten, die fich vor demfelben und weiter hinauf zugetragen, der Entfernung der Zeit wegen nicht viel Gewiffes herausbringen läffet: fo kann ich doch, fo viel fich aus verfchiedenen Merkmalen in diefen älteften Zeiten mit einiger Zuverläffigkeit abnehmen läffet, mir nicht vorftellen, dafs fie von fonderlicher Wichtigkeit gewefen feyn follten, fo wenig was kriegerifche Händel betrifft, als in anderen Abfichten.

Man wird aus diefer kleinen Probe fehen, wie nahe ein gefchickter Überfetzer felbft den Ton eines Th. erreichen könne, und wie wenig die bisherigen Überfetzer deffelben eigentlich noch geleiftet haben. Wie weitfchweifig und lahm erfcheint hier die *heilmannifche* Überfetzung gegen die *bredowifche!*

Was die kritifchen und erklärenden Bemerkungen betrifft: fo haben wir weniger Neues, als Bekanntes gut ausgewählt gefunden, befonders hat Hr. *B.* von *Kific-makers* vielen fcharffinnigen Erklärungen mit Recht fleifsigen Gebrauch gemacht. Wir übergehen, um nicht zu weitläuftig zu werden, Alles, was Hr. *B.* Treffendes aus anderen Erklärungen zur Verbefferung der *heilmannifchen* Überfetzung auswählte, und heben nur dasjenige aus, was wir dem eigenen Scharffinne des Hn. *B.* in allen, und des Hn. *K.* in den vier letzten Büchern des Th. verdanken. Dann wollen wir noch einige Bemerkungen über die Stellen hinzufügen, wo unfere Anfichten mit den ihrigen nicht übereinftimmen. Die eigenen gelungenen Bemerkungen des Hn. *B.* beziehen fich gröfstentheils auf Verbeffer ungen der Interpunction, die freylich in den bisherigen Ausgaben des Th. ganz vorzüglich vernachläffiget ift. L. 1. C. 6 wird *μετρία ἐσθῆτι* nicht übel durch *ordinäre Kleidung*, die nicht von ausgezeichneter Pracht war, die Jeder, der Vornehme und der Geringe, trug, nach dem Scholiaften, erklärt. C. 10 bemerkt Hr. *B.* richtig, dafs man fo interpungiren müffe: *πεποίηκε γὰρ χιλίων καὶ διακοσίων νεῶν* (wo die gewöhnlichen Ausgaben ein Colon fetzen) *τὰς μὲν B.*; denn nicht die Zahl der Schiffe, fondern der Menfchen, wolle Th. angeben. Eben fo mufs nach *μάχιμοι πάντες* ein Comma ftehen, weil *ἐν ταῖς Φιλοκτήτου ναυσὶ δεδήλωκε* zufammengehört. Das Letztere hat *Bauer* fchon gefehen. C. 19 *ἦρχον*, das in mehreren Handfchriften fehlt, mufs als Gloffe betrachtet, und vor *Ἀθηναῖοι* ein blofses Colon gefetzt, und aus dem Vorhergehenden *ἠγοῦντο* fupplirt werden. C. 29 *ζεύξαντές τε τὰς παλαιάς.* Hr. *B.* vertheidigt die gewöhnliche Lesart gut gegen *Coray*, der *πολλὰς* ftatt *παλαιὰς* lefen will. C. 35 wird gezeigt, dafs nach *μὴ πείσαντες* ein Comma gefetzt, und *ὑμᾶς* mit *ἕξομεν* verbunden werden müffe. C. 37 Hr. *B.* bemerkt richtig, dafs *τὴν ἀφ' ἡμῶν ἀξίωσιν* und *τὴν τῶνδε χρείαν* einander entgegengefetzt find, und erklärt *ἀξίωσις* durch *gerechtes Verlangen*, *χρεία* hingegen durch *Bedürfniss, die von blofser Noth erzeugte Bitte.* C. 70 werden die Worte *ὀλίγα τυχεῖν πράξαντες* mit einander verbunden: (fie meinen) *eine Kleinigkeit zufällig vollbracht zu haben.* So wollte indeffen auch fchon *Bauer* verbunden wiffen. C. 73. Das Comma mufs nach *μᾶλλον ἔσται* gefetzt, und *προβαλλομένοις* mit *ἀνάγκη λέγειν* verbunden, und *στερισκώμεθα* ftatt *στερισκόμεθα* mit mehreren Handfchriften gelefen werden. Das Erftere wollte fchon *Gottleber.* C. 82. Dem *ξυμμάχων τε παραγωγῇ* entfpricht *καὶ τὰ αὐτῶν ἅμα ἐκπορίζωμεθα*; das Punct nach *προσληψόμεθα* mufs getilgt, und *ἀντιφθόνου δὲ* bis *διασωθῆναι* in eine Parentheſe gefchloffen werden. C. 101 macht Hr. *B.* es wahrfcheinlich, dafs man *Θυρεᾶταί τε καὶ Αἰθαιεῖς* ftatt *Θουριᾶταί τε καὶ Αἰθεεῖς* lefen müffe. C. 105 wird richtig bemerkt, dafs *θέσθαι τὰ ὅπλα* bey den älteften griechifchen Schriftftellern nie die Bedeutung habe: *die Waffen ablegen*, wie Rec. diefes fchon früher einmal in diefen Blättern behauptet hat. L. 2, 19. Hr. *B.* vermuthet nicht ohne Wahrfcheinlichkeit, dafs man *διὰ Κρωπειῶς* mit fünf pariſer Handfchriften ftatt *διὰ Κεκροπίας* lefen müffe. *Κρωπεία* oder *Κρωπία* ift ein Demos in der häufig erwähnten leontinifchen Phyle in Attika. C. 40 *βεβαιότερος δὲ ὁ δράσας τὴν χάριν, ὥστε ὀφειλομένην δι' εὐνοίας ᾧ δέδωκε σώζειν, und da hat unftreitig derjenige, welcher die Gefälligkeit erwies, den ſichern Stand, weil er dieſelbe bewahrt als eine dem anderen auf-liegende Verpflichtung zu liebevoller Vergeltung.* Hr. *B.* verbindet *ὀφειλομένην δι' εὐνοίας*, da *δι' εὐνοίας* mit *ᾧ δέδωκε* zu verbinden, die Wortftellung nicht zu geftatten fcheint. L. 3, 12. *ἔμελλον; ὡς τε εἴτιν δοκοῦμεν ἀδικεῖν, προαποστάντες διὰ τὴν ἐκείνων μέλλησιν τῶν ἐς ἡμᾶς δεινῶν, αὐτοὶ οὐκ ἀνταναμείναντες σαφῶς εἰδέναι, εἴτι αὐτῶν ἔσται, οὐκ ὀρθῶς σκοπεῖ· εἰ γὰρ δυνατοὶ ἦμεν ἐκ τοῦ ἴσου καὶ ἀντεπιβουλεῦσαι, καὶ ἀντεπιμελῆσαι, τί ἔδει ἡμᾶς ἐκ τοῦ ὁμοίου ἐπ' ἐκείνοις εἶναι; ἐπ' ἐκείνοις δὲ ὄντος ἀεὶ τοῦ ἐπιχειρεῖν, καὶ ἐφ' ἡμῖν εἶναι δεῖ τὸ προαμύνασθαι.* Hr. *B.* fetzt vor *ὡς τε* ein Punct, ſtreicht das Comma

Digitized by Google

nach ἀδικεῖν weg, und läfst es nach προαποστάντες folgen, ſo daſs διὰ τὴν ἐκείνων μέλλησιν τῶν ἐς ἡμᾶς δεινῶν αὐτοὶ οὐκ ἀνταναμείναντες in unmittelbare Verbindung geſetzt werden. Endlich lieſt er mit *Stephanus*, *Duker* und dem *Scholiaſten* ἀντεπιμέλλῆσαι, ändert τί mit *Heilmann* und *Kiſtemaker* in τὶ, *quodammodo*, und will es entweder mit dem vorausgehenden Zeitworte, oder mit ἔδει verbinden, wonach das Fragezeichen nach εἶναι wegfallen muſs. Alle dieſe Änderungen billigen wir vollkommen. Die ganze Stelle hat er nach den von ihm vorgenommenen Verbeſſerungen ſo überſetzt: *Wenn daher Jemand meint, wir thäten bey unſerem zuvorkommenden Abfall darin Unrecht, daſs, da jene mit den uns drohenden Schreckniſſen zaudern, nicht wir auch dagegen abwarteten, es zuverläſſig zu erfahren, ob etwas daraus werden würde, der hat nicht den richtigen Geſichtspunct. Denn wenn wir ſtark genug wären, ganz auf gleichem Fuſse ihnen entgegen Plane zu bereiten, und ihnen entgegen zu zaudern: dann müſsten wir uns auch ganz nach ihnen richten* (und nur, wenn ſie angriffen, uns wehren); *da es aber von ihnen abhängt, jeden Augenblick uns anzugreifen: ſo muſs es auch von uns abhängen, uns zum Voraus dagegen zu wehren.* C. 26. Τοῦ δ' ἐπιγιγνομένου θέρους, οἱ Πελοποννήσιοι, ἐπειδὴ τὰς ἐς Μιτυλήνην δύο καὶ τεσσαράκοντα ναῦς ἀπέστειλαν ἔχοντα Ἀλκίδαν, ὃς ἦν αὐτοῖς ναύαρχος, προστάξαντες, αὐτοὶ ἐς τὴν Ἀττικὴν ἐσέβαλον. Hr. *B.* möchte mit *Stephanus* ein Comma nach ἀπέστειλαν ſetzen, und ἔχοντα Ἀλκίδαν mit προστάξαντες verbinden: *ihnen durch einen beſtimmten Befehl zuordnend, als denjenigen, der ſie hätte* (oder anführte), *den Alkidas, der bey ihnen Schiffsoberſter war.* Er meint aber, daſs man ἔχοντα β' Ἀλκίδαν, *der für ſich zwey Schiffe hatte*, leſen müſſe, wegen der Variante ἔχοντας, damit es ſich erkläre, warum hier 42 Schiffe genannt werden, da C. 16, 25, 29, 69 nur von 40 Schiffen die Rede iſt, und damit die Tautologie vermieden werde. Die Vermuthung iſt nicht ganz unwahrſcheinlich. Nur begreift man nicht recht, wie Alkidas zu den eigenen Schiffen kam, und warum ſie nachher nicht mitgezählt werden. L. 4, 13. Hr. *B.* beweiſt, daſs man mit der clar. Handſchrift πεντήκοντα ſtatt τεσσαράκοντα leſen müſſe, da C. 23, nachdem 20 Schiffe hinzugekommen, 70 genannt werden. L. 5, 17. Die Interpunction dieſes C. iſt ſehr fehlerhaft. Vor ὡς ἐπιτειχισμὸν muſs ein Comma geſetzt werden; denn es gehört dem Hauptgedanken nach mit παρασκευή τε zuſammen. Vor καὶ ἐπειδὴ ſetzt man ein Punct. Mit καὶ ἐπειδὴ fängt der Vorſatz einer längeren Periode an, zu dem τότε δὴ den Nachſatz macht; daher vor καὶ ὥμοσαν ſtatt eines Puncts nur ein Comma ſtehen kann. Und die Worte ἀνταπαιτούντων — τὴν Νίσαιαν ſind durch Parentheſenzeichen einzuſchlieſſen, wie es in der leipziger Ausgabe auch bereits geſchehen iſt. C. 21. αὐτὸς μὲν, πάλιν πεμπόντων τῶν Λακεδαιμονίων, καὶ κελευόντων — — ἐξαγαγεῖν, κατὰ τάχος ἐπορεύετο. Mit Recht verbindet Hr. *Kiſtemaker* πάλιν mit ἐπορεύετο, und ſetzt bey πάλιν das Comma, das nach αὐτὸς μὲν ſteht. C. 43. πανταχόθεν τε νομίζων ἐλασσοῦσθαι, τότε πρῶτον ἀντεῖπε, οὐ βεβαίους Φάσκων εἶναι Λακεδαιμονίους, ἀλλ', ἵνα Ἀργείους σφίσι σπεισάμενοι ἐξέλωσι, καὶ αὖθις ἐπ' Ἀθηναίους μόνους ἴωσι, τούτου ἕνεκα σπένδεσθαι αὐτούς. καὶ τοτε κ. τ. λ. Unſtreitig muſs man mit *Kiſtemaker* τό τε πρῶτον ſtatt τότε πρῶτον leſen, und das Punct vor καὶ τότε in ein Colon verwandeln. Hr. *B.* überſetzt die Stelle nach dieſer Veränderung ſo: *Weil er ſich nun in jeder Rückſicht zurückgeſetzt glaubte, widerſprach er theils das erſtemal* (als über das Bündniſs mit den Spartanern unterhandelt wurde), *indem er behauptete, es ſeyen die Lacedämonier nicht zuverläſſig, ſondern ſie ſchlöſſen nur deſswegen den Bund mit ihnen* (den Athenern), *um ihnen dadurch die Argiver zu entziehen, und nachher die Athener allein anzugreifen, und damals* (jetzo), *da die Mifshelligkeit entſtanden war, ſchickt er ſogleich für ſich ſelbſt* u. ſ. w. C. 45. τοὺς Λακεδαιμονίους πείθει, πίστιν αὐτοῖς δοὺς, ἢν μὴ ὁμολογήσωσιν ἐν τῷ δήμῳ αὐτοκράτορες ἥκειν, Πύλου τε αὐτοῖς ἀποδώσειν πείσειν γὰρ αὐτὸς Ἀθηναίους, ὥσπερ καὶ νῦν ἀντιλέγειν, καὶ τἆλλα ξυναλλάξειν. Hr. *Kiſtemaker* ſchlieſst πείσειν γὰρ bis ἀντιλέγειν in eine Parentheſe, und läſst καὶ τἆλλα ξυναλλάξειν von πίστιν αὐτοῖς δοὺς abhängen. Mit Recht, glauben wir. C. 70. Λακεδαιμόνιοι δὲ, βραδέως, καὶ ὑπὸ αὐλητῶν πολλῶν νόμῳ ἐγκαθεστώτων· οὐ τοῦ θείου χάριν, ἀλλ' κ. τ. λ. Mit hinreichendem Grunde verbinden die Hnn. *B.* und *K.* ὑπὸ νόμῳ, und ſetzen nach νόμῳ ein Comma, ſo wie ſie nach ἐγκαθεστώτων das Colon tilgen, und damit οὐ τοῦ θείου χ. zuſammenleſen. C. 79. *Valkenaers* ſcharfſinnige Vermuthung, daſs man κοινανεόντων (welches für κοινωνεέτωσαν ſteht) ſtatt κοινᾶν ἐόντων leſen müſſe, wird durch eine pariſer Handſchrift, welche κοιρανεόντων hat, beynahe zur Gewiſsheit. C. 111. Καὶ ἐνθυμεῖσθε πολλάκις, ὅτι περὶ πατρίδος βουλεύεσθε, ἥν, μιᾶς πέρι, καὶ ἐς μίαν βουλὴν, τυχοῦσάν τε καὶ μὴ κατορθώσασαν, ἔσται. Wir ſtimmen Hn. *B.* bey, daſs man mit *Valla* ἴστε ſtatt ἔσται leſen, wie man auch in einer pariſer und wiener Handſchrift findet, und dieſes als Imperativ verſtehen müſſe. Wir denken uns μιᾶς περὶ καὶ ἐς μίαν βουλὴν als Parentheſe. Die Überſetzung, die uns Hr. *B.* von dieſer Stelle giebt, ſcheint uns zu ſteif und hart. Wir würden etwa ſo überſetzen: *und bedenket wiederholt, daſs ihr euch über das Vaterland berathet, und daſs dieſes* (es betrifft ein einziges und in Einer Berathung) *glücklich ſeyn oder nicht beſtehen werde, vergeſst nicht.* Vielleicht muſs man aber nun auch κατορθώσασαν in κατορθώσουσαν verändern, da die Aoriſten hier nicht gut paſſen. *Kiſtemakers* Erklärung dieſer Stelle, der ἦν in ἢν verändern will, befriedigt nicht. C. 115. Die Vermuthung von *Abreſch*, daſs man χρήσιμα ſtatt χρήμασιν leſen müſſe, wird durch zwey pariſer Handſchriften beſtätigt, und verdient die Aufnahme in den Text. L. 6, 69. Scharfſichtig bemerkt Hr. *Kiſtemaker*, daſs die Sätze von καί τινες αὐτοῖς bis ἄκοντες προὐδίδοσαν als Parentheſe gedacht werden

Digitized by Google

müſſen, und daſs οὐκ ἂν οἰόμενοι, nach dem langen Zwiſchenſatze, den abgebrochenen Gedanken von ἀπροσδόκητοι wiederhole. C. 72 wird durch mehrere Parallelſtellen erwieſen, daſs ἄλλως τε zuweilen für ἄλλως τε καὶ gebraucht wird. C. 77. (ὥστε) τοὺς μὲν ἐκ πολεμοῦν πρὸς ἀλλήλους, τοῖς δὲ ὡς ἑκάστοις τὶ προσηνὲς λέγοντες, δύνανται κακουργεῖν. Hr. *B.* ſetzt nach δύνανται ein Comma, und ſupplirt dabey κακουργεῖν, ſo daſs der folgende Infinitiv κακουργεῖν von ὥστε abhängt: *ſo daſs ſie andere, wie ſie es durch einem jeden angemeſſene Vorſtellungen können, in Unglück bringen.* Wir ſtimmen bey. C. 88. ἐπὶ δὲ τοὺς μὴ προσχωροῦντας οἱ Ἀθηναῖοι στρατεύοντες, τοὺς μὲν προσηνάγκαζον, τοὺς δὲ καὶ ὑπὸ τῶν Συρακουσίων ῥουρούς τε πεμπόντων καὶ βοηθούντων ἀπεκώλυον. Hr. *B.* zeigt, daſs ſich die gewöhnliche Lesart ὑπὸ Συρακουσίων, wofür *Portus* ἀπὸ Συρακουσίων leſen will, vertheidigen laſſe. Er überſetzt: *Gegen die nicht Beytretenden zogen die Athener, und zwangen einige beyzutreten, andere aber hielten ſie ſogar zurück, durch die Syrakuſer, welche nun Beſatzung dahin ſchickten, und Hülfe leiſteten* (oder deutlicher: weil die Syrakuſier u. ſ. w.). Hr. *B.* ſcheint uns richtig erklärt zu haben. C. 100. Hr. *Kiſtemaker* möchte nach der am Rande der ſtephaniſchen Ausgabe angeführten Vermuthung ξυνεξέπεσον ſtatt ξυνέπεσον leſen. L. 7, 1. καὶ Σελινουντίων τινὰς ψιλοὺς, καὶ ἱππέας καὶ Γελώων ὀλίγους. Mit Recht ſtreicht *Kiſtemaker* das Comma nach ψιλοὺς weg, und ſetzt es hinter ἱππέας. C. 4. Hr. *B.* verbindet ἀρξάμενοι ἄνω πρὸς τὸ ἐγκάρσιον (ſc. τεῖχος), und läſst τεῖχος ἁπλοῦν abhängen von ἐτείχιζον, *ſie zogen ihre Mauer gegen die der ihrigen querlaufende atheniſche Mauer.* Wir pflichten bey. C. 13. εἰσὶ δ', οἱ καὶ αὐτοῦ ἐμπορευόμενοι, ἀνδράποδα Τκκαρικὰ ἀντεμβιβάσαι, ὑπὲρ σφῶν πείσαντες τοὺς τριηράρχους, τὴν ἀκρίβειαν τοῦ ναυτικοῦ ἀφῆρηνται. Mit Recht ſtreicht Hr. *B.*, wie auch *Kiſtemaker* will, das Comma nach ἐμπορευόμενοι weg, und verbindet ἐμπορευόμενοι mit ἀνδράποδα Τκκαρικά. C. 20. *K.* vermuthet, daſs nach Ἀργείων τε ὁπλίτας ἐπὶ τὰς ναῦς ein Satz, der mit καὶ anfange, den Gedanken enthaltend: *und dann die lakoniſche Küſte zu verwüſten*, ausgefallen ſey. Cap. 29. καὶ ξυμφορὰ τῇ πόλει πάσῃ οὐδεμιᾶς ἧσσων μᾶλλον ἑτέρας ἀδόκητός τε ἐπέσεν αὕτη καὶ δεινή. Völlig gegründet iſt die Bemerkung, daſs οὐδεμιᾶς ἧσσων zwiſchen zwey Commata geſetzt werden müſſe. C. 30 erklärt Hr. *K.* nicht unwahrſcheinlich ζεῦγμα für eine Schiffbrücke, die vom Lande nach den Schiffen ausgebreitet wurde, um das Einſteigen zu erleichtern. C. 31. ὡς οὐχ ἱκανοὺς ὄντας δυοῖν δεούσαις εἴκοσιν ταῖς ἑαυτῶν πρὸς τὰς ἐκείνων πέντε καὶ εἴκοσι ναυμαχεῖν. Hr. *B.* vermuthet, daſs Th. geſchrieben habe: ὡς οὐχ ἱκανὸς (ſc. ὢν oder εἶναι) δυοῖν δ. ε., Hr. *Kiſtemaker*, daſs man leſen müſſe: ὡς οὐχ ἱκανὰς οὔσας δυοῖν δεούσαις εἴκοσι τὰς ἑαυτῶν. Wir wagen nicht, etwas zu entſcheiden. C. 47. ἀλλ', ἅπερ καὶ διανοηθεὶς ἐς τὰς Ἐπιπολὰς διεκινδύνευσεν, ἐπειδὴ ἔσφαλτο, διεξιέναι ἐψηφίζετο. Hr. *B.* möchte die Lesart διακινδυνεῦσαι vorziehen: *ſondern, mit welchem Gedanken er auch den Verſuch auf Epipolä gewagt habe* (nämlich wenn er mislänge, umzukehren); *da er nun miſslungen war, erklärte er.* C. 57 bemerkt Hr. *B.* richtig, daſs man Τήνιοι ſtatt Τήιοι leſen müſſe, weil es keine Inſel *Teos*, wohl aber eine Inſel *Tenos* bey Andros giebt. C. 59. Hr. *Kiſtemaker* vermuthet mit Grund, daſs die Worte καὶ οἱ ξύμμαχοι bey οἵ τε οὖν Συρακούσιοι eine Gloſſe ſind, da ſie in mehreren Handſchriften fehlen, und C. 56, aus welchem derſelbe Gedanke hier wiederholt iſt, die Worte nicht vorkommen. C. 69. ἄλλα τε λέγων, ὅσα ἐν τῷ τοιούτῳ ἤδη τοῦ καιροῦ ὄντες ἄνθρωποι, οὐ πρὸς τὸ δοκεῖν τινὶ ἀρχαιολογεῖν, φυλαξάμενοι, εἰποιεν ἄν, καὶ ὑπὲρ ἁπάντων παραπλήσια, ἔς τε γυναῖκας καὶ παῖδας καὶ θεοὺς πατρώους προφερόμενα, ἀλλ' ἐπὶ τῇ παρούσῃ ἐκπλήξει ὠφέλιμα νομίζοντες ἐπιβοῶνται. Hr. *K.* ſcheint uns den Sinn dieſer ſchwierigen Stelle am beſten nach dem Scholiaſten erklärt zu haben. Er conſtruirt ſo: ἄλλα τε λέγων, καὶ ὑπὲρ ἁπάντων παραπλήσια — — προφερόμενα, ὅσα ἐν τῷ τοιούτῳ ἤδη τοῦ καιροῦ — ἄνθρωποι εἰποιεν ἄν, οὐ φυλαξάμενοι πρὸς — ἀρχαιολογεῖν. Bey ἀλλ' wird man aber nach dieſer Erklärung ὅσα wiederholen müſſen. Man müſste nun etwa ſo überſetzen: *ſowohl anderes anführend, als auch ſolche Äuſserungen, die ſich in allen Fällen ähnlich ſind, die nämlich Weiber, Kinder, vaterländiſche Götter betreffen, wie ſie Menſchen, die ſich nun in ſolcher Noth befinden, ſagen dürften, ohne Rückſicht, daſs ſie jemanden etwas Altes zu ſagen ſcheinen, Äuſserungen, die ſie vielmehr, nur weil ſie dieſelben in der gegenwärtigen Beſtürzung für nützlich halten, zurufen.* C. 80. Ἐπειδὴ κακῶς σφίσι τὸ στράτευμα εἶχε, τῶν τε ἐπιτηδείων πάντων ἀπορία ἤδη, καὶ κατατετραυματισμένοι ἦσαν πολλοί. Hr. *K.* bemerkt ſehr richtig, daſs man ἀπορίᾳ ſtatt ἀπορία leſen müſſe; denn die Sätze τῶντε ἐπ. bis πολλοὶ ſind Erklärung von κακῶς σφίσι — εἶχε. C. 86 wird ἐς τὸ θεῖον zwiſchen νενομισμένην ἐπιτήδευσιν mit Recht für eine Gloſſe erklärt.

(Die Fortſetzung folgt im nächſten Stücke.)

BESONDERE ABDRÜCKE.

Ökonomie. *Leipzig*, b. Gerh. Fleiſcher d. J.: *Praktiſche Beobachtungen über die engliſchen Grasarten, beſonders über ſolche, welche zur Beſtellung oder Verbeſſerung der Wieſen und Weiden am ſchicklichſten ſind.* Nebſt einer Aufzählung aller engliſchen Grasarten von *R. Tucker.* Aus dem Engliſchen, mit ökon. Anmerkungen des Herausgebers. Mit 6 Kupfern. 1805. 52 S. 8. (72 gr.) Dieſs iſt bloſs ein nochmaliger Abdruck aus dem 6 Hefte von *Webers* ökonomiſchem Sammler, den wir in unſerer A. L. Z. (Jahrg. 1808. No. 294) angezeigt haben. Alm.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

1813.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Lemgo, in der meyerſchen Buchhandlung: *Thucydides Geſchichte des peloponneſiſchen Krieges*, aus dem Griechiſchen überſetzt und mit kritiſchen Anmerkungen erläutert von *D. Johann David Heilmann*, und *G. G. Bredow* u. ſ. w.

(Fortſetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.)

L. 8, 2. Hr. *Kiſchemaker* lieſt nach der zweyten ſiebenhaniſchen Ausgabe αὐ τῶν ſtatt αὐτῶν bey Λακεδαιμονίων ξύμμαχοι. Auch uns ſcheint dieſe Lesart vorzüglicher, als die gewöhnliche. Weiter unten: καὶ (ſc. διὰ) μηδ' ὑπολείπειν λόγον αὐτοῖς, ὡς τόγ' ἐπιὸν ξύρος οἷοί τ' ἔσονται περιγενέσθαι. Hr. *K.* bezieht αὐτοῖς und οἷοι auf die Athener. Der Gedanke iſt nun: *weil ſie ihnen keinen Grund übrig ließen, wie ſie wenigſtens den nächſten Sommer im Stande wären, ſich zu halten.* Und ſo muſs man auch erklären, wenn man nicht αὐτοῖς in αὐτοὺς verwandeln will. C. 6. καὶ αὐτὸς, εἰ δύναιτο (ἅπερ ὁ ΤισσαΦέρνης προὐθυμεῖτο) τὰς τε ἐν τῇ αὐτοῦ ἀρχῇ πόλεις ἀποστήσειε τῶν Ἀθηναίων, διὰ τοὺς Φόρους, καὶ ἀΦ' ἑαυτοῦ βασιλεῖ τὴν ξυμμαχίαν τῶν Λακεδαιμονίων διὰ ταχίων ποιήσειε. Hr. *K.* ſchlieſst ἅπερ ὁ ΤισσαΦέρνης zwiſchen zwey Commata, verbindet προὐθυμεῖτο mit καὶ αὐτὸς, und lieſt ἀποστήσειν und ποιήσειν nach Einer Handſchrift ſtatt ἀποστήσειε und ποιήσειε, welches wir billigen. C. 15. Hr. *K.* bemerkt mit Recht, daſs nach τῶν ἐπελθουσῶν νεῶν ein Comma geſetzt werden müſſe, da ἐς τὴν Ἐφέρμιν auf ἀντέπεμψαν bezogen werden muſs. C. 25. ἀλλὰ, τὴν Ἔρεσσον ἀποστήσας, καὶ ὁπλίσας καὶ τοὺς ἀπὸ τῶν ἑαυτοῦ νεῶν ὁπλίτας πεζῇ, ἄρχοντα Ἐτεόνικον προστάξας· καὶ αὐτὸς τοῖς τε μεθ' ἑαυτοῦ ναυσὶ καὶ ταῖς τρισὶ ταῖς Χίαις παρέπλει ἐπὶ Ἄντισσαν καὶ Μήθυμναν. Hr. *Bredow* lieſt die verdorbene Stelle ſo: ἀλλὰ, τὴν Ἔρεσσον ἀποστήσας καὶ ὁπλίσας, καὶ τοὺς ἀπὸ τῶν ἑαυτοῦ νεῶν ὁπλίτας πεζῇ, ἄρχοντα Ἐτεόνικον προστάξας, καὶ αὐτὸς — παρέπλει ἐπὶ τ. Ἄντ. κ. Μηθ. Bey πεζῇ fuppliirt er ein Verbum, das dem Hauptgedanken nach von παρέπλει entlehnt werden muſs, und überſetzt: *ſondern nachdem er Ereſſus abtrünnig gemacht, und die Bürger der Stadt bewaffnet hatte, ließ er theils die Hopliten von ſeinen Schiffen zu Lande* (vorwärts marſchiren), *unter Anführung des Eteonikos, theils ſegelte er ſelbſt mit ſeinen und den drey chiiſchen Schiffen neben ihnen an der Küſte hin nach Antyſſa und Methymna.* Die Änderung iſt leicht; denn die ganze Verwirrung ſcheint dadurch entſtanden zu ſeyn, daſs der Abſchreiber die Worte παρέπλει ἐ. τ. Ἀ. κ. Μ. doppelt ſchrieb. C. 24. ἢ ἄλλῃ τῳ τρόπῳ. Vier pariſer Handſchriften haben ἄλλῳ τρόπῳ. Der Artikel muſs getilgt werden. C. 26. εἴκοσι νῆες Συρακουσίων ἦλθον, καὶ Σελινούντιαι δύο· αἱ τε ἐκ Πελοποννήσου, ἃς παρασκευάζοντο, ἕτοιμοι ἤδη οὖσαι. Hr. *K.* ſetzt nach δύο ein Comma, und ſupplirt ἦλθον bey αἱ τε — οὖσαι, und läſst nach ἕτοιμοι ἤδη οὖσαι ein Colon folgen. C. 27. Φρύνιχος δὲ, ὁ τῶν Ἀθηναίων στρατηγὸς, ὡς ἀπὸ τῆς Δέρου ἐπύθετο τὰ τῶν νεῶν, σαΦῶς βουλομένων κ. τ. λ. Hr. *K.* verändert Δέρου in Λέρου, und ſetzt das nach νεῶν getilgte Comma hinter σαΦῶς. C. 41. ἐπύθοντο δὲ οἱ ἐν τῇ Σάμῳ ἐκ τῆς Μιλήτου τὸν ἐπίπλουν αὐτῶν. Hr. *K.* vermuthet mit Recht, daſs man ἐκ τῆς Μήλου ſtatt ἐκ τῆς Μιλήτου nach C. 59 leſen müſſe. C. 46. ἅς περ (ſc. ναῦς) παρεσκευάζετο μελλήσει πλείοσι μισθὸν πορίζοντα. Statt μελλήσει will Hr. *B.* mit dem pariſer Cod. D. ἢ Ἕλλῃσι leſen, wie ſchon *Bauer* und *Tuſanus* vermutheten. Daſs die Lesart verdorben ſey, leidet keinen Zweifel, und die Änderung iſt leicht. Doch ſcheint es uns noch natürlicher, anzunehmen, daſs ἢ nach μελλήσει weggefallen ſey. Weiter unten: εὐτελέστερα δὲ τὰ ὄντα βραχεῖ μορίῳ τῆς δαπάνης, καὶ ἅμα μετὰ τῆς ἑαυτοῦ ἀσΦαλείας αὐτοὺς περὶ ἑαυτοὺς τοὺς Ἕλληνας καταρτίσει. Hr. *K.* ſupplirt εἶναι nach εὐτελέστερα, und verbindet τὰ ὄντα mit καταρτίσει. Wir billigen dieſes. Noch in demſelben Cap. ἢν μή ποτε αὐτοὺς μὴ ἐξέλπωσι. Hr. *K.* bezieht αὐτοὺς auf die Barbaren, und überſetzt: *wenn ſie nicht gar einmal ſie ſelbſt austrotten würden.* C. 48. Hr. *B.* tilgt nach πολλὰς ἐλπίδας εἶχον das Colon, und verbindet dieſe Worte unmittelbar mit αὐτοί τε αὐτοὺς (denn ſo lieſt er ſtatt αὐτοῖς) οἱ δυνατοὶ τῶν πολιτῶν; mit Recht, glauben wir. C. 52. Hr. *K.* ſchlieſst den Satz ἤδη γὰρ κατὰ τοῦτον — ἐγεγένητο als Parentheſe ein, und lieſet ἢ ſtatt τῇ, welches er auf διαΦορὰν bezieht. Hiedurch wird die dunkle Stelle doch einigermaſsen aufgeklärt. C. 68. καὶ αὐτός τε, ἐπειδὴ τὰ τῶν τετρακοσίων ἐν ὑστέρῳ μεταπεσόντα ὑπὸ τοῦ ὁμίλου ἐκακοῦτο, ἀρίστα Φαίνεται τῶν μέχρις ἐμοῦ ὑπὲρ αὐτῶν τούτων αἰτίας, ὡς ξυγκατέστησε Θανάτου δίκην, ἀπολογησάμενος. Hr. *B.* bemerkt mit Recht, daſs man αἰτιαθεὶς ſtatt αἰτίας leſen, und dieſes mit Θανάτου δίκην verbinden, und dalier nach ξυγκατέστησε ein Comma ſetzen müſſe. C. 69. Es leidet keinen Zweifel, daſs man mit Hn. *K.*

Digitized by Google

ἐπ' αὐτοῖς τοῖς ὅπλοις ſtatt ὑπ' αὐτ. τ. ὁ. leſen müſſe. C. 70. Ὡς δὲ τούτῳ τῷ τρόπῳ ἥ τε βουλὴ, οὐδὲν ἀντειποῦσα ὑπεξῆλθε, καὶ οἱ ἄλλοι — βουλευτήριον, τότε μὲν — ἐχρήσαντο. ὕστερον δὲ πολὺ κ. τ. λ. Hr. *B.* hat vollkommen richtig eingeſehen, daſs man nach ὑπεξῆλθε ein Colon ſetzen müſſe, weil der Nachſatz mit καὶ οἱ ἄλλοι anfängt, ſowie auch nach ἐχρήσαντο ein Colon, weil τότε μὲν und ὕστερον δὲ einen Gegenſatz machen. C. 73. οἱ δὲ, ἀκούσαντες, τῶν στρατιωτῶν κ. τ. λ. Hr. *K.* lieſt mit mehreren Handſchriften τῶν τε στρατιωτῶν. C. 83. ξυνηνέχθη γὰρ αὐτοῖς, καὶ τὸν ἐπὶ τὴν Μίλητον Ἀθηναίων ἐπίπλουν, ὡς οὐκ ἠθέλησαν ἀνταναγαγόντες ναυμαχῆσαι, πολλῷ ἐς τὴν μισθοδοσίαν τὸν Τισσαφέρνην ἀρῥωστότερον γενόμενον, καὶ ἐς τὸ μισεῖσθαι, ὑπ' αὐτῶν πρότερον ἔτι τούτων διὰ τὸν Ἀλκιβιάδην ἐπιδεδωκέναι. Dieſe ſchwierige Stelle iſt von Hn. *K.* ſehr aufgeklärt worden. Er conſtruirt ſo: ξυνηνέχθη γ. α. καὶ τὸν ἐ. τ. M. Ἀ. ἐπίπλουν (ὡς — — — — ναυμαχ.) ἐπιδεδωκέναι καὶ ἐς τὸ μισεῖσθαι ὑπ' αὐτῶν, πρότερον ἐ. τ. δ. τ. Ἀλκιβιάδην, τὸν Τισσαφ. πολλῷ — γενόμενον. Wir geben dazu Hn. *B's.* Überſetzung. *Denn es traf ſich, daſs gerade jene Fahrt der Athener gegen Miletus (wo die Peloponneſer ihnen nicht entgegen kamen, und kein Seetreffen liefern wollten), den Tiſſaphernes, ſchon viel ſaumſeliger im Auszahlen der Löhnung, ihnen verhaſster zu machen, vorher noch ehe dieſs mit Alcibiades vorfiel, das Ihrige beygetragen hatte.* C. 86. Sehr richtig hat Hr. *B.* bemerkt, daſs nach ἀφελῆσαι nicht ein Punct, ſondern nur ein Colon ſtehen könne, weil κωλυτὴς γενέσθαι von ἐδόκει abhängt, daſs man aber nach γενέσθαι das Colon in ein Punct verändern müſſe. C. 89. Φοβούμενοι δὲ, ὡς ἔφασαν, τότε ἐν τῇ Σάμῳ στράτευμα, καὶ τὸν Ἀλκιβιάδην, τούς τε ἐς τὴν Λακεδαίμονα πρεσβευομένους, ἔπεμπον, μή τι ἄνευ τῶν πλειόνων κακὸν δράσωσι τὴν πόλιν, οὐ τὸ ἀπαλλάξειν τοῦ ἄγαν ἐς ὀλίγους ἐλθεῖν, ἀλλὰ τοὺς πεντακισχιλίους ἐργῳ, καὶ μὴ ὀνόματι, χρῆναι ἀποδεικνύναι, καὶ τὴν πολιτείαν ἰσαιτέραν καθιστάναι. Dieſe äuſserſt dunkle Stelle hat Hr. *B.* nach unſerem Urtheile gut erläutert. Er ſchlieſst μή τι ἄνευ — πόλιν in eine Parentheſe, und bezieht κακὸν δράσωσι mit Recht auf den Alcibiades und die Athener in Samos, ſo wie ἄνευ τῶν πλειόνων auf das Volk in Athen; ἔπεμπον überſetzt er durch: *ſie wollten durch Geſandte erklären laſſen*, und bezieht das Wort (obgleich er dieſs eigentlich nicht ſelber ſagt) nicht auf die Geſandten, die nach Lacedämon geſchickt waren, oder geſchickt werden ſollten, ſondern auf diejenigen, die von Athen nach Samos beſtimmt waren. ἔπεμπον muſs alſo mit οὐ τὸ ἀπαλλάξειν verbunden werden. Alle Schwierigkeiten ſind freylich auch durch dieſe Erklärung nicht gehoben; aber ſie iſt doch die erträglichſte unter allen, die wir über dieſe Stelle kennen. C. 91. Hr. *K.* lieſt ἐξειργόμενοι δὲ καὶ τούτου ſtatt ἐξειργόμενοι δὲ τούτου, und tilgt τε vor αὐθις nach den beſten Handſchriften. C. 99. καὶ αἱ Φοίνισσαι νῆες οὐδὲ ὁ Τισσαφέρνης που ἦκων. Hr. *B.* zieht mit Recht die Lesart ἦκον der gewöhnlichen ἦκων vor.

Die angeführten Stellen mögen genügen, das Verdienſt zu beweiſen, das die Hnn. *B.* und *K.* ſich um den Thucydides erworben haben. Wir hätten noch eine Menge anderer Stellen ausheben können, von welchen die genannten Männer richtige und ſcharfſinnige Erklärungen gegeben haben; aber wir muſsten, um nicht die uns vorgeſchriebenen Grenzen bey unſerer Anzeige gar zu weit zu überſchreiten, alles dasjenige übergehen, was andere ſcharfſinnige Männer ſchon vor ihnen bemerkt, und wobey ihnen nur das Verdienſt der geſchickten Auswahl oder deutlicherer Entwicklung zukömmt. Es ſind uns jetzt noch diejenigen Stellen zu betrachten übrig, in deren Erklärungen unſere Meinungen mit den ihrigen nicht übereinſtimmen. Wenn gleich die Anzahl derſelben ziemlich beträchtlich ſcheint: ſo iſt ſie doch in Vergleichung mit den vielen anderen, über welche wir gleiche Anſichten haben, äuſserſt unbedeutend. L. 1, C. 22. Die ſchwierige Stelle von ὅσοι δὲ βουλ. bis ξυγκεῖνται wird gröſstentheils nach *Wyttenbach* ſo abgetheilt. ὅσοι δὲ βουλήσονται τῶν τε γενομένων τὸ σαφὲς σκοπεῖν, καὶ τῶν μελλόντων ποτὲ αὖθις (κατὰ τὸ ἀνθρώπειον τοιούτων ὄντων (wenn ὄντων nach mehreren Handſchriften ausgelaſſen würde, könnte auch die Parentheſe fehlen) καὶ παραπλησίων) ἔσεσθαι ὠφέλιμα κρίνειν, αὐτὰ ἀρκούντως ἕξει· κτῆμά τε ἐς ἀεὶ μᾶλλον, ἢ ἀγώνισμα ἐς τὸ παραχρῆμα ἀκούειν ξυγκεῖνται, und ſo erklärt: *wer aber den Wunſch haben wird, theils das Vergangene zuverläſſig zu wiſſen, theils das Zukünftige (das nach dem Kreislauf der menſchlichen Dinge ähnlich dem Vergangenen) zweckmäſsig und mit Urtheil zu behandeln, dem werden die Begebenheiten ſelbſt genügen; und als Beſitzthum vielmehr für die Nachwelt, nicht als Preisſtück für die augenblickliche Unterhaltung ſind ſie dargelegt.* Hr. *B.* ſcheint uns den Sinn nicht ganz rein aufgefaſst zu haben. Nicht von zweckmäſsiger Behandlung des Künftigen überhaupt iſt hier die Rede: ſondern von Benutzung der vergangenen Begebenheiten für die Zukunft. Wir billigen daher auch nicht, das Hr. *B.* αὐτὰ mit *Wyttenbach* auf ἀρκούντως ἕξει bezieht. Er ſagt freylich, αὐτὰ mit κρίνειν verbunden, ſey ſinnlos. Uns ſcheint das nicht, wenn man τὰ γενόμενα ſupplirt. Wir laſſen die gewöhnliche Interpunction, und ſetzen nur nach παραπλησίων ein Comma, ſo daſs ἔσεσθαι von μελλόντων abhängt, ſtellen aber das Comma nach αὐτὰ wieder her. Wir überſetzen nun die ganze Stelle ſo: *Befriedigen aber werden wir diejenigen (ἀρκούντως ἕξει* ſc. *τούτοις), die theils von geſchehenen Ereigniſſen das Zuverläſſige zu betrachten, theils dieſe* (nämlich die geſchehenen Ereigniſſe) *in Rückſicht auf die künftigen Ereigniſſe* (wir ſuppliren περὶ oder ἕνεκα bey μελλόντων), *die, nach dem Kreislauf menſchlicher Dinge, einmal eben ſo oder auf ähnliche Weiſe ſich ereignen können, als nützlich* (oder welches einerley iſt: *mit Nutzen*) *zu beurtheilen wünſchen. Denn mehr ein Beſitzthum für die Nachwelt, als ein glänzendes Werk* (oder Preisſtück, wie Hr. *B.* nicht übel verdeutſcht) *für die gegenwärtige Unterhal-*

Digitized by Google

tung haben wir verfertigt. Wenn man ſo überſetzt: ſo bedarf es gar keiner Veränderungen, und man hat nicht nöthig, αὐτὰ durch *Begebenheiten* zu erklären, welches immer hart iſt, und wozu ξύγκειται nicht zu paſſen ſcheint. (Denn wer drückt ſich ſo aus: die Begebenheiten ſind als Beſitzthum für die Nachwelt u. ſ. w. zuſammengeſetzt worden?) Wie wir, hat auch *Coray* die Stelle verſtanden, und eben ſo ſcheint auch Lucian ſie verſtanden zu haben. — Wir können Hn. *B.* in der Erklärung von L. 1, C. 39 zu Anfange nicht beyſtimmen. Die gewöhnliche Lesart iſt folgende: καὶ φασὶ δὴ δίκῃ πρότερον ἐθελῆσαι κρίνεσθαι· ἢν γε οὐ τὸν πρεσβύτερα καὶ ἐκ τοῦ ἀσφαλοῦς προκαλούμενον λέγειν τι, δοκεῖν δεῖ τηρεῖν, ἀλλὰ τὸν ἐς ἴσον τὰ ἔργα ὁμοίως καὶ τοὺς λόγους, πρὶν διαγωνίζεσθαι, καθιστάντα. Hr. *B.* will τηρεῖν geſtrichen wiſſen, welches wirklich in mehreren Handſchriften fehlt, und der Scholiaſt nicht geleſen zu haben ſcheint, und nach προκαλούμενον ein Comma ſetzen, damit λέγειν τι mit δοκεῖν δεῖ unmittelbar verbunden werde. Er überſetzt ſo: *Allein nicht der, welcher im Vortheile bereits etwas voraus hat, und von ſeiner ſicheren Lage aus Unterſuchung fodert, muſs etwas zu ſagen ſcheinen, ſondern derjenige, der ſeine Werke, wie ſeine Reden, ehe mit Waffen gekämpft wird, in eine Lage ſtellt, daſs beide Parteyen einander gleich ſtehen.* Aber Hr. *B.* hat in ſeiner Überſetzung gar keine Rückſicht auf ἦν genommen; und wenn dieſes ſtehen ſoll, wie es denn wirklich in keiner Handſchrift fehlt: ſo ſehen wir nicht ein, wie τηρεῖν getilgt werden könne, wodurch die Periode erſt Sinn erhält. Denn will man auch mit dem Scholiaſten ἦν durch εἰς ἦν, *in Beziehung auf welche*, erklären: ſo kömmt doch kein vernünftiger Sinn heraus. Hr. *B.* hat freylich richtig eingeſehen, daſs προκαλεῖσθαι λέγειν τι nicht heiſsen könne *auffodern, eine Klage vorzubringen*, wie *Heilmann* und *Jacobi* überſetzen. Aber warum ſollten die Worte auch nicht in ihrer eigentlichen Bedeutung: *auffodern, etwas für ſich zu ſagen, einen Rechtsgrund für ſich anzuführen*, hier genommen werden? Geben wir auch Hn. *B.* zu, daſs τηρεῖν im Altgriechiſchen nicht *beobachten, Folge leiſten* heiſsen könne (welches uns noch keinesweges ausgemacht ſcheint, da es doch auch bey den Alten in der Bedeutung von *bewahren, erhalten*, wie bey Demoſth. τηρεῖν τὴν εἰρήνην, oft genug vorkömmt, welche Bedeutung der eben erwähnten ſehr nahe kömmt): ſo wird ſelbſt, wenn man es in der Bedeutung von *abwarten* nimmt, die er allein für die bey Thucydides übliche hält, der Sinn nicht geſtört. Auch ſcheint προκαλούμενον nicht ſo abſolut geſetzt werden zu können, ohne daſs durch ein nachfolgendes Verbum oder Hauptwort angedeutet wird, worauf die Auffoderung ſich bezieht. Wir überſetzen ſo: *Und ſie ſagen freylich, ſie hätten ſich richterlicher Entſcheidung unterwerfen wollen; aber dieſe muſs nicht derjenige, der im Vortheile iſt, und der, ſelber geſichert, den Andern, etwas zur Vertheidigung anzuführen, auffodert, abzuwarten ſcheinen, ſondern derjenige* u. ſ. w. Für die ſchwierige Stelle am Ende des Cap.: πάλαι δὲ κοινώσαντας τὴν δύναμιν, κοινὰ καὶ τὰ ἀποβαίνοντα ἔχειν. ἐγκλημάτων δὲ μόνων ἀμετόχους, οὕτω τῶν μετὰ τὰς πράξεις τούτων μὴ κοινωνεῖν, hat Hr. *B.* kein neues Licht aufgeſteckt. Er ſetzt vor πάλαι ein Punct, und nimmt den Satz als allgemeine Sentenz. Er verdeutſcht: *Menſchen, die längſt gemeinſchaftlich ihre Macht hatten, müſſen gemeinſchaftlich auch den Erfolg (?) tragen; wer aber bloſs der Anſchuldigungen theillos, der muſs auch nicht ſo* (wie ihr Athener jetzt ſollt) *die Folgen der Handlungen jener gemeinſchaftlich theilen.* Uns genügt dieſe Überſetzung nicht. Denn erſtlich iſt weder τὰ ἀποβαίνοντα noch κοινώσαντες richtig ausgedrückt; und dann iſt die Hauptdunkelheit, die μόνων macht, gar nicht aufgehellt. Denn was heiſst: *wer bloſs der Anſchuldigungen theillos?* Rec. geſteht, daſs er ſich gar nichts dabey denken könne. Offenbar macht μόνων in der Auffaſſung des Sinnes eine groſse Störung. Wir vermuthen, daſs es etwa aus τούτων verdorben ſey. Nach dieſer Conjectur würden wir ſo überſetzen: *Hätten ſie* (die Korkyräer) *euch an ihrer Macht Theil nehmen laſſen: ſo müſsten ſie auch* (nämlich mit euch) *gemeinſchaftliche Schickſale* (τὰ ἀποβαίνοντα, das was ſich ereignet) *haben. Diejenigen aber* (nämlich die Athener), *die an den Beſchwerden* (die ſie gegen uns führen) *dieſer* (der Korkyräer) *keinen Theil haben* (weil die Athener keine mit den Korkyräern vereinigte Macht ſind), *müſſen ſonach* (οὕτω, dem gemäſs) *auch an den Folgen, die aus den Handlungen jener* (der Korkyräer) *entſpringen, keine Gemeinſchaft haben.* Will man indeſſen μόνων oder vielleicht beſſer μόνον erhalten wiſſen: ſo muſs man annehmen, wie es uns ſcheint, daſs οὐκ vor ἀμετόχους ausgefallen iſt. Dann würde der Sinn ſeyn: *Diejenigen aber, die an weiter nichts Theil haben, als an den Beſchwerden* (d. h. denen ihr weiter nichts als eure Klagen mitgetheilt habt), *müſſen ſonach an den Folgen* u. ſ. w. — C. 118. Μετὰ ταῦτα δὲ ἤδη γίγνεται, οὐ πολλοῖς ἔτεσιν ὕστερον τὰ προειρημένα, τά τε Κερκυραϊκὰ καὶ τὰ Ποτιδαιατικά, καὶ ὅσα πρόφασις μεταξὺ τοῦδε τοῦ πολέμου κατέστη. Hr. *B.* hält μεταξὺ bey τοῦδε τοῦ πολέμου für unächt, weil μεταξὺ *zwiſchen zweyen Dingen* heiſse, welche Bedeutung hier nicht Statt finden könne. Wir können nicht beypflichten. Zwar fehlt es in mehreren Handſchriften; aber man begreift eher, warum der Abſchreiber es ausliefs, als warum er es hinzuſetzte, man möchte denn annehmen, ſein Auge hätte auf das im folgenden Punct vorkommende μεταξὺ abgeirrt. Μεταξὺ kömmt oft abſolut geſetzt vor, wie Thuc. 3, 21, und wird auch von Heſychius durch ἐξαίφνης, μετ' ὀλίγον erklärt. Herod. 4, 155 οἴχετο μεταξὺ ἀπολιπών, *er ging bald darauf weg.* Eben ſo hier: *und was ſonſt bald nachher* (nämlich nach den potidäiſchen und korkyräiſchen Vorfällen) *Veranlaſſung zu dieſem Kriege gab.* Auch kann man es in der gewöhnlichen Bedeutung: *in der Zwiſchenzeit* (nämlich zwiſchen den Vorfällen in Potidäa und Korkyra und dem Ausbruche dieſes Krieges) über-

Digitized by Google

setzen. — C. 134. καὶ αὐτὸν ἐμέλλησαν μὲν ἐς τὸν Κεάδαν, ὑπερ τοὺς κακούργους ἐμβάλλειν εἰώθεσαν. Hr. *B.* erklärt εἰώθεσαν für sicherlich falsch, weil es verschieden geschrieben, und verschieden gestellt wird, auch in einer Handschrift ganz fehlt. Er will so gelesen wissen: καὶ αὐτὸν ἐμέλλησαν μὲν ἐς τὸν Κεάδαν, ὑπερ τοὺς κακούργους, ἐμβάλλειν. Wir wissen aber nicht, was er bey ὑπερ τοὺς κακούργους supplirt wissen will; denn unmöglich kann man ἐμέλλησαν ἐμβάλλειν ergänzen, welches ja gar keinen vernünftigen Gedanken giebt. Hr. *B.* pflegt uns gerne Übersetzungen zu geben, um seine Meinung deutlicher zu machen; dieſsmal iſt er ſie uns ſchuldig geblieben. — C. 137. γράψας τὴν τε ἐκ Σαλαμῖνος προάγγελσιν τῆς ἀναχωρήσεως, Hr. *B.* will ἀναχωρήσεως auf den Xerxes mit *Heilmann* bezogen wissen. Denn, ſagt er, die Griechen wollten ſich ja nicht zurückziehen, ſondern zuvorkommen, verfolgen. Aber Themiſtokles wollte den Xerxes, um ihn zur Schlacht zu bewegen, glauben machen, daſs die Griechen die Abſicht hätten, ſich zurückzuziehen, und ſich in ihre einzelnen Staaten zu zerſtreuen, welches ja auch wirklich die Abſicht der Griechen war, die Themiſtokles gerade durch ſeinen Brief an den Xerxes vereitelte. Wir ſehen auch nicht ein, wie man προάγγελσιν τῆς ἀναχωρήσεως anders, als auf die Griechen beziehen könne, da hier nicht, wie Hr. *B.* zu glauben ſcheint, von einer einfachen Wohlthat, ſondern von zweyen die Rede iſt, die Themiſtokles vorgeblich dem Xerxes erzeigt haben wollte, einmal vor der Schlacht bey Salamis, und dann, als er ſich aus Griechenland zurückzog. Daſs aber von zweyen Begebenheiten geredet werde, und zwar zuerſt von dem Dienſte, den er dem Xerxes vor der Schlacht bey Salamis leiſtete, beweiſet der Zuſatz ἐκ Σαλαμῖνος. Bey Nepos in Themiſt. heiſst es ausdrücklich: *adversarios ejus in fuga esse.* Vergl. Herod. 4, 77. Auch προάγγελσις kann nicht die Bedeutung *des warnenden Rathes* haben. — L. 24. Καὶ Λακεδαιμόνιοι μὲν, πρὸς ταῖς αὐτοῦ ὑπαρχούσαις ἐξ Ἰταλίας καὶ Σικελίας, τοῖς τάκείνων ἐλομένοις, ναῦς ἐπετάχθησαν ποιεῖσθαι, κατὰ μέγεθος τῶν πόλεων. Hr. *B.* ſcheint die gewöhnliche Lesart beyzubehalten; denn er überſetzt: *Die Lacedämonier lieſsen, auſser den von Italien und Sicilien dort liegenden Schiffen, allen denen, die ihre Partey ergriffen, anbefehlen, eine Anzahl Schiffe nach Verhältniſs der Gröſse jeder Stadt zu ſtellen.* Daſs Λακεδαιμόνιοι, wofür in der leipziger Ausgabe Λακεδαιμόνιοι gewählt, die richtige Lesart iſt, glauben auch wir. Man hat dann nicht nöthig, ἐπετάχθησαν als Activum zu nehmen, wovon die Beyſpiele doch ſelten ſind, wiewohl C. 67 dieſes Buches ἐταράχθησαν *active* gebraucht zu ſeyn ſcheint. Aber wir ſetzen mit *Heilmann* und Hn. *K.* das Comma nach ὑπαρχούσαις, und conſtruiren ſo: Λακεδαιμονίοις (i. e. ὑπὸ Λακεδαιμονίων ναῦς, als Nom.) ἐπετάχθησαν τοῖς τάκείνων ἑλομένοις ἐξ ι. κ. Σ. ποιεῖσθαι, κ. μ. τ. π. *Die Lacedämonier lieſsen auſser den dort* (nämlich im Peloponnes) *liegenden Schiffen, denen aus Italien und Sicilien, die ihre Partey ergriffen, anbefehlen, Schiffe auszurüſten, nach der Gröſse ihrer Staaten.* Denn wie konnten ſchon jetzt ſicilische und italiſche Kriegsſchiffe (und dieſe ſind doch gemeint) in den lacedämoniſchen Häfen ſeyn, und wie konnte man ſich ihrer ſo ohne Umſtände bemächtigen? — C. 17. ὁμως ὑπὸ τῆς παραχρῆμα ἀνάγκης ἐξωικίθη. Hr. *B.* glaubt ἐξωικίθη erklären zu müſſen: *ein Raum iſt Vertriebenen zur Wohnung eingeräumt worden*, und beruft ſich auf den plutarchiſchen Ausdruck: εἰς Ῥώμην ἐξῳκισε, *expulſos ſedibus Romam habitatum traduxit.* Das Beyſpiel paſst nicht; denn erſtlich ſteht dabey die Präpoſition εἰς; und dann würde man ja nach dieſem Beyſpiele überſetzen müſſen: *der Ort wurde zum Bewohnen hingeführt.* *Bauer* ſcheint uns die richtige Bedeutung gefaſst zu haben, wenn er erklärt: *implenum fuit habitatoribus, omne frequentatum.* Wenn Hr. *B.* fragt, wie dieſe Bedeutung in dem Worte liegen könne: ſo dient zur Antwort: Sowie ἐξοικοδομεῖν, *ausbauen*, d. h. *vollſtändig, ganz bauen*, ſo daſs vom Bau nichts übrig bleibt, ἐκπονεῖν, *durch Arbeit vollenden*, bedeutet: ſo heiſst ἐξοικεῖσθαι mit Bewohnern *ganz angefüllt werden, ganz bewohnt werden.* Es iſt bekannt, daſs die Präpoſition ἐκ oft die Bedeutung des einfachen Wortes verſtärke.

(*Die Fortſetzung folgt im nächſten Stücke.*)

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Nürnberg*, b. Schrag: *Adolph und Virginie oder Liebe und Kunſt.* Ein Roman von *Caroline Pichler.* 1811. 248 S. 8. (1 Thlr.)

Liefern von Bildung, für die es ohnedies auch nur geſchrieben ſeyn kann, wird dieſer Roman ein angenehmes Geſchenk ſeyn. Ohne Sturm und Drang bewegt ſich Alles faſt wie in der ſtillen Werkſtatt eines Künſtlers. Das Ganze iſt weniger darauf angelegt, durch Sonderbares zu frappiren, als vielmehr durch Freundlichkeit zu gefallen. Bey aller Vorliebe für Kunſt und Künſtlerleben, die ſich von der erſten Seite an das ganze Buch hindurch ausſpricht, iſt doch das Leben überhaupt nicht einſeitig aufgefaſst und dargeſtellt. Bisweilen laſst ſich die ſonſt wohl zuſammengeſetzte Vita. Nachläſſigkeiten des Stils zu Schulden kommen, oder wird etwas pretiös. S. 185. „So oft ein Tanz geendigt war, verfuchten die *Jeggewohnten Bejeger weiblicher Herzen*, ſich, durch eine Unterhaltung mit ihr, *für ihre Entbehrung* beym Tanze, ſchadlos zu halten; allein die Genien der Keuſchheit, Liebe und Unſchuld ſchützten ſie gegen jeden unheiligen Blick, gegen jede auch noch ſo geheime Entweihung. Sie fühlten mit Beſchämung, daſs ein *anderes Bewuſstſeyn* dazu gehörte, um ſich ihr mit Muth zu nahern, und *die an griechiſche Nacktheit gewohnten freyen Bewunderer ſeligebotener weiblicher Reize*, ſtanden betroffen vor dem Anblick der ſittſam verhüllten Jungfrau, und ihrer ehrfurchtgebietenden Macht.“ —

Bsb.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Lemgo, in der meyerschen Buchhandlung: *Thucydides Geschichte des peloponnesischen Krieges*, aus dem Griechischen übersetzt und mit kritischen Anmerkungen erläutert von *D. Johann David Heilmann* und *G. G. Bredow* u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Cap. 42. In der schwierigen Stelle von τῶνδε δὲ οὔτε πλούτου bis ἀπηλλάγησαν, die wir dem Leser nachzuschlagen bitten müssen, da wir sie ihrer Länge wegen mit Hn. *B.* Verdeutschung nicht ganz hersetzen können, bezieht Hr. *B's.* τῶν δὲ bey ἐφίεσθαι auf κινδύνων, supplirt ἔργῳ mit dem Scholiasten bey ἐν αὐτῷ, und εἶναι bey ἢ τὴν ἐνδόντες. Wir pflichten seiner Erklärung dieser Stelle, von welcher er uns eine schöne Übersetzung giebt, im Ganzen bey. Nur glauben wir, dass man mit einigen der besten Handschriften τὸ ἀμύνασθαι καὶ παθεῖν statt τῷ ἀμ. κ. π., und ἢ τὸ ἐνδόντες σώζεσθαι statt ἢ τῷ ἐνδ. σωζ. lesen müsse. So scheint auch der Scholiast gelesen zu haben, da er μᾶλλον durch κρεῖττον erklärt. Eben die ungewöhnliche Bedeutung von μᾶλλον scheint Veranlassung zur Verfälschung der Lesart gegeben zu haben. Nach der von uns gebilligten Lesart würde nun der Sinn der Worte: καὶ ἐν αὐτῷ τὸ ἀμύνασθαι, καὶ παθεῖν μᾶλλον ἡγησάμενοι, ἢ τὸ ἐνδόντες σώζεσθαι seyn: *Und indem sie in dem Kampfe selbst die Abwehr und das Leiden* (sogar des Todes) *für besser hielten, als durch feiges Nachgeben sich zu retten, entflohen sie* u. s. w. Man vermeidet hiedurch, dass man nicht nöthig hat, εἶναι bey ἐνδόντες zu supplíren, welches doch in dieser Verbindung hart ist. Auch kann des Perikles Meinung wohl schwerlich gewesen seyn, zu sagen: *die Gefallenen hätten geglaubt, durch Abwehr und etwaniges Leiden* (Verwunden, wie Hr. *B.* erklärt) *eher das Leben zu retten, als durch feiges Nachgeben.* Edle und tapfere Männer müssen vielmehr des Lebens selbst nicht achten, wenn sie durch Aufopferung desselben Schande vermeiden können. Es ist ihnen also auch nicht um die Erhaltung ihres Lebens, sondern nur um die Behauptung ihrer Ehre zu thun. Nach dem aber, was Hr. *B.* den Perikles sagen lässt, ist die Erhaltung des Lebens den gefallenen Kriegern die erste Rücksicht; sie kämpfen und leiden, nicht um Schande abzuwehren, sondern sie kämpfen, weil sie durch Abwehr und Wunden sich eher, als durch Nachgeben, das Leben zu erhalten hoffen. Wer fühlt nicht, dass sich hier eben keine grosse Gesinnung offenbart? Wenn Hr. *B.* behauptet, es müsste, wenn παθεῖν und σώζεσθαι die Gegensätze bildeten, πάσχειν stehen; so scheint er nicht bedacht zu haben, dass der Aoristus, ausser im Indicativ, in allen *modis*, und besonders im Infinitiv seine Unbestimmtheit auch auf die gegenwärtige und künftige Zeit erstrecken könne, d. h. der Aorist stehen könne, wenn entweder gar keine Zeit bestimmt ist, oder wenn sie schon aus dem Zusammenhange erhellt. — C. 44. καρτερεῖν δὲ χρὴ καὶ ἄλλων παίδων ἐλπίδι, οἷς ἔτι ἡλικία τέκνωσιν ποιεῖσθαι (ἰδίᾳ τε γὰρ τῶν οὐκ ὄντων λήθη οἱ ἐπιγιγνόμενοί τισιν ἔσονται) καὶ τῇ πόλει διχόθεν, ἔκ τε τοῦ μὴ ἐρημοῦσθαι, καὶ ἀσφαλείᾳ, ξυνοίσειν. Sehr richtig bemerkt Hr. *B.*, dass die Worte ἰδίᾳ τε γὰρ bis ἔσονται nicht als Parenthese stehen können, da ἰδίᾳ τε mit καὶ πόλει einen Gegensatz bildet. Aber wir können ihm nicht beypflichten, wenn er ξυνοίσε statt ξυνοίσειν lesen will. Ohne auf die unmittelbar vorhergehenden Sätze Rücksicht zu nehmen, übersetzt er den letzten Satz so: *aber dem Staate wird es* (was denn?) *zwiefach nützen, dass er nicht entvölkert wird, und durch die höhere Sicherheit, die er gewinnt.* Wir bekennen, dass wir dieses gar nicht verstehen. Uns scheint *Reiske* unter allen Auslegern den wahren Sinn erkannt zu haben. Wir tilgen die Klammer bey ἰδίᾳ und ἔσονται, streichen das Comma nach ἀσφαλείᾳ weg, lassen καὶ ἀσφαλείᾳ ξυνοίσειν von ἐκ abhängen, suppliren bey καὶ τῇ πόλει die Worte οἱ ἐπιγιγνόμενοι λήθῃ ἔσονται, und übersetzen nun so: *Standhaft seyn müssen auch in der Hoffnung anderer Kinder diejenigen, die noch das Alter haben, Kinder zu zeugen; denn Vergessenheit der Abgeschiedenen werden gewähren die Nachgeborenen den Einzelnen sowohl, als dem Staate in doppelter Rücksicht, theils weil er sich nicht entvölkert sieht, theils weil jene* (die Nachgeborenen) *zur Sicherheit beytragen werden.* Der Gedanke des letzteren Satzes ist: der Staat wird die Abgeschiedenen durch die Nachgeborenen vergessen, weil er durch sie noch immer Männer hat, die ihn bevölkern, und für seine Sicherheit wachen. Wenn keine Menschen genug mehr da wären, die ihn bevölkerten und vertheidigten: so würde er auch nothwendig mit Sehnsucht an die Abgeschiedenen denken müssen. Auf diese Art entsteht ein schöner Zusammenhang, und καὶ ἀσφαλείᾳ, das nicht recht zu ἐκ τοῦ μὴ ἐρημοῦσθαι passt, steht nicht mehr so isolirt da. — C. 80. ἀδυνάτων ὄντων ξυμβῆναι τῶν

Digitized by Google

ἀπὸ Σαλάσσης Ἀκαρνάνων; vergl. C. 85 ὅπως μὴ ξυμβοηθῶσιν οἱ ἀπὸ Σαλάσσης ἄνω Ἀκαρνᾶνες. Hr. *B.* will gegen alle Ausleger ἀπὸ Σαλάσσης durch: *entfernt vom Meere*, überletzt wiſſen, und behauptet, dieſe Abſicht, warum die Amprakioten und Chaonier eine Flotte und Landmacht von den Peloponneſern verlangt hätten, wäre geweſen, die im Inneren des Landes wohnenden Akarnanier abzuhalten, ihren Landsleuten Hülfe zu leiſten. Seine Gründe für dieſe Meinung ſind folgende: 1) ἀπὸ Σαλάσσης wird l. 1, 7 von allen Auslegern durch: *entfernt vom Meere*, überſetzt; 2) οἱ ἀπὸ Σαλάσσης ἄνω Ἀκαρνᾶνες kann nichts anders heiſſen, als die fern von der Küſte im Inneren wohnenden Akarnaner; denn ἄνω wird nur von der Wohnung im inneren Lande, ſo wie κάτω von der Wohnung an der Küſte, gebraucht; 3) Niemand kann ſich vorſtellen, daſs Küſtenbewohner den Einwohnern des inneren Landes hätten zu Hülfe kommen ſollen; denn erſt muſs ja die Küſte vertheidigt werden. Es ſcheint uns beynahe, als wenn Hr. *B.* die C. 80—83 nicht im Zuſammenhange geleſen habe; denn nur dadurch wird es begreiflich, wie er eine ſo ſeltſame Erklärung geben konnte. Wenn er ſich die Lage von Ampracia vergegenwärtiget: ſo wird er einſehen müſſen, daſs die Amprakioten nicht die Abſicht haben konnten, mit einem Landheere zunächſt die Küſte Akarnaniens anzugreifen; denn um dahin zu gelangen, muſsten ſie ja zuerſt das innere Land erobert haben. Wenn alſo ihre Abſicht auf das innere Land gerichtet war: wie konnte ihr Wunſch ſeyn, durch eine Flotte der Peloponn. die Einwohner des inneren Landes abzuhalten, Hülfe zu leiſten? Dieſe waren ja die Angegriffenen, denen man Hülfe leiſten muſste, die aber nicht ſelbſt Hülfe leiſten konnten. Auch greifen ja die Amprakioten Stratus, eine im Inneren von Akarnanien gelegene Stadt, an, ehe noch die Hauptflotte der Peloponneſier ankömmt. Die Gründe, die Hr. *B.* für ſeine Meinung anführt, bedeuten nicht viel. Ἀπὸ Σαλάσσης heiſst freylich nicht *am Meere*, ſondern *vom Meere*; aber dieſe Bedeutung kann ja auch hier Statt finden; denn die Worte: ἀδυνάτων ὄντων ξυμβοηθεῖν τῶν ἀπὸ Σαλάσσης Ἀκαρνάνων lagen nichts weiter, als: *wenn die Akarnaner von der Meerſeite nicht zu Hülfe kommen konnten*. Man kann ξυμβοηθεῖν mit ἀπὸ Σαλάσσης verbinden, oder, wenn man dieſes zu hart findet, ἐλθόντων bey ἀπὸ Σαλάσσης ſuppliren. Eben ſo muſs man C. 83 ἄνω nicht mit Ἀκαρνᾶνες verbinden, ſondern mit ξυμβοηθῶσιν: *damit die Arkarnaner nicht von der Meerſeite in das innere Land zu Hülfe kommen möchten*. Solche Verletzungen ſind bey Thucydides durchaus nichts Seltenes. Endlich warum ſollte man nicht denken können, daſs die Bewohner der Küſte ihren Brüdern im Inneren Hülfe leiſteten, wenn ſie von der Seeſeite keine nahe Gefahr bedrohte? Freylich wenn die peloponneſiſche Flotte mit Landungstruppen an ihren Küſten ſchwärmte: dann konnten ſie nicht helfen; und gerade deſshalb verlangten die Amprakioten die Flotte der Pelop. zu ihrer Unterſtützung. — L. 5, 30 möchte Hr. *B.* mit *Abreiſch* τὸ κενὸν τοῦ πολέμου ſtatt τὸ καινὸν τ. π. leſen; jenes überſetzt er *die Blöſſe des Krieges*. Ob κενὸν dieſe Bedeutung haben könne, laſſen wir dahin geſtellt. Da aber die Lesart der meiſten und beſten Handſchriften einen ſo paſſenden Sinn darbietet (denn von einem *unerwarteten* Überfall iſt ja kurz zuvor die Rede geweſen): ſo ſehen wir wirklich keinen Grund, die gewöhnliche Lesart zu verlaſſen, und dem Worte κενὸν eine unbekannte Bedeutung aufzuzwingen. Man muſs die Worte: καὶ τοῖς πολεμίοις ἐνεῶν, welche Hn. *B.* beſonders zu einer Änderung der Lesart verleitet zu haben ſcheinen, überſetzen: *wenn er Gelegenheit dazu* (nämlich einen unerwarteten Streich auszuführen) *bey den Feinden wahrnimmt*. Man ſagt wohl *die Blöſſe der Feinde*, aber ſchwerlich *die Blöſſe des Krieges*. — C. 31. Ἐλπίδα δ' εἶναι σφίσιν ἐγὼ μὲν ἀκουσάμενος ἀφίγμαι· καὶ τὴν πρόσοδον ταύτην μεγίστην αὐτοῖς Λακεδαιμονίων ἦν ὠφέλωσι, καὶ ἅμα, ἢν βοῶμεν αὐτοὺς σφίσι δαπάνη γίγνηται, πείσειν τε οἰόμεθα καὶ πιεσοῦνθ' ὑμῶν, ὥστε ξυμπολεμεῖν. Hr. *B.* erklärt dieſe ſchwierige Stelle, die allen Auslegern Sorge gemacht hat, grüſstentheils nach *Kiſtemaker*, nur daſs er ὠφέλωσι und σφίσι δαπάνη γίγνηται auf die ioniſchen Flüchtlinge bezieht, auf folgende Weiſe: *dieſs werde hoffentlich gelingen* (nämlich Ionien zum Abfall zu bewegen); *denn ſie* (die ioniſchen Flüchtlinge) *ſeyen keineswegs durch Noth gezwungen, zu den Peloponneſern gekommen, ohne Plan und Abſicht* (ἀκουσίως) (wie dieſs doch wohl deutlich ſey), *wenn ſie theils den Wunſch hätten, die Einwohner aus den ioniſchen Pflanzſtädten, dieſe Hauptquelle des atheniſchen Reichthums, den Athenern zu entziehen, und wenn ſie andererſeits bereit wären, daſs ihnen ſelbſt* (den Redenden) *beym Angriff auf jene* (αὐτοῖς die Athener) *der dabey nöthige Aufwand zufallen ſollte. Denn aber meinten ſie auch, daſs ſie den Piſiſthnes überreden würden, zum Kriege ſich anzuſchlieſsen*. Wir finden dieſe Erklärung unnatürlich und hart. Was heiſst es: die ioniſchen Flüchtlinge ſind nicht ohne Plan gekommen, in ſofern ſie den Athenern ihre Haupteinkünfte zu nehmen wünſchen, und indem ſie ſelbſt bereit ſind, den Koſtenaufwand von dem Angriff gegen die Athener zu tragen? Wer drückt ſich ſo ſeltſam aus? Daſs ſie die Koſten tragen wollen, davon haben ſie ſich im Vorigen nichts merken laſſen, und daſs ſie einen ſo wichtigen Umſtand ſo nebenbey erwähnen ſollten, iſt kaum zu denken. Und wie können ſie überhaupt in ihrer bedrückten Lage ſolche Anerbietungen machen? Wir erklären die Stelle ſo: *Es wäre Hoffnung damit* (nämlich mit dem Abfall Ioniens) *verbunden; denn ſie* (die Peloponneſer) *würden nicht ungern dahin* (nach Ionien) *gekommen ſeyn, wenn ſie den Athenern die Hauptquelle des Reichthums entzogen hätten, und dieſen* (nämlich den Athenern; wir leſen mit vielen Handſchriften αὐτοῖς) *bey ihrem Angriff auf ſie Koſten verurſachten. Auch glaubten ſie* (nämlich die Ionier), *daſs ſie u. ſ. w.* Das Wort ἀφίγμαι, das die Hnn. *B.* und *K.* beſonders zu ihren Erklärungen veranlaſst zu haben ſcheint, macht nach

Digitized by Google

der unserigen keine Schwierigkeit; denn was geschehen soll, können die Ionier schon als geschehen vorstellen, wenn sie die Peloponnesier auf die Vortheile aufmerksam machen wollen, die mit dem Einfall in Ionien verbunden sind. Der Gedanke ist also: die Peloponnesier würden einen doppelten Vortheil erhalten; sie würden den Athenern nicht blos ihre vorzüglichsten Einkünfte entziehen, sondern sie auch zu bedeutenden Ausgaben nöthigen, wenn sie die Peloponnesier angreifen wollten. So ungefähr hat auch *Coray* die Stelle verstanden. — C. 56. ἐπικαλοῦντες τὴν τε ἄλλην ἀπόστασιν, ὅτι οὐκ ἀρχόμενοι, ὥσπερ οἱ ἄλλοι, ἐπείσθησαν, καὶ προσζυνελάβοντο οὐκ ἐλάχιστον πᾶς ὁρμῆς αἱ Πελοποννησίων νῆες, ἐς Ἰωνίαν ἐκείνοις βοηθοὶ τολμήσασαι παρακινδυνεῦσαι. Hr. *B.* billigt *Kiftemakers* Erklärung dieser Stelle, giebt sie uns aber nicht ganz getreu. *Kist.* verdeutscht die Stelle so: *sie machten ihnen* (nämlich den Mytilenern) *zum Vorwurfe, theils den Abfall überhaupt, weil sie nicht, wie die übrigen gedrückt, ihn versucht hätten, theils weil zugleich die peloponnesischen Schiffe so äußerst kühn geworden wären, die es gewagt, die gefahrvolle Fahrt zu ihrer Hülfsleistung nach Ionien zu unternehmen.* Auch diese Erklärung scheint uns nicht natürlich genug. Wir sehen nicht ein, warum man nicht bey den nächsten Wortbedeutungen stehen bleiben will, da sie einen völlig befriedigenden Sinn geben. Wir übersetzen: *sie machten den Mytilenäern zum Vorwurf, theils den Abfall überhaupt, weil sie ihn, nicht, wie die übrigen beherrscht, versucht, theils daſs die peloponnesischen Schiffe nicht am wenigsten* (d. h. ganz vorzüglich) *die Begierde zum Abfalle unterstützt hätten, die es gewagt, die gefahrvolle Fahrt nach Ionien, um ihnen Hülfe zu leisten, zu unternehmen.* Man fagt freylich: wie konnten die pelop. Schiffe den Abfall befördern, da sie erſt nach der Eroberung von Mytilene nach Ionien gekommen waren? Aber die Erwartung dieſer Schiffe war es ja doch, die den Abfall beförderte. Daſs sie so ſpät ankommen würden, ſahen die Mytilenäer nicht voraus. Der Gedanke iſt alſo: sie machten den Mytilenäern den Abfall überhaupt zum Vorwurfe, und beſonders, daſs sie die Peloponnesier bewogen, ihnen Schiffe mit eigener Gefahr zu ſenden, und ſie alſo ganz in ihr Intereſſe gezogen. Die pelop. Schiffe waren ja wirklich zu ihrem Beyſtande auf dem Wege; daſs sie zu ſpät kamen, konnte den Unwillen der Athener nicht mäſsigen, die nur auf die feindlichen Abſichten der Mytilenäer ſahen. C. 42. οὕτω γὰρ ὁ,τε κατορθῶν, ἥκιστα ἂν ἐπὶ τῷ ἐπὶ μειζόνων ἀξιοῦσθαι, παρὰ γνώμην τί καὶ πρὸς χάριν λέγοι· ὅ,τε μὴ ἐπιτυχών, ὀρέγοιτο τῷ αὐτῷ χαριζόμενός τι, καὶ αὐτὸς προσάγεσθαι τὸ λόγος. Hr. *B.* findet es unnatürlich, ἥκιστα mit ὀρέγοιτο zu verbinden. Uns ſcheint dieſes nicht, wenn man nach ἥκιστα ἄν ein Comma ſetzt. Wir verdeutſchen den letzten Satz: *und wer seinen Zweck nicht erreichte, würde nicht strehen, durch daſselbe Verfahren, indem er ſich* (nämlich) *dem Volke gefällig bewieſe* (nach dem Wunſche des Volkes redete), *ſich ſelber die Zuneigung des Volkes zu gewinnen. Kiſtemaker* erklärt τῷ αὐτῷ durch *eben deſswegen* (wenn nämlich der Staat über den Redner ſo geſinnt wäre, wie vorher geſagt worden), welches auch einen guten Sinn giebt, aber der Verbindung nicht ſo angemeſſen ſcheint, wie unſere Erklärung. Hn. *B's.* Überſetzung iſt uns ganz unverſtändlich, und paſst nicht in den Zuſammenhang. C. 87. Mit Unrecht tadelt Hr. *B. Heilmann* wegen ſeiner Bemerkung über ἀνεξεύρετος ἀριθμός, Sowie δυσεξεύρετον *inventu difficile* bedeutet: ſo heiſst ἀνεξεύρετον, *was ſich nicht ausfindig machen läſst*, und nicht *etwas Ungezähltes*, wie Hr. *B.* überſetzt. — L. 4, 12. Hr. *B.* erklärt die Stelle von ἐπὶ πολὺ γὰρ bis προίσχειν richtig nach *Valla* und *Kiſtemaker*; berührt aber nicht, daſs, wenn man ſo erklärt, man nothwendig auch τὰ τῆς δόξης leſen müſſe, wie auch der Scholiaſt geleſen zu haben ſcheint. — C. 36. κατὰ τὸ ἀεὶ παρῆκον τοῦ κρημνώδους τῆς νήσου προσβαίνον. Hr. *B.* überſetzt: *indem er an dem ununterbrochen, fortlaufenden klippigten Rande der Inſel hinankletterte*, und tadelt *Heilmann*, der παρῆκον vorzieht, und ἀεὶ durch: *bald hie, bald da*, erklärt. Er behauptet, daſs ἀεὶ die ihm von *Heilmann* gegebene Bedeutung nicht haben könne, ſondern ſowohl von der Zeit, als dem Orte *immerfort, im ununterbrochenen Fortgange* bedeute. Wir ziehen mit Hn. *B.* παρῆκον vor; aber wir können ihm in ſeiner Erklärung von ἀεὶ nicht beypflichten. Ἀεὶ bey Adjectiven und Subſtantiven bedeutet eben das, was im Lateiniſchen *cumque, vis, libet*, dem *Pronomini relativo qui, quae, quod* angehängt, wie er von *Kiſtemaker* hätte lernen können. Im Deutſchen kann man es gewöhnlich durch *jedesmal* ausdrücken. Ὁ ἀεὶ βασιλεὺς heiſst nicht *der immerfort regierende König*, ſondern *der jedesmalige König*, wer es auch iſt. S. Thuc. 1, 2 βιαζόμενοι ὑπό τινων ἀεὶ πλειόνων, *gezwungen von ſolchen, die jedesmal mit gröſserer Anzahl angriffen*, und an einer anderen Stelle: καὶ τὰς ἀεὶ πληρουμένας ναῦς ἐξέπεμπον πρὸς τοὺς ἐναντίους, *die jedesmal bemannten Schiffe ſandten ſie*, oder, *ſowie ein Schiff bemannt war, ſandten ſie es gegen die Feinde.* Ὁ ἀεὶ παρῆκων heiſst alſo auch *das was immer hervorragende.* Man überſetze alſo: *indem er an dem Abhange hinankletterte, wo immer er hervorragte*, oder: *an dem Abhange, wo er bald hier, bald dort hervorragte*, wie *Heilmann* ganz richtig überſetzt. Uns wundert, daſs Hr. *B.* dieſe ſo oft vorkommende Bedeutung von ἀεὶ nicht gekannt hat. — C. 50 wird *Heilmann* getadelt, daſs er μεταγαγέσθαι durch: *ſie lieſsen überſetzen*, verdeutſcht hat. Nach ſeiner Meinung muſs es heiſsen: *ſie lieſsen umſchreiben.* Aber wozu nützte das bloſse Umſchreiben? Überſetzt muſste ja das Schreiben auf jeden Fall werden, wenn die Athener, denen das Perſiſche nicht bekannt war, es verſtehen ſollten. Μεταγαγέσθαι kann hier alſo ſchwerlich etwas anders, als: *überſetzen laſſen*, heiſsen. Hr. *B.* fragt bey dieſer Gelegenheit: Sollten auch die Perſer affyriſch geſprochen haben? Aber der Name Aſſyrien war bey den Griechen oft ein weitumfaſſender Name des Morgenlan-

Digitized by Google

des. S. *Voſs* bey Ecl. 4, 25. Thuc. folgt hier dem Sprachgebrauche, nach welchem die Perſer auch Aſſyrer genannt werden, wie der Scholiaſt bey Aeſch. Perſ. 84 bezeugt. — C. 54. ἀνέστησαν γὰρ οἱ Ἀθηναῖοι Κυθηρίους. Hr. *B.* giebt *Kiſtemakers* Erklärung dieſer Stelle den Vorzug. Nach dieſer muſs man ſo überſetzen: *denn die Athener hatten die Kytherer zum Aufſtande gereizt.* Aber abgerechnet, daſs die folgenden Worte ſich nur erſt gezwungen in den Zuſammenhang fügen, möchte ſich die Bedeutung von ἀναστῆναι, *zum Aufruhr reizen*, wohl nicht erweiſen laſſen. Die Stelle l. 3, 28, worauf ſich *Kiſtemaker* beruft, entſcheidet nichts, weil das Wort ſeine gewöhnliche Bedeutung: *aufſtehen machen, entfernen*, hat. Warum erwähnt Hr. *B. Heilmanns* ſcharfſinniger Erklärung nicht, die *Kiſtemaker* ſelbſt der ſeinigen beynahe vorzieht, nach welcher ἀνέστησαν für ἀνέστησαν ἄν ſteht: *denn ſonſt würden die Athener die Kytherer entfernt haben.* Uns ſcheint ἄν nur durch die letzte Sylbe von ἀνέστησαν verſchlungen zu ſeyn. Übrigens wird ἀναστῆναι ſo gut, als μεταστῆναι, für *ſedibus expelli* gebraucht. Beweis iſt ſelbſt l. 3, 28, und l. 1, 8, l. 6, 2 ὑπὸ Λιγύων ἀναστάντες u. ſ. w. C. 92. πρός τε γὰρ τοὺς ἀστυγείτονας πᾶσι τὸ ἀντίπαλον, καὶ ἐλεύθερον. Hr. *B.* überſetzt: *denn gegen die Nachbaren bewährt ſich die Kraft zum Widerſtande, und ſeine Freyheit.* Allein τὸ ἀντίπαλον kann nicht *Kraft zum Widerſtande* heiſsen. Wir ſehen nicht ein, warum Hr. *B.* ſich nicht mit der Erklärung des Scholiaſten und *Heilmanns* Überſetzung befriedigen wollte: *Auf dem Widerſtande, den man ſeinen Nachbaren leiſtet, beruht allen auch die Freyheit.* Das Comma nach ἀντίπαλον muſs freylich getilgt werden. — C. 102 gegen das Ende erregt Hr. *B.* Zweifel gegen περιφανῆ, und wünſcht dafür περίφρακτον, oder ein ähnliches Wort. Aber περιφανῆ iſt gewiſs ächt. Der Zwiſchenſatz enthält nicht den Grund, warum Hagnon die Stadt Amphipolis nannte, ſondern der Grund iſt in den Worten angegeben, die ſich zunächſt auf Amphipolis beziehen. Hagnon nannte die Stadt Amphipolis, weil er ſie ſo anlegte, daſs ſie von der Meerſeite und Landſeite geſehen werden konnte. Hr. *B.* hätte alſo die Worte: *und ſo* (die er freylich nur von *Kiſtemaker* erborgte) füglich in ſeiner Überſetzung weglaſſen können; denn daſs die Stadt von der Landſeite zwiſchen beiden Fluſsarmen mit einer Mauer eingeſchloſſen wurde, war freylich nicht der Grund, warum ſie von der Meer- u. Land-Seite geſehen werden konnte. — L. 5, 20. σκοπείτω δέ τις, κατὰ τοὺς χρόνους, καὶ μὴ τῶν ἑκαστοχοῦ ἢ ἀρχόντων, ἢ ἀπὸ τιμῆς τινος τὴν ἀπαρίθμησιν τῶν ὀνομάτων ἐς τὰ προγεγενημένα σημαινόντων, πιστεύσας μᾶλλον. Hr. *B.* will zu τὴν ἀπαρίθμησιν ſupplirt wiſſen σκοπείτω, und überletzt ſo: *Man berechne aber nach den Jahreszeiten, und nicht von den jedesmaligen Anführern (?), oder von anderen Ehrenſtellen die Aufzählung der Namen, die als Merkmale für die früheren Begebenheiten dienen, um höhere Glaubwürdigkeit zu gewinnen.* Wir verſtehen Hn. *B.* kaum in dieſer wunderlichen Überſetzung. Die Aufzählung der Namen ſoll ja nicht berechnet werden (was ſagt überhaupt der ſeltſame Ausdruck?), ſondern die Jahre, die der peloponneſiſche Krieg gedauert hat. Wo ſteht ferner *von anderen Ehrenſtellen* etwas im Griechiſchen? und wie kann endlich πιστεύσας μᾶλλον bedeuten: um höhere Glaubwürdigkeit zu erlangen? Wir conſtruiren ſo: σκοπείτω δέ τις κατὰ τοὺς χρόνους, καὶ μὴ (ſc. κατὰ) τὴν ἀπαρίθμησιν τῶν ὀνομάτων τῶν ἑκασταχοῦ ἢ ἀρχόντων, ἢ ἀπὸ τιμῆς τινος σημαινόντων ἐς τὰ προγεγενημένα, πιστεύσας μᾶλλον. Wir tilgen alſo nach σκοπείτω τις das Comma, und ſetzen es nach χρόνους, aber laſſen auf ὀνομάτων kein Comma folgen, wie Hr. *B.* will, und ſuppliren auch σκοπείτω bey τὴν ἀπαρίθμησιν. Unſere Überſetzung würde nun, mehr wörtlich, als ſchön ausgedrückt, ſo lauten: *Man ſehe aber auf die Jahreszeiten, und nicht auf die Aufzählung der Namen* (d. h. man richte ſich nach den aufgezählten Namen) *derjenigen, die jedesmal entweder Archonten waren, oder nach einer gewiſſen* (von ihnen bekleideten) *Ehre zur Bezeichnung für frühere Begebenheiten dienen, indem man* (der letzteren Berechnungsart) *mehr Glauben ſchenkt.* So wird unſeres Bedünkens wenigſtens ein klarer Sinn gewonnen, und den Worten geſchieht keine unnatürliche Gewalt, wie dieſes bey anderen Conſtructionen der Fall iſt.

(*Die Fortſetzung folgt im nächſten Stücke.*)

KURZE ANZEIGEN.

Jugendſchriften. *Berlin*, b. Herausgeber: *Liederſammlung zur Erhebung, Veredlung und Erfreuung des Herzens.* Ein angenehmes, nützliches und dauerndes Weihnachts-, Neujahrs- und Geburtstags-Geſchenk für die deutſche Jugend: Herausgegeben von *Martin Friedr. Philipp Bartſch*, Vorſteher einer Lehr- und Erziehungs-Anſtalt. 1821. XII u. 430 S. 16. Wir hätten denn wohl der Liederſammlungen, Anthologieen und Declamationsbücher genug, zumal da ſich unſere Sammler das Geſchäft ſo leicht machen, daſs nichts weiter als geläufige Finger und ein Dutzend poetiſche Taſchenbücher dazu gehören, um mit der Arbeit fertig zu werden. An verſtändiger Auswahl, an einem ſicheren und reinen Geſchmack und an einer methodiſchen Stufenfolge iſt dabey nicht zu denken. Auch vorliegende Sammlung, die ſich gleich auf dem Titel mit ſo groſsem Pompe ankündigt, gehört unter dieſe Kategorie und zeichnet ſich vor ähnlichen Erzeugniſſen einer kleinlichen Autorſucht nur durch ein feineres Papier und einen gefälligeren Druck aus. Doch iſt auch dieſer, um das Maſs der Sünden recht voll zu machen, durch gräuliche Druckfehler entſtellt; denn Verſe, wie folgende:

Wende dich zu uns, zum *wirthſchaftlichen* Tiſche —
Heber die Blicke, die *trubend* ſich ſenken —
Wenn euch die Nebel des Trübſinns *nur* grauen —

und hundert ähnliche ſollen doch wohl keine Verbeſſerungen ſeyn?

L. Th.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1813.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig, in der meyerschen Buchhandlung: *Thucydides Geschichte des peloponnesischen Krieges*, aus dem Griechischen übersetzt und mit kritischen Anmerkungen erläutert von D. *Johann David Heilmann* und *G. G. Bredow* u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Cap. 22. ὡς δ' αὐτῶν οὐκ ἠσύχουον, ἐκείνους μὲν ἀπέπεμψαν, αὐτοὶ δὲ πρὸς τοὺς Ἀθηναίους ξυμμαχίαν ἐποιήσαντο, νομίζοντες, ἡκιστα ἂν σφίσι τούς τε Ἀργείους, ἐπειδὴ οὐκ ἤθελον, Ἀμπελίδου καὶ Λίχου ἐλθόντων, ἐπισπένδεσθαι, νομίσαντες αὐτοὺς ἀνευ Ἀθηναίων οὐ δεινοὺς εἶναι, καὶ τὴν ἄλλην Πελοπόννησον μάλιστ' ἂν ἡσυχάζειν· πρὸς γὰρ ἂν τοὺς Ἀθηναίους, εἰ ἐξῆν, χωρεῖν. Hr. *B.* hält die Stelle für verdorben, oder für nachlässig geschrieben, bezieht aber mit dem Scholiasten αὐτῶν auf die Bundesgenossen, ἡσύχουον auf die Lacedämonier [wiewohl er unten bey der Übersetzung schon vergessen zu haben scheint, was er oben gesagt; denn er übersetzt: *als sie* (die Bundesgenossen) *ihren Befehlen nicht gehorchten*], αὐτοὶ wieder auf die Lacedämonier, und αὐτοὺς auf die Argiver, und behauptet, dass νομίσαντες auf dasselbe Subject gehe, worauf νομίζοντες bezogen werden muss, nämlich auf die Lacedämonier, und dass also νομίσαντες αὐτοὺς den vorher abgebrochenen Satz νομίζοντες τούς τε Ἀργείους wieder aufnehme. Wir können nicht beystimmen. Wir sehen nicht ein, warum man αὐτῶν und αὐτοὶ, die so nahe bey einander stehen, nicht auf dasselbe Subject beziehen will, wie denn Hr. *B.* als Übersetzer auch gethan hat. Auch kann νομίσαντες, wenn die Lesart richtig ist (und keine Handschrift zeigt eine Variante), nach der Stellung, worin es vorkömmt, auf kein anderes Subject, als auf die Argiver, bezogen werden, da νομίζοντες und νομίσαντες, das eine im Praesens, das andere im Aorist, verschiedene Subjecte voraussetzen. Wenn man aber νομίσαντες auf die Argiver bezieht: so muss αὐτοὺς nothwendig auf die Lacedämonier gehen. Wir glauben, dass νομίσαντες bis δεινοὺς εἶναι als Parenthese betrachtet werden müsse, und lassen καὶ ἡσυχάζειν von νομίζοντες abhängen, wie es τούς τε Ἀργείους zu erfodern scheint. Nach diesen Voraussetzungen würden wir die Stelle so verdeutschen: *Da sie* (nämlich die Bundesgenossen) *nicht auf ihre* (der Lacedämonier) *Vorstellungen hörten, schickten diese* (die Lac.) *jene weg, machten aber selbst ein Bündniss mit den Athenern, da sie glaubten, dass eines Theils die Argiver mit ihnen auf keinen Fall einen Vertrag schliessen, da sie vorher, als Ampelidas und Lichas kamen, es nicht gewollt hatten* (denn *sie* (die Argiver) *hielten sich* (damals) *überzeugt, die Lacedämonier* (αὐτοὺς) *würden ihnen ohne die Athener nicht gefährlich seyn*), *anderen Theils alle übrigen Peloponnesier sich gerne ruhig verhalten würden; denn zu den Athenern würden sie* (die Peloponnesier) *übergehen, wenn es ihnen frey stände.* (Wären aber die Athener Bundesgenossen der Athener: so könnten die Peloponnesier auf jene nicht mehr rechnen, wie Hr. *B.* richtig erklärt.) So hat auch der Scholiast, der sich überall als einen verständigen und scharfsinnigen Erklärer des Thucydides zeigt, die Stelle verstanden, nur dass er αὐτῶν auf die Bundesgenossen, und ἡσύχουον auf die Lacedämonier bezieht, welches man auch thun kann, ohne dass der Sinn darunter leidet. — C. 54. Hr. *B.* glaubt, man lese am besten mit *Grammius* ἐξέβαλον statt ἐξέβαλλον; aber im folgenden Cap. kommen dieselben Worte ἐξέβαλλον καὶ ἐδίωκον vor, ohne dass er eine Änderung nöthig hält. — C. 77. ἐπιδείξαντας δὲ τοῖς ξυμμάχοις ξυμβαλέσθαι, αἱκα αὐτοῖς δοκῇ· αἱ δέ τι καὶ ἄλλο δοκῇ τοῖς ξυμμάχοις οἰκαδ' ἀπάλλειν. Hr. *B.* übersetzt: *Auf gethane Anzeige könnten beide Parteyen mit ihren Bundesgenossen zusammentreten, wenn diese es wollten; wollten die Bundesgenossen es nicht: so werde man sie in ihre Heimath entsenden.* Aber der Zusatz, man wolle die Bundesgenossen wieder in ihre Heimath entsenden, ist doch gar seltsam. Dass man die Berathschlagungen beendigt waren, sie mochten nun nach dem Wunsche der Lacedämonier und Argiver, oder gegen denselben ausfallen, verstand sich ja von selbst. Uns scheinen also *Portus* und *Kiftemaker* die Wahrheit gesehen zu haben, wenn sie nach ἄλλο δοκῇ ein Comma setzen, und τοῖς ξυμμάχοις mit οἰκαδ' ἀπάλλειν verbinden. Dann ist der Gedanke des letzteren Satzes: *Wenn man aber auch etwas anderes beliebes sollte: so wolle man den Bundesgenossen Nachricht davon in ihre Heimath schicken.* Das καὶ bey ἄλλο scheint keine andere, als die gegebene Erklärung, zu gestatten. Hr. *B.* und die anderen Übersetzer, übergehen es ganz. Auch steht im Griechischen nicht, dass Abgeordnete der Bundesgenossen nach Argos oder Lacedämon kommen sollten. Im Griechischen heisst es nur: sie wollten den Bundesgenossen den Vertrag mittheilen, und mit ihnen,

Digitized by Google

wenn ſie wollten, ſich beſprechen, berathen (wahrſcheinlich durch Abgeordnete, die von Argos und Lacedämon in die verbündeten Städte geſandt wurden). Zu dieſem Gedanken paſst gut der Zuſatz: ſie wollten ihnen auch von anderen Verabredungen, die ſie treffen würden, Nachricht geben. — C. 108. καὶ (ἡγούμενα) βεβαιότερους, ἢ ἐς ἄλλους, νομεῖν. Hr. *B.* überſetzt: *und ſtandhafter, als gegen andere, ihren Grundſätzen getreu bleiben.* Wir begreifen nicht, wie die griechiſchen Worte dieſen Sinn haben können; wenigſtens hätte Hr. *B.* den Begriff von νομίζειν näher entwickeln müſſen. Er beruft ſich freylich auf den Scholiaſten; aber bey dieſem fanden wir nichts, was dieſe Erklärung begünſtigte. Uns ſcheinen *Heilmann* und *Bauer* die Stelle am beſten verſtanden zu haben. Beide ſuppliren ὑμᾶς ἐς αὐτοὺς bey βεβαιοτέρους: *und daſs ſie uns für zuverläſſiger gegen ſie, als gegen andere, halten. Kiſtemaker* zieht βεβαιοτέρους auf κινδύνους, und überſetzt: *daſs ſie die für uns übernommenen Gefahren für ſicherer halten, als die für andere übernommenen.* So hat auch der Scholiaſt die Stelle vielleicht auch verſtanden. — C. 110. καὶ οὐ περὶ τῆς μὴ προσηκούσης μᾶλλον, ἢ τῆς οἰκειοτέρας ξυμμαχίδος τε καὶ γῆς, ὁ πόνος ὑμῖν ἔσται. Hr. *B.* hält τε für ein Gloſſem von καὶ, welches uns nicht wahrſcheinlich iſt. Hr. *Kiſtemaker* glaubt, daſs τε καὶ vor ξυμμαχίδος ſtehen müſſe; und dieſs iſt auch unſere Meinung. — L. 6, 4. οἱ δ' ἄλλοι, ἐκ τῆς Θάψου ἀναστάντες, Τβλωνος βασιλέως Σικελοῦ προδόντος τὴν χώραν, καὶ καθηγησαμένου, Μεγαρέας ὤκισαν τοὺς Τβλαίους κληθέντας. Hr. *B.* tadelt *Heilmanns* Erklärung, der ἀναστάντες durch: *die aufbrechen*, und προδόντος τὴν χώραν durch: *der das Land aufgab*, überſetzt, und behauptet, ἀναστάντες könne überhaupt, und zumal in dieſem Zuſammenhange nicht wohl etwas anderes, als *expulſi*, heiſsen. Wir können nicht beypflichten. Wenn Hr. *B.* die Stellen vergleichen will, worin ἀνιστάναι vorkömmt: ſo wird er finden, daſs es eben ſowohl *aufſtehen*, als *aufſtehen machen* bedeute. Man ſ. unter anderen nur L. 2, 49. L. 8, 45, in welcher letzteren Stelle es in derſelben Bedeutung vorkömmt, wie es hier von *Heilmann* genommen iſt. Hr. *B.* überſetzt die Stelle ſo: *Die übrigen aber, aus Thapſos vertrieben, indem Hyblon, ein ſikeliſcher König, ihnen den Platz übergab, und ſie ſelbſt dahin führte, gründeten das ſogenannte hyblä'iſche Megara.* Aber kann προδιδόναι τὴν χώραν heiſsen: *ein Land übergeben?* Wenn man den Worten unbekannte Bedeutungen unterſchiebt: ſo muſs man ſie auch durch Parallelſtellen rechtfertigen. Wir ziehen die *heilmanniſche* Erklärung vor, zumal da ἀναστάντες, wenn es *expulſi* heiſst, mit ὑπὸ verbunden zu werden pflegt. — C. 10. Mit Recht lieſt Hr. *B.* δὲ nach σφαλέντων, nach *Kiſtemaker*; aber wenn er οὔτω γὰρ ἐνδίνδε τε ἀνδρες ἔπραξαν αὐτὰς καὶ ἐκ τῶν ἐναντίων überſetzt: *denn auf ſolche Bedingungen haben ihn Männer von hier unterhandelt:* ſo können wir ihm unſeren Beyfall nicht geben. Denn was ſoll man bey dem Ausdruck: *auf ſolche Bedingungen*, ſuppliren? Soll man ergänzen: *damit der Friede auch Sicherheit gewähre?* Aber dann ſteht die Parentheſe am unrechten Ort. Oder: *damit er nur ein Frieden dem Namen nach ſey?* Aber dann klagt Nikias ſich ſelber an. Offenbar iſt der Sinn folgender: *denn dahin haben Männer von hier* (er zielt auf den Alcibiades) *und von den Gegnern die Sachen gebracht* (nämlich daſs der geſchloſſene Frieden nur ein Scheinfrieden iſt, der nur, ſo lange ihr euch ruhig verhaltet, beſtehen kann). Wir leſen αὐτὰ ſtatt αὐτὰς mit den beſten Handſchriften. — C. 20. Da die meiſten und beſten Handſchriften, ſo wie der Scholiaſt, die Lesart ἀπ' ἀρχῆς φέρεται ſtatt ἀπαρχὴ εἰσφέρεται haben: ſo wundert uns, daſs Hr. *B.* die gewöhnliche Lesart in Schutz nimmt, die ſich nicht anders, als durch eine willkührlich angenommene Vermuthung, rechtfertigen läſst. Und geſetzt auch, der Tribut wäre in Naturallieferungen bezahlt worden: ſo waren dieſs doch ſchwerlich die Erſtlinge der Früchte. — C. 37. Mit Recht lieſt Hr. *B.* nach *Abreſch* und *Bauer*: ἦπου γε δὴ ἐν πάσῃ πολεμίᾳ Σικελίᾳ (ξυστήσεται γὰρ) στρατοπέδῳ τε ἐκ νεῶν ἰόν. — — — οὐκ ἐπὶ πολύ — — — ἐξιόντες. Aber wenn er ἐξιόντες bey στρατοπέδῳ ſuppliirt: ſo können wir ihm nicht beypflichten; denn wer ſagt: *ſie gehen in einem Lager nicht hervor?* Das Natürlichſte iſt, aus dem vorhergehenden οὐ διαφθαρῆναι das Verbum zu ſuppliren: *geſchweige denn, daſs ſie nicht umkommen ſollten, in dem ganz feindlichen Sicilien* (*denn es wird ſich gegen ſie vereinigen*) *und in einem Lager, das zuſammengefeſtet iſt aus Schiffen, Zeltchen und den übrigen nothdürftigſten Geräthen, da ſie aus Furcht vor unſeren Reitern ſich nicht weit von demſelben entfernen können.* — C. 69. ἔπειτα δὲ, ἐν παρέργῳ, καὶ εἴ τι ἄλλο ξυγκαταστρεψάμενοι ὁρῶν αὐτοὺς ὑπακούσεται. Hr. *B.* weiſs ſich ὑπακούσεται nicht anders zu erklären, als wenn er τι ἄλλο als Nominativ nimmt. Er überſetzt deshalb: *dann war ihnen ein Nebengedanke, ob den Athenern etwas anderes, wenn ſie es gemeinſchaftlich mit ihnen unterjocht hätten, leichter gehorchen* (und alſo ihnen, den gegenwärtigen Unterthanen, Erleichterung verſchafft) *werde.* Aber was für ein feſtſamer Sinn entſteht aus dieſer Erklärung! Wie konnten die gegenwärtigen Unterthanen der Athener hoffen, daſs andere Völker, wenn ſie dieſelben mit den Athenern unterjocht hätten, dieſen letzteren leichter gehorchen würden, oder daſs ihnen aus dem leichteren Gehorſam anderer Erleichterung verſchafft würde? Hier iſt ja gar kein vernünftiger Zuſammenhang. Wir ſehen bey dieſer Stelle keine ſo groſse Schwierigkeit. Der Nominativ, der bey ὑπακούσεται ſuppliirt werden muſs, iſt das vorhergehende τὸ ὑπήκοον: *Dann war auch ein Nebengedanke bey ihnen* (nämlich bey den Unterthanen), *ob ſie ihnen* (den Athenern) *vielleicht leichter gehorchen würden* (d. h. unter leichteren Bedingungen gehorchen würden, alſo gelinder beherrſcht werden dürften), *wenn ſie gemeinſchaftlich mit ihnen andere unterjocht hätten.* Die Unterthanen hoffen, daſs die Athener ihnen das Joch erleichtern würden, wenn

Digitized by Google

ſie ihnen wegen des bey der Unterwerfung anderer Völkerſchaften geleiſteten Beyſtandes Verbindlichkeit hätten. — L. 7, 8. ὁ δὲ τὰ κατὰ τὸ στρατόπεδον διὰ Φυλακῆς ἦδη ἔχων, *ἐκουσίων κινδύνων ἐπιμελεῖτο.* Hr. *B.* glaubt, daſs *Hobbes*, der überſetzt: *was weary of entering into any voluntary dangers*, den Sinn dieſer dunkeln Stelle am richtigſten gefaſst habe. Er ſelber erklärt umſchreibend die Stelle ſo.: *Nikias, der jetzt ſchon dahin gekommen war, ſein Lager nur gehörig zu verſchützen, hatte fortdauernd unter beſtändigen Sorgen ſein Augenmerk auf freywillige Gefahren*, d. i., war beſorgt um freywillige Gefahren, ſuchte vor allem nur zu verhüten, daſs er nicht ſelbſt zu Gefahren oder Kämpfen Anlaſs gab. So ſchön der Gedanke an ſich bey dieſer Erklärung iſt: ſo kann ſie doch nicht Statt finden: denn ἐπιμελεῖσθαι mit dem Genitiv heiſst nicht: *für etwas beſorgt ſeyn*, oder: *unter Sorgen auf etwas ſein Augenmerk richten*; ſondern es heiſst: *etwas beſorgen, verwalten*, ohne Nebenbegriff von Bekümmernis. *Heilmann*, der die andere Lesart ἢ δι' ἐκουσίων ſtatt ἐκουσίων gewählt hat, ſcheint uns die Stelle allein richtig erklärt zu haben, es mag nun μᾶλλον bey ἤδη im Texte geſtanden haben, wie man wirklich in einer pariſer Handſchrift findet, oder ſupplirt werden müſſen, welches auch nichts Ungewöhnliches iſt. Daſs ἢ δι' in einigen Handſchriften ausgefallen iſt, läſst ſich leicht begreifen, theils weil ἤδη kurz vorher geht, theils weil die Lesart wohl Manchem unverſtändlich war. Das Comma muſs nach dieſer Lesart nach κινδύνων geſetzt werden. Man überſetze: *Nikias aber nahm Bedacht, mehr, wie er jetzt das Lager hütete, als freywilligen Gefahren* (oder Kämpfen) *ſich bloſs ſtellte*. Wie ſehen bey dieſer Lesart nicht die geringſte Schwierigkeit übrig. — C. 15. οἱ μὲν ἐπ' αὐτομολίᾳ προφάσει ἀπέρχονται. Hr. *B.* überſetzt: *einige verlaſſen uns Athener, wobey ſie als Grund anführen, zum Feinde übergehen zu wollen*. Aber es iſt doch äuſserſt unnatürlich, daſs die fremden Soldaten ſelbſt ankündigen, daſs ſie zum Feinde übergehen wollen, und daſs man ſie, die einzelnen, nach dieſer Ankündigung ſo ungehindert fortlaufen läſst. Wenn die Lesart ächt iſt: ſo muſs πρόφασις hier *Gelegenheit* bedeuten, in welcher Bedeutung es auch bey Demoſthenes vorkommen ſoll. Man muſs alſo überſetzen: *einige gehen weg, ſobald ſie Gelegenheit zum Überlaufen finden, andere entfernen ſich, wie ſie ſonſt können* (ohne eben zum Feinde überzugehen). — C. 16 billigt Hr. *B.*, daſs *Gail* εἴκοσι καὶ ἑκατὸν τάλαντα ſtatt εἴκοσι τάλαντα (eine Lesart, die er in einer einzigen Handſchrift fand) in den Text aufgenommen, weil Diodor ſagt, Eurymedon ſey mit 140 Talenten nach Sicilien gekommen. Der Grund ſcheint uns ſchwach. Diodor ſagt ja auch, Eurymedon ſey im Anfange des Frühlinges nach Sicilien gekommen, obgleich Thucydides ſeine Abreiſe gerade in den Anfang des Herbſtes ſetzt. Die Summe von 120 Talenten möchte wohl zu groſs ſeyn, da die Haupthülfe erſt im Frühjahre kommen ſollte. — C. 48. ὡς πολὺ κρείσσους εἰσὶ bezieht Hr. *B.* auf die Athener, da Andere es mit gröſserer Wahrſcheinlichkeit auf die Feinde der Athener beziehen, weil ὡς alsdann ſeine eigene Bedeutung behält. — C. 56. πλὴν γε δὴ τοῦ ξυμφαντος λόγου τοῦ ἐν τῷδε τῷ πολέμῳ πρὸς τὴν Λἰγιναίων τε πόλιν καὶ Λακεδαιμονίων. Hr. *Kiſtemaker* erklärt dieſe Worte ſo: *excepto quidem (et ſi etiam excipias) omni eo militum numero, qui in hoc bello erat ex Athenienſium et Lacorum urbe*. Er meint alſo, daſs Thucydides die Truppen der Athener und Lacedämonier nicht mit zählen wolle. Dieſer Erklärung gemäſs, überſetzt er C. 57 Λἰγιναῖοι μὲν αὐτοῖ, Ἴωνες ἐπὶ Δωριέας Συρακουσίοις ἑκόντες ἠλθον: *Ionos quidem, qui ipſi erant Athenienſes, oriundi ab Athenienſibus, voluntarii, ſua ſponte*; und wundert ſich, daſs alle Ausleger den wahren Sinn des Schriftſtellers verfehlt haben. Aber wie kann erſtlich πρὸς τὴν Λἰγιναίων τε πόλιν καὶ Λακεδαιμονίων heiſsen: aus der Stadt der Athener und Lacedämonier? Zweytens Thucydides zählt ja wirklich im 59ſten Cap. die Lacedämonier mit, nämlich den Gylippos und die Neodamoden (denn andere Lacedämonier waren nicht nach Syrakus geſandt worden); er muſs alſo auch hier die Athener mit zählen, und er thut es deutlich genug. Was aber drittens dieſe unnatürliche Erklärung ganz unhaltbar macht, iſt, daſs die Ionier noch beſonders als Bundesgenoſſen der Athener genannt werden; denn weiter unten heiſst es. ἐκ δ' Ἰωνίας, Μιλήσιοι, καὶ Σάμιοι, καὶ Χῖοι. Was ſollten denn für Ionier gemeint ſeyn, die Abkömmlinge der Athener waren? Die Worte alſo πλὴν γε bis Λακεδαιμονίων können nichts anders heiſsen als: *auſser der ganzen Menge, die ſich in dieſem Kriege bey der Stadt der Athener und Lacedämonier verſammelte*. — C. 57. ἀλλ', ὡς ἑκάστοις τῆς ξυντυχίας ἡ κατὰ τὸ ξυμφέρον, ἡ ἀνάγκης ἔσχον. Hr. *B.* verbindet ἑκάστοις mit ξυντυχίας, und überſetzt: *durch die jedem ſich darbietenden Umſtände*. Uns ſcheint aber, daſs, wenn man ἑκάστοις mit ξυντυχίας verbinden ſollte, es dem letzteren Worte nachgeſetzt ſeyn würde; und wir ziehen daher die Lesart ἔσχε vor, welche zwey Codices darbieten. — C. 57. οὗτοι δ' εἰσὶ Δρύοπες, ὑπήκοοι δ' ὄντες, καὶ ἀνάγκῃ, ὅμως Ἰωνές τε ἐπὶ Δωριέας, ᾠκολούθουν. Hr. *B.* möchte leſen καὶ ἀνάγκῃ ὅμως, ὡς Ἰωνές γε ἐπὶ Δωρ. Uns ſcheint zu dieſer Änderung kein hinlänglicher Grund. Sollte auch τε nicht ohne nähere Beziehung ſtehen können (welches noch keineswegs erwieſen iſt, da es an ſo vielen Stellen, wo man immer an eine Änderung denkt, ohne dieſe Beziehung vorkömmt; ſ. unter anderen C. 75 αὐτοῦ τε), und alſo in γε verändert werden müſſe: ſo würden wir doch ὅμως von Ἰωνές nicht trennen. Denn der Gedanke iſt: *ſie folgten freylich als Unterthanen, aber doch als Ionier* (und als ſolche freywillig, des Nationalhaſſes wegen) *gegen die Dorier*. — C. 63. ὅσῳ τῶν ἄνωθεν μᾶλλον τὸ ἔργον τοῦτο. Hr. *B.* überſetzt: *je mehr dieſes eigentlich ein Werk derer ſeyn wird, die aus dem inneren Lande her die Schiffe beſtiegen haben*. Wie ſeltſam! Man ſieht ja gar nicht ein, warum Thucy-

Digitized by Google

dides einen solchen Zusatz bey dem Worte *Hopliten* gemacht haben sollte, da ein Jeder bey Hopliten an Landsoldaten denken mufs, die übrigens nicht eben aus dem Lancren des Landes hergekommen seyn durften. Warum verwirft Hr. B. die gewöhnliche Erklärung, die hier so passend ist? *die von oben herab*, d. h. von den Verdecken, kämpfen sollen. Die Hopliten auf den Verdecken sollten für den Kampf das Meiste entscheiden. Vergl. C. 70 οἱ τε ἐπιβᾶται ἐξερήκεσαν, ὅτε προσπέσοι ναῦς νηΐ, μὴ λείπεσθαι, τὰ ἀπὸ τοῦ καταστρώματος τῆς ἄλλης τέχνης. Was dort ἀπὸ τοῦ καταστρώματος, ist hier ἀνωθεν. — C. 67. Die Erklärung, welche Hr. *Kistemaker* von ἡ τύχης ἀποκινδυνεύσει, nach *Abreschens* Construction giebt, ist hart. Rec. ist überzeugt, dafs man mit *Duker* ἀποκινδυνεῦσαι lesen müsse. — C. 71. Ὅτε ἐκ τῆς γῆς πεζὸς ἀμφοτέρων — — — πολὺν τὸν ἀγῶνα καὶ ξύστασιν τῆς γνώμης εἶχε. Hr. B. übersetzt: *die beiderseitigen Landheere fochten in Gedanken lebhaft den Kampf mit, und stellten sich in Gedanken einander gegenüber.* Aber ἀγὼν steht hier für ἀγωνία, und ξύστασις τῆς γνώμης ist *Spannung des Gemüths.* Gleich darauf: ὅ,τε φόβος ἦν ὑπὲρ τοῦ μέλλοντος οὐδενὶ ἐοικώς, καὶ διὰ τὸ ἀνώμαλον καὶ ἡν ἔποψιν τῆς ναυμαχίας ἐκ τῆς γῆς ὑγρακόζοντο ἔχειν. Hr. B. erklärt so: *theils war ihre Furcht sehr gros, theils wurden sie auch dadurch, dafs es in den verschiedenen Theilen des Kampfes ungleich aussah, genöthigt, das Seetreffen nicht aus den Augen zu verlieren.* Nein, nicht der ungleiche Kampf, sondern ihre Furcht, ihre Erwartung nöthigte sie zu der Betrachtung. Offenbar mufs man ἀνώμαλον hier in doppelter Beziehung nehmen, und construiren ὑγρακόζοντο καὶ διὰ τὸ ἀνώμαλον τῆς ναυμαχίας καὶ τὴν ἔποψιν (ἀνώμαλου) ἔχειν, *theils mufste man wegen des ungleichen Kampfes auch einen ungleichen Anblick haben.* — C. 84. Die Hnn. *B.* und *Kistemaker* ziehen die Lesart des Cod. Reg. und des Suidas κατόψεον ἐς τὰ ἐπὶ θάτερά τε τοῦ ποταμοῦ. παραπλάντες δὲ οἱ Συρακ. vor, weil die Syrakusier nach ihrer Meinung von dem diesseitigen Ufer auf die Durchgehenden schiefsen. Aber wohin weifs man, dafs sie auf dem diesseitigen Ufer standen? Im Folgenden steht nur, dafs die Syrakusier den Athenern nach in den Flufs riegen. Dies konnte eben so gut vom jenseitigen, als diesseitigen Ufer geschehen. Dafs die Athener von dem Flusse nach dem jenseitigen Ufer getrieben wären, gestattet der Lauf des Stromes nicht, der abwärts, aber nicht seitwärts führt. Wahrscheinlich waren die syrakusischen Reiter den Athenern voraus nach dem jenseitigen Ufer geeilt, von welchem sie nun wieder in den Flufs fliegen. — L. 8. 29. Hr. *Kistemaker* vermuthet, dafs nach πέντε ναῦς καὶ das Wort πεντήκοντα doppelt gestanden habe, und dafs also der Sinn sey, er gab für 55 Schiffe 55 Talente. Allein so hätte Tissaphernes ja nur 2 Talente erspart. Dieser Ersparnifs wegen war es kaum der Mühe werth, die den Peloponnesern Anfangs ganz für den Monat bezahlte Drachme zu entziehen. Auch ist dadurch nicht erklärt, warum die fünf lacedämonischen Schiffe (denn diese vermehrt Hr. *K.* unter den fünf Schiffen, die vorher ausgenommen werden, denen, wie er glaubt, nur drey Obolen für den Mann bestimmt gewesen) weniger, als die übrigen, erhalten sollten. Man möchte eher glauben, dafs diese mehr erhalten hätten. Man wird die Stelle wohl als unheilbar aufgeben müssen.

(Der Beschlufs folgt im nächsten Stucke.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Medicin. *Weimar*, im Landes-Industrie-Comptoir: *Einige Worte über den Vortrag der Anatomie auf Universitäten.* Nebst einer neuen Darstellung des Gekröses und der Nerve, als Fortsätze des Bauchfells. Von *Ludwig Friedrich v. Froriep*, des k. w. Civil-Verdienst-Ordens Ritter, der Philos., Medic. u. Chirurg. Dr., ordentl. Prof. der Anatomie, Chirurgie u. Geburtshülfe an der k. Universität zu Tübingen u. s. w. Mit zwey Kupfertafeln. 1812. 178 S. 4. (9 gr.). Mit Recht tadelt der Vf., nachdem er die verschiedenen Rücksichten, welche der Lehrer der Zergliederungskunde mit Physiologie, Chirurgie und gerichtlicher Arzneykunde nehmen mufs, angeführt hat, einen Vortrag, der nur das Gedächtnifs der Zuhörer in Anspruch nimmt, und zieht auch die analytische Methode des Unterrichtes in der Zergliederungskunde der synthetischen Methode vor. Auch sind wir sehr einverstanden mit den Winken, welche über die, bey den Vorzügen zu beobachtende Ordnung gegeben werden. Vorzüglich wichtig ist aber die zweyte Abtheilung dieser gehaltreichen Schrift, welche einem von Lehrern und Schülern längst gefühlten Bedürfnifs auf eine sinnreiche und ganz zweckmäfsige Weise abhilft. Dann bey allen Bestrebungen des Lehrers, das Verhältnifs des Bauchfells bey der Bildung der Nerve und des Gekröses deutlich aus einander zu setzen, bleibt die Sache doch immer den Zuhörern dunkel, oder wird nicht richtig aufgefafst, wenn sie nur die verschiedenen Flächen oder Wände der Bauchhaut in dem Leichname sehen, und die Phantasie zu Hülfe nehmen müssen, um sich das Einzelne im gehörigen Zusammenhange vorzustellen. Zwar hat *John Bell* (Zergliederung des menschl. Körp., nach dem Engl. umgearb. von *Heinroth* und *Rosenmüller*, Thl. 2. Taf. XXI) einen Versuch gemacht, das Bauchfell mit seinen Verästlungen zu den Theilen des Unterleibes an einem, durch einen perpendiculären Schnitt bewirkten Segmente darzustellen, allein auf die Netze ist dabey gar keine Rücksicht genommen worden. Hr. v. *Fr.* hat dagegen an einem, der Richtung nach ähnlichen Segmente, auf der zweyten Tafel, die Netze im Profil mit der gröfsten Deutlichkeit dargestellt, so dafs der Verlauf der Bauchhaut zu ihrer Hervorbringung sogleich ins Auge fällt. Die erste Tafel stellt ein ganz originelles und neues Segment dar. Es wurde nämlich an dem Leichname der Unterleib quer durchschnitten, und dessen untere Hälfte auf einer Horizontalfläche liegend gezeichnet, so dafs nun die Bildung des Gekröses durch das Bauchfell mit der höchsten Deutlichkeit vorgewiesen werden kann. Die Abbildungen entsprechen durch ihre Deutlichkeit dem Zwecke vollkommen, und die erläuternde Auseinandersetzung der Bauchfelles und seiner Fortsätze als Gekrös oder Netz, durch die kurze Beschreibung, werden auch die ersten Anfänger in der Zergliederungskunde für ihre Aufklärung über diesen Gegenstand genügend finden.

C. T.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

1 8 1 3.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Lemgo, in der meyerſchen Buchhandlung: *Thucydides Geſchichte des peloponneſiſchen Krieges*, aus dem Griechiſchen überſetzt und mit kritiſchen Anmerkungen erläutert von D. *Johann David Heilmann*, und *G. G. Bredow* u. ſ. w.

(*Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.*)

C. 35. ἠδ' ἀφιστήκει ἤδη ἀπὸ Τισσαφέρνους. Hr. *Bredow* behauptet, daſs ἀπὸ Τισσαφέρνους *auf Veranlaſſung des Tiſſaphernes* heiſse. Hätte aber Thucydides ſagen wollen, daſs Knidos vom Tiſſaphernes abgefallen wäre: ſo hätte er entweder ἀπὸ ganz weglaſſen, und nur den Genitiv ſetzen, oder ἀπὸ Τισσαφέρνους ſagen müſſen. Denn daſs ἀφίστασθαι ἀπό τινος nicht bloſs heiſsen könne: *von Jemandem abfallen*, ſondern auch gewöhnlich heiſse, wird Hr. *B.* nicht in Abrede ſeyn. Daſs aber die griechiſche Sprache eine ſolche Vieldeutigkeit geſtattete, daſs dieſelbe Redensart zwey beynahe entgegengeſetzte Bedeutungen haben könnte: *von Jemandem abfallen, und durch Jemanden abfallen*, wird uns Niemand einreden. Unter den Stellen, auf welche ſich Hr. *B.* beruft, um ſeine Bedeutung von ἀπὸ zu rechtfertigen, iſt nur eine ſtreng beweiſend, und zwar L. 1, 12 ἀφ' ὧν ἐκπίπτοντες. Wir ſind aber überzeugt, daſs man auch dort ὑφ' ὧν leſen müſſe. Daſs ἀπό und ὑπό in Handſchriften leicht verwechſelt werden konnten, und oft verwechſelt ſind, leidet keinen Zweifel. Wir glauben daher mit *Wolf*, daſs bey älteren griechiſchen Schriftſtellern ἀπό und ὑπό nie als gleichbedeutend gebraucht ſind. Die Griechen würden ſich ja ſelbſt nicht unter einander verſtanden haben, wenn dieſelben Redensarten entgegengeſetzte Bedeutungen gehabt hätten. Hier werden wir alſo nothwendig ὑπὸ Τισσαφέρνους leſen müſſen. — C. 45. οὐ τοσοῦτον πενίᾳ, ὅσον ἵνα αὐτῶν μὴ οἱ ναῦται ἐκ περιουσίας ὑβρίζοντες, οἱ μὲν τὰ σώματα χείρω ἔχωσι, ἀπαναγκάζοντες ἐς τοιαῦτα, ἀφ' ὧν ἡ ἀσθένεια ξυμβαίνει, οἱ δὲ, τὰς ναῦς ἀπολιπόντες, ἐς ὀμμηρίαν τὸν προσοφειλόμενον μισθόν. Hr. *B.* giebt den Sinn dieſer ſchwierigen Stelle nach *Aem. Portus*; aber trägt nichts bey, die grammatiſche Schwierigkeit zu löſen. Hr. *Kiſtemaker* will leſen entweder: οἱ δὲ τὰς ναῦς ἀπολίπωσι, ἐς ὀμμηρίαν τοῦ προσοφειλομένου μισθοῦ, oder: οἱ δὲ τὰς ναῦς ἀπολίπωσι, ὑπολίποντες ἐς ὀμμηρίαν τὸν προσοφειλόμενον μισθόν. Bey der erſten Lesart verſtehen wir die Worte ἐς ὀμμηρίαν τοῦ προσοφειλομένου μισθοῦ nicht, und von Hn. *K.* werden ſie auch nicht erläutert. Den Gedanken, welchen die letztere Lesart darbietet, kann man durch eine leichtere Änderung gewinnen, wenn man nach οἱ μὲν und οἱ δὲ die Commata tilgt, und nach ναῦς ein Comma ſetzt, und nach ὀμμηρίαν ein δὲ einſchiebt. Nach dieſer Änderung müſste man die ganze Stelle ſo überſetzen: *Nicht ſo ſehr aus Dürftigkeit* (nämlich geben die Athener ihren Seeleuten nur drey Obolen), *als damit nicht die Seeleute, übermüthig wegen des Überfluſſes, einige die Körper verderben, indem ſie ihr Geld für Dinge aufwenden, wodurch die Körper geſchwächt zu werden pflegen, andere den Zuſtand auf den Schiffen* (nämlich verderben; wir ſupplíren χείρους ἔχωσι), *indem ſie dieſe verlaſſen, zum Unterſpfande aber den Sold, den man ihnen noch ſchuldig iſt* (man ſupplire ἀπολιπόντες, in den Händen der Ihrigen zurücklaſſen). Sie glauben nämlich um ſo eher zum Weglaufen berechtigt zu ſeyn, weil ſie ja durch den groſsen Sold, den man ihnen noch ſchuldig iſt, und vielleicht nicht bezahlen kann, eine Art von Unterpfand, von Schadloshaltung zurücklaſſen. Uns befriediget freylich auch dieſe Erklärung nicht ganz; aber ſie ſcheint uns doch die erträglichſte. C. 48. τοὺς τε καλοὺς κἀγαθοὺς ὀνομαζομένους, οὐκ ἐλάσσω, αὐτοὺς νομίσειν, σφίσι πράγματα παρέξειν τοῦ ὁμίλου, ποριστὰς ὄντας καὶ ἐφηγητὰς τῶν κακῶν τῷ ὁμίλῳ, ἐξ ὧν τὰ πλεῖα αὐτοὺς ὠφελεῖσθαι. Hr. *B.* lieſt νομίζειν ſtatt νομίσειν, und bezieht σφίσι auf die Athener; denn er überſetzt: *Und was die ſogenannten Vornehmen und Edlen* (Optimaten) *anbetreffe: ſo glaube er* (der Sprechende), *daſs dieſe ihnen* (den Athenern) *nicht weniger zu ſchaffen* u. ſ. w. Dieſe Überſetzung iſt offenbar ganz falſch, da das Folgende eine ſolche Deutung nicht geſtattet. Denn wie will Hr. *B.* nach ſeiner Überſetzung die Worte: καὶ τὸ μὲν ἐπ' ἐκείνοις εἶναι, καὶ ἀκριτοι ἂν καὶ βιαιότεροι ἀποθνήσκειν κ. τ. λ. erklären? Nach ſeiner Deutung würden die Oligarchen ſelbſt mit der Oligarchie unzufrieden ſeyn, welches ein zu ungereimter Gedanke iſt, als daſs Thucydides ihn geäuſsert haben könnte. Man wird alſo die Lesart νομίσειν beybehalten, und αὐτοὺς nicht auf καλοὺς κἀγαθούς, ſondern auf die Einwohner in den verbündeten Staaten beziehen müſſen, auf welche auch das vorhergehende αὐτοὺς geht, und auch σφίσι zu beziehen iſt. Der Sinn iſt: *und ſie* (nämlich die einzelnen Bürger der verbündeten Staaten) *würden glauben, daſs die ſogenannten Edelgeborenen* (d. h. die Optimaten,

Digitized by Google

die Oligarchen) *ihnen nicht weniger zu ſchaffen machen würden, als das Volk, da ſie Anſtifter und Urheber der Übel für das Volk wären, von denen ſie ſelber den meiſten Nutzen hätten.* Mit unſerer Erklärung ſtimmt das Folgende ſchon zuſammen; denn auf daſſelbe Subject, worauf σφίσι geht, muſs auch εξὸν bey καταζυγὴν bezogen werden. Wie kann aber Phrynichos, welcher der Redende iſt, meinen, daſs das Volk in den verbündeten Städten eine Zuflucht für die Athener wäre? Endlich beweiſt ja der ganze Satz von καὶ ταῦτα bis νομίζουσι, daſs der Redende nur von den Meinungen geredet hat, welche die verbündeten Staaten hegen, und nicht von eigenen Meinungen. So haben *Heilmann* und *Portus*, die mit groſsem Unrecht getadelt werden, die Stelle ganz richtig verſtanden; und eben ſo ſcheint auch der Scholiaſt ſie verſtanden zu haben. — C. 84. οἷα ἐν ναυσὶ πράττειν überſetzt Hr. *B.*: *wie es das Schiffsvolk zu machen pflegt*, anſtatt: *was die Schiffsleute thaten*, wie *H.* richtig erklärt. Wir wiſſen gar nicht, was Hr. *B.* bey ſeiner Überſetzung gedacht haben mag. — C. 88. καὶ ὁ μὲν, ἅρας εὐθὺς τῆς Φασήλιδος καὶ Καύνου, ἄνω τὸν πλοῦν ἐποιεῖτο. Hr. *B.* überſetzt: *Er ging alſo unter Segel gerade auf Phaſelis und Kaunus zu, und nahm zu dem Zweck ſeinen Weg quer über das hohe Meer.* Aber kann ἄνω heiſsen *quer über das hohe Meer?* Wir überſetzen: *Er ſegelte gerade auf Phaſelis und Kaunus, und ſchiffte* (von dort an der Küſte) *höher hinauf.* — C. 92. Φοβούμενοι, μὴ τῷ ἔντι ὦσι. *H.* überſetzt: *aus Furcht, es möchte eine ſolche Partey vorhanden ſeyn.* Hr. *B.* macht dabey die Anmerkung: *nämlich welche die Herrſchaft der Fünftauſend ernſtlich und wirklich wünſche.* Dieſs iſt aber ſchwerlich der Gedanke, den Thucydides im Sinne gehabt hat. Man überſetze: *aus Furcht, ſie* (die Fünftauſend) *möchten wirklich da ſeyn* (exiſtiren). Man fürchtete, daſs die Fünftauſend wirklich ſchon von den Vierhunderten ausgewählt, und daſs ſie bis jetzt nur noch nicht in Thätigkeit geſetzt wären. Daſs dieſs die Meinung ſey, lehrt das unmittelbar Folgende. — Wir endigen hier unſere Gegenbemerkungen, und wünſchen aufrichtig, daſs Hr. *B.* dieſelben als einen Beweis von der Sorgfalt, mit welcher wir ſeine Arbeit geprüft haben, und von der Achtung, die wir gegen ihn hegen, betrachten möge. Nicht über ihn uns erheben wollten wir, ſondern Wahrheit mit ihm voll redlichen Eifers erforſchen. Noch erwähnen wir zum Schluſſe, daſs Hr *B.* in dem Vorberichte zu dieſem Werke die Nachrichten, die uns die Alten von dem Leben des Thucydides hinterlaſſen, geſammelt, und dieſen eigene und fremde Bemerkungen über den ſchriftſtellerischen Charakter deſſelben Mannes beygefügt habe, aus denen das Treffendſte hervorzuheben, der Raum uns nicht geſtattet.

F. C. W.

NÜRNBERG, b. Monath und Kuſsler: *Ariſtophanis Plutus et Nubes*, in uſum praelectionum editae a *Wolfgango Jaegero*, P. P. Iteratis curis recenſitae, emendatae, additisque variorum variis notationibus reddıtae auctiores a *Godofredo Chriſtophoro Rannero*. 1811. VIII u. 229 S. 8. (18 gr.)

Die Ausgabe dieſer ariſtophaniſchen Komödien von *Jäger* iſt Rec. nicht bekannt. Der jetzige Herausgeber hat die Ausgaben von *Brunck* und *Invernizzi* zur Hand gehabt (*Porſon* und *Hermann* zu den Wolken kennt er gar nicht), und die Lesarten der erſten meiſtens aufgenommen. Beym Mangel weiteren Urtheils wäre es ſchon um der Gleichheit willen beſſer geweſen, den *brunckiſchen Text* durchaus zum Grunde zu legen. Zugleich giebt er die Abweichung der Lesarten der beiden genannten und der amſterdamer von 1670 und der *brubachiſchen* von 1544, doch nicht vollſtändig, an. Es können ſolche Angaben bey der Erklärung den fähigeren Schülern zum Stoff kritiſcher Übung werden, nur müſſen ſie in Hinſicht auf dieſen Zweck und mit ſorgſamer Wahl, wenn nicht Alles vollſtändig aufgenommen wird, angebracht ſeyn; was wir hier vermiſſen. Die Anmerkungen enthalten nichts Ausreichendes. Bey den ohne alles Urtheil hingeſtellten Varianten wird der Schüler Vieles, der Lehrer wenigſtens die Bemerkung deſſen, was nun, von Anderen beſeitigt und ausgemacht, kaum noch zur Sprache kommen kann, vermiſſen. Die Kürze iſt dem Vf. hiebey nicht gelungen: denn oft verſteht man die ganze Note nicht; ſo auch bey den Erklärungen, z. B. zu Nub. 94. Φροντιστήριον] *Ipſe Socrates Φροντιστὴς doc. Br. ex obſ. crit. L. Boſ. p.* 63. *Leg. Erlaeut.* 1 *Muſ. Att. B.* 2. *Heft* 3. *p.* 55. Die Bücher, welche zur Erläuterung gebraucht wurden (denn Eigenes und Neues findet ſich nirgends), ſind *Erneſtis* Vorrede zu den Wolken, *Brunck's* Commentar, das attiſche Muſeum. Allein wie überhaupt die Sacherklärungen nutzreich und richtig abgefaſst werden ſollen, lehrt dieſes Buch nicht, wo ſich bisweilen nur trockene Verweiſe auf andere Schriften, doch ohne Auswahl des Beſten, bisweilen unvollſtändige Erwähnung der Sache, an vielen der Erläuterung bedürftigen Stellen Nichts findet. Was ſoll ein Schüler über den Kordax aus folgender genau copirter Note lernen: *Mentio hujus ap. Lucian.* T. I. S. 794 *ed. Auſt.* 1687. *octon. Autt. de Vett. ſaltationibus vid. ap. Fabricium in Bibliogr. antiq.* C. 22 §. 9. *Conf. Br. in notr. T.* 2. *p.* 90. *Nota ed. Bat. idem, quod ſchol. gr. ap. Erneſt. Quibus adde, quae habet Pfeifferus Antiq. gr. Lib.* 4. *C.* 37. *p.* 713. *e Caſauboni Comment. ad Theophraſt. p.* 180 *et* 259. 60. *Plura dabit Harles ad loc. not. ſubi.* Überhaupt können die Verweiſe auf die Ausgaben und Commentare von *Brunck* und *Beck* nicht paſſend heiſsen; denn wer dieſe beſitzt, bedarf nicht Hn. *R's.* Abdruck und Noten. Von dem, was neuerdings für Ariſtophanes gethan, und was überhaupt die jetzige Kenntniſs der griechiſchen Sprache ausmacht, findet man hier wenig Spuren. Statt daſs der Sprachgebrauch erläutert, die grammatiſchen Schwierigkeiten aufgehellt werden ſollten, laufen einigemal Verweiſe auf *Zennes* Vigerius unter, und dieſs noch bey gewöhnlichen Phraſen, über ἔχων zu Nub. 151 und wieder zu 511,

Digitized by Google

wo überdiefs ſteht: *Attice, plane abundat*; zu v. 490 lieſt man: *ὅπως c. Futur. Indic. ſemper jungitur*; zu 1143: *τὸν υἱὸν—εἶπε ſic ſolvendum. περὶ τοῦ υἱοῦ εἶπε μοι.* — In den Text ſind nicht blofs die beſſeren, ſondern ſelbſt die als vorzüglicher bezeichneten Lesarten nicht aufgenommen worden, wie Nub. 115 *τἀδικώτερα* ſtatt *τἀδικώτατα*. Der kritiſchen Urtheile finden ſich ſehr wenige, und dieſe laſſen ſich leicht charakteriſiren. Zu Nub. 604: *σελαγεῖ Libr. omnes. Br. σελαγεῖς. Ingenioſe. Inven.* Zu 401: *μαθὼν Libr. Rav. et Borg.* (ſtatt *παθὼν*). *Prave.* Gerade *μαθὼν* iſt das Richtige. Zu v. 817: *τὸν Δία. Non praetereunda Erneſt. Praef.* XXXVIII. *propoſ. conjectura, in antiquioribus exemplaribus deſuiſſe articulum, Atticosque non dicere τοὺς ſed ſimpliciter θεούς — Δία νομίζειν Jovem credere. Add. quae de adjectione et omiſſ. h. artic. monuit Clericus Art. crit. Vol. I. p.* 120. Wer erwartet in unſerer Zeit eine ſolche Note, die überdiefs kaum verſtändlich iſt? Sollten dieſe Noten von *Jäger* herrühren: ſo mufste der Herausgeber ſie ausſtreichen oder beſſern. Doch Hr. *R.* bekennt ſich wohl durch die Vorrede dazu, wo Ähnliches vorkommt. Der Abdruck ſelbſt iſt nicht correct; in den Noten ſind bald Accente angegeben, bald ausgelaſſen worden. Mehr hat Rec. über dieſe Ausgabe nicht zu ſagen. F+W.

GESCHICHTE.

Leipzig, b. Sommer: *Hiſtoriſch-kritiſcher Verſuch über die Arſaciden- und Saſſaniden-Dynaſtie, nach den Berichten der Perſer, Griechen und Römer bearbeitet.* Eine Preisſchrift von *Carl Friedrich Richter.* 1804. IV u. 260 S. gr. 8. (1 Thlr. 8 gr.)

Seit man unter uns angefangen hat, die orientaliſche Literatur fleifsiger zu bearbeiten, ſchien die Meinung, als ob die Geſchichte des Morgenlandes am ſicherſten nur, wenn auch nicht immer am vollſtändigſten, aus orientaliſchen Quellen zu ſchöpfen ſey, immer mehr an Wahrſcheinlichkeit zu gewinnen. Auch iſt dieſe Meinung ſo ſehr in der Sache ſelbſt gegründet, dafs es ihr keinesweges, wenigſtens an *einiger* Wahrheit fehlen kann. Und wirklich hat das Studium der morgenländiſchen Quellen uns ſchon manche Parthie der Geſchichte, aus einem ganz anderen, als dem ehemals gewöhnlichen Geſichtspuncte betrachten gelehrt. Zu wünſchen war es indeſſen, dafs die Frage, in wiefern wir uns jenen Quellen überall überlaſſen dürfen, zum Gegenſtande einer eigenen Unterſuchung gemacht würde. Das nun hat der unterdeſſen verſtorbene Prof. *R.* in gegenwärtiger Schrift, und zwar in Beziehung auf einen hiſtoriſchen Abſchnitt gethan, von dem ſchon *d' Herbelot* ſ. v. Aſchganian ſagte: *Cet endroit est le plus embarrassé et le plus obscur de toute l' histoire de Perse.* Die nähere Veranlaſſung dazu gab ihm eine Preisaufgabe der königl. Societät der Wiſſenſchaften zu Göttingen. Wie ſehr er dieſem Gegenſtande gewachſen ſey, hatte er indeſſen ſchon neun Jahre vorher durch ſeine zu Leipzig erſchienene Diſſertation: *Hiſtoriae Perſar. antiquiſſ. c. Graecor. et Ebraear. narrationibb. conciliandae ſpecimen*, dargethan, wenn gleich freylich die hier anzuzeigende Schrift der Gelehrſamkeit und dem Scharfſinn des Hn. *R.* noch gröfsere Ehre macht.

Nachdem der Vf. ſehr umſtändlich die griechiſchen, römiſchen und orientaliſchen Quellen zuerſt der Arſaciden-Dynaſtie aufgezählt hat: motivirt er ſeine Meinung von der gröfseren Vorzüglichkeit der Erſteren vor den Letzteren vorläufig ſchon durch folgende Gründe: Griechen und Römer ſind der Arſaciden-Dynaſtie gleichzeitig; die einheimiſchen Geſchichtſchreiber aber leben erſt zwiſchen dem 12ten und 16ten Jahrhunderte, und berufen ſich nicht einmal auf alte glaubwürdige Quellen.

Alte Denkmäler und Münzen ferner entſcheiden zum Vortheile der Griechen und Römer, ſelbſt da, wo dieſe von den einheimiſchen Schriftſtellern abweichen, die in der Art anachroniſtiſch ſind, dafs ſie z. B. den König Arſchak zum Zeitgenoſſen Conſtantin's des Grofsen, und ſeinen Nachfolger Schabur zum Zeitgenoſſen Chriſti machen. Auch haben Griechen und Römer eine zuverläſſigere Zeitrechnung, von der man nichts bey den orientaliſchen Schriftſtellern (Hr. *R.* nennt ſie immer *perſiſche*; es ſind ja aber arabiſche und armeniſche darunter) findet, ſo wie die Geſchichte bey jenen auch reicher an Begebenheiten iſt, als bey dieſen, welche offenbar mehrere, durch noch vorhandene Münzen unbezweifelbare Könige und Königsnamen auslaſſen. Römer und Griechen zählen acht und zwanzig Arſaciden, die einheimiſchen Geſchichtſchreiber hingegen nur 15 bis 20, welches für die Dauer der Dynaſtie von 486 Jahren viel zu wenige ſind.

Ein weſentlicher Übelſtand aber iſt endlich auch der faſt gänzliche Mangel aller Geſchichte gleich nach Alexanders des Grofsen Tode bey den morgenländiſchen Schriftſtellern. Dieſe machen den Anthakaſch (Antiochus) zum unmittelbaren Nachfolger Alexanders, kennen alſo die grofsen Staatsrevolutionen in Aſien unter ſeinen nächſten Nachfolgern nicht, und überſehen den Antigonus, Seleucus Nicator und Antiochus I, ja, vielleicht ſogar Antiochus II, Seleucus II und Seleucus III, alſo einen thatenreichen Zeitraum von 70 bis 100 Jahren. Die gedruckten orientaliſchen Quellen ſind hier freylich ſehr unzulänglich, trocken und verwirrt. Etwas mehr findet ſich indeſſen in manchen noch ungedruckten, wie z. B. bey *Noewlivi* und *Maſudi*, deren letztere namentlich Rec. vor ſich hat, ohne ihn indeſſen hier, der nothwendigen Raumbeſchränkung wegen, benutzen zu können, was aber an einer anderen Stelle geſchehen ſoll.

Von S. 21 an behandelt Hr. *R.* nun die Geſchichte der Arſaciden bis S. 152, von hier an aber bis zum Ende der Schrift die ſchon, ſelbſt in den Werken der Morgenländer, umſtändlicher und klarer behandelte Saſſaniden-Geſchichte. Überall zerlegt der Vf. die Geſchichte in die kleineren Parthieen

Digitized by Google

der einzelnen Regierungen oder Könige, wobey denn die Quellen aller Art in einer bündigen Überſicht mit einander verglichen werden, woraus nicht nur Reſultate zu ihrer gegenſeitigen Würdigung hervorgehen, ſondern ſich auch eine kritiſche Darſtellung dieſes Theiles, man könnte ſagen, dieſer Lücke der Weltgeſchichte ergiebt, ſo weit eine ſolche überhaupt möglich iſt.

Eines umſtändlicheren Auszuges iſt dieſe treffliche Schrift nicht fähig. Jeder, dem das tiefere Studium der Geſchichte etwas werth iſt, und daſſelbe nicht auf nur einige näher gelegene Parthieen beſchränkt, wird ſie zu benutzen, und die von ihrem Vf. auf ſie verwendete Mühe dankbar anzuerkennen wiſſen, es aber auch mit uns bedauern, daſs die Verlagshandlung ſich weigerte, die zehn von Hn. *R.* ausgearbeiteten, ins Detail gehenden, und die Berichte der Schriftſteller vergleichenden Tabellen, die der Vf. für den gröſsten Vorzug ſeiner Arbeit hält, aus Beſorgniſs vor zu groſsen Koſten und geringerem Abſatze, mit abdrucken zu laſſen. So wenig dem Verleger daraus ein eigentlicher Vorwurf kann gemacht werden, welcher mehr unſer Zeitalter treffen würde: ſo ſehr wünſcht Rec. doch, daſs jene Tabellen dem Publicum nicht für immer mögen entzogen bleiben. — z —

Paris, b. Patris: *Procès instruit par la Cour de Justice criminelle et speciale du Département de la Seine seante à Paris contre Georges, Pichegru et autres prévenus de Conspiration contre la perſonne du premier Consul. Recueilli par des Sténographes. Tome premier.* 1804. IV u. 448 S. *Tome second.* VIII u. 495 S. *Tome troisième.* IV u. 390 S. *Tome quatrième.* VII u. 478 S. *Tome cinquième.* VII u. 429 S. *Tome sixième.* 480 S. 8. — (60 Livres.)

In dieſen 6 voluminöſen Bänden ſind die Acten der wichtigen pariſer Staatsverſchwörung, welche auch aus deutſchen Blättern und Überſetzungen theilweiſe bekannt geworden, vollſtändig enthalten, und gleichſam mit der officiellen Authenticität bekräftiget. Getrennt geben dieſe Theile nur eine unvollkommene Auskunft; um ſo mehr, da ſogar die Druckfehler der einzelnen Bände erſt in dem folgenden berichtigt werden. — Der 1 Band enthält den Bericht des Oberrichters, die Anklags-Acte, und einen Auszug der ſchon früher gedruckten Correſpondenz des Generals *Klinglin*. Im 2 Bande findet man auszugsweiſe den Briefwechſel des Geſandten *Drake*, und die Einleitung des Verſchwörungs-Proceſſes (*Pieces justicatives*). — Der 3 Band liefert die Verhöre von *Lajolais*, *Moreau* u. ſ. w. nebſt dem, was ſich auf *Pichegru's* Selbſtmord bezieht. — Im 4 Bande, wie im 5 und 6, gehen mit den beiden Tribunals-Verhören vom 8 Praireal und 8 Germinal die *Debats*, d. h. die zahlreichen Zeugen- und Criminal-Verhöre, fort. Hiezu gehören die ſchönen und gröſstentheils ähnlichen Kupferſtiche der Angeklagten, welche man beſſer bey jedem einzelnen Verhör, als bey der Anklags-Acte, binden läſst. Auſser *Pichegru* folgen dieſe Verhöre und Bildniſſe auf einander in folgender Ordnung: *Querelle dit Courson. George Cadoudal, dit Larive. Leridan. Bouvet de Lozier. Armad Polignac. Picot, dit le petit. Rusillion. Rochelle, dit Richemont. Lajolais, Ex-Général. Noël Ducorps. Jules Polignac. Ch. D'hozier. Custor st. Victor. De Rivière. Louis Ducorps. Lemercier. Armand Gaillard. Hervé. Roger, dit Loyseau. Victor Couchery. Le Général Moreau. Rolland. Thmerlan dit Deroc, dit Tata, dit Devillo. Splin. Lenoble. Fayau, dit Villeneuve. Burban. P. J. Cadoudal. Lelan, dit Brutus. Even. Merille. Femme Denant. Femme Vereler. Fille Hizay.* Mithin in Allem 31 Männer und 3 Weiber. Daſs *Moreau* und die beiden *Polignac's* ähnlich ſind, kann Rec. aus augenſcheinlicher Kenntniſs bezeugen. Dieſes giebt wenigſtens für die anderen ein günſtiges Vorurtheil. Übrigens macht das Studium dieſes Werks, ſobald man die Prämiſſen als richtig vorausſetzt, keinen widrigen Eindruck gegen die neuere franzöſiſche Criminal-Juſtiz. 1142.

KURZE ANZEIGEN.

Lateinische Sprachkunde. *Berlin*, b. Perſch und Winkler: *Lateiniſches Leſebuch nebſt den Anfangsgründen der lateiniſchen Syntax.* 1812. VI u. 166 S. 8. (12 gr.) Der Vf. iſt der alten Meinung, daſs ſich Eutropius und Cornelius für die unteren Claſſen gelehrter Schulen vorzüglich eignen; der aus ihnen genommene Text (4 Bücher aus jenem, 8 Imperatoren aus dieſem, zuſammen 5 Bogen, denen 5 Seiten kurze Sätze vorangehen) iſt den Anfängern durch Abkürzungen erleichtert, wobey den Ausdruck und die Übergänge ſelbſt zu ändern, ſich der Vf. mit Recht enthalten hat, wiewohl auch nicht alle Abkürzungen gut zu heiſſen ſind, z. B. *Eutr.* I 1. C. 7. *Num quum filius eius Lucretiam ſtuprasſet, in omnium conſpectu ſe occidit.* Tödtete ſich Tarquinius? Ein aus dem vorigen Comma war mitzunehmen. Die nichts erſchwerenden Worte C. 13 *auxiliam ferente Porſena, Tuſcine rege*, ſollten nicht fehlen, da das Folgende ſich darauf bezieht. Untergeſetzt ſind Nachweiſungen auf die Paragraphen einer zur Überſicht und Einübung der Hauptregeln beygefügten Syntax, nur 2 Bogen lang, die im Ganzen nicht ohne Fleiſs gefertiget iſt; aber hie und da ſind die Regeln zu philoſophiſch aufgeſtutzt, ohne hinlängliche Beſtimmtheit der Begriffe, z. B. „der Genitiv bedeutet das Verhältniſs der Abhängigkeit, beſonders das der Abſonderung oder des Theiles.“ Wenn man: der Vater des Cicero, nicht umſchreiben darf: der Vater, welcher von Cicero abhängig iſt oder war: ſo leiſtet dieſe Beſtimmung nicht, was ſie ſoll. Es heiſſet hernach: dieſs Verhältniſs d. A. erkennen wir gewöhnlich an der Frage: weſſen? und mit dieſer Frage kömmt freylich der Anfänger weiter. Ein Wortregiſter macht den Beſchluſs.

B. d. S.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

MEDICIN.

PARIS, b. Gabon, et STRASSBURG, b. Levrault: *Sur la non-existence de la maladie vénérienne; ouvrage dans lequel il est prouvé que cette maladie, inventée par les médecins du quinzième siècle, n'est que la réunion d'un grand nombre d'affections morbifiques de nature différente, dont on attribue faussement la cause à un virus contagieux qui n'a jamais existé.* 1811. XII u. 179 S. 8. (22 gr.)

Wenn einmal in der Welt behauptet wurde, die Menſchen thäten beſſer, ſtatt auf zwey Füſsen auf vieren zu gehen, die Peſt und das gelbe Fieber ſtecke nicht an, alle Krankheiten beruhen entweder auf Stärke oder Schwäche u. ſ. w.: ſo waren dieſs *Paradoxa*, von denen ſich leicht im Voraus erwarten lieſs, daſs ſie die Stimme der Wahrheit nicht aufkommen laſſen würde; doch machten ſie dem Scharfſinn und der Darſtellungsgabe ihrer Erfinder Ehre, und man hielt es der Mühe werth, ihnen mit der Waffe der Kritik zu begegnen. Wenn aber ein *Paradoxon*, dergleichen durch den wortreichen und marktſchreyeriſchen Titel der vorliegenden Schrift verkündiget wird, auf ſo ſeichtem Grunde ruht, und nicht einmal den *Schein* der Wahrheit an ſich trägt, wie es hier der Fall iſt: ſo hat die Kritik genug gethan, wenn ſie in wenigen Worten das Irrige und Grundloſe der Behauptung bezeichnet, und vor den nachtheiligen Folgen, welche die Verbreitung derſelben nach ſich ziehen würde, zu warnen ſucht.

Der Hauptgrund, auf welchen der Vf. ſeine Behauptung ſtützt, daſs kein beſonderes, ſpecifikes Gift der Venusſeuche exiſtire, iſt der, daſs die dieſem Gifte zugeſchriebenen Krankheiten ſchon vor der Epoche der Entdeckung der Luſtſeuche bekannt geweſen, und daſs die epidemiſchen Krankheiten, die in Europa gegen das Jahr 1494 geherrſcht haben, nicht von Amerika gekommen ſeyen, ſich durch Luſt und bloſse Berührung fortgeſlanzt, und keine Ähnlichkeit mit der heutigen Venusſeuche gehabt haben; dieſs ſucht er aus mehreren hiſtoriſchen Überreſten der damaligen Zeit zu erweiſen. Es verlohnt ſich aber nicht der Mühe, über den Grund oder Ungrund dieſer Behauptung mit dem Vf. zu rechten, da höchſtens daraus gefolgert werden könnte, daſs der Urſprung der Venusſeuche in eine frühere Epoche falle, als man bisher angenommen, keinesweges aber, daſs eine ſolche Krankheit, als ſpecifike Krankheit, überhaupt nicht exiſtirt habe, noch exiſtire. Genug, daſs dieſe Krankheit als ſolche vorhanden iſt, und ſich ſowohl durch einen beſonderen Verlauf als durch eigenthümliche und charakteriſtiſche Merkmale von anderen unterſcheidet, ſie mag nun ihren Urſprung genommen haben, wenn und wo ſie wolle. Dieſes will freylich der Vf. durchaus nicht gelten laſſen. Alle Formen der Luſtſeuche ſollen entweder Modificationen anderer Krankheiten, als Flechte, Krätze, Gicht, Rheumatismus, Skropheln, Scorbut u. ſ. w., oder Folge ſchlechter ärztlicher Behandlung mit Mercur und anderen Mitteln ſeyn. Als Folge eines zu häufigen Beyſchlafes können zwar Tripper, Chancres, Bubonen, Phimoſis, auch wohl Flechten und andere Hautkrankheiten entſtehen: aber dieſe ſeyen durch eine beſondere Irritation, nicht durch ein ſpecifikes Gift bedingt. So z. B. ſey die Urſache eines jeden Trippers Reizung auf die innere Haut der Harnrohre, welche Entzündung und gröſsere Schleimabſonderung errege, die nach dem Grade der Heftigkeit der Entzündung und nach dem Temperament des Kranken weiſs, gelb oder grün ſey. Bey gallichten Subjecten ſey ſie öfters grün (!!!). Dergleichen alberne Behauptungen, für welche die Beweiſe entweder gänzlich fehlen oder nicht Stich halten, finden ſich hier überall. Es läſst ſich alſo im Voraus erwarten, daſs, wo dergleichen irrige pathologiſche Grundſätze zu Hauſe ſind, es um die therapeutiſchen nicht beſſer ſtehen werde, und dem iſt denn auch alſo. So z. B. empfiehlt der Vf. in bösartigen ſyphilitiſchen Geſchwüren, welche ſeiner Meinung nach von Flechtenſchärfe entſtehen, die Anwendung der *Aqua veget. mineralis*, und behauptet, daſs die Feigwarzen und andere Auswüchſe aller antiſyphilitiſchen Behandlung widerſtehen, und oft ohne alle Mittel verſchwinden; daſs *Alyon* die Luſtſeuche eben ſo gut mit Brodkrumen als mit Säuren geheilt haben würde, und man auch mit Zucker veneriſche Krankheiten heilen könne u. ſ. w.

Die ganze Schrift iſt bis zum Ekel weitläuftig, und mit einer Arroganz verfaſst, welche gewöhnlich nur mit ſolcher Leere und Flachheit gepaart erſcheint. Wir ſagen dieſs unverholen, ungeachtet wir fürchten müſſen, von dem Vf. unter die Menſchen gezählt zu werden, „denen der *bon sens* abgeht," und welche, „wie einſt *Galiläis* Widerſacher," durch ihren Unglauben der guten Sache den Weg vertreten. Groſser *Galiläi*, in welcher kleinen Geſellſchaft erſcheinſt du hier! Hbm.

Digitized by Google

München, b. Hübschmann: *Ernsthafte auf Erfahrungen gegründete Warnungen an die Freunde der Menschheit gegen den Gebrauch des Queckſilbers in veneriſchen Krankheiten.* Von *Franz Joſeph v. Besnard*, der Arzneykunſt Doctor, Ritter d. k. bair. Civil-Verdienſt-Ordens, kön. baieriſchen(m) Geh. Rath(e), Leibarzt Sr. Maj. des Königs von Baiern, Vorſtand(e) der General-Lazareth-Inſpection, und der Medicinal-Comité u. ſ. w. Erſtes Heft. 1808. 20 S. 8. (4 gr.)

Ebendaſelbſt: *Analytiſche Erklärung über* (die) *Entſtehung, Natur und Wirkung des veneriſchen Giftes, nebſt einer eigenen Heilart, die Quelle der Luſtſeuche auf eine ſichere, bequeme, geſchwinde und wohlfeile Art ohne Queckſilber zu vertilgen.* Zweytes Heft. 1811. 8.

Dieſe beiden Schriftchen gehören eigentlich nicht vor das Forum der Kritik, theils weil ſie mehr populär geſchrieben, und als wiſſenſchaftliche Producte wenig Werth haben, theils auch weil ſie noch ein geheimes Mittel gegen die venerifche Krankheit anpreiſen, das nun endlich, nach faſt dreyſsigjähriger Geheimhaltung, zur Kenntniſs des Publicums gebracht worden iſt. So viel Rec. weiſs, hat der Vf. ſein Arcanum zuerſt in Frankreich, in Pulverform, die Doſis etwa für einen Ducaten abgeſetzt, und erſt ſpäterhin es in eine ſogenannte *Tinctura antiſyphilitica* verwandelt. So gern wir von der Zuläſſigkeit und Rechtlichkeit ärztlicher Geheimniſskrämerey hier gänzlich ſchwiegen; ſo ſehr wir wünſchen, der Vf. möchte ſich niemals mit dem Debit eines geheimen Mittels abgegeben haben, da er in ſeiner Lage gewiſs nicht jene Impulſe der pariſer Thaumaturgen *a ſtomacho* haben konnte, die vielleicht jetzt noch manchen verarmten Arzt nöthigen, zu ſolchem unſerer Wiſſenſchaft und Kunſt gewiſs nicht Ehre bringenden Handel ihre Zuflucht zu nehmen: ſo können wir doch nicht umhin, unſere Mifsbilligung über das Unweſen, das bisher mit Geſundheitstränken für Schwangere, Puerperalpulvern, Gichtpillen, Braunkohlenöl u. ſ. w. getrieben worden iſt, laut auszuſprechen. Der Arzt hat einen höheren Beruf; kennt und fühlt er dieſen: ſo mufs er ſich nöthigen Falls für das Gute aufopfern können. Wir ſind keine Manufacturiſten, wir können keine engliſchen Patente verlangen; unſere Patente werden im Himmel gelöſt. Für einen Arzt, welcher ein wahrhaft gutes Arzneymittel geheim hält, auch wenn er wüſste, Tauſende auf der Erde könnten durch ihn gerettet werden — für den kennt Rec. keinen Namen. Ein Glück für die Menſchheit, daſs die Vorſehung wahrhaft groſse Dinge uns nur durch edle Seelen offenbart! Denn war unſer D. *Jenner* ein Geheimniſskrämer: ſo fielen noch Tauſende durch die Blatterpeſt. Gewöhnlich ſind es unbedeutende Geheimniſſe, die ſo ſorgfältig zurückgehalten werden. Zeugniſſe von Laien und ſolchen Ärzten, welche gewiſſermafsen unter der Aufſicht eines Höheren ſtehen, können für ihre Wichtigkeit und Brauchbarkeit nichts entſcheiden. Wir erinnern nur an das Beyſpiel *van Swietens* mit der Sublimatſolution; derſelbe erhielt tauſend gute Zeugniſſe ſeiner Unterärzte, von denen ſich kaum der zehnte Theil beſtätigte. Rec. erinnert ſich, nie aus der Gegend des alten Louvre's, der *Terraſſe des Feuillans* und *Rue St. Honoré* zurückgekehrt zu ſeyn, ohne nicht wenigſtens ein Dutzend Anpreiſungen und Affichen geheimer Mittel und Methoden in groſsen und kleinen Zetteln gegen Lues, Krebs, Schwindſucht und andere Krankheiten in ſeine Taſchen praktizirt gefunden zu haben. Frankreich war von jeher das Vaterland ſolcher Unternehmungen; möge ſie das jetzige Gouvernement zum Wohl der Menſchheit ſammt der Wurzel ausrotten! Die Ausbildung der Heilkunde kann durch ſie nur rückgängig gemacht, niemals befördert werden. Jeder Stoff von einiger Wirkſamkeit, in den belebten thieriſchen Körper gebracht, wird beſonders im Menſchenkörper, unterſtützt von lebhafter Einbildungskraft, einige Veränderungen hervorbringen, die auf gewiſſe Heilkräfte gedeutet werden können; warum ſollten nun nicht zwey wirklich groſse Heilmittel, wie Opium und Kali, als die Hauptbeſtandtheile des Mittels des Vfs., auch in Körpern, die durch Luftfeuchtigkeit und Queckſilber verderbt waren, einige heilſame Folgen erwecken können?

Rec. gab ſeit Jahren an der Lues Erſchöpften eine Miſchung aus flüchtigem Hirſchhornſalz und Opium in gewiſſen Intervallen mit dem beſten Erfolg, mufste aber immer wieder zum ernſten Gebrauche des Queckſilbers zurückkehren, weil allemal mit und nach erhöhoter Lebensthätigkeit der Kranken zugleich auch Spuren des alten Übels eintraten, welche ohne Widerſpruch lehrten, daſs wir in dieſer Krankheit einen vernünftigen Gebrauch des Queckſilbers bis jetzt nicht werden entbehren können.

Der Vf. erklärt ſich S. 8 folgendermaſsen über und gegen daſſelbe: „Vermöge ſeiner Schwere, ſchreibt er, ſenkt es ſich auf die Knochen, die Grundpfeiler der menſchlichen Maſchine, ſetzt ſich allda feſt, und bringt unter mancherley Geſtalt die gewaltthätigſten Zerſtörungen hervor, oder er (es) drängt ſich in andere edle Eingeweide. Vermöge ſeiner Schwere und ausdehnenden Kraft, werden dieſelben unverhältnifsmäſsig erweitert, und folglich ihre Thätigkeit ſo herabgeſetzt, daſs dieſe ſchwerlich oder niemals wieder auf den Punct des normalen Wirkens erhöhet werden.“ S. 9: „Überhaupt darf man mit Wahrheit ſagen, daſs das Queckſilber durch ſeine Schwere das Verhältnifs, welches die Natur zwiſchen Wirkung und Widerſtand ſetzt, verrücke. Unter welcher Form daſſelbe auch von den Ärzten gegeben wird, ſo bleibt der Mercur immer Mercur, jede Maske, jede Hülle, in welche dieſer unbändige Körper geſchleyert wird, wirft er, durch die animaliſche Wärme zerſetzt, erhitzt von ſich, und erſcheint wieder in ſeiner erſten Geſtalt. Der Mercur iſt ein Ungeheuer, welches durch keine Kunſt bezähmt werden kann, ja man darf hinzuſetzen, daſs er in der Hand des geſchickteſten Arztes ein Meſſer in der Hand des Kindes ſey, ein abgeſchoſſener Pfeil, der dem Ungefähr zueilt; indem die zur Heilung gehörige Gabe nicht beſtimmt

Digitized by Google

werden, und das Übermafs davon, dieſem oder jenem zum Leben beſtimmten Organe, ſolche Scharten zufügen kann, welche durch eine ganze Lebenszeit nicht mehr auszuwetzen ſind; es folgen auf deſſen Gebrauch (den Sublimat) Knoten in den Lungen, Blutſpeyen, und tödtliche Vereiterung. Möchten doch alle Regierungen und alle Ärzte, die unparteylich and *uneigennützig* handeln, dieſe groſse Wahrheit tief beherzigen." (Hat denn aber auch der Vf. ſeit dreyſsig Jahren ſeinen Theil zur Uneigennützigkeit beygetragen? Die Regierungen werden jetzt aus verſchiedenem Intereſſe ſehr häufig angerufen; ſogar von einem Anfänger in der Heilkunde geſchah dieſs vor Kurzem wegen des innerlichen Gebrauchs des Arſenik's gegen Männer, denen wahrhaftig ein Jüngling das Beobachten am Krankenbett nicht lehren wird.)

Wir geben den Leſern noch eine Probe aus dem 2 Hefte. Der Anſteckungsſtoff der Luſtſeuche ſoll nach ihm urſprünglich ſchleimig ſeyn. Der Schleim der Geſchlechtstheile gehe bey dem polyandriſchen Beyſchlafe durch Vermengung des Saamens in Gährung über. Durch den Verluſt der Feuchtigkeiten bey dem häufigen Beyſchlafe entſtehe Mangel an Waſſerſtoff (!) und Übermafs an Sauerſtoff in den Geſchlechtstheilen. Der Anſteckungsſtoff werde dann gasartig, und das Mittel des Vfs. ſoll den *überſäuerten Gährungsproceſs* beſchränken und das veneriſche Gift neutraliſiren u. ſ. w. Rec. überläſst ſchonend dem Leſer das Urtheil, und bemerkt nur, dafs die Schulen zu Montpellier und Straſsburg bereits vor 30 Jahren gewifs beſſere Dinge über Luſtſeuchegift und deren Heilung gelehrt haben, als dafs man dem Vf. wegen dieſer Darſtellung entſchuldigen könne. Rec. läſst der Würdigkeit älterer Ärzte, ſelbſt der alten franzöſiſchen Routinier's, die in dem beſteht, was man *praktiſchen Fonds* zu nennen pflegt, volle Gerechtigkeit wiederfahren; nur können nicht Anſichten dahin gerechnet werden, welche dem geſunden Menſchenverſtande geradezu entgegen laufen, und junge Ärzte leicht zu Fehlſchlüſſen verleiten möchten.

Die zuerſt in mehreren politiſchen Zeitungen und ſpäterhin auch in gelehrten Blättern bekannt gemachte Form des Mittels ſelbſt iſt folgende: *R. Salis tart. dep., Aq. cinam. ſimpl. ää Libr. I. Opii puri unc. II. Aq. cinam. c. V. unc. IV. Separatim ſolvantur, dein miſceantur invicem, et ſtent in balneo Mariae per tres hebdomades, ſaepius agitando. Dein Colat. admiſceantur: Gj. arab. unc. II, Sal. alcali vol. unc. I in Aq. cinam. ſimp. unc. VI ſolutae. Omnia in ſe mixta ſtent in vaſe bene clauſo per aliquot dies in quiete, dein filtrentur.* Der Gebrauch iſt bekannt. Die Menge von Opium iſt, bey ſchon ſo groſser Sättigung der Flüſſigkeit zu groſs; das Gummi wird zum Theil auf dem Filtrum bleiben, und das Kali kann ſich in der vorgeſchriebenen Menge wohl nicht auflöſen: alſo wäre die Form chemiſch unrichtig. Doch dieſes bey Seite geſetzt: ſieht Rec. auch nicht ein, wie ſelbſt in den Verhältniſſen der Beſtandtheile dieſes Mittels eine beſondere Heilkraft gegen die Luſtſeuche liegen könne. Denn Alkalien und Opium ſind von der groſsen Menge ausübender Ärzte in Europa gewifs oft Syphilitiſchen gegeben worden: ſollte die Heilkraft ſo lange ganz unbeachtet geblieben ſey? *Sylvius, Balfour, Roberdiere, Velnos, Dúvicq* gebrauchten in älteren und neueren Zeiten Kali, Ammoniak und Opium, ohne mehr als die nach lange angedauerter Lues entſtehende Kachexie zu heben; das Queckſilber konnten ſie nie ganz entbehren. Das Mittel des Vfs. wird alſo in Hinſicht ſeiner Wirkſamkeit gegen die Lues in die Reihe der Salpeterſäure zu ſtehen kommen, welche ſich in genanntem Zuſtande auch vorzüglich auszeichnet, und von der einige Ärzte einſt ebenfalls behaupten wollten, ſie heile die Syphilis. LD.

Wien, b. Kupfer und Wimmer: *Widerlegung der neuſten, von Hn. v. Besnard aufgeſtellten Theorie und Heilart der Luſtſeuche*, von D. *Hnr. Guſt. Bongard.* 1812. 145 S. 8. (20 gr.)

Es iſt eine Eigenheit der Welt, dafs ſie manchmal von einem Dinge ganz aufserordentlich alterirt werden kann, während tauſend ähnliche Dinge faſt gar keinen Eindruck auf ſie machen. So geht es mit einigen Arzneymitteln, welche faſt jeder Kranke als höchſt gefährlich und zerſtörend in ihren Einwirkungen auf den Organismus anſieht, während er andere nicht minder gefährliche und zerſtörende mit der gröſsten Harmloſigkeit verſchluckt. Mercur und Arſenik erregen bey allen Kranken Grauſen: die Giftpflanzen, Belladonna, Aconitum, Hyoſcyamus u. ſ. w. nimmt Jeder ohne Widerrede. Schon in dieſer Hinſicht wäre es gut, wenn wir für ſolche Mittel, welche von ſo vielen Kranken mit ſo entſchiedenem Widerwillen genommen werden, gleich wirkende Surrogate entdecken könnten; noch nützlicher wäre es in Abſicht auf die genauere Erkenntnifs der Krankheiten ſelbſt. Doch dieſs aus einander zu ſetzen gehört nicht hieher. Aber auffallen mufs es jedem Nichtarzte ohne Zweifel und ihn in ſeinen Vorurtheilen beſtärken, wenn ſelbſt Ärzte die Furcht vor dergleichen Mitteln als gegründet darſtellen, wie die Hnn. *Hahnemann* und *Besnard* mit dem Queckſilber überhaupt oder einzelnen Präparaten deſſelben gethan haben. Es iſt deſshalb ſehr zu billigen, wenn Andersdenkende dem Volke und ſelbſt den Sachkundigen über jene irrigen Angaben Belehrung ertheilen. Doppelt Pflicht iſt es, wenn die Beſtärkung in dem Vorurtheile entweder aus unlauteren Abſichten hervorgeht, oder mit grober Charlatanerie verbunden iſt. „Die an allen Ecken der Straſsen Wiens mit groſser leſerlicher Schrift angekündigten *besnard-ſchen* Warnungen erregten eine ſo allgemeine Senſation bey dem Publicum dieſer Kaiſerſtadt, dafs endlich die immer thätige Polizey dieſem Unfuge Einhalt thun mufste." Dadurch fand ſich der Vf. zunächſt berufen, ſeine Schrift auszuarbeiten, in welcher er unterſuchen will: 1) ob Alles wahr ſey, was Hr. *v. B.* von der Luſtſeuche und gegen das Queckſilber ſagt, und 2) Alles neu und wahr ſey, was derſelbe von ſeiner Behandlungsart angiebt. Die Schrift

Digitized by Google

zerfällt alſo in 2 Theile. Im 1 Hefte beantwortet der Vf. die *v. besnardſchen Warnungen gegen den Gebrauch des Queckſilbers gegen veneriſche Krankheiten* Punct für Punct. Der Hauptſatz des Vfs. iſt der, daſs, wo die Anwendung des Queckſilbers fruchtlos blieb, wenn ſie gleich durch die Phänomene der Univerſalſeuche angezeigt war, ſie dennoch durch andere obwaltende Verhältniſſe contraindicirt geweſen, welche Arzt und Kranker nicht beachteten. Oft legt die individuelle körperliche Beſchaffenheit des Kranken, der Grad der Heftigkeit der Krankheit, die Dauer des Übels (und deſſen Complicationen) dem Erfolge Hinderniſſe in den Weg; manchmal auch die ſchlechte Bereitungsart des Mittels (z. B. der *Mercurius phosphorat. Fuchſii*). Chirurgiſche Maſaregeln werden auch bey dem *besnardſchen* Mittel manchmal nöthig ſeyn. Die Natur des Venusgiftes iſt uns nicht unbekannter, als der meiſten anderen animaliſchen Gifte, und das Queckſilber kein ſchlimmeres Mittel, als viele andere in unſeren Apotheken. Die Vorſtellungen des Hn. *v. B.* ſind nur zu übertrieben, veraltet und viele (wirklich) falſch. Dennoch wollen wir Hn. *v. B.* danken, wenn er uns ein neues, ſicheres Mittel gegen die Syphilis kennen lehrt. Wie Hr. *v. B.* auf ſein Mittel gekommen, welche Theorie und wie unzulänglich dieſelbe ſey, zeigt der Vf. im 2 Heft, die *v. B. Theorie in Bezug auf Entſtehung und Heilart der Syphilis* betreffend. Vollkommen genügend zeigt er auch hier, wie einſeitig und übereilt Hr. *v. B.* in ſeiner Schluſsfolge zu Werke gegangen ſey, obgleich wir geſtehen müſſen, daſs auch die Anſicht des Vfs. nicht frey von Hypotheſen iſt. Oder wird Hr. *v. B.* davon alsbald überzeugt werden, wenn der Vf. für unumſtöſslich richtig annimmt, das Queckſilber könne nur in ſeinem oxydirten Zuſtande wirkſam gegen die LS. ſeyn? Oder wenn er die wohlthätigen Wirkungen der Säuren gegen die LS. für wirklich erwieſen annimmt? Aber ganz wahr behauptet der Vf., daſs die Chemie weder immer die Beſtandtheile der organiſchen Körper ganz vollkommen und richtig darſtelle, noch für oder gegen die Anwendung und Wirkſamkeit eines AM. etwas entſcheiden könne. Auch habe man es bey der LS. nicht mit dem gelieferten Stoffe, dem Producte der Krankheit, ſondern mit dieſer ſelbſt zu thun. Mehr überzeugenden Werth haben für uns die Krankengeſchichten, aus welchen wir ſehen, was die Erfahrung von Hn. *v. B's.* Mittel lehrt. Das Mittel ſetzte nach dem Vf. S. 96 in keinem Falle den Schankern Grenzen; bey dem einen war Zerſtörung der halben Eichel die Folge, bey dem anderen entſtand ein neuer Schanker, deſſen Ausdehnung mehr als einen Viertelzoll im Umfang hatte. Bey dem einen Kranken hatte das Mittel, nach einer Anwendung von 2 Monaten, nicht die geringſte Verbeſſerung, ſondern eher Verſchlimmerung der Krankheit herbeygeführt, S. 155. Man behandelte ihn deſshalb nach einer anderen Methode und entließ ihn geheilt in der dritten Woche. Bey dem andern zeigte ſich in 42 Tagen ebenfalls keine Beſſerung. Bey einem dritten wichen in 55 Tagen, jedoch in langlamen Graden, die Condylomata. Bey einem vierten wurde der Zuſtand bald beſſer, bald ſchlimmer, und endlich trat ein Stillſtand ein, welcher auf eine andere Art bezwungen werden muſste. So war es auch bey einem fünften, und bey einem ſechſten endlich ſchienen in 57 Tagen alle krankhaften Erſcheinungen verſchwunden, aber nach anderen 40 Tagen traten neue, auffallende Symptome der LS. ein, ſo daſs das Mittel auch hier nicht glücklich gewirkt hat. Die Folge der Zeit wird die Wahrheit am beſten ausmitteln; *opinionum commenta delet dies*, und bey einem ſo allgemein verbreiteten Übel, als die LS. iſt, wird das ſehr leicht und bald geſchehen. Fj.

KURZE ANZEIGEN.

Medicin. *Göttingen*, b. Dieterich: *De febri petechiali* Differtat. inaugur. Auct. *Georg. Ludov. Henr. Carol. Wedemeyer*, Elbingerod. 1812. 84 S. 4. (14 gr.) Die Gelegenheit zu dieſer Probeſchrift gaben viele Kranke, die an der hier behandelten Krankheit, welcher der Vf., wir glauben mit Recht, den Namen Fleckfieber beygelegt hat, und die dieſelbe iſt, welche Andere und namentlich *v. Hildenbrand* mit dem undeutſchen Namen des anſteckenden Typhus belegt haben. — im Klinico zu Göttingen dasiederiegen. Sie zeichnet ſich als Probeſchrift vortheilhaft aus, und obgleich der Vf. manche ſeiner Vorgänger, insbeſondere *v. Hildenbrand*, häufig benutzt hat; ſo ſind ihm doch viele ſchätzbare Bemerkungen und Beobachtungen eigen, oder zeugen doch von groſser Aufmerkſamkeit auf die mündlichen Lehren ſeines Lehrers *Hildy*, unter deſſen Leitung die Kranken behandelt wurden.

Daſs jede Fleckfieberepidemie eine Behandlung erfodere, wie die hier angeführte, wo ſich beſonders ausleerende Mittel und Mercur ſehr nutzlich erwieſen, bezweifeln wir, geſtützt auf fremde und eigene Erfahrungen; wollen aber übrigens die Zweckmäſsigkeit dieſer Heilmethode in der von dem Vf. beobachteten Epidemie keineswegs dadurch ableugnen. Überhaupt wird es in der Folge immer deutlicher werden, daſs epidemiſche Verſchiedenheiten bey dieſer Krankheit auch Verſchiedenheiten in der Behandlung derſelben nöthig machen, und daſs aus dieſem Grunde die Acten über dieſelbe noch lange nicht für geſchloſſen anzuſehen ſind, obſchon manches Treffliche darüber erſchienen iſt. Hbm.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

GESCHICHTE.

Duisburg u. Essen, b. Bädeker: *Beytrag zur Bestimmung der Grenzen zwifchen den Franken und Sachfen der Vorzeit.* Von *Pet. Fr. Jof. Müller*, Interims-Landrichter und Lehnkammerdirector (zu Werden?). 1804. 95 S. (ohne Vorrede und Dedication) 8. (10 gr.)

Jeder Verfuch zur Aufhellung des in manchen Feldern noch fo dunkeln deutfchen Alterthums mufs uns, wenn er nur einigermafsen mit kritifchem Blick begonnen wird, fehr fchätzbar feyn. Befonders bedarf die Geographie der älteften und mittleren Zeiten, trotz der vielen Anftrengungen braver Männer, noch einer vorzüglichen Hülfe. Die mittlere um fo mehr, da feit *Beffel* das Allgemeine diefes Faches nicht bearbeitet, und die vielen vortrefflichen feitdem erworbenen Aufklärungen einzelner Theile noch nicht in ein Ganzes verfchmolzen find. Schon defshalb mufs fo Manches zu berichtigen feyn, was bey einer unternommenen Bearbeitung des Ganzen bald als fehlerhaft anerkannt feyn würde. Es leidet daher keinen Zweifel, dafs die Unterfuchung eines fo wichtigen Punctes, als die Grenze zwifchen Sachfen und Franken war, die zur richtigen Würdigung fo mancher fpäteren gefchichtlichen und rechtlichen Fragen beyträgt, Anfprüche auf unferen Dank machen kann. Der Vf. hatte gegen die preuffifchen Anfprüche auf die Landeshoheit über Werden vor einigen Jahren eine Vertheidigung herausgegeben, in welcher er auch, um den Satz, dafs Werden ein Theil der Grafichaft Mark fey, zu entkräften, behauptet hatte, diefe Abtey fey ripuarifch-fränkifch, die Mark fächfifch gewefen. Ob diefer Umftand zur Entfcheidung des Streits beytragen könne, mag hier unerörtert bleiben; genug diefer Satz leitete den Vf. auf eine Unterfuchung der Grenzen der Franken und Sachfen in ihrer ganzen Ausdehnung; die Refultate davon, die er felbft nicht für völlig befriedigend ausgiebt, liegen jetzt vor uns. Der Fleifs des Vfs., feine Combinationsgabe, fein Beftreben, den Vorfatz genügend auszuführen, feine Kenntnifs des deutfchen Alterthums find unverkennbar, und verdienen alle Aufmunterung. Sein Werk ift das vollftändigfte, das wir über diefen Gegenftand befitzen; es enthält eine Reihe richtiger aufgeftellter Behauptungen, giebt neue Anfichten, und ift felbft dadurch intereffanter gemacht, dafs die neuefte Zeitgefchichte Vergleichungen hergeben mufste. Auch verbreitet fich daffelbe (was freylich auch von einer doppelten Seite genommen werden kann) über manche Gegenftände, auf welche diefe Unterfuchung beyläufig führte; z. B. Beftimmung der verfchiedenen Grafen Wigmann, des Gau Moilla, der Theilungen von 843 und 870, der Gefilde, auf denen Chlodowig die Alemannenfchlacht gewann. Bey allen diefen unverkennbaren Vorzügen und dem Lobe, das einzelnen Theilen willig zugetheilt wird, findet Rec. dieles Werkchen dennoch im Ganzen leinen Ideen nicht aufprechend. Und diefs aus mancherley Urfachen. Denn erftlich hat der Vf. den Plan deffelben nicht vollftändig genug, nicht mit ganz umfaffender Einficht angelegt, feinen Hypothefen etwas zu unbedachtfam nachgegeben, und feine Gründe nicht immer hinlänglich abgewogen, oft auch zu beftimmt über das, was fich nur muthmafslich angeben läfst, abgefprochen, und die aufgeftellten Gründe und Beweife nicht hinlänglich geordnet, oder ihnen immer die Stelle angewiefen, auf der allein eine vollftändige Wirkung derfelben zu erwarten war. Man mufs alfo diefes Werk mit Vorficht gebrauchen. Wer mit der Gefchichte der hier in Betracht kommenden Landftriche vertraut ift, ftieht leicht ein, dafs eine völlig feftbeftimmte Grenze erft fehr fpät entftehen konnte, und dafs ile in langen Zeiträumen, wenn ile auch zwifchendurch einmal genauer abgeftecht war, fchwebend und unzuverläffig bleiben mufste. So wenig als fich am rechten Niederrhein eine fefte Grenze der römifchen Herrfchaft zeichnen läfst, indem diefe abwechfelnd bald kürzer bald weiter fich ins Land erftreckte: eben fo wenig trifft man fie bey den nachher gebildeten grofsen Vereinen der Franken und Sachfen. Die verfchiedenen Zeiten müffen hier wichtige Veränderungen darftellen. Als zuerft die Franken auftanden, als ile den Rhein überfchritten und im römifchen Gebiete neue Herrfchaften gründeten: waren in ihrem Bunde viele Völker, die bald nachher zu den Sachfen traten. Je nachdem das augenblickliche Intereffe es erheifchte, mag diefer oder jener Stamm der einen oder der andern Maffe fich zugefellet haben. Aber auch als die Befandtheile eines jeden (und auch des dritten friifchen) Vereins feiter verbunden waren, als die Franken weit umher fich die Völker unterwarfen, und das Sachfenland mit ihrem Gebiet umfchloffen: entfchied über diefen und jenen Landftrich an der Grenze das unbeftändige Schickfal unaufhörlicher Kriege; und es giebt die Natur der Sache, dafs durch

Digitized by Google

Gewalt und Vertrag die Grenzen sich stets veränderten. Auch mochte die durch Karl den Grosen aufgehobene Scheidung abermals schwebend werden, als dessen Enkel die Reiche wieder trennten, und der eine mit fränkischen Provinzen Alles beherrschen wollte, was halb oder sehr zweifelhaft (wovon alte Leute noch Kunde haben konnten) fränkisch gewesen war; der andere aber aus eben dem Grunde, und weil er vielleicht den Vertrag mehr für sich oder den dunkeln eben so gut zu seinem Vortheil auslegen durfte, diese Striche Ostfranken zusprach. Daher kann man die Grenze wohl als eine immerfort schwebende ansehen, und wir vermögen nicht für einen bestimmten gröseren Zeitraum den Lauf derselben mit Sicherheit anzugeben. Von einer Genauigkeit, wie die Beendigung unserer Territorien nachgewiesen werden kann, ist vollends keine Rede; nur ungefähr läst sich der Gang der Linie verfolgen, welche Franken und Sachsen schied. Deshalb mußte der Vf. sein Werk mit einer Geschichte dieser Grenze im Allgemeinen beginnen, das Unsichere in der Bestimmung derselben darstellen, und mit der Idee des Schwankenden und stets Veränderlichen zu einer speciellen Nachweisung der einzelnen Theile, wo sie durchgeschnitten haben muß, übergehen. Dieß ist alles unterlassen. Ohne irgend ein Wort vorauszuschicken, wodurch die Leser, als von einem das Ganze überragenden Standpuncte, die Flur übersehen könnten, in welche sie jetzt geführt werden, finden sie sich auf einmal an Frieslands Ende, und von da fängt der Vf. gleich ohne Weiteres seinen Grenzzug an, und geleitet den Leser alsbald zu mühseligen Pfaden, deren Lage sie nicht auffinden können, wo sie unsicher umhertappen. Über die Verhältnisse des Sachsen- und Friesen-Bundes und des Frankenreichs unter einander, über das, was aus der Geschichte dieser Stämme vor und nach Entstehung und Festsetzung der Bünde auf diese Untersuchung Einfluß hat, wodurch so Manches sich hätte aufhellen und deutlicher machen lassen, was wenigstens kurz angedeutet zu werden höchst nothwendig für den Leser war, finden wir keine Nachweisung, keine Notiz. Rec. ist überzeugt, hätte der Vf. eine solche Einleitung ausgearbeitet, und die dann nothwendig sich darstellenden Ideen, die Thatsachen (von seiner Belesenheit und Kenntniß dieser Zeiten ihm ganz gewiß vorgelegt), wie sie dann aufs Neue und mit frischen und unverdunkelten Farben seinen Blicken vorschwebten, aufgefaßt: er würde gewiß von dem Schwankenden der Grenze und mithin von einer anderen Weise, diesen Gegenstand zu bearbeiten, überzeugt worden seyn. Dagegen unterscheidet der Vf. bey allen den Sätzen, welche er aufstellt, nicht einmal den Zeitpunct; nie verflucht er in den verschiedenen Zeiten, worin anscheinend widersprechende Zeugnisse abgegeben sind, das Mittel ihrer Vereinigung zu finden. Denn vom ersten Anfang an soll diese Markung gerade so gelaufen seyn, wie sich irgend einmal die am weitesten vom Rhein entlegenen Abschnitte finden. Daher ist es denn gekommen, daß so manche Sätze unhaltbar geworden sind, weil sie sich auf Stützen lehnen, welche so weit nicht reichen. Ohne diese Ansicht würde der Vf. sicher nicht gesucht haben, viele Beweise aufzuhäufen, um einen Landstrich fränkisch zu machen. Auch ein anderer grofser Fehler möchte dann wohl vermieden seyn, der, die aufgesuchte Grenze, nach den jetzigen Ländermassen, die sich an der ehemaligen Grenze nun gebildet haben, zu bestimmen, etwas, was als durchaus verwerflich Jedem, der die Geschichte unserer deutschen Territorien kennt, erscheinen muß. Die alte Grenze zwischen Friesen, Franken und Sachsen sollte in die jetzigen Grenzen der Lande Hadeln, Kedingen, Grafschaft Oldenburg, Bentheim, überall eingefallen seyn? Das hätte der Vf. beweisen müssen; so ist es nicht wohl glaublich. Überhaupt vermißt man oft sehr unangenehmer Weise schärfere geographische Bestimmungen. Gleich §. 1, wo Friesland als fränkisches Territorium angenommen wird, ist unerörtert geblieben, was der Name Friesland umfassen soll, etwa den Friesenbund nach seiner gröfsten Ausdehnung? Rec. zweifelt nicht, daß im Allgemeinen die hier untersuchte Grenzlinie zu irgend einer Zeit ungefähr da gelaufen haben mag, wo der Vf. sie findet, nur nicht für beständig in dem langen Zeitraume von Entstehung des Frankenbundes bis nach der Zertrümmerung des Herzogthums Lothringen, der Bildung unserer Territorien und der dadurch bewirkten Endigung der älteren deutschen Provincialverfassung, und der ohne Rückficht auf alte Herzogsprengel erfolgten Emporhebung aller freyen Territorialbesitzer bis unmittelbar unter den König; auch nicht auf allen ihren Puncten so fest bestimmt, wie unsere mit Graben, Schneidebäumen und Steinen verfestigten Marken. Da diese Darstellungen und Bestimmungen fehlen: so bleibt blos noch übrig, wie der Vf. nach seinem Plane dieses Thema durchgeführt und seine darüber aufgestellten Ansichten und Behauptungen begründet hat. Unseres Bedünkens liefse sich wohl des Vfs. Vorsatz mit mehr Überzeugung und auch vollständiger darstellen und beweifen. Man dürfte wohl noch Gründe finden, welche der Vf. wenig beachtet hat. Dahin gehört vornehmlich die Sprache, die zur Entscheidung viel beytragen kann, obgleich auch sie keine schneidende Trennung nach ihrem jetzigen Zustande gewährt, indem auf den Berührungspuncten bald das Sächsische, bald das Fränkische aus mancherley Ursachen vertauscht und verändert worden seyn kann. Auf diesen Beweis, der freylich eine genaue Kenntniß des heutigen Zustandes dieser alten Trennungslinien voraussetzt, hat der Vf. sich wenig eingelassen und nur einige Mal darauf hingezeigt. Mit vollem Recht hat er auf die Grenzen des Landes nach der kirchlichen Verfassung manche Aufmerksamkeit gewendet, und von dieser auf die politische geschlossen: ein bekanntlich sehr erprobtes Mittel. Aber auch hier scheint es uns, als sey der Vf. auf halbem Wege stehen geblieben; wir hätten diese Quelle stärker benutzt zu sehen gewünscht. Doch auch dieses Hülfsmittel erfodert Vorsicht. Die Stifter der linken Rheinseite waren zu-

Digitized by Google

gleich Miſſionsanſtalten für das rechte Ufer, und ihr Sprengel auf dieſer Seite unbegrenzt; ſobald daher hier eine Zahl Chriſten erworben, durch angelegte Bethäuſer und angewieſene Pfarrbezirke feſter Fuſs gefaſst war: erweiterten ſich allmählich die Sprengel, aber nicht auch zugleich die fränkiſche Herrſchaft. So waren die Sprengel, die vor Karls Erwerbung des Sachſenlandes einen Theil dieſer Fluren begreifen mochten, ebenfalls vielen Abänderungen in ihrer Ausdehnung ausgeſetzt, und da, wo ſie ſich im heidniſchen Lande feſtgeſetzt hatten, ſind ihnen, als Sachſen in Biſthümer und Archidiakonate eingekreiſt wurde, ihre älteren Rechte geblieben. Mit voller Zuverläſſigkeit läſst ſich alſo von der Angehörung zu einem Sprengel, deſſen Kathedrale am linken Rheinufer lag, kein Schluſs auf frühe Einverleibung in den fränkiſchen Staat machen. Bedäuerlicher, als die unterlaſſene vollſtändige Benutzung dieſer Quellen, iſt wohl die Nachſicht, mit welcher der Vf. für ſeine Hypotheſe gearbeitet zu haben ſcheint, und die deſshalb nicht gehörig erfolgte Prüfung deſſen, was er für dieſelbe zuſammengetragen und aufgefaſst hatte, was vielleicht auf Rechnung des mit zu groſser Eile niedergeſchriebenen und abgedruckten Werkes zu ſetzen iſt. Hie und da kommt man in Verſuchung, zu vergeſſen, daſs ein geſchichtliches Werk vor uns liegt; man wird unwillkührlich vermocht, mit juriſtiſchen Deductionen Parallelen zu ziehen. Die öfters hervorſpringenden politiſchen Bemerkungen, die mehrmals durchſchimmernde Vorliebe für Werden (dem auch im neuen königlichen Titel eine höhere Stelle angewieſen wird), leihen ſolchen Vermuthungen Stützen. Nur dann können Hypotheſen ihr Glück machen, wenn die für ſie aufgeſtellten Gründe von hoher, einleuchtender Evidenz ſind; Zweifel daran führen gewöhnlich zur Zerſtörung derſelben. Dieſe Vorzüge können wohl die Vermuthungen des Vfs. und die für ſolche gegebenen Beweiſe nicht anſprechen; wie viel ſich gegen dieſe einwenden läſst, wollen wir an einigen Beyſpielen zeigen. Von §. 4—12 beſchäftiget ſich der Vf. mit dem Gau Hamaland (Zütphen), und ſucht zu beweiſen, er ſey kein ſächſiſcher, ſondern ein fränkiſcher Gau geweſen, folglich liege er an der linken Seite der aufgeſtellten Grenze. Der erſte Beweis (S. 23), aus der Anweiſung eines Theils des Reichs Ludwig des Frommen an Karl im J. 837 (nach Nithard und den Annal. Bertiniani) hergenommen, erlaubt aber eben ſo gut, dieſen Gau als von Sachſen abgeriſſen und zu des begünſtigten Prinzen Karls Portion gelegt zu halten. Allein eine nähere Anſicht der Alles beſtimmenden Worte aus Nithard (l. 1, S. 88 *ed. Kulpis — Schilter*) und den Annal. Bertin. läſst groſse Zweifel entſtehen, ob der Gau Hamaland gemeint ſey. Denn Erſterer ſagt, Karl habe erhalten: „*a mari per fines Saxoniae, usque ad fines Ribuariorum, totam Frisiam, et per fines Ribuariorum comitatus Moilla, Haeccraham molant* (der Vf. lieſt: *Haet, Chahamolant*), *Maſagobbi.*“ Die Bertin. laſſen die durchſchoſſenen Worte aus. Daſs die Namen verderbt ſind, thut freylich zur Sache nichts, da ſich dieſer Fehler zu häufig findet. Allein die beiden Schriftſteller beobachten bey ihrer Aufzählung eine geographiſche Ordnung, ſie fangen vom Meer an. Von Meer an längs den ſächſiſchen bis zu den ripuariſchen Grenzen erhielt Karl die daran entlang liegende Provinz Friesland, längs den Grenzen Ripuariens aber die Graffſchaften Moilla, Hamaland; ſo erklärt der Vf. ſelbſt ſehr richtig dieſe Stelle S. 56 ff. Lag denn aber Hamaland an den ripuariſchen Grenzen? nicht vielmehr an der ſächſiſchen? Es müſste alſo entweder unter Friesland begriffen, oder beſonders genannt ſeyn, wenn wir annehmen ſollen, daſs dieſer Gau zu Karls Portion geſchlagen worden. Nun ſehe man aber, wie die Graffſchaften an der ripuariſchen Grenze aufgezählt werden. Hamaland wird vor den Maasgauen genannt, und, wenn wir dem Vf. folgen, auch Hattuarien (ſo erklärt er die verdorbene Stelle). Wie käme er dahin? wie von der ſächſiſchen Grenze auf einmal an die Maas? Höchſt wahrſcheinlich iſt demnach hier nicht der Gau Hamaland, ſondern ein anderer gemeint, deſſen Name zu verdorben iſt, um ihn herauszurathen, oder der uns noch ganz unbekannt iſt. Er müſste alſo zwiſchen Hattuarien und den Maasgauen, ſo wie oberhalb jenem Moilla, geſucht werden. Es iſt wohl ein Gedächtnisfehler, wenn der Vf. §. 9 ſagt: 837 ſey das Reich Ludwig des Fr. unter ſeine Söhne getheilt, Karl habe den angedeuteten Strich, Ludwig Sachſen bekommen. Nur an Karl wurde vom Vater ein Theil abgetreten, die übrigen erhielten dieſes Mal keinen Antheil, und Ludwig ſollte, wie es aus den folgenden Thatſachen erhellet, nur Baiern haben. Sachſen ſcheint, als kurz darauf Lothar mit Karl „*omne regnum absque Bajoaria diviſit et a Moſa partem auſtralem elegit* (Nith. 1, S. 89), zu Lothars Portion gekommen zu ſeyn. Erſt nach Wegräumung der eben angegebenen Umſtände kann alſo dieſer Beweis als vollgültig angenommen werden. „*Zweytens*, ſagt der Vf., *wurden Werden 855 Güter im Gau Hamaland geſchenkt, deren Übergabe nach fränkiſch-ſaliſchen, ripuariſchen und friſiſchen Geſetzen, nicht nach ſächſiſchen, erfolgte; daher kann Hamaland kein ſächſiſcher Gau geweſen ſeyn.*“ Da aber nach des Vfs. Meinung ſo verſchiedene Rechte im Hamaland galten, von denen man, wie man Luſt hat, auf Angehörung zu Franken, Ripuarien oder Friesland ſchlieſsen kann, und welche dieſen Landſtrich wenigſtens als einen ſehr vermiſchten ankündigen würden: ſo giebt eben dieſer Umſtand keinen ſtringenten Beweis, daſs nicht auch ſächſiſches Recht darin gegolten habe. Wir werden gleich ſehen, daſs die Sache ſich etwas anders verhält. Da auch der Gau Hamaland auf beiden Seiten der Iſſel und des Rheins lag und ſich bis an die Süderſee hin und in Gegenden erſtreckte, über welche wenig Streit iſt, wenn man ſie nicht zu Sachſen rechnet, und daher der Einwurf hätte gemacht werden können, daſs von Gütern, die offenbar im altfriſiſchen Gebiete lagen, und ihr altes Recht, auch wenn ſie geographiſch, wovon hier nur allein

Digitized by Google

die Rede ist, zu Sachsen geschlagen wurden, beybehalten mussten, kein Schluss auf das Ganze und die näher an Sachsen grenzenden Theile des Gaues gemacht werden dürfe; so glaubte der Vf. wahrscheinlich, wenn diese Urkunde von einigem Einfluss in diesen Streit seyn sollte, den Beweis führen zu müssen, dass die übergebenen Güter am linken Ufer dieser Flüsse lägen. Das unternimmt er denn auch, indem er dazu die der namentlichen Aufzählung der Zeugen vorgesetzte Einleitung benutzt, worin es heisst: „*nomina testium, qui in orientali ripa Rheni fluminis constituti esse noscuntur.*" An und für sich würde diese Bezeichnung gar nichts beweisen, denn wer hat wohl behauptet, dass man zu Zeugen nur Comprovincialen, auch nur vorzugsweise, genommen hätte, und dass man von dem Vaterlande der Zeugen auf den Boden der Grundstücke, worüber verfügt wurde, schliessen könne? Zweytens ist es ja auch noch nicht so ausgemacht, dass dergleichen gerichtliche Verhandlungen beständig nach den in dem Landstriche, worin ein Grundstück lag, herrschenden Gesetzen, und nicht vielmehr auch oft nach dem Rechte geschahen, zu welchem sich der eine Besitzung abtretende Contrahent, vermöge seiner Geburt, seiner Wahl, bekannte, und nach welchem er auch seine Güter beurtheilte. Dann lässt sich aus einer solchen einzelnen Schenkung keine Folgerung auf das Recht einer ganzen Landschaft ziehen, noch viel weniger aber hieraus ein fernerer Schluss auf Landesgrenzen. Aber es ist aufserdem höchst wahrscheinlich, dass die hier angeführte Urkunde, welche *Kindlinger* (*Münst. Beytr.* B. 2. Urk. S. 19) nicht vom Original, sondern aus einem Copiarium des 12 Jahrh. nahm, in welchen Sammlungen man bekanntlich Zeugen und Jahrzahlen oft genug wegliefs und an dem blossen Factum sich begnügte, am Ende mangelhaft sey. Diess zeigt der Eingang dieser Zeugenaufzeichnung, der nur dann Sinn hat, wenn auch *nomina testium, qui in occidentali ripa Rheni c. e. n.* folgen. Diese dürften also weggelassen seyn. Ihre Mangelhaftigkeit zeigt die Urkunde selbst, indem wir wenige Zeilen vorher lesen: „*haec sunt nomina testium, qui hanc traditionem secundum leg. ripuar. fieri viderunt,*" deren Namen aber ganz fehlen, wie wahrscheinlich im Original auch solche aufgeführt sind, welche die *tradit. sec. leg. Salicam et Frisionum* bezeugen konnten. Nun sollten eine Menge andererer diefs- und jenseits des Rheins folgen, wovon aber nur die diefsseitigen übrig geblieben sind.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

KURZE ANZEIGEN.

Geschichte. *Dorpat*, b. Grenzius: *Skizze einer Geschichte der Stadt Dorpat.* Entworfen von *Friedr. Dav. Lenz*, Oberpastor in Dorpat. Nebst einem Anhange, der die Allerhöchste kaiserl. Constitutions-Acte für die hiesige kaiserl. Universität, ingleichen die Ukasen — — enthält. 1803. 96 S. 8. In 5 Perioden theilt der Vf. diese Geschichte; doch nicht, wie man fodern könnte, nach den merkwürdigsten Ereignissen, sondern blofs in Hinsicht auf die jedesmaligen Oberherren, nämlich die frühesten russischen, die bischöflichen, polnischen, die schwedischen, und endlich die jetzigen russischen. Dabey folgt er blofs den bekannten dasigen Annalisten, ohne sich in Untersuchungen oder Erörterungen einzulassen. Nur eine Angabe S. 6 scheint ihm anzugehören; wenigstens erinnert sich Rec. nicht, sie irgendwo gelesen zu haben. Die Ehsten, als die bekanntesten ältesten dortigen Einwohner, nennen die Stadt *Tarto Liles*, welches unser Vf. der Tartaren-Stadt übersetzt; denn er meint, die Ehsten möchten wohl etwas von den Einfällen der Tartaren in Rufsland gehört, und diese mit den Russen für Ein Volk gehalten haben. Aber hier irrt er. Denn ohne zu erwähnen, dass sich die Angabe gar nicht beweisen lafst, und wie aus der Luft genommen da steht: so heifst das Volk, welches den ehstnischen Namen soll veranlafst haben, nicht Tartaren, sondern Tataren; auch waren es nicht diese, sondern Mongolen, die in Rufsland einfielen; überdiefs erfolgten die Einfälle lange nach der Erbauung der Stadt, welche unstreitig schon von ihrem Anfange an einen Namen mufs geführt haben. Warum sollte auch der Ehste, wenn er von jenen Einfällen etwas gehört hätte, die Tataren mit den Russen verwechseln? Die Letzteren waren seine Oberherren, nicht jene. Über den deutschen Namen seiner Stadt giebt der Vf. gar keinen Bescheid; auch hat er nicht einmal den russischen richtig dargestellt. — Die auf dem Titelblatte erwähnte Constitutions-Acte heifst S. 63 richtiger die Fundations-Acte. Sie und die darauf folgenden Ukasen wegen der neuen Organisation der Schulen, als bey weitem die wichtigsten Stücke im gegenwärtigen Büchelchen, sind schon aus anderweitigen Nachrichten genugsam bekannt. H. *OP.*

Vermischte Schriften. *Leipzig*, b. Rein und Compagnie: *Eugenia und Mathilde, oder Denkwürdigkeiten der Familie des Grafen von Revel.* Von der Vfn. der Adele de Senanges. Ein Gemälde nach dem Leben, übersetzt von *J. D. Mutzenbecher.* 1812. Zwey Bändchen v. 306 u. 294 S. 8. (2 Rthlr. 6 gr.) Der französische Ursprung des Buches verräth sich weniger in der Übersetzung, die sehr fliefsend ist, und sich gut lesen lässt, als in der Auffassung und Darstellung der Begebenheiten. Das Umständliche, Manierte, Empfindsame, das den französischen Romanen so eigen ist, findet man auch hier wieder, aber sehr gemildert: denn die Vfn. ist offenbar eine geistreiche Frau. Der Zusatz: „ein Gemälde nach dem Leben," mag eine Bedeutung und eine Bestimmung haben, welche er wolle: als ein trügerisches Aushängeschild ist er wenigstens nicht zu nehmen. Die Vfn. hat Kenntnifs vom Leben, und sieht bisweilen tief in dasselbe. Dass in ihren Aufserungen hie und da Übertreibungen vorkommen, die der von seinem Original unbefangene Übersetzer zum Theil selbst angezeigt hat, ist ein Fehler, den man ihr um so lieber zu gute hält, weil er ein für die Sache der Tugend sehr erwärmtes Herz verräth. Der Periodenbau hat mitunter etwas Schwerfälliges, z. B. Th. 1, S. 34: „Von den Klagen Mathildens verfolgt, niedergebeugt durch die Thränen seiner Gattin, und überdrüssig der ewigen Vorwürfe der Frau von Couci, die nicht aufhörte, ihm vorzurücken: „dass, wenn er Mathilden gewöhnt hätte, ohne Widerrede zu gehorchen, sie jetzt, wie Ernestine, ohne weiter darüber zu grübeln, sich verheirathen lassen würde" (und doch verrieth diese, als Muster aufgestellte Ernestine nie eine zärtliche Gesinnung für ihren Vater, zeigte nie ein Herz, dem das seinige sich hätte hingeben mögen), „verliefs Herr von Revel eines Morgens, mehr wie je bedrückt, das Haus." Bha.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

GESCHICHTE.

Duisburg u. Essen, b. Bädeker: *Beytrag zur Beſtimmung der Grenzen zwiſchen den Franken und Sachſen der Vorzeit.* Von *Pet. Friedr. Joſ. Müller* u. ſ. w.

(*Fortſetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recenſion.*)

Doch es giebt noch einen Grund, weſshalb die Zeugen von der Oſtſeite des Rheins keinen Beweis für die Angehörung des Gaues Hamaland zu Franken abgeben können, wenn auch die Urkunde unverſtümmelt ſo lautete, wie ſie vor uns liegt. Nicht bloſs Übertragung von Gütern im Gau Hamaland ſollen dieſe Zeugen beurkunden: nein, auch von Gütern in den Gauen Batue, Velua, Flettethi, von denen keine Frage iſt, daſs ſie friſiſch waren, und in noch mehreren anderen ausdrücklich *friſiſch* genannten Gauen. Der Beweis beweiſt alſo zu viel, und mithin gar nichts. Aus der Urkunde ſelbſt läſst ſich auch zeigen, bey allen Schwierigkeiten, welche ſie darbietet, daſs die von Folker geſchenkten Güter am weſtlichen Rheinufer lagen. Wenn auch im ganzen Gau Hamaland ſaliſche, ripuariſche, friſiſche Geſetze (denn es liegt nun zuvörderſt dem Vf. ob, bey dieſen verſchiedenen Landrechten, nach welchen die an Werden geſchenkten Güter übergeben wurden, und nach der verſchiedenen Lage dieſer Güter zu beſtimmen, welches von dieſen dreyen im Hamaland gegolten hat) beobachtet ſind: ſo folgt doch daraus das noch nicht, was der Vf. wünſcht. Der Gau kann zu Sachſen geographiſch-politiſch gehört, und doch in ihm fränkiſches Geſetz gegolten haben. Nur unter dieſer Bedingung könnten die Bewohner dem Sachſenland ſich angeſchloſſen haben, zu Sachſen geſchlagen, dort eingewandert ſeyn. Nicht das Privatrecht war ja das Band, welches die Einwohner verſchiedener Landſtriche in einen Staatskörper verband. — Der folgende Grund (S. 29) iſt noch weniger erheblich. Er beſteht darin: Heinrich IV, als er Freden an den Erzbiſchof Liemar von Bremen übertrug, und dieſes Stift in den Gau Weſtphalen ſetzte, auch dabey des Gaues Hamaland gedachte, worin das auf eine ähnliche Weiſe früher von ihm verſchenkte Elten lag, habe nicht erwähnt, daſs dieſes Hamaland ein Theil des gröſseren Gaues Weſtphalen ſey. Zuvörderſt muſs der Vf. beweiſen, daſs der *Gau* Weſtphalen alle die Gaue unter ſich begriffen habe, in welche die Provinz Weſtphalen (als Gegenſatz von Oſtphalen, Engern) vertheilt war. Dieſes möchte etwas ſchwer fallen, und Rec. iſt überzeugt, daſs dieſer Beweis nicht geführt werden wird. Nur gebe man das nicht für einen Beweis aus, wenn menſchlicher Unvollkommenheit der kaiſerliche Secretär oder Canzelliſt untergelegen hat, und daher ein Ort unter mehreren Gauen vorkommt, oder Veränderungen vorgegangen ſind. Hat aber der in der Provinz Weſtphalen liegende Gau Weſtphalen den Gau Hamaland nicht unter ſich begriffen: ſo kann aus der Nichtangabe dieſes nicht exiſtirenden Verhältniſſes kein Schluſs auf die Zubehörung Hamalands zur Provinz Weſtphalen gemacht werden. — Die *terra inferior*, worin zum Theil Biſch. Meinwerks Erbgüter lagen, war ein Ausdruck des gemeinen Lebens, der keine beſtimmten Grenzen kannte, und hier alſo keinen Einfluſs hat. — Gegen dieſe Gründe *für* läſst ſich alſo Manches einwenden; wir müſſen uns aber auch mit den Zweifeln beſchäftigen, welche der Vf. aufgeſtellt und zu beſeitigen geſucht hat. Der erſte Einwand iſt aus der Geſchichte der Stiftung des Kloſters Elten genommen, weil Adela, die Tochter des Gründers Wigmann, ihres Vaters Schenkung *nach ſächſiſchem* Recht annulliren wollte (*quod ſec. Saxon. leg. absque ejus conſenſu — nullam potuiſſet facere traditionem*). Hiegegen erwiedert der Vf.: Adela habe nicht dieſe Stiftung auf fränkiſchem Boden zu vereiteln geſucht, ſondern nur die derſelben mit zur Ausſteuer gegebenen *ſächſiſchen* Güter gemeint; ſie habe einen anderen Groſsen, *einen Sachſen* genannt, ein offenbarer Beweis, daſs ſie eine Frankin geweſen ſey. Aber nicht zu rechnen, daſs das klarſte Recht dann verlieret, wenn man zu ſolchen Mitteln ſeine Zuflucht nimmt, wie der Vf. (S. 9, N. 1) thut, wo er, ohne irgend einen anderen Grund, als ſeine Hypotheſe, zu haben, vermuthet, in der Urkunde *Otto* 3 von 997 möge vielleicht *ſec. leg. Salicam ſt. Saxonicam* ſtehen: ſo iſt auch die Behauptung des Vfs. nichts weniger als richtig: „Allein Adela konnte *unmöglich* die im Gau Hamaland gelegenen Güter, z. B. Elten, ſelbſt beziehen, ihre Abſicht *konnte* vielmehr nur auf die *wirklich ſächſiſchen* Güter gehen, gleich wie ſie denn auch nicht alle Güter, ſondern nur einen Theil davon zurück verlangte.“ Sie foderte freylich nur „*quandam hereditatis jam traditae* (*Eltenae*) *partem*,“ das heiſst aber nicht beſtimmte Güter, dieſes oder jenes Stück der Erbſchaft, ſondern der Theil des Ganzen, den ihr nach damaligen Rechten der Vater von ſeinem Vermögen laſſen muſste, ihre Erbquote, denn

Digitized by Google

auch ihrer Schwester, der Äbt. Lutgard, mußte die ihrige bleiben. Mußte nicht auch der Vf. die sächsischen, allein hier gemeint seyn sollenden Güter nachweisen? und warum ist es unmöglich, daß Elten selbst und unter fränkischem Recht liegende Güter angesprochen sind? ersteren etwa die Tochter nach salischem Rechte des sohnlosen Vaters Erbgüter nicht? Überdiess sagt ja auch Otto III in der gedachten Urkunde selbst: (Adela) „*totam patris sui donationem produxit in errorem*;“ ließe sich das wohl sagen, wenn das Kloster selbst unangetastet blieb, nur ein Theil der geschenkten Güter zurückverlangt wurde? Ja in der Sühne selbst: *Baldericus, maritus Adelae, sua — suaeque conjugis manu contradidit ad ipsum monasterium in imperiale mundiburdium, et — cum festuca semel ab eodem exivit praedio*; wie konnte Balderich das, wenn seine Frau keine Ansprüche an Elten gemacht hatte? wie konnten sie Handlungen vornehmen, welche nur dem Eigenthümer zustehen? Bekam Adela nicht endlich für den Anspruch auf die väterlichen Güter vom Kloster andere? zeigt nicht die Folge, wo nach Otto III Tode Balderich Elter wieder in Besitz nahm, den auf Elten selbst und den väterlichen Nachlaß überhaupt gemachten Anspruch? Zum Beweis, daß Adela nur die sächsischen Güter gemeint habe, und daß sie Frankin gewesen sey, und auf *fränkischem Boden* gewohnt habe, führt der Vf. den *Alpertus de diversf. temp.* (*ap. Eccard corp. h. med. aev.* I, 107) an, wo die Adela einen Grafen Wigmann *Saxonem ipsum* nennt. Dieser Ausdruck kann aber eben so gut Sachsen im Gegensatz des Franken, als specieller im Gegensatz des Westphalen andeuten, und Wigmann gehörte zu dem ostphalensischen Geschlechte der sächsisch-billung'schen Herzoge, vergl. *Alpertus* 105. Diese Bezeichnung bedeutet höchstens, daß Adela eine Nichtsachsin von Geburt war, aber nicht das Geringste für die Nichtangehörung Eltens und Hamalands an Sachsen. Ohne Sachse zu seyn, konnte man Güter in Sachsen besitzen. Da sie aber Elten, wie vorher gezeigt ist, vornehmlich ansprach, und durch sächsische Rechte diese Besitzungen des Vaters zurück zu erlangen hoffte: so dürfte diese Berufung auf Sachsenrecht bey der Bestimmung der Lage Eltens von Erheblichkeit seyn, da sich, weil die Sache nicht rechtlich unterschieden ist, nicht mehr ausmachen läßt, in wie weit dieser Grund nur herbeygeholt wurde, um die reiche Erbschaft zu retten. Rec. will auch gar nicht darauf aufmerksam machen, daß es ehemals frey stand, nach irgend einem der gewöhnlichen Gesetze zu leben, und selbst diese mehrmals zu vertauschen. So konnte Adela nach ihrer Verbindung mit dem Lotharinger Balderich das väterliche sächsische Recht gegen das fränkische vertauscht haben. — Ein anderer Einwurf ist aus *Sigebert* (von Gemblours) Leben B. Dietrich von Metz hergenommen, welcher von diesem sagt, er sey *ex pago Saxoniae Hamaland comite Everardo patre* geboren. Auch dieses Zeugniß ist nichts weniger als entkräftet. Denn der Vf. kann dagegen nichts anführen, als, es sey nichts Ungewöhnliches, wenn besonders *entfernte Schriftsteller* Verwechslungen dieser Art vornehmen; *Sigebert* sey der Mann auch nicht, auf dessen Autorität hin man diesen Umstand glauben müsse, dieß beweise schon der Fehler, daß es zu der Zeit einen Grafen Eberhard im Hamaland gegeben habe, denn diese Würde habe Wigmann geführt. Der erste Grund kann nur dann als eine Folgerung zur Verstärkung hinzutreten, wenn durch andere Beweise die Evidenz des Gegentheiles gezeigt ist, welches hier doch wohl nicht der Fall seyn dürfte. Der zweyte ist auch unerheblich; und wenn gleich, wie der Vf. eine Autorität anführt, *Sigebert* in seinem gröseren Geschichtswerk, oder den kleineren Abhandlungen „*antiquitatum Francicarum non satis distinguens tempora, aliis viris — praecipit in errores nec leves nec paucos*“: was schadet das dieser Angabe? Hier waren keine Antiquitäten zu erzählen, wo er älteren Legenden und Sagen nachfolgen mußte; hier war er auch nicht dem Ort nach so sehr entfernter Schriftsteller (Gemblours zwischen 20 und 30 Meilen), und er lebte auch in Zeiten, wo die Gauverfassung noch bestand, was hier wohl sehr in Betracht kommen dürfte, die überhaupt in den Gegenden, wovon hier die Rede ist, bis auf uns ihre Ruinen herabgebracht hat, er lebte den Zeiten, die er in diesem Leben beschrieb, so nahe, daß er von Augenzeugen seine Nachrichten schöpfte. Dann hat *Sigebert* endlich, so viele Fehler er auch in den früheren Zeiten zu unterlassen nicht vermögend war, in den späteren eben so viele Vorzüge, welche ihn uns so höchst schätzbar machen. Was nun den letzten Grund betrifft: so scheint wohl die irrige Idee zum Grunde zu liegen, daß ein Gau stets nur eine Grafschaft enthalten habe, keiner in mehrere Grafensprengel getheilt gewesen sey. Ist aber diese Vorstellung, wie wohl kein Zweifel Statt finden kann (der Vf. trägt sie selbst S. 42 richtig vor, wesshalb man sich um so mehr wundern muß, daß hier Sätze auf die falsche Darstellung gebauet werden) unrichtig: so fällt dieser Grund von selbst dahin, und es kann daher recht gut außer Wigmann auch Diderichs Vater Eberhard eine Grafschaft im Gau Hamaland besessen haben. — Der dritte Einwurf, daß im Hamaland ein Freystuhl gewesen, scheint uns allerdings unerheblich, da er auf die Meinung gestützt ist, außer westphälischer und engernscher Erde gab es keine Freystühle. Dieß kann ganz richtig seyn, aber dennoch ist es so natürlich, und es wäre wunderbar genug, wenn es sich nicht zugetragen hätte, daß in späteren Zeiten, nachdem eine ganz andere Eintheilung Deutschlands sich gemacht hatte, nachdem alle alten Grenzen verrückt waren, nicht über die alte Schneide Westphalens hinaus in die Grenzorte auf fränkischer oder ostphälischer Erde dieses wichtige Institut hinüber getragen worden wäre. Aus einem Freystuhl in einem Grenzland allein läßt sich also wohl nichts für die westphälische Erde des Bodens schließen, auf dem er sich befand: wie sich aus dem Nichtvorhandenseyn dieser Gerichte in einem westphälischen Grenzdistrict keine Folgerung

Digitized by Google

ziehen läfst, dafs diefer zu einem anderen Boden gehöre, wie der Vf. gleich hierauf in Hinficht diefes Gaues Hamaland thut. Die fogenannten weftphälifchen Gerichte konnten freylich urfprünglich nicht gut anders als in dem köllnifchen Herzogthum Weftphalen und Engern entftehen; allein daraus folgt keinesweges, dafs fie unter ähnlichen Umftänden nicht auch anderwärts hätten zu Stande kommen können (wie fich genug Verfuche der Landherrn zu ihrer Einführung finden, als es rathfam fchien, felbft Freygerichte unter fich zu haben (dahin §. 2 diefer Abh.), die aber, eben weil nicht ähnliche Umftände vorlagen, ganz fcheiterten oder bald verkümmerten), oder dafs man nicht hie und da an der Grenze fich hätte derfelben erwehren können. — Eben fo wenig fteht das, was der Vf. als Beweis des *fränkifchen* Amtes Emmerich aufftellt, feft. Diefer Diftrict, als Zubehör Hamalands (wie unficher aber die Stützen für diefen Gau find, hofft Rec. gezeigt zu haben), als unter der utrechter Diöces begriffen, und weil zütphenfches, d. h. fränkifches Recht hier galt (auch hievon, das Factum als richtig angenommen, ift fchon gefprochen worden), wird den Franken vindicirt. Blofs der mittlere Grund kommt noch in Erwägung. Diöcefe erftreckten fich aber nicht allein auf unter gleichem Landrecht ftehende Provinzen, nicht blofs über Landfchaften eines Bundes. Osnabrück, ein fächfifches Stift, begriff Frieslands Gaue, Magdeburg vereinte Sachfen und Slaven, Mainz dehnte fich über oftfränkifche, thüringifche, fächfifche Provinzen aus, Kölln über Ripuarien und Sachfen. Aus der Angehörung zu einer Diöces kann alfo auf politifche Verbindung nicht gefchloffen werden, und hier um fo weniger, da das in voller Mafse Anwendung findet, was oben von dem Unbeftimmten der Sprengelgrenzen gefagt worden ift. Eben das ift der Fall mit dem Amt Rees, wo die Territorialangehörung deffelben an das Erzftift Kölln im 13 und 14 Jahrhundert den Beweis geben foll, dafs deffen Einwohner keine Sachfen waren. Gern wollen wir zugeben, dafs da, wo die münfterfchen und köllnifchen Sprengel fcheiden, die Grenze der Franken und Sachfen gefucht werden müffe. nur können wir, nach dem Obenbeygebrachten, diefe felbft nicht ohne Weiteres mit jenen in einander fallend annehmen. — Der Ruhrgau begriff die fränkifchen Striche am rechten Rheinufer, und war alfo wohl bald gröfser, bald kleiner, je nachdem auf diefem Puncte die Sachfen oder die Franken mächtiger und glücklicher waren. Da nun genug Franken auf diefen überrheinifchen Befitzungen fich anfiedeln mochten, manche zur Vertheidigung diefer wichtigen Grenze hiehergefchickt wurden, deren Anzahl durch allmähliche Bekehrungen wuchs: fo kann man diefen Gau allerdings als fränkifch betrachten. Es ift aber etwas unwahrfcheinlich, dafs diefer Landftrich, urfprünglich von Sachfen bewohnt, nachdem diefer ganze Bund dem fränkifchen Reiche einverleibt war, nicht follte zurückgegeben, mit Sachfen wieder verbunden, und nachher zu Deutfchland gerechnet feyn. Auch Karl der Grofse fah bey den Landes-Eintheilungen auf natürliche Grenzen, und diefe bildet doch weit mehr der Rhein, als unbedeutendere andere Ströme und Erhöhungen, oder ganz durch Zufall zufammengebrachte Hofmarken? Der Vf. führt für fich und die fränkifche Herrfchaft über den Ruhrgau an, dafs diefer 843 und 870 Zubehör des lotharingifchen Reichs gewefen fey. Allein diefs ift nicht bewiefen. Vielmehr läfst fich immer etwas, nur nicht auf die mit Recht beftrittene *kremerfche* Weife, aus der Theilung von Procafpis (870) herleiten für die Behauptung, dafs Ludwig d. D. fchon vorher Theile von Ripuarien befeffen haben müffe, welches diefe am rechten Rheinufer gelegenen Stücke feyn würden. Er erhielt nämlich in der gedachten Theilung das Land auf der rechten Maas-Seite, und zwar follte diefe fo überall die natürliche Grenze feyn, dafs felbft Gaue, welche fie durchfchnitt, nun getrennt wurden (und warum follte nicht auch der Rhein fo fcharf die Gebiete der fränkifchen Prinzen abgefchnitten haben?). Ripuarien wurde dabey als in 5 Grafffchaftsbezirke eingetheilt angegeben; da nun aber derfelben in diefer Provinz, nach des Vfs. Behauptung, fich mehrere fanden: fo folgt, dafs die übrigen fchon vorher in Ludwigs Händen gewefen feyn müffen. Was der Vf. über die Gau- und Grafffchafts-Bezirke fagt, ift zwar zum Theil richtig, zum Theil aber wohl noch nicht ganz durchgearbeitet, auch in fofern gegen den Vf. felbft, indem, je kleiner die Grafffchaften werden, defto mehrere Ludwig fchon vorher befeffen haben mufs. Überhaupt läfst fich wohl aus einer fo unbeftimmten, allgemeinen Angabe, als diefe von den 5 ripuarifchen Grafffchaften immer bleibt, nimmer etwas Sicheres herleiten; wenigftens würde erft dann etwas mehr Licht angezündet werden, wenn man aus den mühfam zu fammelnden Bruchftücken einzelner kurzer Notizen die verfchiedenen Grafffchaftsbezirke der ripuarifchen Provinz, welche fich im Ganzen doch wohl ziemlich gleich geblieben find, herauszufinden glücklich genug wäre. Bey dem folgenden Beweife §. 18, weil in Duisburg lotharingifche Reichstage gehalten worden wären, mufste der Vf. erft darthun, dafs Duisburg, wo die Grofsen Lotharingens fich verfammelten, im Ruhrgau lag. Diefs ift nicht gefchehen. Auch wurde Heinrich 2 zu Duisburg nicht von den Lotharingern zum Könige gewählt, nur die Bifchöfe gaben hier ihre Stimme, erft in Achen „*a primatibus Luithariorum in regem collaudatur.*“ *Ditmar* von *Leibnitz* I, 364. Schwerlich beweift aber auch die an einem Orte vorgenommene Wahl des Königs etwas für den Vf. Denn Heinrich II liefs fich, wie der Vf. felbft anführt, zu Merfeburg von den fächfifchen Grofsen zu ihrem Könige wählen; diefe Stadt gehörte aber nicht zu Sachfen, fondern zu Thüringen, alfo zu einem fremden Herzogthum. Auch aus König Zuentebolds Urkunde für das Kl. Werden (898) möchte der Beweis fich nicht fo leicht, als der Vf. denkt, führen laffen. Denn obgleich die Brüder gebeten hatten, „*fe ipfos et quae fua in noftro regno funt, fub noftro patrimonio fusciperemus*“: fo be-

Digitized by Google

ſtimmte der König doch nur, „*volumus, ut ſub noſtro mundiburdio res quascunque in noſtro regno habent ſecure poſſideant*;“ er beſtätigt ihnen hierauf noch andere Vorrechte; allein von einer beſonderen Aufnahme des Gotteshauſes S. Lüdgers und der Conventualen in ſeinen Schutz findet ſich in der Urkunde weiter kein Wort, und dieſe Weglaſſung erlaubt uns, die Bitte der Brüder um Schutz ihrer Perſonen nur auf die Verwaltung der Güter am linken Rheinufer und den Aufenthalt daſelbſt zu beziehen. Man vergleiche in der Hinſicht die um 30 Jahr jüngere Schutzurkunde Heinrich I für Werden (bey *Schaten* Ann. Paderb. 1 Ibs.); wie weit vollſtändiger und klarer iſt dieſe! Sollten ſich die Formen ſeit der Zeit ſo ſehr geändert haben? Es iſt auch nichts Ungewöhnliches, daſs Fürſten Inſtitute dieſer Art, ohne Hinſicht auf den fremden Boden, ihres Schutzes verſicherten, und es iſt nicht ungereimt, dieſe in der Folge der Zeit ſo vielfältig ertheilte Gunſt auch ſchon in früheren Jahrhunderten anzunehmen. Auch damals mochte man ſchon mancherley Urſachen haben, ſo viele Schutzbriefe als möglich im Archive zu ſammeln. Daſs Zuentebold Eſſen nicht auf ähnliche Art als Werden in Schutz nahm, iſt nicht ſowohl aus dem fremden Gebiete, worin daſſelbe lag, ſondern daher zu erklären, weil dieſe Urkunde ein Schenkungsdiplom, kein Schutzprivilegium iſt. — Auch iſt endlich nicht bewieſen, daſs fränkiſches Recht in Werden gegolten. Denn daſs gewiſſe Güter von einem lotharingiſchen Pfalzgrafen übergeben worden ſind, entſcheidet deſshalb gar nichts, weil ſolche Übergaben auch in fremden, entlegenen Gerichten geſchahen und nur möglichſt allgemeine Bekanntmachung des Vorganges bezweckt wurde.

Die Sprache dieſes Werkes könnte weniger ungewöhnlich und deutlicher ſeyn; bisweilen ſcheinen Druckfehler den Sinn zu entſtellen, z. B. S. 8, Z. 1 und S. 14, Z. 11, wo man „*Bruders*“ nach „*Ekberts*“ einſchieben muſs. *Vor und nach, Abtinn, ungefahrig*, ſind Provincialismen.

Seine Quellen hat der Vf. in Noten, die jedem §. angehängt ſind, angegeben; möchte er nur dabey etwas mehr Sorgfalt beobachtet haben! Hin und wieder ſind die Namen der Schriftſteller zu ſehr abgekürzt, als *Alp. de diverſ. temp.*, dürften nicht manche Leſer eine Zeitlang herumrathen müſſen, da auch die Sammlung nicht angegeben iſt? So auch ſpärlich Unterabtheilungen und Seitenzahlen. Gleich die erſte Note lautet: *Ann. Lib.* 1, die zweyte: *Lamb. Schaffnab. ad* 1071. Da kann der ſuchen, deſſen Tacitus und Lambert keine guten Regiſter haben, und ſuchen mag er, wenn gar eine ſolche Zahl durch einen Druckfehler entſtellt iſt, wovon gerade dieſes erſte Citat einen Beweis giebt, welches Annal. 4, 72 heiſsen muſs.

Wir haben zwar ſchon hinlänglich den Geiſt, mit welchem der Vf. gearbeitet, durch Beyſpiele erläutert; wir befürchten, die Grenzen dieſer Blätter zu überſchreiten: aber dennoch glauben wir die Erlaubniſs der Leſer vorauszuſetzen, und auch dem Beyfall des Vfs. entgegen ſehen zu können, wenn wir noch Einiges, was uns einer Berichtigung zu bedürfen ſcheint, ausheben.

(*Der Beſchluſs folgt im nächſten Stucke.*)

KURZE ANZEIGEN.

KINDERSCHRIFTEN. *Leipzig*, b. Fleiſcher: *Unterhaltungsbuch für Kinder von 6 bis 12 Jahren, die gern leſen was ihnen nutzlich iſt.* Von *M. C. Köhnke.* Mit einem Titelkupfer. 1811. 370 S. 8. (12 gr.) Aus dem Vorbericht zur zweyten Auflage erſieht man Zweyerley: 1) daſs das Buch ſchon in einer etwas anderen Geſtalt früher vorhanden geweſen, 2) daſs der jetzige Titel, vielleicht auch das Kupfer, welches ſchlecht iſt, eine ſpätere Zuthat ſind: denn der genannte Vorbericht iſt datirt Hamburg, den 20 November 1806. Aus dem Buche ſelbſt erſieht man, daſs es ein kinderfreundlicher Mann geſchrieben, dem beſonders auch die moraliſche Bildung der Kleinen am Herzen gelegen. Auſser Erzählungen findet man belehrende Beſchreibungen, katechetiſche Geſpräche, und als Anhang einige Scenen und Geſprache einer glücklichen Familie nebſt der Beſchreibung eines veränderten Pfanderſpiels für die liebe Jugend, an welchem Allen die Jugend Vergnügen und Unterhaltung finden wird.

Ad.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. *Bamberg* und *Würzburg*, b. Göbhardt: *Gebetbuch für junge reiſende Künſtler und Handwerksgeſellen*, von einem katholiſchen Geiſtlichen in Franken. 1813. 141 S. 12. (4 gr.) Wir geſtehen dem Herausg. (der Vf. ſtarb vor der Zeit) gern zu, daſs es keine überflüſſige Arbeit ſey, für beſondere Stände auch beſondere Gebetbücher zu ſchreiben, ſobald man es einmal für nöthig findet oder wenigſtens für räthlich, überhaupt durch eigene Gebetsformeln der Pflicht und dem Bedürfniſſe zu beten nachzuhelfen. Jeder Stand hat ſeine eigenen beſonderen Angelegenheiten, die er ſeinem Gott vorzutragen hat, und jedes Mitglied deſſelben muſs ſein Gebet auf ſeine eigene beſondere Weiſe verrichten. Je ſpecieller alſo die Gebetsformeln ſind, deſto ſicherer thun ſie ihre Wirkung; je genauer das Gebet dem individuellen Zuſtande des Betenden entſpricht: je gewiſſer er ſich überzeugen kann, daſs es die Sprache ſeines eigenen Herzens, daſs es der natürliche Ausdruck ſeiner gegenwärtigen Empfindung, daſs es eine wirkliche Stimmung ſeines Geiſtes ſey: mit deſto gröſserer Beruhigung und ſicherer Hoffnung der Erhörung endigt es der Betende. Je langer aber ein ſolches Gebet anhält, und je inniger, herzlicher und inbrünſtiger die Andacht iſt, mit der es vorgetragen wird: einen deſto höheren Schwung nimmt das Gemüth, deſto empfänglicher wird es für das Göttliche, und deſto feſter haftet da Religioſität und der Geiſt der Andacht. — Die beſte Empfehlung dieſes Gebetbuchs iſt, daſs es in jeder Hinſicht zur Erweckung ächt religioſer Geſinnungen dienen kann; auch werden wenig Verhältniſſe des Reiſenden ſeyn, die nicht berückſichtiget wären. Der Herausg hat ſich D. F. O. unterzeichnet; wahrſcheinlich iſt es alſo Hr. *Oberthür.*

Ba.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

GESCHICHTE.

Duisburg u. Essen, b. Bädeker: *Beytrag zur Bestimmung der Grenzen zwischen den Franken und Sachsen der Vorzeit.* Von *Pet. Friedr. Jos. Müller* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Wir haben schon im Vorigen angedeutet, dafs wir gleich im Anfange des Werkes eine genaue Bestimmung des Ausdruckes Friesland vermifsen. Hier müfsen wir noch bemerken, dafs das, was von der Ausdehnung Friesland (S. 1) gefagt ift, fehr unbefriedigend, für den Nichtkenner diefer Gefchichten höchft dunkel, und *Tacitus* Beweisftelle erft in Verbindung mit *Germ.* 34 recht beweifend fey. Nicht in feiner ganzen Ausdehnung war Friesland vor der Befiegung Sachfens ein Zubehör des fränkifchen Reichs. Vielmehr, wenn man alles das Sachfen nennt, was an diefer Seite der fränkifchen Herrfchaft nicht gehorchte: fo gehörte der Strich Frieslands, der nun mit dem deutfchen Reiche verbunden ift, und einige Theile der batavifchen Republik (das alte Oftfriesland) zu Sachfen. Friefen fochten felbft in Karls Kriegen noch mit den Sachfen vereint, die Völker diefes Vereins waren den Sachfen verwandter als den Franken, und wenn man aus der Ziusabtragung oder der Vafalleneigenfchaft frififcher Häuptlinge fränkifche Beherrfchung Frieslands herleiten will: fo fand ja derfelbe Fall auch bey den Sachfen Statt. Der Gefichtspunct ift offenbar etwas verrückt, wenn Alles das als fränkifch angefehen wird, was nicht fächfifch war. Friesland, welches höchftwahrfcheinlich auf diefelben Bedingungen, wie Sachfen, ein vereinigter Theil des fränkifchen Reichs (unter Karl), keine Provinz deffelben, geworden war, mufste auch als ein folcher eigener Theil behandelt werden. Wäre es dem Vf. nur darum zu thun gewefen, die Grenzen Sachfens rein geographifch zu zeichnen: fo blieb es freylich gleichgültig, welche Farben er den benachbarten Ländern geben wollte; da aber hier auch gefchichtlich, ja mit Hinficht auf Rechtsverhältniffe und Politik unferer Tage gefchieden werden foll: fo mufs Alles bey weitem genauer beftimmt werden. — Hierauf fagt der Vf., dafs von der Elbe an die Länder Hadeln und Kedingen *mit Einfchlufs* der Grafichaft Oldenburg die Grenze gemacht hätten (das ift etwas dunkel!); aber diefe Behauptung dürfte doch noch einigen Zweifeln unterliegen. Am rechten Weferufer war kein frififches Land, fondern nur frififche Kolonifien hatten fich dort niedergelaffen, die aber *zu Sachfen gerechnet wurden*, mit diefen verfchmolzen, und nie an den Schickfalen der Mutterlande einigen Antheil genommen haben. Rec. macht den Vf. hier auf das aufmerkfam, was *Wiarda* (Oftfr. Gefch. I, 49) hierüber gefagt hat. Erft mit der Wefer konnte die Grenzzeichnung angefangen werden. Von Oldenburg an bis an die Dreme macht der Vf. einen Sprung, und wie die Grenze zwifchen diefen beiden Puncten lief, erfahren wir nicht; etwa, weil Oftfriesland Name fchon die Markung hinlänglich nachweift? — S. 16, N. 6 *wiewohl auch Könige und Fürften, als folche, — über die Kinder des Adels das Recht der Vormundfchaft hatten.* Nicht fo. Dem Lehnsherrn gebührte die Vormundfchaft über feinen Vafallen, ein Recht, das er oft als eine einträgliche, fehr gefuchte Gnade an Andere überliefs. — S. 47. Die Markgrafichaft Friesland lag keineswegs zwifchen Frankreich und Deutfchland, und war gegen keines diefer beiden Reiche gerichtet. Was follte auch hier in diefem Winkel einzig eine Mark? Sie war vielmehr beftimmt, die nordmännifchen Schwärme abzuwehren; fpäter wurde fie dann ein Territorialdiftrict, gleich allen anderen Marken, um welchen fo wie um die damit verbundenen Rechte Deutfchlands Grofse buhlten. Doch diefe war von wenig Anfehen und zerfiel bald. *Möfer* (Osnabr. Gefch. I, 317) hat in dem Punct allerdings Recht, dafs hier eigentlich keine Reichsmark war, denn diefe findet nur Statt, wo eine Berührung mit feindlichen Provinzen vorhanden ift. Mehr fagt *Möfer* nicht. Nimmt man aber den Begriff einer Mark ausgedehnter, für jede Vertheidigungsanftalt gegen beftimmte Feinde: fo kann man der frififchen die Qualität einer Reichsmark wohl zugeftehen. Allein wo findet fich denn die Nachricht, dafs Graf Reyenbern, *als Graf auf der Mark zwifchen Sachfen und Friesland* (wie Dietrich *Graf in Friesland*) 921, im Gefolge Karls aus Frankreich gewefen wäre? Rec. hat jetzt freylich die Urkunde über diefe Zufammenkunft nur in dem Abdruck vor fich, welchen *Gundling* (nach *Du Chesne*) in feinem *Henricus aucepS.* 301 gegeben hat, und es können vollftändigere Abdrücke fich finden; in diefem treten aber alle Grafen nur mit ihren Vornamen auf, und der Vf. wird doch nicht auf Namensähnlichkeit feine Sätze bauen? — Neu war es Rec., S. 67 zu lefen, dafs *nie* ein Herzogthum Thüringen beftanden habe, und dafs Burchard, der 908 in

Digitized by Google

der Schlacht gegen die Ungarn blieb, Herzog von Alemannien gewesen sey. Dieser Burchard ist freylich oft mit seinem Zeitgenossen Herzog Burchhard von Schwaben (ermordet 911) verwechselt worden, und hierauf gründet sich die ganze Hypothese; aber die kleinste nähere Untersuchung würde die Falschheit einer solchen Annahme gezeigt haben. Was der Vf. S. 66 über Dispargum sagt, ist völlig unrichtig. Rec. weiset auf das, was der Rec. H. St. F. (J. A. L. Z. 1804. N. 75. S. 595) darüber gesagt hat, hin, und ersucht den Vf., sich nicht durch *Aimoin*, der als ein so sehr später Schriftsteller hier gar keine Stimme hat, irre führen zu lassen, denn nur dieser (nicht *Gregor* von Tours) läßt die Franken erst nach der Eroberung von Dispargum über den Rhein ziehen. — S. 72. „*Zu der Markgrafschaft Brandenburg gehört nicht ein Fußbreit eines vormaligen Herzogthums.*" Das war ursprünglich mit allen Marken der Fall, die alle aus Neuland bestehen sollten, und auf feindlichem Boden angelegt wurden; aber das, was diese Marken erwarben, kam allerdings unter das Herzogthum, an dessen Grenzen sie entstanden, wie auch der Graf stets unter dem Herzog blieb. Da aber der Vf. so allgemein redet, so muß man glauben, daß er die Geschichte der Altmark nicht beachtet hat, welche ein Theil der Markgrafschaft ist, aber stets zum Herzogthum Sachsen gehört hat, nachdem die eskanische Familie sie mit der Mark verbunden und zum Stammlande gemacht hat. — Seit wann ist Neustadt und Gimborn eine *Reichsgrafschaft?* Wodurch wird die erste Stiftung Hildesheim in Elze bewiesen? Zu der Behauptung, daß Hildesheim in Valedungongau gelegen habe, hat wohl eine zu flüchtige Lesung des *Chronicon Gotwicense* Veranlassung gegeben; sie gehörte zum Ostphalongau. — Auf der hessischen und thüringischen Grenze wird der Vf. sehr kurz, und nimmt sogar Werre und Saale zu Grenzlinien an, was beide Ströme doch nur in einem sehr kleinen Strich waren. Denn die Gronze zog mitten durchs Eichsfeld auf den Harz zu, der als eine alte Grenzscheide beider Nationen bekannt ist, und wahrscheinlich als eine gute zwischenliegende Wüste, welche sie isolirte, betrachtet wurde. Nachher wurde er daher auch so getheilt, daß die Mitte Grenze beider Provinzen, und überall wenigstens der kirchlichen Sprengel wurde. Hohnstein mit allem Zubehör und Stolberg liegen im mainzer Sprengel; von der letzteren Grafschaft mochte die Grenze auf die Wipper und von dieser durchs Mansfeldsche sich an die Saale wenden, wo dieser Fluß dann erst Grenze beider Länder wird. — Der Vf. schließt, fast wie er angefangen hat, mit einem politischen Epilog, der sich angenehm lesen läßt, nur etwas zu gesucht ist. Gewundert haben wir uns aber, wie Hr. *M.* noch an die Ächtheit der im hildesheimischen Dom aufgestellten *Irmensäule* glauben kann, von der er sagt, daß Ostphalens Hauptstadt „die Bewahrerin des ältesten Denkmals deutscher Tapferkeit" sey, und bey der, „der Säule *Herrmanns*, er ewige Treue dem neuen Bunde" schwört. In einer Proclamation, in einer Rede mag das recht gut klingen: aber nicht dem Geschichtsforscher ziemt es, diese Sprache zu führen. Noch eine Bitte an den Vf. Er kündigt uns etymologische Untersuchungen an, möge er doch hiebey recht, recht aufmerksam, vorsichtig und kritisch seyn! D. W.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Weygand: *Moral für Krieger.* 1812. 198 S. 8. (14 gr.)

Der ungenannte Vf. bestimmt seine Schrift vorzüglich Österreichs Kriegern, zu deren Preise die Vorrede spricht. Er nennt sie eine Nachbildung von „Sangerhausens Moral für Preußens Krieger in einem der neuen Heimath und Zeit mehr angepaßten Schnitte." Kann man auch nicht überall mit den Ansichten des Vfs. übereinstimmen: so ist man doch in der Hauptsache gänzlich mit ihm einverstanden, wo es nicht mehr aufs Meinen, sondern aufs Handeln ankömmt. Die Schrift selbst zerfällt in folgende Abschnitte. *Der Krieg.* Der Krieg ist ein wohlthätiges Übel. Dem Vf. scheint die Natur bey der Fortpflanzung der Menschen sichtbar (?) auf ihn Rücksicht genommen zu haben. Er ist ihm die Krankheit der Völker. „Der Staatskörper, welchen er ergreift, wirft durch die fieberhaften gewaltsamen Anstrengungen und Erschütterungen seine verschlimmerten Säfte aus, spannt die erschlafften Nerven wieder, und arbeitet durch vereinigte Kräfte auf einen Punct übereinstimmend hin. Auf diese Art stellt er nicht nur die gesunkenen Kräfte und Gesundheit wieder her, sondern lehrt auch ihren hohen Werth empfinden und schätzen." Ein langer ununterbrochener Friede schadet oft mehr als der Krieg: denn er verzärtelt oder verdirbt den Körper der Nation, verstimmt ihren Charakter, und verleitet zur Sicherheit und Schwärmerey. Ruhe geht in Trägheit, Überfluß in Üppigkeit über. Auch dem Regenten wird der Krieg zur lehrreichen Schule der Weisheit. Er lernt hier Menschenelend empfinden (nicht auch sein Herz gegen dasselbe verhärten?), Treue ehren und an Tugend glauben. (Zuletzt kömmt Alles auf den Spruch hinaus: denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen.) Der Vf. hofft von den sich immer weiter verbreitenden Wirkungen der Philosophie, daß Kriege künftig immer seltener entstehen, und menschlicher geführt werden. (Noch sind von einer Seite wenigstens diese Wirkungen nicht sichtbar.) *Der Stand des Kriegers.* Der Vf. ergießt sich in Lobeserhebungen dieses Standes. Ihm ist der Stand des Kriegers der Stand der höchsten Ehre und des höchsten Glanzes, aber doch auch des höchsten Elendes; der Stand der größten Freyheit und des größten Zwanges, der höchsten Macht, Gutes und Böses zu thun, der leichteste, wenn man sein Ziel halb, der schwerste, wenn man es ganz erreichen will, der meisten eigenen That, und doch auch des meisten Glückes. (Sehr wahr!) Der Vf. schließt diesen Abschnitt mit den trefflichen Worten: „Edle Krieger,

Digitized by Google

Sie sind die Götter der Erde, bewaffnet mit dem Blitze des Himmels; aber sie werden sterben — wie Menschen. Grofs seyn in der Liste der Helden ist viel, aber grofs seyn in dem Buche der Menschheit ist mehr. Ohne Menschlichkeit, ohne Güte, ohne Gerechtigkeit, was ist auch der glücklichste Held? Sein Nachruhm ist der Fluch zertretener Provinzen." *Charakter eines wahren Helden.* In der Bildung des Helden mufs sich Natur, Wissenschaft und Kunst die Hände bieten; in ihm mufs sich vereinigen die höchste Kraft und die höchste Vernunft, Kenntnifs des Kleinen und Kenntnifs des Grofsen, das gröfste Feuer und die gröfste Kälte, Weisheit und Glück, Tugend und Leidenschaft; aber Alles mufs im vollkommenen Gleichgewicht bleiben. Über die Religion des Helden, wie nothwendig sie ihm sey, findet man hier goldene Worte. *Patriotismus.* Die warme Anhänglichkeit an dem Vaterlande, seinen Gesetzen, Einrichtungen und vorzüglich seinem Regenten giebt dem Gemälde des Helden erst sein volles Leben, seinen glänzenden Thaten ihren Werth. „Vaterland! welch ein umfassendes Wort! Eigenthum und Schutz, Sicherheit und Gesetze, Bedürfnisse und Bequemlichkeiten, Fluren und Wohnungen, Erfindungen und Künste, Verwandtschaft und Freundschaft, Sitten und Denkungsart, Bildung und Religion, kurz Alles, was man bedarf und geniefst, wünscht und schätzt und liebt, das Alles fafst das Vaterland in sich. Und sein Vaterland schützen — retten, welch ein stolzer Gedanke! Das Vaterland ist in Gefahr! und nur *eine* Stimme schallt durch die Fluren, nur *ein* Wirken ergreift die Nation." *Beherrschung der Leidenschaften.* Nachdem der Vf. die Nothwendigkeit, die Leidenschaften zu beherrschen (nicht zu unterdrücken), dargethan: spricht er von den Mitteln, diese Herrschaft zu erlangen, mit besonderer Beziehung auf seinen Gegenstand. Man findet hier zwar nichts Neues, aber viel Kräftiges und Nachdrückliches. *Der Krieger im Felde.* „Unter den Waffen schweigen die Gesetze. Aber nicht alle. Auch der Krieg hat die seinigen. Hergeleitet aus der Natur, beruhen sie auf schweigender Übereinkunft kriegender Völker. Sie verstatten nur List, aber nicht Treulosigkeit, erlauben Gewalt, aber nicht Grausamkeit. Der unedle Krieger brandmarkt vor den Augen der aufmerksamen Welt seine ganze Nation. Von seiner Art zu handeln schliefst man auf den Geist seines Vaterlandes, seines Regenten, seiner Gesetze, seiner Religion; und leichter können in dem bekrieten Lande die Spuren der Verwüstung vertilgt werden, als die Brandmale in dem Namen des Verwüsters." *Der Soldat im Frieden.* Der Soldat mufs die Zeit des Friedens sorgfältig zu seiner wissenschaftlichen Ausbildung benutzen. *Der Krieger im Dienste.* Alles reducirt sich hier auf Befehlen und Gehorchen. Es werden Vorschriften über die Kunst zu befehlen gegeben, und Mittel angezeigt, sich den Gehorsam zu erleichtern. Furcht ist nichts weniger, als das einzige sicherste Mittel eines unbedingten Gehorsams, und strafende Härte und drohende Flüche nichts weniger, als das beste Mittel, sie zu erwecken und zu erhalten. Die Kunst zu fluchen, die wenig Genie verlangt, scheint im Alterthume auch wenig cultivirt worden zu seyn. *Der Krieger im Umgange.* Der Vf. empfiehlt für den gesellschaftlichen Umgang den Spruch des Sokrates: Sey das, wofür du gelten willst. *Benehmen gegen Thiere.* Sie verlangen von uns Schonung und Nachsicht, Pflege und Vorsorge, Aufmerksamkeit und Mitleiden. *Vorurtheile.* Ein wichtiger Abschnitt. Der Vf. geht die gewöhnlichen Vorurtheile der Soldaten gegen Moral, Religion, Bildung und gegen andere Stände durch, und bekämpft sie mit den Waffen der Vernunft. *Das Vergnügen.* Der Mensch verräth sich durch nichts so sehr, als durch seine Vergnügen. Bey dem immerwährenden Ernste seines Standes bedarf der Krieger am meisten einer erhebenden Aufheiterung und wegen der stärkeren Anstrengung bey seinen Geschäften eine öftere Erholung. Der Vf. räth, den Quell des Vergnügens in sich selbst zu eröffnen. *Der Zweykampf.* Dem Vf. ist er in nicht seltenen Fällen ein nothwendiges Übel, welches durch den gröfseren Nutzen seine Schädlichkeit zwar nicht rechtfertigen, aber doch entschuldigen kann. Er hofft, dafs, so wie die Kriege immer kürzer und menschlicher werden, auch die Kriege der Einzelnen seltener werden dürften. Befehle, Gesetze und Strafen können nur Handlungen ändern, aber nie Meinungen und Grundsätze umschaffen; dieses ist das Werk der Zeit, welcher keine Macht widerstieht. *Epilog.* Erinnerungen und Ermahnungen eines alten Kriegers an seine Söhne, die eben zwischen Feder und Schwerdt, das Schwerdt gewählt haben. Manches, was im Vorhergehenden keinen schicklichen Platz finden konnte, hat ihn hier gefunden. — In unseren kriegerischen Zeiten wünschen wir dieser aller Empfehlung werthen Schrift allgemein eine günstige Aufnahme und treue Beherzigung ihrer Vorschriften.

K—i.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Leipzig* (ohne Angabe des Verlegers): *Kurze und gemeinnützige Anweisung für den Burger und Landmann, wie er seinen im Wasser oder sonst körperlich verunglückten Mitmenschen Hülfe zu leisten habe;* nach Anleitung des kurf. sächs. deshalb ins Land ergangenen Mandats vom 26 Sept. 1773. Aus den neueren und besten Schriften gezogen und zusammengetragen von *Johann Gottfried Berger*, Ehrenmitgliede der kurf. sächs. leipz. ökonom. Societät. Nebst einer Kupfer- oder Holzschnitt-Tafel. 1802. 56 S. 8. (8 gr.) Der Zweck dieses Auszuges aus älteren und neueren Mandaten, Verordnungen und Schriften, welche in jener Beziehung in den königl. sächs. Landen, bis auf Erscheinung dieser Schrift, erlassen worden, und nicht in eines jeden Bürgers und Landmanns Händen feyn möchten, geht dahin, solche in möglichster Kürze dem Publicum, und zwar mit Hinweglassung aller fremden Sprachausdrücke, zukommen

Digitized by Google

zu lassen. S. 4 fängt der Vf. damit an, dass die in einigen Ländern und Städten eingeführten Rettungsanstalten zu den nützlichen Entdeckungen und wohlthätigen Anstalten gehören, welche im 18 Jahrhunderte getroffen worden. Allein die Rettungsanstalten als solche, und zwar blos als Institute betrachtet, mit Ausschluss der verschiedentlichsten Hülfs- und Kunst-Mittel, welche sich bis jetzt so verherrlichet haben, sind keine Entdeckung, welche erst im 18 Jahrhunderte gemacht worden. Sie stammen aus früheren Zeiten ab. Der Vf. geht vom J. 1767 und zwar von der amsterdammer Hülfsanstalt für im Wasser verunglückte Menschen aus, welche damit angefangen und dann in Deutschland, Italien und England einen glücklichen Fortgang gewonnen habe. Darauf kommt er auf Sachsen, welches in gleicher Hinsicht bemüht gewesen, in Dresden und Leipzig Hülfs- und Rettungs-Werkzeuge öffentlich aufstellen zu lassen. S. 5. Inhalt des am 26 Sept. 1773 ergangenen Mandats, *die Rettung der im Wasser oder sonst Verunglückten und für todt gehaltenen Personen betreffend.* S. 9. *Mittel, welche bey den im Wasser ertrunkenen, erfrorenen, erstickten, erdrosselten oder erhenkten Personen, um solche wiederum zum Leben zu bringen, anzuwenden sind.* Erster Abschnitt. *Von den Rettungswerkzeugen oder vom Rettungsapparate*, worauf sich die im beygefügten Kupfer befindlichen neun Figuren, als die Werkzeuge und Mittel zur Rettung der Verunglückten, beziehen. S. 25. Zweyter Abschnitt. *Von dem Verfahren bey Wiederherstellung verunglückter Menschen.* Die neueren literarischen und praktischen Versuche eines Struve und Anderer, ingleichen der hamburger, wiener, amsterdamer, londoner und mehrerer Hülfs- und Rettungs-Anstalten, welche sich seit einigen Jahren ausserordentlich verbessert haben, machen es wünschenswerth, dass man auch in Sachsen fleissigere Versuche damit anstellen, und weniger Kosten scheuen möge, um darin, wie in anderen nützlichen Veranstaltungen, mit jenen und den Zeiterfoderniſſen weiter fortzurücken. Denn gewiss ist die Zahl der in Sachsen Geretteten mit denen in Hamburg und anderen Landern in keine Parallele zu stellen. Ein Edelmann in Mähren verherrlichte die Feyer des 19 Seculums auszeichnend dadurch, dass er 50 Ducaten auf eine obigen Gegenstand betreffende Preisfrage setzte, welche Hr. *Poppe* zu Rudolstadt in seinem „Allgemeinen Rettungsbuche oder Anleitung vielerley Lebensgefahren, welchen die Menschen zu Lande und zu Wasser ausgesetzt sind, vorzubeugen und sie aus den unausweichlichen zu retten ff. Hannover und Pyrmont 1805," mit Zufriedenheit seiner Beurtheiler, beantwortet hat. Möchten die Staaten nicht verschmähen, diesem rühmlichen Beyspiele eines Privatmannes zu folgen!

— a —

Medicin. *Quedlinburg*, b. Basse: *Anweisung, alle venerischen Krankheiten gründlich und schnell zu heilen.* Ein Hülfsbuch für Chirurgen auf dem Lande, und für Candidaten (!) der Heilkunde, so wie für Jeden (!), der sich selbst heilen will, nebst den dazu gehörigen Recepten. Von *L. E. v. Frankken*, D. der Medicin. 1812. IV u. 86 S. kl. 8. (8 gr.) Der lange Titel des kurzen Buchs, das Geständniss des Vfs., „dass dieses Werk durch keinen correcten Stil sich auszeichne," so wie die bekannte Firma des Verlegers, erregen nicht die besten Erwartungen von diesem Producte, das man eher aus Educt aus Compendien und Heften nennen könnte. Wer noch nicht wenigstens correct schreiben kann, sollte auf der Schulbank, nicht auf dem Lehrstuhle, sitzen. Doch die Wichtigkeit des Gegenstandes soll den Vf. wegen der Mangel der Darstellung entschuldigen. Hören wir, was er Neues gab. — Zuerst eine *Anatomie* und *Physiologie der Genitalien* beider Geschlechter. Kurz und deutlich; allein für den Arzt unnöthig, und dem Laien ohne Kupfer unverständlich. — II. *Ursprung der Syphilis.* Sie sey jetzt in alle Winkel der Erde verpflanzt (?). III. *Vom venerischen Gifte überhaupt.* Es stecke nicht durch den Magen und die Lungen an. (Ersteres scheint allerdings wahr, Letzteres aber schwer zu beweisen, weil das Gift nicht leicht in der zur Ansteckung erfoderlichen Form in die Lungen kommen kann. Rec. behandelte vor einigen Jahren ein Frauenzimmer, bey welchem nach vernachlässigter venerischer Ansteckung Geschwüre im Halse und zu gleicher Zeit ungewöhnlich starker und profuser Eiterauswurf entstanden. Letztere beide dauerten auch nach Heilung der Halsgeschwüre fort, und wurden von den Ärzten der Kranken für Symptome von *Phthisis purulenta* erklärt. Da aber die starke Eiterung in langer Zeit unerwartet wenig Abmagerung verursachte, und die Lungen auf keine Weise zu leiden schienen: so wurde Rec. hingerufen, und aus dem Angegebenen, aus einem eigenthümlichen Klatschen und Schnarren beym Husten, wobey immer eine grosse Menge — täglich 2 bis 3 Pfund — Eiter theils ausgehustet, theils ausgebrochen wurde, glaubte er auf ein Geschwür schliessen zu müssen, welches Schlund und Luftröhre in Verbindung setzte. Dieses fand sich wirklich nach dem späterhin erfolgten Tode. Die hinteren Segmente der unteren Ringe des Larynx waren zerstört, und zwischen dieser Öffnung und der im Pharynx hatte sich ein grosser Eitersack, und am Grunde desselben ein 4 Scrupel schweres, sehr unregelmässig gestaltetes, hartes steinichtes Concrement gebildet.) Der Vf. erklärt sich, mit *Cappel, Dömling* u. A., für die humoralpathologische Ansicht der Wirkungsart des venerischen Giftes. (Aber spricht dafür auch der prunare Schanker? Wann wird man die thörichte, nur dem anatomischen Handlanger brauchbare, Zertrennung des Organismus in sogenannte feste und flüssige oder wohl gar *unorganische* (!) — Theile endlich aufgeben? Welcher gute Physiolog zeichnet die Grenze zwischen beiden? — Das Trockenwerden der Augen bey angestrengtem Beyschlaf, und die *Ophthalmia gonorrh.* beweisen für jene Ansicht nichts, da erstere, wie auch der Mund u. s. w., bey jeder anderen Anstrengung, wegen des dadurch gleichsam erzwungenen Fiebers, trucken werden, und letztere wohl meistens durch Berühren der Augen mit unreinen Händen entsteht. — IV. *Venerische Ansteckung.* Der Vf. hegt noch die durchaus falsche Meinung, dass das Gift in der Zeugung (dem Embryo) mitgetheilt werden könne! — V. *Tripper.* — VI. *Geschichte* (Verlauf) *des Trippers.* — VII. *Heilart des Trippers.* Sehr gut warnet der Vf. vor zu frühen Einspritzungen, welche oft grosses Unheil anrichten. — Das starkende Mittel S. 27: „*R. Aq. naph.* ℥vj., *Tinct. deliaq.* ℥ij., *Extr. C. P. opt., Extr. cort. aur. aa.* ʒiij., *Tinct. Ludov. mort.* ℥ß. *M. S.* Tags 3 mal 2 Essl." ist sehr fehlerhaft componirt, und möchte schwer zu nehmen und zu verdauen seyn. Die Injection: *R. Pulv. C. P. opt.* ʒj. *c. c. Aq. font.* ℥viij. *Col.* ℥vj. *adde Aq. saturn.* ʒij. ist unnöthig, kostbar und wenig wirksam. — VIII. *Fluor alb. maligaus.* — IX. *Zufälle nach dem Tripper. a) Hodengeschwulst*; entsteht oft (und bis auf diese Stunde noch öfter, als man — nach so vielen Warnungen! — glauben sollte) von zu früh gestopftem Tripper (besonders nach voreiligen Einspritzungen). — X. *Phymosis* (Phimosis). — XI. *Paraphimosis.* — XII. *Schleimtripper.* Der Altheethee, den der Vf. solchen Kranken verordnet, wird das Übel sicher vermehren. Die S. 56 angegebene Emulsion mit 1 Scrupel Kantharidenpulver (!) möchte wohl schreckliches Unheil anrichten. — XIII. *Krankheiten der Harnwerkzeuge.* Acute Harnverhaltung. — *b) Schmerzhafter Trieb zum Harnlassen.* — *c) Geschwure in der Harnröhre.* — *d) Strictureu der Urethra.* — XIV. *Schanker.* Zwey Gran verkalktes (welches?) Quecksilber, die der Vf. S. 75 Morgens und Abends zu geben räth, werden schnell Speichelfluss und andere üble Zufalle erregen. — XV. *Bubonen.* — XVI. *Feigwarzen.* — XVII. *Verhalten bey Mercurialcuren.* — Der Vf. schreibt auf jeder Seite: *Chyrurg, ideopatisch:* anderer Schreib- und unzähliger Druck-Fehler nicht zu gedenken.

— S.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

ÖKONOMIE.

BERLIN, b. Vf. und in Comiſſion in der Realſchulbuchhandlung: *Deutſchlands Rindvieh-Raçen nach der Natur dargeſtellt und beſchrieben* von *F. W. Witte*, Erbherrn auf Falkenwalde und Gräfendorf. 3 Hefte mit Umſchlag, jeder 3 Kupfert. (Jedes Heft mit illuminirten 4 Thlr. 12 gr., mit ſchwarzen K. 4 Thlr.)

Mit groſser Erwartung nahm Rec. dieſes Werk zur Hand, indem es längſt ſein ſehnlichſter Wunſch war, dieſen ſo wichtigen Gegenſtand einmal gründlich bearbeitet zu ſehen. Allein ob er gleich das Verdienſt des Herausgebers keinesweges verkennt: ſo muſs er doch im Ganzen geſtehen, daſs die Wiſſenſchaft bis jetzt dadurch nur wenig gewonnen hat. Ein Werk der Art iſt allerdings mit nicht geringen Schwierigkeiten verbunden; denn der Herausg. muſs, noch ehe er an die Ausführung deſſelben geht, mit ſich über den Begriff von Raçen, über die Zeichen und den Charakter derſelben, vollkommen einig ſeyn, und alle Raçen eines Landes genau kennen. Das Erſtere ſcheint aber bey dem Vf. nicht durchaus der Fall zu ſeyn: denn er hat darüber nicht nur nichts geſagt, ſondern die Muſter, die er in dem 1 Hefte als Raçen gegeben hat, beweiſen ganz deutlich, daſs er mit dem Begriff der Raçen noch gar nicht aufs Reine war. Es kann in dieſes Chaos durchaus kein Syſtem gebracht werden, wenn man das Ganze nicht auf einfache Grundſätze zurückführt. Rec. hat dieſs an einem anderen Orte gethan, und er glaubt dadurch gezeigt zu haben, daſs es nicht unmöglich iſt. Auch hat Hr. *W.* mehr auf die Ausführung der Zeichnung, als auf die Anlage derſelben Rückſicht genommen: ein Umſtand, der dem Werke in maleriſcher Hinſicht allerdings zum Vortheil, in naturhiſtoriſcher aber zum Nachtheil gereicht. Um dieſes Urtheil im Allgemeinen zu rechtfertigen, wollen wir den Inhalt des Werkes im Einzelnen anzeigen.

Die I Tafel des 1 Heftes ſtellt die *oldenburger Raçe* dar, durch eine Kuh aus dem Viehſtapel zu Kunnersdorf. Hr. *W.* bemerkt in der Beſchreibung, er habe dieſe Kuh gewählt, weil ſie das vollſtändigſte Bild einer guten Milchkuh abgebe. Wir zweifeln, daſs dieſe Kuh ganz rein von Raçe iſt. Sie gehört allerdings zu den Niederungsraçen, und zwar, dem Anſcheine nach, wie Hr. *W.* richtig angiebt, zur holländiſchen, die ohne Zweifel der Stamm aller Niederungsraçen iſt. Die Zeichnung und Illumination iſt im Ganzen vortrefflich, und ſehr verſtändig; nur hat Hr. *W.* ſich zu ſehr von ſeinem maleriſchen Talent verführen laſſen: ſonſt durfte er die Kuh nicht weidend darſtellen, denn dadurch iſt die Form und Bildung des Halſes und ſelbſt des Kopfes nicht ganz deutlich geworden. Am anſchaulichſten wird Alles, wenn man die Thiere von der Seite im Profil zeichnet. Vorzügliches Lob verdient der Umſtand, daſs Hr. *W.* immer die Dimenſionen beygefügt hat. Die II Tafel liefert die vom Vf. ſogenannte *Oderbruchsraçe*, und zwar in einem verſchnittenen Zugochſen, vom Amte Wallup. Abgerechnet, daſs dieſe Raçe gar nicht als eigenthümliche Raçe exiſtirt, auf eine Stelle hier folglich keinen Anſpruch machen konnte: ſo war es auch ein unglücklicher Gedanke, die Raçe in einem Zugochſen darzuſtellen. Die Zeichnung iſt übrigens gut, und die Darſtellung richtig, die Illumination aber auf Rec. Exemplare ganz verfehlt. Die III Tafel hat Hr. *W. frieſiſch-anſpachiſche Raçe* überſchrieben, und darauf einen Bullen abgebildet, der ſich zu Mögelin befindet. Was ſoll dieſe Durchkreuzung hier, in einem Werke, das die deutſchen Rindviehraçen (doch alſo Stammraçen) liefern ſoll? Rec. ſieht in der That nicht, warum Hr. *W.* aus dieſem Grunde nicht auch alle anderen Kreuzungen aufnimmt. Kann denn eine ſolche Darſtellung nur im Geringſten etwas zur Kenntniſs der deutſchen Stammraçen beytragen, oder wird ſie nicht vielmehr dieſes ohnehin verwirrte Gewebe noch mehr verwirren? Auch die Darſtellung dieſes Ochſens iſt ſo gewählt, daſs ſie eben nicht geeignet iſt, eine recht beſtimmte Anſicht von dem Baue des Halſes und Kopfes zu geben. Was der Vf. in der Beſchreibung über die Verſchiedenheit der engliſchen und deutſchen Anſichten ſagt, iſt ſehr richtig.

Das 2 Heft ſtellt zuerſt die *fryburger Raçe* dar, und zwar die ſchönſte Kuh aus dem Viehſtapel von Hofwyl. Die Zeichnung iſt richtig und anſchaulich, die Illumination aber verfehlt. Offenbar iſt dieſs eine ächte Raçe, und nach unſerer Meinung gerade der holländiſchen, als Niederungs-Raçe, entgegengeſetzt. Der Text iſt in dieſem Heft in deutſcher und franzöſiſcher Sprache zugleich gegeben. Von der II Tafel, auf welcher wieder ein Zugochſe von dieſer Raçe abgebildet iſt, gilt unſer oben gefälltes Urtheil. Tafel III. *Freyburger Bulle des Pächters Truch zu Merſan*, nebſt einem Kalbe. Sehr ſchön und maleriſch; nur Schade, daſs der Vf. gerade als Muſter einen

Digitized by Google

Ochſen gab, der eine Abnormität der Hörner hat, denn dieſe macht auf den Beſchauer einen unangenehmen Eindruck.

Das 3 Heft liefert die Abbildung der *Hasli-Raçe*. Die Kuh auf Tafel I iſt ungemein ſchön gezeichnet, obgleich das Colorit nicht ganz natürlich iſt. Wir halten dieſe Raçe für eine Mittelraçe, welche zwiſchen der eigentlichen *Höhen-* und *Tiefen-Raçe* inne ſteht. Sie hat in vieler Hinſicht noch Vorzüge vor der fryburger, ob ſie gleich bedeutend kleiner iſt, als jene. Die Darſtellung des Ochſens dieſer Raçe, auf der II Tafel, iſt, maleriſch beurtheilt, ſehr ſchön, aber für dieſen Zweck doch nicht deutlich genug. Die III Tafel ſtellt die Geräthſchaften und Gefäſſe dar, welche zur Bereitung des Schweizerkäſes erfodert werden.

Ungeachtet der hier gerügten Mängel verdient dieſs Werk doch die Unterſtützung des Publicums gar ſehr, indem dem Herausg. alle nöthigen Hülfsmittel zu Gebote ſtehen, um dieſe Mängel in der Folge verbeſſern zu können. Auch ſcheint er bey der Ausarbeitung des 2 und 3 Heftes ſchon andere Anſichten gewonnen zu haben. Vor allen Dingen rathen wir ihm, den Unterſchied der Raçen recht deutlich und beſtimmt anzugeben, und mehr auf die naturhiſtoriſche als maleriſche Darſtellung Rückſicht zu nehmen. Thut er dieſs, wie wir gewiſs hoffen: ſo wird er die Wiſſenſchaft fördern, und ein Werk liefern, das ſich mit Ehren an *Daltons* trefflliches Werk über die Pferde anſchlieſsen kann. —m—

1) BERLIN, b. Lange: *Zuruf an meine lieben Nachbarn und Freunde über die auf dem Lande an vielen Orten in der barbariſchen Gemeinheit gegenwärtig zu erleidenden Servitute und Einſchränkungen der freyen Landwirthſchaft, beſonders in Abſicht der verderblichen Drey-Felder-Wirthſchaft und Wieſen-Behütung*, vom Kriegs- und Domainen-Rath *Meyer*. 1804. 30 S. 8. (5 gr.)

2) Ebendaſelbſt: *Noch etwas über den Fruchtwechſel und Futterbau, zur Vieh-Vermehrung, Dünger-Vermehrung und Früchte-Vermehrung*. Ein Beytrag zu Bergens Anleitung zur Viehzucht, mit Anmerkungen, Berichtigungen und Zuſätzen von *Thaer*. Von dem K. u. D. R. *Meyer*. (Nebſt einer Tabelle.) 1804. 59 S. 8. (8 gr.)

Der Titel von No. 1 ſagt Alles weitläuftig, was nur in der Kürze darin enthalten iſt. So erwartungsvoll Rec. das Schriftchen zur Hand nahm: ſo getäuſcht fand er ſich. Es enthält Nichts als längſt bekannte Dinge. Der Vf. eifert gegen das unzeitige, offenbar verderbliche Hüten des Viehes auf Äckern und Wieſen, als das erſte Hinderniſs der Cultur derſelben, und wünſcht um des gemeinſamen Vortheils willen nichts mehr, als die ſchnellſte Aufhebung aller Gemeinheiten. Von den Nachtheilen dieſer Hinderniſſe ſpricht er ganz im Allgemeinen. Das Behüten der Äcker mit allen Arten Gemeindeviehes auf einem und demſelben Orte hält er mit vollem Rechte für den gröſsten Nachtheil. Dieſs iſt längſt ausgemacht, und hat ſeinen Grund in der Sache ſelbſt; auch hindert es aufserdem noch das Gedeihen des Viehes, wenn alle Arten von Vieh (ſogar geſundes und krankes), die ſich gierig vorgreifen, je nachdem ſie Stärke oder Schwäche, Schnelligkeit oder Unbehülflichkeit zeigen, auf einem Puncte vereiniget ſind. Es verräth ferner die ſchändlichſte Barbarey, fein kaum in Garben gebundenes Getreide von allen Seiten dadurch verunſtaltet, herum geriſſen und vertreten zu ſehen. Selbſt der Feldboden wird durch das Vertreten des Viehes ganz entſtellt, und die künſtlichen Futterfelder werden dadurch beeinträchtiget. Rec. ſtimmt dem Vf. bey, dafs die Behütung der Wieſen im Frühjahre das allerſchädlichſte Übel in der Landwirthſchaft iſt; und wenn ſie auch im Herbſte, nachdem alle Wieſen und Äcker völlig geräumt ſind, als ein Nothübel noch geduldet werden müſste: ſo wäre doch zu wünſchen, dafs ſolches im Frühjahre durchgängig unterbliebe, und von jeder Landespolizey aufs ſtrengſte darauf gehalten würde. Der Vf. ſchlieſst mit den Vortheilen, welche eine Abänderung darin offenbar hervorbringen müſste, empfiehlt die Abſchaffung überflüſſiger Pferde im Herbſte, an deren Stelle er zu den Ochſen räth, und wünſcht nach Entfernung jener Hinderniſſe nichts mehr, als die freye Bewirthſchaftung des Landeigenthums. — Der Zweck des Vfs. iſt höchſt lobenswerth; im Ganzen aber wäre der Schrift mehr Reinheit des Stiles und orthographiſche Genauigkeit zu wünſchen.

No. 2. Der Vf. läſst der Landwirthſchaft, die bisher zu ſeicht oder zu geringſchätzig beachtet worden ſey, Gerechtigkeit angedeihen, wenn er ſie S. 5 für einen Gegenſtand der tiefſten und ſcharfſten (ſcharfſinnigſten) Unterſuchung erklärt, der die gröſste Vorſicht im Abſtrahiren und die wachſamſte Beobachtung im Anwenden verlange, und deſſen Theile in durchgängiger Verbindung ſtehen. S. 8. *vom Fruchtwechſel*, worüber mehrere bewährte Ökonomen, wie der Herzog von *Holſtein-Beck*, *Thaer*, *Karbe*, *v. Buggenhagen* u. A., ihre Stimme abgegeben haben, behauptet der Vf. ganz recht, dafs, wenn die Getreidearten dadurch überall gut erzeugt werden können, der Boden natürlich mehr einträgt, als wenn beträchtliche Stücken davon als Brache liegen bleiben. Nur ſetzt ein ſolcher Zuſtand voraus, dafs man die beſſeren Bodenarten vor ſich habe. Denn wie wollte man z. B. in einem ſchlechten Sand- oder kalten Ton Boden, wie S. 9 geſagt wird, durch den Wechſel die Düngung des Ackerlandes ſehr vermehren, wo über und unter der Erde viel Futterbau wachſen ſoll? Auf ſolchem Boden fällt das üppige Wachſen ohne ſtarke Düngung ganz weg, man müſste denn dieſe durch anſehnlichen Wieſewachs und allerley Hülfsmittel herbeyſchaffen können. Wahr aber bleibt es, dafs man mit dem Wechſel der Früchte beſſer thut, als wenn man immer einerley Getreidearten hinter einander ſäet, weil dieſelbe Getreideart auch immer die-

Digitized by Google

selbst Nahrungstheilchen erfodert, und solche wegen des Einerley nicht finden wird. — Die Brache ist ein Hülfsmittel, wo man dieses mit dem Dünger nicht erzwingen kann; aber wer Dünger genug hat, kann Alles besäen. Die Frage ist nur, ob man sich dieses überall zu verschaffen vermag. Darum ist mit dem Vf. S. 9, auch der Gröfse und Localität der Feldmark wegen, anzurathen, dafs man nicht mehr unternehme, als man bezwingen kann. Wäre der Satz ausgemacht, dafs man sich überall genug Dünger verschaffen könne, der schwerlich erwiesen werden möchte: so bliebe es gar nicht zweifelhaft, dafs die Wechselwirthschaft und überhaupt der ganze Feldbau unendlich gewinnen würde. Dann hätten auch des Vfs. Folgerungen ihre Richtigkeit. Hr. *M.* hätte die Bodenart genau bezeichnen und angeben sollen, wie der Wiesewachs, die Hutung, wie die Surrogate zur Düngung, und überhaupt wie ein solcher Ort beschaffen war, wo der Fruchtwechsel eingeführt worden: dann würde sein Satz weit mehr Bestätigung erhalten haben. — S. 13 bestimmt der Vf. 125 Schfl. Kartoffeln zum Auslegen, und nimmt das 6te Korn an. Hier kommt es darauf an, was es für Kartoffeln sind, ob die sogenannten guten oder die hannövrischen. Bey den ersteren ist es kaum möglich, da sie mehrentheils ausgeartet und nicht so gut mehr fortkommen, und für die zweyte Art ist bey dem 6ten Korne (folglich in gutem Lande) der Ertrag äufserst gering, da er leicht noch Einmal soviel ansetzen könnte. 125 Schfl. aber zum Auslegen ist in Verhältnifs zu einer Kornsaat von 100 Scheffeln eine äufserst grofse Summe, und beynahe unmöglich. Wenn es ausgemacht ist, dafs der Klee immer so reichlich wächst, als hier S. 14 angenommen wird: so möchten wir wissen, wie man verfährt, wenn er im Winter ausfriert, ob man da die Milchrechnung nach der Regel detri mit 3 Quart täglich, von 40 Stück — 1500 Rthlr. herausnehmen kann, wo der Nutzen einer Kuh an 37 Rthlr. 12 gr. beträge. — Was der Vf. S. 15 von der Stallfütterung sagt, setzt schon gutes Land voraus, und da kann man ohne grofse Mifsgriffe mancherley Versuche anstellen. Ob auf Sandbergen durch blofse Industrie, ohne fortgefetzten Kostenaufwand, vortreffliche Früchte zu erzeugen sind, was der Vf. S. 25 verspricht, das wird die Folge lehren. Dagegen ist die Zerschlagung der Gemeinheiten allemal gut, da ein Jeder das Seinige besser und freyer benutzen kann. S. 25 No. 4 sind die Verbesserungsarten gut angegeben; ob man aber diese Mittel überall gut ausführen und mit Gewinn fortfetzen könne, ist eine andere Frage. Zu machen ist Alles: nur steht zu erweisen, ob die Kosten, wenn sie einmal angewendet worden, alsdann aufhören oder fortgefetzt werden müssen, wodurch der so täuschende Gewinn ein Beträchtliches verliert. Wer freylich die Mittel wohlfeil und leicht haben kann, wie in der Mark, wo beträchtliche Gräserey und Wiesewachs sind, der kann Versuche leicht anstellen; aufserdem würde sich die Verbesserungsluft, ohne besonderen Geldaufwand, gar bald verlieren. — Die Bemerkungen S. 28, 29 f. sind richtig. Die S. 36 und 37 aufgestellten ökonomischen Anlagen gehen unter der Voraussetzung an, dafs Alles so fortkommt, wie man es wünscht, dafs man Gärten, Wiesen, Wasserkanäle u. s. w. ungehindert anlegen kann. S. 42 weifs sich der Vf. durch die Bewäfferung von Wiesen und Feldern zu helfen, wodurch sich allerdings Vieles bewirken läfst. S. 44 scheint er selbst zu zweifeln, ob Alles so befchaffen seyn möchte, wie es doch seyn sollte, und er hebt diese Bedenklichkeit dadurch, dafs er eine längere Zeit dazu erfodert. Aber wie kann er denn sogleich einen Kuhstand halten, wenn nicht schon Wiesewachs dazu vorhanden ist?

Hr. *M.* schliefst seine Schrift mit sehr nützlichen Vorschlägen, die auf eine erhöhte Verbesserung des Landbaues abzwecken. Rec. konnte unmöglich über einen Gegenstand oberflächlich hinschlüpfen, der überall beherzigt zu werden verdient, zumal da diese Schrift wegen des Nützlichen und Brauchbaren, das sie enthält, gewifs recht viele Leser und Nachahmer anzieht.

Z. Dn.

BERLIN, b. Schöne: *Anleitung zu Gemeinheits-Theilungen für angehende praktische Geometer, auch Ökonomen*, von *F. Scheile*, königl. preufs. kurmärkischem Regierungs-Conducteur. 1811. Mit 1 ill. Kupfert. 64 S. 8. (18 gr.)

Der Vf. bestimmte dieses Werkchen zur Anleitung für angehende Feldmesser, denen es an einer kurzen, aber deutlichen Anweifung zu diesem in der That nicht wenig schwierigen Geschäfte bisher fehlte. Er theilt die Materie, nach einer kurzen Einleitung, in fünf Abschnitte: I. *das Aufnehmen der Feldmark*; II. das *Regiftriren*; III. das *Bonitiren*; IV. das *Separiren*; V. das *Subrepartiren*.

Die Beschreibung der Aufnahme der Feldmark hat der Vf. für den ersten Abschnitt in der Einleitung zwar angekündigt, aber nicht geliefert, weil er sie als das leichteste Geschäft bey Jedem vorausfetzt. Allerdings mufs die Aufnahme einer Feldmark jedem Geometer bekannt seyn; aber um der Vollständigkeit willen hätte der Vf., der uns ein unterrichteter Mann zu seyn scheint, sie nicht ganz übergehen sollen. Wir haben zwar eine Menge Schriften über das Aufnehmen; aber Rec. scheint eine kurze und bündige Anweifung für den Landwirth, den der Vf. doch einmal auf dem Titel mit genannt hat, noch immer ein Bedürfnifs zu seyn. Der Vf. beschränkt sich in diesem 1 Abschnitt nur auf ein paar Bemerkungen über die Anfertigung der Flurcharten. Die erste betrifft die Gröfse der Charten. Mit Recht verlangt er, dafs der Mafsstab zu einer Separations-Charte auf den Decimalzoll 20 bis 25 Ruthen enthalten soll. Charten von zu kleinem Mafsstabe können gerade hier allerdings zu grofsen Irrungen und selbst zu Ungerechtigkeiten Anlafs geben. In der zweyten Bemerkung thut der Vf. den Vorschlag, die Separations-Charten auf $\frac{1}{2}$ bis 2 Linien starke Platten von Kupfer oder auf Holztafeln,

Digitized by Google

welche mit Papier überzogen werden, zu zeichnen. Dagegen verwirft er aus guten Gründen die Charten auf bloſses Papier, oder auf Papier, welches auf Leinewand gezogen. Den Einwendungen dagegen ſucht er zu begegnen; allein es gelingt ihm nicht ganz. So ſehr wir die Nützlichkeit dieſes Vorſchlags anerkennen: ſo dürften doch die Koſten ſehr hoch kommen, die Charten würden ſehr ſchwer zu handhaben und ſelbſt nicht ohne Schwierigkeiten anzufertigen ſeyn. Was der Vf. im 2 Abſchnitt vom Regiſtriren ſagt, iſt kurz, aber für den Geometer befriedigend. Noch fehlt es uns überhaupt an richtigen agronomiſchen Grundſätzen darüber: daher wir dieſe auch hier nicht erwarten dürfen, vielmehr hat der Vf. die im Preuſſiſchen faſt allgemein übliche Claſſification des Bodens zum Grunde gelegt, der wir im Ganzen unſeren Beyfall nicht geben können. Der 3 Abſchnitt iſt ſehr kurz, für eine Anleitung vielleicht zu kurz ausgefallen. Das Geſchäft der Separation im 4 Abſchnitt hat der Vf. durchgängig mit Beyſpielen erläutert, ſo daſs dem, welcher in der Geometrie nur einigermaſsen bewandert iſt, nichts undeutlich bleiben wird. Wenn wir aber den allgemeinen Principien, auf welche dieſe Separation ſich gründet, überhaupt nicht beyſtimmen können, weil ſie wenig Genauigkeit und Gleichheit gewähren: ſo trifft dieſer Tadel weniger den Vf., als die in ſeinem Lande gemachte Einrichtung. Der 5 Abſchnitt iſt für die Wichtigkeit der Materie wieder etwas zu kurz. Im Ganzen aber findet Rec. dieſe Schrift recht brauchbar, und er iſt überzeugt, daſs der Vf. in der Folge, wenn er dieſe höchſt wichtige Materie ausführlicher behandeln wollte, gewiſs mit Beyfall auftreten wird.

— m —

Leipzig, b. Weigel, jetzt in Hannover, b. d. Gebr. Hahn: *Hand-Lexicon für Küchengarten-Freunde*, oder *Anleitung zur Kenntniſs und Cultur aller in einem guten Hauswesen unentbehrlichen Küchengarten-Gewächſe, in alphabetiſcher Ordnung.* Von *J. F. Volborth*, Prediger zu Nieder-Sachswerfen in der Grafſchaft Hohnſtein. Nebſt einem Küchengarten-Kalender und einem Regiſter aller in dieſem Buche vorkommenden Namen der Gartengewächſe. 1802. VIII u. 312 S. 8. (20 gr.)

Hr. *V.* ſagt ſehr beſcheiden, daſs er ſein Buch weder für gelehrte Kenner noch für Kunſtgärtner geſchrieben, ſondern bey der Ausarbeitung deſſelben den Zweck gehabt habe, Gartenfreunde die vorzüglichſten nutzbaren Gewächſe kennen zu lehren, und beſonders ſolchen Männern, die ſich beym Antritt eines Amtes, vielleicht auf einem Dorfe, in eine ſolche Lage verſetzt fähen, wo ihnen der Gartenbau in ihren Nebenſtunden eine angenehme Unterhaltung darbietet, über dieſen Zweig der Gärtnerey eine kurze und faſsliche Anweiſung zu geben. Da der Vf. in ſeiner Lage ſeit 13 Jahren Gelegenheit gehabt hat, ſich praktiſche Kenntniſſe zu erwerben, und die von älteren Schriftſtellern angegebenen Behandlungsmethoden in Abſicht auf Gemüſepflanzkunſt zu prüfen: ſo ſind auch ſeine Vorſchriften um deſto zuverläſſiger. Die Schriften, welche er nebenbey zu Rathe gezogen, ſind zwar theils veraltet, theils Auszüge aus gröſseren Werken, z. B. *Idelers* Gartenfreund: indeſs hat er in Betreff einer guten Pflege der Gemüſearten eine gute Auswahl getroffen, und immer nur die richtigen Anweiſungen beybehalten. Daſs er bey verſchiedenen Küchengewächſen, z. B. beym Spargelbau, die alten und neuen Culturmethoden gegen einander geſtellt hat, gefällt uns eben ſowohl, als die bey mehreren Arten angezeigte Dauer der Samen, wie lange dieſelben nämlich ihre Keimfähigkeit behalten. Der Plan, nach welchem er arbeitete, war ungefähr dieſer: 1) giebt er eine ſo viel möglich genaue und vollſtändige Anleitung zur Kenntniſs der gewöhnlichen Sorten der Küchengarten-Gewächſe, wobey er auf die beſſeren Sorten aufmerkſam macht; 2) zeigt er die Beſchaffenheit und Güte des Bodens, in welchem die Gewächſe am beſten fortkommen, ob er fett oder mager, leicht oder ſchwer, friſch oder nicht friſch gedüngt ſeyn, und wie er bearbeitet werden müſſe; 3) beſtimmt er die Zeit, in welcher der Same eingebracht und bis zur Ausſaat aufbewahrt werden müſſe, und lehrt alsdann, wie derſelbe bey der Ausſaat zu behandeln, und was man bey der Wartung der Pflanzen, in den verſchiedenen Stufen ihrer Entwickelung, zu beobachten habe; 4) da, wo es nöthig ſcheint, giebt er auch den Nutzen und Gebrauch an, ſo wie die Aufbewahrung im Winter, und endlich 5) wie man ſich von mehreren Gartenfrüchten ſelbſt Samen verſchaffen könne. Alles dieſs iſt mit vielem Fleiſse ausgearbeitet: nur hätte er die häufigen Widerholungen, daſs die Pflanzen vom Unkraut rein zu halten ſeyen, wovon jeder Gartenarbeiter die Nothwendigkeit ſelbſt einſehen kann, vermeiden ſollen. Die deutſchen Namen ſind bey manchen Gewächſen nicht gut gewählt, und die Ausdrücke bisweilen unrichtig. Auch hätte das Ganze in Anſehung der Namenordnung gewonnen, wenn die lateiniſchen Benennungen vorgeſetzt worden wären; man fände dann die Arten einer Gattung beyſammen, und müſste ſie nicht an mehreren Orten aufſuchen, wie dieſs z. B. bey *Allium* der Fall iſt. Doch dieſes ſind nur kleine Fehler, die den Werth des Buches, das wir den Küchengartenfreunden ohne Bedenken empfehlen, nicht vermindern.

H — ch.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1813.

THEOLOGIE.

Leipzig, b. Märker: *Historico-critica explicatio num parabolae de improbo oeconomo descriptio*, qua varias variorum interpretum super Luc. 16, 1—13 expositiones digestas, examinatas, suamque ex apocryphis V. T. potissimum hausta exhibuit M. *Joh. Christoph. Schreiter*, Rev. Minist. Candid. et Collegii philobiblici Lipf. Soc. (nunmehr Archidiacon. zu Schleufingen). 1803. XII u. 216 S. gr. 8. (18 gr.)

Hr. *Schr.* ſtellt hier die mancherley vorhandenen Auslegungen der Parabel von dem ungerechten Haushalter auf, fügt denſelben hin und wieder ſeine Kritiken bey, und kommt dann auf ſeine eigene Erklärung, für deren Richtigkeit er in den Apokryphen des A. T. Gründe gefunden haben will. Nach einer kurzen Einleitung in dem 1 Cap. über das Weſen der Parabel, unterſucht er Cap. 2 die Frage, nach welcher Methode er hiebey verfahren müſſe, und findet es am angemeſſenſten, bey Aufzählung der Ausleger auf den Zweck, den jeder in der Parabel fand, Rückſicht zu nehmen, und ſie nach dieſem Maſsſtabe zu claſſificiren. 3 Cap. Ausleger, die der Parabel eine allegoriſch-myſtiſche Deutung geben, und ſie als eine Vorherſagung der künftigen Schickſale des Chriſtenthums anſehen: *Lomeyer*, *Grünenberg*, *Harenberg*, *Karl*, *Drieſsen*, *Deyſsing*, *Thimus*, *Pape*. Cap. 4. Ausleger, die in der Parabel eine Ermahnung finden, ſich der Aufnahme in das Meſſiasreich würdig zu machen: *S. H. Möller*. Ihm folgen *Muzel* und ein *Ungenannter* in *Auguſti's* theol. Bl. 2 Jahrg. S. 733. (Rec. vermiſste hier den M. *Liebe*, welcher ſich in den neuen theol. Bl. II B. S. 46 für die *möllerſche* Anſicht erklärt, und den Vorwurf der Treuloſigkeit von dem Haushalter abzulenken ſucht. Er verdiente wenigſtens eher angeführt zu werden, als der vorhin erwähnte *Anonymus*, deſſen ganzes Raiſonnement D. *Enke* in ſeiner *disp. ad locum Luc.* 16, 9. Lipſ. 1799 mit Recht für ein Gewäſche erklärt.) Cap. 5. Empfehlung kluger Vorſicht in Abſicht auf die den Apoſteln bevorſtehenden Tage der Trübſal. *Wake*, *Winterberg*, *Zeune*, *Seyffarth*, *Stolz*. Cap. 6. *Joh. Olearius*, *Lightfoot* und ein *Ungenannter* in *Henke's* Mag. für Exeg. u. ſ. w. V B. S. 355 finden in der Parabel die Lehre: Erſtatte das mit Unrecht erworbene Gut, oder wende es zum Beſten der Frommen an. Den Letzteren widerlegten *Tobler*, *Nitzſche* und *Flatt*.

Cap. 7. Ausleger, welche glauben, der Zweck der Parabel ſey, zu Almoſen und milden Beyträgen aufzumuntern. *Irenaeus*, *Athanaſ.*, *Auguſtin.*, *Theophylact.*, *Erasmus Rot.*, *Clarius*, *Beza*, *Flac. Illyr.*, *Piscator*, *Erasm. Schmidt*, *Corn. a Lapide*, *Hackſpan*, *Lud. Capella*, *Clericus*, *Schöttgen*, *Heumann*, *Moldenhauer*, *Heſs*, *Hane*, *Storr*, *Michaelis*, *Tobler*, *Weber*. Cap. 8. 1 Abſchnit. Ausleger, nach deren Urtheil die Tendenz der Parabel iſt: Mache einen vorſichtigen Gebrauch von den irdiſchen Gütern. *Grotius*, *Zeger*, *Teelmann*, *Hopfer*, *Gataker*, *Brucker*, *C. C. L. Schmidt*, *Conz*. *Berger*, *Paulus*. 2 Abſch. Ausleger, die in der Parabel folgende Belehrung finden: Brauche die irdiſchen Güter ſo, daſs du der Aufnahme in die Wohnungen des Himmels würdig erfunden werdeſt. *Caſtellio*, *Heinſius*, *Hammond*, *Pricaeus*, *Schöne*, *Weſtſen*, *Bengel*, *C. Fr. Bahrdt*, *Tſchucke*, *Moſche*, *Roſenmüller*, *Bolten*, *Facius*, *Morus*, *Nitzſche*, *Enke*, *Bauer*, *Reichard*, *Hensler*. 3 Abſch. Pflichtmäſsiger Gebrauch der irdiſchen Güter, oder pflichtmäſsige Vorſichtigkeit im Gebrauch derſelben. *Teller*, *Lange*, *Flatt*. Dieſer Erklärung giebt Hr. *Schr.* den Vorzug, und ſucht ſie durch neue Gründe und Modificationen mehr zu befeſtigen. Das Reſultat ſeiner Anſicht iſt folgendes: „Die ſpäteren Juden nannten den Reichthum *flüchtig* und *unbeſtändig*. Die chaldäiſchen Paraphraſen nennen ihn ממון שקר; das שקר aber reſpondirt dem ἄδικος, und dieſes muſs alſo für *flüchtig*, *eitel*, *trenlos*, genommen werden. Auch die Apokryphen des A. T. legen dem Reichthum dieſes Prädicat bey. 2 Macc. 7, 34. Weish. 5, 8—16. (Aber nennen denn nicht gerade die Apokryphen des A. T. das unrecht erworbene Gut ἄδικον, welches Worts ſie ſich aber nie bedienen, wenn ſie vom *flüchtigen* Reichthum reden? Man ſehe Sir. 5, 8. 34, 18. 40, 13.) Seit dem babyloniſchen Exil legte man den Almoſen einen vorzüglichen Werth bey. Tob. 1, 2. Sir. 7, 22. 4, 1—11. (Rec. glaubt, daſs man bey den Juden in den vorhergehenden Zeiten auf Almoſen einen eben ſo groſsen Werth gelegt habe.) Man ſah ſie als Handlungen an, mit welchen man den Himmel verdienen könne. Auch ſcheint der Glaubo, daſs die verſtorbenen, in die Seligkeit aufgenommenen Menſchen ſich um die Angelegenheiten ihrer Freunde auf Erden bekümmern, für ihre zurückbleibenden Wohlthäter bey Gott Fürbitten einlegen, und ſie einſt in die Wohnungen des Himmels aufnehmen, dieſem Zeitalter eigen geweſen zu ſeyn. 2 Macc. 15, 12 u. ſ. w. Αἰώνιος wird

Digitized by Google

κατ' ἐξοχὴν in der h. Schrift von dem künftigen ewigen Leben gebraucht. Tob. 3, 6. vergl. Pred. 12, 5. (Beide Stellen beweisen nichts. *Αἰώνιος τόπος* ist so wie בֵּית עוֹלָם das ewige Haus, worunter sich die Alten das Grab dachten. Der Jude verband gewiß nicht mit עוֹלָם, *αἰὼν* und *αἰώνιος* den metaphysischen Begriff *ewig* oder *ohne Anfang und Ende.*) Jesus richtet sich nach diesen Zeitbegriffen, und leitet nun aus seiner Erzählung für seine Anhänger eine Lehre ab, die ex. nach jüdischen Vorstellungen also ausdrückt: Wendet den flüchtigen Reichthum zu Almosen für Arme an, damit diese einst nach ihrem Tode Fürbitter für euch werden, und euch, wenn ihr sterbet, in ihre Gesellschaft, in die Wohnungen des Himmels aufnehmen; — oder ohne Bild zu reden: Macht euch durch pflichtmäßige Anwendung der flüchtigen Erdengüter der ewigdauernden Seligkeiten des Himmels würdig.

Man sieht leicht, daß diese Erläuterungen aus den Apokryphen des A. T. die Wichtigkeit nicht haben, welche ihnen hier beygelegt wird. Rec. glaubt überhaupt, daß sich keine der vorhandenen Auslegungen, bey welchen man voraussetzt, daß der Haushalter sich durch Betrug aus seinen verwickelten Umständen herauszuziehen gesucht habe, vertheidigen lasse. Allen fehlt der Zusammenhang, und besonders das *διεβλήθη* entgegen. Hr. *Schr.* beruft sich zwar auf D. *Heumann*, welcher erwiesen habe, daß *διαβάλλειν* auch eine rechtmäßige Anklage bedeute; allein das *διαβάλλειν*, welches dieser Ausleger aus *Isocr. Areopag.* anführt, heißt offenbar weiter nichts als *verläumden.* Schwerlich wird in Profanschriften eine Stelle nachgewiesen werden können, in welcher es für eine rechtmäßige Anklage genommen werden *müßte.* Es reimt sich dem hebr. נָשָׂא, und wo von einer rechtmäßigen Anklage die Rede ist, wird es eben so wenig als *διαβάλλειν* gebraucht. Offenbar ist nun *διεβλήθη* dem *ἠνέγκαντο* entgegengesetzt, und Jesus kann also bey dieser Parabel keinen anderen Zweck gehabt haben, als das, was er schon in den Cap. 15 vorkommenden Gleichnissen gelehrt hatte, näher zu bestimmen. Es war nicht genug, daß er lagte: Auch Zöllner sollen zu Mitgliedern des Messiasreichs angenommen werden; er mußte auch zeigen, unter welchen Bedingungen eine solche Aufnahme zu erwarten sey. Darum redete er nun auch besonders *πρὸς τοὺς μαθητὰς αὐτοῦ*, d. h. zu denen, die schon seine Lehranhänger zu werden sich geneigt bewiesen hatten (wie Joh. 8, 31). Da nun die Personen, die jetzt von ihm zu Jüngern angenommen wurden, mehrentheils aus Zollpächtern bestanden: so erzählt er ihnen die Geschichte von einem Pachter, der treulos gewesen war, dessen Treulosigkeiten aber eben so wie die ihrigen von Verläumdern waren vergrößert worden. Er wird zur Rechenschaft gefodert, und wie er nun verfahren sey, und sich zu retten gesucht habe, das läßt sich bey der Unbekanntschaft mit dem Detail der Begebenheit nicht bestimmt angeben; und die Nebenumstände, wodurch die Sache mehr Aufschluß erhält, müssen hinzugedacht werden. Nun weiset aber das *διεβλήθη* darauf, daß diese Nebenumstände gar nicht auf eine der Absicht des Erzählers gemäße Art hinzugedacht werden, wenn man die Klugheit des Haushalters in eine noch fortdauernde treulose Verwaltung der Güter setzt. Er behandelte vielleicht die Sache, wie eine Concursfache, wo man, um nicht Alles einzubüßen, die Schuldfummen herabsetzt, oder es waren vielleicht die Schuldner seine Unterpachter, und so konnte er ohne Nachtheil seines Herrn ihnen nachsehen. Genug er muß auf diese oder sonst eine Art verfahren seyn, daß er sich nicht nur die Schuldner zu Freunden machte, sondern auch auf das Lob seines Herrn mit Recht Anspruch machen konnte. Der Herr lobte den ungerechten Haushalter: denn, setzt Jesus sehr treffend hinzu, die Kinder dieser Welt sind klüger *εἰς τὴν γενεὰν ἑαυτῶν*, in Absicht auf ihre Anhänger, d. h. sie wissen sich mit mehr Klugheit und Vorsicht Anhänger zu verschaffen, als die *Kinder des Lichts, die Pharisäer* (Luc. 11, 52); denn anstatt Andere für sich und die Religion, die sie lehren, zu gewinnen, und die Irrenden durch Sanftmuth wieder auf den rechten Weg zu leiten, scheuchen sie sie von sich, und machen durch ihre Intoleranz und Verketzerungssucht ihnen die Religion verhaßt. Gewiß war das ein Wort zu seiner Zeit geredet: denn die Pharisäer, welche Jesum wegen seines Umganges mit Zöllnern getadelt hatten, hörten diesen Vortrag mit an, und ihr Haß gegen die Zöllner, die sie von aller kirchlichen Gemeinschaft ausschlossen, und für Bösewichter erklärten, giebt hinlängliche Erläuterung über den Sinn und den Nachdruck dieser Worte. Und ich sage euch, setzt nun Jesus zur Belehrung seiner Schüler hinzu, wendet euer Vermögen, das ihr zum Theil mit Unrecht erworben habt, noch so an, daß, wenn die jüdische Religions- und Staats-Verfassung ein schreckliches Ende nehmen (S. Luc. 21, 26—31), man auch an den Glückseligkeiten des Messiasreichs, welche nach ihrem ganzen Umfang künftig zu erwarten sind, könne Antheil nehmen lassen.

Ob nun gleich Rec. der Erklärung des Vfs. nicht beystimmen kann, auch nicht findet, daß von ihm aus den Apokryphen bedeutende Aufschlüsse über den Inhalt und die Tendenz der Parabel gegeben worden: so spricht er deswegen seiner Schrift keinesweges ihre Brauchbarkeit ab; vielmehr läßt er dem Fleiß und den gelehrten Kenntnissen, die er in derselben vielfältig gezeigt hat, Gerechtigkeit widerfahren. Das Verzeichniß der vorhandenen Ausleger über diese Parabel ist ziemlich vollständig; doch vermißte Rec. mehrere, welche hätten angeführt werden sollen, z. B. *Theophilus von Antiochien*, welcher die Parabel auf den Apostel Paulus und dessen Bekehrungsgeschichte hingedeutet hat. S. *Hieronym. opp. Tom III edit. Erasm. p.* 165. *Johann Christian Schmidt, brandenb. culmb. Hofprediger.* Dieser versteht (S. dessen heil. Reden über die Sonn- und Fest-Evangelien 1765 in 4) unter dem Haushalter Jesum selbst, welcher von den Pharisäern angeklagt worden, daß er mit seiner Lehre großen Schaden anrichte u.

Digitized by Google

f. w. Mehrere der von Hn. *Schr.* erwähnten Ausleger hätten können weggelaſſen werden, weil ſie bloſs das enthalten, was man bey ihren Vorgängern ſchon gefunden hatte. Von Druckfehlern wimmelt die Schrift. Sie ſind zwar in einem angehängten Verzeichniſſe zum Theil angegeben, allein auch dieſes Verzeichniſs iſt nicht von Druckfehlern frey.

Ker.

Leipzig, b. Gräff: *Über die Krankencommunionen, mit beſonderer Hinſicht auf ihre Miſshandlung und Schädlichkeit.* 1803. 126 S. 8. (8 gr.)

Mit beſcheidener Freymüthigkeit und einer dem Vf. zur groſsen Ehre gereichenden Wahrheitsliebe erklärt er ſich hier über einen Gegenſtand, welcher der Aufmerkſamkeit aller öffentlichen Religionslehrer werth iſt. Die ganze Schrift iſt zugleich ein Muſter, *wie* man über Gegenſtände der Art ſchreiben müſſe, um den Zweck nicht zu verfehlen. Denn wie viel kommt nicht auf das *wie* an, um nicht der guten Sache ſelbſt zu ſchaden! Das Niederreiſſen iſt leicht; aber auch das Wiederaufbauen? Der Vf. wirft nicht bloſs weg, er bewahrt auch das, was bleibenden Werth hat. Seine Schrift verdient, näher gekannt zu ſeyn.

In der Einleitung ſetzt der Vf. folgende Hauptgedanken weiter aus einander. Die Stiftung des h. Abendmahls iſt und bleibt ein ewiges Denkmal der reinſten Chriſtusliebe; für Kranke und Sterbende ward es nicht geſtiftet, und in Abſicht der kirchlichen Form dieſer Religionshandlung ſchrieb Chriſtus nichts vor; ſie kann daher abgeändert, und ihr politiſcher und kirchlicher Zweck darf nie Hauptſache werden; nur ihr moraliſcher Zweck iſt Hauptſache. Groſse Nachtheile hatten die verſchiedenen Deutungen ihres hohen und erhabenen Endzwecks. Die Kirchenväter trugen durch ihre alte Schul- und Secten-Philoſophie und durch ihre myſtiſche Schulſprache (denn man wollte durchaus *Geheimniſſe* haben) zu unſeligen Miſsverſtändniſſen bey. Die traurigen Erfolge des vielen Unfugs ſtreit- und herrſchſüchtiger Prieſter, und der vielen Verfälſchungen der natürlichſten Erklärungen der Einſetzungsworte lehrt die Kirchengeſchichte. Auch die Heiden wurden von der Annahme des Chriſtenthums zurückgeſchreckt, und haſsten die erſten Bekenner deſſelben. Auch der Reformation war es nicht möglich, das Übel ganz zu heilen; es entſtanden ſogar neue Streitigkeiten, neue Religionsparteyen und Secten. Die Feyer des h. A. kann nur durch gereinigte Grundſätze der wahren Philoſophie, durch Vermeidung unbegreiflicher Zuſätze und aller Schul- und Kunſt-Wörter der Dogmatik und Polemik, durch eine vernünftige Exegeſe und durch Feſthaltung des moraliſchen Zwecks ſeiner urſprünglichen Würde wieder näher gebracht werden.

Der Vf. behandelt hierauf ſeinen Hauptgegenſtand faſt in jeder Hinſicht, beſonders was Ordnung und Deutlichkeit betrifft, ſehr zweckmäſsig. Er leugnet nicht, daſs Krankencommunionen ſehr viel *für* ſich haben, jedoch nur bedingungsweiſe. Er nennt die Fälle — und zwar ohne die mindeſte Übertreibung, in denen ſie höchſt zwecklos, zweckwidrig und ſogar ſchädlich ſind. Was er hier vom Aberglauben aus der Vorzeit ſagt, iſt unleugbar; er führt Beyſpiele aus der Religions- und Kirchen-Geſchichte an. Bey der Beantwortung der Frage: *was iſt überhaupt der Zweck der Abendmahlsfeyer?* hätte ſich der Vf. weit kürzer faſſen können, indem er ſich ſchon hinlänglich darüber erklärt hatte, ſo wie es auch keiner ſo weitläuftigen Auseinanderſetzung deſſen bedurfte, in wiefern das h. A. ein *Erinnerungsmahl* und ein *Aufmunterungs-* und *Erweckungs-Mahl* zur Menſchenliebe und zu einer reineren, himmliſchen, Gott wohlgefälligen Tugend und Frömmigkeit ſey. Er hätte dieſs wenigſtens auch hier ſchon mehr in Beziehung auf ſeinen Hauptgegenſtand betrachten ſollen. Leſenswerth ſind indeſſen mehrere hieher gehörige Bemerkungen, beſonders die Erklärung der Einſetzungsworte betreffend, worin er beſonders *Stolz's* Erläuterungen zum N. T. folgt.

Sehr wahr und richtig iſt das, was der Vf. darüber ſagt, daſs nicht bloſs von Seiten des geiſtlichen Standes, ſondern auch des Staats und der Regierungen die Krankencommunionen alle Aufmerkſamkeit verdienen. Mit vieler Sachkenntniſs und möglichſt genau beantwortet er die Frage: *worauf gründet ſich eigentlich dieſe Art gottesdienſtlicher Andachtsübung auf dem Kranken- und Sterbe-Bette?* „Der Unterſchied zwiſchen der letzten Ölung in der katholiſchen Kirche und zwiſchen jener Religionshandlung, meint er, beſteht bloſs in der Form; der Zweck iſt faſt derſelbe.“ Soll denn, fragt er mit Recht, der Hang und die Liebe zum Wunderbaren, Auſserordentlichen und Übernatürlichen jetzt noch auch unter den ſpäteren Chriſten Statt finden? Er zeigt beſonders an der bekannten Stelle Jak. 5, 14—16, worin man die letzte Ölung und Ohrenbeichte finden will, wie vormals der Aberglaube und die Mönchstheologie Alles, was man wollte, in der Bibel gefunden zu haben glaubte. Zugleich führt er an, was *Juſtinus*, *Baſilius* u. A. auf den Kirchenverſammlungen in Hinſicht auf Kr. C. verordnet hatten, und daſs man ſogar Kindern und — den Todten das h. A. gab, welchem ſchrecklichen Unfuge das karthaginenſiſche Concilium Einhalt thun muſste. Mit gebührender Achtung ſpricht er von dem Verhalten der reformirten Kirche, die freylich ehemals noch ſtrenger war als jetzt.

Über das, was nun der Vf. zur Beantwortung der Frage: *was ſoll eigentlich der wahre Zweck der Kr. C. ſeyn?* hier weiter aus einander ſetzt, iſt Rec. gänzlich mit ihm einverſtanden. Er verſichert, das h. A. könne und ſolle in einem hohen und viel umfaſſenden Grade ein Erinnerungs-, ein Erweckungs-, ein Aufmunterungs- und Beruhigungs-Mahl ſeyn, und erklärt ſich darüber auf eine ſehr befriedigende Art; aber auch eben ſo freymüthig darüber, ob Kr. C. auch ſo zweckmäſsig gehalten werden, wie die Sache der Religion es erfodert. Mit edlem Eifer deckt er hier die mannichfaltigen Miſsbräuche auf, welche zum

Digitized by Google

Theil durch die Diener der Religion selbst veranlasst werden, und dringt mit Recht auf bestimmte Consistorialverfügungen. Sehr lesenswerth ist das von der zweckmäfsigen Einrichtung der Kr. C. Gesagte; auch gegen dasjenige, was er von der offenbaren Schädlichkeit derselben in moralischer und physischer Hinsicht anführt, ist gar nichts zu erinnern. Möchte man nur dem Prediger mehr Freyheit und in manchen Fällen sogar unbedingte Vollmacht geben! Käme nur endlich der glückliche Zeitpunct, wo er zu seinen Confitenten ganz so sprechen dürfte, wie der Vf. ihn hier sprechen läfst! Aber wie viel gehört und wie viel fehlt noch dazu, sowohl von Seiten seiner selbst, als seiner Gemeine! Kein einziger der vielen äufserst beherzigenswerthen Vorschläge des Vfs. ist überspannt und unausführbar. Und käme es endlich in einer so wichtigen Angelegenheit dahin, dafs auch nur die meisten oder doch mehrere derselben durch thätige Mitwirkung der Consistorien in Ausübung gebracht würden: wie viel Unfug würde dann auf immer fortgeschafft, und die Würde der Religion aufrecht erhalten werden! Dann würden, wie der Vf. sagt, die Kranken nicht nur nichts verlieren, sondern viel gewinnen. Die Kr. C. wäre zwar eingeschränkt und nur *bedingungsweise* zugestanden; allein die Pflichten des Predigers hätten in mancher Hinsicht einen erweiterten Wirkungskreis bekommen. Von der einen Seite dürfte er sich und seine Überzeugung dem Aberglauben und dem Wahne nicht opfern; von der anderen Seite dürfte er aber auch seine Amtspflicht nicht vernachlässigen. Bey der Einschränkung der Kr. C. müsten die Krankenbesuche den Geistlichen um so mehr zur dringenden und vorzüglichen Amtspflicht gemacht werden, damit die Widersacher nicht zu anderen Vorwürfen Veranlassung und Gelegenheit finden können. Die Steine des Anstofses wären ja weggehoben, und die Ursachen des Ärgernisses wären getilgt!

S. S. B.

KLEINE SCHRIFTEN.

Theologie. *Halle*, b. Kümmel: *Christlicher Cultus nach Angabe der Schrift*, von *Philipp Breitenstein*, Prediger zu Marburg. 1812. 64 S. 8. (4 gr.) Wiederum ein Versuch, die christlichen gemainschaftlichen Andachtsübungen neu zu modelliren! Mit welchem Glücke? mögen die Leser nach einer getreuen Relation dee Inhalts selbst beurtheilen. Der Vf. meint im Vorberichte, man habe in den neuaren Vorschlägen zu einer besonderen Einrichtung der öffentlichen Gottesverehrungen mehr auf den Geist des Zeitalters, als auf die Spuren, die sich in der Schrift finden, Rücksicht genommen. (Um dieses zu tadeln, hätte er doch erst beweisen müssen, dafs Christus seinen Verehrern eine gewisse Form der Gottesverehrungen *vorgeschrieben* habe.) Diesen Spuren nun hat er nachzugehen versucht. Er führt die Untersuchung bis auf die abrahamitische Familie zurück, geht auf Mosen über, und schliefst aus dem Abrifs des heiligen Zeltes, „welchen derselbe *unmittelbar von Gott* erhalten haben soll," es sey Gottes Willens Meinung gewesen, zu *allen Zeiten* und von *allen Völkern* auf eine ähnliche Weise, nur unter anderen Modificationen verehrt zu werden!! (Über die Bündigkeit dieses Schlusses sowohl in Hinsicht der Vordersätze als des Schlufssatzes mögen erleuchtete Leser selbst urtheilen!) Auch die Visionen in der Offenbarung Johannes dienen ihm zur Verstärkung dieser Behauptung. Hierauf giebt nun der Vf. eine detaillirte Beschreibung der Anordnung des jüdischen Gottesdienstes vor den Zeiten Christi, deren eigentliche Quelle, — falls sie nicht Werk der Phantasie seyn soll, — Rec. gern in irgend einem alten jüdischen Schriftsteller möchte nachgewiesen sehen. Diese jüdischen Gebräuche will er verchristlicht wissen, und beruft sich zu dem Ende auf die Beybehaltung mehrerer jüdischer Gebräuche unter den ersten Christen, obgleich er selbst zugiebt, dafs man nach der Zerstörung des Tempels sich mit Verlassung mosaischer Ceremonien nach den Heiden gerichtet habe. (Man mufs also diese Form wohl nicht von ewig bleibender Verbindlichkeit gehalten haben.) Ezechiels Gesicht eines grofsen Tempels, in welchem Vieles nicht mit der mosaischen Verfassung übereinkomme, scheint ihm stark auf christliche Zeiten hinzuwinken; auch will er die vom Eusebius beschriebene Einrichtung des Tempels zu Tyrus, den er in der Offenbarung Johannes vorher abgebildet findet, für ein Modell einer christlichen Kirche angesehen wissen, deren sich in jeder bedeutenden Stadt eine finden sollte, mit zierlichen Geräthschaften ausgeschmückt, wie man denn die christlichen Prediger sowohl durch Amtsnamen als durch Amtskleidung auszeichnen müsse. Nach einer umständlichen Beschreibung dee Hochemtes in der katholischen Kirche, nebst der seynsollenden Beziehung dieser Ceremonieen, so wie der Abendmahlsfeyer in der englischen Kirche, zeichnet er endlich die Anordnung christlicher Gottesverehrungen vor, wie sie ihm nach jenen Spuren aus dem Alterthume am zweckmäfsigsten scheint. Dazu fodert er zuvörderst schon eine am Sonnebend Abend zu haltende Vorbereitungsandacht. (Sollten denn die Unzuträglichkeiten, welche öffentliche Abendgottesdienste ihrer Natur nach mit sich führen, dem Vf. ganz unbekannt seyn?) Für die Sonntage sind weitläuftige Wechselgebete und Intonationen des Predigers und der Gemeine vorgeschrieben, zu welchen gröfstentheils *Klopstocks* Messias den Text liefert. Die Predigt will der Vf. aus dieser Gottesverehrung ganz verbannen, und sie in die Mittagsstunde verschieben u. s. w. Rec. will es beynahe scheinen, man könne den Vorwurf, den der Vf. den bisherigen liturgischen Veränderungen macht, umgekehrt wider die seinigen richten: dafs nämlich bey denselben auf den Geist des Zeitalters *bey weitem zu wenig* Rücksicht genommen sey, ohne dafs man jedoch von ihnen rühmen dürfte, sie wären ächt biblisch, weil der Geist des Christenthums mit einem gezwungenen Formwesen durchaus nichts gemein hat.

WRth.

Vermischte Schriften. Ohne Anzeige des Verlegers: *Darstellung der neuesten Verketzerungsgeschichte und Aneiferung zu ihrer Fortsetzung.* Von zwölf neuen Aposteln. 1812. 78 S. 8. (5 gr.) Die Verketzerung betrifft den Vf. der Schrift: Über das Bedürfnifs einer Reformation des Priesterstandes. Die Darstellung der Geschichte derselben wird nur für wenig Leser Interesse haben, da sie mit einer Menge Localbeziehungen durchflochten, und auch übrigens nicht sehr geistreich ist.

— b.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1813.

THEOLOGIE.

Berlin, b. Frühlich: *Ein Wort über die herrschende Irreligiosität und einen zweckmäßigen Religionsunterricht als das wirksamste Mittel dagegen*, von *C. W. D. Hoffmann*, weil. Subrector an der kölnischen Stadtschule zu Berlin. Nebst dem Leben des Vfs. 1804. 242 S. 8. (15 gr.)

Die Anzeige dieser Schrift hat sich zwar durch zufällige Umstände verspätet; aber diese Verspätung kann dem Publicum, für das der Vf. schrieb, Vortheil bringen, wenn bey demselben seine kräftigen und gehaltvollen Worte von Neuem in Erinnerung gebracht, und einer sorgfältigeren Prüfung und Beherzigung empfohlen werden. Es sind die letzten Worte eines edeln Verstorbenen, geschrieben auf dem Sterbebette, wie der Vorhericht sagt, und eingegeben von dem Geist der Wahrheit und Liebe. Zwar ist über den Gegenstand, den der Vf. behandelt, in unseren Tagen schon so Vieles gesprochen und geschrieben, räsonnirt und deräsonnirt worden, dass vielleicht ein grosser Theil unserer Zeitgenossen die Acten über denselben für geschlossen hält, und nichts mehr darüber zu lesen und zu hören sich vorgesetzt hat. Nichts desto weniger aber ist der Erfolg von allem dem, was bisher für die Sache der Religion geschehen ist, noch so gering und fast unmerkbar, dass Jeder, dem sie noch eine heilige und ernste Angelegenheit des Herzens ist, wünschen muss, man möge nicht ermüden, jede Kraft zur Wiederherstellung und Beförderung derselben aufzubieten, und mit Weisheit zu benutzen. Der Vf. dieser Schrift bedurfte also keiner Rechtfertigung, wenn auch er sich berufen fühlte, seine Ansichten, Urtheile und Wünsche in Beziehung auf eine religiöse Bildung des Zeitalters dem Publicum vorzulegen. Rec. übernimmt es mit Vergnügen, den Hauptinhalt seiner Schrift kürzlich darzulegen, und einige Bemerkungen über sie hinzuzufügen.

Zuvörderst werden die Ursachen des Religionsverfalls aufgesucht und näher entwickelt, und sodann die Mittel angegeben, wodurch wahre Religiosität unter den Menschen wieder vorbreitet werden könne. Der Vf. behauptet eben so, wie neuerlich *Löffler* und Andere, dass der sparsame Besuch des öffentlichen Gottesdienstes kein *hinlänglicher* Beweis von dem Verfall der Religion bey uns sey, — indem es ja möglich bleibe, dass die der Andacht gewidmeten Gebäude gerade darum weniger besucht werden, weil das ächt religiöse Gefühl in ihnen bey ihrer gegenwärtigen Verfassung zu wenig Nahrung finde, — aber er setzt auch mit Recht hinzu, dass die Anzahl, derer, die aus Religiosität die Kirche nicht besuchen, gegen den Haufen derer, die aus Irreligiosität sie fliehen, jetzt wenigstens gewiss nicht in Anschlag kommen kann. Nur müssen, meint er, auch noch anderweitige Spuren des eingerissenen Übels aufgesucht werden, wenn man ein entscheidendes Urtheil darüber fällen will. Er findet sie *in dem Mangel an häuslicher Frömmigkeit*, die bey unseren Vorfahren galt, und deren Übungen, wenn sie auch gleich nicht immer ganz zweckmäßig waren, doch wenigstens eine Fähigkeit zur Religion in den Herzen der Menschen erhielten; — ferner *in der Conversation der heutigen Welt*, die auch nicht die leisesten religiösen Andeutungen, noch weniger Unterhaltungen über Gegenstände der Religion dulde; — eben so *in der Behandlung des Eides*, der sein eigenthümliches religiöses Ansehen so gut als ganz verloren habe, und endlich in der traurigen Verfassung, in welcher sich die *öffentliche* und *häusliche Erziehung* in religiöser Hinsicht befinde. — *Erschöpft* dürfte freylich hiemit die Untersuchung, die der Vf. anstellt, noch nicht seyn; aber treffend sind die einzelnen Bemerkungen, durch die er jeden Satz erläutert. Nur *eine*, sey Rec. erlaubt, mitzutheilen, die um so unparteyischer ist, da der Vf. selbst ein Schulmann war. „Eine unselige Antipathie, die sich, wenigstens öffentlichen Äußerungen über diesen Punct zufolge, zwischen Schullehrern und Predigern in unseren Zeiten eingestellt hat, scheint dazu (zur Vernachlässigung der religiösen Bildung in öffentlichen Schulen) das Ihrige beygetragen zu haben. Zugegeben, dass manche Schulen unter unverständigen eigensinnigen geistlichen Inspectoren einen unangenehmen und für das Ganze verderblichen Druck erfahren hat: so folgt daraus doch noch gar nicht, dass man nun gleich allgemein über Despotie der Geistlichkeit schreyen müsste, *als wenn nicht eher Heil von den Schulen zu erwarten sey, als bis sie aller geistlichen Inspection entzogen wären.* Liegt nicht eine eigene Unschicklichkeit darin, dass zwey Stände, welche durch ihre Natur auf das Innigste verbrüdert sind, von Vorzügen vor einander sprechen und sich anfeinden? — — Warum sollten aber auch Geistliche keine Stimme haben in Dingen, welche die Schulen betreffen, zumal da nicht wenige derselben ehedem selbst Schulämter rühmlichst bekleideten? Könnte nicht wenigstens leicht die Einrichtung ge-

Digitized by Google

troffen werden, daſs nur ſolche Geiſtliche, die ehedem praktiſche Schulmänner geweſen, mit Inſpectoren über Schulen beehrt würden? — — Dieſer Übergang aber, der an ſich ſchon ſeine eigenen Schwierigkeiten hat, wird *in der Folge ganz unmöglich werden*, da ja diejenigen, die ſich jetzt für ein Schulamt bilden, gar nicht nöthig zu haben glauben, ſich mit theologiſchen Wiſſenſchaften zu befaſſen, ſondern mit einigen humaniſtiſchen Kenntniſſen und mit einem gewiſſen Anſtrich von Philoſophie und Äſthetik, *wodurch ſie ſich in der Regel nur zu Pedanten einer neuen Art bilden*, ſtolz über alle andere menſchliche Kenntniſſe (die wenigſtens ſämmtlich dem Kleinod, das ſie ergriffen [illegible] en meinen, nachſtehen müſſen, am meiſten ..... [illegible]ion und was ihr anhängt hinwegſehen." — Hierauf geht der Vf. zu den Mitteln über, durch die nach ſeiner Überzeugung dem Verfall der Religion am beſten entgegen gewirkt werden kann. Es kommt hiebey, ſagt er, blos auf den Zweck an, den man ſich vorgeſetzt hat. Hätte man blos zur Abſicht, eine gewiſſe *äuſsere* Religion zu begründen: ſo würde es genug ſeyn, zu den verſchiedenen Religionsgebräuchen, die man bisher vernachläſſigte, wieder zurückzukehren. Einen ganz anderen Weg aber wird man einſchlagen müſſen, ſobald Ausbreitung wahrer Religioſität Hauptzweck iſt. — Sehr lichtvoll zeigt nun der Vf., wie viel der Staat in ſofern dafür thun könne, wenn er nur ſolche Männer als Jugendlehrer anſtellt, die ſelbſt religiös ſind, indem Niemand Anderen mittheilen könne, was er ſelbſt nicht habe. Eben ſo verdient Vieles, was er über die rechte Methode der religiöſen Bildung ſagt, die Aufmerkſamkeit derer, die den Religionsunterricht in öffentlichen Schulen zu geben haben. Nur kann Rec. darin mit dem Vf. nicht übereinſtimmen, daſs er von dieſem Unterricht alles Heil allein erwartet. Er iſt davon ſo feſt überzeugt, daſs er am Schluſs ſeiner Schrift jeden Zweifel dagegen ernſtlich zurückweiſt, und S. 241 ſagt: „Wenn es nur Allen, die ſich mit dem Unterricht in der Religion auf Schulen oder in der gewöhnlichen Katechiſation befaſſen, ein rechter Ernſt wäre: ſo ſehe ich nicht ein, warum es unwahrſcheinlich ſeyn ſollte, daſs auf dieſem Wege die Religion wieder Achtung und Liebe bey der Jugend, und durch dieſe allmählich auch bey den Erwachſenen gewinnen könnte." Rec. erwartet auch viel von einer gründlichen Verbeſſerung des öffentlichen Unterrichts in der Religion; aber er glaubt, daſs ſich noch vieles Andere damit vereinigen müſſe, wenn der groſse Zweck, deſſen Realiſirung er mit dem Vf. aufrichtig wünſcht, erreicht werden ſoll. Das Zweyte, was Rec. an dieſer Schrift auszuſetzen hat, iſt, daſs nach derſelben in allen Claſſen öffentlicher Schulen die Religion ausſchlieſsend als Sache des bloſsen Gefühls behandelt, und durchaus nicht als Gegenſtand einer philoſophiſchen Erkenntniſs auf dem Wege der Überzeugung begründet werden ſoll. Ausdrücklich ſagt der Vf. S. 208: „Man kann mit Recht ſagen, daſs ein wirklicher Unterricht in der Religion gar nicht Statt finde, weil ſie ſelbſt kein Gegenſtand des Wiſſens, ſondern des *Fühlens* iſt." Und hierauf iſt auch die ganze religiöſe Bildungsmethode berechnet, die er vorſchlägt. Zuerſt ſoll der Lehrer in ſeinen Zöglingen den Sinn für das *Erhabene* wecken, und ſie deſswegen auf die erhabenſten Gegenſtände in der Natur aufmerkſam machen, z. B. vulkaniſche Eruptionen, Erdbeben, Seeſtürme u. ſ. w. In eben dieſer Abſicht ſoll er ſie auch frühzeitig zu den *auſserordentlichen* Erſcheinungen in der moraliſchen Welt hinführen, und ganze die Handlungen ſolcher Menſchen ſchildern, die ſeltene Beyſpiele einer ungewöhnlichen Kraft, eines hohen [illegible]bes und einer unbedingten Aufopferung gegeben haben. Beſonders aber ſoll er die Spuren einer höheren, über das Schickſal waltenden verſtändigen Macht durch Exempel aus dem Leben einzelner Menſchen, ſo wie aus der allgemeinen Weltgeſchichte, ihnen verſinnlichen, und endlich wirklich religiöſe Charaktere, ſowohl aus der Profan-Geſchichte als auch vorzüglich aus der Bibel, ihrem Gemüthe zur Anſchauung darſtellen. Es würde, hofft der Vf., nicht unzweckmäſsig ſeyn, wenn ſich Jemand für dieſe erſte Nahrung des religiöſen Sinnes einen Leitfaden zu ſchreiben die Mühe nähme, welcher eine Sammlung von Geſchichten und Charakteren der vorherbeſchriebenen Art enthielte. Aber auf einzelne Lehren und Wahrheiten der Religion ſoll ſich hier der Lehrer gar nicht einlaſſen, ſondern ſich begnügen, den Blick des Schülers bey der Betrachtung der Welt und der menſchlichen Schickſale über die Sinnlichkeit hinauszurücken, und ihm den Zuſtand eines Gemüths vorzuzeichnen, das aus dem religiöſen Geſichtspunct die Welt anſieht. Allein auch nachher, wenn ſchon auf die angegebene Weiſe der Boden für die Pflanze der Religion gewonnen worden iſt, ſollen nicht etwa gewiſſe Wahrheiten der Religion in einer beſtimmten Ordnung vorgetragen werden, ſondern eine Ungebundenheit in dieſer Hinſicht dürfte vielmehr der Regelmäſsigkeit vorzuziehen ſeyn. Die Materialien dazu werden am zweckmäſsigſten aus der Bibel genommen, wo man ſie am kräftigſten und einfachſten ausgedrückt findet. Hiemit könnten zugleich die allgemeinſten und wichtigſten moraliſchen Sentenzen, ebenfalls aus der Bibel, verbunden werden. Denn wenn gleich, ſagt der Vf., in gewiſſer Rückſicht ein *ſchneidender* Unterſchied zwiſchen Religion und Moral Statt findet (ſo daſs, wie er S. 183 ſich ausdrückt, der religiöſere Menſch nicht beſſer als der nicht religiöſe, *vielmehr dieſer aus mannichfaltigen Gründen oft der achtungswürdigere iſt*): ſo gehen doch beide im Leben gleichſam Hand in Hand, weſswegen auch der Religionsunterricht mit dem moraliſchen ſich natürlich verbinden läſst, und von jeher verbunden worden iſt. Wenn nun ſo dem Schüler die bibliſchen Sprüche und auch einige erbauliche Liederverſe (wobey aber die antiken den modernen vorgezogen werden müſsten) dem Zögling eingeprägt ſind: ſo könnten bey dem folgenden Curſus des Religionsunterrichts in einer höheren Claſſe die eigentlichen Religionswahrheiten von der Moral abgeſondert, aber auch die Schüler mit dem hiſtori-

Digitized by Google

schen Ursprung der Bibel näher bekannt gemacht werden. Mit diesem historischen Unterricht über die Bibel müsste aber ein vollständigeres Lesen derselben verbunden werden, wobey jedoch der Hauptzweck, die asketische Anwendung, nicht aus den Augen zu lassen wäre. Der hierauf folgende Cursus müsste sich auf Erörterung der Begriffe: *Offenbarung*, *Inspiration*, *Weissagung* und überhaupt auf das *Wunderbare* näher einlassen, und besonders *positiven* Lehren des Christenthums abhandeln. Denn es ist, sagt der Vf., zu verrüthen, „dass sich nicht in dem Kopfe des Schülers eine gewisse Überweisheit festsetzt, die sich darin zeigt, dass man Alles lächerlich findet, und als Aberglauben verschreyet, was nur die geringste Spur des Wunderglaubens an sich hat, eine Knabenweisheit, welche die Wirkung der neueren Erziehung ist, und die man nicht ohne Ärger bemerken kann." Eben dieser Cursus des Religionsunterrichts würde als historischer Theil nicht unzweckmässig einen ganz kurzen Abriss der Kirchengeschichte enthalten, der aber auch auf Belebung und Nährung des religiösen Sinnes hinwirken müsste. Endlich würde auch der moralische Unterricht in diesem Cursus eine grössere Ausführlichkeit bekommen, und besonders das Ausgezeichnete des Christenthums in dieser Hinsicht in ein gehöriges Licht gesetzt werden müssen; und hiemit könnte der ganze Religionsunterricht, selbst in sofern derselbe für die gebildeten Stände passend seyn soll, also auch auf höheren Schulen abgeschlossen werden. — Allein so vollkommen Rec. mit dem Vf. darin einverstanden ist, dass die Religion von einem gewissen Gefühl, von einer Ahndung des Göttlichen und Übersinnlichen ausgeht, die der Mensch in sich trägt, noch ehe es mit ihm zum *Denken* kommt, und so wahr es ist, dass das *Subjective* der Religion *immer* etwas Unaussprechliches bleibt, und nie zum Gegenstand eines Erkenntnisses werden kann: so müssten doch in objectiver Hinsicht die religiösen Ideen nach ihrem Grund und Gehalt nachgewiesen, und als Erkenntnisse geltend gemacht werden, wenn sie ihre volle Bedeutung und Sicherung erhalten sollen. Wenn daher der Vf. diess für unthunlich, und der wahren Religion sogar schädlich hält: so scheint er das Objective und Subjective zu verwechseln; aber wie nachtheilig, und besonders dem Geist des Protestantismus widersprechend diese Verwechslung ist, diess hat neuerlich unter anderen *Müller* in der Schrift: *Protestantismus und Religion*, ausführlich, und nach der Ansicht des Rec. befriedigend erwiesen.

D. K. N.

Celle, b. Schulze: *Neuer Almanach für Landprediger und ihre Freunde*; enthaltend: Kurze Winke und Materialien zu Amts-Arbeiten, und Bemerkungen über die verschiedenen bürgerlichen Verhältnisse des Landpredigers, mit besonderer Hinsicht auf die Bedürfnisse unserer Zeiten. Von *Karl Busse*, Pastor im Fürstenthum Hildesheim. Mit dem Bildnisse des *L. Sterne*. 1804. X u. 212 S. kl. 8. (16 gr.)

Sechzehn Aufsätze, die — mit Ausnahme einiger — allerdings dazu dienen können, manche, wenn auch nicht neue oder sehr wichtige, doch gute und zeitgemässe Ideen mehr in Umlauf zu bringen. Der Vf. selbst bringt sie unter *vier* Hauptrubriken: 1. *Für das homiletische Fach. Kurze Dispositionen und Materialien für Sonn- und Busstags-Predigten, Beicht- und Confirmations-Reden.* No. I, II, III, IV, V. Diese ist die Hauptpartie des Buchs; besonders zeichnen sich die Hauptsätze aus den Sonntagsevangelien meist durch ein glückliches Auffassen des Interessanten, durch Textmässigkeit, Popularität und logische Präcision aus. Nur ein Thema, wie das: *Michaelisfest: dass jeder Mensch seinen eigenen Schutzgeist habe*, ist wohl zu spekulativ; und der dritte Satz, *dass diese eine ächt-christliche Vorstellung sey*, durchaus unerweislich (vergl. *Paulus* Commentar II. S. 650). S. 74: „Der Prediger erniedrige die ehrwürdige Handlung der Confirmation nicht zu einem faden Possenspiele. Das Blumenstreuen, Kränzewinden, Kronenantheilen u. dergl. Gaukeleyen mehr, gehört wohl aufs Theater, aber nicht vor den heiligen Altar des ernsten, Ehrfurcht und stilles Nachdenken gebietenden Gotteshauses." Worte noch immer zu ihrer Zeit! Aber das Einsegnungsgebet S. 81—84 ist als Gebet zu lang! Warum nicht lieber auf jedes einzelne Kind einen nervösen Spruch angewendet, und zum Schlusse nur ein kurzes Gebet über und für alle? — Die ausgezogenen *homiletischen Regeln* aus den Jesuiten *Drexels* (Hofpredigers in München 1633) *Aurifodina* etc., Antverp. 1641, füllen ihren Platz, besonders in dieser guten Verdeutschung und Abkürzung, sehr passend aus No. VI. — 2. *Zur Katechetik* (eigentlicher zur Pädagogik). Nur ein Aufsatz No. XI., zur Empfehlung des Auswendiglernens in Schulen. — 3. *Zur Pastoralklugheit. Grundlosigkeit einiger von neueren Schriftstellern erregter Besorgnisse, welche durch die Gotteshäuser und Vollziehung kirchlicher Handlungen, besonders auf dem Lande veranlasst worden.* No. VII. Ein Versuch, die bisher zu weit getriebenen Besorgnisse wegen Ansteckung beym gemeinschaftlichen Kelche und wegen Schädlichkeit der Kirchenluft in ihre Schranken zurückzuweisen. Der Vf. meint es recht gut; aber so leicht, wie er glaubt, lässt sich doch eine widrige Dunst oder Zugluft mit ihrem Gefolge von Rheumatismen u. f. w. aus so manchen Kirchen nicht heraus demonstriren. Wenigstens sollte man sich hüten, durch zu einseitige Räsonnements den kaum erwachten Eifer für die Verbesserung der Kirchengebäude nicht zu früh wieder einzuschläfern. Dagegen stimmt Rec. über den Punct, dass die Taufe bey einer so geringen Benetzung, vornehmlich mit lauwarmem Wasser, keine Augenkrankheiten erzeugen könne, ganz unbesorgt mit dem Vf. überein. — Wenn gleich nicht von grossem Belange, doch voll guter Erinnerungen für Viele sind auch die folgenden Abhandlungen No. VIII, IX, X von den *Verhältnissen des Predigers als Hauswaters, gegen seinen Schulmeister, und über das sogenannte goldene*

Digitized by Google

ABC der Prediger (Adel, Beamte, Collegen). — 4. *Über das bürgerliche Leben und den Umgang des Predigers. Über Ökonomie, Kleidung, Colibat der Landprediger.* No. XIII, XIV, XV. *Wie kann man sich auf dem Lande gegen die nächtlichen Einbrüche der Diebe am sichersten verwahren?* No. XVI. — Endlich gehören noch in diese Rubrik zwey Aufsätze, welche Rec. ganz wegwünschte: *Kann auch der Prediger auf einen weltlichen Rang gegründeten Anspruch machen?* No. XII. Hier fällt der Vf. aus dem guten Tone, sinkt in Darstellung und Ausdrücken mehrmals ins Niedrige herab. Einige Belege hiezu unten. — *Über die eigenthümlichen Vorzüge des Landpredigerstandes.* No. I. Auch dieser Aufsatz ist gänzlich mifsglückt, höchst oberflächlich und einseitig. Da kommt es bey dem Vf. so heraus, als ob nur der ein *Stadtprediger* zu werden wünschen könne, welcher selbst an der gröfseren Sitten-Unreinheit der Städte Gefallen fände. Rec. ist weit davon entfernt, Stadtprediger zu seyn oder es werden zu wollen, aber eine solche parteyische und überladene Schilderung jener ganzen Classe von Männern, wie S. 12—15 sich findet, und wovon er nur *seltene Ausnahmen* zugiebt, mufs eines Jeden Unwillen erregen. Wie weit tiefer aufgegriffen, wie weit feiner behändelt, und in welche andere Details hinein hätte dieser Gegenstand verfolgt werden müssen, um mit Recht und Würde an der Spitze dieses Buchs stehen zu können! — Wenn ferner in dem vorhin erwähnten Aufsatze No. XII. S. 156 von einem „stolzen Pfaffen" gesprochen wird, „der vor lauter *Geruch* von Heiligkeit schier *bersten* möchte," oder S. 159. 160 „von *so manchen* Predigern, die sich in ihrer Unverschämtheit so weit vergessen können, dafs sie jedem Trödelweibe die gnädigen Hände lecken ... nur ihren Schmeerbauch vollzupfropfen suchen" u. s. w. —: so liegt in allem diesem wohl Grund genug, dem Vf. dringend zu empfehlen, dafs er in Zukunft — denn dieser Almanach soll Nachfolger haben S. X — vor allen Dingen im *reineren Geschmack und Stil* vor seinem Publicum erscheine, — und hiezu den mit Recht von ihm gefeyerten *Drexelius* gegen ihn selbst zu citiren: *Evangelicus Orator acerbitatem vitet, quae offendere potius solet quam corrigere!* und: *Auxeses, hyperbolae, exaggerationes nimiae penitus sunt excludendae!* S. dessen *Aurifodina* p. 503. 298.

Sh.

KLEINE SCHRIFTEN.

Theologie. *Stendal*, b. Franzen u. Grofse: *Kurzgefafster Unterricht in der christlichen Religion für fähigere Confirmanden von Johann Christian Jani*, Generalsuperintendent und Pastor am Dom. 1811. 35 S. 8. (2 gr.) Fähigeren Confirmanden hat der Vf. hauptsächlich diese Bogen bestimmt; für die Schwächeren, meint er in der vorangesetzten kleinen Einleitung, würde es hinlänglich seyn, die angeführten Stellen des kleinen Katechismus Lutheri hersagen zu lassen. Mit diesen ist er denn nun nicht zu freygebig gewesen, welches ihm wohl als Verdienst anzurechnen ist, weil sich wirklich nur einzelne zerstreute Partieen dieses Büchleins zum Auswendiglernen für Unfähige eignen. Nur wundert es Rec., dafs der Vf. in dieser Einleitung gar nichts vom Auswendiglernen der wichtigsten biblischen Sprüche erwähnt, woran die Erinnerung doch von Zeit zu Zeit immer nöthiger wird, je mehr diese, ehemals wohl übertriebene und unzweckmäfsig angestellte Übung in gegenwärtiger Zeit, zum grofsen Nachtheil für die Jugend, vernachlässiget wird. Nach einer vorläufigen Einleitung, in welcher die Natur des Menschen abgehandelt wird, werden zuerst die Glaubens-, dann die Sitten-, und endlich die Glückseligkeits-Lehre aufgestellt. Wider diese Anordnung ist im Ganzen nichts zu erinnern; nur dafs in der Einleitung, bey Angabe der Bestimmung des Menschen, die Pflicht Gott zu verehren aufgeführt wird, ehe von dem Daseyn Gottes selbst geredet ist. Wollte man sagen, dafs dieses bey fähigeren Confirmanden schon aus dem Elementarunterrichte als hinlänglich bekannt vorauszusetzen sey: so ist das doch bey den Unwissenderen nicht der gleiche Fall, welche der Vf. zugleich mit jenen zu unterrichten scheint, wie es denn wohl überhaupt schwer seyn mag, ein Lehrbuch zu schreiben, welches beiden Classen gleich genügt. Der Erklärung des Gewissens S. 4, als *blofses Wissens des Rechts und Unrechts* seiner Gesinnungen und Handlungen," fehlt offenbar die Hinzufügung des verschiedenen Gefühls, welches dieses Wissen hervorbringt. — Die Allmacht und Allwissenheit Gottes möchten S. 9 schwerlich unter die Eigenschaften zu rechnen seyn, welche blofs aus dem Verhältnisse Gottes zur Welt fliefsen. S. 13 wird wieder etwas von der Erlösung von der Sünde anticipirt, ehe von der Sünde selbst ein Wort geredet ist. So ist in manchen kleinen Partieen die Anordnung anders, als sie — wenigstens Rec. — die leichteste und natürlichste zu seyn scheint; und manche einzelne Lehre ist, verhältnifsmäfsig für die wenigen Blätter des Buches, bald zu kurz bald zu ausführlich behandelt. Doch das mag auf individuellem Gefühl beruhen. Übrigens hält sich der Vf. in Darstellung christlicher Lehren ziemlich auf dem Mittelwege, so fern er sich durch kurze Sätze bezeichnen läfst, welche freylich in der Erläuterung noch eine sehr verschiedene Erklärung zulassen. Seiner Toleranz macht aber immer die Äufserung S. 21 Ehre: „Es ist nicht nöthig, dafs alle Christen ihren Glauben mit einerley Worten bekennen, oder einerley Lehrmeinungen haben u. s. w."

WRth.

Vermischte Schriften. *Dresden*, b. Arnold: *Die Flitterwochen meiner Ehe* von *C. S.* 1812. 174 S. 8. (21 gr.) Hr. *C. S.* hat recht und löblich daran gethan, dafs er uns die Geschichte seiner Flitterwochen nicht vorenthalten hat. Wir sind dadurch an Erfahrungen mancherley Art reicher geworden. Zweyerley besonders haben wir uns *ad notam* genommen: 1) dafs sich in kurzer Zeit gar viel und mancherley zutragen und ereignen kann; 2) dafs auch *Flitterwochen* nicht frey von unangenehmen Zufällen sind. Denen daran liegt zu wissen, wie die Begebenheiten erzählt sind, können wir sagen, dafs wir uns beym Lesen nicht gelangweilt haben.

— la —

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

JURISPRUDENZ.

Leipzig, b. Hinrichs: *Josephi Mariae Suaresii, episcopi Vasionensis, notitia Basilicorum.* Recensuit et observationibus auxit *D. Christianus Fridericus Pohlius*, civitatis Lipsiensis senator et syndicus. 1804. XII u. 146 S. 8. (20 gr.)

Suaresens Literarnotiz der Basiliken, welche durch stetes Eingreifen in die angrenzenden Partheien zu einer Literarnotiz des gröfsten und interessantesten Theils des nach-justinianeischen griechischen Rechts geworden ist, verdiente allerdings, da sie bisher nur in gröfseren nicht für einen Jeden zugänglichen Werken zu haben, auch Manches darin zu erläutern und Neueres nachzufügen war, eine neue Ausgabe und Bearbeitung. Freylich wäre, da *Suares* nicht überall in der besten Ordnung geschrieben hat, ein eigenes Werk über diesen Gegenstand von gröfserem Nutzen gewesen. Indefs, auch was Hn. *P.* zu leisten gefallen hat, verdient Dank. Dieses besteht in einem Abdrucke von *Suares* mit *Fabricius* Bemerkungen, worin der Herausg. fast alles Dunkle erläutert, manches Unrichtige berichtiget, und die nach alter Art allgemein citirten Stellen, zum Beweise seines grofsen Fleifses und ausgebreiteter Belesenheit, fast alle, sehr wenige ausgenommen, genau nachgewiesen hat. Der andere Theil von Hn. *P's.* Bemerkungen besteht in Nachträgen von neuerdings bekannt gewordenen Handschriften, späteren Ausgaben und anderen literarischen Bemerkungen über die einschlagenden Gegenstände, welche sehr fleifsig aus späteren Werken, auch in Deutschland seltenen, als *Assemanni biblioth. jur. oriental. Rom.* 1762 — 66, 5 B. 4, nachgetragen sind, wiewohl auch hier Einzelnes fehlt und einige Unrichtigkeiten mit unterlaufen. Eigene Bemerkungen und Untersuchungen sind indefs nur wenige, lange nicht so viele, als man es wünschen möchte, und wo es geschehen, nicht immer mit gehöriger Umsicht und Richtigkeit beygefügt. Dieses allgemeine Urtheil ist jetzt durch einzelne Anzeige einiger dem Rec. aufgefallener Lücken und Unrichtigkeiten in den Erläuterungen und aus neueren Schriften gemachten Nachträgen; — denn des Richtigen und Guten ist hier zu viel, um es einzeln anzuzeigen, — und durch Würdigung der bedeutendsten eigenen Bemerkungen des Hn. *P.* zu belegen. Gleich zu §. 2. 3, wo von den kürzeren Übersichten des Rechts gehandelt wird, hätte bemerkt werden sollen, dafs die von *Suares* genannte Ἐπαναγωγὴ, höchst wahrscheinlich eine dritte von den not. δ nach *Zepernik* sehr richtig und lichtvoll bestimmten zwey Eklogen gänzlich verschiedene Übersicht ist, nicht, wie der Herausg. Not. δ S. 9 glaubt, die eine dieser beiden, die früher als die Basiliken unter Basilius Macedo's, Constantins und Leo's Autorität verfafste. Denn *Suares*, welcher die hier genannten vaticanischen Handschriften als Augenzeuge zu beschreiben scheint, redet offenbar im §. 3 von 3 Eklogen. Dieses ist 1) die ebengenannte Ἐπαναγωγὴ, 2) eine *andere* (*aliud*) in derselben Handschrift enthaltene, der von *Leunclajus* (so nennt er sich selbst, nicht Leunclavius, wie auch Hr. *P.* immer schreibt) herausgegebenen, das ist der von den 3 Kaisern verfafsten, gleichende, und 3) eine andere, der dazu gehörigen Vorrede nach, die von den 2 Kaisern besorgte. Es kommt hinzu, dafs *Suares* eine andere Überschrift und Vorrede, als welche bey den beiden bekannten Eklogen vorkommen, dieser Ἐπαναγωγὴ zuschreibt. Gründe genug, eine dritte Ekloge in dieser Handschrift zu vermuthen, und in Rom oder Paris sich nach dem Daseyn und Inhalte derselben genauer zu erkundigen, welche Nachforschungen durch *Suaresens* und *Sylburgs* Zahlenbezeichnung der Handschrift, worin sie vorkommen soll, erleichtert werden möchte. — Zum §. 5, S. 17 hätte bemerkt werden sollen, woher *Suares* das Alter des Harmenopulus anscheinend genau (nicht nur in runden Zahlen), und doch so auffallend unrichtig angiebt, wie auch, worauf die richtige Angabe sich gründet. *Freher*, welchem *Suares* folgt, leitete das Zeitalter des Harmenopulus aus dem Datum der jüngsten von ihm benutzten Novelle her; die richtige Angabe gründet sich auf die in einer wiener Handschrift befindliche bestimmte historische Nachricht. — Zu §. 6, S. 21 bemerken wir, dafs auf der helmstädtschen Universitätsbibliothek eine sehr leserliche, freylich auch äufserst junge Handschrift des *Attaliata* in Fol. No. 284 vorhanden war, nach der Überschrift von *Leunclajus* (Löwenklawe) dem Herzog Julius im Jahre (15)89 geschickt. Der letzte Titel περὶ δικαιοσύνης καὶ νόμου ist mit der Zahl 93 versehen. Zu §. 7 Not. *h.* S. 24 ist vergessen anzuführen, was dem Herausg. ohne Zweifel bekannt war, dafs die bosquetsche Ausgabe des *Psellus*, durch *Siebens* Anmerkungen noch brauchbarer gemacht, in *Otto thesaur. tom.* I, welchen man eher als den einzelnen alten Abdruck haben kann, aufgenommen ist. Zum §. 12, S. 48 ff. giebt der Herausg. in der Not. σ

Digitized by Google

eine ihm eigenthümliche beyfallswerthe Beſtimmung des Datums der 2 Ausgabe der Baſiliken. Er ſetzt ſie mit höchſter Wahrſcheinlichkeit nicht in das Jahr 910 oder 12, ſondern ſpäter als 945, weil es nicht glaublich ſey, daſs Conſtantins Vormünder eine neue Ausgabe des Geſetzbuchs ſo bald nach deſſen erſter Promulgation für nöthig erachtet haben, auch immer er ſelbſt, nicht ſeine Vormünder noch ſein nachmaliger einſtweiliger Verdränger (Romanus), als Beſorger dieſer neuen Ausgabe genannt wird. Aber erſt 945 bekam Conſtantin wieder die Regierung. — Zum §. 13 hätte die in der Not. φ angeführte Meinung Einiger, daſs wir nicht die ächte 2 Ausgabe der Baſiliken haben, ihres groſsen Intereſſe für den Gebrauch dieſes wichtigen Buches wegen, eine genauere Unterſuchung verdient. Das eine von *Sam. Petitus* angeführte, auf unſere Baſiliken nicht zutreffende Citat des *Balſamo* beweiſt nicht völlig, da bey dieſem *einen* Citate gar leicht ein Schreibfehler unterlaufen konnte. *Hoffmann* (ſo, nicht Hofmann, wie bey unſerem VI. immer gedruckt ſteht) redet zwar allgemein von nicht zutreffenden Citaten, führt aber nichts Specielles an. Die — freylich mühſelige Arbeit, *Balſamo's* und *Euſtathius* Citate aus den Baſiliken mit dieſen zu vergleichen, würde hier wahrſcheinlich zum Ziele führen. Hr. *P.* läſst ſich aber ſo wenig hierauf ein, daſs er nicht einmal die von *Petitus* angeführten Stellen aus dem *Euſtathius* (unter 8 *Jahren*) und dem *Balſamo* (bey *Photius tit. I Cap.* 28) genau citirt. Es würde aber bey dieſer Arbeit auch auf die verſchiedenen Mſc. Rückſicht zu nehmen ſeyn, aus denen die einzelnen Theile der ſabrotiſchen Baſiliken vermuthlich abgedruckt ſind, indem gar wohl ein oder das andere Stück nach der erſten Ausgabe auf uns gekommen ſeyn kann, wahrſcheinlich aber die meiſten nach der zweyten. Eben dieſe Unterſuchung würde auch vielleicht dazu dienen, auszumachen, ob, in welchen Abſchnitten und in welchem Geiſte die neue Ausgabe der Baſiliken beträchtlich geändert ſey. §. 17, Not. *a* S. 59 kommt eine dem Herausg. eigenthümliche, freylich leicht ſich ergebende Bemerkung vor, daſs die Theile des *Corp. jur.* in folgender Ordnung: Pandekten, Codex, Inſtitutionen, Novellen, in den Baſiliken benutzt und excerpirt ſind, wobey es auffallend iſt, daſs dieſe Ordnung ziemlich mit der, in welcher dieſelben ſonſt herausgegeben wurden, übereinſtimmt. Das Princip in beiden Fällen war ohne Zweifel das der praktiſchen Wichtigkeit. — Zu §. 18, S. 62 würde eine kurze Angabe der wichtigſten Gründe für die Meinung, daſs der Paraphraſt *Theophilus* mit dem Mitverfaſſer der Inſtitutionen eine Perſon iſt, ſehr zweckmäſsig geſtanden haben, indem *Reizens Theophilus* nicht in Jedermanns Händen ſich befindet, und noch immer die entgegengeſetzte Behauptung hin und wieder Anhänger findet. S. 64, §. 18 Not. *g* iſt eine Unrichtigkeit, daſs *Viglius* die Lücke in *Theophilus* aus den Baſiliken ergänzt habe. Der Abſchnitt der Inſtitutionen *de juſtitia et jure* iſt in die Baſiliken gar nicht mit aufgenommen. *Viglius*, von welchem ſogar unwahrſcheinlich iſt, daſs er eine Handſchrift der damals noch nicht gedruckten Baſiliken gehabt, hat, wie die Vergleichung ergiebt, den Inſtitutionentext ins Griechiſche überſetzt. — §. 19, S. 68 Not. *ρ* iſt unrichtig, daſs *Blaſtares* behaupte, der bey Verfaſſung der Pandekten gebrauchte *Stephanus* habe dieſelben überſetzt. Er redet nur von einem Στέφανος τις. Des für die entgegengeſetzte Meinung angeführten *Hoffmanns* Grund, daſs ein Mitverfaſſer der Pandekten nicht gegen *Juſtinians* Befehl dieſelben periphraſtiſch εἰς πλάτος überſetzt haben werde, hätte beyfällige Anführung verdient. Überhaupt iſt an Hn. *P's.* Anführungen, beſonders in der letzten Hälfte ſeiner Schrift, auszuſetzen, daſs er zu ſelten die Gründe der citirten Schriftſteller bemerkt, und noch ſeltener ſie beurtheilt. — Gleich in der folgenden Not. *σ* war *Reizens* Meinung, daſs *Cyrill* vor der 115ten juſtinianiſchen Novelle gelebt, nicht mit *Aſſemanns* bewieſener Annahme eines ſpäteren Alters deſſelben durch Fiction eines zweyten Schriftſtellers gleiches Namens, — welcher Nothbehelf überall vorſichtig gebraucht werden muſs — zu vereinigen, ſondern gänzlich zu verwerfen. Denn daraus, daſs *Cyrill* bey Erläuterung *einer* Pandektenſtelle das entgegenſtehende Novellenrecht nicht bemerkt, ſondern nur das Pandektenrecht erläutert hat, folgt nichts über ſein Alter. Mit eben ſo viel Grunde könnte man faſt einen jeden, auch deutſchen Pandekten-Commentator in das Zeitalter vor den Novellen verſetzen. — Zu §. 20, S. 73 hätte ein auch ſonſt vorkommender Gräcismus *Suareſens*, *Anticenſor* ſtatt *Anteceſſor*, gerügt und verbeſſert werden ſollen. — Zu §. 21, S. 80 war die fabriciſche Not. *x* zu verbeſſern. Nicht *Harmenopulus*, ſondern *Attaliata* (in der Vorr.) ſagt, daſs Juſtinian ſeine Novellen ἐν ἰδιάζοντι βιβλίῳ geſammelt habe. — §. 21, S. 83 hat der Herausg. in der Not. *υ* unpaſsliche Beyſpiele angeführt, indem im Texte nicht von reſtituirten Novellen, ſondern von reſtituirten Stellen des Codex die Rede iſt. — In demſelben Paragraphen hätte der S. 83 von *Suares* begangene Irrthum, daſs er *Cujac. Lib.* 8 *obſerv. Cap.* 40 von Julians Novellen deutet, berichtiget werden müſſen. Wie die Vergleichung der von *Cujac.* angeführten Worte zeigt, iſt von der *verſio vulgata* die Rede, wofür auch ſchon *Fabricius* §. 23 Not. *a* S. 89 den *Cujac.* anführt. Auch iſt daſelbſt die miräiſche Ausgabe von Julians Novellen in das unrechte Jahr verſetzt. Die Vorrede iſt zwar 1560 geſchrieben, aber auf dem Titel ſteht 1561, wenigſtens bey dem Exemplare, welches Rec. vor ſich hat. — Zu den letzten Worten des §. 22 war zu bemerken, daſs der undeutlich genannte *Cujacii index Novellarum* nicht von ihm verfertiget, ſondern in der Königin von Frankreich Bibliothek in griechiſcher Sprache aufgefunden war. — §. 23, S. 94 Not. *τ* hätte wenigſtens der vollſtändigſten aller Novellen-Ausgaben, im *ſpangenberg-gebauerſchen Corp. juris*, wie auch *Kramers* Unterſuchungen über die Zahl der gloſſirten, und der im Mittelalter bekannten Novellen, in *Hugo's* Magazin B. 3, H. 1. 2 Erwähnung geſchehen ſollen. *Suares* hätte es gewiſs nicht un-

Digitized by Google

terlaſſen, wenn ihm dieſe Arbeiten ſchon bekannt geweſen wären. — §. 26. S. 103 Not. * fehlt die Anführung der zweyten teucherſchen Ausgabe des *Euſtathius* von 1802. Auch hätte bey dieſem nicht unwichtigen Schriftſteller wohl etwas über das Zeitalter, in welchem er lebte, bemerkt werden mögen. Wahrſcheinlich ſchrieb *Euſtathius* nach der erſten und vor der zweyten Ausgabe der Baſiliken, zwiſchen 887 — 945 nach Chriſtus, wie ſchon §. 13, Not. Ϙ, nur an einer Stelle, wo man es gar nicht ſucht, erwähnt iſt: denn — und dieſer Grund iſt nicht entwickelt — *Euſtathius* bemerkt unter der Rubrik: 8 Jahre, daſs in dieſem Alter Jemand zum Lector ordinirt werden könne, wie Juſtinian in der 123ſten Novelle nach der ächten Lesart verordnete, und beruft ſich dabey, wie oft, auf die Baſiliken; bey 18 Jahren hat er nichts vom Lector: *Balſamo* aber *ad Photii nomocanonem Tit. I Cap.* 28 ſagt, daſs ein Alter von 18 Jahren, um Lector zu werden, erfoderlich ſey, indem die ἀναπάυσις (Βασιλικῶν) die 8 Jahre vermehrt habe. Dieſer Grund iſt hier um deſto vollgültiger, da *Euſtathius* Werk nach der mehreren oder minderen Zeit geordnet, alſo ein Schreibfehler bey dieſer Zeitbeſtimmung nicht zu vermuthen iſt. Indeſs würde die zu §. 13 von uns angegebene Unterſuchung wahrſcheinlich die Gründe hiefür noch vermehren. — Zu den §§. 16—29 wäre durch ſorgfältige Vergleichung der Baſiliken mit ihren hier aufgezählten Quellen und ſonſtigen Nachrichten auszumitteln geweſen, ob, wie noch neuerlich irgendwo behauptet iſt, nirgends eine abſichtliche Veränderung des vorhin beſtandenen Rechtes vorgenommen ſey, oder, da dieſes nicht wahrſcheinlich iſt (vergl. No. 123, Cap. 13 nach der ächten aus *Balſamo*, *Euſtathius* und *Julian* hergeſtellten Lesart mit *Baſil. Lib.* 3, *Tit. I Cap.* 28), welche Materien man wenigſtens gröſstentheils ungeändert gelaſſen, welche man mehr und in welchem Geiſte geändert habe. Dieſe zur inneren Rechtsgeſchichte gehörige Unterſuchung würde für den uns vornehmlich intereſſirenden Gebrauch der Baſiliken zur Kritik und Erklärung des juſtinianeiſchen *Corpus juris* von beſonderer Wichtigkeit ſeyn. — Zum §. 32 Not. σ, S. 115 u. ff. ſucht Hr. *P.* zu beweiſen, daſs *Fabrot* die Baſiliken eben aus der cujaciſchen Handſchrift, welche für die pariſer königliche Bibliothek angekauft worden, herausgegeben habe. Eine Behauptung, welche in dieſer Allgemeinheit ohne Zweifel unrichtig iſt. Denn *Fabrot* verſichert ſelbſt in ſeiner Vorrede, daſs das 49—60ſte Buch verloren gegangen ſey. Dieſe Bücher hatte aber *Cujacius*, wie *Höpfner* (ſ. *Hugo* civiliſt. Magaz. B. 2, S. 395) nachgewieſen. Hievon iſt das 49—52 Buch erſt 1732 in die pariſer königliche Bibliothek, mittelbar aus *P. Faber's* Sammlung gekommen; und dieſer *Faber* eben hatte, nach *Suares*, *Cujacens* Baſiliken erhalten. Dennoch iſt wenigſtens der eine Theil des von Hn. *P.* geführten Beweiſes von der Art, daſs ſich mit Recht etwas daraus ſchlieſsen läſst. Zwar iſt nicht nothwendig, daſs *opus regium*, deſſen *Fabrot* erwähnt, eben von den *cujaciſchen* Baſiliken zu verſtehen. Aber daſs *Fabrot* weiſs, daſs in der *cujaciſchen* Handſchrift vorn hinein Figuren von Menſchen und Thieren beygezeichnet, im 25, 26 und 27 Buche etwas ausgeſchnitten iſt, und daſs er vermuthet, dieſes könne nach *Cujacens* Tode geſchehen ſeyn, macht es ſehr wahrſcheinlich, daſs er wenigſtens einen Theil der *cujaciſchen* Baſiliken in Händen gehabt. Bedenkt man hiebey, daſs Bücher von dem Umfange als die Baſiliken nur theilweiſe abgeſchrieben zu werden pflegten: ſo wird es ſehr glaublich, daſs *Fabrot* auſser anderen Handſchriften ein Theil der *cujaciſchen* zu Gebote ſtand; und wir möchten behaupten, daſs dieſes die beiden Handſchriften waren, welche *Cujacius* nach einem neuerdings von ihm aufgefundenen Briefe (*Hugo* civil. Magaz. B. 3, St. 2, S. 251) in Venedig erhielt, die 15 erſten Bücher, und das 20—30. Denn auf dieſe beiden Sammlungen läſst ſich alles aus *Fabrots* Vorrede Angeführte beziehen. Dieſem ſteht nicht im Wege, daſs nach *Höpfners* und *Hugo's* Beweiſe dieſe Bücher in der *fabrotiſchen* Ausgabe nicht vollſtändig vorhanden ſind. Denn wir wiſſen nicht, ob *Cujacius* ſie *vollſtändig* hatte. Auch wird man nicht darauf ſich berufen können, daſs, nach der von *Höpfner* bey *Hugo* civ. Magaz. B. 2, S. 394 citirten Stelle aus *Coſta*, *P. Faber* auch das 2 Buch der Baſiliken hatte. Denn dieſer konnte alle *cujaciſchen* Handſchriften bekommen, und einen Theil davon *Fabroten* geliehen haben, indem ein anderer, der nachmals von *Meermann* herausgegebene, etwa verlegt war. — Die Not. * zu §. 39, S. 130 iſt dahin zu berichtigen, daſs *Baphius* wahrſcheinlich vor den Baſiliken lebte, indem es in der angeführten Stelle heiſst, daſs ſeine Behauptung von dem Βασιλικὸς erneuert ſey.

Bey der Reichhaltigkeit des beurtheilten Werkchens und der nicht allenthalben guten Ordnung deſſelben, vermiſst man ein Sachregiſter ſehr ungern. Auch hätten die nicht wenigen eingeſchlichenen Druckfehler eine Anzeige verdient. Als ſinnentſtellend und irreführend bemerken wir hier nur folgende: S. 13 letzte Z. *nomine* f. *momen*; S. 30—32 waren die Worte *Hac Leonis — Gothofredo* in Parentheſen oder wenigſtens in Kommata einzuſchlieſsen; S. 67, Z. 8, 302 f. 402; S. 134 Not. σ Z. 2 *tom.* 208 f. *tom.* 3 p. 208.

S.

KLEINE SCHRIFTEN.

Jurisprudenz. *Coblenz*, b. Pauli und C.: *Der Meuchelmord des Banquiers Cotentin in Paris.* Eine Criminalgeſchichte, nach den Acten dargeſtellt. 1810. 47 S. 8. (6 gr.) Am 28 März 1810 wurde der Leichnam eines Mannes in einer Straſse von Paris in einem verſchloſſenen Korbe gefunden, und nach dem Urtheil der herbeygerufenen Ärzte war deſſen Tod durch Erdroſſelung verurſacht worden. Es ergab ſich, daſs es der Leichnam des Banquiers *Cotentin* ſey. Man

Digitized by Google

zog einen gewissen *Lepelley*, der mit *Cotentin* in vertrauten Verhältnissen gestanden hatte, einen Bekannten von jenem Namens *Helnin*, und dessen an den Bedienten *Thubry* verheirathete Schwester sammt ihrem Manne in Verdacht und Untersuchung. *Lepelley* hatte nämlich dem Sicherheitsbeamten, der nach Auffindung des Leichnams zu ihm kam, um Erkundigungen einzuziehen, sogleich von freyen Stücken erzählt, dass *Cotentin* bey ihm gewesen, und plötzlich von zwey in das Zimmer gekommenen Unbekannten durch einen Schlag niedergeworfen, und mit einem Strick erdrosselt worden sey. Dabey habe ihm der Eine eine Pistole vorgehalten, so dass er seinem Freund auf keine Weise habe zu Hülfe kommen können. Der nachher zu ihm gekommene *Helnin*, dem er den Vorfall und seine grosse Verlegenheit entdeckt, habe ihm die gerichtliche Meldung des Vorfalls widerrathen, und dagegen vorgeschlagen, einen Korb mit Weinflaschen holen, ausleeren, und sodann den Leichnam darin forttragen zu lassen; was denn auch erfolgt, und durch *Helnin*, der für den Weinkorb und die Träger gesorgt habe, bewirkt worden sey.

Das Unwahrscheinliche dieser Angabe bestätigte sich jedoch durch die mannichfaltigsten Anzeigen, indem sich in den Händen *Lepelleys* und *Helnins Cotentins* Papiere, Brieftasche, Uhr, Cofferschlüssel, auch ausgewaschene Blutflecke an Kleidungsstücken und dergleichen vorfanden, und beider Aussagen sich in mehreren Puncten widersprachen. Hiezu kam nachher *Helnins* Geständniss (das er freylich mit allen zur Vertheidigung günstigen Wendungen that), dass nämlich *Lepelley*, der vorgegeben, dass ihm *Cotentin* ein sehr wichtiges Document vorenthielt, ihn verleitet habe, diesem, als er zu *Lepelley* gekommen, einen Schlag mit einer Tabaksdose zu versetzen, worvon er betäubt worden, worauf ihn *Lepelley* mit einem Strick erdrosselt, und sich seiner Brieftasche bemächtiget, und ihm die Uhr, auch ein Bankbillet von 500 Livres, um den Wein zu besorgen, gegeben habe.

Thubry und seine Frau wollten von nichts wissen, als dass *Helnin* einen verschlossenen Weinkorb bey ihnen eingestellt habe, der nach Passy zu einem Freunde solle. Die *Thubry* habe nachher mit Schrecken gesehen, dass Blut herausgedrungen, und ihr Mann habe den (am Abend der Mordthat) in einem Spielhause gewesenen *Helnin* herbeygeholt, der die Worte ausgestossen: „*Wie? Blut! O der Bösewicht ist ein Mörder und hat mich betrogen.*" Er habe darauf gesagt, es dürfe keine Anzeige bey der Polizey geschehen, sie würden alle für Mitschuldige angesehen werden, und das Leben verlieren, und habe sodann mit Hülfe von *Thubry* den Korb auf die Strasse gesetzt.

Ausser diesen und noch anderen Anzeigen, dass *Lepelley* der Hauptverbrecher sey, ergab sich noch durch die Untersuchung, dass *Cotentins* Umstände derangirt gewesen, dass dieser auf *Lepelleys* Namen und mit seiner Hülfe das übrige Vermögen auf die Seite bringen wollen, und dass der Letztere den Mord begangen, um sich seiner besten Papiere zu bemächtigen. *Lepelley* blieb hartnäckig bey seiner ersten Erzählung, obgleich seine Aussagen über *Cotentins* Wechsel mit sich selbst in Widerspruch standen, und den erörterten Umständen nach offenbar falsch waren. Sein bestes Vertheidigungsmittel suchte er in der Correspondenz eines gewissen *Artaut* mit *Cotentin*, indem des Ersteren Briefe scharfe Drohungen enthielten. In unserer Schrift findet sich keine Nachweisung, in wiefern das Gericht *Artauts* wegen nachgeforscht haben möge. Immer wäre *Lepelley* der Dieb seines ermordeten Freundes geworden. Aber das ganze Vorgeben hat keine innere Wahrscheinlichkeit. Er wurde auch am 1 July 1810 nebst *Helnin* zum Tode verurtheilt, zur Rückerstattung der gestohlenen Effecten und der Processkosten. — *Thubry* und seine Frau wurden freygesprochen. Die beiden Mörder suchten vergeblich um die Cassation des Urtheils nach, welches am 4 August 1810 an ihnen vollzogen wurde. Von *Lepelley* ist noch anzumerken, dass er vorher als Domainen-Inspector in Coutances wegen seiner Immoralität übel berüchtiget, und dass sein Gesetze *Helnin* der Unmässigkeit und den Spiel ergeben gewesen.

Es fragt sich nun, was sich der deutsche Criminalist aus diesem Falle abstrahiren kann. Die schnelle Beendigung des gleichwohl sehr umständlich geführten Untersuchungsprocesses abgerechnet, muss sich Jedem die Überzeugung aufdringen, dass *Lepelley* der Verbrecher gewesen, und dass sich der gesunde Menschenverstand gegen jene strenge Theorie empört, die einen solchen Verbrecher, beym Mangel eines vollen unkünstlichen Beweises, in Ansehung des Mordes von der Instanz entbinden würde. In der That eine Aufmunterung gerade für die gefährlichsten Menschen, sobald sie sich gut aufs Leugnen verstehen! Die noch gar zu grosse Unvollkommenheit unseres Criminalprocesses rührt gewiss mit davon her, dass die Theorie bloss ein abstractes Menschwesen und die isolirte böse That vor Augen hat, während in den concreten Fällen der handelnde bürgerliche Mensch ein ganz anderes Geschöpf ist, als ihn die Philosophie am Schreibepulte denkt, und sein Verbrechen meist in Zusammenhange mit einem den Staat schon längst bedrohenden Lebenswandel steht. Eines Solchen Freysprechung hat offenbar keinen Sinn. Vielleicht kämen wir der Sache auch dadurch einen Schritt näher, wenn wir die Arten und Quellen des Verbrechens in Ansehung der juristischen Wahrscheinlichkeit und in Beurtheilung der Schuld oder Unschuld psychologischer und der Erfahrung gemässer unterscheiden wollten. Mit gewissen niederträchtigen oder unedleren Verbrechen, z. B. der Dieberey, des Meuchelmordes, ist immer mehr Feigheit oder Frechheit im Leugnen, mehr Arglist oder Heucheley und Geschmeidigkeit eines ränkevollen Charakters verbunden. Sollen die Worte und Angaben eines solchen Individuums nach eben den Regeln gewürdert werden, als etwa die eines Duellanten, der mit seinem Freund unglücklicherweise in einen Zwist gerathen? u. s. w. Das Leugnen zweyer so verschiedener Subjecte muss, auch ohne Rücksicht auf die begleitenden Umstände, von verschiedenem Effect seyn, wenn wir nicht gerade die gefährlichsten Verbrecher am öftersten auf freyen Fuss stellen wollen. „Mörder aus Habsucht vertheidigen, wie der kais. General-Procurator in obigem Process treffend bemerkt hat, nicht allein ihre Existenz, sondern auch ihren Raub; indem sie ihre Richter zu betrügen suchen, wollen sie zugleich die Früchte ihres Verbrechens retten."

F. J.

Vermischte Schriften. Ohne Druckort: *Regulativ zu Einrichtung des Brauwesens der Stadt Zeitz.* 1804. 2½ Bog. 8. (4 gr.) Dieses Regulativ geht nicht auf das technische dieses Gewerbes, sondern es bestimmt die Organisation der Betreibung und Verwaltung desselben, und der darüber zu führenden Aufsicht; zugleich giebt es einige Gerechtsame der Brauberechtigten näher an. Man kann nicht verkennen, dass die Stiftsregierung, von der es erlassen ist, hier Alles, was die Umstände nur erlauben wollten, gethan hat, um eine alte Einrichtung, die an sich nichts taugt, durch Zersplitterung eines einfachen Geschäfts in mehrere Fragmente, durch Übertragung dieser Fragmente an ganz verschiedene Geschäftsführer und durch Unterordnung derselben unter mehrere Controlen noch einigermaßen im Gange zu erhalten. Bedauern muss man aber dabey, dass sie den dadurch entstehenden grossen Verlust an Zeit, Arbeit und Kosten, und die hohe Wahrscheinlichkeit, dass der Zweck desseungeachtet nicht werde erreicht werden, indem so eine Menge Menschen nicht nur den zur Beförderung des Gewerbes nöthigen Gemeingeist nicht haben, sondern auch von einzelnen Vernachlässigungen und Einmischungen des Privatinteresse nicht frey bleiben kann — nicht in Betracht gezogen, und das einzelne Brauen der Bürger nicht in ein Societätsbrauen oder eine ähnliche Anstalt verwandelt hat. Wir haben ja nun schon Erfahrungen genug, wie ersprießlich eine solche Verwandlung sowohl für das gemeine Wesen, als für die einzelnen Berechtigten ist. — Wo Eigensinn mehrerer Braugenossen eine solche Veränderung nicht ganz allgemein gestatten wollte, da hat man sie Anfangs wenigstens theilweise verleitet, und daneben die alte Einrichtung bestehen lassen, worauf denn das Bessere bald allgemeiner erkannt und verbreitet worden ist.

e.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

MEDICIN.

Leipzig, b. Barth: *Neue Haus- und Reise-Apotheke oder medicinisches Noth- und Hülfs-Büchlein, nebst einer genauen Untersuchung aller wirksamen und überall zu habenden Hausmittel*, — für Ökonomen, Gutsbesitzer, Dorfprediger, Landleute und Reisende, von D. *G. W. Becker*, ausüb. Arzte. Zweyte sehr vermehrte Auflage. 1803. XX u. 568 S. (22 gr.) *Zweyter* Theil. Mit einem Anhange, enthaltend mehrere erquickende, heilsame, und meistens leicht zu bereitende Krankenpfeifen. 1805. 291 S. 8. (18 gr.)

Mit Recht hat man Volksarzneybücher von jeher für eine sehr verdächtige Waare angesehen, die bey weitem mehr Schaden als Nutzen stifte, wenn ihre Hauptabsicht ist, die Laien Krankheiten, auch wohl alle Krankheiten, durch Arzneyen heilen lehren zu wollen. Arzneyen sind kräftige Substanzen, welche den Körper umzuändern bestimmt sind, welche den gesunden Körper krank, und eben dieser Eigenschaft wegen den Kranken gesund machen. Diese umändernde Eigenschaft jeder Arzney zu kennen, um in jedem vorkommenden Krankheitsfalle die passende, und in gehöriger Gabe anwenden zu können, diese grösste aller menschlichen Künste, welche weit mehr Vorkenntnisse, Scharfsinn und Beobachtungsgabe zur glücklichen Ausübung voraussetzt, als alle übrigen erdenklichen Wissenschaften, wenn sie nicht zum Verderben der Menschen, zum Mordhandwerke ausarten soll, diese höchste aller Wissenschaften, deren ächten Besitzes so wenige, selbst unter den fleissigen und eifrigen Ärzten, sich rühmen können, dem gemeinen Mann einflössen zu wollen, ist der Gipfel aller Thorheiten. Welcher Schade muss da nicht angerichtet werden, wenn jene heftigen Substanzen in Krankheiten, wo sie nicht passen, wie von Laien zu erwarten ist, gebraucht, auch wohl in übergrosen Gaben gebraucht werden! Muss nicht das Elend, das bisher durch Quacksalber, Dorf- und Stadt-Barbierer, und selbst durch unwissende und leichtsinnige promovirte Ärzte ohnehin schon so häufig veranlasst ward, dadurch wenigstens vermehrt werden?

Dieser traurige Erfolg ist jedoch von dem hier angezeigten Buche so wenig zu erwarten, dass Rec. vielmehr dem Vf. für das viele Gute danken muss, das er der ungleichern Volksclasse oder den Nichtärzten in demselben beyzubringen wusste. Wie viel schädliche Vorurtheile entwindet er nicht den Unwissenden, welche Menge von Aberglauben entlarvt er nicht auf eine Weise, die seinen Beruf zum Volkslehrer bemkundet! Irrthümer im Fache der Diät, der Lebensordnung, im Puncte des Aderlassens, des Abführens, der Tagewählerey, und die meisten gangbaren Thorheiten, welche Leben und Gesundheit hindern, zum Theil in offenbare Gefahr bringen, weiss er in einer für diese Menschen sehr passenden Manier auf die Seite zu räumen, und das Wahrere, Wohlthätigere mit einleuchtender Deutlichkeit und herzlicher Einfalt ihnen beyzubringen; nichts ist eingewebt, was die Aufmerksamkeit abziehen, oder Anstrengung und lange Weile verursachen könnte. Hätte der Vf. diese Lehren, Warnungen und Zurechtweisungen unter ihren wahren Namen dem nichtärztlichen Publicum vorlegen wollen: so würde sein Buch nicht vom zehnten Theile derer, die es jetzt schon gelesen und beherziget haben, gekauft worden seyn. Fast Niemand will sich über den Weg zum Wohlseyn *belehren*, sich vor Abwegen *warnen*, und von der Strasse der Thorheit und des schädlichen Aberglaubens *zurechtweisen* lassen. Mit Arzneyen in *natura* will der Nichtarzt fogern zu thun haben, nach Receptен und Receptbüchern greift er zuerst. Sehr weise war daher der Einfall, das Buch *Haus-* und *Reise-Apotheke* zu nennen. Blos unter diesem höchst empirischen Titel konnte er ihm Eingang verschaffen.

Um aber im Buche doch Etwas zu geben, was der Titel verspricht, — denn handgreiflich täuschen muss man das unärztliche Publicum nicht, und wäre es auch nur, um nicht sein Vertrauen zu verscherzen: — so sagt der Vf. im ersten Theile das Nöthige über etliche (28) Hausmittel und einige (24) ganz einfach zusammengesetzte Arzneymittel, welche er vorräthig zu halten räth, und ihre Anwendung lehrt. Obgleich auch diese wenigen, gelinderen, einfacheren Arzneyen am unrechten Orte Schaden anrichten möchten: so ist doch dieser, selbst im schlimmsten Falle, ungleich geringer, als jene heroischen, drastischen Pferdemittel gewöhnlicher Landbarbierer, welche dieses Buch, das schon seines empirischen Titels wegen, in ihre Hände kommen muss, auf einen weniger verderblichen, ja auf einen guten Weg leiten wird. Denn böse Einführungen lassen sich nicht mit Einem Hiebe abschneiden. Hierauf sagt er das Erheblichste von der Einrichtung des menschlichen Körpers, und dem Heilen überhaupt (freylich nur nach den damaligen Begriffen der Erregungstheorie), dann von den häu-

Digitized by Google

ſigſten Krankheiten, dem Fieber (wo noch einige Recepte vorkommen), der Ruhr, Cholera, Sonnenſtich, Entzündung, Gehirnentzündung, Entzündung des Halſes, Bruſtentzündung, Roſe, Fingerwurm, Gicht und Flüſſe, Durchfall, Kolik, Verwundungen, Verrenkungen, Verſtauchungen, Brüche, Froſtbeulen. Die Behandlungen dieſer Übel gehen mehr auf Leitung der Lebensordnung, als auf vielfältigen Arzneygebrauch, und ſind geeignet, den Leſer mehr von der Empirie abzuziehen, als ihm dazu Vorſchub zu leiſten. Lebensordnung in geſunden Tagen, Speiſen und Getränke, Luft, Kleidung, Schlaf. Lebensordnung in kranken Tagen, wo das Nöthige von den Klyſtiren, dem Aufſtehen u. ſ. w. vorkommt. Behandlung der Menſchen, welche in plötzliche Lebensgefahr gerathen, Scheintod.

Der zweyte Theil handelt von der Schwangerſchaft und ihren Unpäßlichkeiten, der Niederkunft, ihren Nachwehen, dem Stillen und der Behandlung der Kinder in Abſicht ihrer Lebensordnung, Ernährung und ihrer gewöhnlichen Krankheiten, Gelbſucht, böſe Augen, Schwämmchen, Krämpfe, verſtopfter Leib, Brüche (veneriſche Krankheit), Waſſerkopf, Wundſeyn, Herzgeſpann, Miteſſer, Milchſchorf, Zahnen, Entwöhnen, Gehenlernen, Zulp, Nahrungsmittel der Kinder, Kleidung, unreine Köpfe, Blattern. Hier wird zweckmäſsig von der Vaccination gehandelt, was hier mehr Gutes ſtiften wird, als in einer eigenen Abhandlung, welche von den Landleuten mit Mißtrauen in die Hände genommen wird, wenn der Vf. nicht ſonſt ſchon ihr völliges Zutrauen beſaſs. Wind-, Spitz-Pocken, Maſern, Scharlachfieber (worunter der Vf. das ſeit 1800 erſchienene bösartige Frieſel verſteht), Bräune, die häutige, das millariſche Aſthma, der Keichhuſten, Rachitis, Skropheln, Kopfgrind, Bauerwezel. Anhang von leicht verdaulichen Krankenſpeiſen.

Rec. bittet den Vf., auf dieſer Bahn fortzufahren, um die Volksclaſſe immer mehr von Empirie und Aberglauben abzuziehen, und ſie zu gewöhnen, mehr durch gute Lebensordnung als durch Arzneyen die Krankheiten zu entfernen. Denn auf den genau erwogenen Krankheitszuſtand ein paſſendes Heilmittel anzuwenden, — eine Kunſt, die wir Ärzte in den *meiſten* Fällen ſelbſt noch nicht erreicht haben, werden ſie nie lernen.

Kleinigkeiten, wie I, 177, wo nach der Erregungstheorie mehr auf die Entſtehung als auf die Zeichen der Krankheiten geſehen werden ſoll, oder 208, wo der Dampf aus Kochſalz durch Vitriolſäure entwickelt für bloſsen Sauerſtoff gehalten wird, oder 271, wo die Stahlfeder des Bruchbandes Pelotte genannnt wird, oder II, 213, wo das Anſehen der falſchen und wahren Kuhpocken für einander faſt völlig gleich ausgegeben wird, ſowie 291 das Schweinefleiſch in den Fleiſchklöſschen für Kranke, oder das irgendwo vorkommende Wort Keuſchheitskürafs ſtatt Schnürlatz oder Mieder, wird der Vf. künftig vermeiden. *Ubi plura nitent, non ego parvis offendar maculis.* N. E. D.

Leipzig, im Comptoir f. Literatur: *Katechismus der Entbindungskunſt, oder die wohlunterrichtete Hebamme in der Stadt und auf dem Lande.* Ein Büchelchen, worin über Alles, was auf Erkenntniſs der Schwangerſchaft, die Lebensart der Schwangern, ihre Niederkunft, das Wochenbette, die neugebornen Kinder Bezug hat, und ſonſt einer Hebamme zu wiſſen nothig iſt, ein vollſtändiger, gründlicher und äuſserſt faſslicher Unterricht iſt ertheilet worden. Von D. *G. W. Becker* in Leipzig. 1805. VI u. 184 S. 8. (9 gr.)

In der Vorrede tadelt der Vf. die von *Stark* gewählte dialogiſche Form des Hebammen-Unterrichts, und führt Gründe an, weſswegen er ſeinen Lehrvortrag bloſs auf eine faſsliche Darſtellung des Ganzen eingeſchränkt habe. So ſehr dieſs in manchem Betrachte zu billigen iſt: um ſo mehr muſs man ſich wundern, daſs der Vf. ſeinem Büchelchen den Titel eines *Katechismus* beylegte, da doch die Gegenſtände keineswegs in Fragen und Antworten, ſondern in ſyſtematiſchem Zuſammenhange abgehandelt ſind. — Die *Einleitung* ſchickt einen gedrängten Überblick derjenigen Eigenſchaften voraus, welche, in phyſiſcher und moraliſcher Rückſicht, keiner Hebamme fehlen ſollten.

Der Unterricht ſelbſt zerfällt in *drey* Abſchnitte: I. *Beſchreibung der weiblichen Geburtstheile und der* (Leibes-)*Frucht.* S. 13 hätte die Lage der Harnröhrenmündung genauer angegeben werden ſollen. Die verſchiedenen Durchmeſſer der oberen Apertur des kleinen Beckens ſind (S. 21) durch deutliche Figuren äuſserſt faſslich dargeſtellt. Dagegen iſt die Angabe der beiden Durchmeſſer in der Beckenhöhle (oder mittleren Apertur) nicht beſtimmt genug, und die der beiden ſchiefen Durchmeſſer am Ausgange (oder unteren Apertur) des kleinen Beckens gänzlich übergangen. Übrigens möchte die von dem Vf. empfohlene Meſſung des Beckens, durch einen äuſserlich umgelegten Bindfaden, bey mageren Perſonen anders als bey fetten, mithin verſchieden ausfallen, und daher ſehr trüglich ſeyn. Wenn S. 31—32 von der Leibesfrucht geſagt wird, daſs ſie in dem Waſſer des menſchlichen Eyes *ſchwimme:* ſo kann dieſs Schwimmen wohl nur in der erſteren Hälfte der Schwangerſchaft als möglich angenommen werden, weil in der zweyten, und beſonders in den letzteren Monaten, das Fruchtwaſſer in eben dem Verhältniſſe an Quantität abnimmt, als das Volumen des Kindes, durch die zunehmende Entwickelung und Ausbildung ſeiner Theile, an Umfange und Schwere wächſt, wie ſolches das wenige Waſſer bey manchen Gebuiten, welches zuweilen kaum einige Löffel voll beträgt, hinlänglich beweiſt. S. 34 wird der groſsen Fontanelle am Kindeskopfe eine, der kleinen ähnliche, *dreyeckige* Figur fälſchlich beygelegt, da ſie bekanntlich in allen naturgemäſsen Fällen immer ein verſchobenes *Viereck* bildet. S. 35—36 iſt unter den Merkmalen, wodurch die Hände von den Füſsen unterſchieden werden, das ſicherſte — *der Abſtand des Daumens an der Hand* — nicht angeführt worden.

Digitized by Google

II. *Von den Kennzeichen der Schwangerſchaft, ihren verſchiedenen Perioden, und der nöthigen Hülfsleiſtung bey der Geburt.* Sehr gut werden hier die trüglichen Zeichen der Schwangerſchaft mit den untrüglichen gegen einander geſtellt; auch werden die verſchiedenen Arten des Zufühlens deutlich angegeben. Wenn aber S. 51 der Anfang der Bewegung des Kindes in den *ſechſten* Monat der Schwangerſchaft verlegt wird: ſo müſste dieſs mindeſtens als ein arger Druckfehler gerügt werden. Daſs es indeſs kein Druckfehler ſey, beweiſt die vor- und nachhergehende Zählung und Beſchreibung der *zehn* Schwangerſchafts-Monate nach der Reihe. Auſserdem iſt das bekannte Zeichen der *erſten* Schwängerung — die *cirkelrunde* Form des Muttermundes — mit Stillſchweigen übergangen. S. 56 wird eine Miſchung aus *Biebergeil-Eſſenz 3jj, thebaiſcher Tinct. 5j, und hofmanniſchem Balſam(?) 3jß*, zu 30 Tropfen, gegen Krampfwehen angerathen. Wie oft, und unter welchen Bedingungen, iſt nicht beſtimmt. Zu loben möchte daher dieſer Rath für Hebammen nicht ſeyn. S. 57 werden die wahren Wehen in *Vorwehen* (ſtatt vorbereitende), fortreibende, austreibende, und in *Nachwehen* eingetheilt. Die Zeit des Waſſerſprungs will der Vf. S. 59 lieber die *Waſſerblaſenzeit* genannt wiſſen. Das künſtliche Sprengen der Waſſerblaſe, wozu S. 60 Anleitung gegeben wird, kann Rec. keinesweges empfehlen, auch ſollte dieſs eigentlich den Hebammen gar nicht geſtattet werden, auſser in dem einzigen Falle, wo der Kindeskopf die Blaſe vor ſich her, durch den Muttermund ganz durch und bis in die Scheide herabgetrieben hätte, ſo daſs man dieſelbe zwiſchen oder gleich hinter den Schaamlefzen deutlich, ſammt dem dahinter ſtehenden Kopfe, fühlen und leicht durchkneipen könnte. — S. 61 werden zu den Eigenſchaften eines brauchbaren Gebärſtuhls *eine bewegliche Lehne, ein guter Ausſchnitt* (vermuthlich im Sitzbrete, von welchem aber die Form nicht angegeben iſt), *recht feſte Handgriffe und ſtarke Fuſstritte* (Fuſsſtützen) verlangt; wo letztere mangeln, ſoll man eine Lade, eine Bank oder einen Schemel vorſtellen und *anbohren* laſſen. Was der Vf. hier unter *anbohren* verſteht, iſt nicht deutlich. Soll es heiſsen: die Füſse dagegen *anſiemen?* oder ſollen die vorzuſtellenden Sachen etwa mittelſt eines Bohrers an den Fuſsboden befeſtigt werden? — Zur Verhütung eines Kropfes beym Gebären wird S. 63, auſser dem Andrücken des Kinnes gegen die Bruſt während einer Wehe, ein beſonderes Tuch um den Hals der Kreiſenden zu ſchlingen empfohlen, welches, aus handgreiflichen Urſachen, ſehr verwerflich iſt. Übrigens wird die eigentliche Zeit der thätigen Mithülfe bey jeder natürlichen Geburt hier ganz richtig beſtimmt, zugleich aber auch vor dem öfteren, unnützen und verderblichen Zufühlen aus bekannten Urſachen gewarnt. S. 65—64 ſteht: „wenn der Kopf in die *Krümmung* getreten iſt,“ ſtatt, in die *Krönung*. Die thätige Handhülfe einer Hebamme ſoll, mit Recht, nicht eher beginnen, als wann der Kopf des Kindes bereits im Einſchneiden begriffen iſt. *Wie* aber dieſe Hülfe geleiſtet werden müſſe, darüber erklärt ſich der Vf. S. 64—65 folgendermaſsen: „Die Hebamme hat nun zuerſt darauf zu ſehen, daſs die Entwickelung des Kopf(es) ja ohne Schaden der Geburtstheile vor ſich gehe. Deſswegen legt ſie die *linke* Hand (warum nicht lieber die *rechte?* das werden wir gleich erfahren) auf das ſo ſtark angeſpannte Mittelfleiſch und drückt damit den Kopf etwas in die Höhe. Die Gewalt, mit welcher dieſer indeſſen von den Wehen dagegen gepreſst wird, iſt oft ſo groſs, daſs ſie (die Hebamme) nur durch Stützen des Ellenbogens ihre Hand gehörig dagegen halten kann. Die rechte Hand wird nun ſelbſt gebraucht, die Entwickelung des Kopfes aus den äuſseren Geburtstheilen zu bewirken, und zwar ſo. (:) Die drey erſten Finger derſelben legt ſie ſo an den Kopf, daſs die Knöchel gegen das Mittelfleiſch oder den Damm gekehrt ſind. Kommt nun eine Wehe: ſo drückt ſie mit den Knöcheln gelinde gegen dieſes (das Mittelfleiſch), mit den Spitzen der Finger ſucht ſie den Kopf nach der Schambeinfügung zu heben. Sollte das nicht hinlänglich ſeyn, den Ausgang zu bewirken: ſo lege ſie (die Hebamme) von beiden Händen die zwey erſten Finger an die äuſseren Schamlippen; der dritte jeder Hand wird unten gleich über das Mittelfleiſch an den Kopf gelegt, und er ſo gleichfam herausgedrohen, wenn eine Wehe kommt.“ Ja, *herausgehoben* muſs freylich der Kopf werden. Aber welcher Geburtshelfer von reifer Kenntniſs und Erfahrung wird dem hiezu vom Vf. empfohlenen Manoeuvre Beyfall geben? Einem Manoeuvre, wobey das Einreiſſen des Dammes, welches verhindert werden ſoll, geradezu begünſtigt wird, da der Vf. das Mittelfleiſch zuletzt nicht nur ohne zureichende Unterſtützung, ſondern ſogar den Knöcheln der arbeitenden Finger beider Hände noch obendrein zum Laſtpuncte (*Hypomochlio*) dienen läſst. Unſtreitig beſſer würden die Gebärenden und die Hebammen ſich dabey ſtehen, wenn dieſe im letzteren Stadio der Geburt, wo nämlich der Kopf im Einſchneiden und, durch deſſen Andrang, der Damm hemiſphäriſch aufgetrieben iſt, ihren Ballen der *rechten* Hand feſt gegen den unteren Schamwinkel und das, mit Öl wohl eingeſalbte, Mittelfleiſch anlegten, und nöthigenfalls durch Beyhülfe der linken unterſtützten, ſo daſs die mit jeder Wehe wachſende Laſt des Kopfes auf der flachen Hand gleichſam getragen, und beym Andrängen der Wehen vor- und aufwärts gegen den Schoosbogen angedrückt, ſomit nach und nach dem Ausgange entwunden, oder, wie der Vf. ſehr richtig ſagt, herausgehoben werde. Nur eine ſolche Wehemutter, welche dieſes Heraus-*Heben* wohl verſteht, verdient mit Recht den Namen einer *Heb*-Amme. — In dem S. 67 für Hebammen etwas unverſtändlich geſchriebenen Paragraphen iſt das zum Unterbinden der Nabelſchnur, unten in der Note, empfohlene leinene Bändchen den gewichſten Zwirnsfäden vorzuziehen, weil dieſe die Nabelſchnur leicht durchſchneiden. So ſehr wir S. 85 bey einer ſchiefen Lage der Gebärmutter die entgegengeſetzte der Kreiſenden billigen: eben ſo ſehr iſt der Rath des

Digitized by Google

Vfs. zu tadeln, dass die Hebamme in solchen Fällen mit ihrer Hand in die Gebärmutter eingehen, und, *während einer Wehe*, den Kopf des Kindes in die Beckenhöhle herabzuziehen versuchen solle. Bey vorliegendem Mutterkuchen soll die Hebamme, während ein Geburtshelfer gerufen wird, unterweilen selbst Hand anlegen, und die Geburt zu befördern suchen. *Wer* kann wohl diesen Rath billigen? — Der S. 89 bey einer widernatürlichen Hervorragung des Kreuzbeins angerathene *sehr einfache Handgriff* (wie der Vf. ihn nennt), den Kopf des Kindes, durch Einbringen der Finger in den Mastdarm, *herabzudrücken*, möchte sehr selten gelingen. S. 93 heißt es: „Ist der Kopf schon in die untere Beckenöffnung herunter, und zeigte es sich nun erst, *dass die Nabelschnur zu kurz wäre*: so würde bey übrigens guten Umständen die Hebamme den Ausgang so beschleunigen und über sich nehmen können. (:) Sie fasse mit zwey Fingern jeder Hand den Kopf, wenn ihn eine Wehe herunter presste, und erhielt ihn in dieser Lage bis zur nächsten Wehe, um ihn so immer weiter herunter zu bringen. Den Leib der Gebärenden lässt sie zugleich gelinde drücken, um desto sicherer vielleicht die Nachgeburt zu lösen (?!), und den Damm ebenfalls, wenn es nöthig seyn sollte und sie nicht indessen freye Hände bekäme, unterstützen." Und S. 97: „Sind beide Hände mit (dem Kopfe) vorgefallen: so fasst man sie mit dem Kopfe zugleich und sucht sie mit ihm zusammen hervorzuziehen; ist aber nur eine dabey: so bemüht man sich, diese zurück über ihn und auf den Beckenrand hinauf zu schieben. Sonst kann bey vorgefallener Nabelschnur, vorgefallenem Fuße, die Wendung nöthig seyn." Welcher Mann von wahrer Sachkenntnis hätte wohl dergleichen unerhörte Irrlehren in einem Hebammen-Unterrichte erwartet? — — Die Handgriffe zur Beendigung der Fußgeburt sind, S. 98—102, sammt der dabey nöthigen Lösung und Entwickelung der Arme und des Kopfes, sehr unvollständig und verworren vorgetragen. Die dringenden Ermahnungen des Vfs., bey erkannten widernatürlichen und schweren Fällen einen Geburtshelfer zeitig herbeyzurufen, sind allerdings sehr lobenswerth, und mögen den, nach diesem Lehrbuche gebildeten Hebammen insonderheit zu Statten kommen. Tollkühn und verwegen ist es aber, wenn S. 119 der Hebamme gerathen wird: sie solle bey einem erkannten Gebärmutter-Risse mit der Hand zulangen, durch den Riss selbst, falls das Kind in die Bauchhöhle getreten wäre, durchgehen, und das Kind bey den Füßen herausholen. Die Zwillingsgeburt ist S. 129—132 äußerst flüchtig und mangelhaft abgehandelt. Von der besonderen Behandlung der Nachgeburt z. B., wo die, wie der Vf. S. 151 in der Note selbst zugiebt, bey den meisten Zwillingen aus Einem gemeinschaftlichen Mutterkuchen befiehlt, ist gar nichts erwähnt worden.

III. *Von dem, was zwar nicht unmittelbar zu der Kunst einer Hebamme gehört, aber ihr doch durch ihre Verhältnisse zu wissen recht nothwendig wird.* Dieses ist in 4 Abtheilungen gesondert. Die 1ste enthält einen Unterricht *über die Beschwerden der Schwangerschaft und die Mittel, diesen abzuhelfen.* Hier wird den Hebammen vollauf Gelegenheit gegeben, in die Arzneykunde zu pfuschen, welches in keinem Falle und unter keiner Bedingung zu billigen ist. S. 137 wird gegen Hartleibigkeit der Schwangern eine Auflösung von Glauberfalz in einer Abkochung von Löwenzahn und Queckenwurzeln anempfohlen, und dafür sogar die — *leonhard'sche* Autorität angeführt. In der 2 Abtheil. kommen *die Zufälle des Wochenbetts und deren Behandlung* vor, welche, in arzneylichem Betrachte, ebenfalls keiner Hebamme allein überlassen werden sollte. Die 3 Abthl. handelt *von den Krankheiten neugeborener Kinder*, z. B. von der Leibesverstopfung, Gelbsucht, Entzündung der Augenlieder, von Schwämmchen, Anschwellungen, besonders der Brüste u. s. w., wogegen zugleich die Heilmittel vorgeschrieben werden. So tadelnaft dieß Alles in einem Hebammen-Unterrichte ist: so lobenswerth ist jedoch die Widerrathung des unvernünftigen Auskneipens der Brüstchen neugeborener Kinder, welches, obgleich es schon von *Faust*) öffentlich gerügt worden, dennoch bey den meisten Hebammen üblich ist. In der 4 Abtheil. werden *die Schwierigkeiten der Kenntnis einer unbefleckten Jungferschaft* um deswillen noch besonders erörtert, weil der Ausspruch einer Hebamme über diesen „*kitzlichen*" Gegenstand zuweilen, und insonderheit von Gerichtswegen verlangt wird.

Das Ganze schließt ein *Anhang über einige nachtheilige Gewohnheiten, welche die Hebammen vorzüglich auf dem Lande zu haben pflegen.* S. 179 f. rügt der Vf. aus: „Lässt denn die so schädliche Gewohnheit fahren, durch Zerren und Ziehen die Geburt, wie ihr meint, selbst bey der günstigsten Lage, beschleunigen zu wollen, und wohl gar zu versuchen, ihre (euere) Finger unter und neben den Kindskopf einzwängen (einzuzwängen). Was soll denn das helfen? Es kann ja nur schaden u. s. w." Möchte doch Hr. *B.* diese weisen Worte (aus *Faust's* Munde entlehnt) selbst wohl beherzigen, und zu seiner eigenen Besserung anwenden! Und möchte hiezu auch diese Kritik etwas beytragen! —

Hnd.

FORTSETZUNGEN.

Zerbst, b. Füchsel: *Unterhaltende und belehrende Blätter über gemeinnützige Gegenstände, der Natur, der Kunst und des Menschenlebens.* Jahrgang 1813. 4 bis 6 Hefr. S. 193—360. 8. (S. die Rec. der ersten Hefte Ergänzungsbl. No. 78.)

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

NATURGESCHICHTE.

HALLE, b. Hemmerde und Schwetschke: *Abhandlungen aus der menschlichen und vergleichenden Anatomie und Physiologie*, von *Friedrich Meckel*, Prof. der Medicin zu Halle. 1806. VI u. 381 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Diese dem unsterblichen *Cuvier* gewidmete Schrift ist ein so wichtiger Beytrag zur Zootomie, und ein so redender Beweis der grofsen anatomischen Talente des Vfs., dafs schon dadurch der Welt das seltene Beyspiel eines vom Grofsvater bis zum Enkel fortgeerbten Talentes für eine und dieselbe Wissenschaft sich beurkundet.

Der 1 Abschnitt dieses reichhaltigen, durchaus viel Neues enthaltenden Werkes handelt von der Schilddrüse, von den Nebennieren und einigen ihnen verwandten Organen. Einen Auszug gestattet er nicht; wir beschränken uns daher nur auf dasjenige, was wir selbst davon bey Thieren untersucht haben. Die Beschreibung der Nebennieren bey Menschen ist sehr umständlich und gewifs richtig. Die von *Duvernoy* angenommene Höhle in denselben findet man nie, wenn man die Untersuchung bald nach dem Tode unternimmt; die Venen derselben sind nicht durchlöchert, wovon der Vf. sich durch Injectionen überzeugt hat. Sehr genau ist die Beschreibung dieser Organe bey *Simia Capucina*, welches Thier Rec. sehr häufig zergliedert hat. So grofs, wie *Daubenton* die Nebennieren beym *Mandril* beschreibt, sah Rec. sie nicht, ungeachtet er, wie auch Hr. *M.*, sie sehr ansehnlich fand. Beym *Vampyr*, beym *Vespertilio undatus* und beym *Vespertilio noctula* liegen sie in einer eigenen Vertiefung. Die Beschreibung des Baues derselben beym *Ursus Arctos* kommt mit dem, was Rec. am *Ursus maritimus* beobachtet hat, ziemlich überein; bey dem letzteren Thiere ist ihre Farbe nicht röthlich, wie bey ersterem. Beym Meerschweinchen sind die Nebennieren in doppelter Hinsicht merkwürdig, theils weil sie beym *Foetus* in Verhältnifs zum Körper offenbar kleiner sind, als bey Erwachsenen, theils weil sie nicht eher zu wachsen aufhören, als bis der ganze Körper erwachsen ist. Beym *Paka*, welches seltene Thier Rec. lebendig besafs, sind sie völlig so gebildet, wie der Vf. sie beschreibt. Beym Biber untersuchte sie Hr. *M.* nicht selbst, sondern liefert nur die Beschreibung von *Daubenton*, welches Rec. sehr bedauert, da ihm der gänzliche Mangel dieser Organe bey dem von *A. C. Bonn* (Sohne des berühmten Anatomen *A. Bonn*) zergliederten Exemplare noch immer unerklärbar ist. S. *Anatome Castoris, auctore A. C. Bonn. Lugd. Bat.* 1806. 4. p. 37. Hier heifst es: „*Dum glandulae suprarenales adessent nullae.*“ — Die Nebennieren des *Pekarifoetus*, von welchem das Museum in Bremen zwey schöne Exemplare besitzt, sind verhältnifsmäfsig grofs. Die von *Tyson* und *Daubenton* gefundene Erweiterung der *Aorta* in einiger Entfernung vom Bogen derselben fand Rec. eben so wenig, wie Hr. *M.* Die Nebennieren des *Delphin Phocaena* sah der Vf. röthlich-weifs; Rec. hingegen bey mehreren Exemplaren, wie die Nieren selbst, stets hochroth, welche Farbe jedoch in Brantwein sich verliert. — Äufserst wichtig ist die Beschreibung der Nebennieren bey den zum Theil höchst seltenen Vögeln, die kein Zootom ohne grofse Belehrung lesen wird. — Bey den Schildkröten fand Hr. *M.* nie etwas den Nebennieren Ähnliches, womit auch Rec. häufige Untersuchungen mehrerer grofser Riesenschildkröten übereinstimmen. Eben so wenig fand er dieselben bey Eidechsen, wenn man nicht zwey Fettkörper dafür ansehen will, die Hr. *M.* namentlich beym *Tupinambis* und im *Chamaeleon* sah, bey welchem letzteren auch Rec. sie gefunden hat.

Das zweyte Organ, die Schilddrüse, beschreibt der Vf. zuerst bey Menschen und nachher bey mehreren Thieren, und zwar, nach dem zu urtheilen, was Rec. bey Thieren, z. B. bey *Simia Sabaea* und *Simia Maimon*, beobachtet hat, sehr genau. Der *Hyothyroideal*sack hatte bey letzterem Thiere, dessen ganzer Körper ungefähr 2½ Fufs lang war, 5 Zoll im Durchmesser. Die abenteuerliche Meinung des Hn. Prof. *Schelver*, dafs die Schilddrüse der Menschen eine Metamorphose des Affensacks sey, wird von dem Vf. gehörig gewürdiget; und wenn er S. 113 sagt: „Doch ich halte mich zu lange bey der Widerlegung dieser Meinung auf“ u. s. w.: so möchte Rec. diesen eigenen Tadel als gerecht anerkennen. — Auch beym weifsen Bären fand Rec. die Schilddrüse sehr ansehnlich, und, im Ganzen genommen, die Gestalt derselben wie die vom Vf. beschriebene des braunen Bären. Hr. *M.* sagt, da *Home* die Schilddrüse bey der *Mustela lutris* gefunden: so könne man vermuthen, dafs sie auch beym Fischotter existire. Rec. freuet sich, dem würdigen Vf. versichern zu können, dafs seine Vermuthung völlig gegründet sey. — Bey den Katzen ist dieses Organ sehr grofs: doch fehlt das gewöhnliche Mittelband der beiden durchaus von ein-

Digitized by Google

ander getrennten Lappen, worüber der Vf. sich gewiss mit Recht wunderte, da er es bey zwey anderen Thieren, die zu den Katzenarten gehören, nämlich dem Löwen und dem Luchs, sehr deutlich fand. Bey den *Känguruh's* ist die Schilddrüse klein, und ihre Lappen sind völlig von einander getrennt. Beym *Paka* sind die beiden Lappen durch ein kleines nach unten convexes Band verbunden. Sehr umständlich ist die Beschreibung dieses Organes bey dem Elephanten. Die Frage, ob *diese* Drüse den *Cetaceis*, und namentlich dem *Delphinus Phocaena* fehle, wie *Hunter* glaubte, wird Rec. wahrscheinlich in Zukunft entscheiden können, da er die Eingeweide eines eben geborenen Thieres dieser Art, nebst dem Kehlkopfe von einem ausgewachsenen *Delphinus Phocaena* besitzt, die er zu dem Ende mit möglichster Sorgfalt untersuchen wird. Vorläufig glaubt er, dass Hr. *M.* mit Recht *Hunter's* Meinung bezweifelt. Auch Rec. ist fest überzeugt, dass die Vögel, Amphibien oder Fische ein der Schilddrüse analoges Organ nicht besitzen. — „Die krankhaften Degenerationen der Nebennieren, welche man bis jetzt beobachtet hat," sagt der Vf., „sind nicht hinreichend, um ihren Bau und ihre Function dadurch mehr aufzuklären." Bey dieser Gelegenheit beschreibt er mehrere, auch in anderer Rücksicht sehr interessante Präparate aus seiner Sammlung. Die Degenerationen der Nebennieren sind ungleich häufiger, und lassen sich auf drey zurückführen: nämlich Vergrösserung ihrer ganzen Masse mit Auflockerung und reeller Vergrösserung der sie zusammensetzenden Lappen oder Körner; Bildung von Balggeschwülsten und Knochenerzeugung. Diese Degenerationen finden nicht immer einzeln Statt; sondern oft sind zwey oder drey mit einander vereiniget. Mit dem grössten Vergnügen liest man hier die Beschreibungen vieler sehr interessanter hieher gehöriger Präparate. Hr. *M.* glaubt, das Organ, mit welchem die Nebennieren in einer speciellen Verbindung als mit einem anderen zu stehen scheinen, seyen die Geschlechtstheile: welche Meinung er durch viele Gründe, die wir der näheren Prüfung der Leser überlassen müssen, zu unterstützen sucht. Der erste Beweis ist aus der Zergliederung einiger Missgeburten entlehnt, zu deren Untersuchung er einen Auftrag von *Cuvier* erhielt. Bey einer derselben fand er, dass das Gehirn, Herz, Lunge, *Larynx*, Luft- und Speise-Röhre, Milz, *Pancreas* und Nebennieren fehlten; dass der Darmkanal nach Verhältnis kleiner, als gewöhnlich, unvollständig ausgebildet war; dass die Leber bey weitem nicht die gewöhnliche Grösse hatte, da hingegen das Harnsystem weder in Rücksicht auf Form, noch auf Grösse vom Normalzustande abwich. Ein zweyter Beweis ist, dass man bey Thieren grosse Nebennieren findet, deren Geburtstheile sehr entwickelt sind. Drittens scheint dem Vf. die Nähe und oft sehr genaue Verbindung dieser Organe mit den Genitalien bey den Vögeln und einigen Amphibien und das mit dem Zu- und Abnehmen von Organen, welche zwar ihrer Gestalt nach von den Nebennieren abweichen, aber in ihrer Lage, Farbe und verhältnismässigen Grösse bey einigen, den Fröschen, vollkommen mit denselben übereinkommen, gleichfalls nicht unbeweisend für den vermutheten Zusammenhang. Der vierte Beweis leidet eine grosse Ausnahme. Denn freylich sind die Geburtstheile der *Phoca vitulina* nicht sehr entwickelt; dagegen aber möchte Rec., wenigstens nach seiner Untersuchung, die Nebennieren nicht besonders klein nennen: so wie er bey der Zergliederung des *Delphinus Phocaena* die Geburtstheile so auffallend gross fand, dass Hr. *M.* demselben beystimmen würde, wenn er sie je bey diesen Thieren untersucht hätte. Auch sieht Rec. nicht ein, wie die Nebennieren bey diesen Thieren klein genannt werden können, da sie im Gegentheil, so wie auch die Geburtstheile, sehr entwickelt sind. Einen fünften Grund zur Unterstützung seiner Vermuthung glaubt Hr. *M.* aus der Untersuchung mehrerer Embryonen hernehmen zu dürfen, da er nämlich die Nebennieren in einer Periode, wo sowohl die *Thymus* als Schilddrüse in Verhältnis zum ganzen Körper noch sehr klein sind, zum Körper grösser, als zu irgend einer anderen Zeit, fand. Endlich scheint auch die pathologische Anatomie den Zusammenhang zwischen beiden Organen zu lehren, da die Degeneration der Nebennieren, wenigstens in einzelnen Fällen, mit gleichzeitiger Läsion der Geschlechtstheile verbunden ist, welches der Vf. durch ein paar Beyspiele an Menschen, und durch eine Beobachtung an einem Meerschweinchen belegt. — Ungeachtet die Nebennieren bey einigen Thieren in Rücksicht der Farbe, Gestalt, Consistenz u. s. w. wirklich den wahren Nieren ähneln: so ist Rec. doch mit Hn. *M.* überzeugt, dass keine Beziehung zwischen beiden Statt finde. — Die Beschreibung der *Thymus*-Drüse bey Menschen und vielen Thieren, welche der Vf. liefert, übertrifft Alles, was wir bisher davon wussten. Bey der *Phoca vitulina*, welche Rec. mehrere Mal untersucht hat, sah er nur einmal bey einem sehr jungen Subjecte dieses Organ: zu welchem Ende er dieses Präparat noch immer aufhebt. Beym *Delphinus Phocaena* fand Rec. die Thymusdrüse gleichfalls. Eine Untersuchung des Herzens des Seehundes zeigte dem Vf. den arteriösen Kanal und das eyrunde Loch ganz verschlossen, so wie die eustachischen Klappen, wie *Albers* sie angiebt, sehr dick und mit Muskelfibern versehen. Bey den Taucher-vögeln, jedoch bey diesen allein, fand er, ungefähr an der Stelle der Thymusdrüse, ein ihm problematisches Organ, das aber ebenfalls nicht wie bey den Säugethieren Communication mit beiden Herzhälften hat, und welches er beym *Mergus Serrator*, im *Colymbus cristatus* und *Colymbus Immer*, *Alca Komvia*, *Alca tardo mas* und *Pelecanus bassanus* sehr genau, und, wie Rec. völlig überzeugt ist, richtig beschreibt, wenigstens hat es Rec. bey den drey ersten Vögeln eben so gefunden. Die Frage, ob diese Masse wirklich für ein der Thymusdrüse der Säugthiere entsprechendes Organ anzusehen sey, sucht der Vf. durch viele Gründe unwahrscheinlich zu machen. Über die krankhafte Degeneration der Thymusdrüse haben

Digitized by Google

wir wenig Beobachtungen. Der Vf. erzählt indefs mehrere aus anderen Schriftstellern, denen er zwey eigene hinzufügt. In Rückficht des allgemeinen Nutzens dieſer Theile iſt es ihm ſehr wahrſcheinlich, daſs das Gehirn, Nervenſyſtem, Leber, Milz, Schilddrüſe, Thymusorgan, Nebennieren und Geſchlechtstheile Eine Claſſe bilden, deren Geſchäft es iſt, die Menge des Hydrogen's und Kohlenſtoffs im Körper zu mindern, und daher mittelbar die Oxygen-Menge zu dem geſundheitsgemäſsen überwiegenden Grade zu vermehren. Die weitere Prüfung dieſer Ideen des Vfs. müſſen wir unſeren Leſern überlaſſen: doch geſtehen wir offen, daſs ſie uns ſehr viel Unerwieſenes zu enthalten ſcheinen.

Der 2 Abſchnitt, deſſen auch der berühmte *Sömmerring* in ſeiner Preisſchrift: „über die Nabelbrüche," ſo vortheilhaft erwähnt, führt die Überſchrift: „*Fragmente aus der Entwickelungsgeſchichte des menſchlichen Fötus.*" Es iſt in der That unmöglich, aus dieſem reichhaltigen, äuſserſt lehrreichen Aufſatze einen Auszug zu liefern; wir begnügen uns daher, einige Bemerkungen über dasjenige zu liefern, was der Vf. aus der Zootomie zur Erläuterung anführt: Der *Delphinus Phocaena* hat beſtimmt einen Einſchnitt in der Herzſpitze, wie der Vf. aus *Tyſon* anführt. Das Herz des Seehundes iſt platt; beym Eisbär hingegen ſehr gewölbt; ſehr breit, aber eigentlich nicht flach iſt es beym *Monodon Narwhal*, deſſen merkwürdiges Herz *Albers* im letzten Bande der Abhandlungen der kön. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Kopenhagen beſchrieben und abgebildet hat.

Dieſes wird hinreichend ſeyn, unſeren Leſern zu beweiſen, daſs das aufrichtige Lob des Rec., der in keiner Verbindung mit dem Vf. ſteht, gegründet ſey, und daſs die Leſer dieſer Schrift eben ſo dringend wie wir wünſchen werden, daſs ſein bis jetzt ſo fruchtbringender Eifer für die Anatomie nie erkalten möge.

M. H.

Frankfurt a. M., b. Simon: *Erſtaunende* (erſtaunliche) *Naturmerkwürdigkeiten im J.* 1800, *und deren Folgen für Menſchen, Thiere* (Vieh) *und Gewächſe, nebſt Vorſchlägen, wie ſolchen Naturübeln in Zukunft vorzubeugen ſey.* Von *K. A. Zwierlein*, D. der Medic. und Philoſoph., fürſtl. Oranien-Naſſau-Fuldaiſchem Hofrathe, Phyſicus und Brunnenmedicus zu Brückenau u. ſ. w. 1804. 213 S. 8. (16 gr.)

Wozu dieſe aus den Zeitungen und Journalen zuſammen getragenen Nachrichten von den ſogenannten *erſtaunenden* Naturmerkwürdigkeiten des Jahres 1800 dem Publicum nützen ſollen, iſt weder in Anſehung der hier aufs Neue erzählten traurigen Naturereigniſſe und ihrer ſchlimmen Folgen ſelbſt, noch auch in Hinſicht auf die beygefügten Vorſchläge, ſolchen Naturübeln in Zukunft vorzubeugen, im Geringſten begreiflich, beſonders da der Vf. in ſeinen Erzählungen ſowohl, als in ſeinen Vorſchlägen, keine ſonderlichen phyſikaliſchen Kenntniſſe verräth, und ſeine Vorſchläge theils in den Intelligenzblättern einen ſchicklicheren Platz, als hier, gefunden hätten, z. B. die Mittel zur Vertilgung der überhandnehmenden Feldmäuſe, theils ſchon allgemein genug bekannt oder auch gar nicht ausführbar ſind, wie wir weiter unten darthun wollen. In den 37 erſten Abſchnitten erzählt er uns, wie die Temperatur und Witterung von Monat zu Monat im J. 1800, den December von 1799 mit eingerechnet, geweſen; wie die Heringe von den ſchottiſchen oder norwegiſchen Küſten nach der Elbe, die Cibellen in Schweden haufenweiſe mit dem Winde nach Weſten, der Ibis aus Ägypten nach Frankreich gezogen; wie in Südpreuſſen ein See blutroth geworden, in Frankreich ein Berg eingeſtürzt, im Kirchenſtaate ein Stück Land mit Bäumen und einem Landhauſe verſunken, zu Göttingen ein Mondregenbogen und in Dännemark die Sonne mit zwey Nebenſonnen erſchienen iſt; wie der Rammelsberg innerlich gebrannt, zu Wien das Eis einige Schiffe und zwey Joche der unteren Brücke zertrümmert, zwiſchen Hainchen und Roſswein eine Wolkenhoſe gewüthet, in England ein feuriges Meteor, in Spanien eine Gewitterwolke von fürchterlicher Geſtalt die Menſchen erſchreckt, und in Hamburg der Blitz einen Menſchen im Tanzſaale getödtet hat; wie endlich die Waldbrände ſowohl, als andere Feuersbrünſte, deſsgleichen die Wolkenbrüche, Donnerwetter, Schloſsen, Orkane, Sturmwinde, Erdbeben, Raupen, Käfer, Schnecken, Heuſchrecken, Feldmäuſe und Hamſter unermeſslichen Schaden angerichtet haben, — Alles in dem Tone der hieher gehörigen Zeitungsartikel, nur mehr declamatoriſch, vorgetragen. Hierauf erfahren wir in 5 Abſchnitten die vielfältigen traurigen Folgen, die der trockene und heiſse Sommer des genannten Jahres in Hinſicht auf Garten- und Feld-Früchte, auf die Vermehrung der Feldmäuſe, und auf die groſse Sterblichkeit unter Menſchen und Vieh, nach ſich gezogen, auch welchen wohlthätigen Einfluſs auf die Beendigung der Seuchen jener gewaltige Sturmwind vom 9 November gehabt hat. Im 43 Abſchnitte wird geſagt, was die Polizey bey ſehr trokenen Sommern zum allgemeinen Beſten zu verfügen habe, und endlich im 44 Abſchn. entdeckt uns der Vf. die Urſache der, nach ſeiner Meinung, jetzt gar zu oft eintretenden ſehr trockenen und unerhört heiſsen Sommer ſowohl, als der ſeit einigen Jahren über die Maſsen heftig wüthenden Sturmwinde; auch lehrt er da, wie man dieſe Naturübel mit ihren traurigen Folgen in Zukunft verhüten ſoll. Daſs aber der Vf. ſeine ächten phyſikaliſchen Kenntniſſe in dieſer Schrift überaus geheim hält, und mitunter Mittel zur Abwendung der in Rede ſtehenden Naturübel vorſchlägt, welche ſchwerlich anwendbar ſeyn dürften, das mag aus folgenden Stellen hervorgehen. S. 10: „Der höchſte Barometerſtand fiel (zu Wien) auf den 1 Jänner, und betrug 28 Zoll 11 Linien 10½ Punct." Linien pflegt man ſonſt am Barometer in 10 Skrupel oder nach *de Lüc* in 16 Theile einzutheilen. S. 14: „Am 1 Jänner drohete abermals eine ſtarke Kälte bey hellem Himmel. Bey Sonnenuntergang ſtand das Thermometer in Freyberg ſchon 13°—0. Plötzlich fiel es um 7 Uhr

Digitized by Google

bey Strichwolken wieder bis auf 8°—o in einer Stunde.“ So unordentlich kann ſich in Freyberg wohl kein Wetterbeobachter ausgedrückt haben. S. 114: „Alle Arten von Verfälſchungen des Biers wurden von den ſchelmiſchen Wirthen aufgeſucht und angewandt, um Gerſte und Hopfen zu ſparen, und dem Biere doch wenigſtens den Schein der Güte und Stärke zu geben; — ſie lieſsen Harz, oder Kalbsfüſse in dem Biere verkochen, um es kleberig zu machen, daſs die Gläſer auf den Tiſchen anklebten, als wären ſie angeleimt. Dieſes geſchah an vielen Orten, und geſchiehet jetzt 1803, da ich dieſes ſchreibe, noch häufig, obſchon die Gerſte wohlfeiler iſt, und das Pfund des beſten Hopfens nur 22 kr. koſtet. Die betrügeriſchen Wirthe befinden ſich wohl dabey, und machen groſsen Gewinn. Freylich iſt die ſchläfrige Polizey bloſs an ſolchem Unfuge Schuld.“ Dieſe ſchelmiſchen Wirthe müſſen aber, wenn ſie das wirklich thun, wohl ſelbſt im eigentlichen Sinne Hopfen und Malz an ſolchen Gebrauen verlieren, folglich ſich ſelbſt genug ſtrafen, weil das Harz in der Würze ſich nicht auflöſet, und Kalbfuſsbier ohne Zweifel kein Menſch trinken mag. — Sturmwinde haben, wie der Vf. behauptet, ihren Grund bloſs in dem feitherigen Mangel an Wäldern, und hierüber wird folgender Beweis geführt. „Was dieſe Sache noch wahrſcheinlicher oder vielmehr gewiſs macht, iſt, daſs die Stürme ſeit 1800, vom 9 November an bis jetzt zu Ende d. J. 1803, in dieſer kurzen Zeit, ſich ſehr häufig und heftig eingefunden, eben von der Zeit an, da ſo viele Holz und Wälder zerſtörende Urſachen zuſammen trafen, und vorausgingen. Andere offenbare Urſachen und Revolutionen in der Natur laſſen ſich nirgends finden.“ Alſo darum giebt es keine anderen, weil der Vf. ſie nicht finden kann. Mifswachs in dürren Sommern zu verhüten, läſst er nach *Röſigs* Vorſchlägen die Felder und Wieſen mit kleinen Feuerſpritzen fleiſsig beſprützen. Aber die zu trockenen und gar zu heifsen Sommer ſelbſt in Zukunft zu verſcheuchen, und die Sturmwinde abzuhalten, wird gerathen, daſs man allenthalben, beſonders aber auf Bergen, recht viel neue Wälder und Obſtbäume anlegen möge. — Einen ſolchen guten Rath ſollte man freylich überall, wo es angeht, befolgen, auch wenn dadurch weder die zu trockenen Sommer, noch die Sturmwinde verhütet werden dürften. Allein es heifst in dieſer Hinſicht ſogar: „Iſt eine Gegend aller Berge beraubt: ſo lege man einen oder mehrere an, und bepflanze ſie mit Bäumen, an jenen Stellen einer Gegend, wo ſie den meiſten Nutzen gewähren können.“ Sind etwa auf Anrathen des Vfs. jetzt zu trockenen und heifsen Sommer wegen, ſchon einige Berge angelegt und mit Bäumen bepflanzt worden: ſo muſs der dieſe Bäume nun wohl wieder umhauen, und jene Berge wieder abtragen laſſen, weil ſie gleich in dem darauf folgenden ſehr kühlen Sommer 1804 nicht allein die Wärme zu ſehr gedämpft, ſondern auch die bekannten entſetzlichen Waſſerfluthen verurſacht haben. — Von dem Scherze, womit der Vf. ſeinen Vortrag zu würzen verſteht, und von dem gewaltigen Amtseifer, mit welchem er ſich über mancherley, vorzüglich mediciniſche Unordnungen auslaſst, mögen nachſtehende Stellen zur Probe dienen. Unter der Nachricht von der in Spanien ſo fürchterlichen Wolke, an welcher man Hände, Füſse, einen Schwanz und eine hellblaue Schlange ſah, ſteht folgende für gebildete Leſer lehrreiche und ſpaſshaftwitzige Note: „Die erhitzte Phantaſie der Spanier mag hier das Meiſte gewirkt haben; denn an Wolken kann man ſolten, was man will. Ich wette, ein verliebtes Mädchen hätte ganz was anders geſehen. — Und was denn? — Ganz gewiſs zwey — Küſſende.“ S. 59 heifst es: „*Srechende* Mücken, Weſpen und Schnaken ſchwärmten ſo häufig in der Luft umher, daſs ſich furchtſame Damen mit ihren zarten Geſichtern und Buſen nicht ohne Entſetzen unter ſie wagten; daher man bald alle Damen mit ihren ſchönen und häſslichen Geſichtern, in Flor gehüllt, umher wandeln ſah: allein dieſes leichte flatternde Mittel ſchützte ſie nicht genug gegen dieſe zudringlichen, der zarten Haut ſo gefährlichen Thierchen, daſs ſich die Damen in dieſer Noth genzwungen ſahen, in öffentlichen Blättern galante mitleidige Herren aufzufodern, ihnen doch mit einem wirkſamen Mittel zur Abhaltung dieſer böſen Feinde an Handen zu gehen.“ Endlich wird den Afterbrownianern der Text folgendergeſtalt geleſen: „Die ſogenannten Brownianer oder vielmehr After-Brownianer, deren Zahl unbeſchreiblich groſs iſt, wozu ſich alle jungen Ärzte, die meiſten Halbärzte, berühmte und unberühmte Scharlatane, Stümper in der Arzneykunde, Feldſcherer, Barbierer, Apotheker und Apotheker-Geſellen und Jungen bekennen, die, ohne alle richtige Kenntniſs des ächt ſchottiſchen Syſtems, blind darauf los curiren, und in der irrigen Meinung ſtehen, jeder ſey ein Brownianer, der jedem Kranken Pfeffertinctur und Opium reicht, — ſolche Brownianer muſs ich beſchuldigen, daſs ſie 1800 mehr als die Seuchen gemordet haben. — Alle Kranken mit Nervenfiebern wurden über Einen Kamm geſchoren, alle muſsten Wein trinken, ſo viel ſie konnten, deſsgleichen Hoppelpoppel, Gloria, kräftige Fleiſchbrühen; dazu kamen noch ſehr ſtärkende, reizende und erhitzende Arzneyen, — — — daſs junge Leute, ſtarke und vollblütige Perſonen, durch dieſe heilloſe Curart ſehr ſchnell zum Tode gebracht wurden.“

V—H.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

JURISPRUDENZ.

FRANKFURT a. M., gedr. b. Wenner: *Verſuch einer actenmäſsigen Darſtellung des Rechtsſtreits urſprünglich zwiſchen dem ehemaligen k. heſſ. Ober-Hofagenten Feidel David in Caſſel, Klägern, und dem ehemaligen königl. däniſchen Kammerherrn und Geſandten am herzl. würt. Hoflager Freyherrn Karl Eberhardt v. Wächter, R. d. D. O., Beklagten, ſodann zwiſchen des Königs von Dännemark Majeſtät Intervenienten und dem Ober-Hofagenten Feidel David, modo deſſen Erbmaſſe, Interventen, jetzt zwiſchen des Herrn Herzogs Wilhelm von Würtemberg königl. Hoheit Provocanten und Beklagten und der Erbmaſſe des Feidel David, Provocaten und Kläger, in Betreff einer mit Privat-Hypothek verbundenen Foderung von 3000 Carolins ſammt Zinſen vom 1 Auguſt 1794 auf die Herrſchaft Hirrlingen im ehemaligen öſterreichiſchen Schwaben gelegen, mit Rückſicht auf rechtliches Verfahren und rechtliche Entſcheidung*, von D. *Heinrich Karl Ludwig Euler*, landgräfl. heſſiſchem Cabinets- und Regierungs-Rath, auch groſsherzl. frankfurtiſchem bey ſämmtl. Gerichtsſtellen recipirtem ordentlichem Advocaten zu Frankfurt a. M. 1813. VIII, 180 u. 56 S. 4.

Es iſt nicht Abſicht des Vfs. bey dieſer Darſtellung, den Juriſten tüchtig durchs Leben zu machen, und ihn gleichſam in den Rhythmus deſſelben einzuſtimmen, ſondern die in dem Geſichtskreiſe nur Weniger gelegenen Handlungen der Parteyen und des Richters in jenem Rechtshandel vor die Augen des Publicums zu bringen. — Nicht ſo handfällig und einſchneidend, nicht ſo individuell für das zeitliche Intereſſe, als irgend ein Gerichtshof, ſpricht und vollzieht zwar dieſe Inſtanz ihr Urtheil; aber die Welt und Nachwelt ſpricht und die Geſchichte iſt das Weltgericht, das kein Zweifler leugnen mag! — Nicht jede Sache indeſs qualificirt ſich zur Berufung ans Publicum. Nur wenn gröſsere Güter auf dem Spiele ſtehen, Richter und Parteyen durch ihre Individualität zur Erwartung der ſtrengſten Gerechtigkeit berechtigen und auffodern, kann der berufende Theil hoffen, dafs der angerufene Richter hören und entſcheiden werde. Dafs ſich von dieſer Seite her die vom Vf. vors Publicum gebrachte Sache als *causa appellabilis* darſtelle, wird Niemand in Zweifel ziehen. Das tief in eines Jeden Bruſt gewurzelte Bedürfniſs, das ſeine Befriedigung nur in der Realität eines bis ins Kleinſte durchgeführten und ſelbſt den Geringſten umfaſſenden, mit groſsen Anſtrengungen und Opfern in jeder Zeit erkauften, rechtlichen Zuſtandes findet, iſt der Grund jener Behauptung und zugleich Bürge dafür, dafs vorliegende Schrift ſchnell im Publicum verbreitet und von ſachverſtändigen Männern mit Intereſſe geleſen werden wird. Sie iſt mit Freymüthigkeit geſchrieben und nicht ohne wiſſenſchaftlichen Gehalt; aus dem angegebenen Standpuncte aber rechtfertiget ſichs von ſelbſt, wenn in den Augen der Leſer über dem unmittelbaren Intereſſe des Lebens einzelne Mängel und Flecken völlig verſchwinden, welche auf dem Standpuncte des unmittelbaren wiſſenſchaftlichen Intereſſe nicht unbemerkt bleiben könnten.

Die Schrift zerfällt, nach einer kurzen Vorerinnerung, in zwey Abſchnitte, wovon der erſte die Geſchichtserzählung (§. 1—28, S. 1—106), der zweyte die rechtliche Erörterung der Sache (§. 29 — 53. S. 107—180) enthält. Übrigens befinden ſich dabey noch zwanzig einzelne Actenſtücke als Anlagen, welche mit Einſchluſs eines, ebenfalls aus einzelnen Actenſtücken beſtehenden, erſten und zweyten Anhangs 56 S. einnehmen. Das Innere der Sache, das Detail der von den Parteyen verhandelten einzelnen Streitfragen übergehend oder nur in Allgemeinen berührend, kann Rec. den Inhalt dieſer Schrift nur durch die zur Kenntniſs derſelben unentbehrlichſten Züge andeuten, und das, was durch dieſe ſichtbar und äuſserlich werden kann, hier ſichtbar und äuſserlich werden laſſen.

I. Der Baron v. Wächter hatte von dem Ober-Hofagenten Feidel David zu Heſſencaſſel, jetzt Caſſel in Weſtphalen, nach und nach anlehnsweiſe 3000 Stück neue Louisd'or erhalten, und unterm 1 Auguſt 1794 eine Urkunde ausgeſtellt, vermöge deren er ſich zu dieſer Schuld nicht nur bekannte, ſondern auch zur Sicherheit ſeines Darleihers dieſem, als beſondere Hypothek, die dem Canton Nekar ſteuerbar incorporirte Herrſchaft Hirrlingen, als General-Hypothek aber ſein ganzes Vermögen verpfändete. Unterm 9 März 1798 klagte Feidel David, des Harrens auf ſeine Befriedigung müde, vor dem kaiſerl. Reichs-Kammergericht, dem competenten Gerichtsſtande des Baron v. Wächter, gegen dieſen, und bat, „denſelben zur Bezahlung der Capitalſchuld, Zinſen und Koſten bey Vermeidung deſſen, dafs die Specialhypo-

Digitized by Google

thek zur Befriedigung angegriffen und veräufsert worden ſolle, zu verurtheilen und anzuhalten.“ Das Kammergericht erliefs die gewöhnliche Ladung, welche ſich namentlich auch auf die Dimittirung der conſtituirten Hypothek auf der Herrſchaft Hirrlingen erſtreckte; die Parteyen verfuhren, und da der Baron v. Wächter die obige Schuld- und Pfand-Verſchreibung anerkannte: ſo ſprach das Kammergericht, die von dem Baron v. Wächter zur Ablehnung des Gerichtsſtandes vorgeſchützten Einreden übergehend, unterm 30 Januar 1803 folgendendes Urtel: „Dafs beklagter Baron v. Wächter das eingeklagte Capital ſammt rückſtändigen Zinſen an Kläger zu bezahlen ſchuldig, und dazu zu condemniren, auch dem Beklagten zur Execution und Vollziehung ein Termin von drey Monaten *pro termino et prorogatione* bey Strafe 10 Mark löthigen Goldes und Vermeidung der Vollziehung in die Herrſchaft Hirrlingen zu geben ſey,“ und das Erkenntnifs wurde rechtskräftig. (§. 1—10.)

Am 25 May 1804 trat des Königs von Dänemark Maj. mit einer Intervention beym Kammergericht, durch deſſen Procurator v. Zwirlein auf, mit der Behauptung: dafs des Königs von Dänemark Maj. am 22 Dec. 1793 die Herrſchaft Hirrlingen von dem Baron v. Wächter durch einen Kauf an ſich gebracht, und am 22 Januar 1804 durch den däniſchen Geſandten Freyherrn v. Eyben in Beſitz genommen, der Baron v. Wächter mithin am 1 Aug. 1794 kein Recht mehr gehabt habe, dieſelbe an Feidel David zu verpfänden. Mit dieſer Intervention war der Antrag verbunden: „die gegen den Freyherrn v. Wächter ergangene Ladung, ſo weit ſolche die Dimittirung der als einer angeblichen Special-Hypothek ganz unbefugt, auch null und nichtig conſtituirten Herrſchaft Hirrlingen betreffe, *tanquam ad falſas* oder wenigſtens *erroneas preces* ertheilt, nunmehro zurückzunehmen und zu caſſiren, oder aber als auf ſich ſelbſt unter ſo bewandten Umſtänden beruhend, zu reponiren.“ (§. 11.)

Immittelſt wurde das Kammergericht in Verfolg der politiſchen Ereigniſſe aufgelöſet; und nachdem von dem Oberappellationsgericht zu Tübingen am 31 May 1807 auf allerhöchſten Befehl Sr. Maj. des Königs von Wirtemberg öffentlich bekannt gemacht worden war, dafs alle die bey den vorigen Reichsgerichten anhängigen königl. wirtemberg. Unterthanen, Standesherrn oder im Königreich liegende Güter betreffenden Rechtsſachen binnen Jahresfriſt bey dem königl. Oberappellationsgericht reaſſumiret und fortgeſetzt werden ſollten, — die Acten in jener Sache aber bey der an die Stelle des Kammergerichts tretenden Behörde eingegangen waren: ſo wurde im Sept. 1808 die Sache in der Kategorie einer Mandatsſache zur Entſcheidung an das königl. Oberjuſtiz-Collegium zweyten Senats verwieſen (§. 12—14). Bey dieſer Behörde überreichten des inzwiſchen verſtorbenen Feidel Davids Erben ihre, gegen die Intervention des Königs von Dänemark gerichtete Erklärung, in welcher die Intervention von allen Seiten angegriffen, beſonders der behauptete Erwerb des Eigenthums an der Herrſchaft Hirrlingen beſtritten, die Beſitznahme derſelben am 22 Jan. 1804 — *elf ganzer Jahre nach dem Kauf* — bey der ganz nahe bevorſtehenden Execution in die Herrſchaft mit dem Namen eines *ſpolii*, der vorgegebene Kauf aber mit dem eines Scheinkaufs belegt und gebeten wurde: „des Königs von Dänemark Maj. mit der angebrachten Intervention ab — oder wenigſtens *ad ſeparatum* zu verweiſen, die unbefugterweiſe ergriffene Beſitznahme zu caſſiren, es ſofort bey dem rechtskräftigen Reichs-Kammergerichts-Erkenntniſſe vom 30 Jan. 1803 lediglich zu laſſen, und demnach die Execution auf die ſpecialiter verpfändete Herrſchaft Hirrlingen mittelſt deren Verkaufs oder Arreſtes auf die Revenüen und deren jährliche Abführung an den Kläger unverweilt zu verhängen, auch den Intervenienten in die Koſten des verzögerten Proceſſes, ſammt Zinſen und Schäden, fällig zu erkennen.“ Auf jene Erklärung erfolgte, der Bemühung von Feidel Davids Erben ungeachtet, keine weitere Verhandlung der Parteyen, ſondern die Sache blieb bis zum 9 März 1811 liegen. An dieſem Tage erliefs das königl. wirtembergiſche Oberapellationsgericht zu Tübingen nachſtehendes, am 1 May deſſelben J. den Erben Feidel Davids durch den Audienz-Huiſſier des königl. weſtphäl. Tribunals erſter Inſtanz zu Caſſel mitgetheiltes Decret: „Nachdem Sr. königl. Majeſtät von Wirtemberg mit mehreren von den vormaligen Reichs-Gerichten an die königlichen Gerichts-Stellen als unerlediget übergegangenen Proceſſen, auch die bey dem Reichs-Kammergericht zu Wetzlar zwiſchen dem ehemaligen Hof- und Kammer-Agenten Feidel David von Caſſel als Kläger, und den Karl Eberhard Freyherrn v. Wächter aus Stuttgardt als Beklagten, ſodann Sr. königl. Majeſtät zu Dänemark als Intervenienten wegen einer angeblichen auf die Herrſchaft Hirrlingen verhypothecirten Schuldforderung von 3000 Louisd'ors ſammt Zinſen, verhandelten Mandats-Sache, neuerlich an dieſes königl. Oberappellations-Tribunal als die oberſte Gerichts-Stelle zu rechtlicher Entſcheidung überwieſen haben: ſo werden die königl. weſtphäliſchen Bürger Loeb Herz Gans Levi Feidel und Samſon Ruben Goldſchmidt in Caſſel, als die nach den vorliegenden Acten zu Führung dieſes letzten Proceſſes bevollmächtigten Adminiſtratoren der Klägerſchen noch unvertheilten Feidel Davidſchen Erbſchafts-Maſſe, von dieſer getroffenen Abänderung des diſſeitigen Gerichts-Standes zu dem Ende benachrichtiget, um nunmehr zu gänzlicher Austragung dieſer ihrer Rechtsſache entweder ihren vorhin ſchon beſtellt geweſenen hieſigen Anwald, Procurator *D.* Schnurrer, oder, wenn es belieben ſollte, irgend einen anderen aus der Zahl der königl. Obertribunals-Procuratoren allhier innerhalb einer Friſt von 2 Monaten rechtsgenügend zu bevollmächtigen, und hievon durch ihn die Anzeige machen zu laſſen. Inzwiſchen hat der bevollmächtigte Anwald Sr. Hoheit des Herzogs Wilhelm von Wirtemberg, welche das unter königl. wirtembergiſcher Souverainität ſtehende Gut Hirrlingen mittelſt eines vor

Digitized by Google

Kurzem mit der Krone Dänemark abgeſchloſſenen Kaufvertrags eigenthümlich an ſich gebracht und förmlich in Beſitz genommen haben, gegen die Erben des vormaligen Hof- und Kammer-Agenten Feidel David zu Caſſel, in Beziehung auf ihre anmaſslichen hypothekariſchen Anſprüche auf daſſelbe Gut, eine ſo betitelte Auffoderung zur Klage übergeben, deren Duplicat hiemit den obgenannten Adminiſtratoren der Feidel Davidſchen Verlaſſenſchafts-Maſſe zur Einſicht mitgetheilt wird, ihre Erklärung hierüber bey dieſem königl. Obertribunal, als der für die Prinzen des königl. wirtembergiſchen Hauſes in Hinſicht auf Perſonal- und Real-Klagen rechtszuſtändigen Gerichtsſtelle, durch ihren bevollmächtigten Obertribunals-Procuratur binnen einer hiedurch anberaumten Friſt von 2 Monaten einzureichen, worauf ſodann nach der gegenwärtigen Lage der Hauptſache eine oberſtrichterliche Verfügung erlaſſen werden ſoll" (§. 15 u. 16). Auf die von Sr. königl. Hoheit dem Herrn Herzog Wilhelm von Wirtemberg übergebene Auffoderung zur Klage vom 28 Febr. 1811 (in welcher unter Anderen geſagt wird: die Krone Dänemark habe ſich, *mehr um zu Gunſten ihres Geſandten eine Diverſion zu machen*, zur Intervention bewogen gefunden) gaben dem angeführten Decret gemäſs Feidel Davids Erben am 18 July 1811 ihre Erklärung ein, mit der Bitte: „Sr. königl. Hoheit den Herzog Wilhelm mit dieſer Provocations-Klage vorderſamſt ab — und auf den Ausgang der Interventionsſache des Königs von Dänemark und der Feidel Davidſchen Erben, unter Verurtheilung in die Koſten, zu verweiſen," — und das Appellationsgericht erliefs hierauf unterm 27 July 1811 folgendes Erkenntniſs: „Nachdem, auf die von Sr. Hoheit dem Hn. Herzog Wilhelm von Wirtemberg, gegen die Erben des vormaligen heſſencaſſelſchen Hof- und Kammer-Agenten Feidel David zu Caſſel, erhobene Provocations-Klage hin, die letzteren durch ihren nun rechtsgenügend bevollmächtigten Anwald, Obertribunals-Procurator D. Schnurrer, die ihnen bey vorliegenden beſonderen Umſtänden, ſtatt der gebetenen Ladung zur Klage, unter dem 9 März dieſes Jahres hierüber abgefoderte Erklärung den 18 dieſes Monats bey dieſem königl. Obertribunal übergeben haben: ſo wird dieſelbe hiemit im Duplicat dem provocantiſchen Anwald Procurator Schott zur Einſicht mitgetheilt, und zu ſeiner Nachachtung Folgendes zu erkennen gegeben: Da nämlich in dieſer Erklärung von Seiten der Feidel Davidſchen Relicten ſich vorerſt auf die Beendigung des bey dem vormaligen Reichs-Kammergericht anhängig gewordenen, und in der Folge an dieſes königl. Obertribunal zu rechtlicher Entſcheidung förmlich übertragenen Interventions-Proceſſes Sr. Majeſtät des Königs von Dänemark bezogen wird, und der Gegenſtand dieſes Rechtsſtreites, wie aus der ſchon unter dem 6 May 1809 bey dem königl. Oberjuſtiz-Collegium zweyten Senats als vorigen Richter übergebenen, hier in Abſchrift anliegenden Exceptions-Handlung der Feidel Davidſchen Erben zu erſehen iſt, für jetzt nicht etwa nur ein einzelnes Recht auf die Herrſchaft Hirrlingen, ſondern die wichtige Präjudicial-Frage betrifft, „ob der zwiſchen dem Baron v. Wächter und des Hn. Prinzen von Heſſen Durchlaucht im J. 1793 abgeſchloſſene Gutskauf ein wahrer oder nicht vielmehr, wie klägeriſcherſeits behauptet werden will, ein bloſser Scheinvertrag und ſimulirtes Rechts-Geſchäfte geweſen ſey; ob mithin, wenn keine Übertragung des Eigenthums auf einen Dritten geſchah, nicht noch jetzt der Baron v. Wächter als wahrer Eigenthümer des Guts Hirrlingen, folglich die von ihm geſchehene Verpfändung deſſelben als rechtsgültig angeſehen werden könne." ſo kann bey dieſer Lage der Sache der Provocations-Klage Sr. Hoheit des Hn. Herzogs Wilhelm, auf diejenige Weiſe, wie ſie jetzt angebracht worden iſt, nicht Statt gegeben werden, und muſs dieſemnach derſelben überlaſſen bleiben, ob ſie entweder den durch die Principal-Intervention Sr. königl. Majeſtät von Dänemark rechtshändigen Proceſs, über das von dem Freyherrn v. Wächter ein Jahr vor der angeblichen Verhypothecirung des Guts Hirrlingen an höchſtdieſelben mittelſt des Rechts-Titels eines förmlichen Verkaufs-Vertrags übergegangene Eigenthums-Recht auf ſolches, zwiſchen den ſtreitenden Theilen allein austragen laſſen, — und bis zur Entſcheidung deſſelben in Ruhe ſtehen wollen; oder ob ſie nicht vielmehr es ihren Verhältniſſen angemeſſener finden, im Namen und in der Eigenſchaft eines Bevollmächtigten Sr. Maj. des Königs von Dänemark dieſen Proceſs nach ſeinem dermaligen Standpunct fortzuſetzen und rechtlich auszuführen. Wie denn das königl. Obertribunal einer Erklärung hierüber, unter Beylegung eines beglaubigten Auszuges aus dem über das Gut Hirrlingen abgeſchloſſenen Kaufcontracte, innerhalb einer Zeitfriſt von 6 Wochen entgegen ſieht, um hierauf das Weitere in der Sache verfügen zu können." — Dieſes Erkenntniſs wurde, bey Ermangelung eines dagegen ergriffenen Rechtsmittels, rechtskräftig (§. 17—20).

Über die bisher dargeſtellte Periode jenes Proceſſes muſs ſich, auch ohne Rückſicht auf den hier unberührt gebliebenen Conflict der inneren Gründe und Gegengründe in jenem Rechtshandel, dem Leſer nothwendig die Überzeugung aufdringen, daſs die Sache bis hieher richtig aufgefaſst und beurtheilt worden iſt. Denn wenn das Kammergericht, mit Übergehung der den Gerichtsſtand ablehnenden Exceptionen des Baron v. Wächter, dieſen, wie geſchehen, condemnirte; wenn dieſes Urtel rechtskräftig geworden war, und mithin die Vollſtreckung deſſelben nur durch die, den Charakter einer Hauptintervention in Anſpruch nehmende, Intervention des Königs von Dänemark aufgehalten werden konnte: ſo war es auch unverkennbar gewiſs, daſs der Interventionsſtreit vor allen Dingen entſchieden werden muſste. Die vollſtändige Darſtellung auch des Inneren jener Rechtsſache im 1 Abſchnitt §. 1—20 und die rechtlichen Erörterungen des Vfs. im 2 Abſchnitt §. 29—43 u. 47 laſſen darüber vollends keinen Zweifel mehr übrig, und das Oberappellations-Gericht hatte durch jenes Decret vom 27 July 1811 ſeine Gerechtigkeitsliebe

Digitized by Google

und Unabhängigkeit von einem jeden aufser dem Umfange des Rechts felbft gelegenen Motive auf die unzweydeutigfte und herrlichfte, ihm die Hochachtung der Zeitgenoffen und Nachkommen zufichernde Weife ausgefprochen. Allein

II. auf jenes Erkenntnifs erfolgte nun keinesweges die urtelsmäfsige Erklärung von Seiten des Hn. Herzogs Wilhelm königl. Hoheit; fondern eine — „*weitere Erklärung*" vom 28 Nov. 1811, mit dem Antrage: „den Feidel Davidfchen Erben aufzugeben, bey Vermeidung ewigen Stillfchweigens, ihre Anfprüche gegen den Befitzer von Hirrlingen in kurzer peremtorifcher Frift klagend anzubringen, auch fie in die Koften fällig zu erkennen." Diefe weitere Erklärung (welche von dem Vf. S. 39. §. 22 eine dem rechtskräftigen Erkenntniffe vom 27 July 1811 durchaus zuwiderlaufende, den Acten und unleugbarften Thatfachen widerfprechende, mit fchielenden Ambiguitäten angefüllte, alle Procefsregeln verdrehende und auf actenwidrigen Suppofitionen ruhende Erklärung genannt wird) wurde Feidel Davids Erben mittelft folgenden Decrets vom 5 Dec. 1811 mitgetheilt: „Dem Obertribunals-Procurator Fleifchmann, welcher als Anwald der Erben des vormaligen kurheffifchen Hofagenten Feidel David in Caffel für feine gleichbaldige rechtsförmliche Subftitution Sorge zu tragen hat, wird zuerft diejenige Erklärung mit 4 Beylagen, welche Sr. Hoheit der Hr. Herzog Wilhelm von Wirtemberg zur Wiederholung ihrer Provocationsklage gegen jene Erben, in Anfehung der von Letzteren behaupteten hypothekarifchen Anfprüche auf das Gut Hirrlingen, bey dem königl. Obertribunal übergeben laffen, hiemit im Duplicate zur Einficht mitgetheilt. In fofern fich nun daraus zur vollkommenen Überzeugung ergiebt, dafs Sr. Hoheit durch einen förmlichen Kaufvertrag und mittelft feyerlicher Immiffion Befitzer von Hirrlingen geworden fey, und fich in demfelben Vertrage (Art. 11) ohnehin zur Übernahme aller gegründeten Real-Anfprüche auf diefes Gut verbindlich erklärt haben: fo mufs nun die vor dem ehemaligen Reichs-Kammergericht anhängig gewordene Interventions-Procefs-Sache Sr. Maj. des Königs von Dänemark, als auf deren vorläufige Beendigung der klägerfchen Erben in ihrer Erklärung vom 18 July 1811 die Bitte gerichtet hatten, und die dagegen vorgebrachte auf ein blofs perfönliches Verhältnifs fich gründende *Exceptio fimulati contractus*, gegen des Königs von Dänemark Maj., bey diefem königl. Obertribunal auf fich beruhen. Vielmehr findet fich daffelbe bewogen, der von Sr. Hoheit dem Hn. Herzog Wilhelm, unter dem 2 März diefes J. angebrachten und neuerlich reproducirten Provocationsklage, in Erwägung der zu ihrer weiteren Begründung jetzt erft vorgelegten Urkunden, nunmehr Statt zu geben. Es werden daher die Feidel Davidfchen Erben unter Anberaumung einer peremtorifchen Frift von 3 Monaten, wovon je einer als der erfte, zweyte und dritte Termin angefetzt ift, hiedurch aufgefodert und vorgeladen, ihre vermeintlichen hypothekarifchen Rechte auf das dem Provocanten eigenthümlich zuftehende Gut Hirrlingen um fo unfehlbarer rechtsgenügend darzuthun, als diefelben widrigen Falls zu gewärtigen haben, dafs fie nach fruchtlofem Ablauf jener peremtorifchen Frift auf Anrufen des provocantifchen Anwalds, mit ihren gerühmten Rechtsanfprüchen, ein für allemal durch Urtheil abgewiefen und ihnen ein ewiges Stillfchweigen hierüber auferlegt werden wird." Statt die in diefem Decret gegen des Hn. Herzogs Wilhelm königl. Hoheit vorgefchriebene Klage zu übergeben, reichten Feidel Davids Erben eine Erklärung auf eine weitere Erklärung vom 28 Nov. 1811 ein, und baten: „die Provocation zu verwerfen, und Feidel Davids Erben aus dem Executions-Object Hirrlingen für Capital, Zinfen und Koften zu befriedigen." Allein — es erfolgte hierauf unter dem 16 April 1812 nachftehendes Erkenntnifs: „In der Provocationsfache Sr. Hoheit des Hn. Herzogs Wilhelm von Wirtemberg gegen die Adminiftratoren der Erbmaffe des vormals Hof- und Kammer-Agenten Feidel David in Caffel, betreffend hypothekarifche Anfprüche auf die Herrfchaft Hirrlingen, haben Letztere, ftatt dem Inhalt des Decrets vom 1 Dec. 1811 durch Einreichung einer hypothekarifchen Klage Genüge zu leiften, durch ihren fubftituirten Anwald Obertribunalsprocurator Fleifchmann unter dem 2 diefes Monats eine fo rubricirte unterthänige Erklärung, zuvor jedoch durch eben denfelben unter dem 9 vorigen Monats die Bitte um Frifterftreckung einreichen laffen. Aufser Abfchlagung der beiden durch die gedachte Erklärung eingelegten Bitten, fo weit folche das Gut Hirrlingen und das diefsfeitige vermeinte Forum des ehemaligen Hn. Intervenienten betreffen, wird nun zwar, in Anbetracht des Friftgefuches der Adminiftratoren, der provocatifchen Erbmaffe anmit ein nochmaliger, jedoch letzter zweymonatlicher Termin unter dem Präjudiz anberaumt, dafs, wenn innerhalb diefer Frift dem Decret vom 5 Dec. 1811 durch Einreichung der hypothekarifchen Klage nicht follte Genüge geleiftet werden, fie ein für allemal mit ihren Anfprüchen auf die Herrfchaft Hirrlingen unnachfichtlich werden abgewiefen, und ihnen hierüber ein ewiges Stillfchweigen wird auferlegt werden" (§. 21. 25). Ein höheres Gericht war nicht vorhanden, und Feidel Davids Erben (überzeugt von der ihnen immer noch bleibenden Klage wegen unheilbarer Nichtigkeiten) überreichten die ihnen zugemuthete hypothekarifche Klage gegen des Hn. Herzogs Wilhelm königl. Hoheit im Juny 1812, unter ausdrücklicher Refervation aller Rechtszuftändigkeiten, die aus dem Rechtsverhältniffe erwachfen waren, welches die Intervention des Königs von Dänemark begründet hatte, und das Verfahren gedieh bis zur Replik (§. 26—28).

(*Der Befchlufs folgt im nächften Stücke.*)

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

JURISPRUDENZ.

Frankfurt a. M., gedr. b. Wenner: *Verſuch einer actenmäſsigen Darſtellung des Rechtsſtreits urſprünglich zwiſchen dem ehemaligen kurf. heſſ. Ober-Hofagenten Feidel David in Caſſel, Klägern, und dem ehemaligen königl. däniſchen Kammerherrn und Geſandten am herz. würt. Hoflager Freyherrn Karl Eberhardt v. Wächter, Beklagten*, von D. *Heinrich Karl Ludwig Euler* u. ſ. w.

(*Beſchluſs der im vorigen Stuck abgebrochenen Recenſion.*)

Erwägt man nun die eben angezeigte Periode jenes Proceſſes und die in derſelben vorkommenden Decrete und Verhandlungen der Parteyen: ſo muſs jene weitere Erklärung Sr. königl. Hoheit, des Hn. Herzogs Wilhelm, ſich nicht nur als eine ſehr unerwartete Erſcheinung darſtellen, ſondern es müſſen auch die beiden Decrete des Oberapellationsgerichts im höchſten Grade überraſchen. Dieſe Behauptung iſt keineswegs dadurch abzulehnen, daſs man (was kein Leſer der §§. 21—25 des 1, und der §§. 34—43 des 2 Abſchnittes gegenwärtiger Schrift zugeben wird) annimmt: Rechtlich erwogen ſey ſeit dem Jahre 1793 der Baron v. Wächter nicht mehr für den Eigenthümer von Hirrlingen zu halten, die Intervention des Königs von Dänemark *mehr* als eine *bloſse* Diverſion zu Gunſten des däniſchen Geſandten, und das von dem Könige von Dänemark und Sr. königl. Hoheit dem Hn. Herzog Wilhelm von Wirtemberg behauptete Eigenthum an der Herrſchaft Hirrlingen, nach dem Inhalte und der Form der dafür beygebrachten Urkunden, nicht zu bezweifeln. Denn bey allen dieſen Vorausſetzungen ſind und bleiben es ja doch wahre und über jeden Zweifel erhabene Thatſachen: daſs das Kammergericht durch Ladung und rechtskräftiges, *jura partium* beſtimmendes, Urtel die Herrſchaft Hirrlingen bereits für das — mit der vom König von Dänemark und Sr. Hoheit dem Hn. Herzog Wilhelm beſtrittenen Hypothek behaftete — Executions-Object anerkannt hatte; — daſs die Herrſchaft Hirrlingen nur durch ein rechtskräftiges Urtel, mittelſt deſſen das — der Intervention des Königs von Dänemark untergelegte Eigenthum anerkannt wurde, aus jenem rechtlichen Nexus herausgeriſſen werden konnte; — daſs nur dann, wenn dieſs geſchehen, überdieſs auch noch der Erwerb des Eigenthums an jener Herrſchaft durch des Hn. Herzogs Wilhelm königl. Hoheit auſser Zweifel geſetzt war, und nun die Erben Feidel Davids ſich einer Hypothek auf Hirrlingen rühmten, allererſt von einer Provocation des Hn. Herzogs Wilhelm königl. Hoheit die Rede ſeyn konnte; — daſs das Oberapellationsgericht dieſs in ſeinem rechtskräftig gewordenen Decrete vom 27 July 1811 ſelbſt aufs unzweydeutigſte anerkannt und ausgeſprochen hatte, und daſs Feidel Davids Erben auf jene weitere Erklärung Sr. Hoheit, des Hn. Herzogs Wilhelm, vor Ertheilung des Decrets vom 5 Dec. 1811 nicht einmal gehört worden waren. — — Sind aber dieſe Thatſachen wahr und über jeden Zweifel erhaben: ſo müſſen, ſelbſt wenn man mit den vorberührten Suppoſitionen debitiren wollte, die Decrete vom 5 Dec. 1811 und vom 16 April 1812 dennoch eine höchſt unerwartete, in dem rechtlichen Gange der Sache völlig unbegreifliche Erſcheinung ſeyn! — In einem ſchneidenden und ſchreyenden Contraſte mit jenem Decrete vom 27 Jul. 1811 ſpringen ſie — jene Decrete — von der ſelbſt durch den erſten Blick auf die Sache ſich als nothwendig ankündigenden, früherhin von dem Oberappellationsgericht im Decret vom 27 Jul. 1811 ſelbſt als nothwendig anerkannten und ausgeſpochenen Form der Verhandlung, ohne irgend einen Rechtsgrund, ab, — entreiſsen den Erben Feidel Davids ihren bisherigen Gegner, den König von Dänemark, ohne rechtliches und rechtskräftiges Erkenntniſs, und nöthigen denſelben (was gar nicht gleichgültig iſt §. 44—46 des 2 Abſchnittes) einen anderen Gegner und mit dieſem auch einen anderen Proceſs auf, welches ohne rechtliches und rechtskräftiges Erkenntniſs bey der Pendenz jener Interventionsſache doch abſolut unmöglich iſt, und in dem Decrete vom 27 Jul. 1811 mit vollem Rechte in dieſer Eigenſchaft anerkannt worden war! — „Eine ſolche Menge ſich ſelbſt durch die Acten rechtfertigender Nichtigkeiten", ſagt der Vf. (im 2 Abſchn. §. 52, S. 177) in Hinſicht auf jene Mängel, „iſt zu auffallend, als daſs ſie nicht die Aufmerkſamkeit des Monarchen und Juſtiz-Miniſterii rege machen ſollten. Sie ſind von der Art, daſs ſie die Unparteylichkeit und Aufrichtigkeit der Rechtspflege äuſserſt zweydeutig machen müſſen, und können nichts anders als eine Furcht im Auslande erwecken, welche von nachtheiligen Wirkungen für das allgemeine Intereſſe ſeyn muſs." — Bey ſolchen Thatſachen erklärt es der Vf. (§. 53. S. 178 f.) in der gegenwärtigen Sache für Pflicht des Juſtizminiſterium, durch eine Verfügung alsbald den *Status quo* der Sache, wenigſtens der Wir-

Digitized by Google

kung nach, so herzustellen, wie er zur Zeit der erhobenen Intervention und der Einlassung auf dieselbe von Feidel Davids Erben und am 27 Jul. 1811 festgestellt worden war. „Nur auf diese Art", sagt der Vf. (S. 180), „können die begangenen Nullitäten verbessert und gehoben, nur auf diese Art kann ein Beweis gegeben werden, dass die Gerechtigkeit und Wahrheit, die Unparteylichkeit und Gewissenhaftigkeit kein leerer Schall, sondern verdiente Eigenthümlichkeiten eines Justizministeriums sind, dessen Ruf im In- und Auslande gegründet ist, und das den gerechtesten Anspruch auf die Gnade, den Schutz und die Huld eines Monarchen hat, dessen Gerechtigkeitsliebe, Ordnungsgeist und Abneigung gegen alles Unrecht, gegen alle Gefährte, die Grenzen seines Reichs dergestalt überschreitet, dass jeder Ausländer mit Verehrung und Dank den Ausdruck seiner Huldigung darzubringen aus Überzeugung geneigt ist," — und gewiss wird jeder Leser mit dem Vf., von gleichem Gefühl des Rechts und der Wahrheit durchdrungen, die Schlussworte dieser Schrift aussprechen: „Möge diese getreue Darstellung dieses nicht unwichtigen Rechtsstreites mit der Überzeugung aufgenommen werden, dass sie nur die höchste Noth und die Rücksichtslosigkeit gegen alle Vorstellungen und Gründe erzeugt hat; möge sie den Zweck erfüllen, die gekränkten und unterdrückten Rechte der Feidel Davidschen Erben lebhaft vor Augen zu legen, und deren gerechte Ansprüche auf Abhülfe und Ordnung im Verfahren geltend und wirkungsvoll zu machen, und die ewige Wahrheit von Neuem, selbst in unseren Zeiten, zu bestätigen: *quod Justitia sit constans et perpetua voluntas, jus suum cuique tribuendi.*"

III. Während indess jene Darstellung unter der Presse war, ging auch noch die (im ersten Anhange S. 47 f. erschtliche) Duplik sammt der dazu gehörigen (im zweyten Anhange S. 54 f. befindlichen) nachträglichen Erklärung ein, und wenige Tage nachher erfolgte das (ebenfalls im zweyten Anhange S. 56 abgedruckte, im K. O. A. G. zu Tübingen am 3 Dec. 1812 eröffnete) Definitiverkenntniss, ohne alle Entscheidungsgründe, dahin: „In Klagsachen sich haltend zwischen den Feidel Davidschen Erben zu Cassel, Klägern an einem — und Sr. Hoheit, dem Hn. Herzog Wilhelm von Wirtemberg, als Besitzer der Herrschaft Hirrlingen, Beklagtem am anderen Theil, betreffend Pfandrechts-Ansprüche, wegen eines Capitals von 33,000 fl. nebst den aus demselben seit 1794 verfallenen Zinsen, wird auf gepflogene Verhandlung annit durch Urtel zu Recht erkannt, — dass den klagenden Erben das angesprochene Pfandrecht auf die Herrschaft Hirrlingen nicht zustehe, und demnach der Hr. Beklagte, als Besitzer dieser Herrschaft, von der gegen ihn angestellten Klage zu entbinden sey; — die aufgegangene Processkosten jedoch aus bewegenden Gründen gegen einander verglichen seyn sollen. V. R. W." Der Vf. bemerkt (im zweyten Anhange S. 53), dass dieses Urtel, wegen seiner nichtigen Prämissen null und nichtig, dem ganzen Verfahren vollends die Krone aufsetze. — Feidel Davids Erben haben Revision gegen dasselbe eingelegt, und — es möge seiner Zeit der Vf., den Triumph der Wahrheit und des Rechts feyernd, dem Publicum das Weitere berichten!

p—ſ—r.

MUSIK.

Wien, b. Weigl: *Medea*, eine tragische Oper in drey Aufzügen. Frey nach dem Französischen, von *J. F. Treitschke*. Musik von *Cherubini*. Clavier-Auszug. 27 Bogen mit Titelk. (8 fl.)

Bey der jetzt so allgemeinen Wuth, von jedem Meisterwerke, welches Fülle der Vocal- und Instrumental-Musik verbindet, Auszüge für ein einzelnes Instrument, *das Clavier*, oder gar für *zwey Flöten* zu liefern, ist es gar nicht zu verwundern, wenn auch die Werke *Cherubini's* die Reihe trifft; aber keck lässt sich behaupten, dass unter allen Opern der bisher aufgetretenen Componisten, selbst *Mozart's* nicht ausgenommen, keine so fehr diesem höchstbeschränkten Unternehmen widerstanden haben als *Cherubini's*. Wer nur *cherubinische* Musik gehört hat, wird bezeugen, dass seine sonderbare Vertheilung der Hauptparthieen, das Ausmalen und Halten der Blas-Instrumente, die abgerissenen Figuren und Gedanken, kurz das Bizarre und Lärmende, keineswegs einen Auszug verstatte, sondern vielmehr in einem solchen Verfuche noch abgerissener und widerlicher hervertreten müsse, wie die schon vorhandenen Clavierauszüge beweisen. Der gegenwärtige nun ist Auszug im vollständigsten Sinne. Gar oft findet sich nur die ihe Violine mit einem leeren Basse, und oben die Stimmen, oft alle vier, ausgeschrieben. Ferner kann, und zwar mit allem Rechte, nicht die ganze Oper ausgezogen seyn (jede Numer hat ihre befondere Seitenzahl, für den einzelnen Verkauf); aber auch viele der ausgezogenen Stücke können mit Vergnügen wohl schwerlich so aufgeführt werden, z. B. das überlange Duett: *Kinder, ach!* u. f. w. Solche Auszüge möchten, wenn sie noch von einigem Nutzen seyn sollen, höchstens von den einfludirenden Sängern bey Proben gebraucht werden; und wie beschränkt wäre dann ihr Publicum!

Wer nicht das Ganze gebört hat, kann unmöglich durch diese Fragmente eine Idee für das *Bessere dieser* Musik gewinnen. Gleich in der Ouverture, die einen schönen Anklang des Tragischen hat, fehlen die Haltungen der Blasinstrumente und des legirten Basses; mit ihnen geht der Geist verloren, und man hört so gröstentheils nur Bruchstücke, oder ein übelklingendes Gehack. Den ersten Chor auszuziehen, war eben so unnöthig, weil solche Chöre wohl nicht *zum Claviere* gesungen zu werden pflegen, besonders da es ganz an einem Hauptschlusse fehlt, S. 9. Das Finale am Ende des Auszuges, und die lärmenden Ouverturen nicht weniger. Das wahrhaft schöne Duett: *Ihr drohet mir umsonst* u. s. w., eine Arie und einige Märsche waren noch am besten auszuziehen. Der untergelegte Text verstösst nicht sel-

Digitized by Google

ten gegen die Musik. Der Stich ist grob, der Preis theuer; der Titel das Beste.

M.....s.

1) Leipzig, im Bureau für die Musik, u. Wien, b. Hoffmeister u. Comp.: *XV Inventions pour le Clavecin, comp. par J. S. Bach.* (16 gr.)

2) Ebendaselbst: *Oeuvres complettes de J. S. Bach.* 16 Hefte (zusammen 19 Rthlr. 4 gr.)

3) Leipzig, b. Breitkopf und Härtel: *J. S. Bachs Choral-Vorspiele für die Orgel mit einem und zwey Clavieren und Pedal.* I und II Heft. (Jedes Heft 16 gr.)

Bey dem Gange, welchen die Musik seit *J. S. Bachs* Zeiten genommen hat, und bey dem Geschmacke, welcher nach und nach durch diesen Gang begründet worden ist, ist es allerdings eine merkwürdige Erscheinung, dass theils die neuen Auflagen der ehedem schon gestochenen, theils die Ausgaben der bisher blos in Abschriften vorhanden gewesenen Werke dieses Componisten von Seiten des musikalischen Publicums so viel Unterstützung gefunden haben, dass sogar mehrere Kunsthandlungen, die sich beynahe völlig gleichzeitig zu der Herausgabe dieser Werke entschlossen hatten, im Stande waren, ihr Unternehmen fortzusetzen. Es ist hier der Ort nicht, zu untersuchen, in wiefern Künstler und Dilettanten, die sich ganz nach dem Geschmacke der Zeit gebildet haben, die Kunstschönheiten der Werke *J. S. Bachs* zu geniessen vermögen, ohne ihren Geschmack in einem gewissen Grade umzustimmen. Rec. aber ist überzeugt, dass es in Hinsicht auf den grössten Theil des musikalischen Publicums höchst nöthig gewesen wäre, die Ausgaben dieser Werke mit einer Abhandlung zu begleiten, in welcher die richtige Ansicht der Kunstproducte dieses Grössten aller Harmonisten aus dem Gesichtspuncte der modernen Musik gezeigt worden wäre. *Forkel* hat zwar in seinem Werke: *Über J. S. Bachs Leben* u. s. w., diesen Gegenstand nicht gänzlich unberührt gelassen; aber was er hierüber sagt, kann blos von solchen Künstlern und Dilettanten gefühlt werden, die schon so weit in das Heiligthum der Kunst eingedrungen sind, dass bey ihrem Urtheile über Kunstwerke der Geschmack dieses oder jenes Zeitalters keine entscheidende Stimme mehr haben kann. Sollte der Inhalt einer solchen Abhandlung dem Bedürfnisse des Publicums entsprechen: so hätten die eigenthümlichen Schönheiten und Wirkungen sowohl der sogenannten thematischen, als der freyeren Schreibart zergliedert werden müssen, und aus der Vergleichung dieser besonderen Eigenheiten würde die richtige Ansicht der Werke *J. S. Bachs* von selbst hervorgegangen seyn.

Über den vorzüglichen Kunstwerth von *Bach's* hinterlassenen Werken herrscht übrigens unter den Kennern nur eine Stimme; und nach alle dem, was von der von *Marpurg* verfassten Vorrede zu der Kunst der Fuge an bis jetzt öffentlich darüber gesagt worden ist, würde eine Beurtheilung und Zergliederung derselben ganz überflüssig seyn.

— o —

Wien, b. Weigl: *Ausgewählte Stücke aus dem Singspiel die Verwiesenen auf Kamtschatka*, von Verschiedenen. Für das Fortepiano. 6¼ Bogen. (1 Thlr. 14 gr.)

Fast auf allen grösseren Operntheatern ist dieses Singspiel, wie musikalische Zeitungen berichten, mit Glück gegeben worden. Rec., der weder eine Aufführung desselben gehört, noch die zu Paris mit dem französischen Text herausgekommene Partitur gesehen hat, kann sich bey Beurtheilung der vorliegenden ersten 6 Numern nur auf das beschränken, was dieser Clavierauszug ist und giebt. Die kurze Ouverture von *Boieldieu* ist charakteristischer, als die gewöhnlichen neuerer Franzosen; nur stechen in der That die sanften Parthieen derselben zu sehr von den rauschenden Massen (S. 3) ab. Sie ist auf dem Claviere sehr gut spielbar. Eben so die ernste Arie des *Stepanoff* von *Vogel* (No 2), nur dass in der Figur der Begleitung (S. 1, Syst. 2 Takt 5 u. f. f.) der Wiederanschlag des im ersten Achtel schon gehörten Tons auf dem Claviere schlecht sich ausnimmt. Der Übergang (S. 1, Syst. 2 Takt 2 und 3) ist für das Gefühl störend; der Text für das Adagio zu stark. S. 2, Syst. 4 Takt 4 muss der Stichfehler *diesen* in *Tiefen* corrigirt werden. Die Abwechselung der Tempi muss übrigens im Ganzen sehr gute Wirkung thun. Die angenehme französische Arie von *Boieldieu* (N. 3) ist von dem vorhergehenden, einfachen Schweizerliede an Charakter und Rhythmus zu sehr verschieden, als dass die unmittelbare Folge derselben sich gut ausnehmen könnte. Die Singstimme ist hier, nach dem gewöhnlichen Stile der Franzosen, zu untergeordnet unter die obere Begleitung. S. 2, Syst. 2, Takt 4 sind die ersten Viertel des Basses besser in *b* zu verwandeln. Im Texte steht durch die ganze Arie der Stichfehler *von nahen Glück*. Weit angenehmer ist aber (No. 4) die leichte und frohliche Arie, ebenfalls von *Boieldieu*, die sich besonders durch schönen Gesang, angemessene Begleitung, von der grösseren Menge überladener Bravourarien vortheilhaft unterscheidet (obwohl einige Reminiscenzen nachgewiesen werden könnten), und in diesem Auszuge auch sehr gut am Fortepiano zu executiren ist. No. 5, Scene von *Vogel*, ist ein vortreffliches Stück. Das einleitende *Andante* (nicht *Andate*) *vostenuto* charakterisirt ganz den sinnenden Ernst, und geht nach einigen kurzen abgebrochenen Sätzen, zwischen welchen gesprochen wird, in das so sinnig traurige Gebet (in Adagio) über, dessen Kürze die schöne Einfachheit noch mehr erhebt. Weit weniger ausgebildet ist das Duett von demselben Componisten (No. 6), und es erinnert sehr an ähnliche Opernstücke.

Die deutsche Übersetzung ist etwas besser, als sie gewöhnlich aus dergleichen Fabriken zu kommen pflegt; so auch Papier und Stich. Der Preis ist übermässig theuer.

M.....s.

Digitized by Google

Breslau u. Leipzig, b. Gehr: *Stimmbuch, oder vielmehr Anweisung, wie jeder Liebhaber sein Clavierinstrument, sey es übrigens ein Saiten- oder ein Pfeifen-Werk, selbst reparieren und also auch stimmen könne.* Zweyte, stark vermehrte, und mit Figuren begleitete Auflage. Von *J. H. E. Nachersberg.* 1804. 214 S. 8. Nebst einem Bogen Figuren. (12 gr.)

Der Vf. dieses Werkes (von welchem Rec. die erste Auflage nicht besitzt, um sie mit der zweyten vergleichen zu können) hat sich bemüht, die mechanische Einrichtung der jetzt gewöhnlichen Clavierinstrumente sehr genau zu zergliedern, um die etwanigen Gebrechen jedes einzelnen Theiles derselben einsehen und verbessern zu lehren. Alles ist mit vielem Fleisse zusammengetragen und geordnet, und zeigt, dass der Vf. Sachkenntnisse und Erfahrung besitze. Auch ist es für jeden Clavierspieler sehr vortheilhaft, die mechanische Einrichtung seines Instruments so genau zu kennen, um diesem oder jenem kleinen Gebrechen desselben, zu dessen Verbesserung keine besondere Geschicklichkeit in dem Gebrauche mechanischer Instrumente erforderlich ist, in der Geschwindigkeit selbst abzuhelfen. Von solchen Reparaturen freylich, die den Gebrauch anderer Instrumente, als den des Stimmhammers, nothwendig machen, würde Rec. einem Clavierspieler abrathen, er müsste sich denn schon vorher mit diesen oder jenen mechanischen Arbeiten beschäftiget haben. Denn wären ihm auch die Instrumente zur Hand: so fehlt es ihm an der nöthigen Sicherheit und Geschicklichkeit, sie zu gebrauchen, und er kann leicht in Gefahr kommen, an seinem Instrumente mehr zu verderben, als zu verbessern. Das Aufziehen neuer Saiten, und die Stimmung des Instrumentes sind die einzigen Arten der Reparatur, deren sich der Clavierspieler ohne Gefahr unterziehen darf. In Hinsicht auf jenes hat der Vf. alle nöthigen Vortheile und Handgriffe weitläuftig beschrieben. In Hinsicht auf die Stimmung hingegen würde Rec., statt der zwar grösstentheils noch gewöhnlichen alten Stimmung durch den Quintencirkel, lieber die neuere Art zu stimmen anempfehlen, nach welcher mit den vier zuerst zu stimmenden Quinten zugleich die drey grossen Terzen, woraus die Octave besteht, eingestimmt werden, nämlich in folgender Ordnung:

1) $\overline{c}$ $\overline{\overline{e}}$
2) $\overline{c}$ $\overline{g}$
3) $\overline{c}$ $\overline{e}$ $\overline{g}$ 4) $\overline{e}$ $\overline{h}$
5) $\overline{e}$ $\overline{gis}$ $\overline{h}$ 6) $\overline{gis}$ oder $\overline{as}$ $\overline{\overline{es}}$
7) $\overline{as}$ $\overline{\overline{c}}$ $\overline{\overline{es}}$ u. s. w.

weil man bey dieser Art zu stimmen nicht allein mit den Tönen $\overline{e}$ $\overline{gis}$ $\overline{h}$ $\overline{\overline{es}}$ gleichsam feststehende Stimmpuncte erhält, zwischen welchen sich die übrigen Quinten nach dem Quintencirkel leicht einstimmen lassen, sondern auch, weil dadurch das gleiche Abwärtsschweben aller Quinten, so wie das gleiche Aufwärtsschweben aller grossen Terzen, sehr erleichtert wird.

— o —

KLEINE SCHRIFTEN.

Jugendschriften. *Nürnberg*, b. Bieling: *Neues Bilder- und Lese-Buch über verschiedene gemeinnützige Gegenstände besonders naturhistorischen Inhalts, oder die vergnügten Abendstunden eines Vaters unter seinen Kindern*, vom Vf. der unterhaltenden Erzählungen. Mit vielen colorirten Kupfern. 1810. 240 S. 8. (1 Rthlr.) Mit der Darstellung dieses Bilder- und Lese-Buchs hat man Ursache zufrieden zu seyn. Der Vf. beweiset Bekanntschaft mit der Kinderwelt, mit dem Charakter und Ideengange der Jugend, er beweiset, dass er selbst viel und reflectirend unter Kindern gelebt hat. Aber mit der Auswahl dessen, was sich in diesem Lesebuch findet, ist Rec. nicht so zufrieden. Freylich hat dazu wohl der unglückliche Zwang, alle schon vorlängst der Vergessenheit übergebene schlechte Bilder commentiren zu müssen, das Meiste beygetragen; bisweilen findet sich aber auch in diesen Bildern selbst keine nähere Veranlassung. So z. B. in der Erzählung von der Schöpfung. „Lieber Mann, sprach die Mutter, die bisher stillschweigend zugehört hatte, du hast ja vergessen, deinen Kindern zu sagen, *dass die Frau von edlerer Abkunft ist*, als der Mann. Der Mann wurde aus einem Erdenklos geschaffen, die Frau aber aus der Rippe des Mannes. Auch hast du nicht gesagt, dass Eva von der Schlange verführt wurde, den Apfel zu essen, und dass sie also unschuldig war. — Was! sprach Julchen, die Frau wurde aus einer Rippe des Mannes erschaffen? Jetzt weiss ich doch, warum der Nachbar seine Frau immer *ein böses Ripp* nennt. — Vater und Mutter konnten sich über Julchens naiven Einfall des Lachens nicht enthalten.“ Das Buch enthält fünf und zwanzig Abendgespräche, deren Gegenstände folgende sind: die Schöpfung, Blumen und Bäume, Jagdthiere, die Electricität u. s. f., die Elemente, die Seefische, die Gesträuche, die Bergwerke, die vier Jahreszeiten, die Chemie, die Insecten, die Menschen, Naturerscheinungen, die Feldfrüchte, die Planeten, Quellen und springende Wasser, Raubthiere, das Steinreich, die Hausthiere, das Ungeziefer, die Waldvögel, das Weltgebäude, Wasserthiere, wilde und zahme Thiere, der Thierkreis. 3X11.

Hannover, b. d. Gebr. Hahn: *Erster Unterricht in der Religion* für Kinder, welche auf die Begriffe von den Religionslehren erst vorbereitet und hingeleitet werden müssen. Von *J. K. F. Witting*, Past. a. d. Magnusk. in Braunschweig. 1810. VIII u. 163 S. 8. (6 gr.) Hr. *W.* liefert hier eine Sammlung längerer und kürzerer Erzählungen, welche dazu dienen sollen, den ersten religiösen Unterricht anschaulich zu machen. Der grösste Theil der hier aufgenommenen Erzählungen bezieht sich auf die Pflichtenlehre, welche folglich der Vf. auch zu den Religionslehren rechnet. Für die hiehergehörigen Rubriken fehlt es nicht an Vorarbeiten. Desto weniger ist aber für die eigentliche Religions- oder Glaubenslehre gethan, wovon der Grund in der Natur der Wahrheiten dieser Lehre selbst liegt. Was daher der Vf. aufnahm, um die Rubriken: Unsterblichkeit, Auferstehung u. A., zu besetzen, kann wohl kaum den Namen eines erläuternden Beyspiels verdienen. Wer indessen anderer Hülfsmittel zu dem angegebenen Behuf ermangelt, wird in diesem Büchelchen manches Brauchbare finden.

W. o. r.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1813.

PHILOSOPHIE.

Leipzig, b. Hartknoch: *Johann Gottfried v. Herders Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit.* Mit einer Einleitung von *Heinrich Luden.* 1812. I Theil. LXII u. 451 S. II Theil. 518 S. 8. (3 Rthlr.)

Da das vor uns liegende Werk ein bloßer Abdruck der vielbesprochenen Ideen *Herders* ist, durch den ersten Verleger derselben, Hn. Hartknoch, erneuert, und nun mit einer Einleitung von Hn. HR. *Luden* begleitet: so hält sich Rec. in seiner Beurtheilung an diese letztere, die ihm jedoch hin und wieder Anlaß bieten wird, seine Gedanken über das *herderſche* Werk rhapsodisch beyzufügen. Er bemerkt nur daraus, daß diese neue Ausgabe desselben, gesondert von der großen Zahl der Werke des Verewigten, und nett und anständig dem Äußeren nach, den Beyfall des Publicums verdient und finden wird.

Hr. *L.* beginnt damit, zu zeigen, wie ein denkender Mann, ein denkendes Zeitalter zu Betrachtungen und Gedanken kommen müsse, wie diejenigen, die das *herderſche* Werk entstehen machten. Einem Volke, wie das, welchem *Herodot* seine Geschichte las, wird die einfache Erzählung seiner eigenen Geschichte genügen, weil es in ihr sich glücklich fühlt, und die eigene Befriedigung allgemeine philosophische Betrachtungen über das Menschengeschlecht nicht wohl aufkommen läßt. Wo aber ein Volk einer solchen glücklichen Zeit nur wie eines goldenen Zeitalters gedenkt, und aus einer trüben Gegenwart, aus selbstverschuldetem Verfall, zurückblickt auf bessere aber verschwundene Zeiten, auf Trümmer, die sich über Trümmern häufen, da werden seine Geschichtschreiber einen anderen Charakter zeigen, als solche glückliche der Vorzeit. Die Einen werden, mit ihrer Zeit, den Sinn für Volksthümlichkeit (es sey Rec. vergönnt, dieses von Hn. *L.* oft gebrauchten Wortes sich zu bedienen) verloren haben, und eine seichte Alltagsmoral zur Richterin des Vergangenen setzen, und dieselbe, als allein heilbringend, einführen wollen in die Gegenwart; indeß Andere, unbekümmert um das Einzelne, und ohne Theilnahme für dasselbe, sich mit dem Allgemeinen, mit der Menschheit beschäftigen, und, philosophisch betrachtend, in einer gewissen Weltbürgerlichkeit, oder in fernen, über das Wirkliche erhabenen Regionen ein Heil suchen, über welchem das Leid der Erde leicht vergessen wer-

den mag. „Diejenigen aber, fährt Hr. *L.* fort, in deren Knochen Mark, in deren Augen Schärfe ist, welche die Tugend nur ins Handeln, das Glück aber in die Tugend setzen, welche fühlen, daß der Mensch für sich allein nichts seyn kann, aber auch das Spiel mit Allgemeinheiten nicht lieben, die daher den Werth der Volksthümlichkeit erkennen: — diese werden mit ihrem Zeitalter im Kampfe stehn, sie werden warnend und belehrend auftreten, und von der Weltbürgerlichkeit zurückrufen zu dem heiligen Sinn für Volk und Vaterland." — Aber, scheint es auch, daß ein solcher Historiker sich streng an das Einzelne, an wirkliche Begebenheiten binden werde: dennoch wird er auf allgemeine, über der irdischen Erscheinung waltende, ewige Gesetze kommen müssen. — „Wer nach den Begebenheiten vergangener Zeiten die Begebenheiten künftiger zu leiten strebt, wird der nicht behaupten, daß es ein Gesetz gebe, durch welches das Spätere mit dem Früheren zusammenhange und eins sey?" — Rec. hätte hier mehr Ausführlichkeit und mehr Klarheit gewünscht; doch zeigt das Beyspiel, von *Herodot* genommen, es sey von jenen göttlichen Gesetzen die Rede, von jener „in sich gleichen Kraft, an welcher sich die Kraft des Menschen bricht, sobald sie nicht mit ihr wirkt". Auf diese wird jeder wahre Historiker geführt werden. Den Vater der Geschichte durchdringt das Gefühl derselben durchaus; jedes Blatt seines Buches ist Zeuge davon; *Thucydides* konnte, wie er auch menschliche Freyheit und Willkühr in den mannichfaltigsten Weisen darstellt, nicht umhin, an ein ἀνθρώπειον zu erinnern, welches sich ohne ein θεῖον nicht denken läßt; und *J. Müllers* Geschichte ist ein mit dem tiefsten Verstande, und mit einem von göttlichem Geiste durchdrungenen Sinne angelegtes Gewebe, welches jene beiden Kräfte, die göttliche und menschliche, vollendet haben.

Allerdings, wie Hr. *L.* sagt, muß es, bey so erhabenen Mustern, befremden, daß bedeutende Historiker sich allen Bemühungen, in der Geschichte das Einzelne zu einem Ganzen zu verbinden, abhold zeigen. Der von schwachen Köpfen getriebene Unfug war *Müllern* zur Genüge bekannt und verhaßt; dennoch beugte er sich jederzeit vor der wahren Weisheit, die in der Geschichte waltet, und las mit Entzücken und mit überdachtem Beyfall das Buch *Herders*, von welchem hier die Rede ist, und nannte es „den Trost seines Lebens".

Rec. führt diesen Umstand aus besonderer Ursache

Digitized by Google

an. Denn jene in der Einleitung nach Verdienst gepriesene dritte Weise, die Geschichte zu behandeln, müsste, so scheint es, eher auf ein Geschichtsbuch, wie die Schweizerhistorie, als auf eine Philosophie der Geschichte, wie die vor uns liegende, führen. Ist aber diese Letztere von dem Vf. der Ersteren gelobt worden und geliebt: so konnte er nichts seiner Weise Fremdes, er musste vielmehr Übereinstimmung, gleiche Ansicht und gleiche Ideen in ihr finden. Er fand sie; er sagt dies selbst (in den Briefen an das väterliche Haus, einem unschätzbaren, Jedem, dem *J. Müller* theuer ist, heiligen Document) auf das deutlichste (*J. v. Müllers* sämmtliche Werke. B. 5. S. 158. 518 u. a. a. O.). Und es wird wohl Niemand in Abrede seyn, dass Gedanken, Ideen über die Geschichte nicht auch auf anderem Wege als durch streng-e Darstellung des Geschehenen selbst ausgesprochen werden können.

Hr. *L.* zeigt nun, auf welche Weise der Mensch zu einer wohlbegründeten Ansicht über den Gang der Menschheit gelangen könne; er fodert Folgendes: vor allem eine philosophische Einsicht in das Wesen der Menschheit, die Vernunft; dann, bey der Beachtung, dass die Menschheit in Individuen existire, die neben und nach einander leben, eine auf Beobachtung und Erfahrung gegründete Kunde von dem Wohnplatze dieser Individuen; endlich drittens, eine aus der Geschichte gewonnene Kenntniss von dem Gange, den die Völker im Einzelnen genommen, wie von dem Gange des ganzen menschlichen Geschlechts in den Völkern. — Rec. stimmt Hn. *L.* bey; und besonders dünkt ihm vortrefflich, was über die Gefahr gesagt ist, die derjenige läuft, der von dem ersten Puncte allein ausgeht, unbekümmert um die beiden übrigen. In der That, in welches Gedränge der Philosoph kommt, der eine zweyte goldene Zeit auf Erden, welcher das Menschengeschlecht durch alle Zeiten zusteure, und wo jeder Einzelne Theil habe an allen möglichen Gaben des Himmels, an das Ende der Geschichte setzt; wie unnatürlich der Gedanke ist, jeder Einzelne lebe nur, um sein Leben jenem seligen Geschlechte in der Zukunft zum Opfer zu bringen; in welchem Widerspruch die einfache Beobachtung, dass so manche Bestrebung des menschlichen Geistes in früheren, verschwundenen Völkern einen Gipfel erreicht, den zu erklimmen oder zu übersteigen ein künftiges Geschlecht schwerlich hoffen dürfte, mit jener Behauptung steht; wie der Geograph zeigt, dass die Natur einiger Himmelsstriche unserer Erde, die ja doch überall bewohnt seyn soll, eine allgemeine vollendete Cultur nicht gestattet, — das Alles ist überzeugend und gründlich von dem Vf. dargestellt worden: wie denn die ganze Einleitung in einer vortrefflichen, wahrhaft erhebenden Sprache abgefasst ist. — Jene Ansicht hat auch ihre furchtbare Seite. Wenigstens dünkt es Rec. furchtbar, diese ungeheuren Trümmer, die uns die Geschichte vor Augen bringt, Athens, Roms, der grossen asiatischen Reiche, in der Beziehung auf eine künftige selige Zeit auf Erden betrachten zu müssen. Was müsste das für ein Gott seyn, der keinen anderen Weg als einen solchen für seine Kinder wusste!

Wie sehr aber Rec. über das eben Angeführte mit Hn. *L.* übereinstimmt: so hat ihn die Bemerkung befremdet, *Herdern*, der von den obengenannten drey Gesichtspuncten ausgegangen sey, habe die Philosophie, d. h. die lebendige Anschauung der menschlichen Natur, nicht genug beschäftiget, *indem er „den Geist nicht vorausgesetzt, sondern ihn gleichsam durch die Organisation der Materie hervorgehen lasse*; die Vernunft trete also nicht hervor als die ewige Quelle, aus welcher alle Ströme des Lebens fliessen.“ *Herder* erkannte gewiss die Vernunft, diese ewige Quelle alles dessen, was da ist. Wo sollten sich die ewigen, unwandelbaren Gesetze finden, auf die er immer zurück kommt, wenn nicht in ihr? Was wäre sein Glaube an Gott gewesen, wenn er nicht in ihn diese Vernunft setzte? — Daran zweifelt auch Hr. *L.* nicht. Rec. glaubt aber, dass *Herdern* ein richtiges Gefühl leitete, wenn er diese Vernunft und den Geist des Menschen, der ihr Ebenbild ist, in seiner Betrachtung der Natur und des Menschengeschlechts nicht „vorausfetzte.“ In einem so umfassenden Werke wie das *herderfche*, das sich über *das Einzelne* der Natur verbreitet, möchte dieses nicht thunlich gewesen seyn; wie denn wohl jede Philosophie daran scheitern müsste, wenn sie die Natur und den Menschen in seiner wundervollen schönen Gestaltung bis in das Einzelne hinab aus ihren Principien deduciren wollte. Wahrlich, eine solche Teleologie würde höchst unerfreulich seyn, um nicht einen stärkeren Ausdruck zu gebrauchen. Solches hat auch Hr. *L.* wohl nicht gewünscht. Will er aber in *Herders* Buche nur ausdrücklich gesagt, „wie die Nothwendigkeit der Entwickelung des Geistes, gegenüber der Sinnenwelt, die aufrechte Gestalt des Menschen und seine ganze Organisation erzeugt, wie das ewige Wesen der Vernunft, die sich in dem Menschen offenbart, und die Individuen zur Einheit verknüpft, die Sprache nothwendig macht“: — so dünkt uns eine Darstellung wie die *herderfche*, wo über den geringeren Geschöpfen der Erde der Mensch sich erhebt, wie, den niederen Erzeugnissen der Natur analog, aber sie übertreffend, die Glieder des menschlichen Leibes und seine ganze herrliche Gestalt sich bilden, bis, unendlich erhaben über Allem, auf dem Gipfel dieser Bildung die Vernunft sich kund thut und in lebendiger Rede sich ausspricht, — eine solche Ansicht und Darstellung dünkt uns unendlich herrlicher und reicher. — Und jene von Hn. *L.* gefoderte Ansicht, dass die Vernunft die ewige Quelle sey, aus der alle Ströme des Lebens fliessen, leidet hierunter in der That nicht. Denken wir uns die Kräfte des ewigen Geistes *als* wirkend erst im Minderen, Geringeren, und zurücklassend tausend mannichfaltige Spuren, dann durchdringend bis zum höchsten Ziele, wo der Vernunft des Menschen ein Theil der Vollendung des grossen Werkes selbst in die Hände gegeben ist: — die Macht und

Digitized by Google

Herrlichkeit des grofsen Geistes wird nur um so lebendiger und herrlicher sich offenbaren. Das scheint auch der Gedanke gewesen zu seyn, der *Herdern* bey seiner Darstellung regierte, und somit dünkt uns die Bemerkung unrichtig, „*Herder* scheine die Seele erst durch den Körper entstehen zu lassen." Uns scheinen das 3, 4, 5 Buch der Ideen, die sich mit jener Ansicht beschäftigen, die köstlichsten in seinem reichen, lebenweckenden Werke.

Was aber, um auf die Hauptsache zu kommen, war denn *Herders* Gedanke über den Gang, den das menschliche Geschlecht auf Erden genommen und nimmt? — Hr. *L.* beantwortet diese Frage am Schlufs der Einleitung folgendermafsen: „Geahndet hat *H.* den Zusammenhang alles Seyns; gewufst hat er, dafs sich über den Gang der Menschheit nichts durch den Menschen erkennen lasse, als nur durch Vergleichung unserer Sehnsucht nach Einheit, und Ordnung und Glück mit der Geschichte der Natur und Beschaffenheit der Erde und unseres Verhältnisses zu ihr. Und daher ist er auf den Gedanken gekommen, dafs die Bildung allein die Geschlechter verbinde, die nach einander leben, und dafs in der Bildung die Einheit der Menschheit mit sich selbst zu suchen sey. Ob er sich bestimmt gedacht hat, wie die Kette dieser Bildung sich fortziehen werde und müsse, das mag immerhin unentschieden bleiben."

Rec., in der Hauptsache mit Hn. *L.* einstimmig, bemüht sich nur, *Herders* Ansicht etwas ausführlicher darzulegen.

„Grausenvoll, sagt *Herder* in einer auch von Hn. *L.* angeführten Stelle, ist der Anblick, in den Revolutionen der Erde nur Trümmer auf Trümmern zu sehen, ewige Anfänge ohne Ende, Umwälzungen des Schicksals ohne dauernde Absicht! *Die Kette der Bildung allein* macht aus diesen Trümmern ein Ganzes, in welchem zwar Menschengestalten verschwinden, aber der *Menschengeist* unsterblich und fortwirkend lebet." — *Herder* sah, und mit einem grofsen, das Wahre und Schöne tief erbafsenden Blicke, das Grofse, das nur noch in Trümmern unser Erstaunen und unseren Schmerz erregt; er ahndete Ägyptens uralte Weisheit und den Sinn, der in seinen Riesenwerken lebte, sah die Ruinen von Palmyra und Persepolis, die schwachen Reste von den Künsten Athens, staunte die Republik Roms an, und war erschüttert durch ihren Untergang. — So Grofses, in seiner Art so Grofses werde nicht wiederkommen, das fühlte er. Aber über den Trümmern sah er den unsterblichen, ewig fortwirkenden Geist der Menschheit. Was Theil hat an ihm, das strebt nach *Humanität*, weil Mensch zu seyn des Menschen Bestimmung seyn mufs. In seine eigenen Hände war dem Menschen sein Loos gegeben. „Als die Gottheit die Erde und alle vernunftlosen Geschöpfe derselben erschaffen hatte, formte sie den Menschen, und sprach zu ihm: Sey mein Bild, ein Gott auf Erden! herrsche und walte. Was du aus deiner Natur Edles und Vortreffliches zu schaffen vermagst, bringe hervor; ich darf dir nicht durch Wunder beystehn, da ich dein menschliches Schicksal in deine Hand legte; aber alle meine heiligen, ewigen Gesetze der Natur werden dir helfen" (Th. 2, S. 226).

Demzufolge finden wir *überall und zu aller Zeit* den Menschen im Besitz und Gebrauch des Rechtes, sich zu einer Art von Humanität zu bilden, nachdem er solche erkannte. Seine Natur ist zu diesem Zwecke gebildet; irrte er: so war ihm selbst durch dieses Irren der Weg zu einem besseren Gebrauche der Vernunft geöffnet. Zu einem menschlichen Seyn konnte sich jede Vereinung von Menschen bilden; unter allen Himmelsstrichen sprach die Stimme der Humanität in der Brust des Menschen, und kein Geschlecht darf klagen, dafs ihm die Quelle des Lebens versiegt, gewesen sey; jedes konnte aus ihr schöpfen nach seinem Mafs. Deshalb darf auch der Mensch nicht zürnen, dafs unter seinen Brüdern so vielen ein geringeres Mafs an Cultur zu Theil ward; sie waren, was sie zu seyn begehrten, was sie seyn konnten, wenn das Gesetz freyer Entwickelung des Menschengeschlechts gelten sollte. Diese Entwickelung konnte nur in der Zeit vor sich gehen; sie geht langsam ihren Weg fort: aber die zerstörenden Kräfte auf der Erde halten sie nicht auf, und selbst diese müssen den erhaltenden mit der Zeit nicht unterliegen, sondern auch selbst zuletzt zur Ausbildung des Ganzen dienen. Selbst der ungeheure Trieb zu herrschen mufs sich zu einer menschenbeglückenden Weisheit gestalten, und Leidenschaft und Begierde müssen um ihr selbst willen dieses wollen. Das Letzte aber, wonach der Mensch trachtet, was Alle begehren, wie der Einzelne, ist *Vernunft und Billigkeit* in allen Classen, in allen Geschäften des Menschen. Nicht die gemeine Billigkeit, der zufolge die gewöhnlichen Geschäfte des Tages ungestört ihren Gang gehen, und der Mensch gemächlich und bequem seine Tage verleben kann, sondern jene höhere, jenes Mafs im Handeln, jene heilige Scheu vor dem Göttlichen, die der Vater der Geschichte in jedem Capitel seines heiligen Buches lehrt, jene Gerechtigkeit, die die Völker erhöhet, die die Veste des Stuhles der Gottheit und das erste Attribut ihrer irdischen Stellvertreter ist. — Künste blühen und verblühen, und es ist undenkbar, dafs eine Zeit kommen solle, wo das ganze Menschengeschlecht Genufs und Theil haben werde an derselben vollendeten Kunst; so ist es mit Verfassungen und Einrichtungen des Lebens. Die Letzten des Menschengeschlechts machen nicht das ganze Menschengeschlecht aus, und was hie und da auf Erden seine Blüthe erreicht hat, das hat dem Menschengeschlechte gehört. Nur der Vernunft und des Mafses im Leben kann dieses in seiner Gesammtheit nicht entbehren. Sie werden nicht ererben. Über ihnen walten die ewigen göttlichen Gesetze; wo der Mensch an ihnen frevelt, da büfst er; noch Niemand hat ungestraft den Geist der Humanität verletzt. So ist das Menschengeschlecht auf alle Zeit unter der Leitung einer ewigen Güte und Weisheit, wie in der Schule Gottes; und es kann nicht anders

Digitized by Google

seyn, es muss sich weiter bilden mit seiner wachsenden Einsicht zu immer edlerer Menschlichkeit. „Es ist keine Schwärmerey, zu hoffen, dass wo irgend Menschen wohnen, einst auch vernünftige, billige und glückliche Menschen wohnen werden, glücklich, nicht durch ihre eigene, sondern durch die gemeinschaftliche Vernunft ihres Brudergeschlechts" (Th. 2, S. 262).

Diese Gedanken hat *Herder* im 15 Buche seines Werkes ausgesprochen; und was er aus der Natur und der Geschichte zusammengetragen hat, sind alles Belege zu denselben. Mit ihnen scheint Hr. *L.* einstimmig zu seyn; und wer würde es nicht, der Gefühl für Menschensinn hat, dem „des Lebens Quelle durch den Busen rein und ungehindert fliesst"?

Wenn Hr. *L.* hie und da nicht einstimmig ist mit *Herder*, wenn er dieses oder jenes tadelt, das wird nur der übel empfinden, der nicht fühlt, dass ein Arges unserer Zeit nicht darin liegt, dass man ernstlich und treu seine Meinung über gepriesene Männer fagt, und das Ungegründete an das Tageslicht bringt, sondern darin, dass man erhabene Männer, der Nation lange werth und theuer, in leichtem, frevelndem Sinne berührt und verwirft, ehe man sie verstanden. Ein wahrhaft grofser Mann kann durch Wahrheit, womit man ihn betrachtet und beurtheilt, nur gewinnen. Und so wird jeder Verehrer *Herders* Hn. *L.* danken, dass er auf eine so würdige Weise von Neuem an den grofsen, edlen Geist erinnert hat, der in des Verewigten Buche waltet.

F. i. n. k.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. *Dresden* u. *Leipzig*, b. Hartknoch: *Predigt am Feste der Kirchenverbesserung den* 31 *October* 1811 zu Dresden gehalten von D. *Franz Volkmar Reinhard*. 32 S. gr. 8. (4 gr.)

Ebendaselbst: *Predigt am dritten Bustage des Jahres* 1812 *den* 15 *November* in Dresden gehalten von D. *F. V. Reinhard*. 24 S. gr. 8. (3 gr.)

Nachdem der ehrwürdige Vf. dieser Predigten, mit eben so viel Wahrheit als Bescheidenheit, seinen eigenen Urtheils über seine homiletischen Arbeiten gestandig geworden ist, bleibt den Rec. kaum etwas weiter, als eine Anzeige derselben übrig. Die Reformationspredigt ist gehalten über Ephes. 4, 3, und giebt *eine erwunterude Uberficht der heiligen Bande, die unsere Kirche zu einem Ganzen verknüpfen.* Unsere Kirche ist kein abentheuerliches, mit sich selbst streitendes Ganzes, sie wird zusammengehalten durch den gleichen Eifer für die Freyheit des Gewissens, durch die gemeinschaftliche Unterwerfung unter das entscheidende Ansehen der Schrift, durch den übereinstimmenden Glauben an die Hauptwahrheiten des Evangelii, durch die gegenseitige Duldung in allem Übrigen und durch das muntere Emporstreben zu jeder Art von Vollkommenheit. Die Übersicht der Hauptwahrheiten des Evangelii, welche in der dritten Abtheilung gegeben wird, ist in mehr als einer Hinsicht beachtenswerth. Treflich ausgeführt ist unter den Ermunterungen die Pflicht, wider Alles zu kämpfen, was die heiligen Bande unserer Vereinigung schwächen, und Alles zu befördern, was sie befestigen und enger zusammenziehen kann. Kräftig erklärt sich hier der Redner über den Missbrauch, den man in unserer Kirche von dem Rechte des eigenen Urtheils gemacht habe, „ist man nicht, sagt er, insonderheit in unseren Tagen mit einer Frechheit zu Werke gegangen, welche selbst das Zeugniss Gottes nicht mehr achtete, welche in der Schrift keine Offenbarung Gottes weiter erkennen wollte, welche die Schrift zu einer Sammlung blofs menschlicher, nicht einmal nützlicher Bücher herabwürdigte? Man taftet das heiligste und unentbehrlichste Band an, das unsere Kirche zu einem Ganzen vereinigt, wenn man sich an der Schrift vergreift. Hört die Ehrfurcht gegen sie, hört die Unterwerfung unter das Ansehen derselben auf: so hält uns nichts mehr zusammen, so folgt Jeder seinem Dünkel, so löfet sich Alles auf, so sind wir nichts weniger, als ächte Protestanten, als Glaubensverwandte der edlen Männer, deren Andenken wir heute feyern, und denen die Schrift Alles war."

Die Bustagspredigt ist der schöne Erguss einer edlen Begeisterung über 3 Mos. 5, 20. Sie muss in ihrem lebendigen Ausströmen eine grofse Wirkung hervorgebracht haben. Zuerst wird der Wunsch des Textes denen ans Herz gelegt, die zwar dem Vaterlande angehören, aber ohne in bestimmten Verhältnissen zu stehen. Das Können, Sollen und Werden ist mit Meisterhänden ausgeführt. Hierauf wendet sich der Wunsch an die, welche in häuslichen Verhältnissen stehen. Als Familienhäupter sind sie die Urheber und Bildner des nachsten Geschlechts, als Kinder die Hoffnung des Vaterlandes, als Hausgenossen und Freunde die Stützen oder Beförderer der Ordnung und des Wohlstandes in den Familien. Mit wahrhaft väterlicher Zärtlichkeit werden hier die Kinder angesprochen. Zuletzt der Wunsch denen dargebracht, die in öffentlichen Verhältnissen stehen, und ihnen die Gründe angegeben, warum von ihnen vorzüglich das Vaterland erwarte, dass sie dessen Wohlfahrt durch Tugend und Frömmigkeit gründen und sicher stellen sollen. Sie sind ja die ausgezeichneten, die hochbetrauten und die einflussreichen Burger desselben. „Wenn ihr, so werden gegen das Ende die einflussreichen Bürger angeredet, wenn ihr, mit einem so vielfachen Vermögen versehen, wenig oder nichts thätet; wenn ihr die Macht, welche euch anvertraut ist, wohl gar misbrauchtet; wenn ihr eure Mitbürger, statt sie zu schützen, unterdrücktet, statt sie zu beglücken, elend machtet; wie würdet ihr euch entehren, welcher Verachtung würdet ihr euch aussetzen, und bliebet ihr auch bey Menschen ungestraft, wie wolltet ihr den Ahndungen des höchsten Richters entfliehen! Aber Heil euch und dem Vaterlande, wenn ihr nichts ungebraucht lasset, was euch anvertraut ist; wenn sich Alles ordnet, bessert und verherrlicht, was unter eurem Einflusse steht; wenn ihr nicht aus Eigennutz und Ehrgeiz, sondern um des Gewissens willen Gutes wirket, wenn euch eine Frömmigkeit, eine Liebe zu den Brüdern, ein Eifer für die Pflicht beseelt, welche der allgemeinen Wohlfahrt jedes Opfer zu bringen bereit sind."

Gh.

Jena, gedruckt bey Schreiber und Comp.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google